Digitized by Google

Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wiſſenſchaften und Künſte
in alphabetiſcher Folge
von genannten Schriftſtellern bearbeitet
und herausgegeben von
J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section
A — G.

Herausgegeben von
J. G. Gruber.

Neunundzwanzigſter Theil.

Nachträge: DACIA — DZIURA-WIATRZINA und E — EBERGASSING.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.
Erſte Section.
A — G.

Neunundzwanzigſter Theil.

Nachträge: DACIA — DZIURA-WIATRZINA und E — EBERGASSING.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Neunundzwanzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Declamation . . . . Aesthetik.
Differentialrechnung . . . . Mathematik.
Ebene . . . . Mathematik.

Digitized by Google

Digitized by Google

DACIA. Die Wohnſitze des Volkes der Daker oder Geten werden von Strabon[1]), dem wir hier zunächſt folgen müſſen, an den Iſtros oder der Donau entlang geſetzt, und zwar als anſtoßend an die Sitze der germaniſchen Sueven zwiſchen der Donau und der Elbe. Es leidet alſo keinen Zweifel, daß Strabon alle die Völker, welche zu ſeiner Zeit von Presburg an nördlich von der Donau bis zu ihrer Mündung und ſüdlich von dem Joche der Karpathen, ja ſogar noch ſüdlich von der Donau vom Einfluſſe der Save an bis zum ſchwarzen Meere in einem großen Theile des heutigen Serviens und Bulgariens wohnten, unter dieſem Geſammtnamen begreift. Übrigens geſteht er ſelbſt, daß er von ihren Wohnſitzen und genauern Grenzen nur ſehr Weniges wiſſe, und daß auch dieſes Wenige ſehr unzuverläſſig ſei; und anders konnte es auch kaum ſein, indem erſt zu Auguſt's Zeit die Römer in nähere Bekanntſchaft mit dieſen Völkern kamen, indem Auguſt, um Thrakien und Pannonien vor den räuberiſchen Einfällen der Daker zu ſchützen, das ſüdliche Donauufer erobern und beſetzen ließ, und in eine römiſche Provinz, Möſien, verwandelte. Daher geht Strabon's Kenntniß kaum noch über das hinaus, was er bei Herodot und Poſidonius fand, ja ſogar Homer gilt ihm noch für eine nicht zu verwerſende Quelle. Späterhin berühren die Schriftſteller nur obenhin die Daker, die für ſie wenig Intereſſe haben; ſo Plinius, und Ptolemäos gibt nach ſeiner Weiſe nur die Grenzen und Völker- und Städtenamen der römiſchen Provinz Dacia. Dio Caſſius, der die dakiſchen Kriege Domitian's und Trajan's ausführlicher beſchrieben hatte, iſt nur noch im Auszuge übrig und über dieſe Kriege noch die einzige Quelle; denn Tacitus und Ammianus Marcellinus ſind für dieſen Theil der Geſchichte uns gänzlich verloren. Über die Blüthezeit Dakiens im 2. und 3. Jahrh. unſerer Zeitrechnung, als hier eine römiſche Cultur ſich eingedrängt hatte, von der ſogar jetzt noch nach 16 Jahrhunderten Überreſte ſich finden in Sprache und Sitten, iſt uns kein genügendes Zeugniß bei zuverläſſigen Schriftſtellern übriggeblieben; nur einzelne Trümmer, die wegen der Rohheit der Bewohner dieſes Landes zum Theil noch nicht einmal gehörig unterſucht worden ſind, erhalten noch das Andenken jener Zeit. Strabon, ſowie ſeine griechiſchen Gewährsmänner, halten dieſe Daker oder Geten, ſowie auch die ihnen verwandten Möſier oder Myſer, für Völker thrakiſchen Stammes, ohne jedoch dafür irgend genügende Beweiſe anzuführen; denn auch an eine Verwandtſchaft ſowol mit den germaniſchen Baſtarnern, als mit den keltiſchen Bojern, Skordiskern und Tauriskern, als auch mit den weiter gegen Norden und Nordoſten ſitzenden Sarmaten und Skythen wird gedacht. Es iſt nun freilich nichts ungewiſſer und unſicherer, als die Verſchiedenartigkeit oder Verwandtſchaft der Völkerſtämme bis in das Dunkel der Vorzeit zu verfolgen, auch wol kaum etwas weniger belohnend, als darüber eine Unterſuchung anzuſtellen, zumal bei einem untergegangenen Volke. Dennoch aber würde eine ſolche Unterſuchung bei den Dakern ein beſonderes Intereſſe haben, da ein Schriftſteller des 6. Jahrh., Jornandes, oder vielmehr der weiſe und gelehrte Caſſiodorus, den Jornandes excerpirt hat, von der Vorausſetzung ausgeht, daß die Daker oder Geten einerlei ſeien mit den Gothen, die ſchon in ganz frühen Jahrhunderten aus Skandinavien in die Länder ſüdlich von der Oſtſee eingewandert wären und nach manchen ruhmwürdigen Thaten und Schickſalen ſich am ſchwarzen Meere und an der Donau niedergelaſſen und dort Reiche geſtiftet hätten; woraus folgen würde, daß die Daker zu den eigentlichen und echten Germanen zu rechnen ſind. Jedoch da wir die duodecim Volumina des Caſſiodorus (De origine actuque Getarum) nicht ſelbſt mehr haben, ſondern nur einen Auszug daraus, von dem Jornandes geſteht, daß er ihn aus dem Gedächtniſſe, ohne das Werk ſelbſt noch zur Hand zu haben, gefertigt[2]), da wir über die Sitten, die Sprache, Geſetze, Kriegsverfaſſung der Daker ſo gut als gar keine Nachrichten mehr haben, ſo müſſen wir eine ſolche Unterſuchung billig von der Hand weiſen, und uns damit begnügen, einige Vermuthungen vorzutragen, über deren Zuläſſigkeit Andere urtheilen mögen.

Wenn auch das Zeugniß des Jornandes nicht volle Gültigkeit und unumſtößliche Gewißheit hat, ſo iſt es doch auf der andern Seite nicht ganz zu verſchmähen, zumal wegen des Gewährsmannes, der hier ſtatt ſeiner in die Schranken treten muß, des Caſſiodorus. Wenn dieſer in ſeinem Werke jene Anſicht über die Einwanderung der Gothen in das von den Griechen und Römern ſogenannte getiſche Land ausſprechen und ſo umſtändlich und weitläufig ausführen konnte, und zumal in jener Zeit, ſo dürfen wie wol ſchwerlich annehmen, daß blos die ähnlichen Klänge der Wörter: Geten und Gothen, ihn dazu verführt haben. Hätte irgend ein griechiſcher

1) *Strabo* Geogr. VII, 3, 1.

2) *Jornandes*, De reb. Get. praefat.

Digitized by Google

Geograph oder Hiſtoriker dieſe Nachricht uns überliefert, ſo möchten wir eher bedenklich darüber ſein; doch da ein Gothe es ſelbſt ſagt, da er auf alte Sagen ſeines Volkes ſich beruft, da er lange und ausführliche Geſchlechtsregiſter und Stammtafeln der Könige anführt (ab olim usque nunc per generationes regesque descendens), da außerdem auch ſchon bei Tacitus im öſtlichen Germanien Gothiner und Gothoner als zwei verſchiedene Völkerſchaften genannt werden, zu welchen noch die Guttonen des Plinius an der Küſte der Oſtſee, die Kotini des Dio Caſſius, die Guthones des Ptolemäus u. ſ. w. kommen, ſodaß alſo ſchon zu jener Zeit eine allmälige Verbreitung der Gothen nach Süden hin aus ihren Stammſitzen im ſüdlichen Schweden bemerkbar iſt, und überdies die Zeit der Einwanderung der Gothen in die Gegenden an der Donau und dem ſchwarzen Meere nicht genau nachgewieſen werden kann, dieſe Einwanderung ſelbſt aber keinem Zweifel unterworfen iſt, ſo ſcheint das Zeugniß des Jornandes, wenn nicht beſtimmte Facta widerſprechen, nicht ohne Weiteres verworfen werden zu dürfen, und auf jeden Fall mehr zu gelten, als das des ſechs Jahrhunderte ältern Strabon. Die Sache ſelbſt wird ſchon eine andere Geſtalt annehmen, wenn wir nur feſthalten, was bei der Geſchichte der ſogenannten Völkerwanderung nie aus den Augen gelaſſen werden darf, daß nicht das ganze Volk der Gothen, wenn es von Scandinavien aus in die Donaugegenden einwanderte, ſeine heimathlichen Sitze verließ, ſondern daß es nur die rüſtige kriegeriſche Jugend dieſes Volkes war, welche ſelbſtgewählte Kriegsoberſten aus der überfüllten Heimath ausführten, um in fernern Gegenden Abenteuer oder Wohnſitze zu ſuchen. Solche Heere ſetzten entweder über den Sund und die Belte nach Jütland über, wie die cimbriſch-teutoniſchen Schwärme, oder ſie ſegelten über die Oſtſee nach der preußiſch-livländiſchen Küſte und verbreiteten ſich von hier aus weiter nach Süden. Daher denn bei den ſucceſſiven Einwanderungen dieſer Art die verſchiedenen gothiſchen Staaten zwiſchen der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere und der Donau, die zu verſchiedenen Zeiten entſtanden oder unabhängig neben einander beſtanden, und nach den verſchiedenen Gegenden, wo ſie ſich bildeten, ſich anders modificirten. Denn nur der herrſchende Stamm in dieſen Reichen war ein gothiſcher; das eigentliche Volk bildeten die Nationen, die an dieſe Eroberer ihre Freiheit verloren hatten. Allmälig auch gingen die Eroberer, weil ſie die Minderzahl ausmachten, in die Unterjochten über, oder verſchmolzen mit ihnen, wie das bei den Germanen ohne Ausnahme geſchah, zu einem Volke, das mehr die Eigenthümlichkeit des Beſiegten als die des Siegers erhielt. Dieſes macht es ſo ſehr ſchwer, die Germanen auf ihren Zügen zu begleiten und zu verfolgen, und ſo mag dieſes Urſache geweſen ſein, daß z. B. Tacitus [3]) die Gothinen nicht mehr für Germanen halten will, weil ihre Sprache, da ſie ſich unter galliſchen Stämmen in Mähren niedergelaſſen hatten, galliſch geworden war. So alſo iſt leicht denkbar, daß wenn wir von der Erzählung des Jornandes alles dasjenige abnehmen, was Ausſchmückung durch die Sage iſt, doch die hiſtoriſche Thatſache übrig bleibt, daß in einer ſehr frühen Zeit gothiſche Scharen an der ſüdlichen Küſte der Oſtſee erſchienen und auf ihrem ſiegreichen Zuge, durch die Scharen der germaniſchen und ſlaviſchen Völker, auf welche ſie trafen, verſtärkt bis an die Donau kamen und zwiſchen der Donau und den Karpathen die dort wohnenden Völker, möchten ſie nun thrakiſchen oder ſarmatiſchen Stammes, oder beides ſein, unterwarfen und ſo ein Reich gründeten, das eine Zeit lang eine große Bedeutung haben konnte. Allmälig mochten freilich die herrſchenden Gothen in die unterworfenen Stämme übergehen und mit den Kelten, Thrakiern und Sarmaten ſich aſſimiliren; immer aber blieben ſie doch der herrſchende Stamm. So läßt ſich die weite Ausbreitung des Volkes von der Grenze Mährens bis an das ſchwarze Meer erklären, ſo die allgemeinen Namen, Daker und Geten, neben ſo vielen einzelnen Namen kleinerer Völkerſchaften, die unter jenem allgemeinen Namen mit begriffen ſind, ſo der höhere Grad der Cultur, beſonders einer religiöſen, und die ganz germaniſche Verbindung des Prieſterthums mit dem Königthume, ſo die Anſiedelung in Städten und der Ackerbau (ganz im Gegenſatze mit den Sarmaten im Oſten), ſo ganz vorzüglich die Erſcheinung zweier verſchiedener Stände, über welche wir bei Dio Caſſius ein merkwürdiges Zeugniß noch übrig haben u. ſ. w. Mag nun auch allerdings die Zeit dieſer Einwanderung nicht bis auf die Zeiten des Herkules hinaufzuführen ſein, ſo ſteht doch nichts im Wege, anzunehmen, daß ſie irgend einmal und noch vor 500 vor Chr. Geb. geſchah; auch hindert nichts, anzunehmen, daß von Zeit zu Zeit neue Gothenſchwärme denſelben Weg zogen und mit den ſogenannten Dakern oder Geten ſich entweder verbanden, oder in feindſelige Berührung kamen, und daß namentlich durch neue Ankömmmlinge im 3. Jahrh. eine neue Epoche für die gothiſchen Völker an der Donau begann.

Nach dieſen Andeutungen, denen man einiges Gewicht nicht wird abſprechen können, wollen wir aber die Sagengeſchichte bei Jornandes auf ſich beruhen laſſen, und uns wieder zu Strabon und den andern Quellen aus der claſſiſchen Zeit wenden. — In ihren Sitzen auf beiden Seiten der untern Donau bis zu den Karpathen kennt die Daker und Geten außer Strabon [4]) (der zwiſchen beiden den Unterſchied macht, daß die öſtlicher wohnenden Geten, die weſtlichern Daker geheißen haben ſollen; doch braucht er auch beide Namen ohne Unterſchied), auch Herodot [5]), Thukydides [6]), Diodorus Sic. [7]), Polybius [8]), Juſtinns [9]), Eutropius, Livius, Plinius [10]) u. ſ. w. Zuerſt erſcheinen ſie uns in hellern Zügen bei Gelegenheit deſſen, was uns Herodot und Strabon über ihren Geſetzgeber Zamolxis (oder Zalmoxis) erzählen. Der Letztere ſagt von ihm

3) *Tacit.* Germ. Cap. 41.

4) *Strabo* VII, 3, 12. 5) *Herod.* IV, 93. 6) *Thucyd.* II, 96. 7) *Diodorus Sic.* II, 45. 8) *Polybii* excerpt. de Legat. 62. 9) *Justin.* XXXII, 3. 10) *Plin.* IV, 12. Nach ihm iſt ihr eigentlicher Name Geten und Daker nur der von den Römern ihnen gegebene Name.

Folgendes [11]): „Man erzählt von einem Geten, Namens Zamolxis, daß er bei Pythagoras diente und von ihm Einiges aus der Himmelskunde lernte, Manches auch von den Ägyptern; denn auch bis zu dieſen war er umhergeſtreift. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er hochgeachtet bei Fürſten und Volk, weil er die Vorbedeutungen auslegte. Endlich beredete er den König, ihn als einen die Befehle der Götter zu verkünden fähigen Mann zum Theilnehmer an der Herrſchaft aufzunehmen. Anfänglich wurde er zum Prieſter des bei den Geten geehrteſten Gottes beſtellt, nachher aber ſelbſt ein Gott genannt. Jetzt in einer allen Andern unzugänglichen Höhlengegend ſich einſiedelnd, lebte er daſelbſt, ſelten mit der Außenwelt verkehrend, außer mit dem Könige und ſeinen Dienern. Ihn unterſtützte ſelbſt der König, welcher ſah, daß die Menſchen ihm viel williger als ehedem gehorchten, weil er ſeine Befehle auf den Beirath der Götter ausgab. Auch der Berg wurde heilig gehalten und der heilige benannt; ſonſt heißt er, dem vorbeiſtrömenden Fluſſe gleichnamig, Kogaionon. Dieſe Sitte hat beſtanden bis auf uns herab, indem ſtets ein Mann von ſolcher Perſönlichkeit ſich fand, welcher dem Könige als Berather beiſtand und von den Geten ein Gott genannt ward. Dann auch noch, als Byrebiſtas die Geten beherrſchte, gegen welchen Cäſar der Göttliche ſchon einen Feldzug bereitete, hatte Dekaineos dieſe Würde" u. ſ. w. Herodot [12]) erzählt die Geſchichte des Zamolxis etwas anders, bemerkt aber noch dabei, daß derſelbe die Unſterblichkeit der Seelen gelehrt habe, ſowie, daß er ihn für noch älter halte, als Pythagoras. Auch rühmt er die Geten als ein höchſt gerechtes und edles Volk eben wie Strabon, der ſie eifrige Verehrer der Gottheit nennt. — Als ſpäter (514 v. Chr. Geb.) Darius ſeinen Zug gegen die Skythen unternahm und alle übrigen Völker zwiſchen dem Bosporus und dem Iſter ſich ohne Kampf unterwarfen, widerſetzten ſich die Geten mit aller Macht, wurden aber geſchlagen und mußten dem Perſer huldigen, deſſen Kriegsheer ſie nun durch ihre Scharen verſtärkten. Zur Zeit des peloponneſiſchen Kriegs machten die Geten einen Theil des großen Reiches des thrakiſchen Sitalkes aus und begleiteten dieſen auf ſeinem Zuge gegen Makedonien [13]). Später wurden ſie mit andern thrakiſchen Stämmen von Philipp von Makedonien angegriffen, als dieſer ſeine Eroberungsplane gegen Iſtriana und andere griechiſche Städte am Pontus verfolgte; doch ward der Krieg durch einen Vergleich geendet. Einfälle, welche ſie in Makedonien machten, zogen ihnen einen Überfall des Alexander zu, der bei Verfolgung des Syrmos, Königs der Triballer, bis an die Donau kam, über dieſelbe ging, die Stadt der Geten zerſtörte, nachdem er aber mit dieſen Frieden geſchloſſen, eiligſt wieder über die Donau nach Thrakien und Makedonien zurückging [14]). Als aber ſpäterhin (um 285 v. Chr. Geb.) Lyſimachus, nachdem er ſich in den Beſitz Makedoniens geſetzt, auch die Thrakier und Geten unterwerfen wollte und über die Donau ging, ward er vom Könige der Geten, Dromichaites, in das Innere des Landes gelockt, dort eingeſchloſſen und mit ſeinem Heere zur Übergabe gezwungen. Jedoch Dromichaites brauchte ſeinen Sieg auf eine edle Weiſe. Er zeigte dem gefangenen Lyſimachus ſeine und des getiſchen Volkes Armuth und Genügſamkeit, und rieth ihm, ſolche Menſchen nicht zu bekriegen, ſondern als Freunde zu behandeln, und als er ſolches geſprochen und ihn bewirthet hatte, ſtiftete er einen Freundſchaftsbund und entließ ihn. Von dieſer Zeit an ſcheinen die Geten ihre Herrſchaft immer mehr ausgedehnt und allmälig die Skythen, welche zu Herodot's Zeit und ſpäter noch in einem Theile der Walachei, in der Moldau und in Beſſarabien und noch weiter hinauf bis zum Dnieſter und Dnieper ſaßen, verdrängt zu haben; denn eben in dieſen Gegenden kamen ſie mit den griechiſchen Colonien am Pontus in vielfachen Streit; doch hatten ſie hier bald ſchwere Kämpfe mit den Baſtarnern, einem halbgermaniſchen Volke, das ſich an den Karpathen entlang, wahrſcheinlich am nördlichen Abhange derſelben durch Galizien, Podolien und die Ukraine bis an den Pontus fortgeſchoben hatte. In dieſen Kämpfen unterlagen eine Zeit lang die Geten, oder vielmehr, wie hier Juſtin ſagt, die Daker [15]), welche von ihrem Könige Droles für ihre Feigheit dadurch geſtraft wurden, daß ſie ſich in ihren Betten mit den Köpfen nach Unten legen, auch ihre Weiber bedienen mußten, ſtatt daß ſie ſich ſonſt von dieſen hatten bedienen laſſen. Bald aber löſeten ſich die Daker durch ihre Tapferkeit wieder von dem Schimpfe dieſer Strafe. Die Folge dieſer Kämpfe war, daß die ganze Gegend zwiſchen dem Meere und dem Pruth, ja ſogar wol noch weiter, menſchenleer und eine Wüſte ward; wenigſtens ward ſie zuerſt den Römern als eine ſolche bekannt unter dem Namen der getiſchen Wüſte. Ob die Daker, eben wie die Baſtarner, Antheil an den makedoniſchen Kriegen und dem Kriege des Mithridates genommen haben, iſt unbekannt; doch erhob ſich bald nachher wieder das Volk der Daker zu neuer Macht. Strabon erzählt Folgendes [16]): „Byrebiſtas, ein getiſcher Mann, welcher ſich zur Beherrſchung des Volkes aufſchwang, empfing die Menſchen durch häufige Kriege tief geſunken, hob ſie aber durch Arbeitſamkeit, Nüchternheit und Folgſamkeit gegen ſeine Befehle ſo hoch empor, daß er binnen wenigen Jahren ein großes Reich errichtete und die meiſten Nachbarvölker der Geten unterwarf. Schon wurde er ſogar den Römern furchtbar, indem er kühn den Iſtros überſchritt und Thrake ausplünderte bis gen Makedonia und Illyris. Er verwüſtete auch die den Thrakern und Illyriern zugemiſchten Kelten, die Boier aber unter Kritaſiros vernichtete er völlig, auch die Taurisker. Für die Folgſamkeit der Unterthanen hatte er als Beiſtand den Dekaineos, einen Betrüger, welcher in Ägyptos umhergeſtreift war und einige Vorbedeutungen erlernt hatte, aus

11) *Strabo* VII, 3, 5. (überſ. v. Groskurd.) 12) *Herod.* l. l. 13) *Thucyd.* l. l. 14) *Strabo* VII, 3, 8.

15) *Justin.* XXXII, 3. 16) *Strabo* VII, 3, 11.

welchen er die göttlichen Befehle verkündigte, und beinahe wurde er als Gott erkannt. Von jener Folgſamkeit der Geten diene zum Beweiſe, daß ſie ſich bereden ließen, den Weinſtock auszurotten und ohne Wein zu leben. Nun wurde zwar Byrebiſtas, ehe die Römer eine Heerſchar gegen ihn abſchickten, von einigen zuvorkommenden Empörern abgeſetzt; jene aber, welche nun die Herrſchaft übernahmen, ſchieden ſich in mehre Theile, damals in vier Theile, neuerlich aber, als Cäſar Auguſtus eine Heerſchar gegen ſie ſchickte, in fünf Theile" u. ſ. w. — Wegen dieſer immer mehr drohenden Macht der Daker wurden zum Schutze Makedoniens mehre römiſche Heere gegen ſie abgeſandt, welche aber meiſtens nur bis an den Balkan gelangten und ſich damit begnügten, bis dahin die Angreiſer zurückzudrängen. Druſus kam nach Florus (III, 4) weiter und warf die Daker bis über die Donau. C. Scribonius Curio (a. U. 680) ging über die Donau und wollte in Siebenbürgen eindringen; doch gab er aus Furcht vor den Bergen und Wäldern die Expedition auf. Sein Nachfolger, M. Licinius Lucullus, aber ging im J. 681, wenn dem Florus zu trauen iſt, nicht nur über die Donau, ſondern durchzog ſiegreich ihr Land bis zum Tanais (Don) und zum aſowſchen Meere. Auch Antonius, der College Cicero's im Conſulat, und Piſo, unter deſſen Conſulat Cicero verbannt wurde, kämpften von Makedonien aus gegen die Donauvölker, doch nicht mit Glück. Eine Zeit lang hörten die Kriege nun auf, bis Auguſtus, zur Alleinherrſchaft gelangt, ſie wieder aufnahm. Die Daker nämlich hatten, auf den Auguſtus zürnend, weil er Foderungen, die ſie gemacht, abgewieſen hatte, ſich mit dem Antonius verbündet und dieſen gegen Auguſtus unterſtützt. Doch hatten ſie ihm den Sieg nicht gebracht, und gefangene Daker mußten in Rom a. U. 725 bei der Einweihung des Tempels des Divus Julius mit Gefangenen von den Sueven als Gladiatoren kämpfen. Sofort ward dann auch M. Craſſus gegen die Daker und Baſtarner ins Feld geſchickt, welche über den Iſter gegangen waren und Thrakien verheerten. Craſſus ſchlug und überwand die Möſier am ſüdlichen Ufer der Donau, überfiel dann die Baſtarner, die er mit Hilfe des Kolos, eines Anführers der Geten, der ſich mit den Römern verbunden hatte, ſchlug, ſowie er die meiſten Völker ſüdlich von der Donau durch ſeine Waffen ſchreckte. Mit Hilfe des Kolos überwand er dann auch einen andern getiſchen Fürſten Dapyx und eroberte die feſte Stadt Genukla am Iſter [17]). Damals ward Möſien zur römiſchen Provinz gemacht; doch war der Beſitz derſelben den Römern noch nicht ſicher. A. U. 742 waren die Daker über den gefrorenen Iſter gegangen und hatten Pannonien verheert; deshalb ward Tiberius gegen ſie geſandt, der ſie züchtigte [18]). Später machte einen neuen Feldzug gegen ſie Lentulus [19]), der ſie aber auch nicht in ihren Bergen anzugreiſen wagte, ſondern nur durch Caſtelle das Ufer ſchützte. Auch unter Tiberius machten ſpäter die Daker ungeſtraft Einfälle in Möſien [20]), indem Tiberius keinem ausgezeichneten Feldherrn ein Commando anvertrauen wollte. Unter der Regierung des Auguſtus ſcheint es geſchehen zu ſein, daß Älius Catus [21]) fünf Myriaden Menſchen aus dem getiſchen Lande auf das ſüdliche Ufer der Donau verſetzte und dort ſich anbauen ließ; überhaupt hatte von nun an die Herrſchaft der Geten am ſüdlichen Ufer der Donau ein Ende. Auch von einer andern Seite her wurden damals die Geten bedrängt. In den Ebenen Oberungerns, nämlich zwiſchen der Donau, Gran und Theiß, ließen ſich ungefähr zur Zeit der Regierung des Kaiſers Claudius, ſarmatiſche Jazygen nieder [22]), welche die Daker aus dieſen Gegenden vertrieben und über die Theiß, nach Siebenbürgen zurückwarfen. Auch den Strich am Ausfluſſe der Donau erhielten ſie nicht wieder, ſondern hier ſiedelten ſich neben den nördlicher wohnenden Baſtarnern die Roxolaner und aus Thrakien von den Römern vertriebene Triballer an, und in dieſen Grenzen blieben ſie bis auf die Zeit des Domitianus, wo ein kühner Mann an die Spitze der Daker ſich ſtellte, die verſchiedenen Theile des Volkes wieder vereinigte, es plötzlich zu hoher Bedeutſamkeit erhob und zu Ruhm und Sieg führte, und durch ſein Bündniß mit den benachbarten Germanen furchtbar den weltherrſchenden Römern ſogar die Schande eines Tributs aufbürdete, bis er endlich den Waffen und dem Glücke Trajan's erlag.

Dieſer Mann war Diurpaneus (nach Droſins), oder Dorpaneus (nach Jornantes. Cap. 13), oder wie ihn Dio Caſſius [23]), Petrus Patricius [24]), Eutropius [25]), Martialis [26]) (Treb. Pollio trig. Tyr. Cap. 10) nennen, Decebalus. Doch ſcheint ſein eigentlicher Name Diurpaneus geweſen zu ſein, und Decebalus, wofür man auch Decibalus, Decebelios, Deceballus findet, iſt nur der Name der königlichen Würde bei den Dakern, quasi Dacorum Baal, wie Reimarus zu Dio Caſſius (LXVII, 6) bemerkt. Auch gehört hierher noch die Bemerkung des jüngern Plinius in ſeinem Briefe an Caninius, der Trajan's dakiſchen Krieg in einem griechiſchen Heldengedichte beſingen wollte (Ep. VIII, 4), daß die dakiſchen Namen und beſonders der Name des Königs, ſelbſt nicht in einen epiſchen Vers paſſe, weshalb es leicht zu denken iſt, daß dieſe Barbara et fera nomina (ingentia nomina Paneg. 17) ſehr verſtümmelt und entſtellt auf uns gekommen ſein müſſen. — Deceballus war, wie es ſcheint, nicht von königlichem Stamme, ſondern König war Duras; doch trat ihm dieſer, wegen ſeiner ausgezeichneten Talente und ſeiner Kriegserfahrung, die Königswürde freiwillig ab. Wir kennen die Entwürfe des Deceballus nicht, ſowie auch nicht, durch welche Mittel er dieſelben zu erreichen verſuchte. Bei der engen Verbindung, in der er ſpäter mit römiſchen Handwerkern und Künſtlern und Ausgewanderten aller Art ſtand, iſt wahrſcheinlich, daß er das

17) *Dio Cass.* LI, 22. 18) *Dio Cass.* LIV, 36. 19) *Florus* IV, 12, 19.

20) *Sueton.* Aug. 21. Tib. 41. 21) *Strabo* VII, 3, 10. 22) *Plin.*, H. N. IV, 12. 23) *Dio Cass.* LXVII, 6. 24) *Niebuhr*, Corp. hist. Byz. I. p. 122. 25) *Eutr.* VIII, 2. 26) *Mart.* VI, 76.

Digitized by Google

römiſche Reich genauer kannte und den damaligen Zuſtand deſſelben, daß er in Rom geweſen war und von Domitianus Kunde hatte, und grade darauf ſeinen Entwurf gründete, ein ſogar den Römern gefährliches Reich an der untern Donau zu ſtiften. Auf jeden Fall erfüllte eine große Idee die Seele des Mannes, und der Mittel, die dahin führten, war er nicht unkundig. Auch beurtheilte er den Domitian richtig, welcher nicht nur ſelbſt kein Feldherr war, ſondern auch, von Eiferſucht und Argwohn getrieben, tüchtige Feldherren nicht an die Spitze der Heere ſtellte, oder ausgezeichnete und ſiegreiche Feldherren im Laufe ihrer Siege zurückrief, wie ſo eben den Agricola, den Überwinder Caledoniens. Decebalus rüſtete daher ſowol ſelbſt ein großes Heer, als er auch durch Bündniſſe mit ſeinen Nachbarn ſich zu verſtärken ſuchte. Dahin gehörten zunächſt die Jazygen und die ſueviſchen Völkerſchaften an der mittlern Donau, ganz beſonders aber die mächtigen und zahlreichen Stämme der Markomannen und Quaden, welche ſogar mit eigenen Kräften einen Krieg gegen die Römer unternahmen. Ja ſogar mit den Chatten, ſelbſt mit den Parthern hatte er Verbindung angeknüpft. Auf dieſe Macht vertrauend ging er über die Donau und brach in Möſien ein, wo Appius Sabinus [27]) als Legat den Oberbefehl führte. Sabinus ward entweder unvorbereitet überfallen, oder er war mit zwei Legionen, und von den Bundesgenoſſen verlaſſen, zu ſchwach, um dem Decebalus zu widerſtehen. Die Römer wurden geſchlagen, die Beſatzungen in den Caſtellen zur Übergabe genöthigt, Sabinus ſelbſt getödtet. Ganz Möſien und wahrſcheinlich auch Pannonien von den Dakern ungeſtraft durchzogen, ausgeraubt und verwüſtet. Dieſes geſchah im J. 839, n. Chr. Geb. 86. So unerhörtes Unglück erſchreckte die Römer; nicht blos die Grenze des Reichs war gefährdet, ſondern die Winterlager der Legionen eingenommen und ganze Provinzen vom Feinde beſetzt. Die öffentliche Stimme in Rom verlangte jetzt den Agricola zum Anführer [28]); aber Domitian beſchloß ſelbſt die Ehre der Überwindung der Daker für ſich zu gewinnen, und begab ſich deshalb mit einem zahlreichen Heere nach Illyrien, wo er aber an der Grenze Möſiens verweilte und ſich den Lüſten, die ihn beherrſchten, hingab, während er die Anführung des Heeres dem Cornelius Fuſcus, dem Anführer der prätorianiſchen Leibwache, einem in Schwelgerei zerfloſſenen Manne, übertrug. Decebalus ſcheuete den Angriff eines ſo gewaltigen Heeres, das aus allen Streitkräften des Staats zuſammengezogen war, räumte die römiſche Provinz und ſchickte Geſandte an den Domitian wegen des Friedens. Dieſer aber, im Vertrauen auf ſein Heer, wies alle Anträge ab und befahl dem Fuſcus vorzudringen, über die Donau zu gehen und den Decebalus in ſeinem eigenen Lande anzugreifen. Nachdem die Römer auf einer Schiffbrücke den Strom überſchritten hatten, ſchickte Decebalus, jetzt der Hoffnung gewiß, die Römer abzuſchneiden, zu ſchlagen und zu vernichten, noch einmal Geſandte und bot Frieden, wenn er von einem jeden einzelnen römiſchen Bürger jährlich zwei Obolos Tribut erhielte [29]); wo nicht, ſo drohete er mit einem ſchrecklichen Kriege. Doch es kam zur Schlacht und die Römer wurden überwunden. Noch mehre blutige Niederlagen folgten, welche zuletzt damit endeten, daß Fuſcus in einer entſcheidenden Schlacht das Leben verlor, das ganze römiſche Heer aufgerieben ward und die Daker das ganze römiſche Lager mit ſeinen Schätzen, den Feldzeichen und dem Kriegsgeräthe eroberten. Doch der Tod des Fuſcus war den Römern zum Glücke; denn nun erhielt die Anführung eines neuen Heeres, das gegen die Daker geſandt wurde, der tapfere und einſichtsvolle Julianus. Dieſer, nachdem er die Kriegszucht im römiſchen Heere wieder hergeſtellt hatte, trieb den Decebalus zurück, ging wieder über die Donau und ſchlug die Daker in einer Hauptſchlacht bei Tapai (einem der Hauptpäſſe Dakiens [30])), in der Nähe der Hauptſtadt des dakiſchen Königs, und würde ſich auch dieſer bemächtigt haben, wenn nicht die Liſt des vielgewandten Decebalus ſie vor einem Angriffe der Römer geſchützt hätte. Er ließ nämlich in der Nacht einen Wald vor der Stadt auf Mannshöhe umhauen und die Stumpfe mit Waffen und Rüſtungen behängen. Bei Aufgang der Sonne hielt Julianus dieſes für ein neues mächtiges Heer, das zum Schutze der Stadt erſchienen wäre und nicht ſtark genug einen neuen Kampf zu wagen, zog er ſich zurück. Auch in der vorhergehenden Schlacht hatte Vezinas, der Nächſte in der Würde nach Decebalus, durch eine ähnliche Liſt, als wodurch Falſtaff dem Schwerte des Heißſporn entging, ſich Freiheit und Leben gerettet. Von römiſchen Kriegern umzingelt und die Unmöglichkeit ſehend, durch die Flucht zu entkommen, ſtürzte er ſich, als ob er tödtlich getroffen wäre, zu Boden, wo er unter den Erſchlagenen liegen blieb, bis er in der Nacht glücklich wieder zu den Seinigen entkam. — So waren die Römer wieder im Glücke und der Krieg hätte ein für die Römer ehrenvolles Ende haben können, wenn nicht Domitianus die Thorheit begangen hätte, grade im entſcheidenden Augenblicke die mächtigen Markomannen und Quaden zu reizen. Weil dieſe, mit Decebalus im Bunde, dem Domitianus Hilfsvölker zu ſtellen verweigert hatten, ſo kam Domitianus, auf die glücklichen Erfolge des Julianus ſtolz, mit einem Heere nach Pannonien, um an den Markomannen und Quaden Rache zu nehmen. Dieſe wollten den Sturm abwenden und ſchickten noch einmal Geſandte an Domitianus, um Frieden zu ſchließen; Domitianus aber ließ dieſe Geſandte ermorden. Nun entbrannte die Wuth und Rache dieſer Völker; ſie warfen ſich mit ihrem Heerbanne auf den Kaiſer und trieben ihn und das römiſche Heer in

27) Nach anderer Leſart Oppius Sab. oder Poppäus Sab.; cf. *Dio Cass.* LXVII, 6, 7. *Jornand.*, De reb. Get. 13. *Orosius* VII, 10. Schol. ad *Juv.* Sat. IV, 112. Auch überhaupt über die dakiſchen Kriege: *v. Engel*, Comment. de expedit. Trajani ad Danub. (Wien 1794), und *Mannert*, Res Trajani ad Danub. gestae 1793. Auch Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 4. Th. S. 183—201. 28) Cf. *Tacit.* Agric. 41.

29) *Petrus Patricius*, Excerpt. 3. 30) Wahrſcheinlich der Eiſerne Thorpaß.

Digitized by Google

die Flucht. Domitianus, in großer Bedrängniß, ſchickte nun Boten an den Decebalus und trug dieſem den Frieden an, den er früher verweigert hatte, und Decebalus, jetzt von Julianus gedrängt und wohl einſehend, daß er durch Klugheit vom eitlen Kaiſer leicht einen günſtigen Frieden erlangen würde, willigte ein. Zu ſtolz aber, ſelbſt vor dem Kaiſer zu erſcheinen und den Frieden zu unterhandeln, ſandte er einen ſeiner Unterfeldherrn Diegis zu demſelben mit einer Anzahl römiſcher Waffen, die er erbeutet, und einer Anzahl römiſcher Gefangener, indem er vorgab, nicht mehre als dieſe gemacht zu haben. Domitian nahm dieſes als Zeichen der Unterwerfung an und ſchmückte den Diegis mit einem Diadem. Darauf ſchloß er den Frieden unter der Bedingung ab, daß alles wieder hergeſtellt werden ſollte, wie vor dem Kriege, und für die Rückgabe der Gefangenen und Waffen erhielt Decebalus den Titel eines befreundeten Königs (dieſes lag in der Ertheilung des Diadems), große Geſchenke an Geld, Zuſendung von Künſtlern und Handwerkern aller Art zum Behufe des Friedens wie des Krieges, und eine jährlich zu bezahlende Geldſumme aus dem kaiſerl. Schatze. Auf dieſen Frieden mit den Dakern folgte nun auch ein anderer Friede mit den Markomannen und Quaden, worauf Domitianus mit ſeinem Heere, das er, als wenn es ſiegreich geweſen wäre, mit Ehrenzeichen und Geld, welches er in den römiſchen Provinzen erpreßt hatte, reichlich beſchenkte, nach Rom zurückging, um ſeinen Triumph zu feiern (a. U. 844, n. Chr. Geb. 91). Geſandte des Decebalus an den Senat begleiteten ihn, und auch ein Brief deſſelben ward dem Senat übergeben, in welchem derſelbe, um Domitian's Triumphe einigen Glauben zu erwecken, Unterwürfigkeit gelobte. Auch allerlei Kriegsbeute ward gezeigt, doch nicht dem Feinde abgenommen, und wenn ſchon einige Dichter Domitian's Heldenthaten prieſen, ſo ſpottete derſelben doch das Volk und zürnte ob der Schande. — Dieſes iſt, was wir vom erſten dakiſchen Kriege wiſſen, der größere Niederlagen den Römern brachte, als Germanen und Parther bisher noch zugefügt hatten, und eine Schande, wie kein anderer Krieg jemals. Schade nur, daß über denſelben ſich nur einige Bruchſtücke aus des Xiphilinus Epitome der Geſchichte Dio's und einige unvollkommene Notizen bei Oroſius und Jornandes erhalten haben, während uns des Tacitus ausführliche Geſchichte dieſes Kriegs, die Oroſius citirt [31]), verloren gegangen iſt.

Aber Decebalus ſollte nicht lange die Vortheile dieſes Friedens genießen, denn ſein Verhängniß wollte, daß grade in dem Jahre, in welchem Domitianus ſeinen lügneriſchen Triumph über die Daker feierte, Trajanus ſein erſtes Conſulat verwaltete und damit für den Anfang eines glücklichern Jahrhunderts des römiſchen Staates dem Schickſale gezeigt wurde. Schon nach fünf Jahren ward Domitianus von ſeinen Palaſtgenoſſen ermordet und damit die römiſche Welt von dieſer Geißel befreit (18. Sept. 96 n. Chr. Geb.) und es beſtieg der alte, aber energiſche Nerva den Thron Cäſar's, auf dem er zwar ſelbſt nicht viel Denkwürdiges ausführte, indem er ſchon am 27. Jan. 98 ſtarb, aber durch die Ankündung des Trajan, der als Legat im untern Germanien ſtand, einen tapfern, talentvollen Mann in der Blüthe ſeiner Jahre, den ſpäter der Senat mit dem Ehrentitel: „Beſter aller Fürſten," ehrte, die Bürgſchaft der Wiederherſtellung des Glückes und der Majeſtät des Staates gab. Kaum war Trajan im J. 99 nach Rom gekommen, als er ſofort beſchloß, die Schande des dakiſchen Tributs zu tilgen [32]), welcher, wenn auch nur unter dem Namen eines Geſchenkes, bisher regelmäßig alljährlich bezahlt worden war; auch hatte Decebalus ſeit dem Frieden nie aufgehört, unter dem Vorwande von Beleidigungen, die ſeinen Unterthanen zugefügt wären, neue Geldopfer zu erzwingen, ja ſogar er hatte ungeachtet des Friedens feindliche Einfälle in die römiſche Provinz gemacht. Als er jedoch die Nachricht von der Thronbeſteigung Trajan's erhalten, erkannte der ſcharfſichtige Mann, daß die Zeiten Domitian's vorüber wären, und er ſchickte deshalb ſofort Geſandte an dieſen und verhieß als treuen Freund und Bundesgenoſſen ſich den Römern zu bewähren, und verlangte dafür, ohne des frühern Tributes weiter zu gedenken, nur eine jährliche Geldunterſtützung unter dem Titel eines Geſchenkes. Jedoch dieſe Vorſchläge fanden keinen Eingang bei Trajan, vielmehr des Krieges mit den Dakern gewiß, war er nur deshalb ſo ſpät erſt aus Germanien nach Rom zurückgekehrt, um die Germanen erſt durch ſeine Waffen zu ſchrecken und friedliche Verhältniſſe mit ihnen herzuſtellen, damit er von der Seite her volle Freiheit hätte, ſeine ganze Macht gegen die Daker allein zu wenden. So erklärte er denn im Herbſte des J. 100 oder gewiß im Beginne des Frühlings 101, dem Decebalus den Krieg, zu welchem er ſchon das Jahr vorher alle Vorbereitungen getroffen hatte. Fünf Legionen machten den Kern ſeiner Macht aus; es begleiteten ihn zahlreiche Hilfsvölker aus Pannonien, Möſien und Thrakien, bataviſche und numidiſche Reiterei, auch Scharen der Burier, einer mächtigen germaniſchen Völkerſchaft im heutigen Galizien. Er ſelbſt führte den Oberbefehl, tapfere und zuverläſſige Unterfeldherren begleiteten ihn, unter dieſen auch der nacherige Kaiſer Hadrian. Da Decebalus den ihm drohenden St[illegible] nicht mehr abwenden konnte, ſo beſchloß er, das [illegible] Land aufzugeben und ſich in ſeinen Bergen, die nur von ſehr wenigen Seiten her durch ſchwierige, Thore ähnliche Engpäſſe einen Zugang verſtatten, zu vertheidigen; auch er hatte ſich gerüſtet und durch zahlreiche Bundesgenoſſen verſtärkt. Daß ein großer denkwürdiger Krieg begann, war gewiß; dafür bürgte die Kraft der ſtreitenden Völker, das Talent der Feldherren und Fürſten, die Natur ſelbſt, die durch einen ungeheuren [illegible]enden Strom und faſt unerſteigliche Gebirge die Str[illegible]nden von einander fern halten zu wollen ſchien. [illegible] geſpannter Erwartung ſahen die Zeitgenoſſen den Ereigniſſen zu und

31) *Orosius* VII, 10. Cornelius Tacitus qui hanc historiam diligentissime contexuit etc.

32) Cf. *Dio Cassius* LXVIII, 6 [14].

harrten auf den Ausgang, und Caninius hielt es der Mühe werth, Trajan's dakiſche Thaten in einem griechiſchen Epos zu beſingen, ſowie Trajan ſelbſt den Beruf fühlte, durch ſelbſtverfaßte Commentare, wie der große Cäſar, das Gedächtniß ſeiner Thaten auf die Nachwelt zu bringen. Aber auf uns iſt nur eine ſehr dürftige Kunde von dieſem Kampfe der zwei damals mächtigſten Staaten der Erde gekommen; außer einigen Capiteln des Epitomators Xiphilinus nichts weiter von Belang; denn auch Jornandes verſchmäht es, den Übergang der Daker zu berichten. Von Trajan's Commentaren aber nur ein Paar Zeilen bei Grammatikern [32]), und das Meiſte wäre dunkel, wenn nicht Itinerarien und Trümmer von Caſtellen, Lagern, Wegen und Brücken oftmals Auskunft gäben, und vor allem nicht die herrliche Trajansſäule [33]) in Rom durch ihre Basreliefe beredter ſich erwieſen hätte, als der von ſolchen Thaten ſtumme Mund der Geſchichtſchreiber. — Trajan ließ zwei Brücken über die Donau ſchlagen, die eine im temeswarer Bannat, in der Nähe von Gradiska und Ujpalanka, die andere 23 Meilen weiter abwärts bei Columbina oder Lukadnitza; über die obere Schiffbrücke ging er ſelbſt mit dem Hauptheere und zog dann am Fuße der Gebirge fort bis nach Tibiscum, einer Stadt am Zuſammenfluſſe der Biſtra und Temeſch. Hier erſt begegnete ihm Decebalus mit ſeinem Heere, um auf einem ihm günſtigen Gelände und ehe noch das andere römiſche Heer ſich mit dem Hauptheere vereinigt hätte, eine Hauptſchlacht zu liefern. Auch ſcheint die Stimmung unter den Römern nicht die beſte geweſen zu ſein; wenigſtens ward dem Trajan ein Pilz von ungeheurer Größe gebracht, den man im Walde gefunden haben wollte, auf welchem mit lateiniſchen Buchſtaben geſchrieben ſtand, daß die Burier und andere Bundesgenoſſen den Trajan ermahnten, zurückzugehen und Frieden zu ſchließen. In der nun folgenden Schlacht erkämpfte freilich Trajanus den Sieg, aber einen überaus blutigen Sieg; die Anzahl der römiſchen Verwundeten war ſo groß, daß es an Linnen fehlte, um ſie alle zu verbinden, wo denn Trajan ſogleich ſeine eigenen Unterkleider hergab und zerriß; auch ließ er auf dem Schlachtfelde zum Andenken an die Gefallenen einen Altar erbauen und befahl dort alljährlich Opfer darzubringen. Auf dieſen Sieg erfolgte die Eroberung der dakiſchen Stadt (wahrſcheinlich Tibiscum) und nach Anlegung einer Reihe von Caſtellen, um ſeine Verbindung mit der Donau ſich zu ſichern, begann er den Zug ins Gebirge an der Biſtra aufwärts. Hier kam ihm eine Geſandtſchaft des Decebalus entgegen, welche Friedensanträge machte. Aber weil dieſe Geſandten eine ſtolze Rede führten, auch ſie aus der niedern Volksclaſſe (den Barhauptigen) gewählt waren und nicht aus der vornehmern Claſſe (den Hütetragenden; denn in dieſe zwei Claſſen zerfiel nach Dio Caſſius und Petrus Patricius das geſammte Volk, die κομῆται und πιλοφόροι, von denen die letztern einen prieſterlichen Adel ausgemacht zu haben ſcheinen), ſo wurden ſie ungehört wieder zurückgeſchickt. Auf dem weitern Zuge ins Gebirge vereinigte ſich mit dem Hauptheere der andere Heerhaufen, welcher unter der Anführung des Luſius Aſer auf der zweiten Schiffbrücke bei Columbina über die Donau gegangen und dann an der Czerna aufwärts durch die Päſſe an den Quellen der Temeſch (dem ſzlatinaer Schlüſſel) vorgedrungen war, und obſchon er unſägliche Beſchwerden hatte überwinden müſſen, dennoch immer ſiegreich mit dem Feinde gekämpft und ihrer viele erſchlagen und gefangen genommen hatte. Nach der Vereinigung beider Heere und nachdem eine Brücke über die Biſtra geſchlagen war, gelangte man an den Eiſernen Thorpaß, welcher von dieſer Seite her den Eingang Siebenbürgens ſchließt. Hier erwartete die Römer aufs Neue das dakiſche Heer, und erſt in Folge einer blutigen Schlacht, welche die Trajansſäule umſtändlich abbildet, die aber der Epitomator des Dio übergeht, gelang es den Römern, ſich den Engpaß zu eröffnen. Nun ſtieg das römiſche Heer in die Hochthäler Siebenbürgens hinab und langte in der Nähe der Hauptſtadt Sarmizegethuſa an. Hier koſtete es noch einen neuen Kampf, den gleichfalls der Epitomator verſchweigt; die Römer ſiegten und die Hauptſtadt fiel. Decebalus ſammelte freilich die Reſte ſeiner Scharen und zog ſich in die weiter öſtlich gelegenen Caſtelle zurück; doch an dem günſtigen Erfolge ſeines Widerſtandes jetzt verzweifelnd, ſchickte er aufs Neue Geſandte wegen des Friedens, und zwar jetzt Geſandte vom Adel. Trajan, wohl bedenkend, daß man einen mächtigen Feind in ſeinem Unglücke nicht aufs Äußerſte bringen dürfe, und daß derſelbe noch immer Mittel genug zum Widerſtande habe, ging jetzt auf die Friedensvorſchläge des Feindes ein. Auch war ja die Schande, die Decebalus dem römiſchen Namen angethan hatte, abgewaſchen, ſeine Hauptſtadt erobert, die bei der Niederlage des Fuſcus verlorenen Feldzeichen und Adler wieder erobert; auch mochte er wegen der Angelegenheiten in Rom nicht wünſchen, daß der Krieg ſich noch mehr in die Länge ziehe. Decebalus ſelbſt erſchien im römiſchen Lager, warf ſich zu Trajan's Füßen und überließ ſich ſeiner Gnade. Dieſer zwang ihn, den Theil ſeines Landes, den die Römer erobert hatten, abzutreten, ſeine Waffen und Kriegsmaſchinen und die Verfertiger derſelben, ſowie auch alle Überläufer, auszuliefern und in Zukunft keinen derſelben mehr aufzunehmen; alle Befeſtigungen ſeiner Städte niederzureißen und Freunde und Feinde der Römer auch für die ſeinigen zu achten. Endlich ſollte er Geſandte nach Rom ſchicken an den Senat, um von dieſem den Frieden beſtätigen zu laſſen. Dieſer Friede ward im J. 102 geſchloſſen und Trajan nahm den Beinamen Dacicus an. Eine Zeit lang verweilte er wol noch in dem eroberten Lande, deſſen Beſetzung und Vertheidigung er anordnete; eine bedeutende Heeresmacht ließ er zurück, welche um Sarmizegethuſa aufgeſtellt war; mit dem übrigen Heere aber kehrte er nun nach Rom zurück, um ſeinen erſten dakiſchen Triumph zu feiern.

Jedoch es war vorauszuſehen, daß der Friede nicht lange dauern würde, und ſchwerlich mag ſich Trajan darüber

32) *Priscianus* Lib. VI.; ed. *Putschii* p. 682. 33) Cf. *Mannert* l. l. p. 20.

Digitized by Google

getäuſcht haben. Es lag am Tage, daß Decebalus nur hatte Zeit gewinnen wollen, um ſeine Macht wieder herzuſtellen und eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten. Doch mußte Trajan, der ins fünfte Jahr Kaiſer war und kaum noch ein volles Jahr in Rom ſich aufgehalten hatte, genügende Gründe haben, warum er einen, wenn auch nur ſcheinbaren, Frieden einer Fortſetzung des Kampfes vorzog. — Sobald aber Trajan nur abgezogen war, rüſtete Decebalus ſich ſogleich wieder zum Kriege. Faſt ganz Siebenbürgen hatte er ja noch in ſeinem Beſitze, dazu die fruchtbaren Hügel und Ebenen der Wallachei; mit den ſarmatiſchen Völkern im Norden und Oſten hatte er Bündniſſe; die gefürchteten roxolaniſchen Reiter hatten ihn ſchon im erſten Kriege unterſtützt. Darum riß er ſeine Mauern nicht nieder, ſondern befeſtigte dagegen noch mehre Städte, rief aufs Neue römiſche und griechiſche Baukünſtler in ſein Land, wiegelte die Unterthanen der Römer auf und ſchloß Bündniſſe mit den Nachbarn, auf die auch ihnen drohende gemeinſame Gefahr hindeutend. Dagegen aber war auch Trajan auf einen zweiten Act des Krieges bedacht, und kaum hatte er die Angelegenheiten Roms geordnet, als er ſchon die Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge traf. Zuvörderſt ließ er eine Brücke über die Donau ſchlagen, aber theils an einem andern Orte, als die zwei frühern Brücken, theils nicht mehr wie früher, eine Schiffbrücke, ſondern eine ſteinerne Brücke, die dem Wechſel des Waſſerſtandes und der Gewalt der Fluthen des Rieſenſtromes gleichmäßig widerſtände. Wahrſcheinlich hatte ſich ſchon während des erſten Krieges die Nothwendigkeit einer feſten Brücke gezeigt und es wurden auch wol ſchon damals die Vorbereitungen zum Baue derſelben getroffen. Der Ort derſelben wurde aber etwas abwärts von der Stelle der zweiten Brücke auserſehen, einige Meilen weiter öſtlich, den Orten Severin und Cernez gegenüber. Dieſe Stelle ward gewählt, weil von dort aus theils die Straße über Orſova an der Czerna aufwärts eingeſchlagen werden konnte, der Weg, den im erſten Feldzuge Luſius Aſer zog, theils auch von hier aus die Wallachei offen ſtand, ſowie die Straße, welche über Tirguſchil am Schillfluſſe aufwärts durch den Vulkanpaß nach Siebenbürgen führt. Von der Brücke ſelbſt aber ſind noch Trümmer vorhanden, ſodaß über die Stelle derſelben kein Zweifel übrig ſein kann; eine Abbildung dieſes Gebäudes, des größten, das in der Art die Welt geſehen hat, gibt uns die Columna Trajana. Der Baumeiſter derſelben war Apollodorus, der berühmteſte Baumeiſter ſeiner Zeit, der dieſes ſein Werk für würdig hielt, es in einer eigenen Schrift zu beſchreiben. Es beſtand aber die Brücke aus 20 Pfeilern von Quaderſteinen, jeder vom Fundament an 150 röm. Fuß hoch und 60 Fuß dick. Die Gewölbe, welche die Pfeiler verbanden, umſpannten eine Sehne von 170 Fuß. Somit war die Länge der ganzen Brücke 3400 röm. Fuß, gleich 3120 par. Fuß. Doch war dieſe Brücke, deren Vollendung gewiß eine Reihe von Jahren wegnahm, noch nicht vollendet, als der Krieg ſchon wieder begann (104 n. Chr. Geb.). Decebalus wurde vom Senat für einen Feind des röm Volkes erklärt, und ihm, als er eine Geſandtſchaft wegen des Friedens ſandte, nur die Wahl zwiſchen der Entſcheidung der Waffen oder Ergebung auf Gnade oder Ungnade gelaſſen. Decebalus wählte den Krieg und machte einen Angriff auf den in Dakien ſtehenden römiſchen Poſten; doch ward er zurückgeſchlagen und bald darauf, als Trajan ſelbſt an der Spitze des Heeres erſchienen war, gerieth Decebalus in noch größere Bedrängniß. Der Schrecken des Namens des Trajan nämlich und die ungeheuern Anſtalten, die er zum Kriege traf, machte die Daker ſelbſt und ihre Bundesgenoſſen beſtürzt. Viele der Daker verließen ihren König und unterwarfen ſich den Römern; die Jazygen und Roxolanen und übrigen Sarmaten fielen ab und verbanden ihre Scharen mit dem römiſchen Heere. So verminderte ſich ſeine Macht täglich mehr und er ſah ſich gezwungen, die Ebenen aufzugeben und ſich auf die Berge zurückzuziehen. Während nun das römiſche Heer die Caſtelle der Daker belagerte und eins nach dem andern eroberte, wandte ſich Trajan nach Möſien, um die Vollendung der Brücke zu betreiben, die für die Beſetzung der Wallachei unumgänglich nöthig war. Dieſe Gelegenheit benutzte, nach Dio Caſſius, Decebalus, um durch Ermordung ſeines mächtigen Gegners, in deſſen Talent er die Haupturſache ſeiner Bedrängniß ſah, ein Mittel zu ſeiner Rettung zu verſuchen. Er ſchickte eine Anzahl römiſcher Überläufer, deren Leben von der Erhaltung ihres neuen Herrn abhing, in das Lager des Trajan, um dieſen, der Keinem den Zutritt verſagte, durch Hinterliſt aus dem Wege zu räumen. Aber einer der Meuchelmörder verrieth ſeinen Plan, ward gefangen, entdeckte auf der Folter ſeine Mitverſchworenen, und ſo ward durch die Beſtrafung derſelben das Leben des großen Fürſten gerettet. Wenn aber auch wol nur die Ungunſt der Schriftſteller dem ſiegloſen Könige Antheil an einem Verbrechen aufgebürdet hat, das die Urheber deſſelben, die in gleicher Verdammniß waren, auch auf eigene Rechnung allein betrieben und erſonnen haben konnten, ſo ſcheint er doch weniger von einer andern ſchnöden That freigeſprochen werden zu können, welche ihm Dio Caſſius gleichfalls zur Laſt legt. Einer der thätigſten Unterfeldherren Trajan's war Longinus, der während ſeiner Abweſenheit in Möſien mit der Legion, die er befehligte, unabläſſig den Decebalus drängte. Dieſer, wohl wiſſend, wie hoch Trajan den Longin achtete, beſchloß ſich deſſelben auf irgend eine Weiſe zu bemächtigen, um dadurch von jenem günſtigere Friedensbedingungen zu erzwingen. Er foderte den mehr tapfern und kühnen, als vorſichtigen Feldherrn zu einer perſönlichen Zuſammenkunft auf, als wenn er jetzt die Abſicht habe ſich zu ergeben; ſobald aber Longin mit einem zahlreichen Gefolge ſich eingeſtellt hatte, ließ Decebalus ihn gefangen nehmen, und ſtellte ſodann dem Trajan die Bedingung, daß er ihm für die Freiheit und das Leben des Longin und ſeiner Begleiter Dakien bis an die Donau überlaſſen und die Kriegskoſten erſtatten ſollte. Trajan, obſchon über das Unglück ſeines Freundes betroffen, glaubte doch nichts der Ehre des römiſchen Volkes Unwürdiges bewilligen zu dürfen; er gab, um Zeit zu gewinnen, eine unentſchiedene Antwort. Doch Longin wußte, was er als Römer zu thun hatte, und

Digitized by Google

tödtete ſich ſelbſt durch Gift. — Nun aber ward der Krieg aufs Thätigſte fortgeſetzt. Über die jetzt vollendete Brücke drang Trajan in die Wallachei ein und am Schill hinauf durch den Vulkanpaß, und an der Aluta aufwärts durch den Rothen-Thurmpaß drangen die Römer vor, dem Decebalus in den Rücken, um ihn ſo auf allen Seiten abzuſchneiden und einzuſchließen. Nach vielen blutigen Gefechten gelang es den Römern, die aufs Beſte vertheidigten Engpäſſe zu erſtürmen; nun folgte eine Hauptſchlacht, in welcher abermals die Römer Sieger waren, und darauf wieder die Erſtürmung hoher Befeſtigungswerke, welche die Römer durch Leitern erſteigen mußten. In allen dieſen Kämpfen glänzte das Talent und die Kriegskunſt Trajan's und die Tapferkeit der römiſchen Scharen hervor, denen kein Hinderniß unüberſtieglich war; ebenſo ſehr aber auch der Heldenmuth des dakiſchen Königs und ſeines Volkes, das jeden Fuß breit Landes aufs Verzweifeltſte vertheidigte und nur durch viel Blut erkauft dem Feinde überließ. So drangen die Römer endlich von allen Seiten bis zur Königsburg des Decebalus vor, die derſelbe, nach dem Verluſte von Sarmizegethuſa im erſten Kriege, am Fluſſe Sargetia (wahrſcheinlich dem Schill) befeſtigt hatte. An eine längere Vertheidigung war nicht mehr zu denken. Um ſeine Schätze nicht in die Hände der Römer fallen zu laſſen, leitete Decebalus den Fluß Sargetia ab, ließ durch Kriegsgefangene im Flußbette ein tiefes Loch graben und nachdem er ſeine Schätze dort verborgen, den Fluß wieder darüber leiten, und die Gefangenen, damit ſie nichts verriethen, nachher tödten. Darauf durchbohrte Decebalus ſich ſelbſt mit ſeinem Schwerte. Die Häupter des Volkes ahmten dem Beiſpiele des Königs nach, tödteten ſich durch Schwert oder Gift und ſteckten ihre Hauptſtadt in Brand; das Volk unterwarf ſich nur zum Theil; die Meiſten wanderten mit Hab und Gut aus, um ſich jenſeit der Karpathen ein neues Vaterland zu ſuchen. Mit dem trübſeligen Bilde dieſes Auszuges ſchließt die lange Reihe der Darſtellungen auf der Säule Trajan's. Die Abſicht des Decebalus, dem Sieger ſeine Schätze vorzuenthalten, ward nicht erfüllt; einer ſeiner Vertrauten, Bicilis, ward gefangen und verrieth den Ort ihrer Verwahrung; auch die Leiche des Königs fiel in der Römer Hände, und Trajan, unedelmüthig, ſandte das Haupt ſeines Feindes zum Zeugen ſeines Sieges nach Rom. Nachdem er noch einige Zeit in Dakien verweilt, um es in eine römiſche Provinz umzuſchaffen, kehrte Trajan nach Rom zurück und feierte dort ſeinen zweiten dakiſchen Triumph (Quorum alter ex invicta gente primus, alter novissimus fuit. *Plin.* Epist. VIII, 4, 2) und gab 123 Tage lang dem Volke Spiele, bei welchen 11,000 wilde und zahme Thiere getödtet wurden und 10,000 Gladiatoren kämpften, die zum Theil auch wol aus dakiſchen Gefangenen beſtehen mochten. Zum Andenken ſeiner Siege aber ließ das römiſche Volk dem Trajan auf dem von ihm erbaueten Forum eine Denkſäule errichten, 128 Fuß hoch mit der 22 Fuß hohen koloſſalen Büſte des Trajan; auf der Umkleidung derſelben aber waren in ſpiralförmig angebrachten Basreliefen die einzelnen Ereigniſſe der dakiſchen Kriege nach der Reihenfolge dargeſtellt [34]). Weiter reicht die Geſchichte des freien dakiſchen Volkes nicht; denn wenn auch die Peutinger'ſche Tafel noch Daker und Geten nennt nördlich von der Provinz Dacia, ſo iſt uns von dieſen doch weiter keine Kunde übrig geblieben. Sie mögen ſich mit Slawen oder Sarmaten oder mit ſpäter nachrückenden Gothen zu einem Miſchvolke vereinigt haben. Über den Decebalus aber haben wir hier zuſammengeſtellt, was die Geſchichte von ihm weiß. Daß er den Ruhm eines ausgezeichneten gewaltigen Mannes verdient, wird Keiner beſtreiten, denn ohne große Tugenden würde er nicht die Stufe erſtiegen haben, auf der wir ihn ſtehen ſehen, noch ſich ſo lange im Kampfe gegen die Macht des römiſchen Weltreichs erhalten haben. Wenn wir ſein Charakterbild durch einige Züge der Hinterliſt und des Verraths entſtellt ſehen, ſo iſt das ein Vorwurf, der mehr den Barbaren als den Menſchen trifft; auch fragt es ſich, wie viel von dem Verbrechen nicht der Darſtellung parteiiſcher Geſchichtſchreiber angehört, und auch in viel cultivirtern Zeiten, ſogar auf der Höhe moderner Bildung, hat man gemeint, daß gegen den Feind des Vaterlandes am Ende jedes Mittel, ſelbſt der Meineid, wo nicht erlaubt, doch zu entſchuldigen ſei. Des Decebalus Waffen waren aber gerechter als die Waffen Trajan's, und es fragt ſich, ob Decebalus, über Rom herrſchend, nicht ein noch größerer Fürſt geworden wäre, als der Beſte der Fürſten, Trajan!

Das Land der Daker ward nun römiſche Provinz, hieß **Dacia** und ward durch einen römiſchen Legaten verwaltet. Weil es größtentheils menſchenleer geworden war, ſo wurden aus den benachbarten Provinzen Coloniſten in großer Anzahl dahin geführt, und bald erhoben ſich in den Hochthälern Siebenbürgens, außer mehren kleinern Städten, fünf mächtige Colonien, Zerna (Cernez, an der großen ſteinernen Brücke Trajan's), Sarmizegethuſa (das heutige Varhely, nicht weit vom Eiſernen Thorpaß), Napoca (Maros Váſárhely), Apulum (Weißenburg) und Pareliſſum; bald ward das Land durch Anbau blühend, die Bergwerke wurden angebaut, die Salinen und warmen Bäder benutzt, die rohen Einwohner, welche das Land nicht geräumt hatten, zu römiſcher Sitte und Sprache geführt; Straßen wurden gebaut, welche nach allen Seiten hin das Land durchkreuzten und Befeſtigungslinien angelegt, welche das Land ſowol nach der Seite des Banats als nach der Wallachei hin vertheidigten. Denn wenn auch noch über den Limes hinaus das Land römiſch war bis an die Theiß auf der einen Seite und bis zum Pruth auf der andern, ſo war doch immer der Hauptſitz der römiſchen Herrſchaft in Dakien nur Siebenbürgen; nur hier herrſchte römiſche Sprache und römiſche Sitte, und hier gingen die Einwohner allmälig in Römer über, während in den übrigen entferntern Theilen Barbaren wohnten, welche den Römern tributbar und kriegspflichtig waren, im Übrigen aber ihre Unabhängigkeit behielten und behaupteten. Während alſo die romaniſirten Bewohner Siebenbürgens allein den Na-

34) Cf. *Graevii* Thesaur. IV. p. 1186.

men Daci behielten, erſchienen die benachbarten Völker unter beſondern Namen, deren Ptolemäus eine große Anzahl nennt, von denen viele ſehr entſtellt und verſtümmelt ſein mögen, die wir aber doch herſchreiben müſſen. Nördlich die Anartes, die Teuriſci und Kiſtoboci (alle drei wahrſcheinlich galliſchen oder germaniſchen Stammes), ſüdlicher die Prendaveſii, Rhatakenſii, Kakoenſii, Biephi, Buridienſii, Kotenſii, Albokenſii, Potulatenſii, Sinſii, Saldenſii, Kiagiſi, Piephigi. Ammianus Marcellinus (XVII, 13) läßt in Dakien auch noch Amicenſes und Picenſes wohnen; auch werden Jaſſii (wahrſcheinlich in der Gegend des heutigen Jaſſy) genannt. Jedoch blieben die Römer nicht lange im ungeſtörten Beſitze ihrer dakiſchen Provinz, und ebendieſes mag als Beweis dienen, wie wichtig für das Reich dieſe Provinz als Vormauer gegen die von Oſten her eindringenden Schwärme der Barbaren war. Iſt es doch, als hätte Trajan eine Vorahnung des drohenden Schickſals des Reichs gehabt, und wäre deshalb, was man ihm ſonſt oft als Schuld angerechnet hat, von dem Grundſatze des Auguſtus und Tiberius, die Grenzen des ohnehin ſchon ſo ſchwer zu vertheidigenden Reiches nicht weiter auszudehnen, abgewichen. Und um ſo widerſinniger erſcheint es, daß Hadrian, wie es heißt, aus Eiferſucht gegen den Ruhm Trajan's, die große Donaubrücke, die Dakien mit Möſien verband, abbrechen und nur die Pfeiler derſelben ſtehen ließ. So ging freilich ein großer Theil der Bedeutung jener Provinz verloren. Zur Zeit des markomanniſchen Krieges (160—180), drängten die Gothen über die Karpathen gegen Dakien vor und vertrieben die Kiſtoboker, wurden aber von den Römern aus Dakien ſelbſt zurückgeſchlagen, während ſie die Ebenen der Moldau und Wallachei jenſeit des Limes beſetzten. Im 3. Jahrh. bei der Verwirrung des Reichs unter den ſogenannten 30 Tyrannen wiederholten ſich die Einfälle der Barbaren in Dakien immer häufiger, doch brach der ungeheure Bergwall jedesmal den Ungeſtüm ihres Angriffs, und während der Strom nach Niedermöſien, Thrakien und Makedonien abgeleitet wurde, blieben Illyrien und Italien gegen die Angriffe der Gothen geſchützt. Doch als zur Zeit Aurelian's die Gothen Dakien im Norden umgingen und nun weſtlich von dieſer Provinz in Pannonien und an der Grenze Illyriens erſchienen, da hielt es Aurelian für zweckmäßig, in einem Frieden, den er mit den Gothen ſchloß, Dakien aufzugeben und den Gothen zu überlaſſen (270). Er führte deshalb die römiſchen Unterthanen aus dieſer Provinz ab und ſiedelte ſie in dem entvölkerten Möſien ſüdlich von der Donau an, in dem Landſtriche, welcher ſeitdem Dacia ripensis hieß. Doch verließen nicht alle Einwohner ihre Sitze; viele blieben in der Heimath und unterwarfen ſich den Gothen, unter welchen ſie auch ihre Eigenthümlichkeit, Sitte und Sprache bewahrten. Viele auch mochten ſich in die Berge flüchten, wo ſie ſich frei vom Joche der Eroberer, die bald wieder auf ferne Abenteuer fortzogen, erhielten. Obſchon alſo von dem an der Name Dakien in der Geſchichte verſchwindet, ſo erhielt ſich doch das Volk, und hat ſich ungeachtet der zahlloſen Stürme, die ſie noch fernerhin während der großen Völkerwanderung und ſpäterhin im Mittelalter trafen, bis auf unſere Tage hinab erhalten. Freilich ſind die heutigen Wlachen (d. h. Berghirten) kein freies achtbares Volk, wie die alten Daker, deren Nachkommen ſeit der Römerherrſchaft in dieſen Gegenden ſie ſind; ſie ſind ein knechtiſches, vielfach geſchändetes Volk, an denen nur zu deutlich die Merkmale anderthalbtauſendjähriger Sklavenketten, die ſie getragen haben und noch tragen, ſichtbar ſind; aber wie ſie noch bis jetzt die Erinnerung bei ſich erhalten haben, daß ſie einſt die Ehre hatten, Römer zu ſein und ſich noch am liebſten Rumanje, d. h. Römer, nennen, auch die lateiniſche Sprache, freilich vielfach gemiſcht mit fremden Wörtern aus allerlei Zungen, noch bis jetzt bewahrt haben, ſo iſt zu hoffen, daß, wenn ihnen einmal ein günſtigeres Loos wieder blühen ſollte, ſie wieder zu einer ehrenhaften Volksthümlichkeit ſich erheben und ihrer Altvordern, deren traurige Überreſte ſie ſind, würdig ſich bewähren werden. (Dr. *U. J. H. Becker.*)

DACIER, 1) Andreas. Der Geburtsort dieſes gelehrten Franzoſen des 17. Jahrh. war Caſtres in Ober-Languedoc, wo er am 6. April 1651 geboren war. Er wurde zuerſt in der Schule ſeiner Vaterſtadt, dann in Puy Laurens und zuletzt in Saumur erzogen, wo er die beſondere Achtung Tanaquil Faber's gewann. Hier lernte er auch deſſen Tochter Anna kennen und betrieb mit ihr gemeinſchaftlich die claſſiſchen Studien mit einem ſo großen Eifer, daß er bald der Lieblingsſchüler des genannten Tanaquil Faber ward. Nach deſſen im J. 1672 erfolgten Tode begab er ſich wieder in das väterliche Haus nach Caſtres zurück und ging von da nach Paris, um ein Amt zu ſuchen. Da jedoch alle in dieſer Abſicht gethane Schritte fruchtlos blieben, ſo ſah er ſich genöthigt, wieder nach Caſtres zurückzukehren. Eine zweite Reiſe nach Paris war glücklicher für ihn; der Herzog von Montauſier ward auf ihn aufmerkſam und trug ihm die Bearbeitung des Pompejus Feſtus auf, die nach einer neuen Recenſion zu Paris im J. 1681 (ſpäter zu Amſterdam 1699) erſchien und D.'s Gelehrſamkeit auf eine für ihn ſehr ermunternde Weiſe bethätigte. Hierauf verheirathete er ſich im J. 1683 mit der Tochter ſeines frühern Lehrers, der Anna Le Fevre, und trat mit ihr im J. 1685 zur katholiſchen Religion über (ſ. den Art Anna Dacier). Unſtreitig in Folge dieſes Schrittes ward er im J. 1695 zum Mitgliede der Académie des Inscriptions und der Académie française ernannt, erhielt ein bedeutendes Jahrgeld von 2000 Livres und im J. 1701 die Aufſicht über die Bibliothek im Louvre. Zu dieſen Ämtern kam noch im J. 1713 die Stelle eines beſtändigen Secretairs der franzöſiſchen Akademie; auch wurde er mit bedeutenden Geldgeſchenken vom Könige Ludwig XIV. begnadigt, in allen Vorrechten ſeiner Bedienung beſtätigt, ja es wurde ſogar ſein ganzes Gehalt ſeiner Frau auf den Fall ſeines Todes zugeſichert. Dieſe von ihm ſehr geliebte und geſchätzte Gattin ſtarb indeſſen ſchon im J. 1720, konnte alſo von der ihr erwieſenen königl. Gnade keinen Vortheil ziehen. Andreas D. ſelbſt ſtarb zwei Jahre ſpäter, am 18. Sept. 1722, im 71. Jahre ſeines Alters[1]).

1) ſ. Niceron, Nachrichten von dem Leben und den Schrif-

Niceron ſchildert ihn als einen ſanften, beſcheidenen, außerordentlich fleißigen Mann, dem aber die Lebendigkeit im Umgange gefehlt habe, ſodaß er nur alsdann warm zu werden pflegte, wenn er die alten Schriftſteller zu vertheidigen hatte, oder durch ſeinen Vortrag jüngere Leute für Tugend und Wiſſenſchaft einnehmen wollte. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß, nicht minder war es ſeine Gelehrſamkeit, aber in der Behandlung des Alterthums fehlte ihm Geſchmack und Gewandtheit, ſodaß er in dieſer Beziehung von ſeiner Frau übertroffen wurde, und Voltaire ganz Recht hat, wenn er von ihm urtheilt, daß er mehr ein homme savant als ein écrivain élégant geweſen ſei [2]). Unter ſeinen Werken nimmt ſeine Ausgabe des Horatius (Oeuvres d'Horace en Latin et en Français avec des remarques critiqoes et historiqoes [Paris 1681—1689]. 10 Voll.) wol die bedeutendſte Stelle ein, über deren Werth jedoch ſchon die Zeitgenoſſen ſehr verſchieden urtheilten. In neuerer Zeit hat man das Verdienſtliche eines unverdroſſenen Fleißes wol anerkannt, aber die Aufſchlüſſe über die Lebensumſtände des Horaz als ungenügend und unzuverläſſig, die Erklärungen oft als geſucht und mittelmäßig und die Sucht zum Allegoriſiren beſonders als ganz unſtatthaft und ganz gegen den Geiſt des Dichters, den D. überhaupt nicht erfaßt hatte, mit Recht bezeichnet [3]). Seine übrigen Ausgaben und Überſetzungen ſind: 1) *S. Anastasii Sinaitae* anngogicorum contemplationum in Hexaemeron liber XII. hactenus desideratus Cum notis et interpretatione latina. (Londin. 1681. 4.) 2) Réflexions Moroles de l'empereur Marc-Antonin, avec des remarques (Paris 1691), gemeinſchaftlich mit ſeiner Frau. 3) La Poétiqoe d'Aristote, traduite en François, avec remarques critiques sur tout l'ouvrage (Paris 1692. Amsterd. 1733). 4) L'Oedipe et l'Electre de Sophocle, Tregédies Grecqnes, traduites en François avec des remarques. (Paris 1693. 12.) 5) Les oeuvres d'Hippocrate traduites en François avec des remerqnes et conférées sur les Manuscrits de la Bibliothèque du Roi. (Paris 1697. 12.) 2 Voll. 6) Vies des Hommes Illustres de Plutarque revues sur les Manuscrits et traduites en François avec des remarques historiques et critiques et les supplémens des Comperaisons, qui ont été perdues (Paris 1721. 4.) 9 Voll. (Amsterd. 1724—1734, 1735). Dieſe Überſetzung hat zur Verbreitung der Plutarchiſchen Lebensbeſchreibungen in Frankreich und andern Ländern, namentlich in Teutſchland, wo es noch an einer guten Überſetzung fehlte, viel beigetragen, und hat in dieſer Beziehung ihr Verdienſt, wie manches andere franzöſiſche Buch aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Aber die Überſetzung ſelbſt iſt ſchwerfällig und ohne Leben, wenn gleich treuer als Amyot's Übertragung, welche in der ganzen Naivetät des alten franzöſiſchen Styls abgefaßt iſt [4]). Der neunte Band enthält die Vies omises de Plutarque traduites de l'Anglais de Th. Rowe par *F. Bellanger*. 7) Les Oeuvres de Platon, trad. en franç, avec des remarques et la vie de ce Philosophe. (Paris 1699. 12.) 2 Voll. Es ſind nur einige Platoniſche Dialogen, die Fortſetzung iſt unterblieben. 8) La Vie de Pythagore, ses symboles, ses Vers Dorez. La Vie d'Hiérocle et son Commentaire sur les Vers Dorez. (Paris 1706. 12.) 2 Voll. 9) Le Manuel d'Epictète, avec cinq Traités de Simplicius sur des sujets importans pour les moeurs et pour la religion, trad. en fr. avec des remarques. (Paris 1715. 12.) 2 Voll. Außerdem ſchrieb D. noch mehre kleine Abhandlungen, Anmerkungen zum Longinus und Aufſätze in den Memoiren der Académie françoise.

2) Anna D. Dieſe gelehrte Frau und berühmte Schriftſtellerin des 17. Jahrh. war gegen das Ende des J. 1651 zu Saumur geboren, wo ihr Vater, Tannegui Le Fevre (mit ſeinem Schriftſtellernamen Tanaquil Faber), Profeſſor an der daſigen Univerſität war. Außer dieſer Tochter und einer andern hatte derſelbe noch einen Sohn, Tannegui, den er ſelbſt unterrichtete, und zwar in Gegenwart ſeiner Tochter Anna, die ſich während der Lehrſtunden mit weiblicher Arbeit beſchäftigte. Als aber Anna, die damals eilf Jahre alt war, ihrem Bruder oft einhalf und ihm dieſe oder jene Antwort zuflüſterte, ſo ward der Vater aufmerkſam auf ſie, und faßte bald eine ſo vortheilhafte Meinung von ihrem Talent, daß er ihr den ſorgfältigſten Unterricht im Griechiſchen und Lateiniſchen, ſpäter auch im Italieniſchen, ertheilte. Die raſchen Fortſchritte, welche ſie machte, ließen ihren Namen auch außerhalb Saumur bekannt werden, und als ſie nach dem am 12. Sept. 1672 erfolgten Tode ihres Vaters nach Paris ihren Wohnſitz verlegte, war die auffallende Erſcheinung eines ſo jungen und gelehrten Mädchens auch dort ſchon dem Rufe nach bekannt. Ob ſie, wie einige Nachrichten erwähnen [5]), ſchon vor dem Tode ihres Vaters kurze Zeit an Johann Leßnier, Buchdrucker in Saumur, verheirathet geweſen ſei, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit ermitteln. Sie ſoll nämlich durch die verdrießliche und mürriſche Gemüthsart ihres Mannes genöthigt geweſen ſein, bald wieder in das väterliche Haus zurückzukehren. Ihre erſte ſchriftſtelleriſche Arbeit war eine Ausgabe des Kallimachus, worauf die Ausgabe des Florus im J. 1674 folgte, den ſie, zu Folge einer Auffoderung des Herzogs von Montauſier, für den Dauphin von Frankreich bearbeitet hatte, ebenſo wie den Dictys Cretensis und Dares Phrygius im J. 1684 und den Sext. Aurelius Victor 1681. Mitten unter dieſen philologiſchen Beſchäftigungen verheirathete ſie ſich im Anfange des J. 1683 mit Andreas Dacier, der in dem Hauſe ihres Vaters zu Saumur erzogen war, damals aber, trotz

berühmter Gelehrten. 3 Th. S. 401—418. Jöcher, Allgem. Gelehrtenlexikon, 2. Th. S. 3, wo der 8. Sept. 1722 als Todestag angegeben iſt.

2) Siècle de Louis XIV. T. I. p. 92. Ausg. von 1768.
3) Goujet's Biblioth. franc. T. V. p. 340—357. Freytag's Apparat. Liter. T. II. p. 1358 sq.

4) Niceron S. 415, 416. 5) Niceron's Nachrichten von dem Leben und Schriften berühmter Gelehrten, 3. Th. S. 386, nach Baumgarten's Überſetzung. Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 3.

Digitized by Google

ſeiner Gelehrſamkeit, ohne öffentliches Amt und ohne alle Beſoldung war. Dieſer Umſtand, da auch Anna Le Fevre ohne alles Vermögen war, ſcheint auf ihren Entſchluß von der proteſtantiſchen Religion, zu der ſich beide bekannten, zur katholiſchen überzutreten, nicht ohne Einfluß geweſen zu ſein. An Zuredungen, um ein ſo gelehrtes und kluges Paar für die katholiſche Kirche zu gewinnen, mochte es ihnen an dem bekehrungsſüchtigen Hofe Ludwig's XIV. nicht fehlen; auch beweiſt das Anerbieten des ihnen befreundeten Hrn. von Charleval, ſie mit einer Summe von 10,000 Livres zu unterſtützen, hinlänglich die Dürftigkeit ihrer Umſtände, als auch die unter ſolchen Umſtänden über ſie in Paris herrſchende Meinung. Unter dem Vorwande, Verwandte beſuchen zu wollen, zogen ſie ſich Beide eine Zeit lang auf ein kleines Landgut, welches ſie zu Caſtres beſaßen, zurück und traten dann im September 1685 öffentlich zur katholiſchen Religion über. „Dieſe Handlung," ſagt Niceron [6]), „war zu verdienſtlich, als daß ſie hätte ohne Belohnung bleiben können." Ludwig XIV., der nur auf ihre Bekehrung gewartet hatte, um ſie ſeiner Wohlthaten theilhaftig werden zu laſſen, ertheilte ſogleich Beiden ein Jahrgehalt von 2000 Livres, wodurch ſie ſich in den Stand geſetzt ſahen, nach Paris zurückzukehren und von Neuem ihre gelehrten Arbeiten zu beginnen. Dieſen und der Erziehung ihrer drei Kinder, eines Sohnes und zweier Töchter, widmete Anna D. ihre ganze Zeit, war jedoch in Beziehung auf die letztern weniger glücklich, als auf die erſtern, denn ihr Sohn ſtarb ſchon im J. 1694 in einem Alter von zehn Jahren; die eine Tochter wurde Nonne in Longchamp und die andere ſtarb in ihrem 18. Jahre. Sie ſelbſt erreichte ein Alter von 60 Jahren und ſtarb nach einer ſchmerzhaften Krankheit am 17. Aug. 1720.

Ihre Lebensbeſchreiber rühmen ihrem Privatleben einen Verein ſeltener Tugenden nach. Sie ſei muthig, ſtandhaft, gütig, wohlthätig, gottesfürchtig, weiſe und beſcheiden geweſen [7]), namentlich habe ſie niemals ihre Gelehrſamkeit zur Schau getragen, und man habe lange mit ihr umgehen können, ohne wahrzunehmen, daß ſie ſo viele und ausgebreitete Kenntniſſe beſeſſen habe. Dahin gehört auch die Anekdote bei Niceron, daß ſie einem teutſchen Gelehrten, der ſie dringend gebeten habe, ihren Namen in ſein Stammbuch zu ſchreiben, auf ſein vieles Bitten die Worte des Sophokles: γυναιξὶν ἡ σιγὴ φέρει κόσμον, in daſſelbe geſchrieben habe. Mehr noch beweiſen dies einzelne Äußerungen in ihren Schriften, namentlich in einer ihrer beſten, in der Überſetzung des Terentius. Nachdem ſie in der Vorrede des Planes ihres Vaters, denſelben Schriftſteller herauszugeben, gedacht hatte, ſagt ſie: „Ceux qui aiment ce Poëte ont assurément bien perdu, qu'il n'ait pas eu le temps d'exécuter ce dessein. Par tout mon travail je ne saurois jamais separer la perte que l'on a faite. J'ai pourtant tâché de suivre ses vues et de profiter le mieux qu'il m'a été possible des secours qu'il m'a donnez. Je suis persuadée que bien des beautez de l'original m'ont échapées, mais quand j'aurois été capable de les voir toutes et de les faire remarquer, je ne l'aurois pourtant pas fait; car outre que cela auroit trop grosse cet Ouvrage, il y a des choses que l'on doit laisser sentir à ses Lecteurs. D'ailleurs une Traduction exacte doit servir de Commentaire pour ce qui regarde la Langue, les peintures et les sentimens, sur tout dans les Comédies qui sont faites pour tout le monde. C'est pourquoi aussi je n'ai rien negligé pour rendre ma Traduction la moins imparfaite qu'il m'a été possible, et je n'ai fait des remarques que sur les endroits qui en avoient absolument besoin, et que la Traduction seule n'auroit pû faire entendre" [8]). Überhaupt gibt die ganze Vorrede ein ſehr liebenswürdiges Bild von Anna D.'s Beſcheidenheit und Zurückhaltung.

Ebendieſe Überſetzung des Terentius hat auch ihren Namen am meiſten verbreitet und ihn in einem nicht unrühmlichen Andenken der neuern und neueſten Herausgeber des Dichters erhalten [9]). Sie ſelbſt hatte mit dem größten Eifer in einem ſehr harten Winter von 5 Uhr des Morgens an vier Luſtſpiele überſetzt, als ihr die Arbeit zu ſteif und zu hölzern erſchien, und ſie dieſelbe daher ſogleich ins Feuer warf. Darauf begann ſie die Überſetzung zum zweiten Male und beendigte ſie für ſich ſelbſt zur größern Genugthuung [10]). Die erſte Ausgabe erſchien unter dem Titel: Les Comédies de Terence traduites par Mad. *Dacier*, avec des remarques, in 3 Bdn. zu Paris im J. 1688, worauf noch während ihres Lebens vier verſchiedene Ausgaben und verſchiedene Ab- und Nachdrücke derſelben erfolgten, unter denen die vierte Ausgabe (zu Amſterdam 1706. 3 Bde. [12]) die vorzüglichſte und mit Anmerkungen am reichſten ausgeſtattete iſt [11]). Nach ihrem Tode zählt man noch 14 verſchiedene Ausgaben oder Abdrücke in Frankreich und Teutſchland [12]). Dieſe Überſetzung gibt 1) die Richtigkeit und Reinheit des franzöſiſchen Ausdrucks, 2) die Paßlichkeit der hinzugefügten Anmerkungen und 3) die Erklärung mancher wichtigen Punkte in der Scenerie und Coſtümirung der alten Komödie einen beſondern Werth. In der letztern Beziehung iſt die Ausgabe durch die Benutzung mehrer Manuſcripte der königl. Bibliothek wichtig. Anna D. wollte dieſelben, als der berühmte Orientaliſt Thevenot ſie dazu auffoderte, erſt nicht benutzen. „J'avais," ſagt ſie in der angeführten Vorrede [13]), „beaucoup de repu-

6) S. 388. 7) Niceron S. 390 fg. und das Lobgedicht des Abbé Fraguier vor der rotterdamer Ausgabe der Dacier'ſchen Überſetzung des Terenz vom J. 1717.

8) Préface p. XXXIV nach der angeführten Ausgabe. 9) In Weſterhovens Vorrede zu ſeiner Ausgabe des Terentius wird ſie mehrmals als doctissima Anna et elegantissima Daceria erwähnt. Der neueſte Herausgeber des Dichters, Reinhardt (Lpz. 1827) ſagt praefat. p. X.: „Elegantes sunt et venustatis sensum in quoque lectore excitant editiones Terentii Annae Daceriae. — Gallice Daceria fabulas interpretata est, et notas addidit subtiliter observatas, quae ad res magis quam ad verba spectant. 10) Niceron S. 396 fg. Jöcher a. a. O. 11) *Goujet*, Biblioth. franc. T. IV. p. 418 sqq. 12) Schweizer's Handbuch der claſſ. Bibliogr. II, 2. S. 1081. 13) p. XXXVIII.

Digitized by Google

nence à en venir là; il me sembloit que les Manuscrits étoient si fort au dessus d'une personne de mon sexe, que c'étoit usurper les droits des Savans que d'avoir seulement le pensée de les consulter.“ Als ſie aber die Handſchriften eingeſehen hatte, ſo fand ſie in denſelben viel Wichtiges, und namentlich eine Beſtätigung der von ihr angenommenen Acteintheilung, ſowie die Beweiſe für die Unrichtigkeit der von Franz Gujet im Terenz geübten Kritik. Daher ſagt ſie am Schluſſe ihrer Vorrede: „Cela devroit rendre les Critiques moins hardis, et leur epprendre eu moins que de ce qu'ils n'entendent pas une shose, ou qu'ils n'en voyent pas la beauté, il ne s'ensuit pas toujours qu'elle doive être, ni corrigée, ni retranchée. On pourroit faire beaucoup de remarques sur l'errangement de mots, qui assez souvent sont autrement placez dans les Manuscrits que dans les imprimez; mais cela seroit ennuyeux; nous n'evons pas aujourdhui l'oreille assez fine, pour juger de cette différence. Et pour ce qui est de la mesure des Vers, il nous sieroit mal de vouloir faire les délicats sur une cadence, qui étoit très-peu sensible du temps même de Ciceron, et que les plus grands connoisseurs ne démêloient qu'avec beaucoup de peine.“ Dieſe Worte, welche freilich jetzt von keinem Kritiker und Erklärer des Terenz in dieſer Art geſchrieben werden dürften [14]), geben zugleich einen Maßſtab für die eigenen Anſichten der Anna D. Frankreich beſaß im 17. und 18. Jahrh. nicht mehr ſolche Meiſter im univerſellen Wiſſen als Caſaubonus, Scaliger und Salmaſius, geweſen waren; auch war die Gelehrſamkeit nicht mehr, wie im 16. Jahrh., das Eigenthum ſeiner Typographen, Juriſten, Geiſtlichen und öffentlichen Lehrer, aber die Liebe zum Alterthum war nicht erloſchen und äußerte ſich in regerer Fruchtbarkeit und mildern Formen, als in der bequemern Linguiſtik und Compilation, welche in jener Zeit bei den Niederländern herrſchend zu werden anfing, und in der kalten Empirie, welcher die teutſchen Philologen ſich ergeben hatten. Anna D. gehört mit Rigault, Menage, Huet, Vaillant u. A. zu den vorzüglichſten Beförderern der Alterthumswiſſenſchaft in Frankreich, und ihre vielſeitigen Kenntniſſe, ihre für jene Zeit geſchmackvolle Auslegung und die beſondere Hinneigung zur Sacherklärung, die in Frankreich immer die meiſten Anhänger gefunden hat, erwarben ihr unter ihren Zeitgenoſſen einen großen Namen und rechtfertigen Voltaire's Ausſpruch, daß niemals eine Frau mehr für die Wiſſenſchaften gethan habe, als Anna D., und daß ſie zu den Wundern (prodiges) im Zeitalter Ludwig's XIV. gehöre [15]). In dieſem Sinne iſt auch die Grabſchrift vom Abbé Fragvier verfaßt:

Conjuge Dacerio, Tanaquillo digna parente,
Hic par ambobus quae fuit, Anna jacet.
Haec et Aristophanem docuit Latiumque Menandrum,
Haec et Maeoniden Gallica verba loqui.
Hanc igitur meritis pro talibus Attica posthac,
Hanc Latia, hanc semper Gallica Musa canat [16]).

Außer den bereits angeführten Ausgaben und Überſetzungen hat Madame D. noch den Anakreon und Sappho (Paris 1681 und Amſterd. 1699, 1716), den Amphitryo, Rudens und Epidicus des Plautus (Paris 1683, 1691), den Plutus und die Wolken des Ariſtophanes (Paris 1684) und mit ihrem Manne gemeinſchaftlich die moraliſchen Betrachtungen des Kaiſers Marcus Aurelius (Paris 1691. Amſterd. 1707—1714) in das Franzöſiſche übertragen. Allen Überſetzungen ſind Anmerkungen beigefügt [17]). Ferner überſetzte ſie die Iliade (Paris 1711—1716. Amſterdam 1731) und Odyſſee Homer's (Paris 1716. Amſterdam 1717), die aber den übrigen Arbeiten nachſtehen, wie auch Voltaire (a. a. O.) nicht unrichtig urtheilt: „La traduction est la plus fidèle par le stile, quoiqu'elle manque de force, et le plus instructive par les notes quoiqu'on y desire la finesse du goût“ [18]). Gleichwol ſind beide Überſetzungen noch in den J. 1815 und 1818 wieder in Paris gedruckt worden [19]). Ihre Beſchäftigung mit den Homeriſchen Gedichten veranlaßte eine polemiſche Schrift, De la corruption du goût (Paris 1714), gegen die Angriffe La Motte's auf die Iliade, ſowie eine Apologie des Homer gegen Harduin's Apologie (Paris 1716. Amſterd. 1717), von denen jedoch Niceron meint [20]), daß Madame D. „die ſie einem ſchätzbaren Schriftſteller ſchuldig war, gänzlich aus den Augen geſetzet, und die Höflichkeit vergeſſen, welche allen Arten von Leuten, und ſonderlich einem Frauenzimmer, ſo wohl anſtehet.“ (*K. G. Jacob.*)

DAGSBURG, Grafſchaft und Schloß in dem Unter-Elſaß, oder in dem Departement des Niederrheins. Dagsburg, Tagesburg, der Franzoſen Dabo, ſoll von König Dagobert erbaut worden ſein, auf einem Vorſprunge der Vogeſen, der ſpäter von dem heil. Papſte Leo den Namen L e o n s b e r g empfing. Von dieſer ältern Dagsburg iſt nichts übrig, als weniges Mauerwerk und eine verfallene Kapelle, die noch im vorigen Jahrhunderte häufig von der gläubigen Nachbarſchaft beſucht wurde. Eine ſtarke Wegſtunde von dannen erhob ſich auf einem wunderlich geformten Felſen die neuere Dagsburg, eine der gewaltigſten Feſten des Landes, die, nachdem ſie vielfältig der Grafen von Leiningen Wohnſitz geweſen, im J. 1677 von den Franzoſen eingenommen und am 23. Nov. 1679 in die Luft geſprengt wurde, mit einer Sorgfalt, daß gegenwärtig nichts mehr zu ſehen, als der kahle, ſehr eigenthümlich gebildete Felſen. Die Grafſchaft Dagsburg, mit Lothringen grenzend und zum Theil dem metzer Hirtenſtab unterworfen, hatte durch mancherlei Erbfälle bedeutende Verringerung erlitten, namentlich an das Biſtthum Strasburg die Schlöſſer Bernſtein, Gisbaden und Ringelſtein, mit den Dörfern im Breuſchthal,

14) Man ſehe jedoch in Beziehung auf das letzte Urtheil eine demſelben ſehr ähnliche Stelle in H e r m a n n's Element. doctr. metr. p. 48. 15) Siècle de Louis XIV. T. I. p. 92 der Ausgabe vom J. 1768.

16) Bei J ö c h e r. 17) Vgl. die angeführte Biblioth. franç. T. IV. p. 239 sq. p. 208—211. 18) Ibid. T. IV. p. 31 sq. et p. 46—142. 19) S c h w e i z e r a. a. O. 1. Th. S. 167. 20) S. 399.

an das Bisthum Metz aber die Schlöſſer Turqueſtein und Herrenſtein mit der Stadt Saarburg abtreten müſſen; in ihrer engern Begrenzung mochte ſie 7—8 Stunden in der Länge, 2¼ in der Breite haben. Dichte Waldungen, reich einſt an Wild und Fiſchen, nehmen den größten Theil ihrer Oberfläche ein; in frühern Zeiten war es wol anders, denn nicht nur, daß Richer von Senones, ein Schriftſteller des 13. Jahrh., von der üppigen Fruchtbarkeit und den vielen Dörfern des dagsburgſchen Gebietes handelt, ſondern es finden ſich auch allerwärts, ſelbſt in den entfernteſten, verwilderten Seitenthälern, Spuren von eingegangenen Wohnungen, ſogar von größern Gebäuden, und deutliche Merkmale vormaligen Ackerbaues. Und dieſer höhere Culturſtand beſchränkt ſich durchaus nicht auf das Mittelalter. Auch unter und vor den Römern müſſen dieſe wilden Thäler ſtark bewohnt geweſen ſein, wenigſtens iſt ihnen kein anderer Theil der Vogeſen in der Anzahl und Bedeutenheit der galliſchen und römiſchen Monumente gleichzuſtellen. Schöpflin hat der Abbildung ſolcher Monumente eine ganze Kupfertafel gewidmet; man findet auf derſelben die Grabmonumente „bei den drei Heiligen," das Sacellum in der Vallette mit den Trümmern von Abbildungen des Mercurius, den Obelisk bei Elbersweiler, der den Anwohnern unter dem Namen Kunkel bekannt, die Bildſäule des Silvanus, die ſich auf der Höhe des Gebirges, in der Nachbarſchaft des Donon erhebt und bei der teutſchen Nachbarſchaft der kleine Mann, in lothringiſchem Kauderwälſch le petit Man heißt, das aus gewaltigen Steinen aufgeſchichtete Befeſtigungswerk zwiſchen dem Leonsberge und der Sorn, dem bis auf den heutigen Tag der Name, die Schanz, geblieben iſt. Aber das Heidenſchloß*) iſt der Aufmerkſamkeit Schöpflin's entgangen, ob es gleich nur durch die Sorn und durch eine enge Schlucht von der Schanz, getrennt. Urſprünglich war daſſelbe wol ein Druidentempel, wie insbeſondere eine ſehr wohl erhaltene Druidenkanzel anzudeuten ſcheint, und möchte auch der Frohnſtuhl, bei St Quirin, ein in Tafelgeſtalt bearbeiteter Felſen, dem galliſchen Zeitalter angehören. Ein ethnographiſches Monument von noch höherer Bedeutung iſt die romaniſche Sprache, die ſich noch immer in dem weſtlichen Theile der Grafſchaft erhält. Unter der neuern Dagsburg liegt an einem in die nahe Sorn mündenden Bächlein das große Kirchdorf Dagsburg, in deſſen Pfarrbezirk auch die neuen Anſiedelungen Haube und Schäferhof gehören. — Das Dorf Hohmert, metzer Bisthums, erhielt im J. 1748 einen eigenen Pfarrer. Hartberg oder die Karlshütte empfing jenen Namen von der leiningenſchen Hartenburg, den andern Namen von Karl Friedrich Wilhelm Fürſten zu Leiningen (ſtarb 1807). Eine Glashütte, die ſich volles Beholzigungsrecht mit einem Erbzinſe von 200 Gulden erkauſt hatte, gab dem Orte den Anfang. Walſchied, metzer Bisthums, iſt ein ſtarkes Kirchdorf, von einem harten und wilden Völkchen bewohnt. In des heiligen Papſtes Leo ums J. 1050 gegebener Bulle wird die Kirche zu Walſchied, gleich jener zu Elbersweiler, unter den Beſitzungen des Kloſters Hiſſen aufgeführt. Elbersweiler, wo die romaniſche Sprache einheimiſch, iſt ohne Vergleich die wohlhabendſte Gemeinde der Grafſchaft, die Nähe der Saar bringt den Einwohnern manche Vortheile, beſonders in Bezug auf den Holzhandel. Das benachbarte, einſt der Propſtei St. Quirin zuſtändige, Dörſchen Lettenbach entſtand aus einer weiland ſehr berühmten Glashütte. Weiher, Voyer, iſt ein Filial von Elbersweiler. Das Engen-, Schnee- und Wölflingerthal enthalten nur einzelne Wohnungen, die ſämmtlich (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden überhaupt 60 Familien gezählt) in die Pfarrei Oberſteigen gehören. Oberſteigen hat eine kleine, aber zierliche Kirche, im byzantiniſchen Styl erbaut, dem ſich jedoch einige Andeutungen gothiſcher Baukunſt beigeſellen. Bei derſelben hatten die Grafen von Dagsburg oder aber die edeln Frauen in Andlau, ein Kloſter geſtiftet, deſſen Mönche, fratres Steigenses, nachdem ſie als die Häupter einer eigenen kleinen Congregation anzuſehen geweſen, im J. 1303 nach Elſaß-Zabern wanderten, nachmals die Kutte ablegten und ſich in weltliche Chorherren verwandelten, jedoch die Gefälle in Oberſteigen fortwährend bezogen. Hobgefft, außerhalb der Grenzen der Grafſchaft und des Gebirges bei Waſſelnheim belegen, empfingen die Grafen von Leiningen zugleich mit Dagsburg, von dem Bisthume Strasburg zu Lehen, und ſcheint daſſelbe eigentlich nur ein Pfandlehen um den Preis von 200 Mark Silber erworben geweſen zu ſein. Es befindet ſich dort eine häufig beſuchte Wallfahrt zu U. L. F. Auch Weyersheim zum Thurm, der große Flecken, war der Grafſchaft eigentlich fremd, wurde ihr aber doch zugezählt, ſeitdem die Grafen von Leiningen ihn gemeinſchaftlich mit dem Hochſtifte Strasburg beſaßen. — Nach Expilly enthielt die Grafſchaft, inſofern ſie einen beſondern Bezirk der Unterſtatthalterſchaft Zabern ausmachte, in den fünf Kirchſpielen,

Dagsburg, von	40
Elbersweiler	30
Hobgefft oder Herresdorf	36
Walſchied	27
Weiher	18
überhaupt	151 Feuerſtellen.

Es iſt dieſes aber eine alte Zählung vom J. 1720, im J. 1750 wurden hingegen 451 Feuerſtellen gezählt.

Uralte Grafen nannten ſich von Dagsburg und Golbery, erwägend, daß die Burg in ältern Zeiten der Abtei Andlau lehnbar geweſen, daß die nämliche Abtei, nordwärts von Oberſteigen, jenes Gebiet beſaß, auf welchem im J. 1590 das Schloß Birkwald erbaut wurde, daß die Abtei ſelbſt von der Kaiſerin St. Richardis, Gemahlin Karl's des Dicken, auf ihrem Erbgute gegründet worden, möchte wol annehmen, daß dieſer Kaiſerin Vater, der Graf Erkanger, ein Graf von Dagsburg geweſen ſein könnte. Ohne dieſer Muthmaßung beizutreten, ohne ſie zu verwerfen, wenden wir uns zu dem einzigen Grafen

*) Le château égyptien der Caſſini'ſchen Karte. Unter Heiden verſteht man am Rheine gewöhnlich Zigruner, de das Zeitalter Ludwig's XV. gewöhnlich Egyptiens nannte. Daher die wunderliche Benennung in der Karte, der einigermaßen des ſonſt ſo kundigen Golbery überſetzung chaire de la corvée, Frohnſtuhl, ſtatt chaire du seigneur, zu vergleichen.

von Dagsburg, ältern Geſchlechtes, deſſen die Geſchichte erwähnt, es iſt das der Graf Ludwig von Dagsburg, der nicht nur das Frauenkloſter Hiſſen, bei (Ober-) Saarburg, ſondern auch im J. 966 die Zelle St. Quirini ſtiftete und letztere der Abtei Mauersmünſter zueignete, auch noch im J. 1005 in Geſellſchaft der Herzogin Beatrix von Lothringen das Bethaus St. Moritz oder St. Deodat erbaute. Für ihn ſtiftete ſeine Witwe Adelheid ein Jahrgedächtniß in der Abtei St. Vannes zu Verdun. Ludwig hatte nur Töchter, von denen die eine den Grafen Herrmann von Eenham (bei Oudenarde) und Verdun heirathete, und dieſem, wo nicht die ganze Grafſchaft, doch wenigſtens einen Theil derſelben zubrachte, daher Alberich von Trois-Fontaines dieſen Hermann auch als Comitem de Dasburg bezeichnet. Hermann ſtarb als Mönch in der Abtei St Vanne zu Verdun, im J. 1028, mit Hinterlaſſung der einzigen, an Reiner von Mons, den Grafen von Hennegau verheiratheten Tochter Mathilde. Des Grafen Ludwig von Dagsburg andere Tochter, Heilwigis, heirathete den Grafen Hugo IV. im Nordgau, der im J. 1040, gemeinſchaftlich mit ſeiner Hausfrau, das Nonnenkloſter Heilig-Kreuz, unweit Colmar, gründete und um das J. 1047 dieſe Zeitlichkeit verließ. Hugo IV. war ein Sohn Hugo's III., der im J. 966 die Abtei Altorf, unweit Dachſtein, gründete, und folglich ein Neffe von Adelbert Marchis von Lothringen, den man als den Stammvater des lothringiſchen Kaiſerhauſes betrachtet, und hinterließ aus der Ehe mit der Erbin von Dagsburg die Söhne Gerhard I., Bruno und Hugo VI., dann drei Töchter, wovon eine, deren Namen noch unermittelt, einen Grafen von Kalw heirathete. Die zweite, Othild oder Ottilia, ſoll Äbtiſſin zum heiligen Kreuz geweſen ſein. Die dritte war, wie es ſcheint, an den Herzog Ernſt von Schwaben, den Stiefbruder König Heinrich's III., vermählt. Bruno, geboren im J. 1002, Biſchof von Toul ſeit dem J. 1026, beſtieg 1049 den päpſtlichen Thron, unter dem Namen Leo IX. und ſtarb den 19. April 1054: „Fuit moribus,“ ſchreibt Peter Damiani, „Angelus, factis Apostolus, conversatione Sanctus, miraculis vir prodigiosus.“ Hugo VI., der jüngſte Sohn, Graf von Egisheim und Dagsburg, wird bereits im J. 1049 von Leo IX. als verſtorben aufgeführt und liegt zu Hiſſen begraben. In ſeine Grafſchaft gehörten der Gau Hagenau, die Abtei Surburg und die Stadt Straßburg im Elſaßgau. Seine Witwe Mechthilde und ſein Sohn Heinrich I. baten im J. 1049 den Papſt Leo, er möge einen Altar in dem Stifte Hiſſen weihen. Heinrich wurde auch als Beſitzer der Burg Egisheim, von ſeinem Oheime, dem heiligen Leo, zum Schirmvoigte des Kloſters Heilig-Kreuz beſtellt, mit dem Zuſatze, daß, „postquam diem clauserit extremum, ipsi qui major est natu inter possessores castri supradicti (Hegenesheim), si plures exstiterint, advocatia debeatur.“ Heinrich überlebte aber dieſe dem J. 1049 angehörige Beſtimmung nur um kurze Zeit, denn in der von Leo IX. um das J. 1050 für Hiſſen gegebenen Urkunde heißt es: „Justis precibus domnae Mathildis et filii ejus Henrici, nostri quondam nepotis, altare in ipsa ecclesia nos ipsi dedicavimus.“ Oder bezieht ſich dieſes quondam nur auf Leo's gegenwärtige Stellung, die ihn aller weltlichen Verbindung und Anverwandtſchaft enthob? Gewiß iſt wenigſtens, daß im J. 1052, 1059 und 1061 noch immer ein Heinrich, von 1065 an aber ein Gerhard als Graf des Nordgaues vorkommt. Nach dem Nekrolog von Altorf ſtarb Graf Heinrich cal. Jul und zu ſeiner Seelen Troſt ſchenkte Bruno, venerabilis ejus filius (Bruno war Propſt zu St. Gangulf in Toul, und ſtarb im J. 1103 oder 1104), dem Kloſter eine Mühle. Außer dieſem Bruno hinterließ Heinrich I. noch zwei andere Söhne, Hugo VII. und Albert I., dann die Töchter Officia und Heilwig. Letztere wird von Alberich als eine Tochter des Grafen von Dagsburg, Nichte des heiligen Leo und Gemahlin Graf Gerhard's von Vaudemont (1070—1108) genannt. Hugo VII. unterſtützte nebſt ſeiner Gemahlin Richenza und ſeiner Schweſter Officia, ſeinen Vetter, den Dombechanten Ludolf zu Toul, bei der Stiftung der Abtei St. Leon vor Toul (1091). Von dieſem Ludolf ſchreibt Bertholdus Conſtantienſis, ad a. 1095: „Ludolfus sanctissimus Leonis papae filius sanctaeque Tulensis ecclesiae Decanus, monasterium Clericorum, quod Canonicum Romani cognominant, prope eandem civitatem construxit, in quo Clericos secundum regulam St. Augustini vivere professos congregavit. Est autem illud monasterium in honorem St. Leonis Papae specialiter constructum, et ecclesia in ejusdem apostol. honorem dedicata.“ Ludolf ſammelte für das bei ſeiner Abtei errichtete Hoſpital perſönlich in dem ſüdweſtlichen Teutſchland und in der Lombardei Almoſen ein, legte endlich ſein Dekanat nieder und begab ſich nach St. Leon, wo er noch ums J. 1097 lebte, gleichwie Graf Hugo VII. noch im J. 1117 gelebt zu haben ſcheint. Dieſes Bruder, Albert I., wird, der erſte ſeines Geſchlechtes, in der Eigenſchaft eines Grafen von Moha, Muſau, Muſal genannt. Wie er zu dieſer Grafſchaft gelangte, wird nirgends geſagt, vielleicht, daß ein älterer Graf Albert von Muſal, der im J. 1031 lebte, ſein mütterlicher Großvater geweſen. Es iſt aber die Grafſchaft Moha ein ungemein fruchtbares und liebliches Stück des alten Hasbaniens. Begrenzt von der Maas in der Strecke von Andenne bis Chaumont, umfaßt ſie das ganze Thal der Mehaigne, von dem Punkte an, wo dieſe die Grafſchaft Namur verläßt, und ſie enthält eine bedeutende Anzahl von Ortſchaften, ſammt den Burgen Moha und Walef. Die von Moha iſt nur mehr in Trümmern vorhanden, aber dieſe Trümmer verkünden die vergangene Herrlichkeit der Beſitzer; unter ihnen verſchwindet in den kühnen Schluchten der Mehaigne das noch heute durch ein wunderthätiges Marienbild berühmte Dorf Moha, das von der Mündung der Mehaigne ein Stündlein, von der Stadt Huy 1½ Stunde entfernt ſein mag. Außer Moha beſaß Albert auch Antheil an Dagsburg und die Schirmvoigtei des Kloſters Altorf, denn im J. 1097 beſtätigt dieſem der Biſchof Otto von Straßburg den Beſitz eines Gutes in Eichhofen, ſo ihm per manum comitis Adelberti, praefatae villae advocati, geſchenkt wor-

Digitized by Google

den. Bald darauf mag Albert, von dem es in dem Nekrolog der Abtei St. Vannes heißt: „IX. kal. sept. Albertus comes Dagsburgensis, qui nobis cellam Montis St. Martini cum omnibus appendiciis suis dedit," verſchieden ſein, denn im J. 1101 ging ſeine Witwe Ermeſindis, die Tochter des Grafen Konrad I. von Luxemburg, und als ſolche Erbin der Herrſchaft Longwy, eine zweite Ehe ein mit dem Grafen Gottfried von Namur. Dieſer Graf Gottfried erſcheint in der Irmeſindis Urkunden für die Abtei St. Vannes, vom J. 1100 u. 1101, unter den Zeugen in Geſellſchaft ſeines Sohnes — St. domini mei Godefridi comitis et filii mei Henrici — und glaubt Schöpflin in dem filius einen Grafen von Dagsburg zu erkennen, indem die ſicherlich nicht vor dem J. 1098 dem Grafen Gottfried angetraute Mutter doch ſchwerlich ihre Briefe von einem Kinde, das nicht viel über ein Jahr alt ſein konnte, würde haben beſiegeln laſſen. Dieſe Betrachtung iſt nicht unerheblich, gewiß jedoch, daß der Graf von Namur in der Ehe mit Irmeſindis einen Sohn des Namens Heinrich hatte, und daß ſich, außer jener zweifelhaften Andeutung, keine weitere Spur von einem Grafen Heinrich II. von Dagsburg findet; jedenfalls müßte derſelbe denn wol bald nach dem Vater verſtorben ſein. Dagegen ſpricht Dom Calmet von einer Mechthilde, Tochter des Grafen Albert von Dagsburg, welche im J. 1125 mit dem Grafen Meinhard von Mörsberg verheirathet geweſen ſein ſoll; faſt möchte es jedoch ſcheinen (Foppens 4. Th. S. 363), es ſei dieſe Mechthilde an den Grafen Folmar III. von Metz verheirathet geweſen. Es würde, wenn ſich das ſo befände, die größte Schwierigkeit in der Dagsburg'ſchen Geſchichte beſeitigt ſein; unten wird davon weiter gehandelt.

Wir wenden uns zu des Papſtes Leo IX. älteſtem Bruder, zu dem Grafen Gerhard I., den Johann von Bayon als den Inhaber der Burg Egisheim bezeichnet, und zugleich von ihm berichtet, wie er in einer Fehde mit Reginbald oder Rappold von Rappoltſtein im J. 1038, alſo lange vor dem Vater, den Tod gefunden habe. Seine Gemahlin, Petronix, war eine Tochter Friedrich's, des Herzogs der Moſellana, und der burgundiſchen Königstochter Mathilde, und folglich eine Schweſter jener Beatrix, welche in der Ehe mit Bonifacius von Eſte die Mutter der berühmten Mathildis geworden iſt. Wie es ſcheint, hatte Gerhard I. zwei Söhne, Hugo VIII und Gerhard III. Hugo, ein eifriger Diener der Kirche, mußte darum nothwendig in Feindſchaft gerathen mit dem Kaiſer Heinrich IV. und mit deſſen Schwiegerſohne, mit Friedrich von Hohenſtaufen, dem Herzoge von Schwaben. Hugo, „potentissimus comes Alsatiae," ſchreibt Waltramus de Unione, wurde ſeiner Grafſchaft entſetzt, aber nach Bertholdus Constant. ad an. 1088: „Hugo comes de Egensheim Alsatiam jam dudum ab inimicis occupatam invasis et sibi recuperare tentavit." Blinde Zuverſicht in ſein Glück ſcheint das Ergebniß ſeiner Erfolge in dieſem Unternehmen geweſen zu ſein, und dieſe Zuverſicht mußte der Biſchof Otto von Strasburg, ebenfalls ein Hohenſtaufe, zu ſeinem Verderben zu lehren. „Hugo comes de Egensheim, indefessus miles St. Petri, sed nimium credulus Strasburgensi Pseudo-Episcopo, a servientibus ejusdem Episcopi occiditur, in cubiculo ipsius, cum ipso ad dormiendum collocatus, secundo Non. septembris," ſchreibt Berth. Conſtant, und der Nekrolog von Altorf ſetzt hinzu, es ſeien zugleich mit dem Grafen vier Ritter, die beiden Lambert nämlich, Bertolf und Egelolf, ermordet worden (4. Sept. 1089). Des Biſchofs Feindſchaft mit dem Grafen beſtand ſchon lange; dieſer hatte einſt ſeinen Gegner in dem Schloſſe Kochersberg überfallen, der Biſchof war jedoch entkommen, ohne jemals das Geſchehene zu vergeſſen. Seine Rache übernahm ſein Erbſchenk Siegfried, deſſen Bruder und Freunde der Graf gefangen hielt und ſehr hart behandelte; von einem gewiſſen Wiberich begleitet, drang Siegfried in des Biſchofs Kammer ein, als dieſer eben ſein Lager mit dem Grafen getheilt hatte, und ohne Widerſtand wurde der überraſchte Graf getödtet. Ob Hugo Kinder hinterließ, iſt zweifelhaft, er war aber verheirathet mit einer Tochter des Grafen Ludwig von Firt, Mömpelgard, Bar und Mouſſon. Sein Bruder Gerhard heißt der Dritte, weil vor ihm noch ein Vetter gleiches Namens die Grafſchaft im Nordgau beſeſſen hatte. Gerhard III. mußte wegen der Schirmvoigtei des Kloſters Heil.-Kreuz mit ſeinem Vetter, Graf Hugo VII. von Dagsburg, ſtreiten; Gerhard foderte ſie als der älteſte unter den Beſitzern der Burg Egisheim, Hugo als der Sohn desjenigen Heinrich, dem dieſe Schirmvoigtei von dem Papſte Leo IX. übertragen worden. Der Streit wurde im J. 1074 vom Papſte Gregor VII. zu Gerhard's Vortheil entſchieden. Später beerbte er dieſen nämlichen Hugo, und er wurde Alleinbeſitzer aller Dagsburg'ſchen Güter, mit Ausnahme derjenigen, die Graf Albert von Dagsburg und Moha beſeſſen haben mag. Gerhard III. iſt jener Gerardus comes, in deſſen Comitatu in pago Nortcowe die Dörfer Hochfeld und Schweighauſen ſammt dem Heiligenforſt gelegen, welche Kaiſer Heinrich IV. im J. 1065 an den Grafen Eberhard von Sponheim verſchenkte. Gerhard's III. Nachkommenſchaft liegt in argem Dunkel; vermöge des alten Stammbaumes zu Muri, den auch Schöpflin angenommen hat, zeugte Theoderich, Herzog von Lothringen, den Herzog Gerhard, und dieſer wieder den Gerhard von Egisheim, den Vater von Ulrich und Stephan. Hiernach wäre Graf Gerhard IV. eigentlich ein Vaudemont; allein jener Theoderich ſtarb im J. 1024 und hinterließ nur zwei Söhne, Friedrich und Adelbero. Ulrich aber lebte im J. 1141, und konnte demnach nicht wol im dritten Gliede von Theoderich abſtammen. Der zweite Herzog von Lothringen, aus dem elſaß'ſchen Hauſe, hatte einen Sohn Gerhard (1114), der aber niemals Herzog geweſen. Unter Herzog Gerhard's, dem Vater des Herzogs Theoderich, Kindern befand ſich zwar ein Gerhard, aber dieſer war Graf zu Vaudemont. Endlich, wenn jener Gerhard, des zweiten Herzogs Theoderich Sohn, die Burg Egisheim beſeſſen hätte, ſo müßte er ſie nothwendig durch eine Erbtochter der Grafen Gerhard oder Hugo, welcher ſie im J. 1074 und 1089 zugehörte, erhalten haben, und dann würde ihm 1114 der Titel,

Digitized by Google

Graf von Egisheim, in der väterlichen Urkunde beigelegt worden ſein. Alle dieſe Umſtände geben Anlaß zu vermuthen, daß in dem Muri'ſchen Stammbaume ein lothringiſcher Nebenzweig mit dem Hauptſtamme verwechſelt, und daß Gerhard IV. ein Sohn Gerhard's III., oder der älteſte des Egisheim'ſchen Zweiges geweſen ſei. Gerhard III. hatte aber auch eine Tochter, Heilwig, die noch unverheirathet war, als ſie eine Hörige, die Bertha, an das Hochſtift Strasbueg verſchenkte, was im J. 1118 von ihren Söhnen Hugo und Ulrich beſtätigt wurde. Geaf Ulrich, Gerhard's IV. Sohn, iſt jener Graf Udalricus de Egisheim, der zugleich mit Hugo, dem Grafen von Tagesburc, in der Uekunde Kaiſer Heinrich's V. für das Kloſter Lützell vom 8. Jan. 1125 unter den Zeugen genannt wird, der dem Fürſtentage zu Baſel 1129 beiwohnte, 1138 die Abtei Pairis ſtiftete, und auch in Urkunden Kaiſer Konrad's III. von 1141 und 1144 vorkommt. Seitdem geſchieht ſeiner aber nicht mehr Erwähnung, und mag er bald nach 1144 kinderlos veeſtorben ſein. Wenigſtens erloſch mit ihm der Egisheim'ſche Grafentitel, während der geößte Theil der Geafſchaft an die von ſeiner Schweſter Stephanie abſtammenden Grafen von Pfirſt fiel. Graf Gerhard III. hatte eine Schweſter Suanehildis oder Spanehildis, der in der Theilung die Grafſchaft Dagsburg zufiel, und die, wie kaum zu zweifeln, mit Konrad I., dem Geafen von Metz und Lunéville, verheirathet war. Folmar iſt jener Comes Volmarus, den, ſammt ſeinen Söhnen Gotfridus und Volmarus, die Urkunde Kaiſer Heinrich's IV. für die Abtei Neuweiler vom J. 1085 nennt, überlebte abee das Datum dieſer Urkunde nicht lange. Der jüngere ſeiner Söhne, Gottfried I., kommt in einer Urkunde des Biſchofs Otto von Strasburg für das Kloſter Altorf vom J. 1097 als Graf des Noedgaues vor, und es mag der Theodoricus, der im J. 1129 der Zuſammenkunft in Mommenheim beiwohnte, ein Sohn von ihm geweſen ſein. Theodoricus wurde ein Wohlthäter der neugeſtifteten Abtei Stürzelbronn, bei Bitſch, wie dieſes Simon von Bitſch in der Urkunde vom J. 1196, worin Theodoricus als comes provincialis bezeichnet wird, erzählt. In des Biſchofs Gebhard von Strasburg Beſtätigung der von Reinhard und Friedrich von Keſtenholz dem Domcapitel gemachten Schenkung wird unter den Zeugen Theodoricus comes provincialis genannt (1135) und des Erzbiſchofs Albert von Mainz Urkunde für das Kloſter Catlenburg vom J. 1139, unterfertigt Thiedericus comes patriae de Alsatia. Theoderich hat demnach zuerſt den Titel eines Landgrafen von Elſaß geführt; er ſtarb um das J. 1150, laut einer Urkunde der Abtei Nruburg, wodurch ein Jahrgedächtniß geſtiftet wird pro remedio animae provincialis comitis Theodorici, nostris temporibus defuncti. Sein Sohn, Gottfried II., erſcheint zuerſt in einer Urkunde der Abtei Neuburg vom J. 1159, dann auch 1175 als provincialis comes. Im letztern Jahre ſtörte er, Godefridus comes provincialis, qui domicilium habebat apud Huneburch, die Mönche von Neuburg in den Anlagen, welche ſie zu Selhoven begonnen hatten; ſie klagten dem Kaiſer ob des unbequemen Nachbars, und ein Spruch erging zu Gunſten der Kloſterbewohner. Seitdem iſt nicht weiter von Gottfried, ebenſo wenig von Kindern, die er gehabt haben könnte, die Rede. Dagegen wiſſen wir aus einer neuburg'ſchen Uekunde vom J. 1159, worin pro absolucione anime b. memorie Peovincialis comitis Theoderici filii sui una cum filia et matre eorum, das predium Mulnbach den Mönchen von Neuweiler gegeben wird, daß e Brüder und eine Schweſter gehabt, und es iſt in hohem Grade wahrſcheinlich, daß dieſe Schweſter an den Grafen Sigebert von Werth verheirathet wuede, und daß ſie die Landgrafſchaft des Unter-Elſaß in das Haus der Grafen von Werth trug. Folmar's I. und der Dagsburg'ſchen Suanehildis älterer Sohn, Folmar II., Graf von Dagsburg und Metz, wird um das J. 1100 verſtorben ſein, indem von 1100 an nue mehr von ſeinen Söhnen, Folmar III. und Hugo IX., die Rede iſt. Hugo IX., dem die Grafſchaft Dagsburg zugefallen, war noch ein Knabe zur Zeit von des Vaters Ableben, denn in einem Schenkungsbriefe für die Abtei Altoef, vom J. 1103 heißt es: „Hugone comite adhuc puero, predicti tamen cenobii advocato.“ Darum mag auch ſein älterer Bruder die zu Dagsburg gehöeende Schirmvoigtei Andlau übernommen haben, und befand ſich dieſelbe noch im J. 1114 in Folmar's Händen, der ſie doch ſpäter an Hugo IX. zurückgegeben haben wied. Denn dieſer erſcheint im J. 1122 in der Eigenſchaft eines Voigtes zu Andlau. Er ſollte ſich ihrer nicht lange freuen, ſchon im nächſten Jahre berichtet der Annalista Saxo ſein Abſterben mit dieſen Worten: „Hugo de Dagesburch moritur, Trojanum illum Alexandrum pulchritudine, virtute vero Hectorem repraesentans.“ Ob des Annalisten Jahr 1123 ganz genau, möchten wir indeſſen bezweifeln. Unter den Zeugen der Beſtätigungsurkunde Kaiſer Heinrich's V. für das Kloſter Marienberg bei Boppard, vom J. 1124, befindet ſich unter den Zeugen „Hugo comes de Dagesburc.“ Schwerlich iſt hier Hugo's IX. Neffe, Hugo X., gemeint. Da Hugo ohne Kinder war, ſo fiel Dagsbueg an ſeinen älteen Bruder, an Folmar, zurück, der bisher nur die Grafſchaften Metz und Lunéville beſeſſen hatte. Im J. 1135 gründete Folmar in der Nähe von Lunéville die herrliche Abtei Beaupré, ciſtercirnſer Oedens, wie das in des Biſchofs Heinrich von Toul Uekunde vom J. 1155 näher beſchrieben: „Quod Folmarus comes Metensis anno Incarnationis Dominicae 1135 Indict. XIII. 3. cal. Martii vallem silvestrem subtus Hamermasnil super fluvium Murtem dedit monachis Cisterciensibus a Morimundense Abbate missis, et constructa est ibi abbatia in honorem B. Mariae, quae ex amoenitate loci Bellum-Pratum vocatur. Et quoniam praefata donatio de feodo comitis erat, quod ab episcopo Metensi tenebat, idcirco comes contentionis seminarium posteris aufferre desiderans, de alodio suo apud Putelenges eidem episcopo conferens satisfecit. Quod item ab eodem in feodum recipiens, ejusdem pontificis authoritate feodum illud, super quod abbatiam fundaverat, in liberum alodium comutavit. Igitur praefatus vir illustris comes et

Digitized by Google

conjunx ejus foemina foelicis memoriae comitissa Mathildis *), sed et filii eorum Folmarus et Hugo, nec non et filiae Clementia, Agnes et Adelidis, devotioni suae satis facientes, adhuc eum praefata eleemosyna dederunt omnem terram de Hamermasnil.“ Dieſer von dem gleichzeitigen Diöceſanbiſchoſe aufgeſtellten Genealogie wird wol jede andere weichen müſſen. Clementia, die eine der darin genannten Töchter, heirathete den Grafen Folmar von Bliescaſtel, dem ſie die Grafſchaft Lunéville zubrachte, und der in einer Urkunde der Abtei Lützell vom J. 1125 unter den Zeugen vorkommt. Der ältere Sohn, Folmar IV., dem die Grafſchaft Metz zugefallen war, ſtarb unbeerbt, daher ſein jüngerer Bruder, Hugo X., der Väter ganzes Erbe zuſammenbrachte. Hugo X., Graf von Dagsburg, Moha und Metz, Schirmvoigt der Abteien Lützell, Andlau und Neuweiler, kommt in Kaiſer Konrad's III. Beſtätigungsbriefe für das Hochſtift Cambray vom 30. Dec. 1145 unter den Zeugen vor. Im J. 1147 gab er als Schirmvoigt von Andlau ſeine Zuſtimmung zu der Veräußerung des Ortes Etival. Urkunden der Abtei Neuweiler, vom J. 1157 und 1158, nennen den Comitem Hugonem de Dagesburc Metensium ac principalem (abbatiae hujus) ex Metensis episcopi beneficio advocatum. Im J. 1161 folgte Hugo dem Kaiſer Friedrich I. nach Italien, und ſeine Rückkehr nach Alemannien bezeichnete er durch Zerſtörung der Feſte Horburg, deren Graf ihm feindlich geweſen. Im J. 1153 war er Schirmvoigt des Kloſters Erſtein bei Keſtenholz. Er ſtarb um das J. 1180 (Ende des J. 1172 nach *Godefrid.* mon. S. Pantal. Colon.). Seine Gemahlin ſoll, nach Schöpflin's ſcharfſinniger Hypotheſe, eine Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach, Witwe des Herzogs Gottfried II. von Brabant und Schweſter der Kaiſerin Gertrudis, Gemahlin Konrad's III., geweſen ſein. Ein diplomatiſcher Beweis dafür läßt ſich freilich nicht beibringen, aber dieſe Hypotheſe kann einzig die Verwandtſchaft zwiſchen den Häuſern Dagsburg und Brabant erklären, unbeſchadet des von Schöpflin beigebrachten Beweiſes, daß das von Bütkens aufgeſtellte Syſtem über dieſe Verwandtſchaft nicht beſtehen kann. Nach dieſem Syſtem ſollte die Luitgardis, die Gemahlin des Herzogs Gottfried II. von Brabant, die Schöpflin in anderer Ehe dem Grafen Hugo X. von Dagsburg beilegt, eine Tochter ſein von Albert I., Grafen von Dagsburg und Moha, und von der luxemburgiſchen Irmeſindis, und ſoll Luitgardis noch zwei vollbürtige Schweſtern gehabt haben, deren eine, Gertrudis, an den Kaiſer Konrad III., die andere, Bertha, an den griechiſchen Kaiſer Emanuel verheirathet geweſen wäre. Hugo X. hinterließ die drei Söhne, Heinrich III., Hugo XI. und Albert II., dann eine an Libald von Beaufremont verheirathete Tochter, Petronilla, die einen Antheil an Dagsburg auf ihre Kinder vererbte. Heinrich III. wird von ſeinem Bruder Albert in dem Stiftungsbriefe der Abtei Du Val-Nôtre-Dame, vom J. 1210, genannt, mit dieſen Worten: „Pro remedio animae meae et parentum meorum fratrisque mei Henrici et uxoris meae ac filiae.“ Daß Hugo, des Grafen Albert von Dagsburg Bruder, apud Vaugias (Val-Nôtre-Dame) begraben liege, bezeugt Alberich von Trois-Fontaines, ad an. 1211. Albert oder Adalbert II. erſcheint im J. 1186 als alleiniger Schirmvoigt der Abtei Andlau. Am 4. März 1188 unterfertigte er den von Kaiſer Heinrich VI. in dem Palaſte zu Toul erlaſſenen Rechtsſpruch, 1190 das zu Beſançon von dieſem Kaiſer den Mönchen von Neuburg verliehene Privilegium, und 1196 den zu Ehenheim für die Hörigen der Collegiatſtifter St. Thomas und St. Peter zu Straßburg gegebenen Befreiungsbrief. Im J. 1194 verbündete er ſich mit den Herzogen von Brabant und Limburg, mit den Grafen von Holland, Jülich und Vianden zu Gunſten des alten Heinrich von Luxemburg, den Balduin von Hennegau beinahe der ganzen Grafſchaft Namur beraubt hatte. Die Verbündeten erlitten aber zu Neuville, an der Mehaigne, unweit des berühmtern Schlachtfeldes von Ramillies, eine große Niederlage (1. Aug. 1194) und mußten den Frieden von Halle eingehen. In dieſe Händel wurde der Graf von Dagsburg durch den Beſitz von Moha verwickelt, und wir müſſen geſtehen, daß dieſer Beſitz eine der größten, von Schöpflin zwar überſehene, Schwierigkeit dieſes Artikels ausmachen würde, wenn uns nicht die Nachricht bei Foppens zu Hilfe käme, nach welcher Graf Albert II. ein Enkel Folmar's III. und der moha'ſchen Erbtochter Mathilde ſein möchte. Denn wie hätte ſich dieſes ohne Zweifel zuerſt durch Heirath erworbene Allodium auf Albert II. vererben können, wenn dieſer nicht von Albert I. abſtammte? Dieſe Schwierigkeit würde allerdings durch das von Bütkens aufgeſtellte Syſtem gehoben, denn nach ihm heirathete Luitgardis, eine der drei Töchter des Grafen Albert I., den Herzog Gottfried II. von Brabant, und ihr jüngerer Sohn, Albert von Brabant, iſt unſer Graf Albert II. Doch, wir wiederholen es, dieſes Syſtem iſt nichtig, und Bütkens, indem er ſeinen Grafen Albert II. zugleich zum Grafen von Metz ſtempelt, hat ihm ſelbſt den Stempel der Nichtigkeit aufgedrückt. Nach Kaiſer Heinrich's VI. Tode nahm Albert Partei für Otto IV. gegen Philipp von Schwaben; gemeinſchaftlich mit dem Biſchofe Konrad von Straßburg durchzog er verwüſtend die alemanniſchen Gauen, und in des Grafen von Leiningen Geſellſchaft fuhr er im J. 1198 nach England, um dort den ſächſiſchen Prinzen abzuholen und ihn nach Teutſchland zu geleiten. Nicht zufrieden mit dieſen perſönlichen Leiſtungen, ſchrieb Albert auch an den Papſt Innocentius III., um ihm die Sache ſeines Königs zu empfehlen, gleichwie der Graf auch von Innocentius ſchriftlich gemahnt wurde, alle ſeine Kräfte für den Dienſt Otto's IV. aufzubieten. Im J. 1200 vergabte Albert einen Antheil an dem Salzwerke zu Saaralb an die Abtei Stürzelbronn. Im J. 1202 legte er, voll der Trauer über den Verluſt ſeiner beiden Söhne, den Grund zu der Abtei Val-Nôtre-Dame, unweit des Schloſſes Moha, aber auf dem entgegengeſetzten Ufer der Mehaigne; den Stiftungsbrief, worin er comes de Daborch et

*) Wahrſcheinlich die Erbtochter des Grafen Albert von Dagsburg und Moha.

Metensis genannt wird, ließ er jedoch erſt im J. 1210 ausfertigen. Die Ciſtercienſernonnen, die er dort einführte, hatten bisher zu Hocht in großer Armuth gelebt. Der Verluſt der Söhne hatte auch die weitere Folge, daß der Graf, **Adelbertus Dei gratia comes Metensis et de Dasbourch carissimum nepotem**, den Herzog Heinrich I. von Brabant zum Erben ernannte der Burg Dagsburg und der Abtei Hiſſen, des Schloſſes Girbaden in dem Schirmeckerthal, der Abtei Altorf, des Schloſſes Drotein (ſtatt deſſen wird wol Lorquin zu leſen ſein, vielleicht auch Turqueſtein; Lorquin liegt an der dagsburgiſchen Grenze, jenſeit der Saar), des Schloſſes Albapay (Saaralb), der Voigtei über die Abtei Herbitzheim (unweit Saaralb), der Grafſchaft Metz, ſammt der Schirmvoigtei der metzer Kirche und den davon abhängenden Lehen, mit Ausnahme jedoch der Burg Herrenſtein, zwiſchen Hohenbarr und Lützelſtein) und der Voigtei von Neuweiler, als welche in des Grafen Gewalt verbleiben ſollen. „Hinwiederum wird der Herzog den Grafen in allen ſeinen Angelegenheiten, ſowol im Elſaß als in Brabant, nach Kräften, und ſowol mit Geld als mit Mannſchaft unterſtützen, auch in der nächſten Faſten 5000, das Jahr darauf abermals 5000, und in der dritten Faſten nochmals 5000 Mark an den Grafen bezahlen. Des Grafen eigene Leute und Miniſterialen haben auch, vorbehaltlich obiger Stipulationen, dem Herzoge gehuldigt und demſelben alle Treue gelobt, für den Fall, daß der Graf aus der Welt ſcheiden ſollte, ohne Sohn oder Tochter, von ſeinem Leibe geboren, zu hinterlaſſen. Sollte der Graf vor Entrichtung der bedungenen Geldſummen aus dieſer Welt abgerufen werden, ſo iſt das Geld an den Abt von Hauteſeille zu entrichten, dieſer wird mit Rath von drei oder vier Dienſtleuten des Grafen die zu empfangenden Summen zu deſſen Seelenheile verwenden. Stirbt der Herzog zuerſt, ſo bleiben die genannten Beſitzungen ſeiner Witwe und ſeinen Kindern, wenn dieſe anders die bedungene Summe erlegen wollen. Unabhängig hiervon wird der Herzog die Allodien Muſal (Moha) und Waleve zu freiem Erbe erlangen, wenn der Graf ohne rechtmäßige Leibeserben abgehen ſollte. Endlich wird der Herzog in Jahresfriſt das Schloß Tiecurt (Thicourt, zwiſchen der franzöſiſchen und teutſchen Nied, unweit Kriechingen), worauf er in Gefolge dieſer Schenkung ein Recht hat, mit des Grafen Rath und Beiſtand wieder erobern.“ Dieſer Vertrag wurde von Kaiſer Otto IV. und nachmals von Kaiſer Philipp genehmigt, und ſagt Letzterer, in der dem Herzoge von Brabant zu Coblenz den 12. Nov. 1204 gegebenen Urkunde: „**Item concessimus ei omne foeudum, quod patruus suus comes Albertus de Dagespurg de manu nostra et imperio obtinet; ita quod ipse dux post mortem ipsius comitis in omnibus bonis sive pactis absque cujuslibet contradictionis impedimento (si tamen comes sine haeredibus discesserit) ei succedat.**“ Kaiſer Philipp's Urkunde war vielleicht noch nicht gegeben, als der Graf von Dagsburg im Gefolge einer plötzlichen Sinnesänderung ſich nach Lüttich begab und dort vor St. Lambert's Frohnaltar, ſeine Allodien Moha und Walef, dem Biſchofe Hugo von Pierrepont übertrug, wobei er ſich einzig den Genuß für ſeine Lebtage vorbehielt, und den Fall, daß ihm noch ein Sohn oder eine Tochter geboren würde. In dieſem Falle ſollte die Schenkung ungültig werden, der Sohn oder die Tochter jedoch gehalten ſein, dieſe bisherige Allodien von der lüttichen Kirche zu Lehen zu empfangen. Zuletzt ließ ſich der Graf von Seiten des Biſchofs eine Summe von 50,000 (ſicherlich eine Null zu viel) Mark als Preis ſeiner Schenkung verſprechen (1204). Bald nach dieſen Verträgen wurde die Gräfin von einer Tochter entbunden, und Albert, voll der Reue über das Geſchehene, wendete alle Mühe an, um wenigſtens die ſtipulirten 50,000 Mark zu erhalten, ſtarb aber, bevor er dieſen Zweck erreichen konnte, im J. 1211 und wurde bei ſeinen Brüdern zu Val-Nôtre-Dame beerdigt. Seine Gemahlin, Gertrudis, nach Bütkens, Benoît und Calmet eine Tochter des Grafen Ludwig von Looz, war nach Schöpflin eine Tochter des Markgrafen Hermann III. von Baden und wurde eine Mutter von drei Kindern. Die beiden Söhne, Wilhelm und Heinrich IV., begleiteten den Vater, als dieſer im J. 1200 das von dem Grafen Balduin von Flandern und Hennegau nach Andenne ausgeſchriebene Turnier beſuchte. Das kriegeriſche Schauſpiel ergriff gewaltig die beiden Falken von Dagsburg (ſo hießen die jungen Grafen wegen ihrer edeln Herkunft und wegen ihres freudigen Muthes) und kaum heimgekehrt nach Moha, verſuchten ſie das Geſehene nachzuahmen. Nicht vertraut mit den Regeln und den Gefahren des Turniers, verſchmähten ſie aber den Gebrauch der Schutzwaffen, und indem ſie blindlings ihre Roſſe auf einander trieben, empfingen Beide im nämlichen Augenblicke die tödtliche Wunde. Durch ihren Tod der ſchönſten Hoffnungen beraubt, mochte der Vater doppelt ſich der Geburt einer Tochter, Gertrudis, erfreuen. Das ſchöne Mädchen (Alberich's **parvula filia et elegans**) verlobte er mit Theobald I., dem Herzoge von Lothringen, und wohl bekam Gertruden eine ſo mächtige Verbindung. Denn die Nachbaren ſcheinen nicht ungeneigt geweſen zu ſein, ſich in das dagsburgſche Eigenthum zu theilen. Nur ungern willigte der Biſchof von Metz ein, ihr die von ſeiner Kirche herrührenden Lehen zu ertheilen, und um die Grafſchaft Moha entſpann ſich wüthende Fehde zwiſchen dem Herzoge von Brabant und dem Biſchofe von Lüttich. Indem keiner dem andern die reiche Beute gönnte, keiner den andern überwältigen konnte, mußten ſie ſich zuletzt einigen, ſie der Erbin, doch als lütticher Lehen, zu überlaſſen. Darum konnte auch Gertrudis am 6. Oct. 1223 ihres Vaters Stiftung Val-Nôtre-Dame beſtätigen und in der Beſtätigung ſich **Gertrudis de Daborch comitissa Metensis et de Muhaut** nennen. Damals war ſie bereits Witwe (ſeit 1220) und ihr Schwager, Matthäus, hatte ihr Nancy und Gondreville zu Witthum verſchrieben; ſie war aber auch bereits in zweiter Ehe verheirathet mit dem Grafen Theobald VI. von Champagne, dem nachmaligen Könige von Navarra. Gertrudis ſcheint mit dem Dichterkönige nicht die glücklichſte Ehe geführt zu haben, mag es daher nicht ungern geſehen haben, als

3 *

Digitized by Google

das drückende Band nach drei Jahren unter dem Vorwande der zu nahen Anverwandtſchaft aufgelöſet wurde, und ſchritt alsbald im J. 1223 zur dritten Ehe mit Simon von Saarbrücken, dem Grafen von Leiningen. In allen drei Ehen kinderlos, ſtarb Gertrudis im J. 1225 und die früher ſchon projectirte Theilung des dagsburgiſchen Erbes war nicht weiter abzuwenden. Der Biſchof von Lüttich nahm die Grafſchaft Moha; Herrenſtein, Turqueſtein, Saarburg und Saaralb, dann die Grafſchaft Metz zog der Biſchof von Metz als verfallenes Lehen ein, wie Richer von Senones (Lib. 4. c. 21) mit klagenden Worten erzählt: „Si fas esset os ponere in coelum, dicerem, quare tam nobilis progenies et tam sancta per saepedictam mulierem herede caruit: imo idem comitatus (Dagsburg) nomine tam famoso caruit. Nam Metensis episcopus“ etc. In der eigentlichen Grafſchaft Dagsburg vermeinte Graf Simon von Leiningen ſich zu behaupten, den beſtrittenen Beſitz mußte er ſich aber durch eine Fehde mit dem Biſchofe Berthold von Strasburg ſichern und erſt am 5. Jul. 1228 konnte er von Berthold die Belehnung mit den Schlöſſern Dagsburg und Girbaden und mit dem Kloſter Hiſſen erlangen. Die Fehde erneuerte ſich aber nach Simon's Tode, im J. 1234 und wurde endlich im Januar 1239 durch einen Vergleich zwiſchen Biſchof Berthold und dem Grafen Friedrich von Leiningen, dem Bruder Simon's, abgethan. Seitdem iſt Dagsburg Eigenthum der Grafen von Leiningen geblieben bis auf die Zeiten der franzöſiſchen Revolution, und ſie entlehnen davon das Prädicat, welches ſie von dem leiningen-weſterburgiſchen Geſchlechte unterſcheidet.

Das dagsburgiſche Wappen, wie ſich deſſen die Fürſten von Leiningen bedienen, zeigt im ſilbernen Felde einen ſchwarzen Löwen, über welchen acht Lilienſcepter, welche aus einer ſilbernen Kugel in Form eines gemeinen und eines Andreaskreuzes gehen, gelegt ſind, mit einem rothen Schildesrande. Graf Albert's II. von Dagsburg und Moha Schild wird aber beſchrieben: roth, mit einem Quartier von Silber. — Bei der Reichsdeputation (1803) wurde die Grafſchaft Dagsburg zu 3 □Meilen 6500 Seelen und 45,000 Fl. Einkünfte berechnet. Vor der Mediatiſirung durch Frankreich hatte ſie einen Matrikularanſchlag von zwei Mann zu Roß und vier Mann zu Fuß. Die Einwohner ſind katholiſch. (*v. Stramberg.*)

DAHN, 1) Markt an der Lauter, im Landcommiſſariat Pirmaſens des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 157 Haupt- und 289 Nebengebäuden, 1377 Einwohnern, einem Schloſſe, den Sitzen eines Friedensgerichts, Rent- und Bürgermeiſteramtes, einem hölzernen Bilde auf einer Anhöhe, der Mädchenſprung genannt, Vieh-, beſonders Eſelszucht, dem Fiſchwoogerhofe, der fiſchwooger und den zwei dahner Mühlen, in getreidearmer Gegend, neun Stunden von Zweibrücken. Daſelbſt ſind noch Spuren der gehaltenen Ordalien ſichtbar. 2) Ein Canton im bairiſchen Landcommiſſariat Pirmaſens, mit 9450 Einw., unter welchen 276 Juden ſind, in 19 Gemeinden und mit beträchtlichen Hochwaldungen. (*Eisenmann.*)

DAILLON. Des Geſchlechtes Stammvater, Johann von Daillon, iſt wol weniger als der Sohn ſeiner Thaten, denn als der Sohn der Gunſt Ludwig's XI. zu betrachten. Er wurde mit dieſem Monarchen erzogen, und ſcheint ihm durch Darlehen, in Zeiten der Verlegenheit geſpendet, faſt unentbehrlich geworden zu ſein; durch Urkunde vom 13. März 1443 verordnet Ludwig, damals noch Dauphin, die Wiedererſtattung einer Summe von 5000 Goldthalern, die Johann von Daillon, Mäpeling, Herr von Fontaines, ſein Rath und Kammerherr, vorgeſchoſſen habe, um damit den Gensd'armeshauptmann, Johann von Saleazar, zu befriedigen. Als Ludwig den Thron beſtieg, wurde der Kammerherr nicht vergeſſen, vielmehr zum Hauptmanne über 100 Lanzen, zum Gouverneur vom Alençon und Perche und im J. 1471 zum Amtmanne von Cotentin, 1474 zum Gouverneur von Dauphiné ernannt. Im J. 1474 befehligte er die Armee in Rouſſillon, und es gelang ihm die Beſatzung der Citadelle von Perpignan zu verſtärken und mit Lebensmitteln zu verſehen, auch endlich die rebelliſche Stadt zu einer Capitulation zu zwingen. In dem großen Schiffbruche des burgundiſchen Hauſes eroberte er nach kurzer Belagerung Hesdin, wogegen der König ihm das Gouvernement von Arras und Artois verlieh, ihn auch mit den Herrſchaften Leuſe und Condé in Hennegau, die ſammt dem übrigen Eigenthume des Herzogs von Nemours confiscirt worden, beſchenkte, ein Geſchenk, welchem der König bald darauf die Herrſchaften La Ferté-Milon und Nogent hinzufügte, gleichwie Johann bereits am 10. April 1477 die Vicomté Domfront empfangen hatte. Viel wichtiger als dieſe Geſchenke war für Daillon der Einfluß, den ihn des Königs Gunſt auf die Angelegenheiten der Niederlande gewinnen ließ. Denn er beſaß nicht nur die herrlichſten Gaben für Krieg und Frieden, Verſchlagenheit und Gewandtheit im hohen Grade, daß Ludwig XI., der beſte Kenner ſolcher Waare, ihm den Beinamen Maistre Jehan des Habiletés beigelegt hatte, er beſaß auch in ſeltenem Grade die Kunſt, oder vielmehr die Leidenſchaft, ſich ſolcher Gaben zu ſeinem eigenen Nutzen zu bedienen. So gewaltig war die Leidenſchaft, daß er in einer Zuſammenkunft mit Rapine, dem Vertrauten des Connétable von St. Paul, mitten in der glatteſten und ſüßeſten Unterhaltung mit der Frage herausplatzte, ob er, Rapine, nicht wiſſe, wo ſein Gebieter ſein baares Geld zu verwahren pflege: „Je m'esbahis comme cette parole lui eschappa, veu que cestuy-là estoit très-bon serviteur, et qu'il ne fit fuir ledit Connestable et entendre son cas, ſchreibt der den Unterhandlungen beiwohnende Commines. So gründlich war ſeine Kunſt, daß der einzige Aufruhr der Stadt Arras ihm, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, 20,000 Thlr. und zwei vollſtändige Marderpelze einbrachte. Für ſeine ganze Denkungsart charakteriſtiſch iſt auch ſeine Anrede an Commines, als dieſer ſich im J. 1476 zu einer Reiſe nach Poitou anſchickte: „Or vous en allez vous à l'heure que vous deviez faire vos besognes, ou jamais, vu les grandes choses qui tombent entre les mains du Roy: dont il peut advantager et enrichir tous ceux qu'il ayme: et au regard de moy, je m'attends d'estre Gouverneur de Flandres et m'y

faire tout d'or.“ „Monseigneur du Lude,“ fügt Commines hinzu, „qui estoit fort agréable au Roy en aucunes choses, et qui fort aymoit son profit particulier [1]) et ne craignoit jamais à abuser ny à tromper personne, aussi très-legèrement croyoit, et estoit trompé bien souvent.“ Zu Zeiten wurde dieſe Gewinnſucht dem Dienſte ſelbſt ſchädlich. So war z. B. ein Ritter aus Hennegau an das Hoflager gekommen, um im Namen einer mächtigen Partei dem Könige die Öffnung der wichtigſten Städte und Feſtungen der Provinz Hennegau anzubieten, allein der König verwies den Fremdling mit ſeinen Anträgen: „à Monsieur du Lude, dont il se trouva esbahy, et se départit bien tost, sans entrer en grande marchandise. Car ledit Seigneur du Lude et luy ne se fussent jamais accordés, ny entendus: car il estoit venu esperant s'ayder, faire son profit et s'enrichir, et ledit Seigneur du Lude lui demanda d'entrée, quelle chose les villes luy donneroient en conduisant leur affaire.“ Während der Krankheit des Königs (1480) leitete Daillon gemeinſchaftlich mit Ludwig und Karl von Amboiſe und mit dem Marſchall von Gié die ſämmtlichen Regierungsangelegenheiten, und im Julius 1481 empfing er eine Schenkungsurkunde über die dem Prinzen von Oranien entzogene Herrſchaft Gezy-les-Sens, gleichwie er am 18. Nov. 1481 als Gouverneur von Dauphiné und Capitain von Alençon und Domfront über eine Summe von 500 Livres quittirt. Er kann demnach nicht im J. 1480, wie es gewöhnlich heißt, verſtorben ſein, obgleich wir zugeben, daß er den König und deſſen Gunſt nicht überlebte, jene Gunſt, die Ludwig XI. ſelbſt ſo lebendig darſtellt in den an den Günſtling gerichteten Worten: „Faites bien du maistre Jehan et je feray bien du maistre Louis.“ Johann vermählte ſich mit Renata de Fontaines, „pour complaire et obéir aux volontés de Monseigneur le Dauphin,“ wie der Ehevertrag vom 28. Jun. 1443 beſagt, hatte aber aus dieſer Ehe nur eine Tochter, Renata, der das mütterliche Gut Fontaines blieb, während ihr Vater, Witwer ſeit Junius 1457, Mittel fand, für ſich das Eigenthum einer andern und bedeutendern Beſitzung ſeiner verſtorbenen Frau, die Herrſchaft und das Städtchen du Lude, in Anjou, zu erwerben. Reich alſo für ſich ſelbſt, reicher noch in Ausſichten für die Zukunft, konnte Johann ſich für die Wahl einer zweiten Frau höhere Anſprüche erlauben; er ſuchte ſie in dem großen Hauſe von Laval, und des Guido von Laval-Loué Tochter, Maria, wurde ihm vermöge Ehevertrags vom 18. Aug. 1459 angetraut und ſchenkte ihm zwei Söhne und zwei Töchter. Der jüngere Sohn, Franz, Herr von La Crotte, Hauptmann über 50 Lanzen, focht mit Auszeichnung bei St. Aubin-du-Cormier Fornovo und Ravenna, und fand in dieſer letzten Schlacht (1512) den Tod. „Er hatte,“ ſchreibt Brantôme, „hier den erſten Angriff zu thun und wurde dabei verwundet. Man wollte ihn vom Schlachtfelde entfernen. Mit nichten, ſagte er, hier will ich meinen Kirchhof haben und mein Roß ſoll mir zum Grabſteine dienen. Roß und Reiter müſſen zuſammen ſterben. Und nachdem ſie Beide bis auf den letzten Athemzug geſtritten, ſanken ſie zu Boden, das Pferd auf den Mann.“ La Crotte, Bayard und der Hauptmann de Fontrailles führten alle drei, wenn Brantôme wahr ſpricht, den Beinamen eines Ritters ohne Furcht und Tadel. Jakob von Daillon, Johann's älterer Sohn, Herr du Lude, Sautray und Launay-Gobin, Seneſchall von Anjou, durch Ernennung vom 1. Febr. 1511, königl. Rath und Kammerherr, Hauptmann über 50 Lanzen, war Gouverneur von Brescia, als die Verſchwörung der Avogaro dort zum Ausbruche kam (1512). Während er an dem einen Thore die zur Unterſtützung der Inſurgenten anrückenden venetianiſchen Truppen bekämpfte, öffneten die Verſchworenen an der andern Seite die Gitter verſchiedener Gaſſen, durch welche alsbald eine große Anzahl Venetianer eindrang, und das Feldgeſchrei St. Marcus brachte die ganze Bürgerſchaft in Bewegung. Von allen Seiten angegriffen, zog ſich du Lude fechtend nach dem Caſtell zurück, und durch ſeinen verzweifelten Widerſtand wurde die am 19. Febr. 1512 von Gaſton de Foix bewerkſtelligte Wiedereinnahme der Stadt gar ſehr erleichtert. „Dieſe und ähnliche Waffenthaten,“ ſchreibt Brantôme, „erweckten eine hohe Meinung von des du Lude Tapferkeit, ſodaß König Franz ihn zu ſeinem Lieutenant in dem von den Spaniern belagerten Fuenterabia erwählte und damit ſehr wohl that, denn du Lude beſtand (1522) eine Belagerung von 13 Monaten, in denen er Angriffen und Stürmen trotzte mit einer Entſchloſſenheit, die den Tapferſten beſchämen mag. Denn er hatte nicht nur Feinde zu bekämpfen, ſondern auch den Hunger, der ihn lehrte, Katzen und Ratten, geſottenes oder geröſtetes Leder und Pergament verzehren. Man nannte ihn das Bollwerk von Fuenterabia und iſt der ganze Stamm von ſo ſtreitbarer Art.“ Jakob, der auch Gouverneur zu La Rochelle geweſen, ſtarb zu Illiers im J. 1532 (nicht 1522, wie die Biog. univ. berichtet, auch nicht, wie Ludwig XIV erzählt, an den bei Pavia empfangenen Wunden); er hatte dieſe Herrſchaft mit Johanna von Illiers erheirathet (der Ehevertrag iſt vom 8. Mai 1491). Seine ältere Tochter, Antonia, heirathete den Grafen Guido XVI. (Nikolaus) von Laval, ſein Sohn, Johann von Daillon, Graf du Lude, Baron von Illiers, Briançon u. ſ. w., Seneſchall von Anjou, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur von Poitou, Aunis und La Rochelle, Lieutenant-général in Guyenne, diente im J. 1536 an den Grenzen der Picardie, empfing 1539 an den Ufern der Bidaſſoa den Kaiſer, und wurde 1542 nach Guyenne geſchickt, um die dort entſtandenen Unruhen zu dämpfen. Im Mai 1545 ließ er ſeine Herrſchaft du Lude zu einer Grafſchaft erheben. Er ſtarb zu Bordeaux den 31. Auguſt 1557, aus ſeiner Ehe mit Anna von Batarnay (vermählt am 30. April 1528), die Söhne

1) „Il faisait bien,“ ſetzt der Herausgeber hinzu, „car on ne se fait ordinairement estimer à la cour que quand on arrange bien ses affaires.“ Weniger freimüthig, hat die Biographie universelle von Johann Daillon geſchwiegen, ob ſie gleich mehre ſeiner minder berühmten Nachkommen aufführet. Wahrſcheinlich wollte ſie die Vergleichung zwiſchen dem raubſüchtigen Ritter und einigen Helden des 19. Jahrh. vermeiden.

Guido, Renat, Franz I. und Franz II., dann drei Töchter hinterlaſſend. Renat entſagte dem Bisthume Luçon, um ſtatt deſſen die Abtei Les Chaſtelliers zu nehmen, unterſtützte im J. 1569 ſeine Brüder in der Vertheidigung von Poitiers, wurde den 31. Dec. 1579 Comthur des heiligen Geiſtordens, ſodann Biſchof von Bayeux, war auch Abt von La Chaux und La Boiſſière, Staatsrath und ſtarb den 8. März 1601. Guido, Graf du Lude, Ritter der königlichen Orden, Gouverneur von Poitou, Seneſchall von Anjou, wurde mit König Heinrich II. als deſſen Enfant d'Honneur erzogen. In der Vertheidigung von Metz, in dem Treffen bei Renty, wo er die Cornette blanche trug, bei der Einnahme von Calais, legte er glänzende Proben ſeiner Tapferkeit ab. Als Gouverneur von Poitou bekämpfte er mit aller Macht die Hugenotten dieſer Provinz, und wenn er gleich gezwungen wurde, die Belagerung von Niort aufzuheben, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß es vornehmlich die Standhaftigkeit, mit welcher er ſeinen Rückzug bewerkſtelligte, die treffliche Anſtalt, die er zur Vertheidigung von Poitiers getroffen hatte, waren, welchen der Ungeſtüm des Admirals von Coligny in dem Angriffe auf dieſe wichtige, aber ſchlecht befeſtigte, Stadt erlag. Du Lude wurde in der ſchwierigen Vertheidigung unterſtützt durch ſeine drei Brüder und durch den jungen Herzog von Guiſe, dem er jedoch das Commando abtreten wollte. Das verbat ſich der Herzog, „des Unterrichts und des Beiſpiels meines Vaters beraubt, habe ich vor allen Andern Sie auserſehen, um von Ihnen, als meinem zweiten Vater, das Waffenwerk zu erlernen." Die Belagerung, nachdem ſie vom 22. Jul. bis 7. Sept. 1569 gewährt hatte, wurde aufgehoben, und du Lude nahm zum Schluſſe des Feldzuges Marennes und Brouage, wo die Trümmer jener Scharen von Landsknechten, die dem Tage von Montcontour entgangen waren, unter ſeinen Streichen erlagen. Bei der Belagerung von La Rochelle (1572) ſtand er dem Herzoge von Anjou als Lieutenant, und in gleicher Eigenſchaft dem Herzoge von Mayenne bei der Einnahme von Brouage (1576) zur Seite. Er ſtarb auf ſeiner Herrſchaft Briançon den 11. Jul. 1585 und wurde am 26. Jun. 1586 mit großem Pomp in der Kirche zu Lude beigeſetzt. Er hatte ſich durch Ehevertrag vom 11. März 1558 mit Jakobina Motier, Frau auf La Fayette und Pontgibault, verheirathet und von ihr einen Sohn und drei Töchter. Der Sohn, Franz, Garf du Lude, Marquis von Illiers, Herr von Pontgibault und Briançon (geb. am 22. Febr. 1570), war Seneſchall von Anjou, Lieutenant-général der Provinz Auvergne, Staatsrath, Gouverneur und erſter Kammerherr des Herzogs Gaſton von Orléans, Surintendant von deſſen Hauſe und Lieutenant in deſſen Compagnie von 200 Lanzen, und ſtarb den 27. Sept. 1619. Er war verheirathet mit Franziska von Schomberg, einer Tochter jenes Meißners Kaspar von Schönberg, der ſich, der erſte ſeines Geſchlechtes, in Frankreich niederließ, und hatte von ihr die Söhne Timoléon, Roger, Kaspar und Erasmus. Roger, Graf von Pontgibault, geb. am 13. Oct. 1601, blieb im Duell gegen den Grafen von Chalais (1626). Kaspar, geb. im Juli 1603, war Abt zu Les Chaſtelliers, Biſchof von Agen, ſodann, ſeit dem J. 1634, von Alby, Comthur des heiligen Geiſtordens ſeit dem 31. Dec. 1661, und ſtarb zu Alby den 24. Jul. 1676. Erasmus, Graf von Briançon, geb. am 18. Nov. 1605, ſtarb Ende Juli 1637 ohne Kinder aus ſeiner Ehe mit Anna Hurault, einer Tochter des Grafen Heinrich von Chiverny, zu haben. Timoléon, Graf du Lude und Marquis d'Illiers, geb. am 29. Oct. 1600, lebte in ſtiller Einſamkeit zu Lude und hinterließ aus ſeiner Ehe mit Maria Feydeau, der einzigen Tochter des Tréſorier-de-l'épargne und Herrn von Bois-le-vicomte, Anton Feydeau, drei Kinder. Die ältere Tochter, Franziska de Daillon, wurde im J. 1642 an Ludwig de Bretagne, den Marquis von Avaugour verheirathet und ſtarb ohne Kinder im Juli 1644. Die jüngere Tochter, Charlotte Maria von Daillon, heirathete den 17. Sept. 1653 den Herzog Gaſton Johann Baptiſt von Roquelaure und ſtarb im Wochenbette, nur 22 Jahre alt, den 15. Dec. 1657. Der durch ſeine Witze ſo berühmte Herzog von Roquelaure war ihr Sohn. Ihr Bruder, Heinrich von Daillon, Graf, ſodann Herzog von Lude, Marquis von Illiers und Bouillé, Baron von Briançon und Pontgibault, Ritter der königlichen Orden, **Premier gentilhomme de la chambre**, Gouverneur der Schlöſſer von St. Germain und Verſailles, zeichnete ſich aus bei der Einnahme von Tournay, Douay und Lille im J. 1667 und wurde 1669 mit dem Amte eines Großmeiſters der Artillerie bekleidet. Er nahm Antheil an dem holländiſchen Feldzuge im J. 1672, auch an den Belagerungen von Maſtricht, Beſançon, Dole und Limburg. Im Juli 1675 wurde die bisherige Grafſchaft du Lude zu ſeinen Gunſten zu einem Herzogthume und Pairie erhoben und der König ſpendet bei dieſer Gelegenheit dem Alter und den Verdienſten des Hauſes Daillon reichliches Lob [2]). Bei der Einnahme von Cambray (1677), bei jener von Gent (1678) diente der Herzog als Generallieutenant. Er ſtarb aber zu Paris im Arſenal, in der Nacht vom 29. auf den 30. Aug. 1685, mit Hinterlaſſung eines unermeßlichen Vermögens, jedoch ohne Kinder, wiewol er zweimal verheirathet geweſen. Seine erſte Frau, Renata Eleonore de Bouillé, Gräfin von Créance und einzige Tochter und Erbin von Renat, Mar-

2) Ludwig XIV. nennt als deſſen Ahnherrn einen Johann von Daillon, Hauptmann über 100 Lanzen, der unter Karl V. die wichtigſten Ämter bekleidet und die ſchönſten Thaten verrichtet, und dadurch verdient habe, daß der König ſelbſt ihm eine Braut ſuchte, und zwar in der Perſon einer Schweſter des Connétable Duguesclin. Dieſes letzte Factum iſt notoriſch unwahr, und wir führen daſſelbe nur an als Probe der Glaubwürdigkeit, welche dergleichen, von Königen oder Kaiſern auf die Autorität ihrer Heroldskammern hin ausgeſtellten genealogiſchen Zeugniſſe verdienen, zumal wenn ſie nicht auf die Angaben unterrichteter und im Ganzen wahrhaftiger Männer, wie die Herolde Ludwig's XIV. im Allgemeinen waren, ſondern auf die Angaben obſcurer, unwiſſender Schreiber, wie ſich ihrer z. B. Kaiſer Leopold I. zu bedienen pflegte, gegeben ſind. Nach Ludwig XIV. hatte Johann von Daillon aus ſeiner Ehe mit der Duguesclin einen Sohn, Ägidius, der an ſeinen in der Vertheidigung von Dieppe (1443) empfangenen Wunden verſtarb, und dieſes Ägidius Sohn wäre der Johann geweſen, mit dem unſere Genealogie beginnt.

quis von Bouillé in Maine, ſtarb auf ihrem Schloſſe La-Meute in Maine, den 22. Jan. 1681, und der Herzog ſchritt zur zweiten Ehe den 6. Febr. 1681, mit Margaretha Louiſe Suſanna von Bethune, Tochter des Herzogs Maximilian III. von Sully und Witwe des Grafen von Guiche. Zum zweiten Male Witwe durch des Herzogs von Lude Abſterben, ſcheint ſie ſich der Andacht hingegeben zu haben, denn es ſchreibt die Sévigné, den 28. Dec. 1689: „La belle duchesse du Lude a fait mettre tous ses beaux meubles d'argent en pièces et morceaux chez elle; Beaulieu les a vus: mais comme les morceaux en sont bons, elle en a touché vingt-sept mille écus, et s'est remeublée de toutes sortes de meubles de bois, de miroirs, de glaces; enfin, pour deux milles écus de cette sainte pauvreté.“ Sie war der Herzogin von Burgund erſte Ehrendame und ſtarb den 25. Jan. 1726. Den Herzog ſelbſt feiert Ménage als einen der ausgezeichneten Witzbolde ſeiner Zeit; er galt auch als einer der Anbeter der Frau von Sévigné, in Züchten und Ehren, wie ſich das verſteht. —

Benjamin de Daillon, angeblich aus der Familie der Grafen du Lude, war Prediger an der reformirten Kirche zu La Rochefoucault in Angoumois. Im J. 1684 wurde er angeklagt, Individuen, die von dem katholiſchen Glauben abgefallen waren, in ſeine Gemeinde aufgenommen zu haben; er wurde eingekerkert, erhielt durch Urtheil des Parlaments die Freiheit wieder, mußte ſich aber die in dem nämlichen Urtheile verfügte Zerſtörung ſeiner Kirche gefallen laſſen. Der Widerruf des Edictes von Nantes trieb ihn nach Irland, wo er als Prediger an der franzöſiſchen Kirche zu Carlow verſtarb, nachdem er ſich durch ſeine abſonderliche Meinung über das Weſen des böſen Geiſtes einige Unannehmlichkeiten zugezogen. Bekker hatte in einem dicken Buche die Macht des Teufels geleugnet, Daillon war anderer Meinung. Er erkannte die Exiſtenz des böſen Princips an, erwägend jedoch, daß ein einziger Gott das Weltall lenket, wollte er aus dieſem Monotheismus herleiten, daß es nur einen Teufel gibt oder geben kann. „Wenn wir,“ ſo demonſtrirt er ferner, „in der heil. Schrift leſen, daß Jeſus die Teufel austrieb, die Beſeſſenen heilte, ſo dürfen wir unter dieſen Teufeln nur körperliche Übel verſtehen, die den Leib angreifen, gleichwie der böſe Geiſt die Seele peinigt.“ Seine Meinung hat Daillon in einer Predigt entwickelt, die im Drucke erſchien, unter dem Titel: „Examen de l'oppression des réformés en France, où l'on justifie l'innocence de leur religion.“ (Amsterdam 1687, 1691. 12.) In einem Anhange rechtfertigt Daillon ſeine Lehre noch umſtändlicher, um ſich gegen die Cenſuren der Geiſtlichkeit zu verwahren. In einer andern Schrift: „Défense de la religion de Jesus-Christ, injustement accusée de nouveauté, d'hérésie, de schisme“ (à la Rochelle 1675), ſucht er zu beweiſen, daß die gegen die reformirte Kirche erhobenen Einwürfe genau die nämlichen ſind, gegen welche der heilige Paulus und die erſten Chriſten ſich zu vertheidigen hatten. — Benjamin's Bruder, Jakob Daiolln, ließ ſich lange vor dem J. 1685 in England nieder und erhielt ein Beneficium in Buckinghamſhire; das er jedoch verlor, als er es wagte, öffentlich zum Vortheile Jakob's II. zu predigen. Er ſtarb in einem Alter von mehr denn 80 Jahren, zu London im J. 1726. Man hat von ihm (in engliſcher Sprache) 1) Dämonologia oder Abhandlung von den Geiſtern, worin verſchiedene Stellen der heiligen Schrift erklärt werden, ſammt Anhang (London 1723). Daillon, der hier, um die Rechte des letzten Stammhalters der Familie zu wahren, den Titel eines Grafen du Lude annimmt, vertheidigt und entwickelt ſeines Bruders Meinung von der Einheit des Teufels. 2) The ax to the root of popery (London 1721.)

(*v. Stramberg.*)

Daktyliothek, ſ. Gemmenkunde.

Daktylische Versarten, ſ. Hexameter.

DALHEIM. Ein Dorf im Großherzogth. Luxemburg, ungefähr drei Stunden von Luxemburg. An dieſer Stelle war zu den Zeiten der Römer das Castrum Dalaheimianum, von welchem eine Heerſtraße nach der Augusta Trevirorum führte. Römiſche Münzen und andere Reſte jener Zeit ſind ſchon häufig hier gefunden worden*). Auch dieſes Caſtrum mag im 4. Jahrh. angelegt worden ſein. Es iſt nämlich bekannt, daß der Imperator Valentinian I., der ſich vorzüglich in der genannten Auguſta aufhielt, um das J. 370, durch ſeine Feldherren Syagrius, Arator und Hermogenes einen beträchtlichen Theil der Befeſtigungen anlegen ließ, die das römiſche Gallien gegen die Germanen ſchützen ſollten, nachdem die Rheingrenze nicht mehr hinlänglich ſicher war. (*Wyttenbach.*)

DAMAS. Elziean Damas †), Ritter, Herr von Couſan in Forez, erſcheint als Zeuge in einer Schenkungsurkunde, die Almodis, Gräfin von Rodez und Nimes, den Abteien Cluny und St. Gilles ausſtellte, d. d. St. Baudille bei Nimes, 25. Dec. 1063. Sein Enkel, Robert Damas, Ritter, kommt bereits im J. 1089 in Urkunden vor, und ſchenkt, gerüſtet zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, mit Zuſtimmung ſeiner Hausfrau Lobita, im J. 1106 den Mönchen von Cluny ſein Gut (Mas) in Colonges, oder aber im Falle ihnen dieſes beſtritten werden ſollte, ſein Gut in Pomiers und die Mühle zu Vandeneſſe. Er lebte noch im J. 1130. Sein Enkel, Hugo I. Damas oder Dalmas, Herr von Couſan, beſchenkte die Abtei Cluny im J. 1160, verglich ſich 1195 mit Agnus von Oliergues, dem er die Herrſchaft Maimont abgefodert hatte, und war mit der einzigen Tochter Robert's des Vicomte von Chalon und Herrn von Marcilly, in dem burgundiſchen Amte Montcenis, verheirathet. Sein Sohn, Hugo II., Herr von Couſan und Marcilly, Vicomte von Chalon, empfängt in dem Huldigungsact, den ihm ſein Vaſall, Aganon oder Agnus von Oliergues in Auvergne, im J. 1208

*) ſ. Histoire du Duché de Luxembourg, par *Bertholet*. T. I. p. 424. *Honthemii* Prodromus Hist. Trevir. T. I. p. 197.

†) Nicht de Damas. Dieſer Familienname iſt nicht von einer Beſitzung, ſondern von dem Rufnamen des Stammvaters, Dalmas, d. i. Dalmatius, entlehnt.

Digitized by Google

ausſtellt, den Titel des erſten Barons von Forez, und war nach Guichenon mit Johanna von Burgund, Frau von Marcilly und Vicomteſſe von Chalon verheirathet. In der Vicomté Chalon, in den Herrſchaften Couſan und Marcilly folgte ihm ſein Sohn, Reynald Damas, der im J. 1233 dem Grafen von Nevers huldigte und ein Vater von vier Söhnen wurde. Der jüngſte, Johann, Biſchof von Macon ſeit dem J. 1262, ſtarb den 16. Dec. 1264. Der älteſte, Guido I., Herr von Couſan, Marcilly und Moneſtey, Vicomte von Chalon, verlieh im December 1247 den Einwohnern von Moneſtey verſchiedene Freiheiten und war im J. 1260 nicht mehr unter den Lebenden. Er hatte von Delphine von Lavieu, Frau auf St. Bonnet und Mirebel in Forez, auf St. Dominique-en-Pariſe, Lugny und Montarchier, drei Söhne, die jedoch bei weitem nicht das ganze Vermögen der Mutter erbten; Delphine nahm nämlich noch drei Männer, worunter Guido, der ſouveraine Freiherr von Bagé, der erſte. Ihr älteſter Sohn, Guido II. Damas, Herr von Couſan, Vicomte von Chalon, bekennt im J. 1266, er könne an dem Fruchtmaße der Stadt Chalon und der davon abhängenden Ortſchaften nichts verändern, zuſetzen oder mindern, außer mit Willen des Biſchofs und des Herzogs von Burgund, ſtarb aber ohne Kinder nach dem J. 1279. Ihm ſuccedirte in Couſan ſein Bruder, Reynald II., während der dritte Bruder, Robert, die Vicomté Chalon erhielt und der Stammvater der Linie in Marcilly wurde. Zuerſt von Reynald II. Er beſaß Couſan, Lugny, eine der vier alten Baronien von Charolais und Coulanges, erkaufte Moncelas im J. 1293 und lebte noch 1301. Sein Ururenkel, Johann Damas, Abt von Montier-Ramé, wurde Abt von Cluny im J. 1383 und ſtarb im September 1400. Johann's älterer Bruder, Guido IV. Damas, Herr von Couſan, Lugny, La Perriere, La Baume d'Hoſtun, Poligny-le-bois, königlicher Rath und Kammerherr, diente im Auguſt 1359 in Auvergne an der Spitze von vier Bannerherrn, 50 Rittern, 383 Wäpelingen, 400 reitenden Schützen und 800 Sergeanten zu Fuß, die er von Couſan aus ins Feld geführt hatte. Im nämlichen Jahre bewilligte ihm der König 942 Moutons d'or, als Beiſteuer zu dem Löſegelde, ſo die Engländer von ihm foderten. Im J. 1385 erhielt er das Amt eines Großmundſchenken und 1386 jenes eines oberſten Haushofmeiſters des Königs. Als Haushofmeiſter erſcheint er in den Rechnungen vom J. 1386—1388, auch in dem Feldzuge nach Flandern (1386) und namentlich in den Muſterungen zu Lille und Sluis, wo ſich in ſeiner Compagnie acht Ritter und 120 Wäpelinge fanden. Im J. 1387 ſchenkte ihm der König 2500 Livres, zum Ankaufe eines Hauſes in Paris. In dem jülich-geldernſchen Feldzuge (1388) befand er ſich in des Königs Gefolge. Am 4. Oct. 1401 wurde er zum Obriſtkämmerer von Frankreich, mit einer Beſoldung von 2000 Livres ernannt. Dieſes Amt bekleidete er noch im J. 1407. Er war dreimal verheirathet, mit Margaretha de la Tour d'Auvergne, mit Maria de Caſtelnau und mit Alix von Beaujeu; aus der erſten Ehe kamen zwei Töchter, dann der Sohn Hugo V. Die einzige Tochter der zweiten Ehe, Antonia, heirathete den 12. Febr. 1404 den Vicomte von Broſſe, Guido von Chauvigny, und nahm im J. 1442 als Witwe die Erbſchaft ihres Neffen, Guido's V. Damas, in Anſpruch. Ihr Bruder, Hugo V, Herr von Couſan, La Perriere, Lugny, La Baume d'Hoſtun, kommt nämlich bereits im J. 1415 als verſtorben vor, hatte aber zwei Kinder hinterlaſſen. Davon ſtarb der Sohn, Guido V., im J. 1423 unvermählt, die Tochter, Alix, wurde 1430 mit Euſtach von Levis, Herrn von Villeneuve, verheirathet, mußte aber einen ſchweren Proceß mit ihrer Tante von Chauvigny beſtehen, bevor ſie als die Erbin aller Güter ihrer Linie anerkannt werden konnte.

Robert Damas, Guido's I. dritter Sohn, beſaß, nachdem er ſich im J. 1288 mit ſeinem Stiefbruder, Heinrich von Châtillon-en-Bazois, in die mütterlichen Güter getheilt hatte, nicht nur Marcilly und die Vicomté Chalon, ſondern auch Moneſtey, St. Bonnet und Auret in Forez; letzteres hatte ihm die Mutter im December 1279 verkauft, gleichwie ſie ihm durch Urkunde vom Februar 1286 ihre ſämmtlichen Beſitzungen in der Umgebung von Beaune ſchenkte. Im J. 1266 erließ er gegen eine Abgabe von fünf Sols für jeden Feuerherd den Einwohnern von Marcilly und Moneſtey die Leibeigenſchaft. Im Januar 1288 verkaufte er St. Bonnet um 8000 Livres Viennoiſes an den Grafen von Forez. Er ſtarb den 23. April 1301 und wurde in der Abtei La Ferté-ſur-Grosne beerdigt. Sein Enkel, Peter Damas, Ritter, verpflichtete ſich am 23. April 1338 dem Könige Philipp von Valois 400 Matroſen zuzuführen; die zwei damit zu bemannenden Galeeren ſollte Peter befehligen und auf ihnen drei Monate lang gegen einen Sold von 500 Livres für jede Galeere dienen. Peter's älterer Bruder, Robert, Herr von Marcilly, Leiſot und Chaſſenay, diente mit neun Wäpelingen in dem Heere, welches Eudo, der Herzog von Burgund (1340), zum Entſatze von St. Omer gegen Robert von Artois und den Flamänder Artevelle führte, und empfing am 20. Jun. n. J. den Ritterſchlag. Durch ſeines Schwagers, des Heinrich von Montaigui Teſtament, vom 8. Aug. 1347, erhielt er die Herrſchaft Chaſſenay, ſtatt der Rente von 260 Livres, die er zu beziehen hatte. Robert hatte ſich nämlich mit Iſabella, einer Tochter Eudo's II., genannt Odart von Montaigu, verheirathet, die ſpäterhin (1358) ſich mit ihrer an Reynald Orſino verheiratheten Schweſter, Johanna, in die Herrſchaft Montaigu theilte. Iſabella insbeſondere erhielt Leiſot, Johanna aber Villiers-ſur-Saone und Savigny. Robert hinterließ drei Söhne, von denen Philipp die Linie in Montaigu, Philibert die Linie in La Bazolle gründete, während der älteſte, Hugo, die Hauptlinie in Marcilly fortſetzte, ſich den 31. Jul. 1362 mit Philiberte von Crux, der älteſten Tochter Erhard's von Crux und der Johanna von Vienne, verheirathete und ſein Leben in Paläſtina beſchloß. Hugo's jüngere Söhne, Joſſerand und Hugo, ſchloſſen ſich den kühnen Rittern an, die der Graf von Nevers nach Nikopolis führte, und ſie fanden, dieſer den Tod, jener harte Gefangenſchaft, aus der er nur erlöſet wurde, um bald darauf zu ſterben. Die lieb-

Digitized by Google

liche Braut, die ihm ſeit dem 3. Jul. 1387 verlobt geweſen, Maria von Pontaillier, ſah er nimmer. Sein älterer Bruder, Erhard Damas, Herr von Marcilly, Montigny-aux-Amvignes und Crux, Vicomte von Chalon, Kammerherr des Königs und des Herzogs von Burgund, Generallieutenant in Maconnais und Auxerrois, erhielt durch das Teſtament Johann's von Chalon, des Prinzen von Oranien, vom J. 1397 eine Rente von 60 Livres Gold, die auf das Salzwerk zu Salins radicirt, und haben ſeine Nachkommen derſelben ſtets genoſſen, wie ſie ihnen dann durch Beſchluß der Rechnungskammer zu Dole, vom 13. Mai 1699 beſtätigt worden iſt. Im J. 1318 wurde Erhard von dem Könige zum Gouverneur von Nivernais und Auxerrois und zum Hauptmann über 80 Lanzen und 40 Schützen ernannt und im J. 1426 begleitete er den Herzog Johann von Burgund auf ſeiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. Sein Teſtament iſt vom 6. Januar 1447, ſein Ehecontract vom 2. Mai 1430, ſeine Hausfrau, Iſabella von Avenières, beſaß die Herrſchaften Anlezy, Lurcy-le-châtel und Saigny-le-bois in Nivernais. Erhard's Enkel, Johann Damas, Herr von Marcilly und Savigny-le-bois, Vicomte von Chalon, befehligte im J. 1488 das Aufgebot von Autunois, Charolais und Nivernais, erhielt im J. 1489 einen Wochenmarkt und vier Jahrmärkte für Marcilly, und war dreimal verheirathet, wiewol er doch nur aus der erſten Ehe, mit Anna von Digoine, Kinder hatte. Anna, vermählt durch Vertrag vom 13. Nov. 1472, war des Chriſtian von Digoine, Ritters vom goldenen Vließe, einzige Tochter, und erbte demnach die ſämmtlichen Beſitzungen der ältern Linie ihres Hauſes, insbeſondere Thianges (in Nivernais, mit einem bedeutenden Schloſſe und Steinkohlengruben), Martigny und Digoine in Charolais. Ihr Sohn, Georg Damas, Herr von Marcilly, Le Vaux-de-Chizeul und Thianges, Vicomte von Chalon, königl. Kammerherr im J. 1518, auch Hauptmann der Stadt Chalon, ſeit dem 30. Jun. 1529, ſtarb 1552, aus ſeiner Ehe mit Johanna von Rochechouart, Frau auf Ivoy und Malvoiſine, fünf Söhne hinterlaſſend. Von dem zweiten, von Leonhard Damas, ſtammt die Linie in Thianges ab. Der älteſte, Claudius, Baron von Marcilly, Vicomte von Chalon, war des St. Michaelordens Ritter und der Königin Eleonora von Öſterreich Panatier. Dieſes Sohn, Johann, Baron von Marcilly, geſt. am 2. März 1632, erheirathete mit Katharina von Meſſey die Herrſchaft Saſſangy in Chalonais, von welcher ſein Enkel, Ludwig Damas de Marcilly, geſt. im J. 1712, den Grafentitel führte. Ludwig hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft aus ſeiner Ehe mit Margaretha Charlotte von la Menue, Frau auf St. Privé in Charolais, St. Didier, St. Etienne-en-Breſſe und Pimond, es heirathete aber nur der älteſte Sohn, Anton, der ſogenannte Marquis von Thianges, Meſtre-de-camp à-la-ſuite des Regiments von Chartres. Deſſen Ehe mit Maria Bataille, vermählt im December 1715, blieb aber kinderlos, und Anton ſtarb im J. 1747, worauf ihn ſein Bruder, Anton Karl Damas, des Malteſerordens Großprior von Champagne, auch Comthur zu Marbotte und Montmorot bei Langres, beerbte. Der Großprior baute das ſchöne Schloß zu Saſſangy, wurde auch daſelbſt im J. 1757 beerdigt, worauf die Herrſchaft an die Damas von Anlezy gefallen iſt.

Die Linie in Thianges. Leonhard Damas, Georg's und der Johanna von Rochechouart zweiter Sohn, war Herr von Thianges, Fleury, La Tour, Le Deſſend und Le Vaux-de-Chizeul, Ritter des St. Michaelordens, auch laut Quittung vom 7. Nov. 1577 Lieutenant der Ordonnanzcompagnie des Herzogs von Mayenne. Er ſtarb im J. 1590 und wurde in der Pfarrkirche zu Vievy bei Arnay-le-duc beerdigt; Vievy gehörte zu der Herrſchaft und Burg Le Deſſend, die Leonhard mit Claudina von Orge, laut Eheberedung vom 25. Jan. 1554 erheirathet hatte. Sein Sohn, Franz, Herr von Thianges, Fleury, La Tour, Le Deſſend und Le Vaux-de-Chizeul, Gouverneur von Noyon und Soiſſons, Hauptmann über 100 Lanzen, ſtarb im J. 1615. Er hatte ſich am 31. Jan. 1580 mit Franziska Palatin de Dio verheirathet und mit ihrer Hand das Stammhaus Dio in Brionnois erworben. Sein zweiter Sohn, Jakob Damas, Graf von Chalancey, Maréchal-de-camp, Lieutenant-général pour le Roi im Elſaß und Meſtre-de-camp des Regiments Bourgogne, ſtarb den 6. Juli 1641 ohne Kinder aus ſeiner Ehe mit Henriette de la Vieuville zu haben. Dieſes älteſter Bruder, Karl, Marquis von Thianges, Graf von Chalancey, Herr von Dio, La Tour, Fleury, Le Deſſend und Le Vaux-de-Chizeul, Maréchal-de-camp, Hauptmann über 50 Lanzen, Lieutenant-général für die Landſchaften Breſſe, Bugey, Valromey, Ger und Charolais, ſtarb zu Charonne den 26. Jun. 1638. Aus ſeiner Ehe mit Johanna de la Chambre hatte er drei Söhne. Der älteſte, Claudius, Marquis de Thianges, ſtarb zu Paris, wo er die Akademie beſuchte. Der andere, Jakob, Graf von Chalancey, Maréchal-de-camp, fiel in dem Treffen bei La Marſée (6. Jul. 1641). Der dritte, Claudius Leonor, Marquis de Thianges, Herr von Dio, Du Deſſend, Fleury und Le Vaux-de-Chizeul, diente im J. 1656 als Hauptmann in dem Chevaux-legersregiment des Cardinals Mazarin und 1658 in Italien, wo er als Oberſt ein Regiment ausländiſcher Cavalerie befehligte. Im J. 1655 vermählte er ſich mit Gabriele von Rochechouart, der älteſten Tochter des Herzogs Gabriel von Mortemart, einer der berühmteſten und liebenswürdigſten Frauen an dem Hofe Ludwig's XIV., deſſen Huldigungen ſie ſogar eine Zeit lang mit ihrer jüngern Schweſter, der berühmten Marquiſe von Monteſpan, theilte. „Die Marquiſe von Thianges war ein gefallſüchtiges, lüſternes Weib. Ludwig XIV. erzählte der Frau von Caylus, ſie habe ſich häufig aus ihrem Hauſe weggeſtohlen, um ihn aufzuſuchen, wenn er mit jungen Leuten eine Luſtpartie machte; ſei aber ein höchſt liebenswürdiger Gaſt geweſen. Zwei fixen Ideen hingegeben, wußte ſie dieſelben mit gleichviel Hitze und Beredſamkeit zu verfechten. Die eine betraf ihren Adel; nach ihr gab es in Frankreich nur zwei adelige Häuſer, La Rochechouart und La Rochefoucault, letzteres verdankte ihre günſtige Meinung allein den vielfältigen Verſchwä-

gerungen mit den La Rochechouart; wenn auch genöthigt, den Glanz des königlichen Hauſes anzuerkennen, ſo machte ſie ihm doch häufig, und namentlich im Geſpräche mit Ludwig XIV., den Vorzug des Alters ſtreitig. Ihre zweite Narrheit war, daß ſie ſich als ein Meiſterwerk der Natur betrachtete, nicht ſowol um ihrer Schönheit als um der Feinheit ihrer Organe willen, und die beiden Gegenſtände ihrer Thorheit zugleich erfaſſend, ſetzte ſie ſich in den Kopf, die Vollkommenheit, in der ſie ſich erblickte, ſei das Reſultat der erhabenen Stellung, welche ihr die Geburt vor allen übrigen Menſchen anwies. Dieſe erhabene Stellung glaubte ſie auch in jener andern Welt zunächſt für ſich, dann auch für andere vornehme Perſonen anſprechen zu dürfen. In einer Geſellſchaft wurde von dem plötzlichen Tode eines Fürſten von den ausſchweifendſten Sitten geſprochen, Jedermann äußerte bange Zweifel wegen ſeines Seelenheils. „Ich gebe zu," ſprach die Marquiſe, daß des Fürſten Lebenswandel nicht allzu erbaulich geweſen. Doch dürfen wir von der göttlichen Barmherzigkeit Alles hoffen, beſonders zu Gunſten eines Herrn von ſolchem Range. Wenn Gott gütig iſt gegen Alle, ſo wird man, glaube ich, erwarten dürfen, daß er noch gütiger gegen einen Sünder von dieſem Gepräge." Erlauben Sie, Madame, wollte ein Abbé einfallen ...... „Was Ihnen beliebt, was Ihnen beliebt," fuhr, ohne ſich ſtören zu laſſen, die Marquiſe fort, „ich weiß nicht, wie es in der Ewigkeit zugeht und bekümmere mich nicht um die Theologie; mein Handwerk iſt ſie nicht, wol aber das Ihrige, und Sie werden ohne Zweifel mehr davon wiſſen, als ich. Ich habe nicht, gleich Ihnen, dieſen Gegenſtand ſtudirt, beſitze aber Weltkenntniß genug, um ungefähr errathen zu können, was Rechtens, und daher bin ich überzeugt, daß, wenn eine Perſon ſo vornehmer Herkunft dem letzten Gerichte vorgeführt wird und die Rede geht ſie zu verdammen, daß dann Gott ſich die Sache zweimal bedenken wird." Mit den Jahren wurde die Marquiſe andächtig; die Sévigné ſchreibt, 5. Jan. 1674: „M. de Grignan a raison de dire, que Madame de Thianges ne met plus de rouge et cache sa gorge; vous avez peine à la reconnaitre avec ce déguisement, mais rien n'est plus vrai. Elle est souvent avec Madame de Longueville, et tout-à-fait dans le bel air de la dévotion, elle est toujours de très-bonne compagnie, et n'est pas solitaire. J'étais l'autre jour auprès d'elle à dîner, un laquais lui présenta un grand verre de vin de liqueur; elle me dit: Madame, ce garçon ne sait pas que je suis dévote. Cela nous fit rire. Elle parla fort naturellement de ses bonnes intentions et de son changement; elle prend garde à ce qu'elle dit de son prochain; et quand il lui échappe quelque chose, elle s'arrête tout court, et fait un cri en détestant la mauvaise habitude." Die Marquiſe ſtarb zu Paris den 12. Sept. 1693. Ihre ältere Tochter, Diana Gabriele Damas, heirathete den 15. Dec. 1670 den Herzog Philipp Julian von Nevers, die andere, Louiſe Adelheid, den 30. Oct. 1678, den Ludwig Sforza, Herzog von Ognano und Segni. Ihr Sohn, Claudius Heinrich Philibert Damas, Márquis von Thianges, Graf von Chalancey, Generallieutenant und Commandeur zu St. Malo, ſtarb den 4. Jan. 1708. Er war zwei Mal verheirathet, verlor aber ſeine Kinder in zarter Jugend.

Die Linie in Anlezy. Johann Damas, Erhard's und der Iſabella von Avenières jüngerer Sohn, beſaß Anlezy, Crux und Montigny, erheirathete auch mit Johanna von Mello die Herrſchaft St. Pariſe-le-châtel. Sein Urenkel, ebenfalls Johann genannt, Herr von Anlezy, Crux, Montigny, St. Pariſe-le-châtel und Devain, Lieutenant du Roi in dem Gouvernement von Nivernais, ſtarb den 13. Aug. 1586, nachdem er in ſeiner Ehe mit Aimée von Crux, Frau auf Sardy-les-forges, La Tour St. Laurent, Fetigny, Le Bois-des-Barres, Vicomteſſe von Druyes (Güter, die ſämmtlich in Auxerrois belegen), ein Vater von 17 Kindern geworden. Sein Sohn, Paul, Herr von Anlezy, Montigny, St. Pariſe, Devain, Sardy-les-forges und La Tour St. Laurent, Vicomte von Druyes, geb. am 31. Jul. 1569, empfing am 7. Febr. 1618 die Lehen über die Baronie Anlezy, welche von Châtillon-en-Bazois abhängig, verheirathete ſich im J. 1606 mit Helena Arnauld, Frau von Les Gouffiers in Angoumois, um welche er kurz vorher einen Zweikampf hatte ausfechten müſſen, und hinterließ vier Söhne, von welchen der jüngere, Franz, der Stammvater der Grafen von Damas-Crux geworden iſt. Der ältere, Anton, Herr von Anlezy, Vicomte von Druyes, theilte noch bei des Vaters Lebzeiten, den 5. Nov. 1645, mit ſeinem Bruder Franz ab, und wurde der Großvater von Nikolaus Franz Damas, Grafen von Anlezy, der ſich laut Eheberedung vom 21. Aug. 1668 mit Maria Thereſia Tiercelin vermählte und von ihr drei Söhne und eine Tochter hatte. Der jüngſte Sohn, Jakob Paul, wurde Geiſtlicher, die beiden andern Söhne, Ludwig Anton Erhard, Graf von Anlezy, und Nikolaus Franz, Marquis von Anlezy, heiratheten. Ludwig Anton Erhard insbeſondere, Graf von Anlezy, Herr von Fleury, La Tour u. ſ. w., Maréchal-de-camp und Commandant von Hüningen, ſtarb im J. 1712; er hat mit Maria Eliſabeth Palalin de Dio die Herrſchaften Montperroux, in dem Amte Bourbon-Lanci und Saligny in Bourbonnais erheirathet und die Söhne Ludwig Franz und Leonor Franz hinterlaſſen. Ludwig Franz verheirathete ſich im J. 1732 mit Magdalena Angelica de Gaſſion, die nach dem J. 1779 Dio als Witthum beſaß. Der Marquis von Anlezy, Nikolaus Franz Damas, fiel als Meſtre-de-camp bei der Einnahme der ſtollhofener Linien (1707). Mit ſeinem Sohne, Ludwig Franz Damas, Marquis von Anlezy, geſtorben als Commandant in Burgund (1763), iſt die Hauptlinie von Anlezy erloſchen. Noch blüht aber die von ihr ausgegangene Seitenlinie von Crux in Nivernais. Franz Damas, Paul's und der Helena Arnauld zweiter Sohn, Graf von Crux, Baron von Souſſey, Herr von les Gouffiers, verheirathete ſich den 19. Febr. 1648 mit Louiſe de Práontal, wurde in ihrem Namen den 9. Jun. 1649 mit Souſſey, Amt Arnay-le-duc und St. Thibaud vor der burgundiſchen Rechnungskammer belehnt und erſcheint auch im J. 1660

als Beſitzer der Baronie St. Beurry in dem Amte Semur. Sein Sohn, Anton Ludwig Damas, Graf von Crux, Herr von Devain, Capitain der Gensd'armencompagnie der Königin, erheirathete mit Maria Anna Coutier (der Ehevertrag iſt vom 11. Jun. 1670) das Marquiſat Souhey, in dem Amte Semur und Greſigny in Chatillonais, und wurde ein Vater von drei Kindern. Der jüngere Sohn, Anton Edmund, Graf von Souſſey, hinterließ keine Nachkommenſchaft, der ältere, Stephan Damas, geb. den 4. Aug. 1674, hinterließ aber aus ſeiner Ehe mit Margaretha Stephanie d'Achey, vermählt am 30. April 1701, geſt. am 2. April 1744 mehre Kinder, von denen uns jedoch die zuſammenhängenden Nachrichten fehlen. Statt ihrer mögen einige Fragmente dienen; Claudius Karl Damas, angeblich ein Enkel, vermuthlich aber ein Urenkel des Grafen Franz von Crux, verkaufte im J. 1756 St. Beurry, gleichwie Ludwig Alexander Damas 1768 mit Souhey that. Des Grafen Ludwig Stephan Franz Damas-Crux's Gemahlin, Louiſe de Broglio, des Herzogs und Marſchalls Victor Franz von Broglio 18jährige Tochter, ſtirbt den 13. Dec. 1771 und der Witwer, Brigadier und Oberſter des Regiments Limoſin, ſchritt im Januar 1773 zur zweiten Ehe mit Eulalia Xaveria, einer Tochter des Marquis Cäſar Maria de Talaru de Chalmazel. Auch dieſe Gemahlin verlor er im Mai 1774. Allem Anſehen nach war er ein Bruder von Stephan Alexander Damas-Crux, geboren im J. 1753, den ſeine ſtandhafte Anhänglichkeit an die Perſon Ludwig's XVIII. und des Herzogs von Angoulême ſo berühmt gemacht hat, und der darum auch in der Reſtauration zum Gouverneur der 11. und 20. Militairdiviſion, zum commandirenden General des Armeecorps in den Weſt-Pyrenäen, am 17. Aug. 1815 zum Pair von Frankreich und bald darauf zum Herzog ernannt wurde, „zur Belohnung der nützlichen und getreuen Dienſte, welche er uns und unſerm geliebten Neffen, dem Herzoge von Angoulême, erwieſen hat, und beſonders wegen der Art und Weiſe, in welcher er unſers Neffen glorwürdige Anſtrengungen unterſtützt, in den unglücklichen Ereigniſſen, von welchen Frankreich zu Anfange des vorigen Jahres betroffen wurde." Der neue Herzog wurde den 19. Febr. 1816 vereidet und hat ſeine ſtandhafte Anhänglichkeit für das unglückliche Königshaus ſich der ganzen Familie mitgetheilt und ſich auch in der zweiten Revolution bewährt. Darum hatte auch des Herzogs Vetter, Angelus Hyacinth Maxentius, Baron de Damas, die Ehre, der Gouverneur des Herzogs von Bordeaux zu werden.

Der Linie in Montaigu Stammvater war Robert's und der Iſabella von Montaigu zweiter Sohn, Philipp Damas. Er beſaß die Burg Montaigu, in Chalonais, gemeinſchaftlich mit dem Herzoge, vertauſchte aber an denſelben ſeine Hälfte gegen die Herrſchaft St. Romain (1388). Von ſeinem jüngern Sohne ſtammt die Nebenlinie in Digoine ab; ſein älterer Sohn, Johann, Herr von Montaigu, Montigny-aux-Amvignes und Crux, war mit Anna von Noutry, Johann's auf Vandeneſſe, Breves, Moraché, Avan, Taunay und Cernon Tochter, verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Ludwig und Karl. Ludwig ſtarb ohne Kinder, Karl beſaß Breves, Ragny, in dem Amte Avalon, Taunay, Moraché und Cernon, und hinterließ mehre Kinder. Sein Urenkel, Philipp Damas, Herr von Breves und Maulevrier, in Brionnais, wurde ſammt ſeiner Hausfrau, Renata von Cardaillac, die er ſich den 24. Dec. 1548 beigelegt hatte, im Beginne der bürgerlichen Kriege auf der Burg zu Breves ermordet. Des Stammvaters der Linie von Montaigu jüngerer Sohn, Robert Damas, Herr von Beaudeduit und Cleſſy, erheirathete im J. 1390 mit Maria von Digoine, Johann's Tochter, die Herrſchaft Digoine in Charolais. Sein Urenkel, Johann Damas, Herr von Degoine, Cleſſy, Beaudeduit, La Montagne, La Varenne, St. Amour und Le Cheylard, Ritter des goldenen Vließes, Kammerherr des Herzogs von Burgund, wurde den 20. Jan. 1466 von Karl dem Kühnen zum Amtmanne von Maconais, mit einer Beſoldung von 400 Livres ernannt und am 10. Aug. 1467 von demſelben mit einer weitern Penſion von 300 Livres begnadigt. Deſſenungeachtet entſagte er ſpäterhin dem Dienſte der burgundiſchen Erbin, um ſich von Ludwig XI. gebrauchen zu laſſen, was der Erzherzog Maximilian ſo übel nahm, daß er in dem Ordenscapitel, gehalten zu Herzogenbuſch (1481), dem Ungetreuen den Orden des goldenen Vließes nahm. Johann verheirathete ſich mit Claudia von St. Amour, Johann's von Toulongeon Witwe, einer reichen Erbin in Hochburgund, wo ſie St. Amour und Châteauneuf beſaß. Der jüngſte ihrer Söhne, Philibert, war Prior zu Paray in Charolais, des ältern, des Franz Damas', Sohn, Johann Damas, Baron von Digoine, Herr von Cleſſy und Cheylard in Vivarais, Hauptmann über 50 Lanzen, Lieutenant-général der Provinzen Breſſe, Bugey und Valromey, vertheidigte im J. 1557 die Hauptſtadt der Provinz Breſſe, Bourg, mit großem Muthe gegen den Freiherrn von Bollweiler. Dieſes Enkel, Theophil Damas, Baron von Digoine, wo er im J. 1609 das Kloſter der Piepuces ſtiftete, war Cornet in des Herzogs von Mayenne Compagnie, beſuchte als Deputirter des Adels von Charolais den Reichstag vom J. 1614, trat gleich darauf in des Herzogs von Savoyen Dienſte, und wurde bei der Belagerung von Vercelli (1617) erſchoſſen. Sein Enkel, Claudius Damas, war mit Suſanna d'Aulgerolles verheirathet und hatte von ihr einen einzigen Sohn, Jakob. Dieſem hinterließ der Vater Digoine; er ſtarb aber vor zurückgelegtem dritten Jahre, und nach des Vaters letztem Willen fiel Digoine an deſſen Witwe, die nachmals einen von Bay heirathete.

Wir übergehen die Linien in Verpré, La Baſtie, Rouſſet und La Bazolle, um jener von Breuil oder Antigny noch einige Zeilen zu widmen. Ihr Stammvater, Franz Damas, war einer der jüngern Söhne von Franz Damas auf La Baſtie, der ſelbſt ein Sohn des Stifters der Linie in La Baſtie. Dieſer jüngere Franz erheirathete mit Anna Gaſpard bedeutende Güter in Dombes, insbeſondere Le Breuil, Arbains und Le Buiſſon. Sein älterer Sohn, Claudius Damas, Marquis von Antigny, Graf von Ruffey, Baron von Chevreau, Herr von Cor-

Digitized by Google

beran, Le Breuil, Le Buiſſon, Arbains, Ravins u. ſ. w., Gouverneur und Generallieutenant des Fürſtenthums Dombes, erwirkte im September 1654 königliche Briefe, wodurch ſeine Baronie Antigny in Beaunois zu einem Marquiſat erhoben wurde. Er hatte ſie mit ſeiner zweiten Gemahlin, Claudia Alexandrine von Vienne, der Tochter von Jakob von Vienne, auf Ruffey, Chevreau und Antigny, vermählt im J. 1651, erheirathet. Unter ſeinen ſechs Kindern, ſämmtlich zweiter Ehe, nennen wir die Söhne Franz Joſeph, Ludwig Anna Maria und Johann Jakob. Johann Jakob, Generallieutenant, war zugleich Gouverneur von Maubeuge. Ludwig Anna Maria, Graf von Ruffey, sous-gouverneur de la personne du Roi Louis' XV., Generallieutenant und erſter Unterlieutenant in der erſten Compagnie Mousquetaire, Gouverneur von St. Venant und nachmals von Maubeuge, ſtarb unvermählt den 24. Sept. 1722. Franz Joſeph, Marquis von Antigny, erbte zugleich auch das Gouvernement von Dombes und hinterließ aus ſeiner Ehe mit Maria Jakobine de la Baume, des Marquis von St. Martin Tochter, zwei Söhne. Der ältere, Joſeph Franz, Marquis von Antigny und Graf von Ruffey, Brigadier und früher Oberſt des Regiments Boullonnais Infanterie, Gouverneur von Dombes, erheirathete mit Judith von Vienne die Grafſchaft Comarin, in dem Amte Arnay-le-duc, und ſtarb zu Bourbon im J. 1736. Ihm folgte in dem Gouvernement von Dombes ſein Sohn, Franz Jakob Damas, Marquis von Antigny, auch im J. 1776 Elu des Adels der Provinz Burgund, und es ſcheint uns, als ſei die Marquiſe de Damas, die im October 1773 zur Gouvernante der Kinder der Gräfin von Provence ernannt wurde, die Gemahlin dieſes Marquis Franz Jakob geweſen. Peter Damas, Herr von Velars, Courcelles und Morande, erkaufte im J. 1623 Fain-les-Montbard in dem Amte Semur; ein Abkömmling von ihm war der königl. däniſche Generallieutenant, auch Gouverneur von Kopenhagen, Karl Damas de Cormaillon; er beſaß Fain-les-Montbard, und man bewahrt daſelbſt ſein Bildniß mit der Jahrzahl 1705. Das Geſchlechtswappen iſt ein rothes Ankerkreuz im goldenen Felde. *(v. Stramberg.)*

DAMAST, franz. **Damas**, engl **Damask**, ital. **Damascho**, nennt man Gewebe, welche ſich von andern Geweben dadurch unterſcheiden, daß aus ihnen Blumen, Bäume, Häuſer, Städte, Landſchaften, Menſchen- und Thierfiguren, Arabesken, Wappen, Jahrzahlen, Namen u. dergl., gleichſam in erhabener Arbeit und in einem von dem Grunde verſchiedenen Lichte hervortreten. Die Erfindung des Damaſtwebens ſcheint ſchon der vorchriſtlichen Zeit anzugehören, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dem von Ovid [1]) beſchriebenen Wettkampfe der Arachne mit der Pallas, ſowie in dem Gewebe der Philomela Spuren derſelben finden, doch muß es bei dem Mangel beſtimmter Nachrichten dahin geſtellt bleiben, ob die Babylonier oder Ägypter dieſe Kunſt zuerſt geübt haben, da jene wegen ihrer kunſtreichen Webereien überhaupt, dieſe aber, und unter ihnen beſonders die Alexandriner, wegen ihrer Leinwandweberei berühmt waren. In der nachchriſtlichen Zeit ſcheint, wie es der Name ergibt, Damaskus der Ort geweſen zu ſein, in welchem die Kunſt des Damaſtwebens zuerſt wieder aufblühte, die ſich dann bald über die meiſten Staaten Europa's verbreitete. Im 17. Jahrh. finden wir ſie in Italien, Frankreich, Holland und England, im 18. auch in Teutſchland, wo ſie beſonders in Preußen und Sachſen von Seiten der Beherrſcher dieſer Länder äußerſt begünſtigt wurde. Friedrich der Große, welcher Alles beförderte, was ſeinem Lande Nutzen brachte, ertheilte den Damaſtwebern die Militairfreiheit, beſuchte ihre Werkſtätten und beſchenkte und unterſtützte die Meiſter dieſer Kunſt auf alle Weiſe [2]). Man unterſcheidet drei Hauptarten des Damaſts, je nachdem er aus Seide, leinenem Garne, Schaf- oder Baumwolle verfertigt wird. Der Seidendamaſt [3]), welcher vorzugsweiſe Damaſt genannt wird, hat einen Atlasgrund, aus welchem die obenangegebenen Blumen und andern Figuren hervortreten, zu welchen man ſowol abgeſottene als gezwirnte Seide nimmt. In Italien, wo, wie bereits bemerkt worden iſt, durch die Handelsverbindung mit Aſien der Damaſt zuerſt in Europa bekannt wurde und Beifall fand, unterſcheidet man ſchweren Damaſt (Damascho) von dem leichten (Damaschetto), welcher letztere hauptſächlich in Genua und Lucca verfertigt wird. Unter dem Namen Damaschetto wird jedoch in Venedig auch ein ſchwerer Damaſt mit Blumenwerk, welches oft aus Gold- oder Silberlahn beſteht, verfertigt. Glätte, Glanz und reiche Pracht, durch welche dieſe Sorte allen übrigen vorangeht, verſchaffen ihr einen großen Abſatz, vorzüglich in der Levante. Die Franzoſen haben ſie in ihren Damaſſins nachgeahmt, welche ſich ebenfalls durch goldene und ſilberne Blumen auszeichnen, zu Kirchenornaten von der katholiſchen Geiſtlichkeit benutzt werden und wie die Damaschetti viel nach der Türkei gehen. Auf dieſe Damaſtart ſcheint es vorzüglich zu paſſen, wenn Ovid (l. c. v. 68) ſagt:

> Illic et lentum filis immittitur aurum
> Et vetus in tela deducitur argumentum.

Denn daß hier nothwendig an Stickerei zu denken ſei, halten wir für eine noch zu beweiſende Annahme. Außer den Damaſſins [4]) finden wir in Frankreich, wo die größten

1) Vergl. Ovid's Metamorph. 6. Bch. V. 1—145, 576 und 577.

2) Auch der vormalige König von Weſtfalen, Hieron. Napoleon, war ein großer Freund des Damaſtes. Er ließ eine große Damaſtfabrik in Caſſel anlegen, und ſo ſehr er auch des Geldes bedürftig war, ſo geſtattete er doch, daß ſich die Damaſtweber ſo viele Stühle halten konnten, wie ſie wollten, ohne daß ſie davon Abgaben zu entrichten hatten. 3) Die ſeidenen Damaſte haben eigentlich nur eine Farbe. Die buntfarbigen werden Ras de Cécile oder damascirte Zeuche genannt. Damascirte ſeidene Tücher liefern vorzüglich Venedig, Reggio, Mantua und Mailand, leinene und wollene werden auch in Teutſchland verfertigt. 4) Ein leichter Damaſt, zu welchem der Aufzug (Kette) aus Organſinſeide, der Einſchlag (Einſchuß) mit den Leiſten aus Tramſeide beſteht, kommt unter dem Namen Damaschello aus Neapel, Lucca, Reggio. Eine Abart des Damaſts iſt der Damassé, ein Seidenzeuch, welches auf der rechten Seite damaſtartig, auf der linken aber glatt iſt, und ſowol zu Kleidern als zu Tiſchzeuch benutzt wird.

Digitized by Google

Damaſtwebereien in Lyon und Tours angelegt ſind, noch zwei Sorten Seidendamaſt, nämlich den Damas pour robes[5]) (Kleiderdamaſt), welcher vorzüglich von Frauen getragen wird, und den Damas pour meubles (Meublesdamaſt), welcher zur Verzierung der Zimmer und Hausgeräthe dient, indem man ihn zu Tapeten, Vorhängen u. ſ. w. benutzt. Nächſt Frankreich liefern in Europa auch Holland, England und Teutſchland viele ſeidene Damaſte, doch ſtehen die holländiſchen hinſichtlich der Schwere und Güte den italieniſchen nach. Außerhalb Europa's finden wir bedeutende Damaſtwebereien in China, Oſtindien und Perſien. Die Erzeugniſſe dieſer Länder zeichnen ſich vorzüglich durch ihre Wohlfeilheit, die chineſiſchen auch durch ihre Breite aus, weshalb man ſie gern zu Tafeltüchern benutzt; wir erhalten ſie theils durch die Engländer und Holländer, theils durch die Ruſſen[6]), zu welchen letztern ſie durch den Karavanenhandel gelangen.

Den Übergang zu den leinenen und wollenen Damaſten bildet der Damas cafard, welcher auch ſchlechthin Cafard genannt wird. Man bezeichnet mit dieſem Namen eine Damaſtart, bei welcher die Kette aus Floretgarn oder Seide, der Einſchlag aber aus Leinengarn oder Zwirn beſteht, und deren rechte Seite ein ſeidenartiges Anſehen hat. Oft beſteht jedoch ſowol die Kette als der Einſchlag aus Leinengarn oder Wolle, und wenn das Letztere der Fall iſt, entſteht der Cafard de village, welchen in Teutſchland beſonders Böhmen liefert. Der leinene Damaſt, welchen die Franzoſen ebenfalls Damassé oder petite Venise nennen, iſt in der Regel einfarbig[7]), wo dann die eingewirkten Figuren auf der rechten Seite in weißerem und glänzenderem Lichte aus dem mattern und dunklern Atlasgrunde hervortreten. Früher wurde und wird hier und da noch jetzt in Teutſchland der leinene Damaſt auf einem gewöhnlichen Leinweberſtuhle verfertigt, welcher jedoch hinten zu oder ganz iſt und einen Anſatz hat, auf welchem der Garnbaum ruht. Das Muſter, welches der Damaſt erhalten ſollte, wurde dann in den ſogenannten Figuren dargeſtellt und dieſe in dem Stuhle angebracht. Vermittels des Vorkamms, welcher ſechsbündig eingerichtet iſt, wurden dann die Figuren mit dem Atlas verbunden und dadurch der Atlasgrund hervorgebracht. Dieſer einfache Stuhl, welcher das Damaſtweben äußerſt mühſam und dadurch die erzeugte Waare ſehr theuer machte, iſt jetzt größtentheils durch die Jacca- und durch die mit einer Walze verbundene Stempelmaſchine verdrängt worden, auf welche wir, ſowie auf den folgenden Art. Damastweberei verweiſen. Der leinene einfarbige Damaſt dient vorzüglich zu Tiſchtüchern und Servietten[8]), der bunte wird zu Decken und Vorhängen benutzt, und wie mit der erſtern Sorte die vornehmen, ſo treiben mit der zweiten die geringern Leute gern großen Luxus. Vorzüglichen leinenen Damaſt liefern Holland, Schleſien und Sachſen.

Die dritte Hauptart des Damaſtes iſt der wollene oder Töpferdamaſt, ein geblümtes Zeuch von wollenem Garne, welches zu Kleidern benutzt wird und bald als Galmank und Droguet, bald als Perkal u. ſ. w. in den Handel kommt. Endlich gehören noch hierher der Damaſtflor, ein Flor mit damaſtartigen Blumen, gewöhnlich von weißer, grüner oder ſchwarzer Farbe, ſowie einige broſchirte Mouſſelinarten, welche Oſtindien und Frankreich liefern.

Die Verfertiger der angeführten Zeuche führen in Teutſchland den Namen Damaſtweber oder Damaſtzieher, doch findet man auch häufig Leinweber, welche leinenen Damaſt zu weben verſtehen. In Preußen wird der meiſte Damaſt in Schleſien zu Greifenberg, wenigſtens war dies früher der Fall, und zu Schmiedeberg verfertigt. In Sachſen liefert die Stadt Zittau, wo auch ein ſtarker Handel damit getrieben wird, und deren Umgegend ſehr guten und ſehr vielen Damaſt. In dem hier gelegenen Dorfe Großſchönau allein befanden ſich früher, ehe das Maſchinenweſen aufkam, über tauſend Damaſtſtühle[9]). (*Fischer.*)

DAMASTWEBEREI. Der Stuhl, worauf der Damaſt verfertigt wird, iſt ein gewöhnlicher Weberſtuhl, jedoch muß dieſer ein ganzer ſein, d. h. vier gleich hohe Säulen haben, auf welchen der Länge nach auf beiden Seiten ein Riegel ruht; er hat nach Hinten zu noch einen kurzen Anſatz 1¼ Elle lang, auf welchem in einer niedri-

---

5) Um fleckigen Damaſt zu reinigen, nimmt man Regen- oder Schneewaſſer, eine halbe Ochſengalle, etwas gewöhnliche Seife und wäſcht ihn damit. Iſt dies geſchehen, ſo werden die Flecken mit einer Miſchung, die aus dem Weißen eines Eies und einem Löffel Honig beſteht, überſtrichen und das darauf wieder ausgewaſchene Zeug getrocknet und gerollt oder gemangelt, wodurch es ſeinen frühern Glanz wieder erhält. 6) In Rußland ſelbſt wurden, wenigſtens früher, keine Damaſte gewebt. Wenn daher von ruſſiſchen Damaſten die Rede iſt, ſo hat man chineſiſche oder perſiſche darunter zu verſtehen. Der indiſche Rolldamaſt, mit welchem Holland, und in dieſem beſonders Amſterdam, einen bedeutenden Handel treibt, wird in ein- und zweifarbigen Poiſſisdamaſt und in ein- und zweifarbigen Möbeldamaſt eingetheilt. Das Stück indiſcher Damaſt wurde früher in Amſterdam gewöhnlich mit Abzug eines Proc. zu 30—50 Gulden verkauft. 7) Der bunte leinene Damaſt iſt gewöhnlich blau und weiß, oder weiß und grau, doch kann er auch in andern Farben gemacht werden.

8) Der gewöhnliche, zu Tiſchzeuch beſtimmte Damaſt liegt für die Tücher ſowol als Servietten 1¼ Elle breit, wo dann bei den erſtern die Naht nöthig iſt. Doch hat man auch damaſtene Tiſchtücher für die größten Tafeln, welche des Zuſammennähens nicht bedürfen. Zu einer Elle Damaſt rechnet man im Allgemeinen fünf Stücke Garn, das Stück zu 20 Fitzen genommen, und der Preis des Damaſtes hängt nicht blos von der Feinheit des Gewebes, ſondern auch von den darin angebrachten Muſtern ab, indem nicht blos die Arbeit, ſondern auch die Zeit bezahlt werden muß, welche auf die Vorrichtung derſelben verwendet wird. Im Handel kennt man bei dem damaſtenen Tafelzeuche drei Sorten: die gemeine, mittelfeine und allerfeinſte, worüber in dem Artikel Tischzeug das Nähere angegeben werden wird. 9) Man vgl. Flachat's Unterſuchung zur Beförderung der Handlung, Künſte und Handwerker (Hamburg und Leipzig 1767). Hallen's Werkſtätte der heutigen Künſte 2. Bd. (Brandenb. u. Lpz. 1762). Jacobſon's Schauplatz der Zeuchmanufacturen in Teutſchland (Berlin 1776). Sprengel's Handwerke und Künſte (Berlin 1776). Den Verſuch einer Culturgeſchichte von den älteſten bis zu den neueſten Zeiten (Frankf. und Leipzig 1798).

Digitized by Google

gen Stellung der Garnbaum ruht, (d. i. ein Baum, auf welchem der Aufzug aufgebäumt oder aufgewunden iſt). An der Vorderſeite des Stuhles, welche der Damaſtweber, wenn er auf dem Stuhle ſitzt, hinter ſich im Rücken hat, befindet ſich eine kleine Walze, an welcher ſo viele ſchwache Schnuren (Bindfäden) befeſtigt ſind, als die Breite des Damaſtes erfodert. In Mittelfeinen hat man auf 1¼ Elle breiten Damaſt 1280 ſolcher Schnuren. Dieſe Schnuren bilden in der ¼ Elle weiten Entfernung von der Stelle, wo ſie angemacht ſind, vermittels zweier kleinen hölzernen Schienen ein Kreuz, damit ſie ſich nicht verwirren, gehen dann oben, (jedoch noch immer hinter dem Rücken des Webers) über eine hölzerne Walze, welche quer über den Stuhl wegliegt, eine neben die andere gelegt, über den Kopf des Webers weg, und vereinigen ſich in der Mitte des Stuhles oben zwiſchen zwei hölzernen Walzen, die dicht an einem hölzernen hohlen Kaſten angebracht ſind. Dieſer hohle Kaſten ſteht auf der Mitte des Stuhles und iſt eine Elle breit und lang; in demſelben befinden ſich ſechs hölzerne Walzen, welche mit eiſernen Stiften an beiden Seiten verſehen ſind, und den Druck des Zuges aushalten müſſen. Die Walzen müſſen jedoch ganz genau an die beiden Seiten des Kaſtens anſchließen, ſodaß ſich keine Schnur dazwiſchen klemmen kann. Dieſe ſechs Walzen ſind in zwei Abtheilungen oder Reihen eingetheilt, je drei und drei, und laufen von Oben nach Unten zu ſchräg; dadurch bekommen die Schnuren Fall. Die untere Seite des Kaſtens bilden zwei eichene Breter, und unter jeder Reihe Walzen, mithin alſo unter drei Walzen, iſt ein Bretchen, ſo weit der Kaſten iſt, angebracht; in dieſem Bretchen ſind drei Reihen quer durch kleine ausgebohrte und ausgebrannte Löcher (damit die Schnuren nicht rauh werden und reißen). Die Löcher müſſen nach der Anzahl der Schnuren ausgecirkelt werden. Jede Walze hat eine Reihe Löcher, durch jedes Loch geht nun eine Schnur ihrer Beſtimmung nach auf die Mitte des Stuhles herab, und vereinigt ſich in der Mitte des Stuhles in ein Hauptbret, das ſechs Reihen ausgebohrte und ausgebrannte Löcher hat, und quer über den Stuhl wegreicht, und zwar von einer Seite zur andern; denn an beiden Säulen iſt es feſtgemacht. Dieſes Hauptbret enthält ſo viele Löcher, als Schnuren im Stuhle ſind, wie ſchon geſagt, auf 1¼ Elle Mittelfeinen 1280 Löcher, in ſechs quer über den Stuhl weg gehenden Reihen. Sind die Schnuren durch dieſes Hauptbret gezogen, ſo werden an jeder ſolchen Schnur drei Helften [1]) feſtgemacht, und durch jede dieſer Helften geht ein Faden, alſo daß jede Schnur drei Fäden hat; an der untern Seite der Helfte iſt wieder eine 1¼ Elle lange Schnur befeſtigt, und an dieſer hängt ein bleiernes oder eiſernes längliches Gewichtchen von 3 Loth Schwere, welches genau abgewogen ſein muß, damit die durchgehenden Fäden mit einander in Gleichgewicht und Harmonie bleiben, ſodaß dadurch eine egale Spannkraft bewirkt wird. Dieſe Helften mit den Gewichten nennt man einen *Damaſtharniſch*. Es ſind daher 1280 kleine Gewichtchen nöthig, und jedes Gewichtchen hat drei Fäden; alſo beſteht der Aufzug oder die Kette aus 3840 Fäden, welche 1¼ Elle mittelfeinen Damaſt geben (jedoch ohne Einſchlag).

Iſt nun der Aufzug oder die Kette auf den Garnbaum, welcher hinten auf dem Anſatze ruht, aufgewunden oder aufgebäumt, ſo wird der Aufzug vermittels hölzerner Schienen in Paare (je zwei und zwei Fäden) getrennt; durch eine hölzerne Schiene werden aber dieſe Paare noch einmal getrennt, ſodaß jeder Faden einzeln neben einander liegt und ſich nicht verwirren kann. Im Ganzen gehören vier hölzerne Schienen dazu, den Aufzug zu trennen und jeden Faden zu vereinzeln. Iſt dieſes geſchehen, ſo wird an der einen Seite des Stuhles angefangen, die einzelnen Fäden durch die Augen der Helften zu ziehen vermöge eines Reibhakens, bis die Fäden alle querüber eingezogen ſind. Sind ſie nun durch den Harniſch, ſo werden ſie noch einmal in einer Entfernung von ¼ Elle durch den Vorkamm [2]) gezogen. Einen *Schaft* oder eine *Wand* nennt man eine gewiſſe Anzahl Helften, welche unten und oben auf eine hölzerne Schiene geknöpft oder geſtrickt ſind. An der unterſten Schiene iſt allemal der Schemel oder Tritt, an der oberſten Schiene aber der *Heber* oder der *Kloben* befeſtigt. In dieſem Vorkamme ſind die Augen der Helften ſechs mal größer als die im Harniſche, um das Fach, wo das Schiffchen durchgeht, zu bewerkſtelligen; die Faden werden durch den Vorkamm von Hinten nach Vorn zu eingezogen, und derſelbe dient dazu, den Atlasgrund ſowol als das Muſter mit einander zu verbinden. Zu jedem Atlasgrunde gehören alſo ſechs Schemel oder Tritte und auch ſechs Schäfte. Iſt das Garn oder der Aufzug durch den Vorkamm gezogen, ſo wird es noch einmal, und zwar zum letzten Male, durch ein *Weberblatt* oder *Weberrieth* gezogen. Dieſes beſteht aus vier ſchmalen hölzernen Schienen, oben zwei und unten zwei, welche aus zähem Holze gemacht werden müſſen; zwiſchen dieſen Schienen werden kleine ſchmale Rohrleiſten (die ſchönſten ſind von ſpaniſchem oder welſchem Rohr; man ſetzt ſie aber auch mit dünnen Stahlleiſten zuſammen) dicht an einander geſetzt, je nachdem ſie fein oder ſtark gebraucht werden, und vermittels eines langen Pechdrahts zwiſchen den Schienen befeſtigt, ſodaß die Schienen ganz dicht umwunden ſind. Die Leiſtchen ſind vier Zoll lang; das Blatt richtet ſich aber nach der Feine und Breite der Arbeit. Zwiſchen jeder Leiſte oder Spalte werden dann vier Fäden durchgezogen; in leichtem Damaſt kommen drei Fäden und in Leinwand nur zwei Fäden in die Spalte.

Iſt das Garn durch das Blatt gezogen, ſo werden je 100 oder 200 Fäden mit einem Knoten verbunden, am Stuhle feſtgemacht, das Blatt in die Weberlade eingeſetzt, und der Aufzug *geſchlichtet*, d. h. es wird

---

1) *Helften*, ein etwas ſtarker, doppelter Zwirnsfaden, mit Leinölfirniß getränkt, oben und unten mit einem Knoten verſehen und in der Mitte ein Auge oder Häuschen gebunden, durch welches der Faden geht, und ſo den Aufzug fadenweiſe trennt.

2) *Vorkamm* nennt man 4, 5 oder 6 Schäfte, welche zuſammen gehören; der Ausdruck iſt jedoch blos bei dem Damaſtweber, bei den übrigen Webern heißt es *Kamm*.

Stärke gekocht, verdünnt, und mit Bürſten auf den Aufzug getragen, und glatt gebürſtet. Hiermit iſt der Stuhl in Stand geſetzt. Nun iſt das Muſter nöthig, welches auf Art der Perlenſtrickerei oder Stickerei, auf gegittertes Papier gezeichnet iſt. Jeder Punkt oder jedes Viereck im Muſter bedeutet eine Schnur, jede Reihe Vierecke im Muſter quer durch bedeutet einen Zug. Sind die Schnuren, welche der Weber, wenn er auf dem Stuhle ſitzt, oben über ſich hat, eingereihet, ſo wird ein ſolcher Zug gezogen, feſtgeſpannt und dann gearbeitet; daher nennt man auch oft den Damaſt gezogene Arbeit. Bei manchem Stuhle gehen die Schnuren, in welche das Muſter eingereihet iſt, auf der Seite herunter; im erſtern Falle zieht oder hebt der Weber das Muſter über ſeinem Kopfe ſelbſt, in dem letztern Falle bedient er ſich eines Jungen, der die Muſter auf der Seite zieht oder hebt (daher der Name Ziehjungen). Iſt dieſes alles zu Stande gebracht, ſo fängt der Weber an zu weben, bringt vermöge des Schiffchens und der Tritte den Einſchlag hinein, und zieht das Muſter. Bei jeder Veränderung deſſelben muß von Neuem gezogen werden. Die Muſter ſind nämlich in Abtheilungen gezeichnet, ſodaß immer ein Stück auf das andere paßt, auch manchmal blos halb, ſodaß die eine Hälfte des Muſters her, die andere dagegen hin gearbeitet wird und hernach ein Ganzes bildet, wie z. B. Kränze, Arabesken, Blumenvaſen, Guirlanden u. ſ. w. Dieſes kann jedoch nicht ſtattfinden bei Landſchaften, Thieren, Namenszügen, Schlachten, Jagden, Städten, Wappen u. ſ. w., daher auch letztere Muſter theurer, als die erſtern ſind. Auch wird der Damaſt durch Maſchinen gearbeitet, deren man in großer Menge und Verſchiedenheit hat, ſich aber beſonders auf Seide bedient. Man macht jedoch auch ſchon den leinenen Damaſt durch die Chacca und Stempelmaſchine; doch iſt der gezogene der beſte an Güte. Zur guten Arbeit iſt nöthig, daß man den gehörigen, der Feinheit des Garnes angemeſſenen Aufzug nimmt, ein eben dazu angemeſſenes Weberblatt, oder Weberrieth, den Einſchlag feſtſchlägt, und behutſam ohne Fehler arbeitet. Zu einer Elle mittelfeinen Damaſt 1½ Elle breit gehören 32 Schock oder Gebinde. Der Haſpel muß 4 Ellen lang ſein, und 60 Faden im Gebinde haben, alſo noch halb mal ſo viel Aufzug als Einſchlag, als zu einer Elle Leinwand gebraucht werden.

Der leinene Damaſt wird zu Tafelzeug, Handtüchern, Bettzeug, Kaffeetüchern (Kaffeeſervietten) und Schürzen gebraucht. Die drei erſten Sorten werden grau gewebt und hernach gebleicht; man macht ihn zwar auch von weißem gebleichtem Garne, jedoch iſt der graue, wenn er gebleicht iſt, beſſer als der von weißem Garne, indem das Garn auf der Bleiche an Haltbarkeit verliert. Die beiden letzten Sorten werden bunt gearbeitet, z. B. rother Aufzug und weißer Einſchlag, oder grauer Aufzug und grüner Einſchlag, gelb, blau u. ſ. w., ſodaß die Muſter vermöge der Farben lebhaft hervortreten. Den Damaſt zum Tiſchzeuche theilt man auch in Gedecke. Man nennt abgepaßte Tiſchtücher mit den dazu gehörigen Servietten ein Gedeck; auf die Elle Tiſchtuch wird eine Serviette gerechnet, wenn alſo ein Tiſchtuch 6 Ellen hat, ſo gehören dazu 12 Stück Servietten. Die Tiſchtücher werden theils mit der Naht, theils ohne Naht gearbeitet; mit der Naht beſtehen ſie aus gleich langen Seiten, die ohne Naht ſind aus dem Ganzen, und werden 3, 4, 5 und 6 Ellen breit gewebt. Jede Serviette iſt 1½ Elle breit und lang, hat ringsum eine Kante, ſo auch das Tiſchtuch. Bei einem Gedecke müſſen übrigens die Muſter in Tiſchtuch und Servietten dieſelben ſein. Die Damaſthandtücher werden in der Regel eine knappe Elle breit und 2½ Elle lang gemacht und haben ringsum Kanten, ſowie die Schürzen, die von verſchiedener Größe ſind. Die Damaſte zum Bettzeug werden ohne Kanten gearbeitet, die Bettdecke aber hat ringsum eine Kante, ſowie die Kaffeetücher oder Kaffeeſervietten. In Leinen iſt der preußiſche, ſächſiſche, holländiſche und ſchwediſche Damaſt der beſte; Großſchönau aber iſt der Hauptplatz der leinenen Damaſtweberei. Von da aus gehen alle Gedecke an königliche und kaiſerliche Höfe; der Kaufmann Schwägrichen in Leipzig hat davon eine reiche, ſchöne und gute Auswahl zum Verkaufe.

Der baumwollene Damaſt, ebenfalls zu Tiſchzeuch, Handtüchern, Bettzeuch, Decken, Schürzen und Kaffeetüchern, wird blos als Verfälſchung des leinenen nachgemacht; er iſt billiger, weil die Baumwolle billiger iſt, aber nicht ſo gut wie der leinene. Wenn er neu iſt, ſo gehört ein genauer Kenner dazu, um ihn von dem leinenen zu unterſcheiden. Die Fabrikanten nehmen baumwollenen Aufzug, und laſſen leinenes Garn einſchlagen, ſodaß man, wenn man denſelben auftrennt, leinenes Garn ſieht, und er ſich anfühlt wie leinener. Dem ganz baumwollenen wiſſen ſie durch Stärke, womit ſie den gebleichten Damaſt leicht überziehen, und einrollen laſſen, eine ſolche Härte und einen ſolchen Griff zu geben, daß man ihn für leinenen hält. Er läßt ſich aber daran erkennen, daß man ihn reibt, (was ſich jedoch kein Kaufmann gefallen läßt; denn dadurch verliert er das Anſehen); wenn er dann ſehr leicht rauch wird, ſo iſt es baumwollener; er ſieht übrigens auch nicht ſo glänzend aus, wie der leinene, wenn er nicht zuvor erſt mit Gummi ſeinen Glanz erhalten hat, was aber gewöhnlich ſchon der Fall iſt. Das ſicherſte Mittel, den baumwollenen Damaſt von dem leinenen zu unterſcheiden, iſt: Man halte denſelben gegen das Licht oder Fenſter; ſind die Fäden, ſowol im Aufzuge als im Einſchlage, mitunter unegal, ſtärker und ſchwächer, ſo iſt es leinener; ſind ſie aber durch und durch egal, ſo iſt es baumwollener Damaſt; denn nie erlangt der Faden von Flachs eine ſo große Egalität als der baumwollene. Der halbleinene Damaſt geht eher entzwei und iſt nicht ſo haltbar, als der ganz baumwollene, indem bei der Wäſche der leinene Faden, der doch immer etwas hart bleibt, den baumwollenen zerreibt; auch läuft in der Wäſche der baumwollene Faden mehr ein, als der leinene, und muß folglich mehr leiden, da er ſeiner Beſchaffenheit nach doch weniger aushält. Durch mehren Gebrauch bekommt er keine Löcher, ſondern reißt in gerader Linie. Der ganz baumwollene filzt ſich bei öfterm Gebrauche in der Wäſche mehr und mehr zuſammen und

Digitized by Google

wird zuletzt wie Schwamm; Wein-, Fettflecken u. a. m. ſind ſchwerer aus demſelben zu bringen; wenn er lange liegt, wird er gelb; und ebenſo geht es mit dergleichen Handtüchern und Bettzeuch, wenn Schweiß daran kommt.

Der ſeidene Damaſt wird ebenſo bereitet, wie der leinene und baumwollene, jedoch mehr durch verſchiedene Maſchinen gearbeitet. Bei manchem werden offene gezwirnte Gold- oder Silberfäden eingeſchlagen, je nachdem er zu verſchiedenem Behufe verbraucht wird. In Teutſchland iſt der beſte der zittauer, großſchönauer, der von Wien, Elberfeld, Crefeld, Barmen u. ſ. w. Auch die Indier, Perſer und Chineſen machen viel, welcher aber dem andern nie an Güte, Schwere und Schönheit beikommt; er iſt eigentlich blos Möbeldamaſt, findet aber im allgemeinen Handel vielen Abſatz, indem er breiter und billiger iſt, als der übrige. Am weiteſten in der ſeidenen Damaſtweberei haben es jedoch die Türken gebracht, weil ſie eine beſondere Fertigkeit in der ſchönen Seidenfärberei haben.

Auch gibt es einen halbſeidenen Damaſt. Dieſer ſteht in demſelben Verhältniſſe, wie der baumwollene zum leinenen. Er hat gewöhnlich ſeidenen Aufzug und baumwollenen Einſchlag, oder baumwollenen Aufzug und ſeidenen Einſchlag; die Baumwolle aber läßt theils durch die Luft, theils durch die Wäſche nach, oder verſchießt oft ganz. Die Fabrikanten wiſſen die Baumwolle durch die Seide ſo zu verſtecken, oder ihr einen ſeidenartigen Glanz zu geben; auch wird jetzt die Baumwolle ſo fein geſponnen, daß ſie faſt der Seide an Feinheit gleich kommt, ja nicht ſelten werden baumwollene Fäden mit Seide überſponnen, daß man glaubt, der ganze Faden ſei Seide, wodurch ſehr oft der Käufer betrogen wird.

Der wollene Damaſt kommt gewöhnlich in ſtarker Maſſe aus Perſien, auch wird derſelbe in Holland, England, Teutſchland, der Schweiz und Tyrol fabricirt, und wird zu Schlafröcken, Mänteln, Sopha- und Stuhlbeſchlägen, Pianoforte-, Kommoden-, Tiſch- und Fußdecken gebraucht. Er unterſcheidet ſich von den übrigen dadurch, daß er keinen Atlasgrund hat, und wird, da die Wolle gewöhnlich ſtark dazu genommen wird, blos 4—5bündig oder ſchäftig gemacht. In dem, welcher 8bündig oder ſchäftig gemacht wird, treten die Muſter ungemein hoch hervor; dieſe Art aber iſt nicht mehr Mode. (*Gebhard.*)

DAMMARTIN, in dem Mittelalter Dampmartin, **Domnus Martinus, Dammartinus**, Stadt in dem Theile der **Ile-de-France**, der von Alters her **la Goelle** heißt. Das hieſige Collegiatſtift zu U. L. F. wurde von Anton von Chabannes, Grafen von Dampmartin, geſtiftet, und bewahrte in dankbarer Erinnerung deſſen in der Mitte des Chors aufgeſtelltes Grabmonument, ſammt der marmornen Bildſäule des Stifters. Der Pfründen waren nur ſechs. Merkwürdiger als dieſe Kirche war das ungeheure, von Backſteinen erbaute, mit Thürmen und Gräben, denen keine andere beinahe an Dicke oder Breite zu vergleichen, wohl verwahrte Schloß, das bis auf die Zeiten der Revolution wenigſtens als eine ungemein maleriſche Ruine beſtand, nachdem ſeine Zerſtörung durch künſtliche Mittel, ohne ſonderlichen Erfolg verſucht worden. Sauval berichtet, man habe Minen angelegt, um dieſe Feſte in die Luft zu ſprengen, die wohl verbundene und verkittete Maſſe widerſtand aber der Gewalt des Pulvers, und die Exploſion erzeugte blos die ſenkrechten Riſſe, die noch heute an der Außenſeite der Thürme wahrzunehmen. Daher das Sprüchwort: „**c'est le château de Dammartin, il crève de rire.**" Manaſſes, Graf von Dampmartin, unterfertigte des Königs Robert Urkunde für die Abtei Coulombs vom J. 1028. Sein Urenkel, der Graf Alberich I. bekleidete das Amt eines Kämmerers von Frankreich, beſchenkte 1162 die Abtei Chaalis, und war in erſter Ehe mit Clementia von Bar, des Grafen Reynald I. Tochter, und in anderer Ehe mit Amicitia von Beaumont, Gräfin von Leiceſter, verheirathet. Amicilia, eine Tochter Robert's des Weißhändigen, des Grafen von Beaumont und Leiceſter, war Simon's III. von Montfort Witwe; Alberich überlebte aber die Trauung, 1181, nur um kurze Zeit. Sein Sohn, Graf Alberich II., ſtarb, um 1200, aus ſeiner Ehe mit Mathilde die Söhne Reynald und Simon, dann drei Töchter hinterlaſſend. Die älteſte Tochter, Alix von Dampmartin, wurde an Johann von Trie verheirathet, und ſtammt von ihr ein ſpäteres Grafengeſchlecht von Dampmartin ab (vgl. d. Art. **Trie**). Der jüngere Sohn, Simon von Dampmartin, vermählte ſich mit Maria von Ponthieu, einer Tochter des Grafen Wilhelm II. von Ponthieu und der Prinzeſſin Alix von Frankreich, jener Alix, die an Richard Löwenherz verlobt worden (1174), die dieſer aber nicht heirathen wollte, „indem er nie eine Frau heirathen werde, von der er beweiſen könne, daß ſie ſeines Vaters Buhlerin geweſen." Durch ſeine Vermählung wurde Simon der Neffe des Königs Philipp Auguſt, und dieſer Eigenſchaft verdankte er mancherlei Vortheile; namentlich verlieh ihm der König die durch die Felonie Balduin's von Bethune erledigte Grafſchaft Aumale, Albemarle, in der Normandie. Nichtsdeſtoweniger nahm er 1214, ſamt ſeinem ältern Bruder, Partei für den Grafen von Flandern und für den Kaiſer Otto IV., und während ſein Schwager, des Grafen Wilhelm von Ponthieu einziger Sohn, Johann, ein Jüngling von 15 Jahren, bei Bouvines für Frankreich den Heldentod ſtarb, ſtritt Wilhelm mit gleichem Muthe für die Sache der Verbündeten. Der Ausgang des Tages war ihm entgegen, er wurde geächtet, und befand ſich noch in der Acht, als ſein Schwiegervater im Herbſte 1224 verſchied. Alsbald wollte die Tochter Beſitz nehmen von dem reichen Erbe, aber Ludwig VIII. verordnete die Saiſie der Grafſchaft Ponthieu, indem die Frau mit ihrem Eigenthume für den Mann, der in einem Majeſtätsverbrechen begriffen, büßen müſſe. Die Gräfin rief des Königs Barmherzigkeit an, und durch Vertrag vom Junius 1225 trat ſie die Herrſchaft Aubigny in Côtentin und die Stadt Dourlans, auch alle ihre Anſprüche an die Grafſchaft Alençon an den König ab, wogegen dieſer ihr die Grafſchaft Ponthieu zu Lehen reichte, und die Nachfolge in derſelben ihren Söhnen (die übrigens nicht bekannt), und ihren Töchtern zuſicherte. Simon, dem, ſo lange er in ſeiner Rebellion verharren würde, der Eintritt in ſeiner Gemahlin Staaten unterſagt

blieb, wurde im März 1230 ebenfalls mit dem Könige verſöhnt, beſtätigte Alles, was die Gräfin hatte eingehen müſſen, verſprach weder neue Feſtungen anzulegen, noch die alten ſtärker zu befeſtigen, ohne des Königs Willen, ſeine zwei älteſten Töchter nicht vor Ablauf der nächſten zwei Jahre zu verheirathen, er habe denn hierzu die Zuſtimmung des Königs und der Königin Mutter erhalten, und überhaupt keinen Feind der Krone zu ſeinem Schwiegerſohne zu erwählen. Simon ſtarb zu Abbeville den 21. Sept. 1239 und wurde in der Abtei Valoires beerdigt, ſeine Witwe vermählte ſich aber 1243 mit Matthäus von Montmorenci und ſtarb, zum zweiten Mal Witwe, im J. 1251. Von den Kindern ihrer erſten Ehe (die zweite war kinderlos) kennen wir nur die Töchter Johanna, Agatha, Philippine und Maria von Dammartin. Johanna, die Erbin der Grafſchaften Ponthieu und Aumale, wurde im J. 1238 Königs Ferdinand des Heiligen von Caſtilien und Leon andere Gemahlin, kehrte als deſſen Witwe, ſeit 30. Mai 1252, nach Frankreich zurück, und ging 1260 ein neues Ehebündniß ein mit Johann Neſle, der um ihretwillen den Titel eines Grafen von Ponthieu annahm, ihn auch beibehielt, nachdem die Prinzeſſin am 16. März 1278 zu Abbeville das Zeitliche geſegnet hatte. Das Eigenthum von Ponthieu wie von Aumale blieb aber den Kindern der erſten Ehe. Agatha, der Königin von Caſtilien Schweſter, wurde an Johann, den Vicomte von Chatellerault, verheirathet. Philippine nahm drei Männer, 1) Radulf II., den Grafen von Eu und Guines, 2) Radulf II. von Coucy, geſt. 1250, 3) Otto III., den Grafen von Geldern. Sie lebte noch als Witwe im J. 1277. Maria, die Gemahlin Johann's II. von Roucy, lebte noch 1279. Simon's älterer Bruder, Reynald, beſaß die Grafſchaft Dammartin und war mit Maria, Guidos' II. von Châtillon Tochter, verheirathet, verſtieß ſie aber, um durch eine anderweitige Vermählung zum Beſitze der großen Grafſchaft Boulogne zu gelangen. Denn ſchwerlich kann die Perſon großen Einfluß auf ſeine neue Wahl gehabt haben. Ida, die Erbin von Boulogne, war die ältere Tochter von Matthäus von Elſaß, genannt von Flandern und von Maria von Blois, und folglich eine Enkelin Stephan's von Blois, des Königs von England, und der Gräfin Mathilde von Boulogne; ſie hatte aber vor ihrer Vermählung mit dem von Dammartin bereits drei oder vier Männer gehabt, und genoß eines ſehr zweideutigen Rufes. Es ſchreibt Lambertus Ardenſis (in *de Ludewig* reliqu. Ms. T. 8. c. 93 — 96): „Ida — quae prius quidem Ghelro C. Gerhardo, postea Sarringiae Duci Bertulpho ad consilium venerandi C. Flandriae Philippi patrui sui desponsata causis subintervenientibus sub illius articulo tempestatis ab utroque destituta et quasi sine viro relicta, corporis voluptatibus et secularibus deliciis indulsit, unde et Arnoldum de Ghisnes venereo amore dilexit.“ Ob Ida mit dem Grafen Arnold von Guines verheirathet geweſen, iſt hiernach zweifelhaft, auch jenen Grafen Matthäus von Toul, den Bütkens als ihren erſten Mann nennt, können wir nur durch die Autorität jenes Schriftſtellers begründen. Nicht minder iſt die Ordnung der Ehemänner einigermaßen zweifelhaft. Mehrentheils wird an ihre Spitze der Graf Gerhard von Geldern geſtellt, mit dem Ida von 1181 bis zu ſeinem Tode, 1182, lebte. Dann heirathete ſie 1183, nach Andern aber bereits 1177, den Herzog Berthold V. von Zähringen, den ſie aber gleich wieder verließ, um für ebenſo kurze Zeit die Gemahlin eines Grafen von S. Paul (Ingelram oder Guido?) zu werden. Nach dieſem kam, in oder ohne Form Rechtens, Arnold von Guines und endlich 1188 der Graf von Dammartin. Glücklicher als ſeine Vorgänger, wußte dieſer die Unbeſtändige, und mit ihr zugleich die reiche Grafſchaft feſtzuhalten. Ida ſtarb 1216, zwei Jahre nach jenem großen Tage von Bouvines, wo Reynald, der Graf von Boulogne, für den Kaiſer Otto IV. und den Grafen von Flandern ſtritt, und gleich dem Grafen von Flandern in franzöſiſche Gefangenſchaft gerieth. Reynald's und der Gräfin Ida einzige Tochter, Mathilde, Gräfin von Dammartin und Boulogne, wurde durch Vertrag vom Aug. 1201 und Mai 1210 dem Prinzen Philipp von Frankreich, dem Sohne König Philipp's II. und der Agnes von Meran verlobt, und ſollte zum Heirathsgute das ganze Gebiet von Calais ſammt der Grafſchaft Abbeville haben. Die Ehe wurde im J. 1216 vollzogen, aber bereits 1233 durch den Tod des Prinzen aufgelöſt, und Mathilde vermählte ſich im J. 1235 mit dem Infanten Alfons von Portugal, dem nachmaligen Könige Alfons III., der ſie jedoch nach ſeiner Thronbeſteigung wieder verſtieß. Mathilde, die Gründerin des Hoſpitals zu Boulogne, lebte noch den 9. Oct. 1261 und war im Mai 1262 verſtorben. Gewöhnlich heißt es, der König von Portugal habe ſich um ihrer Unfruchtbarkeit willen ſcheiden laſſen, indeſſen gibt es Schriftſteller, die ſie in der zweiten Ehe die Mutter zweier Söhne werden laſſen, und Katharina von Medicis, die Königin von Frankreich, behauptete, von einem derſelben abzuſtammen, nahm auch, auf dieſe Abſtammung gegründet, die Krone von Portugal nach des Cardinals Heinrich Tode in Anſpruch. Es wurde ihr jedoch die Verjährung entgegengeſetzt, von einer Prüfung des durch keinerlei Art von Beweis unterſtützten Anſpruchs war aber nicht die Rede. Aus ihrer erſten Ehe hatte die Gräfin Mathilde eine Tochter, Johanna von Boulogne, die von dem Vater die Grafſchaft Clermont-en-Beauvoiſis erbte, vor dem J. 1241 den Galcherus von Châtillon heirathete, von 1245 an durch der Mutter freiwillige Abtretung die Grafſchaft Boulogne beſaß, und im J. 1251 ohne Nachkommenſchaft verſtarb. Boulogne nahm die Mutter hierauf wieder an ſich, und behauptete ſich darin bis zu ihrem Ende, worauf um die Nachfolge große Streitigkeiten ſich erhoben. Die Grafſchaft Dammartin aber nahm Matthäus von Trie in Beſitz, der als der Sohn Johann's II. von Trie und der Alix von Dampmartin, unſtreitig der nächſte Erbe, und ſie blieb ſeinen Nachkommen, bis auf die Zeiten Karl's von Trie (geſt. um 1400) und ſeiner Tochter Blanca. Blanca von Trie, die Gräfin von Dampmartin, lebte in kinderloſer Ehe mit Karl von la Rivière, und nach ihrem Tode fiel die Grafſchaft an die Kinder ihrer mit Jakob von Châtillon, dem Grafen von Porcien, verheirathet ge-

Digitized by Google

weſenen Tante, Jacobine von Trie. Der Jacobine Tochter, Margaretha von Châtillon, war mit Wilhelm de Fayel, dem Vicomte von Breteuil, verheirathet, und ihr Sohn Johann († 1420), ihre Tochter, Maria von Fayel, beſaßen nach einander die Grafſchaft, bis ſie dem Gemahle der Maria, dem Reynald von Nanteuil, wegen ſeiner feſten Anhänglichkeit an den wahren König von Frankreich von den Engländern genommen, und an den Burgunder Anton von Bergy gegeben wurde. Zugleich mit Karl's VII. Reſtauration wurde auch die Tochter der Frau von Nanteuil, Margaretha, reſtaurirt, und ſie trug Dammartin in das Haus Chabannes, durch ihre Vermählung mit Anton von Chabannes, dem Großmeiſter von Frankreich. Als Graf von Dammartin hat Anton dieſen Namen verherrlicht, wie keiner ſeiner Vorfahren. Von ihm allein ſchreibt ſich der Grafen von Dampmartin Berühmtheit in den Romanen des 15. Jahrh. her. (Vergl. den Art. la Palice.) Anton's Enkelin, Avoye de Chabannes, ſchenkte die Grafſchaft ihrer Nichte, Franziska von Anjou, als dieſe ſich mit Philipp von Boulainvilliers verheirathete. Nach deſſen Ableben ging Franziska eine zweite Ehe ein mit Johann III. von Rambures, und aus beiden Ehen kamen Kinder. Die Boulainvilliers verkauften 1554, 1556 und 1561 Dammartin an den Connétable Anna von Montmorenci, während die Rambures ihr Recht an den Herzog von Guiſe abtraten. Darüber entſtand zwiſchen den beiden mächtigen und eiferſüchtigen Häuſern ein gewaltiger Proceß, der jedoch zu Gunſten des Connétable entſchieden wurde. Mit dem übrigen unermeßlichen Eigenthume des Hauſes Montmorenci kam Dammartin an die Prinzen von Condé.

Wir haben noch von jenem Raſo von Dammartin zu handeln, von welchem Hemricourt das ausgebreitete Geſchlecht derer von Warfuſée herleitet. „Zu dieſer Zeit," ſchreibt Hemricourt, „lebte ein edler Ritter, genant Raſo der Bärtige„ Bruder des Grafen von Dommartin-en-Goyelle, welcher im Schilde führte eine Kirchenfahne mit drei Ringen [1]), die Farben weiß ich nicht. Dieſer Ritter fiel durch eine Unthat, von der nichts gemeldet, in die Ungnade des Königs Philipp von Frankreich, der mit Iſabella von Hennegau [2]) vermählt, und wurde des Reiches verwieſen. Er zog aus, mit ſich führend eine reiche Habe, viele Koſtbarkeiten und Roſſe, und wendete ſich nach der Stadt Huy, wo er ein großes Haus machte, Jäger, Falconiere, Hunde und Stoßvögel hielt. Jagd und Fiſchfang waren ſeine gewöhnlichen Zeitvertreibe. Einſt hatte er vom frühen Morgen an auf dem Gebiete von Warfuſée gejagt, da hörte er, um die Mittagsſtunde, das Glöcklein, welches ankündigte, wie eben der Prieſter in der Kapelle der Burg Warfuſée das geheimnißvolle Werk der Elevation begehe. Dahin wendete der von Dommartin alsbald ſein Roß, denn ihn trieb es, das Hochwürdigſte zu ehren, und noch zu rechter Zeit erreichte er die Kapelle, wo der Burgherr ſelbſt dem Meßopfer beiwohnte. Die Elevation iſt vollbracht, und des Burgherrn Blicke fallen auf den Fremdling. Er läßt ihn zu Tiſche bitten und bewillkommt ihn nach der Meſſe mit traulichem Handſchlage, dann den Gaſt um Herkommen und Stand befragend, führt er ihn nach dem Saale. Hier läßt er die Tiſche ordnen, und ſodann die ſchöne Alix, die ſeine einzige Wonne, herbeirufen; ſie ſoll den fremden Ritter begrüßen. Das Fräulein kam ſogleich auf des Vaters Gebot, und als eine wohl gezogene Tochter wendet ſie ſich zu dem Ritter, heißt ihn willkommen, und verkehrt mit ihm in anſtändiger und anmuthiger Freiheit. Der gute Herr von Warfuſée läßt die beiden aber neben einander ſitzen, und bewirthet reichlich und mit freudigem Herzen den fremden Ritter und ſein Gefolge, daß ſie Alle darüber erſtaunen. Nachdem man abgeſpeiſt, und ſich noch einige Kurzweil gemacht, dankte Herr Raſo dem Baron von Warfuſée und ſeiner Tochter für empfangene Ehre und geleiſtete gute Geſellſchaft, und beurlaubte ſich gar höflich, wogegen der Freiherr den Scheidenden vielfältig bat, er möge, ſo oft ſein Weg ihn vorbeiführen würde, Schloß Warfuſée nicht unbeſucht laſſen; denn er könne ihm kein größeres Vergnügen gewähren, als durch ſeine Geſellſchaft. Und Raſo, der bereits in Liebe verfallen war zu Fräulein Alix, verſprach das willig, und kam ſo oft wieder, daß endlich, nachdem ſie einander vollkommen kennen gelernt hatten, eine Heirath geſchloſſen wurde zwiſchen Herrn Raſo dem Bärtigen von Dommartin-en-Goyelle und Fräulein Alix. Und bald darauf erbaute Raſo nahe bei Warfuſée einen Thurm ſammt einer ehrbaren Wohnung und nannte den zum Gedächtniß ſeiner Voraltern und Herkunft Dommartin. Du ſollſt aber wiſſen, daß die meiſten der Warfuſée, Männer wie Frauen, ein durchſtochenes Ohrläppchen haben, durch deſſen Öffnung eine Nähnadel gezogen werden mag, ohne das Ohr zu verletzen. Das haben ſie geerbt von Raſo dem Bärtigen, deſſen Ohr alſo durchſtochen war, wie die Überlieferungen der Alten berichten." Ein reicher Segen von Kindern und von Gütern wurde dem jungen Ehepaar, und Jahrhunderte hindurch blieben die von Warfuſée mit ihren zahlloſen Nebenlinien: Seraing, Abée, Moge, Mou-

---

1) Er führte mithin nicht das Wappen von Dammartin, ſechs Mal von Blau und Silber quer geſtreift. Seine Nachkommen, die von Warfuſée, haben die Kirchenfahne abgelegt und dafür den Lilienſchild angenommen. War Raſo etwa einer der in dem Vertrage vom Junius 1225 angeführten, übrigens nicht weiter bekannten Söhne des Grafen Simon von Dammartin und der Gräfin von Ponthieu, der ſich in dem Kampfe ſeines Vaters mit dem Könige von Frankreich eine beſondere Ungnade zugezogen hatte, und darum für immer verbannt blieb? Haben Raſo's Söhne den Lilienſchild angenommen, um die Herkunft ihrer Großmutter, der Prinzeſſin Alix von Frankreich, anzudeuten?

2) Die Epoche der Auswanderung iſt hiedurch einigermaßen feſtgeſetzt. Philipp Auguſt vermählte ſich im J. 1180 mit der Gräfin von Hennegau und verlor ſie 1190. Wenn daher Villenfagne in ſeinen Recherches sur l'histoire de la cidevant principauté de Liége, T. II. p. 469, ſchreibt: „Raes de Dammartin, Français d'une naissance illustre qui vint se fixer parmi nous vers 1130," ſo verdient ſeine Angabe nicht mehr Beachtung, als die Stelle S. 464, wornach der Wappenkönig und Herold Heinrich Vandemberg auch den Titel eines Comte palatin du Rhin geführt haben ſoll. Welch ein Publiciſt, der einen Pfalzgrafen bei Rhein und einen Comes palatinus neuerer Zeit verwechſeln kann!

Digitized by Google

male, Dupey, Awyr, Skendremale, Hanneſſe, u. ſ. w. das größte und vornehmſte Geſchlecht des Hochſtiftes Lüttich. (*v. Stramberg.*)

DAMPIERRE, das große franzöſiſche Geſchlecht, welches ganze Provinzen, namentlich Bourbonnais, Flandern und Namur beſeſſen hat. Nichtsdeſtoweniger iſt die Auffindung des Stammhauſes mit einiger Schwierigkeit verbunden. Expilly kennt nämlich nicht weniger denn 38 Orte des Namens Dampierre, wovon ſieben in der Champagne gelegen ſind, hält aber Dampierre-ſur-Vingeanne, vier Stunden von Dijon, für dasjenige, das uns beſchäftigen ſoll. Wir müſſen ihm hierin auf das Beſtimmteſte widerſprechen. Dampierre-ſur-Vingeanne hat niemals eine Burg gehabt, gehörte ſtets zu der Herrſchaft Beaumont, und iſt innerhalb der Grenzen von Burgund gelegen; das Stammhaus D. aber iſt nothwendig innerhalb der Grenzen von Champagne zu ſuchen, und wir würden zunächſt Dampierre-le-châtel, zwei Stunden ſüdweſtlich von St. Menehould, dafür anerkennen, ohne jene Urkunde des Grafen Hugo von Troyes, vom J. 1118, worin er die von ſeinen Lehenleuten zu Gunſten des Priorats Dampierre gemachten Stiftungen genehmigt. Das Priorat zu Dampierre lag demnach im Umfange der Grafſchaft Troyes, und wir ſind gezwungen der Meinung von Ducange (obs. sur l'histoire de Ville-Hardouin) beizutreten, wonach das Stammhaus Dampierre acht Stunden von Troyes, zwei Stunden von Rosnay, jenſeit der Aube gelegen und ein Lehen der Grafſchaft Rosnay iſt. Demnach wäre es dasjenige Dampierre, von welchem Expilly ſchreibt: „Cette paroisse est située sur une petite rivière de son nom, à 1² lieues de la rive droite de l'Aube, 3½ Est d'Arcis, 7 Nord-Ouest de Bar-sur-Aube, élection de Bar-sur-Aube. On y compte 149 feux.“ Es iſt auch die nämliche Herrſchaft D., welche durch Heirath in die Häuſer Châtillon und Lannoy getragen, und 1520 von einem Freiherrn von Haraucourt an Ludwig Picot, Vicomte von Rosnay und erſten Präſidenten de la Cour-des-aides zu Paris verkauft wurde; ſie blieb lange als eine Baronie in der Familie Picot, und von ihr hat insbeſondere Auguſt Heinrich Maria Picot de Dampierre, der aus der franzöſiſchen Revolution bekannte Feldherr, ſeinen Namen entlehnt *). Theobald, Herr von Dampierre, von S. Juſt und S. Dizier in Champagne, lebte vor dem J. 1090, und ſchenkte, gemeinſchaftlich mit ſeiner Hausfrau Iſabella, der Abtei Marmoutier die Kirche zu St. Peter in Dampierre. Iſabella war aber eine Tochter von Milo I. von Montthery und vergabte als Witwe auch den Backofen zu Dampierre an die Mönche von Marmoutier. Ihr Sohn, Guido I., Herr von Dampierre, S. Juſt und S. Dizier, war unter den Herren der Champagne, welche ſich im April 1110 gegen den König Ludwig VI. verbürgten, daß ihr Graf Theobald ſeinem Huldigungseide nachleben werde, und war gegenwärtig, als Graf Hugo von Troyes die von ſeinen Vaſallen der Abtei Marmoutier und dem Priorat von Dampierre gemachten Schenkungen beſtätigte. Zu Weihnachten 1118 ſchenkte Guido der Abtei Auchy einen Bezirk, Peſtes genannt, in dem Bisthume Troyes, um daſelbſt ein Priorat zu errichten, deſſen Mönche ihre Lebensbedürfniſſe aus der Herrſchaft Mailly beziehen, und außerdem noch das Gebiet Rominicourt beſitzen ſollten. Auch dem Priorat l'Isle bei Troyes wies Guido einige Gefälle aus ſeiner Herrſchaft S. Juſt zu. Zum letzten Male kommt er im J. 1136 vor, ſeine Witwe aber, Helvide von Beaudement, eine Tochter des Seneſchalls von Champagne, lebte noch 1152. Einer ſeiner fünf Söhne, Guido, wurde im J. 1163 zum Biſchofe von Chalon erwählt, ſtarb aber noch in demſelben Jahre, nachdem er Tages vorher die biſchöfliche Weihe empfangen hatte; der Stammherr aber, Wilhelm I., Herr von Dampierre, S. Juſt und S. Dizier, wurde 1152 von dem Grafen Heinrich mit dem Amte eines Mundſchenken von Champagne bekleidet, und beſtätigte vor dem J. 1160 in Gemeinſchaft ſeiner Brüder Andreas, Milo und Guido, alle der Abtei Trois-Fontaines von dem Vater verliehenen Güter, denen er noch die Voigteien S. Urbain und S. Maximin hinzufügte. Dieſe Verhandlung ſcheint Wilhelm nicht lange überlebt zu haben, denn ſchon 1162 konnte ſeine Witwe, Irmgard von Mouchy, ein neues Ehebündniß eingehen mit Drogo IV. von Mello. Wilhelm's I. älterer Sohn, Guido II., Herr von Dampierre, S. Juſt und S. Dizier, verſtändigte ſich 1179 mit der Abtei Monſtier-en-Der, wegen eines Zwiſtes um die Holzungen und die Grenzen von S. Dizier, beſchenkte 1184 die Kirche von S. Gervais-de-Villiers, und 1189, als er ſich zu einer Fahrt nach dem heiligen Lande rüſtete, auch die Abtei Trois-Fontaines; doch ſollte Trois-Fontaines ſeines Almoſens nur während der Dauer ſeiner Abweſenheit genießen, und nur in dem Falle, daß er über Meer ſtürbe, das Eigenthum davon erwerben. Guido kam aber glücklich nach Hauſe, und verheirathete ſich 1197 mit Mathilde von Bourbon, der Tochter von Archibald VII. von Bourbon, die an Walcher von Vienne, den Herrn von Salins, verheirathet geweſen, und wegen Blutsverwandtſchaft geſchieden war. Durch dieſe Vermählung erwarb Guido das Eigenthum der reichen Baronie Bourbon, aus welcher die ſpätere Landſchaft Bourbonnais erwachſen iſt, zumal nachdem er im Februar 1212 die Anſprüche, welche ſeine Stieftochter, Margaretha von Vienne, an ſeiner Hausfrau Verlaſſenſchaft dereinſt machen konnte, um 1200 Mark Silbers erkauft hatte. Im J. 1210 übernahm er den Oberbefehl des von König Philipp Auguſt gegen Guido II. von Auvergne ausgeſende-

*) Dampierre-le-châtel hingegen wurde zu einer Grafſchaft erhoben, zu Gunſten von Nikolaus von Boſſut, dem Baron von Bazoche und Ham, und fiel in der Theilung an ſeine älteſte Tochter, Maria de Boſſut, die an Jakob du Val, den Haushofmeiſter der Königin Katharina von Medicis und Gouverneur von St. Menehould, verheirathet war. Unter den Kindern dieſer Gräfin von Dampierre iſt beſonders zu merken jener Heinrich Duval, der als (Titular-) Graf von Dampierre unter den Feldherren des 30jährigen Krieges eine ſo ausgezeichnete Rolle ſpielt, und der allem Anſehen nach zu Ham, einem ſeiner Familie zuſtändigen Gute unweit Thionville, aber doch im Pays Meſſin gelegen, geboren war.

Digitized by Google

ten Heeres, und der Graf wurde durch ihn, bis Ende 1213, gar ſehr in die Enge getrieben. Im J. 1214 mußte er, ſammt andern Herren, den zwiſchen den Kronen von Frankreich und England errichteten Waffenſtillſtand beſchwören. Er ſtarb 1215, ſeine Witwe den 20. Junius 1218. Drei Söhne, Archibald, Wilhelm II. und Guido, und vier Töchter, wovon die älteſte, Mathilde, an den Grafen Guigo IV. von Forez verheirathet, waren die Früchte ſeiner Ehe. Der jüngſte Sohn, Guido von Dampierre, Herr von S. Juſt, reverſirte ſich im Mai 1226 gegen ſeinen Bruder Archibald, daß er keinen Anſpruch an die Baronie Bourbon habe, außer dem Rechte, die Vormundſchaft über Archibald's Kinder zu führen, falls dieſer vor der Zeit ſterben ſollte, aber auch für dieſen Fall verſprach Guido, daß er ſeine Neffen, ſobald ſie die Jahre der Mündigkeit erreichen würden, in den friedlichen Genuß der ganzen Baronie einſetzen wolle. Am Mittwoch nach Matthäus 1232 wurde er ſeines Bruders Archibald Bürge, wegen einer Summe von 1000 Livres, die dieſer dem Grafen Theobald von Champagne ſchuldete, und zwei Jahre ſpäter ließ er ſeinen Bruder Archibald einwilligen, daß er ſeine Herrſchaft Marzy dem Grafen Guigo von Forez und Nevers zu Lehen auftrage. Im Febr. 1242 verſchrieb ihm der Herzog von Burgund zur Beſſerung ſeines Lehens (die Brucke von Tortery) 12 Muids beauner Wein alljährlich zur Herbſtzeit zu liefern, und dagegen verkaufte Guido dem Herzoge ſeine Herrſchaft Chevagnes, um ſolche fortan als burgundiſches Lehen zu beſitzen. Er war einer der Teſtaments-Executoren ſeines Neffen Archibald IX. von Bourbon, daher deſſen Witwe, Iſabella von Châtillon, ſich veranlaßt fand, ihm durch ihr Codicill vom Auguſt 1250 eine Summe von 600 Livres zu vermachen. Den Samstag vor Halbfaſten 1258 bekannte er, daß er die Herrſchaften Courcent und S. Juſt als Lehen von Theobald, dem Könige von Navarra und Grafen von Champagne, beſitze, daher auch dieſe Lehen nach ſeinem Tode an Champagne zurückfallen ſollten. Im J. 1260 ſtiftete er ſich ein Jahrgedächtniß bei den Trinitariern zu Troyes, wofür er eine Rente in S. Juſt widmete. Durch eine Ordonnanz König Ludwig's IX., erlaſſen in der Octave von Allerheiligen 1267, wurde er in den Beſitz der Caſtellaneien Châteauneuf und Cors wieder eingeſetzt, die ihm von dem Grafen von Nevers und Burgund, und von deſſen Hausfrau, Mathilde von Bourbon, zur Sicherheit eines Darlehens von 3000 Livres verpfändet worden, der neue Graf von Nevers aber ihm mit Gewalt entriſſen hatte. Im J. 1275 übertrug ſein Neffe, Guido von Bourbon, der Domdechant von Rouen, ihm eine Rente, die dieſer von ſeiner Nichte, Agnes von Bourbon, zu beziehen hatte, und Guido II. überlebte dieſen Übertrag nur um kurze Zeit. Er war unbeweibt geblieben.

Archibald, Guido's II. von Dampierre und der Erbin von Bourbon älteſter Sohn, ſuccedirte der Mutter in der Baronie Bourbon, führte darum Namen und Wappen von Bourbon, und heißt in der Reihenfolge der Herren von Bourbon Archibald VIII. Im Februar 1215 gab er der Abtei S. Lomer zu Blois, in Betracht, daß ſein Vater dort beerdigt, 100 Livres, alljährlich aus ſeiner Herrſchaft Esnay zu erheben. Im März 1215 übergab ihm König Philipp Auguſt die Hut des Landes Auvergne, wie ſie von ſeinem Vater geübt worden, und zugleich auch die Burgen, die dieſer dem Grafen Guido II. von Auvergne entriſſen hatte, doch mußte er geloben, auf die erſte Auffoderung Alles wieder zu überliefern. Im Febr. 1222 überließ ihm ſeine Halbſchweſter, Margaretha von Vienne, indem ſie ſich an Joſſerand von Brancion verheirathete, nachmals gegen eine Abfindung von 1300 Livres alle ihre Anſprüche an die Baronie Bourbon. Im J. 1223 ernannte ihn König Philipp Auguſt zum Connétable von Auvergne, und er bekleidete dieſes Amt noch 1229, als König Ludwig IX. ihm aufgab, das Schloß Pontgibault an den Grafen Wilhelm von Clermont zurückzugeben, wogegen er das Schloß la Tourniole, das Philipp Auguſt bereits an ſeinen Vater verliehen hatte, zu Eigenthum behalten durfte. Die letzte Verhandlung, die ſich von ihm findet, iſt ein Kauf vom J. 1236. Er blieb in der Schlacht bei Cognac 1236. Beatrix von Montluçon, Archibald's Tochter, den man für einen Abkömmling der alten Herren von Bourbon hält, war ihm vor dem J. 1215 angetraut worden, und hatte ihm ſieben Kinder, Archibald IX., Wilhelm, Guido, Drogo, Margaretha, Beatrix und Maria geboren. Margaretha von Bourbon wurde Theobald's VI., des Grafen von Champagne und nachmaligen Königs von Navarra, dritte Frau, mit einer Ausſteuer von 36,000 Livres, und ſtarb den 11. April 1256. Beatrix heirathete 1238 den Herrn von Mercoeur, Berold VIII., ſtatt alles Rechts, welches ſie an die Baronien Bourbon und Montluçon zu haben vermeinte, wurde ihr 1249 die Herrſchaft Ceſſel zu einem jährlichen Einkommen von 300 Livres angeſchlagen, eine Rente auf das Grleite von Chairols und eine Beholzigungswacht in dem Gehölze von Tronzar angewieſen. Maria von Bourbon heirathete im April 1240 den Grafen Johann I. von Dreux, nachdem ihr eine Ausſteuer von 10,000 Livres verſichert worden und ſtarb den 23. Aug. 1274. Drogo (Dreux) von Bourbon, Domherr zu Chartres, lebte noch 1282. Guido von Bourbon, Herr von Nery und Domdechant zu Rouen, ſtarb den 2. Sept. 1279. Wilhelm, der mit der Herrſchaft Beſay, nördlich von Moulins, abgefunden worden, ſtarb den 4. März 1289, und hinterließ aus ſeiner andern Ehe, mit Iſabella von Courtenay, den Sohn Wilhelm II., der ſich 1295 mit Mathilde von Montgascon verheirathete. Dieſes Sohn, Wilhelm III. von Bourbon, Herr von Beſay, ſtarb kinderlos, wiewol er laut Eheberedung vom 15. Junius 1307 eine Tochter Gerhard's von Varennes hatte ehelichen ſollen. Archibald IX., der Junge, Herr von Bourbon, erwarb 1240 durch Kauf die Rechte, welche die Herren von Mazerolles in ſeinem Gebiete zu üben hatten, und verglich ſich 1247 mit Alfons von Frankreich, Grafen von Poitiers, wegen der Lehen Banacat, Roche-Dagour, Punçat u. ſ. w. Im Begriffe in Ludwig's des Heiligen Gefolge ſeinen Kreuzzug anzutreten, übertrug er (Auguſt 1248) die Hut ſeiner Tochter Agnes ſeinem Oheime Guido von Dampierre, dem Herrn

Digitized by Google

von S. Juſt und ſeinem Schwager Berold von Mercoeur, denen er zugleich anbefahl, ſie mit ihrem Verlobten Johann II. von Burgund zu verheirathen, ſobald es der Braut und des Bräutigams Alter erlauben würde. Archibald IX. ſtarb auf Cypern den 15. Jan. 1248, d. i. 1249. Seine Gemahlin, Yolantha von Châtillon, des Grafen Guido I. von S. Paul und der Gräfin Agnes von Nevers Tochter, vermählt durch Eheberedung vom J. 1227, hatte ihn auf ſeiner Pilgerfahrt begleitet, kehrte als Witwe nach Europa zurück, und errichtete zu Nimes im April 1250 ihr Teſtament, dem ſie einige Monate ſpäter, im Auguſt, zu Puy ein Codicill hinzufügte. Ob ſie ihren Bruder überlebte — jenen Galcherus von Châtillon, der wie ein zweiter Horatius Cocles fiel, indem er ganz allein ſeines Königs Quartier in der Stadt Meniat-Abuabdallah am Nil, gegen der Mamluken wüthende Angriffe vertheidigte den 5. April 1251 — iſt zweifelhaft, gewiß aber, daß Galcher's Heldentod das ganze unermeßliche Erbe des Hauſes Nevers, die Grafſchaften Nevers, Auxerre und Tonnerre, Montjay, Thorigny, in der Normandie, S. Aignan, in Berry, le Perche-Gouet, Broigny ſeiner Schweſter, oder aber ihren Töchtern zuwendete. Yolantha hatte nämlich in ihrer Ehe mit Archibald IX. nur zwei Töchter, Mathilde und Agnes, geboren. Die ältere, Mathilde von Bourbon, Gräfin von Nevers, Auxerre und Tonnerre, Frau des Ländchens Perche-Gouet, und der Baronien Bourbon, Montjay, Thorigny, Broigny und S. Aignan, war noch ein Kind, als ſie im Februar 1247 mit Hugo, Odet genannt, dem älteſten Sohne des Herzogs Hugo IV. von Burgund, verlobt wurde, der darum auch nachmals die Titel eines Sire von Bourbon, eines Grafen von Nevers u. ſ. w. führte. Mathilde hatte aber nur Töchter, die ſich nach der Mutter Tode, um 1262, in die von dem Hauſe Châtillon herrührenden Güter theilten, dagegen aber die Baronie Bourbon ihrer Tante Agnes, der jüngern Tochter Archibald's IX., überlaſſen mußten. Agnes von Bourbon wurde durch den nämlichen Vertrag, der über ihrer Schweſter Hand verfügte, mit Johann, dem zweiten Sohne des Herzogs Hugo IV. von Burgund, verlobt, auch ſpäter demſelben angetraut, und Johann führte den Titel eines Sire von Bourbon, nachdem dieſe Baronie ſeiner Gemahlin durch ihrer Schweſter Tod zugefallen war. Agnes wurde aber frühzeitig Witwe, denn am 17. Jan. 1269 gab ſie ihre Einwilligung zu Errichtung eines Hoſpitals, welches vermöge des Teſtaments ihres Eheherrn in Moulins geſtiftet werden ſollte. Acht Jahre ſpäter, 1277, ſchritt Agnes zu einer zweiten Ehe mit dem Grafen Robert II. von Artois, mit dem ſie jedoch kein Kind erzeugte. Sie ſtarb im J. 1283; eilf Jahre vorher, um Pfingſten 1272, hatte ihre einzige Tochter erſter Ehe, Beatrix von Burgund, den Grafen Robert von Clermont, den ſechsten und jüngſten Sohn des heiligen Ludwig, geheirathet. Als einzige Tochter beſaß Beatrix die Landſchaften Bourbonnais und Charolais, letztere als burgundiſches Erbtheil, auch die Herrſchaft S. Juſt in Champagne (nicht, wie der Art. Bourbon beſagt, in dem Aveyrondepartement); ſie ſtarb zu Murat in Bourbonnais den 1. Oct. 1310, als die Ahnfrau des geſammten neuern Hauſes Bourbon.

Wilhelm II. von Dampierre, Guido's II. mittlerer Sohn, beſaß Dampierre und S. Dizier, und bekannte am 28. Febr. 1220, daß er von der Gräfin Blanca von Champagne und ihrem Sohne Theobald das Mundſchenkenamt der Grafſchaft, doch nur für ſeine Lebtage, empfangen habe, gleichwie er im Dec. 1223 bekannte, daß ſeine Burg Dampierre des Grafen offenes Haus ſei. Um die nämliche Zeit verheirathete Wilhelm „et n'estoit mie riche" ſchreibt die Chronique de Flandres, chap. 18, ſich mit Margaretha, der jüngern Tochter des Grafen Balduin IX. von Flandern, des nachmaligen Kaiſers von Conſtantinopel. Gleich ihrer ältern Schweſter Johanna, der Erbgräfin von Flandern und Hennegau, ſtand Margaretha zuerſt unter ihres Oheims, des Markgrafen von Namur, Vormundſchaft, dieſer ſtarb jedoch 1212, und es wurde für Margaretha ein neuer Vormund, Burkard von Avesnes, beſtellt. Sie war mit dem Grafen Edmund von Cornwallis, dem jüngſten der drei Prinzen des Königs Johann von England, verlobt. Der Bräutigam ſtarb aber als ein Kind, und der Vormund entbrannte in zärtlicher Neigung für ſeine Mündel. Burkard war Archidiakon zu Laon, Theſaurarius der Kirche zu Tournay, Propſt des St. Peterſtiftes zu Lille, hatte auch die Weihe eines Subdiakonus empfangen; dieſes Alles war in ſeinen Augen kein Hinderniß für eine Leidenſchaft, die er der Gräfin mitzutheilen gewußt hatte. Das Liebespaar wurde heimlich getraut, und die Verbindung blieb ein Geheimniß bis zu der Geburt des erſten Sohnes. Das Scandal war groß, und Papſt Innocentius III. ſprach die Nichtigkeit der Ehe aus, indem der Subdiakonus Burkard Diſpens weder begehrt, noch erhalten habe. Die Päpſte Honorius III. und Gregor IX. beſtätigten dieſen Ausſpruch, doch bedurfte es der ſchärfſten Cenſuren, um die Liebenden zu trennen. Jetzt endlich gehorchte Margaretha, und des frühern Bandes entledigt, heirathete ſie den Herrn von Dampierre, mit dem ſie die Söhne Wilhelm, Guido und Johann, dann zwei Töchter erzeugte. Für den von Dampierre ſelbſt trug die in der Ausſicht ſo reiche Heirath keine Früchte; denn ſeine Schwägerin, die regierende Gräfin, war noch am Leben. Im Aug. 1228 empfing er von dem Grafen von Champagne die Belehnung mit dem Walde von Litreſel, den er kürzlich von Olivier de Drosnay erkauft hatte, und im April 1231 bewilligte er dem nämlichen Grafen die Öffnung ſeiner Veſte Linou. Wilhelm ſtarb den 3. Sept. 1241, und wurde in ſeiner Frauen Geſtift zu Flines bei Douay beerdigt. Einige Jahre ſpäter folgte ihm ſeine Schwägerin Johanna: ſie ſtarb den 5. Dec. 1244, und alsbald nahm Margaretha Beſitz von den erledigten Grafſchaften Flandern und Hennegau. Im März 1245 empfing ſie ſammt ihrem älteſten Sohne zweiter Ehe die Belehnung über Flandern; von den Söhnen erſter Ehe war keine Rede; denn Margaretha ſelbſt, geſtützt auf die päpſtlichen Ausſprüche, hielt ſie für Baſtarde. Johann und Balduin von Avesnes machten aber ihre Anſprüche vor König Ludwig IX. geltend, und dieſer erließ in der Verſamm-

Digitized by Google

lung ſeiner Pairs, Julius 1246, einen ſchiedsrichterlichen Ausſpruch, wonach, bei der Gräfin Margaretha Abſterben, die Avesnes die Grafſchaften Hennegau, Valenciennes und Oſtrevant, die Dampierre aber die Grafſchaft Flandern mit den ſeeländiſchen Inſeln, den Landen Waës und Aelſt und der Caſtellanei Cambray haben ſollten. Beide Theile zeigten ſich mit dieſem Spruche zufrieden, bis eine Zuſammenkunft in Peronne ihnen Veranlaſſung wurde zu Zänkereien, die in den beleidigendſten Schimpfreden endigten. Deſſenungeachtet ließ ſich Wilhelm von Dampierre, der Gräfin älteſter Sohn, nicht abhalten, mit der Blüthe der flamändiſchen Ritterſchaft an dem Kreuzzuge des heiligen Ludwig Antheil zu nehmen. Er hatte ſich kaum in Marſeille eingeſchifft, als Johann von Avesnes mit einem mächtigen Heere zuerſt Hennegau, dann auch die Grenzen von Flandern heimſuchte. Auf allen Punkten ſiegreich, belagerte er in Geſellſchaft ſeines Schwagers, des römiſchen Königs Wilhelm, die Feſte Rupelmond, und Margaretha, um nur den wichtigen Grenzpunkt zu retten, demüthigte ſich vor dem Sohne, und gab ihm, unbeſchadet des Erbfolgerechtes auf Hennegau, zur Tilgung anderweitiger Anſprüche eine baare Summe von 60,000 Pfund (1248). Der Friede war hergeſtellt, aber bald erregten die erfolgreichen Bemühungen der Avesnes von Seiten des päpſtlichen Stuhles eine Anerkenntniß ihrer rechtmäßigen Geburt zu erhalten, die Beſorgniß der Gräfin Margaretha, und lebhaft focht ſie den zu jener Gunſten ergangenen Spruch vom Freitage nach Martini 1249 an. Johann von Avesnes, den Ausſpruch der Kirche durch weltliche Gewalt zu unterſtützen, rief nochmals den römiſchen König zu Hilfe. Mit dieſem hatte Margaretha bereits verſchiedentlich Händel, vornehmlich wegen der von den Grafen von Holland an Flandern zu leiſtenden Lehenspflicht: ſie waren durch den Vertrag vom 3. Auguſt 1248 abgethan worden. Gleichwol ergriff Wilhelm nicht ungern die Gelegenheit der vormaligen Feindin zu ſchaden, und durch Entſcheidung der Fürſtenverſammlung vom 11. Juli 1252, in castris apud Frankenfort, ließ er der Gräfin ihre Reichslehen abſprechen, mit denen noch an demſelben Tage Johann von Avesnes belehnt wurde. Damals währte der Krieg zwiſchen Mutter und Sohn ſchon ein ganzes Jahr; in wiederholten Angriffen auf Hennegau hatte Johann aber, trotz der von Holland aus empfangenen Unterſtützung, nur wenig ausgerichtet. Den Spruch des frankfurter Fürſtentages beantwortete Margaretha durch ein Unternehmen auf Seeland. Aber das Heer, das ſie zu dem Ende unter Anführung ihrer Söhne Guido und Johann von Dampierre ausſendete, erlitt bei Weſt-Kappel auf Walcheren eine vollſtändige Niederlage, und die beiden Prinzen geriethen ſelbſt in Gefangenſchaft (1253). Ihrer letzten Stütze beraubt, denn ihren älteſten Sohn hatte ſie ſeit dem J. 1251 verloren, benutzte Margaretha die Reiſe, die ſie im Febr. 1254 Behufs eines neuen Lehenempfangs nach Paris antreten mußte, um daſelbſt Hilfe zu ſuchen. In dieſer Abſicht übertrug ſie durch Schenkung die Grafſchaft Hennegau an Karl von Anjou, den Bruder König Ludwig's IX. Karl ſetzte ſich noch in dem nämlichen Jahre in den Beſitz der Grafſchaft, aus der ihn zwar der römiſche König alsbald zu verdrängen ſuchte, aber nur der einzigen Stadt Valenciennes Meiſter werden konnte. Darüber wurde König Wilhelm im Kampfe mit den Friſen am 28. Jan. 1256 erſchlagen, und der König von Frankreich und der Herzog von Brabant übernahmen es, die ſtreitenden Parteien zu vermitteln. Durch die verſchiedenen im Nov. 1256 zu Brüſſel abgeſchloſſenen Verträge wurde der ſchiedsrichterliche Spruch vom Juli 1246, der, nach Abſterben der Gräfin, Flandern, den Dampierre, Hennegau den Avesnes zuwies, beſtätigt, die ſeeländiſchen Inſeln wurden, unter dem Vorbehalte eines Lehensverbandes für Flandern, an Holland abgetreten, die beiden Prinzen von Dampierre gegen ein ſchweres Löſegeld, welches auf alle Inſaſſen der Grafſchaft Flandern zu vertheilen, in Freiheit geſetzt, endlich verzichtete der Graf von Anjou allem Rechte an Hennegau, nachdem er ſich die auf die Vertheidigung des Landes verwendeten Koſten hatte erſetzen laſſen. Die Gräfin Margaretha, Stifterin der Dominikanerklöſter zu Brügge, Ypern, Wynorbergen und Lille, der Abteien Flines, bei Douay, Nonnenboſch, bei Gent, und van der Huſen, in den vier Ambachten, ſtarb zu Gent den 10. Februar 1279 (1280), und wurde zu Flines beigeſetzt. Von ihren Töchtern heirathete Johanna von Dampierre im März 1245 den Grafen Theobald II. von Bar, während die jüngere, Maria von Dampierre, des Ciſtercienſerkloſters Flines erſte Äbtiſſin wurde, und als ſolche im J. 1302 verſchied. Der älteſte Sohn, Wilhelm von D., wurde durch den ſchiedsrichterlichen Ausſpruch vom J. 1246 zur Nachfolge in der Grafſchaft Flandern berufen, auch vorläufig mit derſelben belehnt. Des heiligen Ludwig Gefährte in deſſen Kreuzzuge nach den Ufern des Nils, wurde er gefährlich verwundet in dem Treffen bei Maſſura. Kaum aus harter Gefangenſchaft entledigt, nahm er Theil an einem Turnier, das zu Trazignies, in Hennegau, angeſtellt worden. Wie gewöhnlich glänzte er auch hier durch ausgezeichnetes Geſchick in ritterlichen Übungen, als ſein Roß ſcheu wurde und ſich mit ihm überſchlug. Noch ſchwerer verletzt, als durch den Fall ſelbſt, in dem Andrange der Reiter, die von allen Seiten der Bahn hinzueilten, dem Gefallenen beizuſtehen, wurde er endlich aufgehoben und der Sorgfalt eines Phyſikers übergeben; allein Rettung war unmöglich; der Graf ſtarb den 6. Jun. 1251. Unendlich war der Mutter Schmerz; denn ſie liebte vor allen andern dieſen Sohn, und das dunkle Gerücht, welches, ſtatt des Zufalls, die von Avesnes als Mörder anklagte, mußte dieſen Schmerz noch herber machen. Obgleich ſeit dem J. 1247 mit Beatrix von Brabant, der Tochter Herzog Heinrich's II., der Witwe des römiſchen Königs, des Landgrafen Heinrich von Thüringen, vermählt, hinterließ er keine Kinder, und es folgte daher in dem Succeſſionsrechte auf Flandern ſein Bruder Guido von Dampierre. Guido, der in erſter Ehe mit Mathilde, der älteſten Tochter Robert's VII. von Bethune, verheirathet, erſcheint nach des Schwiegervaters Tode, ſeit Febr. 1249, als Voigt von Arras, Herr von Bethune und Dendermonde; nach ſeines Bruders

Digitized by Google

Wilhelm Tode nahm er den Titel eines Grafen von Flandern an, gleichwie er auch von König Ludwig IX. im J. 1251 die Belehnung über dieſe Grafſchaft empfing. Nachdem er von Balduin von Courtnay, dem Kaiſer von Conſtantinopel, um 20,000 Livres Pariſis die Grafſchaft Namur erkauft hatte (1262), führte er auch den Titel eines Marquis von Namur. Zum wirklichen Alleinbeſitze der Grafſchaft Flandern gelangte er im J. 1278 durch ſeiner Mutter freiwilligen Verzicht (ſie bedingte ſich nur einen Jahrgehalt von 8000 Livres). Von nun an erſcheint Guido († 7. März 1305) nur mehr als Graf von Flandern, und von Flandern nannte ſich ſeine ganze Nachkommenſchaft, die der Hauptlinie nach in der Perſon der an Herzog Philipp den Kühnen von Burgund verheiratheten Erbgräfin Margaretha (ſie ſtarb den 20. März 1404, d. i. 1405), und ſo viel die Nebenlinie von Namur betrifft, in der Perſon des Grafen Johann II. von Namur, den 16. März 1428 erloſchen iſt. Wir müſſen darum auf den Art. Flandern verweiſen. Der jüngſte von Wilhelm's II. von Dampierre und von der Gräfin Margaretha Söhnen, Johann I., führte jedoch den Namen Dampierre fort, indem er in der brüderlichen Theilung die Herrſchaften Dampierre, S. Dizier und Sompuis, weſtlich von Vitry-le-Français, davon getragen hatte. Theobald, der König von Navarra und Graf von Champagne, bekleidete ihn, doch nur für die Dauer ſeines Lebens mit dem Amte eines Connétable von Champagne (Junius 1250). Mit ſeinem Bruder gerieth er in der Schlacht bei Weſt-Kappel in holländiſche Gefangenſchaft. Er ſtarb vor dem Auguſt 1259; ſeine Witwe, Lauretta, des Herzogs Matthäus II. von Lothringen älteſte Tochter, heirathete in zweiter Ehe den Wilhelm II. von Vergy, und lebte noch 1282. Johann's I. älterer Sohn, Johann II, Herr von Dampierre, S. Dizier und Sompuis, beſaß in Flandern die Städte Balliol (Belle) und Sluis, als welche ihm ſeine Großmutter Margaretha ſtatt der 2000 Livres angewieſen hatte, die ſein Vater als Apanage von Flandern jährlich bezog. Johann II. ſelbſt verkaufte jedoch Balliol zu Pfingſten 1288 um 4500 Livres an ſeinen Oheim, den Grafen von Flandern. Im Dec. 1292 beſtätigte er dem Priorat in Dampierre die ſämmtlichen von ſeinen Vorältern gemachten Schenkungen. Er ſtarb im J. 1307; denn am Donnerstage nach Martini nämlichen J. theilten die drei Kinder, die er in ſeiner Ehe mit Iſabella, einer Tochter von Johann I. von Brienne, dem Grafen von Eu, erzeugt hatte. Der Sohn Johann III., Herr von Dampierre, Sompuis und Sluis, blieb unvermählt, und es beerbte ihn ſeine ältere Schweſter, Margaretha von Dampierre, die ſeit dem J. 1305 an Galcherus von Châtillon, Herrn von Tour, verheirathet war. Der zweite ihrer Söhne, Johann von Châtillon, wurde mit den mütterlichen Herrſchaften Dampierre und Sompuis abgefunden, und ſtiftete die Linie von Châtillon-Dampierre, deren Beſitzungen durch eine Erbtochter an Philipp von Lannoy getragen wurden. Johann I. von Dampierre hatte außer Johann II. auch noch einen Sohn, Wilhelm von Dampierre genannt, der nicht nur S. Dizier, ſondern auch Urville, Humbercourt und Avrainville beſaß. Letzteres verſchenkte er 1303 an den Sire von Joinville. Mit Galcherus III. von Châtillon, dem Eheherrn ſeiner Nichte Margaretha, hatte er, wegen der Auseinanderſetzung der beiden Linien, Streit und Fehde, die allein des Königs Anſehen in dem Parlamentsbeſchluſſe vom J. 1310 abthun konnte. Wilhelm's erſte Gemahlin, Johanna von Chalon, Johann's, des Herrn von Vignory, Schweſter und einzige Erbin, beſaß Vignory, an der Marne, zwiſchen Chaumont und Joinville, Rouvre, S. Laurent-de-la-Roche, Montenot, und das ſpäter unter dem Namen le partage de Vignory vorkommende Drittel an den Salzwerken von Salins. Nach ihrem Tode ging Wilhelm ein zweites Ehebündniß ein mit Maria von Aſpremont, Gottfried's II. Tochter. Aus der erſten Ehe kamen ſechs Kinder, Johann, Stephan, Wilhelm, Robert, Johanna und Iſabella, aus der andern Ehe der einzige Sohn Gottfried. Stephan von S. Dizier, Herr von. S. Laurent-de-la-Roche, Montenot, Ageſſeaux und .S. Agnes, empfing 1324 von der Königin Johanna, als Gräfin von Burgund, die Lehen über S. Agnes, verheirathete ſich mit Huguette von Antigny, genannt von S. Croix, wurde in der Nacht des 27. Febr. 1327 aus ſeinem Schloſſe S. Laurent entführt, und nach jenem von Alvire gebracht, daſelbſt drei Tage gefangen gehalten und endlich erdroſſelt. Der Leichnam wurde in einer Schlucht des Gehölzes von Breſilly wieder gefunden, und veranlaßte eine Unterſuchung gegen des Ermordeten Witwe und gegen ſeinen Bruder Wilhelm; es ſcheint aber nicht, als habe dieſe Unterſuchung die Ermittelung oder Beſtrafung des Verbrechens zur Folge gehabt. Stephan's einziger Sohn, Berold, war mit Beatrix von Chalon verſprochen, die Verlobung wurde aber Freitag nach Martini 1336 mit beiderſeitigem Einverſtändniſſe aufgehoben, und am 9. Aug. 1337 errichtete Berold ſein Teſtament, worin er ſich die von ihm erbaute Schloßkapelle zu S. Laurent zur Grabſtätte erwählt, die Herrſchaften S. Laurent, S. Agnes und Ageſſeaux ſeiner Mutter, das übrige Vermögen, inſonderheit Montenot, ſeinen Oheimen und Tanten vermacht. Wilhelm von S. Dizier, Herr von Alvire, nachdem er 1330 wegen des Mordes ſeines Bruders in Unterſuchung gezogen worden, erſcheint gleichwol unter den Teſtamentserben ſeines Neffen Berold und lebte noch am 2. Dec. 1344, dem Tage, wo er von Johann von Chalon, dem Grafen von Auxerre, die Lehen über Alvire empfing. Robert von S. Dizier, Rhodiſerritter, verſchenkte am 5. März 1344 ſein Schloß Val-en-Poulier an Johann von Chalon, den Grafen von Auxerre. Iſabella von S. Dizier war an Amadeus von Blamont verheirathet, und brachte die burgundiſchen Herrſchaften Urville, Humbercourt, Rouvres und Montenot in die Ehe. Johann II. von S. Dizier, Wilhelm's von Dampierre älteſter Sohn, Herr auf S. Dizier, Vignory und Sluis, war mit Alix von Neßle verheirathet, hatte von ihr drei Kinder, und wollte in der Kirche des Priorats Eſpineuſeval-les-S. Dizier, vom Orden du Val-des-écoliers beerdigt ſein, als wohin er auch die Herrſchaften Prezſur-Marne und Bethencourt-la-ferré vergabte. Sein

einziger Sohn, Johann III., Herr von Dampierre, S. Dizier und Vignory, Grand-Queux (Küchenmeiſter) von Frankreich (erſcheint als ſolcher den 4. Sept. 1358, und blieb es bis zu ſeinem Ende), hatte große Streitigkeiten mit Humbert von Beaufremont, dem Herrn von Bulgnéville, der ihm die Lehenpflicht verweigerte. Nicht zufrieden hiermit, erſtieg Humbert die Burg und Stadt Vignory, nahm den Burgherrn gefangen und ſchädigte deſſen Unterthanen. Johann ſuchte richterliche Hilfe, plaidirte vor König Karl V. am 22. Nov. 1365, und ging abermals in des Königs Gegenwart und in dem Palaſte von Louvre im Januar 1366 einen Vergleich ein, wodurch der von Beaufremont die 2000 Livres zurückgab, die er dem von S. Dizier als ein Löſegeld abgepreßt hatte, auch für ſeine Lebtage der Lehenſchaft von Vignory ledig wurde, um ein unmittelbarer Vaſall des Königs zu werden, der Herr von S. Dizier aber von dem Könige die Lehen Ceris, Dongueux und Rhielmont empfing, um ihrer während der Lebenszeit des von Beaufremont zu genießen. Nach deſſen Tode ſollte er die Lehen der Krone wieder abtreten, und die Lehen, die Beaufremont früher von Vignory zu empfangen gehabt hatte, in ihren vormaligen Lehensverband zurückkehren. Johann überlebte dieſen Vergleich nicht gar lange, und wurde bei ſeinem Vater zu Eſpineuſeval beerdigt. Er hatte ſich vor dem J. 1334 mit Maria von Bar, Erhard's von Bae und der lothringiſchen Prinzeſſin Iſabella Tochter, die zur Mitgift 6000 Livres baar und eine Rente von 400 Livres erhielt, verheirathet, und hinterließ von ihr den einzigen Sohn Eduard. Dieſer, Herr von S. Dizier, Vignory und Beuilly bei Gandelus, auch Amtmann zu Chaumont, diente 1381 als Pannerherr, mit einem Gefolge von ſechs Edelknechten gegen die Flamänder. Im J. 1383 führte er Proceß mit Reynald Pourcelot, der ihn niederwarf, als er von einem Beſuche ſeiner Güter in Hochburgund heimkehrte, ihn auch im Auslande gefangen gehalten hatte. Im J. 1390 führte Eduard einen andern Rechtsſtreit mit der Gemeinde Vignory. Er ſtarb den 13. Aug. 1401; Tages vorher hatte er ſein Teſtament errichtet und namentlich der St. Stephansbrüderſchaft zu Vignory das daſige Hoſpital mit allen ſeinen Gefällen zugewendet. Er ruhet zu Eſpineuſeval. Da er keine Kinder in ſeiner Ehe mit Johanna von Vienne, einer Tochter des Admirals Johann von Vienne, gehabt, erhob ſich um ſeine Erbſchaft großer Streit. Die Prätendenten waren ſeine Witwe, die in zweiter Ehe mit Johann von Vergy verheirathet, ihr Witthum auf S. Dizier und Vignory foderte, ferner zwei Schweſtern von Bar, Yolantha und Iſabella, als Nichten von Eduard's Mutter, Maria von Bar; im agnatiſchen Rechte endlich Johanna und Iſabella von Rappoltſtein, Töchter der an Bruno I. von Rappoltſtein verheirathet geweſenen Johanna von Blamont, und folglich Enkelinnen jener Iſabella von S. Dizier, die wir als die Gemahlin des Amadeus von Blamont, und als die Großtante von Eduard von S. Dizier kennen gelernt haben. Nach langem Rechten blieb der größte Theil der Erbſchaft den Fräulein von Roppolſtein, und Eliſabeth trug ſie, namentlich auch S. Dizier, Vignory und Montenot, in das Haus Vergy, durch ihre Vermählung mit jenem Wilhelm von Vergy, der bei Nikopolis 1396 den Heldentod ſtarb. Noch haben wir von Wilhelm's von Dampierre Sohne anderer Ehe von Gottfried von S. Dizier zu ſprechen. Gottfried, der mit Iſabella von Châtillon die Herrſchaft la Roche erheirathete, fiel in der Schlacht bei Poitiers 1356 mit Hinterlaſſung von drei Söhnen. Der jüngſte, Johann von S. Dizier, wurde durch den Einfluß ſeines Freundes Throderich Bayer von Boppard, des Biſchofs von Metz, im J. 1371 auf den biſchöflichen Stuhl von Verdun erhoben, gerieth gleich in den erſten Tagen ſeiner Herrſchaft, wegen der Grenzen ſeiner Befugniſſe mit den Bürgern von Verdun in weitausſehende Streitigkeiten, und reſignirte oder ſtarb; denn das iſt zweifelhaft im J. 1375. Sein älteſter Bruder, Heinrich von S. Dizier, Herr von la Roche und la Fauche, hatte, gleichwie ſein Vetter Johann III., ſchwere Händel mit Humbert von Beaufremont, dem Herrn von Bulgnéville, der ſogar die Herrſchaft la Fauche einnahm und daſelbſt vielen Schaden anrichtete. Zuletzt wurde Heinrich auf dieſelbe Art, wie Johann III. unter königlicher Vermittelung mit dem von Beaufremont ausgeſöhnt (Januar 1366). Vier Jahre ſpäter führte Heinrich einen neuen Rechtsſtreit mit Roger de la Tour, der ihn aufgehoben, und aus dem Königreiche entführt hatte. Er ſtarb zu Vitry im Dec. 1376. Seine Hausfrau, Margaretha von Joinville, genannt von Dongeur, die Erbin der Herrſchaft la Fauche, hatte ihm eine einzige Tochter, Johanna, geboren. Johanna von S. Dizier, auf la Roche und la Fauche, die nach einander mit Wilhelm von Granſon, Jakob von Vergy, Waltee von Savoiſy verheirathet geweſen, hatte ein viertes Ehebündniß mit Friedrich von Chardoigne eingegangen, als ſie ihre Anſprüche auf Eduard's von S. Dizier Nachlaß geltend machte. Später übertrug ſie dieſe Anſprüche an die Königin Iſabella von Baiern.

Die Geſchichte des Hauſes Dampierre iſt mit jener der Herren von Avesnes ſo verſchlungen, daß wir nicht umhin können, zugleich von dieſen zu handeln, zumal der Art. Avesnes ſich auf eine ſpärliche Nachricht von dem Städtchen beſchränkt. Die Baronie Avesnes, die erſte Pairie der Grafſchaft Hennegau, enthielt in dem Umfange, wie ſie ſeit der Veräußerung von Landrecies, von dem Herzoge von Orleans beſeſſen wurde, 33 Flecken oder Dörfer, ſammt dem Walde la haye d'Avesnes genannt. Wedricus von Avesnes, eines andern Wiricus Sohn, ſoll die Burg zu Avesnes erbaut haben. Man legt ihm zwei Söhne und eine Tochter bei. In Gerhard, dem jüngern Sohne, glaubt man den ſeligen Gerhard zu erkennen, den Vatee der Armen und der Pilgrime, der ſein wohlthätiges Leben im J. 1118 zu Jeruſalem beſchloß, nachdem er viele Jahre lang Vorſteher des daſigen Hoſpitals zu St. Johann, und gewiſſermaßen der Begründer des Johanniterordens geweſen. Der ältere Sohn, Theoderich Sire von Avesnes, von Leuze, Condé u. ſ. w., erbaute in Geſellſchaft ſeiner Hausfrau, Ada von Roucy, in dem Umfange ſeines Gebietes, das Kloſter Lescies, wo Ada auch ihre Ruheſtätte fand; ſie

war eine Tochter des um 1063 verſtorbenen Grafen von Montdidier, Hilduin's IV. Unter Lescies iſt wol die uralte, berühmte Abtei Lieſſies zu verſtehen, und Theoderich wird nur deren Wiederherſteller geworden ſein. Er wurde von Iſaak von Berlaimont ermordet, und es beerbte den Kinderloſen ſeine an Faſtredus von Oiſy verheirathete Schweſter Ada von Avesnes. Faſtredus, Schirmvoigt des Hochſtiftes Tournay, lebte 1096, und hinterließ die Söhne Goswin und Faſtredus II. Goswin von Oiſy, der Einäugige, Pair von Mons, Herr von Avesnes, Leuze und Condé, lebte mit Agnes von Ribemont in unfruchtbarer Ehe, und hatte darum ſeinen Bruder, Faſtredus II., den Schirmvoigt von Tournay, zum Nachfolger. Dieſes Sohn, Walther I. der Schöne, gab den Namen Oiſy auf, um ſich künftig von Avesnes zu nennen, und war mit Ada, der Tochter und Erbin Eberhard's von Mortagne, des Caſtellans von Tournay, verheirathet. Er enterbte ſeinen älteſten Sohn, Theoderich II. von Avesnes, konnte ihm aber die mütterlichen Beſitzungen nicht nehmen. Theoderich II., Herr von Mortagne und Caſtellan von Tournay, war mit Alix oder Richilde, einer Tochter des Grafen Balduin III. von Hennegau, verheirathet, und wurde der Stammvater der Herren von Mortagne. Nikolaus, Walther's I. zweiter Sohn, wurde, zum Nachtheile ſeines Bruders, Herr von Avesnes, Condé, Leuze, und verheirathete ſich mit Mathilde von la Roche, der Tochter Heinrich's von Namur, des Grafen von la Roche. Mathilde war die Witwe Theoderich's von Walcourt, als Nikolaus von Avesnes ſie heimführte. Jakob, des Nikolaus älterer Sohn, Sire von Avesnes, von Condé, von Landrecies, von Trélon, von Leuze u. ſ. w., verheirathete ſich im J. 1180 mit Ameline von Guiſe, Burkard's Tochter und Erbin, erwarb mit ihrer Hand den Beſitz der ungeheuern Herrſchaft, des nachmaligen Herzogthums Guiſe, und ſtarb in dem gelobten Lande im J. 1191. Sein älteſter Sohn, Walther II., Sire von Avesnes, Guiſe, Trélon, Condé, gelangte zu einer noch wichtigern Heirath, er freite ſich die Gräfin Margaretha von Blois, Theobald's I. Tochter, die in erſter Ehe mit dem Caſtellan von Cambray, mit Hugo III. von Oiſy, in anderer Ehe mit einem jüngern Sohne Kaiſer Friedrich's I., mit dem Pfalzgrafen Otto von Burgund, verheirathet geweſen. Margaretha ſtarb im J. 1230, einzig aus der dritten Ehe eine Tochter, Maria von Avesnes, hinterlaſſend. Dieſe Tochter, Erbin nicht nur der Grafſchaft Blois, ſondern auch der väterlichen Stammbeſitzungen Avesnes, Leuze, Landecies und Guiſe, wurde die Gemahlin Hugo's von Châtillon, des Grafen von St. Paul, und hat ſich ihr ganzes Eigenthum, ſammt der ſpäter von Seiten einer kinderloſen Tante hinzugekommenen Grafſchaft Chartres, in dem Hauſe Châtillon vererbt. Maria ſtarb im J. 1241. Jakob's von Avesnes und der Ameline von Guiſe jüngerer Sohn war jener Burkard von Avesnes, Herr von Beaumont, in Hennegau, den wir als den erſten Gemahl der Gräfin Margaretha von Flandern und Hennegau kennen lernten. Burkard wurde an dem Hofe des Grafen Philipp von Flandern erzogen, legte ſich aber auf die Studien, mit ſolchem Erfolge, daß er zu Orléans den Lehrſtuhl des bürgerlichen Rechts eingenommen haben ſoll. Zu Orléans ließ er ſich auch, in Betracht der geiſtlichen Pfründen, die ihm zugefallen waren, zum Subdiakonus weihen, ohne ſeiner Anverwandten Vorwiſſen, daher er auch, ſie fortwährend in dieſer Unwiſſenheit zu erhalten, in der Heimath nur in weltlicher Kleidung erſchien. Er wurde jedoch des geiſtlichen Standes allgemach überdrüſſig, unternahm eine Reiſe nach England, und empfing von Richard's I. Hand den Ritterſchlag. Ihn empfahl nicht nur die verwegene Tapferkeit, die in ſeinem Hauſe und in ſeiner Heimath ganz beſonders erblich, ſondern auch eine herrliche Geſtalt und eine ſeltene Rednergabe. Als Graf Balduin IX. von Flandern im J. 1200 nach dem Orient zog, um dort ein Kaiſerthum zu finden, übertrug er die Sorge ſeiner verwaiſeten Grafſchaften und ſeiner beiden Töchter ſeinem Bruder Philipp, der verwitweten Gräfin Mathilde von Portugal und Herrn Burkard von Avesnes. Sein Mandat erledigte Burkard in ſolcher Art, „daß er durch eine prächtige Aufführung ſeinen Ehrgeiz und durch Zuſammenbringung großer Reichthümer ſeinen Geldgeiz befriedigte, dabei aber dennoch die allgemeine Gewogenheit des Volkes beizubehalten wußte.“ Die ältere der beiden Prinzeſſinnen, Johanna, wurde im J. 1211 an den Infanten Ferdinand von Portugal verheirathet, und auch für die jüngere, für die Gräfin Margaretha, fanden ſich der Freier viele. Allein Burkard hatte ihre Jugend und den freien Zutritt, der einem Vormunde nicht zu verſagen, ſich dergeſtalt zu Nutze gemacht, daß er nicht nur insgeheim von ihr ſelbſt alles erhielt, was er ſuchte, ſondern daß es ihm auch vergönnt wurde, ſich öffentlich mit ihr zu vermählen (1212). Sie gebar ihm zwei Söhne, Johann und Balduin von Avesnes; ob ſie vor oder nach der Trennung kamen, darüber ſind die Chroniken nicht einig. So viel iſt gewiß, daß man nicht lange nach geſchloſſener Heirath (oder nach der Geburt des erſten Sohnes) in Erfahrung gebracht, was bisher ſogar für Herrn Walther II. von Avesnes ein Geheimniß geweſen ſein ſoll, daß Burkard zum Subdiakonus geweiht und folglich unfähig geweſen ſei, eine gültige Ehe einzugehen. Niemand nahm die Sache ernſtlicher, als ſeine Schwägerin, die regierende Gräfin Johanna. Ihrer Verfolgung zu entgehen, reiſete Burkard nach Rom, um bei Papſt Innocentius III. Abſolution für die begangene Sünde und eine Dispens zu erhalten, die ihm geſtatte, mit Johanna ſich in gültiger Weiſe zu vermählen. Dieſes wurde ihm abgeſchlagen; die Abſolution mußte er mit einjährigem Dienſte in dem gelobten Lande erkaufen. Die Wallfahrt war vollbracht und Burkard kehrte nach Flandern zurück, das alte Spiel zu treiben. Er wurde von dem lateranenſiſchen Concilium (1215) ſo lange in den Bann gethan, bis er wieder in den geiſtlichen Stand treten und die Gräfin Margaretha ihrer ältern Schweſter ausliefern würde. Solchem Ernſte mußte er endlich nachgeben, zumal ſeine Bemühungen, die Schwägerin zu verſöhnen, ſtets vergeblich blieben. Die vermeintliche Ehe wurde aufgelöſt und Margaretha heirathete ums J. 1223 den Herrn von Dampierre, welchen Bur-

Digitized by Google

kard zwar noch um ganze zwei Jahre überlebte. Burkard ſtarb im J. 1243, und die Sage, es habe die Gräfin Johanna bald nach dem J. 1215 ihn zu Gent ergreifen, dann auf der Burg Rupelmonde enthaupten, endlich aber ſeinen Kopf in allen Städten von Flandern und Hennegau zur Schau tragen laſſen, iſt vollkommen ungegründet. Wir haben oben von den Zwiſtigkeiten unter den Kindern der beiden Ehen der Gräfin Margaretha gehandelt, hier können wir uns demnach beſchränken, der Bemühungen zu gedenken, durch welche die Brüder von Avesnes den Flecken ihrer Geburt zu tilgen ſuchten. Auf vielfältige Sollicitationen ernannte der heilige Stuhl im December 1248 Commiſſarien, um eine Unterſuchung hinſichtlich der Rechtmäßigkeit dieſer Geburt anzuſtellen. Dieſe Commiſſarien, Peter von Hans, Biſchof zu Chalon, und Hugo, Abt von Lieſſies, ſtellten eine weitläufige Unterſuchung an, und erließen in deren Gefolge zu Reims, Freitag nach Martini 1249, eine Sentenz, wodurch die beiden Brüder für eheliche Kinder erklärt waren. Am 17. April 1250 erhielt dieſe Sentenz des Papſtes Innocentius IV. Beſtätigung und am Montage nach Quaſimodogeniti ertheilte der Papſt dem Biſchofe von Cambray, Nikolaus von Fontaines, die Weiſung, die Sentenz zu verkündigen und ihr Folge zu verſchaffen. Dieſe verweigerte die Gräfin Margaretha, in deren Haltung zu den Kindern erſter Ehe überhaupt ein unbegreifliches Etwas waltet, und es erfolgte der lange Kampf um die Länder Flandern und Hennegau, der endlich durch den Vertrag vom November 1256 abgethan wurde. Johann's von Avesnes Nachkommen haben die Grafſchaft Hennegau, auch Holland, Seeland und Friesland, beſeſſen, bis ſeine Urenkelin, Margaretha, ſie in ein fremdes Haus trug, durch ihre Vermählung mit Kaiſer Ludwig dem Baier. Margaretha ſtarb den 30. Sept. 1355. Vergl. d. Art. Hennegau. Balduin von Avesnes, Burkard's und der Gräfin Margaretha zweiter Sohn, wurde mit der Herrſchaft Beaumont abgefunden, und ſchrieb vom J. 1270 an, ſeine Chronik oder genealogiſche Geſchichte, die mit Karl von Frankreich, Herzog von Lothringen und Sohn Ludwig's IV. d'outre-mer, anhebt. Aus dieſem Werke hat Ingelram von Coucy, der Große, ſeinem Lignage de Coucy et de Dreux entlehnt, und bis zum J. 1303 fortgeſetzt; daß er dem Hauptautor Gerechtigkeit widerfahren läßt, bezeugen ſeine Worte: „Il' (Balduin) fust li ungs des plus saiges chevaliers de sens naturel qui fust en son temps, bien que moult petit et menu." Einen andern Auszug, die Genealogie der Grafen von Flandern, hat Dom Luc d'Achery in ſeinem Spicilegium (III, 286—297) geliefert. Endlich wurde die ganze Chronik, die früher zu Paris in des André du Chesne Bibliothek geweſen, dann als Eigenthum der Chifflet nach Brüſſel gewandert war, von dem verdienten Jakob le Roy herausgegeben (Antwerpen 1697. Fol. S. 57), mit Anmerkungen. Man hat auch franzöſiſche Handſchriften dieſer Chronik, die viel ausführlicher ſind, als der lateiniſche Text, gleichwol hält Le Roy dieſen für die Urſchrift, und eines Forſchers, wie Le Roy, Anſicht muß entſcheiden. Balduin von Avesnes ſtarb im J. 1289, ſeine Witwe, Felicitas von Coucy, 1307. Sie hatte ihm einen Sohn und eine Tochter geboren. Die Tochter, Beatrix von Avesnes, Frau auf Caime und Aimeries, wurde die Gemahlin des Grafen Heinrich II. von Luxemburg und folglich die Mutter Kaiſer Heinrich's VII. und des großen trieriſchen Erzbiſchofs Balduin. Der Sohn, Johann von Avesnes, Herr zu Beaumont, ſtarb den 18. Febr. 1283, aus ſeiner Ehe mit Agnes von Valence, Frau auf Damſalize, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Pembroke, die Söhne Johann und Balduin hinterlaſſend. Beide ſtarben unvermählt, Johann im J. 1297, Balduin 1299.

Das Stammwappen von Dampierre zeigt im rothen Felde zwei goldene Leoparden. Archibald, nachdem er von ſeiner Mutter die Baronie Bourbon ererbt, nahm den Schild der Herren von Bourbon an: ein rother Löwe im goldnen Felde, auf deſſen Rande acht blaue Muſcheln angebracht, und ſeine Nachkommen haben dieſes Wappen beibehalten. Die Grafen von Flandern, aus dem Hauſe Dampierre, bedienten ſich eines gevierten Schildes, 1 und 4 Flandern, 2 und 3 Althennegau, ſechsmal von Gold und Schwarz geſperrt. Die Grafen von Namur führten den Löwen von Flandern, theilten ihn aber durch einen rothen, rechten Schrägbalken. Johann I. von Dampierre, der Gräfin Margaretha von Flandern jüngſter Sohn, fügte dem Löwen einen Turnierkragen von fünf Lätzen hinzu. Die von St. Dizier gaben dem Löwen eine Krone und ein Schildlein auf die Bruſt; die von St. Dizier zu La Roche führten den Löwen mit einem Schrägbalken, wie die Grafen von Namur.

(*v. Stramberg.*)

DANCKELMANN. Der Urſprung dieſes Geſchlechts, aus welchem eine lange Reihe berühmter Staatsmänner entſproſſen iſt, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben. Nach einer Familientradition hat der Stammvater deſſelben einſt einem teutſchen Kaiſer durch treue Wachſamkeit das Leben gerettet, und dafür von demſelben mit den Worten „danke Mann," den Ritterſchlag erhalten, woraus der Name Danckelmann entſtanden ſein ſoll. Das urſprüngliche Wappenzeichen, ein Kranich, ſcheint für die Wahrheit der Tradition zu ſprechen. Der erſte dieſes Namens, über den beſtimmte Nachrichten vorhanden ſind, iſt Johann von Danckelmann, geb. 1490 zu Telgt im Münſterſchen, genannt der Küriſſer oder Ferreus, welcher im J. 1534 als kaiſerl. Oberſt die Belagerung von Münſter commandirte und ein Auge dabei verlor; früher war er auch bei der Belagerung von Rom (1527) gegenwärtig. Er wurde hierauf Gograf zu Rehna und zu Bevergerne, und ſtarb im J. 1548. Sein Urenkel, Sylveſter I. von D., geb. im J. 1601, war fürſtl. naſſ. Rath, Landrichter und Gograf der Grafſchaft Lingen, und ſoll der Verfaſſer des weſtfäliſchen Friedensinſtruments geweſen ſein. Er war mit Beata von Dierenthal verheirathet, mit der er 50 Jahre in der Ehe lebte und ſieben Söhne erzeugte, welche alle zu gleicher Zeit hohe Würden in brandenburgiſchem und preußiſchem Staatsdienſte bekleidet haben.

1) Johann D. (geb. 1636, geſt. 1705), war königl.

Digitized by Google

preuß. Geheimrath, Admiralitätspräſident und Bevollmächtigter im weſtfäliſchen Kreiſe.

2) **Thomas Ernest D.** (geb. 1638, geſt. 1709), königl. preuß. Geſandter am engliſchen Hofe und Oberrichter der Grafſchaft Lingen.

3) **Sylvester Jakob D.** (geb. 1640, geſt. 1695), königl. preuß. Geheimrath, Staatsminiſter, Kammer- und Conſiſtorialpräſident.

4) **Eberhard Christoph Balthasar D.** (geb. 1643, geſt. 1722), königl. preuß. Premierminiſter, Oberpräſident und Erbpoſtmeiſter (ſ. d. Art. Dankelmann). Zur Vervollſtändigung dieſes Artikels iſt noch Folgendes hinzuzufügen: Als der König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung kam, war es eine ſeiner erſten Handlungen, den Oberpräſidenten von D. ganz in Freiheit zu ſetzen und ihm eine lebenslängliche Penſion von 10,000 Thlrn. anzuweiſen. Dieſe für die damaligen Zeiten ſehr bedeutende Summe beweiſt bei des Königs großer Sparſamkeit genugſam, welche Entſchädigung er D. ſchuldig zu ſein glaubte. Übrigens hatte es dabei ſein Bewenden, und das große Vermögen des Oberpräſidenten iſt weder ihm noch ſeiner Familie je zurückgegeben worden, was vielleicht mit dem Grunde beizumeſſen iſt, daß die Letztere nie darauf Anſpruch gemacht hat. Sein wechſelvolles Schickſal liefert einen Beweis für die zahlloſen Ränke und Kabalen, welche an dem Hofe Friedrich's I. geſchmiedet wurden. Von allen den vielfachen Beſchuldigungen, welche gegen ihn erhoben wurden, war keine haltbar genug gegen die ſeiner Gegner, ſo die geiſtige Suprematie, welche ſich D. über alle ſeine Feinde zu erwerben gewußt hatte. In einem erſt neuerdings erſchienenen, aber von jener Zeit herrührenden Werke: **Mémoires du comte Dohna**, wird als ein Beweis von D.'s Stolze die Münze genannt, welche auf ihn und ſeine ſechs Brüder geprägt wurde, ſich in Gülther's Leben und Thaten Friedrich's I. näher beſchrieben befindet, und auf des Oberpräſidenten Veranlaſſung entſtanden ſein ſoll. Die Beſchuldigung, durch dieſe Münze, von der ſich noch mehre Exemplare in dem freiherrl. von Danckelmann'ſchen Familienarchiv befinden, glänzen zu wollen, kann der einfache Grund als genügende Widerlegung entgegen geſtellt werden, daß auf derſelben auch nicht die geringſte Andeutung der Namen der Familie bezeichnet, ſondern nur eine allegoriſche Vergleichung ſieben erleuchteter Staatsdiener mit dem Siebengeſtirn darauf zu finden iſt. Einen noch ſprechendern Beweis für die Unwichtigkeit der vorzugsweiſe gegen D. erhobenen Beſchuldigung, daß er alle möglichen Ehrenſtellen in ſeiner Perſon hätte vereinigen wollen, liefert der Umſtand, daß er die ihm von Kaiſer Leopold I. angebotene Reichsgrafenwürde ablehnte. Er und ſeine ſechs Brüder nahmen nur den von Kaiſer Leopold am 10. März 1695 ertheilten Reichsfreiherrnſtand an, wo ihnen zu dem bis dahin geführten Kraniche noch ſieben Scepter im ſchwarzen Felde, welche mit dem untern Ende an einem Ringe zuſammenſtoßen, ertheilt wurde, „damit deren Poſterität aus denen ſieben Scepter die Urheber dieſer unſer ihnen ertheilten grad und würde als ſieben Brüder, welche gleichſamb an einen Ring beiſammen halten, umb ſo mehr abnehmen und vermerken könne.“. In dem Eingange des Diploms heißt es ausdrücklich, daß der Kaiſer den Oberpräſidenten Eberhard von D. habe in den Reichsgrafenſtand erheben wollen, „weil Er aber Unſere Gnad und gnädigſten Willen unterthänigſt abgebeten und mit ſeinen Brüdern in einem ſtandt zu bleiben verlanget,“ ſei ihm nur dieſelbe Würde als ſeinen Brüdern conferirt worden. Er hinterließ zwei Söhne und vier Töchter, die in die Familien von Wulfen, von Houwald, von Wülkenitz und an Sylveſter II., Freiherrn von D., verheirathet worden ſind. Die Söhne, als 1) Karl Friedrich, kaiſerl. königl. Reichshofrath, Domprälat zu Camin, Domherr zu Havelberg und Ritter des Johanniterordens, war früher königl. preuß. Kammerrath und Landeshauptmann zu Ruppin; derſelbe ſtarb zu Wien unvermählt. 2) Wilhelm Heinrich, ſtarb als königl. preuß. Vicepräſident der Regierung zu Halberſtadt im J. 1725 ebenfalls ohne Kinder.

5) **Daniel Ludolf D.** (geb. 1648, geſt. 1709), königl. preuß. Staatsminiſter, General-Kriegscommiſſair, Chef des geiſtlichen Departements und Curator der Univerſität Halle.

6) **Nikolaus Bartholomäus D.** (geb. 1650, geſt. 1739), war kurbrandenburgiſcher Geſandter in Wien, auf der römiſchen Königswahl zu Augsburg und bei dem Friedensſchluſſe zu Ryswick, zuletzt Staatsminiſter und Präſident der magdeburgiſchen Kammer. Er wurde auf falſches Angeben im J. 1708 nach Spandau gebracht, aber ſchon am dritten Tage, als man von dem Ungrunde der Beſchuldigung überzeugt war, wieder freigegeben. Er zog ſich aber nun auf ſein Rittergut Lobersleben zurück, und iſt durch Sophia Magdalena, Freiin von Brömſen zu Burg-Grub in Franken, der Stammvater aller jetzt noch lebenden Glieder des Danckelmann'ſchen Geſchlechts, da die Nachkommen ſeiner Brüder entweder in der zweiten oder dritten Generation ausgeſtorben ſind.

7) **Wilhelm Heinrich D.** (geb 1654), königl. preuß. Geheimrath und Kanzler des Fürſtenthums Minden, war mit einer von Derenthal vermählt und Stifter der ausgeſtorbenen Linie daſelbſt, wovon Wilhelm Friedrich (geb. 1682, geſt. 1748) Kammergerichtsaſſeſſor zu Wetzlar war (1748), deſſen mit einer Freiin von Mardefeld erzeugte Deſcendenz erloſchen iſt. Dieſer trat ſpäter in heſſiſche Dienſte als Regierungspräſident in Hanau, ging im J. 1744 nach Preußen zurück, wo er 1745 Wahlbotſchafter bei der Kaiſerwahl Franz's I. und darauf Staatsminiſter im Juſtizdepartement wurde.

8) **Karl Ludolf D.** (Frh. von), der Sohn von Nikolaus Bartholomäus, geb. im J. 1699 zu Halle, wurde 1725 heſſiſcher Geſammt-Oberhofgerichtsrath zu Marburg, war vom J. 1731—1736 preuß. Comitialgeſandter zu Regensburg, hernach Präſident der Grafſchaft Hanau und zuletzt königl. preuß. geheimer Staatsminiſter, Chef des geiſtlichen Departements und erſter Präſident des evangeliſch-lutheriſchen Oberconſiſtoriums und des reformirten Kirchendirectoriums. Er ſtarb im J. 1764 zu Berlin, nachdem er wenige Monate vorher aus dem Staatsdienſte getreten war. Er hinterließ fünf Söhne, als:

Digitized by Google

1) Friedrich Karl Nikolaus (geb. 1732), ſtarb als königl. preuß. Geheimrath zu Berlin im J. 1792. Sein Sohn, Friedrich Karl (geb. 1772), königl. bairiſcher Kammerherr, war früher in kaiſerl. ruſſiſchen Dienſten, lebt auf ſeinen erkauften Gütern, unweit Ansbach, mit Nachkommenſchaft. 2) Karl Emil Adolf (geb. 1735), königl. preuß. Oberſtlieutenant, dann Präſident der Kammer zu Schwedt, ſtarb im J. 1810 zu Potsdam; deſſen Sohn, Emil Ludolf (geb. 1785), ſtarb als königl. preuß. Major und Johanniterritter zu Berlin im J. 1828. 3) Adolf Albrecht Heinrich Leopold (geb. 1738), ein ausgezeichneter Staatsmann, wurde im J. 1763 Regierungspräſident zu Cleve, 1780 geheimer Staats- und Juſtizminiſter und Chefpräſident der drei ſchleſiſchen Oberamtsregierungen. Als ſolcher empfing er in Gemeinſchaft mit dem Feldmarſchall von Möllendorf im Namen des Königs die Huldigung in der bei der Theilung von Polen der Krone Preußen zugefallenen Provinzen, bei welcher Gelegenheit ihm auch der ſchwarze Adlerorden verliehen wurde. Im J. 1795 nahm er, faſt erblindet, ſeine Dienſtentlaſſung und lebte in patriarchaliſcher Zurückgezogenheit auf ſeinem Gute Groß-Peterwitz in Schleſien. Bei der Huldigung in Schleſien verlieh ihm der jetzt regierende König die Grafenwürde für ſich und ſeine Nachkommen. Er ſtarb am 23. Jun. 1807. Von ſeinen vier Söhnen war der älteſte Adolf, Graf von D., königl. preuß. Legationsrath und ſtarb am 10. Jul. 1824, auf ſeinem Gute Oſſeg bei Grottkau; der zweite, Karl, Graf von D., war in ſeinem 24. Jahre Präſident der Regierung zu Kaliſch, dann Oberlandesgerichts-Chef-Präſident zu Breslau, als welcher er am 30. April 1819 ſtarb. Der jüngſte, Eberhard, Graf von D., königl. preuß. Kammerherr, welcher am 13. Nov. 1829 auf ſeinem Gute Schön-Ellgut bei Breslau ſtarb. Der dritte aber war der am 30. Dec. 1830 verſtorbene Staats- und Juſtizminiſter Heinrich Wilhelm Auguſt Alexander Graf von D. Dieſer als Menſch, ſowie als Staatsdiener gleich ausgezeichnete Mann, wurde in ſeinem 24. Jahre der Nachfolger ſeines Vaters als Regierungspräſident in Cleve, wurde dann in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau und hierauf als Oberlandesgerichtspräſident nach Glogau verſetzt. Im J. 1809 erhielt er den für die damalige politiſche Lage Preußens ſehr ſchwierigen Auftrag, die Grenzverhältniſſe mit dem Großherzogthume Warſchau zu reguliren, und im J. 1825 wurde er zum Staats- und Juſtizminiſter ernannt. Er unterzog ſich den Geſchäften dieſes Departements ſowol, als denen als Präſes der Geſetzrevisionscommiſſion mit ſolchem Eifer, daß ſeine Geſundheit völlig untergraben wurde und er nach nur fünfjähriger Amtsführung einer ſchmerzlichen Krankheit unterlag. Sein Sohn, Heinrich Friedrich Karl auf Groß-Peterwitz in Schleſien, iſt der jetzige Stammhalter der gräflichen Linie. 4) Wilhelm, Frh. von D. (geb. 1741), war in königl. preuß. Kriegsdienſten, ging dann wegen eines Duells, worin er ſeinen Oberſten erſchoß, in Dienſte der holländiſchen Compagnie in Oſtindien und verunglückte im J. 1786 als holländiſcher Kronfiscal auf der Überfahrt von Batavia nach dem Ganges. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere, William Hektor Benaventura, Frh. von D. (geb. am 12. März 1778 zu Hugly in Bengalen) am 29. April 1833 als königl. preuß. Major der Landwehr und Landrath des querfurter Kreiſes zu Lodersleben ſtarb. Seine nachgelaſſenen Deſcendenten, vier Söhne, ſtehen in der königl. preuß. Armee als Officiere. — Der jüngere Sohn, Adolf Frh. von D., war königl. ſächſ. geheimer Legationsrath und Reſident in Danzig, zuletzt im kaiſerl. ruſſ. Militairdienſte, wo er am 20. Dec. 1820 ſtarb, und einen Sohn Karl Frh. von D. hinterließ, welcher als Lieutenant im 31. Infanterieregiment ſteht. 5) Ludwig Philipp Gottlob, Frh. von D. (geb. 1744), königl. preuß. Regierungsrath zu Magdeburg, verließ ſpäter den Staatsdienſt, zog ſich auf ſein Gut Lodersleben zurück und ſtarb am 26. Jan. 1823 zu Potsdam. Er hinterließ zwei Söhne, Ludwig Franz Eberhard, königl. preuß. Major außer Dienſt (geſt. am 29. Sept. 1829) und Cornelius Johann Wilhelm Franz (geb. am 9. Oct. 1789), kaiſ. königl. Oberſter und Commandeur des Ulahnenregiments Herzog von Sachſen-Coburg und Gotha.

Das Wappen iſt quadrirt, im erſten und vierten ſilbernen Felde ſteht ein Kranich, der in der rechten Klaue einen Stein hält, im zweiten und dritten ſchwarzen Felde ſind ſieben ſilberne Scepter, welche am untern Ende durch einen Ring mit einander verbunden ſind. Die Helmdecke iſt ſchwarz und blau. Auf den zwei Helmen ſtehen rechts der Kranich und links die ſieben Scepter. Das gräfliche Wappen iſt ebenſo, nur iſt in demſelben ein Herzſchild mit dem preußiſchen Adler im ſilbernen Felde und über der Krone derſelbe Adler zwiſchen Kranich und ſieben Sceptern hinzugefügt worden. Auch führt die gräfliche Linie die Grundfarbe des erſten und vierten Feldes blau ſtatt ſilbern *).

(*Albert Frh. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

DÄNISCHE LITERATUR UND SPRACHE.

§. 1. Bei der Charakteriſtik der däniſchen Sprache, ihrer Elemente und hiſtoriſchen Eigenthümlichkeit wird es vor Allem auf eine hiſtoriſche Nachweiſung des Urſprungs derſelben ankommen; denn wenn man auch mit Recht in der lebendigen Rede der Gegenwart das Volksthümliche und zugleich das Gepräge der Jahrhunderte ſieht, ſo iſt es dem Forſcher doch unentbehrlich, grade dieſen Bildungsgang zurückzuverfolgen, und er wird nicht ruhen können, bis er auf dem mütterlichen Boden der Erzeugniß ſelbſt ſteht, zu geſchweigen, daß grade die gegenwärtige Geſtaltung einer Sprache mit nichten das ganze Weſen derſelben erſchöpft, ſondern oft nur eine Durchgangs- oder Gährungsperiode bezeichnet. Als ausgemacht ſtellen wir den Satz obenan, welchen nicht willkürliches Etymologiſiren, ſondern die ſorgfältigſte Entwickelung der Sprachgeſetze im Ganzen und die Darſtellung derſelben im Einzelnen bis zur Evidenz gebracht hat: daß die däniſche Sprache, ſowie die ſchwediſchen und die norwegiſchen Dialekte, dem großen nordiſchen Sprachenſtamme angehöre und Töchter des Altnordiſchen oder Isländiſchen ſind.

*) Neues preuß. Adelslexikon, bearbeitet von Frh. L. v. Zedlitz-Neukirch (Leipz. 1836). S. 594.

Digitized by Google

Wir werden ſpäter den Umfang und die Bedeutung dieſes Satzes, mit ſpecieller Berückſichtigung des blos Scheinbaren, was man demſelben entgegengeſtellt hat, näher ins Auge faſſen.

§. 2. Dieſe altnordiſche Stammſprache, die im Isländiſchen mit ihren Töchtern fortlebt (eine in der Geſchichte der Sprachen höchſt merkwürdige und faſt einzige Erſcheinung), weiſet mit ihren Wurzeln auf den thrakiſchen Volksſtamm hin; ſowol die Geſchichte der Einwanderungen als der Sprachenbau ſelbſt ſtellt dieſes außer Zweifel. Es iſt das Reſultat, mit welchem Raſk, der treffliche nordiſche Sprachforſcher, die Reihe ſeiner ſcharfſinnigen Unterſuchungen über den Urſprung der altnordiſchen und isländiſchen Sprache ſchließt, was wir hier um ſo lieber mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben [1]), als dieſe zugleich den ganzen Weg darlegen, den er durchgewandert hat.

„Nach der Übereinſtimmung, die wir ſowol im Wörtervorrathe, als dem ganzen Baue der thrakiſchen und gothiſchen, beſonders der isländiſchen Sprache gefunden haben, ſowie nach den einſtimmigen hiſtoriſchen Spuren der Einwanderung unſerer Väter in den Norden aus Skythien, beſonders der letzten Hauptcolonie, die die Sprache, Dichtkunſt und Runen eingeführt haben ſoll, und die bekanntlich vom Tanais und dem ſchwarzen Meere herzog, ſcheinen ſowol die nordiſchen Völker, als die Germanen Zweige jenes großen thrakiſchen Volksſtammes zu ſein, und folglich muß ihre Sprache auch dort ihre erſte Quelle haben, welches auch mit demjenigen übereinſtimmt, was uns von der Sprache des lettiſchen Stammes und dem Verhältniſſe derſelben zur griechiſchen bekannt iſt. Der lettiſche Stamm iſt der nächſte Zweig des thrakiſchen, dann kommt der nordiſche und germaniſche; letzterer ſcheint mir etwas entfernter, was auch aus Betrachtung der öſtlichen und ſüdlichen Stammſitze unſerer Väter erklärbar iſt. Doch iſt der Unterſchied nicht groß, ſie ſtehen faſt neben einander; keineswegs aber kann man annehmen, daß der nordiſche Stamm mittelbar vom thrakiſchen durch den germaniſchen herſtamme, welches ſowol wider die Geſchichte als das innere Weſen der Sprachen ſtreiten würde. Ebenſo wenig kann man gradezu behaupten, daß das Isländiſche vom Griechiſchen abſtamme. Das Griechiſche iſt nicht das unvermiſchte Altthrakiſche; am allerwenigſten darf man ſich dabei auf das Attiſche beſchränken, denn dieſes iſt grade eine der ſpäteſten griechiſchen Spracharten, und keineswegs diejenige, woraus die Verwandtſchaft am deutlichſten hervorleuchtet. So groß der Vorzug des Attiſchen iſt in Rückſicht auf Bildung und Wohlklang, ſo groß iſt der Vorzug des Doriſchen und Äoliſchen an Alter, ſowie an Wichtigkeit für den Spracherklärer; denn wären dieſe verloren, würde kaum die Identität mit dem Lateiniſchen, geſchweige mit dem Isländiſchen, genügend nachgewieſen werden können. Alles Vorhergehende drängt uns aber zu dem Schluſſe hin, daß das Isländiſche oder Altnordiſche ſeine Quelle im Altthrakiſchen habe, oder daß es, ſeinem Hauptbeſtandtheile nach, aus dem großen thrakiſchen Stamme entſprungen ſei, von welchem Griechiſch und Lateiniſch die älteſten und einzigen Überbleibſel ſind. Was aber die orientaliſche (Semitiſche) Sprachclaſſe betrifft, ſo iſt zwar nicht zu leugnen, daß einzelne Wörter und Endungen im Nordiſchen ſehr wohl hieraus erläutert werden können, ja daß auch einzelne orientaliſche Wortformen den gothiſchen Sprachen näher ſtehen, als die thrakiſchen. Allein da die orientaliſchen Sprachen einen von den gothiſchen grundverſchiedenen Bau, ſowol in der Wortbildung, als in der Flexion der Stamm- und Zeitwörter haben, ſo können ſolche Ähnlichkeiten nur als Darlehen betrachtet werden, die in dem älteſten rohen Zuſtande der Völker zufällig eingedrungen ſind, und kein Vourtheilsfreier kann dieſe Übereinſtimmung in einzelnen, wenigen Wörtern mit der Grundverwandtſchaft und Grundeinheit der thrakiſchen Sprachenclaſſe zuſammenſtellen, geſchweige denn jene dieſer in der Beſtimmung der Quelle der gothiſchen Sprache vorziehen wollen. — Gegen Nordoſt begegnet uns eine andere merkwürdige Sprachenclaſſe, die armeniſche. Es iſt eins von den vielen Vorurtheilen, welche Adelung's Mithridates verunſtalten, und dieſes Werk faſt nur als literariſchen Leitfaden brauchbar machen, wenn er behauptet, daß der armeniſche Stamm in keiner Verbindung mit dem thrakiſchen ſtehe; im Gegentheile ſcheint derſelbe näher zu liegen, als der orientaliſche, obgleich er zu fremd iſt, um als Quelle des Thrakiſchen oder Gothiſchen gelten zu können. Jenſeit der orientaliſchen und armeniſchen treffen wir eine ſehr große Sprachenclaſſe, oder vielleicht richtiger zwei, die perſiſche und indiſche, von welchen beiden man behauptet hat, daß ſie die Quelle der germaniſchen Sprachen ſeien. Sanſkrit, Zend, Pehlvi und Parſiſch ſind die Hauptglieder dieſer vielfach ausgebreiteten Familie. Leugnen läßt ſich zwar nicht, daß dieſe Sprachen viele auffallende Ähnlichkeiten mit der germaniſchen und nordiſchen haben, doch meiſt mittelbar durch die thrakiſche Sprache; da man aber mit vollkommener Sicherheit behaupten kann, daß keiner unter den Gelehrten, die dieſe Behauptung hingeſtellt haben, die drei alten Hauptſprachen der gothiſchen Sprachenclaſſe (Isländiſch, Angelſächſiſch und Möſogothiſch), geſchweige denn die indiſchen und perſiſchen Sprachen vollkommen verſtanden haben, und da zum Beweiſe einer ſolchen Behauptung die genaueſte Kenntniß der Gegenſtände erfodert wird, die man vergleichen will, ſo kann man jene Zuſammenſtellungen mehrer ähnlich lautender Wörter, und höchſtens einzelner, grammatiſch-verwandter Formen, für nichts anderes als eine unerwieſene Vermuthung anſehen. Wir ſehen aus der finniſchen Sprachenclaſſe, wie auch die Übereinſtimmung in einzelnen Wörtern und grammatiſchen Biegungen uns keineswegs zu der Annahme einer Grundverwandtſchaft mit der nordiſchen Sprache berechtigte. Und ſo ſcheint denn dieſer Schluß auch von der behaupteten Identität der indiſch-perſiſchen und nordiſch-germaniſchen Sprache fürs Erſte gelten zu müſſen, beſonders wenn man dazu die erwieſene Ungleichheit jener Volksſtämme ſeit den früheſten Zeiten in Religion, Sitten und Ein-

1) ſ. Raſk's Undersögelse om det gamle Nordiske Sprogs Oprindelse (Kbhvn. 1818). p. 301—306.

richtungen mit in Anſchlag bringt. Jedenfalls können wir hierin die nächſte und klare Wurzel unſerer altnordiſchen Sprache nicht anerkennen“ [2]).

§. 3. Daß das Altnordiſche überhaupt keine andere als die isländiſche Sprache ſei, und daß dieſe Sprache bis ins 12. Jahrh. hinab (vielleicht mit einzelnen Varietäten, die ſich ſpäter eigenthümlich ausbildeten) im ganzen Norden geſprochen und verſtanden wurde, davon haben wir die unzweideutigſten Zeugniſſe. Wir rechnen dazu nach Raſk [3]) vorerſt die älteſten Sprachdenkmäler in der Runenſchrift; alle die Inſchriften, die man bisher gefunden und ganz oder zum Theil nur dechiffrirt hat, von Schleswig an bis nach dem höchſten Norden (Trondhjem und Upland), tragen ſämmtlich einen Sprachcharakter, und dieſer iſt der isländiſche. Freilich darf man hierbei nicht nach der Geſtalt ſchließen, die die Runeninſchriften, mit lateiniſchen Buchſtaben copirt, erhalten, ſondern muß umgekehrt das höchſt dürftige Runenalphabet (es beſaß bekanntlich nur 16 Buchſtaben; die Doppelzeichen ſind ſpätere Erfindung) nach den Geſetzen der Sprachbildung und Lautverwandtſchaft ergänzen, ſowie auch die nach Orts- und Zeitverhältniſſen vielfach modificirte Rechtſchreibung mit in Anſchlag bringen [4]). Sowie aber die Steine ſelbſt hier laut reden, ſo wiederholt ſich daſſelbe unauslöſchliche Sprachgepräge in den alten Orts-, Völker- und Perſonennamen, und zwar nicht nur in den Formen derſelben überhaupt, ſondern auch in der grammatiſchen Wandlung und Flexion durch Zuſammenſetzung [5]). Nun wird uns auch das Zeugniß der Geſchichte nicht wundern, ſondern vielmehr der Sache den Ausſchlag geben, daß die Geſänge der isländiſchen Skalden an den nordiſchen Höfen bis ins 13. Jahrh. hinab nicht nur gern gehört, ſondern von Jedermann vollkommen verſtanden wurden. An unzähligen Stellen berichten uns die Sagen von dem Auftreten und Empfange dieſer Dichter, ſowie ſie ja auch öfters die Könige begleiteten und zum Theil zu politiſchen Geſchäften gebraucht wurden; nimmer aber hören wir, daß ſie eines Dolmetſchers an das Volk oder die Könige bedurft hätten; das Wort, ſowie es aus ihrem Munde ſtrömte, wurde von begierigen Ohren aufgefaßt. Dazu nehme man noch, daß die isländiſche Poeſie, wie ſie jetzt in ſo vielen Denkmalen vor uns liegt, in ihrer Conſtruction oft ſehr verwickelt, und daß die Wortbildung, ſowie die Maſſe der poetiſchen Synonymen ſelbſt dem gebornen Isländer heutzutage ſehr viel Fremdes und Auffallendes hat (ſodaß als vollkommen tüchtige Erklärer wol nur zwei unter den jetzt lebenden däniſchen Gelehrten daſtehen, Magnuſen und Grundtvig), und man wird den Schluß, den wir aus dem Vorhergehenden ziehen, gewiß willig unterſchreiben: Entweder müßte die ganze nordiſche Vorzeit ein Chaos von Täuſchungen ſein, und alle die unzweifelhafteſten Zeugniſſe als nicht vorhanden betrachtet werden, oder es ſteht feſt, daß die Sprache des alten Nordens mit der isländiſchen identiſch ſei [6]).

§. 4. Die gemeinſame alte nordiſche Sprache wird in den Sagen ſchlechthin nur **danska** oder **norræna tunga** (däniſche, nordiſche Zunge) genannt (das **Islenska**, als Bezeichnung dafür, ſtammt aus der Zeit, als die Töchter ſchon von der Mutter ſich abgelöſt hatten), und ebenſo beſtimmt den drei nordiſchen Hauptſtämmen zugeeignet, als ſcharf von dem teutſchen (**þyska**) unterſchieden [7]). Wollen wir aber die gemeinſame Wurzel des Nordiſchen und Germaniſchen bezeichnen, ſo ließe ſich vielleicht der Geſammtname „gothiſche Sprache“ um ſo eher vindici-

2) Die aſiatiſche Hypotheſe, welche Raſk hier, wie uns ſcheint mit Recht, beſtreitet, und deren Unzulänglichkeit um eine Grund- und Wurzelverwandtſchaft darzuthun wenigſtens in Abrede geſtellt werden muß, hat an einem andern unſerer achtungswertheſten Gelehrten, dem Profeſſor Finn-Magnuſen, einen Vertheidiger gefunden. Namentlich in dem von ihm gearbeiteten Gloſſar zur alten Edda (Edda rhythmica s. antiquor. Vol. II, 555—862) befindet ſich eine reiche Vergleichung perſiſcher und indiſcher Wurzeln mit dem Nordiſchen. Auch hat er, von der aſtronomiſch-kalendariſchen Anſicht in Erklärung der Mythen geleitet, beſonders die Ähnlichkeit des mythiſchen Syſtems der Edda mit der indiſchen Mythologie hervorgehoben (ſ. deſſen Edda-Lære IV). Allein, wenn man doch nur den eigentlichen Charakter der Mythen als ein Zeugniß der Völker- und damit der Sprachenverwandtſchaft gelten laſſen kann, ſo findet ſich, nach meiner Anſicht, der entſchiedenſte Gegenſatz zwiſchen der indiſchen und nordiſchen Mythologie, indem dieſe einen durchaus univerſalhiſtoriſchen Charakter beurkundet, jene hingegen der bilderreiche Spiegel eines Pantheismus iſt, der ſchon die Erſtarrung des Naturglaubens vorausſetzt. 3) ſ. Raſk, Veiledning til det Islandſke Sprog (Kbh. 1811). Fortale, S. XX—XXVIII. 4) Raſk führt zum Behufe einer vergleichenden und den Grundſatz vollkommen beſtätigenden Überſicht mehre Runeninſchriften an (l. c. p. XXV sq.). Ein jeder nur mäßig im Isländiſchen Bewanderter wird hierin unſere alte Mutterſprache wiederfinden. 5) Man vgl. z. B. dieſe wenigen: Odenſe = Odins-ey (Odinsinſel); Roeskilde = Róis-kellda, Hroarsquelle; Dannevirke = Dana-virki, der Dänen Bollwerk (der isländiſche Genitiv Pluralis auf a); Dannebod = Dana-bot, der Dänen Troſt (Zuname der bekannten Königin Thyra, der Gemahlin Gorm des Alten); Danaaſt = Dana-ást, der Dänen Liebe (Zuname des älteſten Sohnes Knud's des Großen); Hugleik (Eigenname) = Hug-leikr, requies s. fomentum animi u. ſ. w. Die meiſten dieſer Stämme ſind zugleich in der gegenwärtigen däniſchen Sprache, z. B. Bod, solatium, Hug, animus, während man ſie in den Wurzeln der reingermaniſchen Sprachen vergebens ſucht.

6) Zwar haben einzelne teutſche Gelehrte, wie Schlözer und Adelung (Mithridates II, 295), dieſes Reſultat theils bezweifelt, theils in Abrede geſtellt; allein wider hiſtoriſche Beweiſe werden auch die ſinnreichſten Vermuthungen nicht aufkommen, und man darf hoffen, daß die Zeit jetzt vorhanden iſt, da wenigſtens ſolche Einwendungen, wie Adelung's, die ſich lediglich auf Unkunde ſtützen, der Widerlegung nicht mehr werth ſcheinen. 7) Einige der Hauptbeweisſtellen hat Raſk (a. a. O.) angeführt; eine reichere Zuſammenſtellung findet man in der Abhandlung: De appellatione *lingua Danica*, hinter der Ausgabe von Gunlaugs-Saga (Kopenh. 1775. 4.). S. 220—297. So z. B. ſagt Snorro Sturleſon in der Vorrede zur Heimskringla, er wolle die Fürſten beſchreiben, „welche in den Nordländern geherrſcht und in däniſcher Zunge geredet haben“ (er ríki hafa haft í nordrlöndum, oc á *danska túngu* hafa mælt). In dem isländiſchen Geſetzbuche Grágás heißt es c. Vigslóda: „Wenn Ausländer getödtet werden hier im Lande, Dänen oder Schweden oder Norweger, von den Reichen der drei Könige, wo unſere Sprache geredet wird ꝛc.“ (er vor tunga er). Über den Unterſchied zwiſchen norræna und þyska ſ. Snorro Sturleſon's Heimskringla. 2. Bd. der kopenhagener Ausgabe, S. 310. Auch die Angelſachſen werden nicht zu denjenigen gerechnet, welche nordiſch reden, obgleich andererſeits auch die große Verwandtſchaft beider Sprachen anerkannt wird.

Digitized by Google

ren, als unſtreitig die gothiſche Einwanderung einen Hauptabſchnitt in der Geſchichte ſämmtlicher nordiſch germaniſchen Völker bildet [8]). Näher oder entfernter ſtehen die nordiſchen Töchterſprachen der alten Stammſprache; dem isländiſchen am nächſten liegt der färöiſche Dialekt, dann folgt die Sprache in einigen Gegenden des ſchwediſchen Hochgebirges, Dalarne, nach dieſer die eigentlich ſchwediſche, welche die alten Formen noch in vielen Fällen behalten hat, wo ſie in den norwegiſchen Dialekten und der däniſchen Sprache, welche folglich die Reihe beſchließen, ganz abgeſchliffen und verloren gegangen ſind.

§. 5. Dennoch muß ſich, wenn unſere obige Behauptung gegründet iſt, das Altnordiſche nicht nur an dem Klange und Erze der Ausſprache (welches beſonders an der hochſchwediſchen Sprache bemerkbar iſt), ſondern auch an vielen Wurzelwörtern und an Überbleibſeln der grammatiſchen Structur, in den jüngern abgeleiteten Sprachen genügend (d. h. auf eine ſolche Weiſe, daß die Erklärung des Eigenthümlichen in jenen und dieſen aus der behaupteten Stammſprache allein geſchöpft werden kann) ſich nachweiſen laſſen. Im Allgemeinen iſt mit Rückſicht auf jene zuvörderſt zu bemerken, daß vielmehr des Altnordiſchen ſich in der Sprache des Volks und in den Provinzialdialekten, als in der durch mannichfache Verhältniſſe gebildeten Schriftſprache erhalten hat. So führt Raſk z. B. von Provinzialwörtern auf den Inſeln Falſter und Fyen (Fühnen) nur folgende an, die rein isländiſchen Urſprungs ſind: olm, raſend (von Vieh), isländiſch olmr; hersk, ſchön, isländiſch herskr; hærde, Schulter, isländiſch herdar; aus den jütländiſchen Dialekten: housom, mäßig, isländiſch hófsamr; iillös, müßig, isländiſch idiulaus; opskjær, Ernteſeſt, isländiſch uppskéra, einernten; at hverre Synet, das Geſicht verblenden, isländiſch sionhverfvingar, Taſchenſpielereien. Dieſe Identität erſtreckt ſich auch oft auf die Abwandlung der Zeitwörter, z. B. das unregelmäßige: jeg tykkes, Imperfect tottes, isländiſch þyckist, þóttist (mir deucht, deuchte), wo man in der däniſchen Umgangs- und Schriftſprache die regelmäßige Flexion: jeg tykkes, tyktes, vorgezogen hat. Beſonders klar treten die isländiſchen Sprachformen und Wurzeln in der Sprache unſerer alten, ſowol däniſchen als ſchwediſchen, Geſetze hervor, z. B. im „Jütſchen Lowbuch" (von 1240), im „Skaanſke Lov," in dem „Seeländiſchen Kirchenrechte" (von 1170), in „König Erik's VII. ſeeländiſchem Geſetzbuche" [9]); und dieſe veralteten Sprachformen ſind zum Theil in der Geſetzesſprache Jahrhunderte hindurch bis auf die gegenwärtige Zeit fortgepflanzt. Dahin gehören z. B. die von Raſk ausgehobenen Wörter: Dannefæ, isländiſch Dánarfé, das Gut eines Verſtorbenen; Lokkeran, isländiſch Lokurán, Entwendung aus einer verſchloſſenen Lade; Rovkjöb, Verletzung des Kaufgedinges, vom isländiſchen Rof (violatio pacti), Styld, isländiſch Stuldur, Dieberei; Gabestok, der Pranger, vom isländiſchen gapi, ein Narr; Valrov, Plünderung der Todten, vom isländiſchen valr, defuncti, occisi; Hjemmel, Gewährsmann, isländiſch heimild u. ſ. w. Doch würden Archaismen und Provinzialismen, wenn ſie auch in noch ſo großer Menge ſich vorfänden, eine ſolche Identität, wie die oben behauptete, außer Zweifel zu ſetzen nicht hinreichen; in der lebendigen, allgemeinen Umgangsſprache müſſen wenigſtens die Spuren des gemeinſamen nordiſchen Charakters unvertilgbar ſein. Wir geben deshalb eine Probe ſolcher Wörter aus mehren Wortclaſſen, die faſt alle auf Gegenſtände des gemeinen Lebens ſich beziehen, indem wir auf das Däniſche das Isländiſche folgen laſſen, und beiden zur Vergleichung das Teutſche an die Seite ſtellen [10]). Däniſch Bord, isländiſch bord, Tiſch; däniſch Loft, isländiſch lopt, die Decke; däniſch Gulv, isländiſch golf, der Boden; däniſch Skaar, isländiſch skard, der Einſchnitt; däniſch Ild, isländiſch elldr, Feuer; däniſch Træ, isländiſch tré, der Baum; däniſch Aas, isländiſch ás, der Bergrücken; däniſch Heſt, isländiſch hestr, das Pferd; däniſch Pebling, isländiſch popplingr, ein Bürſchlein; däniſch Syn, isländiſch sión, das Geſicht; däniſch Hvalp, isländ. hvelpr, Hündchen; däniſch Stavn, isländiſch stafn, der Vorder- oder Hintertheil des Schiffes; däniſch Trold, isländiſch tröll, der Zauberer oder Kobold; däniſch ſnar, isländiſch snar, ſchnell [11]); däniſch være, isländiſch vera, ſein; däniſch knytte, isländiſch knýta, verbinden (vgl. Knoten); däniſch ſove, isländiſch sofa, ſchlafen; däniſch helſa, isländiſch heilsa, grüßen; däniſch gjöre, isländiſch gjöra, machen; däniſch til, isländiſch til, zu; däniſch igjennem, isländiſch igégnum, durch; däniſch imellem, isländiſch á milli, zwiſchen.

§. 6. Was zunächſt die grammatiſche Structur betrifft, ſo iſt, wie ſchon bemerkt, im Däniſchen ſehr Vieles von der altnordiſchen Form abgeſchliffen; doch iſt grade genug auch hier zurück, um die Identität darzuthun. Raſk hat hier wiederum das Verdienſt, zu dieſer Bildungslehre unſerer Sprache die erſten Umriſſe gegeben zu haben [12]); auf den von ihm bezeichneten Wege hat der ſcharfſinnige Sprachforſcher N. M. Peterſen Manches wei-

8) Schlözer's Bemerkung (Isländ. Liter. und Geſch. S. 64. Anm. 2), daß das Wort „gothiſch" ſo viel bedeutend als misbräuchlich ſei — was beſonders, mit Beziehung auf die Fiction „Scytho-gothiſche Dialekte," bei Ihre und andern ſchwediſchen Verfaſſern ſeine vollkommene Richtigkeit hat — kann dieſer Annahme, wenn der Sprachenkreis ſchon beſtimmt iſt, keinen Abbruch thun.

9) Treffliche Nachweiſungen der altnordiſchen Sprachformen trifft man in den Gloſſarien zu Kofod Ancher's Ausgabe des jütiſchen Geſetzbuchs, in Roſenvinge-Kolderup's Gloſſar zu Erik VII. Geſetzbuch u. ſ. f.

10) Daß dieſe Wörter grade, wie ſie ſich uns darboten, gewählt ſind, wird Jedermann ſehen.

11) Auch in den Fällen, wo eine gemeinſame Wurzel nicht zu verkennen iſt, folgt das Däniſche der isländiſchen, nicht der germaniſchen Form; z. B. däniſch drikke, isländiſch drecka, trinken; däniſch drive, isländiſch drifa, treiben; däniſch let, isländiſch lettr, leicht; däniſch ſlet, isländiſch slettr, ſchlecht; däniſch Vand, isländiſch vatn, Waſſer; däniſch Tönder, isländiſch tunder, Zunder; däniſch Sol, isländiſch sol, Sonne; däniſch Naal, isländiſch nál, Nadel; däniſch Vorte, isländiſch varta, Warze.

12) Den danske Grammatiks Endelser og Former af det islandske Sprog forklarede. *Rask*, Samlede Afhandlinger I, 187—246.

ter ausgeführt [13]). Wir heben unſerm Zwecke gemäß nur Folgendes beiſpielsweiſe aus. In der Regel ſind die Subſtantive im Däniſchen aus der Accuſativform im Isländiſchen gebildet, z. B. hestr, Accuſativ hest, däniſch Heſt; tunga, Accuſativ tungu, däniſch Tunge (die Ausſprache des isländiſchen u liegt dem däniſchen e ſehr nahe). Merkwürdig iſt es hierbei, daß die Isländer gewöhnlich auf Fragen immer mit der Accuſativform antworten. Die däniſchen Pluralia: Dien, Dren, ſtellen genau die isländiſche Pluralform mit dem Artikel, augu-n, eyon-n, dar. Der Umlaut bei der Pluralbildung in den einſylbigen Wörtern: Barn, Böen, iſt, rein nach der Analogie des Isländiſchen: land, lönd, haf, höf; doch iſt auch dieſes nur ein ſchwacher Überreſt. Ähnliche Überreſte von isländiſcher Caſusbezeichnung begegnen uns vom Genitiv in Fruer, isländiſch fruar (Gen. Pluralis, Fruerſtue); Löverdag (Sonnabend), isländiſch laugar-dagr (Badetag; erſteres Gen. Pluralis) [14]); von dem Dativ: med Rette, ad Aare (isländiſch at rèttu, at ári), med alle (isländiſch med öllu). Durchgreifend hingegen und die Sprache als nordiſche beſtimmt charakteriſirend iſt die Poſtpoſition des beſtimmten Artikels, aus dem Isländiſchen hinn, hitt, welches in dieſem Falle, hintangefügt, ſein h verliert, z. B. Stenen (stein-*inn*), Huſet (hús-*it*); im Pluralis: Stenene (stein*ana*), Huſene (hús-*in*). Überreſte der alten Maſculinumendung der Adjective ur, r im Däniſchen: unger Svend (Junggeſelle); der alten Accuſativendung an im Däniſchen: ſalten Hav (das ſalzige Meer), vilden Söe (die wilde See), ſorten Jord (die ſchwarze Erde). Die Zahlwörter im Däniſchen ſtellen faſt alle den isländiſchen Typus getreu dar: to (zwei), isländiſch tvo; tre (drei), isländiſch þrjú; tyve (zwanzig), isländiſch tutugu (durch Contraction); tredive (dreißig), isländiſch þrjátygi u. ſ. w. In den Fürwörtern ſind ſehr viele Spuren der alten Formwandlung, und die Poſſeſſiva namentlich ſind alle gradezu aus dem Isländiſchen gebildet, daher auch hier eine Beſtimmtheit und ein Reichthum ſichtbar iſt, der den germaniſchen Sprachen fehlt. Endlich iſt in den Verben als durchgreifend anzuerkennen die Bildung des Paſſivs durch s, es (im Isländiſchen st, oder mit einer alten Form se), von der wiederum auch nicht einmal ein Anklang in der germaniſchen Sprache ſich findet. Doch auf dieſe, ſowie mehee feſte Charaktere der däniſchen Sprache, werden wir unten zurückkommen.

§. 7. Schon früh hat die däniſche Sprache rein germaniſche Elemente, zuerſt angelſächſiſche, ſpäter hochteutſche, in ſich aufzenommen, und Beides hat zur Durchbildung und Bereicherung derſelben weſentlich beigetragen. Doch muß man hier zwei Perioden, unſerer Anſicht nach, genau unterſcheiden. Die erſteee fängt mit der Eroberung Englands durch Knud den Großen an; es ſcheint abee der dadurch entſtandene Einfluß mehr eine allmälige organiſche Bildung herbeigeführt zu haben, was um ſo erklärbarer iſt, als ja das Angelſächſiſche dem Jütländiſchen, woraus es eigentlich entſprungen, ſo nahe liegt. Aus Mangel an Sprachdenkmälern müſſen wir hier mit Vermuthungen uns behelfen; doch iſt ſo viel gewiß, daß die Sprache der alten Geſetze keineswegs eine Veedrängung der rein nordiſchen Sprachformen beurkundet. In „Henrik Harpeſtreng's Lægebog“ (Arzneibuch) aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jaheh. findet man mehre angelſächſiſche Wörter [15]), die hier doch ſchon vollkommen verdäniſcht ſind. Es iſt überhaupt der Einfluß des rein Angelſächſiſchen nie groß geweſen, weil dieſes Volk weder durch Handel, noch Kriege ſich auszeichnete, und der Völkerverkehr deſſelben alſo verhältnißmäßig gering ſein mußte. Deſto bedeutſamer für die Sprachenbildung ſind unſtreitig die Heereszüge dee Valdemare, die Hofhaltung teutſcher Fürſten, die auf den däniſchen Thron gelangten (Eriks von Pommern, Chriſtopher's von Baiern und des oldenbuegiſchen Stammes ſeit Chriſtian I.), der vielfache Veekehr mit den Hanſeſtädten, der Gebrauch teutſcher Södlinge, die wiſſenſchaftlichen Reiſen der Isländer, Dänen und Schweden ſeit dem 13. Jahrh. und ihre Studien auf den damals und ſpäter berühmten hohen Schulen. Am meiſten aber hat wol die Reformation von germaniſchen Sprachelementen in das Nordiſche hineingebracht, und wir fehlen wol nicht, wenn wir von da an eine zweite Peeiode rechnen [16]). Denn ob auch die lateiniſche als gelehrte Sprache vorwaltete, ſo mußte doch der Aufenthalt dee däniſchen Theologen in Wittenberg, und ihr meiſt unmittelbarer Umgang mit den teutſchen Reformatoren, ihnen ſo Manches von teutſcher Bildung aneignen, was mit dem theologiſchen Begriffe zum Theil auch in die Sprache hinübergetragen wurde. Doch daß dieſes in keine anorgiſche Wortanhäufung ausartete, dafür war namentlich durch die däniſchen Überſetzungen des N. T. und ſpäter der ganzen Bibel (faſt gleichzeitig oder wenig ſpäter als die Lutheriſche) geſorgt, welche zugleich als Sprachdenkmäler von der größten Bedeutung ſind und die Wurzel einer däniſchen religiöſen Volksſprache um ſo mehr darzuſtellen im Stande waren, als ſie theils mit Berückſichtigung des hebräiſchen und griechiſchen Originals, theils unmittelbar aus demſelben verfertigt waren. Daher iſt nun auch das Phänomen erklärbar, daß grade in dem nächſten Zeitalter nach der Reformation, gegen den Schluß des 16. Jahrh. hin, die däniſche Speache in einer Reinheit und gediegenen Kraft, die zum Muſter aufgeſtellt zu werden verdient, namentlich von Anders Söffrenſön Vedel (dem teefflichen Überſetzer

13) *N. M. Petersen*, Dansk Orddannelseslære (Odense 1826). 14) So mit doppelter Caſusbezeichnung des Hauptwortes und des Artikels: Livſens, isländiſch lifsins; Landſens, isländiſch lands-ins; Rigſens, isländiſch rikis-ins.

15) Vgl. Molbech's Gloſſar zu Henrik Harpeſtreng s. v. Kem, Thung, Spottæ, Oos, Koddæ u. a. 16) Es ſcheint, als ob dieſe Zeit auch ſprachlich einen mächtigen Wendepunkt in der Geſchichte darſtelle, ohne daß man grade ſagen könnte, der Impuls ſei unmittelbar von der Reformation ſelbſt ausgegangen. Das Däniſche vom Anfange des 16. Jahrh. (wie in Chriſtiern Pederſens Jertegn's Poſtille [1518] oder ſeiner Überſetzung des N. T. 1529) hat gegen die Sprache des 15 Jahrh. eine ſolche Energie, Geſchmeidigkeit und Fülle, wie man dieſes von einer allmäligen Fortbildung nimmermehr zu erwarten berechtigt iſt. Vgl. Molbech's Vorrede zu Gl. Danſk Bibeloverſ. S. 13.

Digitized by Google

Saro's), dem Dichter Hegelund und einzelnen Andern, geſchrieben wurde. Der Kampf mit dem Lateiniſchen überwältigte die däniſche Sprache ſo wenig, als die teutſche, obgleich derſelbe dort wie hier die Durchbildung verzögerte und die Gährung verlängerte. Meiſt zu bedauern iſt, daß auch zum Theil geſchichtliche Werke, und zwar ſolche, welche die Vaterlandsgeſchichte behandelten, der Mutterſprache noch lange entzogen wurden; däniſche Chroniken haben wir, wie teutſche, mehr aus dem 16. Jahrh., während ſie in dem 17. faſt überall verſchwinden und den lateiniſchen weichen müſſen. Daß die Alterthumsforſchung faſt ausſchließlich in lateiniſcher Sprache ſich bewegte, war mehr in der Ordnung, da die Tendenz dieſer Studien mit Recht darauf ausging, das nordiſche Alterthum zu einem europäiſchen Gemeingute zu machen. Eine zweite Blüthezeit der Sprache gegen das Ende des 17. Jahrh. (und zwar war es hier die geiſtliche Dichtung, wie dort im 16. Jahrh. die Belebung des Glaubens überhaupt, die ſie bezeichnete) iſt um ſo mehr anzuerkennen, als grade jetzt die Gallicismen, in Dänemark wie in Teutſchland, durch die Monarchie des franzöſiſchen Geſchmacks, ſich auf eine ungebührliche Weiſe eindrängten und ſo vorherrſchend wurden, daß wir ſelbſt in den geſchichtlichen und populären Schriften Holberg's, der übrigens im Gedankengange ſo rein nordiſch war, eine bunt-geſpickte Sprache wahrnehmen, worin die franzöſiſchen Wörter einen ganz falſchen Schwerpunkt darſtellen. Es gehörte die ganze Spannkraft des nordiſchen Charakters dazu, um dieſe unwürdige Feſſel abzuſtreifen; das Übergewicht der teutſchen Bildung und die Erweckung ausgezeichneter däniſcher Nationaldichter (namentlich Ewald's) vollendeten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. das Werk. Wie viel auch ſpäter die däniſche Literatur von fremder, oft ohne Noth und blos zur Befriedigung einer ungeregelten Leſeluſt, ſich aneignete, ſo tritt doch das rein nordiſche Gepräge derſelben immer glänzender hervor, und die Meiſter der Nationalſprache in unſerm Jahrhunderte, Baggeſen, Öhlenſchläger, Grundtvig, haben zur Verherrlichung derſelben alle ihre Geiſteskraft aufgeboten, während die Belebung des altnordiſchen Studiums wieder neue Bereicherung und ſtets energiſchere Durchbildung der Sprache verſpricht[17]).

§. 8. Mit vollem Rechte hat J. H. Schlegel es folglich ausgeſprochen, daß das Däniſche keineswegs eine Miſch-, ſondern eine Originalſprache ſei und alle die Vorzüge beſitze, welche die Originalſprachen auszeichnen[18]). Indem wir uns nun zur nähern Charakteriſirung derſelben anſchicken, kann es unſere Abſicht nicht ſein, einen Umriß des Sprachgebäudes zu geben, ſondern wir begnügen uns auf gewiſſe Grundzüge, mit ſpecieller Berückſichtigung des verwandten germaniſchen Stammes, aufmerkſam zu machen. Schon die Ausſprache und Accentuirung bieten ſo viel durchaus Eigenthümliches dar, daß man über den rein nordiſchen Charakter der Sprache nicht ſchwanken kann. Die Ziſch- und Sauſelaute der germaniſchen Sprachen kennt die däniſche durchaus nicht; das z wird zwar in fremden Wörtern geſchrieben, aber der Laut geht ganz in den des s über. Das d hat einen dreifachen Laut, deſſen beſtimmte Unterſcheidung Ausländern mehr als ſchwierig iſt; der eine iſt der des isländiſchen ð[19]), nach einem Vocal am Ende der Wörter (z. B. Gud, Blod, Rod, Mad), wobei die Aſpiration nachklingt, ähnlich wie im Engliſchen th; der andere, ebenfalls ein ſehr weicher Laut, faſt ohne alle Aſpiration in der Mitte der Wörter nach einem vorhergehenden Vocal (z. B. Maade, lade, ride); der dritte der teutſche dlaut (z. B. in Byrd), nur daß nach n und l der dlaut ganz dem Laute des vorhergehenden Conſonanten ſich amalgamirt und denſelben verdoppelt (z. B. Vold, Kundſkab). Der harte Spiritus vor dem h, welchen nur zärtliche Zungen ganz verwiſchen, während er in Jütland in ſeiner Volltönigkeit herrſcht, iſt ebenfalls ein rein Nordiſches (z. B. in Hvede, hvor, hvilken). Nach i in der Mitte der Wörter mit folgendem e wird in der Ausſprache ein j eingeſchoben und der vorhergehende Conſonant verdoppelt (z. B. Lilie, Vidie). Die Doppellaute Kj und Gj im Anfange der Wörter (das erſtere drücken die Schweden mit bloßem k aus, z. B. in kärlek, haben aber eine noch weichere Ausſprache deſſelben) bilden den sons mouillés, wie die Franzoſen ſich ausdrücken (z. B. in Kjerlighed, kjek, Gjerde, gjöre). Die Naſallaute einiger romaniſchen Sprachen kennt die däniſche nicht. Den hohen, offenen Mittellaut zwiſchen a und o drücken die Dänen mit aa aus, die Schweden vollkommen bezeichnend mit å; auch dieſes findet ſich in den germaniſchen Sprachen nicht. Das y ſchweift in der Ausſprache nie in i hinüber (im Isländiſchen ſteht es durchgängig für i), ſondern hat einen doppelten Laut, den

17) Man vergl. hiermit die Worte Grundtvig's in der Vorrede zu ſeiner Überſetzung der Beowulfs-Drape, S. LXVI fg.: „Gewiß iſt doch die Mutterſprache der köſtliche Kalk, womit Alles, was das Volk durchdringen ſoll, ſich lebendig verbinden muß; und in dieſer Verbindung zwiſchen der Mutterſprache und allem Großen, Wahren und Schönen, was in der Zeiten Reihe das Geſchlecht anſprach, muß die Gelehrſamkeit ihre Ehre ſetzen und ihren Lohn ſuchen. Soll aber dies bei uns geſchehen, dann müſſen wir weit anders als bisher uns bemühen, aus der Volksſprache Nordens und den Volksbüchern der vorigen Zeiten die Mutterſprache in ihrem ganzen Umfange zu ſammeln, und durch ein kritiſches Studium der Wörter- und Sprachenbildung dasjenige zu werden, was man leider bis jetzt im Traume geworden zu ſein meinte: Sprachmeiſter, die die Sprache in ihrer ganzen wundervollen Tiefe aufzufaſſen vermögen und demnächſt ſie zu verbeſſern, d. h. auszuſcheiden, was ſich von Unkraut jetzt oder vormals, während das Volk ſchlief, ſich eingeſchlichen haben kann, anderes nach dem Bedürfniſſe des Volks verſtändig einzuimpfen, obgleich es nicht von ſelbſt auf dem Felde aufgeſchoſſen iſt, und endlich feſtzuſtellen, was durch Nachläſſigkeit verſchoben worden iſt."

18) Abhandl. über die Vortheile und Mängel des Däniſchen, S. 15.

19) Andere haben es mit dem isländiſchen þ verglichen, wie Heiberg (Formenlehre I.), aber, wie es ſcheint, nicht ſo richtig; wenigſtens iſt die Ausſprache des þ in den meiſten Fällen ſchärfer. Doch muß bemerkt werden, daß im Altdäniſchen, wie in Henrik Harpeſtreng's Lægebog, oft für das jetzige d th gebraucht wird, was immer regelmäßig von t unterſchieden wird, und Molbech (Einleitung zur Ausgabe von H. Harpeſtreng S. 25) meint, dies th möchte dem isländiſchen þ ganz entſprechen.

Digitized by Google

gedehnten, wo es die Sylbe endigt (ſkyde, Gryde, Ny), und den geſchärften, wo das nicht der Fall iſt (z. B. Bytte, Hynde, Byrde, Rytter), letztern jedoch mit einer doppelten Nüance, ſodaß es in den beiden letztern Wörtern dem teutſchen ü entſpricht, welcher Buchſtabe als überflüſſig im Däniſchen nicht ſtatt hat. — Was den Accent betrifft, ſo iſt derſelbe, wie eben bemerkt, ein zweifacher, der geſchärfte und gedehnte, jeder derſelben hat aber wieder einen doppelten, einen hohen und einen dumpfen Laut. Beides iſt nicht möglich anders, als durch die lebendige Rede zu bezeichnen, nüancirt aber den Wortlaut auf eine beſonders eingreifende Weiſe.

§. 9. Der beſtimmte Artikel den, n. det, wird regelmäßig, ſobald er mit dem Hauptworte allein ſteht, dieſem mit Wegfall des d hinten angefügt (Mand-en, Huſ-et, Qvind-en), eine Eigenthümlichkeit, wodurch zugleich, wie oben bemerkt, die Sprache von ihrem Urſprunge klar zeugt. Das Individualiſirte, was der beſtimmte Artikel ausdrückt, wird ſo ſehr paſſend als verſchmolzen mit der Perſon oder dem Dinge dargeſtellt. Die Geſchlechter, welche der Artikel allein bezeichnet (auch der unbeſtimmte en, et), walten auch beim Hauptworte vor, nämlich ein perſönliches und ein ſächliches; von einem grammatiſchen Geſchlechte, wie im Teutſchen, kennt man nichts, und nur ausnahmsweiſe wird aus einzelnen Endungen das Geſchlecht beſtimmt, ſodaß in der Regel die Endungen hed, ing, dom, elſe dem perſönlichen, te, ſkab dem ſächlichen Geſchlechte folgen. In der ältern Sprache zwar war dieſes conſequenter durchgeführt, indem eine Menge Bezeichnungen der Dinge, die wir jetzt zum perſönlichen Geſchlechte rechnen, damals dem ſächlichen angehörten; wiederum aber waren hier, wie noch in der Volks- und Provinzialſprache, zugleich die concreten Gegenſtände entweder männlichen oder weiblichen Geſchlechts, doch ohne durchgreifende Analogie[20]). Sächlichen Geſchlechts ſind überhaupt jetzt auch alle Wörter, welche von beiden Geſchlechtern gebraucht werden können und keins von beiden beſtimmen (z. B. Dyr, Menneſke, Barn). Eine Declination der Hauptwörter hat die däniſche Sprache nicht, mit Ausnahme der Bezeichnung des Genitivs in beiden Geſchlechtern und Zahlen durch s (es), und einzelnen, aus der ältern Sprache noch übriggebliebenen Formen (ſ. §. 6); die Wortſtellung läßt keine Zweideutigkeit in der Auffaſſung des doppelten objectiven Caſus zu, welcher nicht unterſchieden iſt. Die dreifache Bildung des Plurals der Hauptwörter (entweder unverändert, dann öfters mit Umlaut, oder auf e, oder auf er; z. B. Sprog, Sprog, Mand, Mænd, Land, Lande, Bog, Böger) drückt ziemlich die isländiſche Analogie der Mehrzahlsbildung der Neutra, Maſculina und Feminina aus, doch mit weſentlichen Abweichungen, ſodaß die Wörter ſächlichen Geſchlechts (die im Isländiſchen keine eigene Mehrzahlsendung haben) bald er annehmen (diejenigen, die auf einen Vocal, und die mehrſylbigen, die auf einen Conſonanten ausgehen, z. B. Teæ, Træer, Hoved, Hoveder), bald e (die einſylbigen auf einen Conſonanten, und die, welche auf er ausgehen, z. B. Land, Lande, Hav, Have, Sommer, Sommere). — Das perſönliche Geſchlecht bildet die Wurzel der Adjective, das ſächliche wird hier durch ein hinzugefügtes t ausgedrückt, die Mehrzahl überall durch e (z. B. god, godt, gode; ſtor, ſtort, ſtore). Wenn die Adjectiva auf einen Vocal ausgehen, ſo ſtellt die Mehrzahlsendung ſich nur dann klar in der Ausſprache heraus, wenn dieſer Vocal i iſt (fri, frit, fri-e), bei denen auf aa iſt der Plural dem Laute nach dem Singular gleich, das e der Mehrzahl iſt ſtumm (blaa, blaat, blaae), ebenſo bei denen auf y, die ohnehin die Form des ſächlichen Geſchlechts entbehren (bly, blye; ſky, ſkye). Die Steigerung der Adjective (Comparativ re, ere, Superlativ ſt, eſt) iſt dem Isländiſchen und Germaniſchen zugleich analog. — Von den Zahlwörtern werden nur een, n. eet, und anden, n. andet, Pluralis andre, flectirt; der Genitiv wird wie bei den Hauptwörtern gebildet. — Die Endungen der perſönlichen Fürwörter entſprechen ganz dem Altnordiſchen; die Caſus treten beſtimmt hervor, nur daß der alte Dativ der beiden erſten Perſonen (mer, þer) ganz verwiſcht iſt. Am größten iſt der Reichthum und die Beſtimmtheit der Poſſeſſiva. Während der Teutſche ſich mit ſein und ihr auch bei unperſönlichen Dingen begnügen oder die ſchwerfällige Umſchreibung mit derſelbe, dieſelbe u. ſ. w. dafür ſubſtituiren muß, bietet die däniſche Sprache außer hans und hendes für Perſonen, dens und dets für Sachen dar. Die übrigen Fürwörter bieten in der Flexion nichts Eigenes dar; die unbeſtimmten gehen in der Form vorzüglich von den entſprechenden germaniſchen ab; z. B. ingen, intet (Niemand, nichts); nogen, noget, nogle (irgend Einer, etwas, Einige). Bemerkenswerth iſt ferner, daß ſelv nur als reflexive Bezeichnung gebraucht, während aus der Wurzel im Teutſchen derſelbe u. ſ. w. gebildet wird. Für Letzteres hat die däniſche Sprache: den ſamme, det ſamme (isländ. samr, söm, samt).

§. 10. Die Grundform der Zeitwörter iſt der Imperativ. Im Indicativ ſind nur zwei Zeiten, Präſens und Imperfectum (erſteres auf er oder r, letzteres in allen regelmäßigen Verben auf de oder te); das Futurum, ſowie die Präterita, werden, wie in den germaniſchen Sprachen, durch Hilfszeitwörter gebildet. Die Mehrzahls-

20) Raſk in der oben angeführten Abhandlung äußert ſich darüber ſo: „In den ältern Sprachen, welche ein weitläufiges und verwickeltes Declinationsſyſtem haben, dient die Unterſcheidung des Geſchlechts, das Syſtem zu befeſtigen und die Wörter zu claſſificiren; wenn aber jenes weggefallen iſt, warum ſollte dieſe Unterſcheidung, die nun unnütz und läſtig geworden iſt, nicht auch wegfallen? In den alten Sprachen war es natürlich und nothwendig, daß viele Wörter, welche Sachen bezeichneten, auch einem perſönlichen Geſchlechte folgten, denn die alten Völker dachten ſich Alles perſonificirt und belebt, deshalb ward das Reizende, Schöne, Schwache, Leidende, Gebärende zum weiblichen Geſchlechte, das Starke, Erhabene, Ehrwürdige, Handelnde, Hervorbringende zum männlichen Geſchlechte, und das Todte, Unbekannte und Hervorgebrachte war ſächlichen Geſchlechts. Weil aber dieſe Beſtimmungen ſehr ſchwankend waren und auf dunkele Begriffe ſich gründeten, ſo wurden ſie auch ſehr verſchieden bei den verſchiedenen Völkern, und legen der Sprachenerlernung nicht geringe Hinderniſſe in den Weg.“ Samlede Afhandlinger 1, 294.

Digitized by Google

form des Präſens (auf e) fällt in vielen Fällen weg und iſt aus der Umgangsſprache ganz verſchwunden. Der Imperativ hat nur die zweite Perſon im Singularis und Pluralis; die Stelle der dritten vertritt der Optativ, welcher zugleich den Conjunctiv repräſentirt. Eine eigenthümliche Umſchreibung, vorzüglich des Imperfects (bei Dichtern und Rednern) — ähnlich dem engliſchen do, did, was aber freilich mehr als beſchwerlicher Pleonasmus erſcheint — wird durch das alte Zeitwort monne (isländiſch mundi) herbeigeführt. Der Infinitiv iſt entweder einſylbig, oder endigt ſich auf e. — Alle Zeitwörter zerfallen in zwei Hauptclaſſen oder Conjugationen. Die erſte begreift diejenigen, deren Imperfectum auf de oder te ausgeht, die zweite die, deren Imperfectum einſylbig iſt. Die erſte Conjugation hat wiederum vier ſcharf markirte Claſſen: 1) die Verba, welche im Imperfectum de haben, im Particip t und eine völlig regelmäßige Wandlung darſtellen (Typus: elſker, elſkede, elſket, lieben); 2) weichen von den erſtern nur darin ab, daß das Imperfectum durchgängig auf te gebildet wird (Typus: hörer, hörte, hört); 3) haben im Imperfectum de, wie die erſte Claſſe, aber mit Umlaut (Typus: lægger, lagde, lagt; ſiger, ſagde, ſagt); 4) der Infinitiv wird im Präſens Indicativ ein einſylbiges Wort, das Imperfectum erhält den Umlaut, das Particip iſt gewöhnlich zweiſylbig (Typus: ſkal, ſkulde, ſkullet; tör, torde, tordet; maa, maatte, maattet). Die zweite Conjugation zerfällt ebenfalls in vier Claſſen, die nach dem jedesmaligen Hauptvocal des Imperfects a, e, o, ö (isländiſch a, ei, ó, au) leicht zu unterſcheiden ſind (Typen: 1) binder, bandt, bundet; 2) lider, leed, lidt; 3) lader, lod, ladet; 4) flyder, flöd, flydt). Eine beſondere Schwierigkeit verurſachen in dieſer Conjugation die Participia Paſſiva, indem einige auf t, andere auf en endigen (was im Isländiſchen und Schwediſchen mit allen der Fall iſt), etliche ſogar zwiſchen beiden ſchwanken. Genügende Regeln in dieſer Beziehung ſind noch nicht aufgefunden; es ſcheint faſt ein lusus linguae, wie in andern Sprachbildungen, vorzuwalten. Ausnahmen von der erſten Claſſe der zweiten Conjugation ſind: æder, aad, ædt (eſſen); ſeer, ſaae, ſeet (ſehen); tier, tav, tiet (ſchweigen); von der zweiten: gaaer, gik, gaaet (gehen); faaer, fik, faaet (erhalten); græder, græd, grædt (weinen); von der dritten: hugge, hug, hugget (hauen). Das Paſſiv wird in allen Zeiten durch s oder es gebildet; doch kann dieſes im Däniſchen dem Particip und Supinum nicht angehängt werden, außer in den Deponentia, z. B. lykkes, lykkedes, har lykkets (gelingen); ſynes, ſyntes, har ſynts (ſcheinen). Keine der germaniſchen Sprachen hat dieſe, dem Nordiſchen durchaus eigenthümliche, Form.

§. 11. Um den lexikaliſchen Fond und folglich den extenſiven Reichthum einer Sprache zu beurtheilen, iſt es nicht genug, auf die vorhandenen Wörterbücher einen Blick zu werfen, die ſelten den ganzen Sprachſchatz zum Gegenſtande ſich vorſetzen, ſondern man muß in die Vorzeit zurück und ins Volk hinabſteigen, man muß die Verzweigungen der Mundarten kennen, man muß vor allem auch die dichteriſche und redneriſche Sprache, wo die Zunge am freieſten und mannichfaltigſten ſich bewegt, überſchauen, man muß endlich auch das ganze techniſche Gebiet bemeſſen und ſich mit jeder Provinz deſſelben wenigſtens einigermaßen vertraut gemacht haben. Voran müßte noch ein Wurzelwörterbuch der alten Sprache, verglichen mit der neuern, gehen, damit man ſehen könnte, was dieſe von jener feſthielt, und was ſie, neue Verbindungen eingehend, hat fallen laſſen. Die Aufgabe iſt ſchwer und unendlich, weshalb auch in allen Sprachen nur Verſuche zu ihrer Löſung da ſind. Am wenigſten kann die däniſche Sprache noch eines ſolchen Promus condus ſich rühmen, denn das Wörterbuch von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften herausgegeben iſt theils noch (ſeit dem J. 1793, wo der erſte Band erſchien) unvollendet, theils viel zu heterogen in der Bearbeitung; auch iſt die nöthige Rückſicht auf die nordiſche Urſprache, ſowie auf die Dialekte, nicht überall genommen; die feſten Principien ſind unter dem Anſchwellen der Arbeit verloren, und oft hat eine philoſophiſch ſein ſollende Deduction, die die Sprachbildung reformiren ſtatt einfach darſtellen will (ungeachtet in der That dieſe ſelbſt die tiefſte Philoſophie enthält), gar ſchlechte Dienſte geleiſtet; endlich ſind auch die Beiſpiele beſonders aus den ältern claſſiſchen Verfaſſern viel zu ſparſam angebracht, und dadurch ein mächtiger Hebel zur Reorganiſation der Sprache denen, die ein ſolches Wörterbuch benutzen wollen, entnommen. Das „däniſche Wörterbuch von Chr. Molbech" (2 Bde. 1830), leiſtet innerhalb des von dem Verfaſſer abgeſteckten Kreiſes, des gegenwärtigen urkundlichen Sprachvorraths, viel Treffliches; es macht aber keinen Anſpruch darauf, ein vollſtändiger Sprachſchatz zu ſein, und hat deshalb abſichtlich Manches verwieſen, was doch in der That Eigenthum der Sprache iſt. Derſelbe fleißige Forſcher hat aus den einzeln vorhandenen, zum Theil reichen Sammlungen, ein däniſches Dialektenlexikon auszuarbeiten angefangen, „und in den bereits erſchienenen (leider unſeres Wiſſens bisher nur das erſte Heft 1833) iſt der Stoff mit Umſicht und Kritik geſichtet, überall ſind paſſende Sprachvergleichungen mit der alten nordiſchen und angelſächſiſchen Sprache angebracht, kurz es iſt ſo viel geleiſtet, daß man von dem Fortgange der Arbeit einen reellen Gewinn ſich verſprechen darf. Auf dem Umſchlage hat Molbech auch ein eigenes Lexikon der bornholm'ſchen Mundart verſprochen, welche weſentlich von allen übrigen däniſchen Dialekten (dem nord- und ſüdſeeländiſchen, dem fühnenſchen, falſtriſchen, langelandſchen und dem jütſchen) abweicht. Dieſe Dialekte, obgleich nicht ſo ausgebildet wie die größern germaniſchen Mundarten, ſind dennoch charakteriſtiſch und haben einen ſchätzbaren Vorrath des alten Wörterſchatzes in ſich bewahrt, daher es offenbar von der größten Unkenntniß zeugt, wenn Adelung in ſeinem Mithridates ihnen den Namen der Mundarten abſprechen will (Mithridates II, 300). Eine ſchriftmäßige Durchbildung derſelben kann man freilich auf einem ſolchen Flächenraume kaum erwarten; doch ließe ſich unſchwer eine der Rask'ſchen ähnliche Muſterkarte von ihnen aufſtellen. Die Arbeiten der isländiſchen Sprachforſcher, namentlich Raſk's,

Digitized by Google

haben zur Bereicherung unſerer Mutterſprache beigetragen, indem ſie auf den unverwüſtlichen Vorrath der alten Sprache aufmerkſam machten, und manches überſehene Goldkörnlein an den Tag förderten; doch iſt eine ſolche Zuſammenſtellung der ältern und neuern Sprache mit Bezeichnung des Überganges und der Mittelglieder, wie wir ſo eben verlangten, auch in Björn Haldorſon's „isländiſch-däniſch-lateiniſchem Lexikon,“ dem verhältnißmäßig beſten, was wir beſitzen, nicht vorhanden. Möchten die gelehrten Isländer, die jetzt ein Lexikon der poetiſchen altnordiſchen Sprache vorbereiten, auch auf dieſen wichtigen Punkt ihre Aufmerkſamkeit ausdehnen!

§. 12. Ob aber, wie dieſe Überſicht nachweiſt, der Wörterſchatz der däniſchen Sprache auch nur unvollſtändig vor Augen liegt, er iſt dennoch da, und wartet nur auf die Bergleute, die in die tiefen Schachten unverdroſſen herabſteigen. Ein großer Theil der volksmäßigen Kernſprache, die allerdings oft eine archaiſtiſche Färbung hat, iſt von Grundtvig gerettet, ja wir können ſagen wieder erobert in ſeinen herrlichen Überſetzungen des Saxo und Snorro, wo er eben das weiteſte Feld für die Übung ſeines großen Talentes den Reichthum der Sprache darzuſtellen fand; und es iſt gewiß ſehr unbillig, wenn ein anderer ausgezeichneter Sprachforſcher ihm in dieſer Beziehung ein Solökiſiren und Barbariſiren vorwieſt. Nach unſerer Beobachtung ſind es beſonders lebendige Wurzeln, an welchen die däniſche Sprache reich iſt. Alles, was auf Naturbeſchauung ruht, was das Gefühl anſpricht, was die friſche Thätigkeit darſtellt, findet ſeinen angemeſſenen, oft reich nüancirten Ausdruck, und eben durch dieſe Eigenſchaft tritt ja die Sprache von ſelbſt der Poeſie, der Redekunſt, der Geſchichte entgegen. Hingegen ſind die Wörter für Abſtracta theils in geringerer Anzahl vorhanden, theils zwar gebildet, öfters aber nicht mit der nöthigen Präciſion ausgeprägt, ſodaß es bis jetzt keine leichte Aufgabe iſt, die Sprache für ſpeculative Gegenſtände zu verwenden, und einer, wenn er nicht ein Grundtvig'ſches Sprachentalent beſitzt, ſehr leicht zum Germaniſiren verführt wird. Es iſt jedoch dabei zu bemerken, daß das däniſche Volk einestheils ſeiner Natur nach mehr zur hiſtoriſch-poetiſchen, als zur ſpeculativen Bildung ſich neigt, anderntheils, daß eben die Fülle des ſinnlichen Wortſchatzes (wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen), bei geſchickter Benutzung der Ableitungsſylben, ein ſehr geſundes und tüchtiges Material für die Bezeichnung des Abſtracten bildet. Freilich aber würde dazu ein gewaltiger Geiſt erfodert, der zugleich eine nationale Philoſophie im eigentlichen Sinne des Worts aufſtellen könnte. Reich iſt die däniſche Sprache ferner an techniſchen Ausdrücken aller Art, und überreich an ökonomiſchen, ſodaß faſt jede däniſche Provinz ihre eigenen Kunſtwörter für die Ökonomie hat. Die Termini für Schiffahrt und alles, was dazu gehört, ſind ebenſo genau als copiös, und nicht nur die germaniſchen, ſondern auch andere Völker haben davon das Nothwendigſte entlehnt. Auch die Bergwerkswiſſenſchaft iſt wenigſtens nicht um Wörter verlegen, obgleich hier das Teutſche, was in der Natur der Sache liegt, viel reicher iſt. In den ältern Arzneibüchern finden ſich viele däniſche Namen von Krankheiten, Wurzeln u. ſ. w., die der Aufnahme und Anwendung vollkommen würdig ſind, ſowie ſie auch in der Volksſprache ſich erhalten haben. Die Sprache der Geſetze iſt herrlich durchgebildet, bündig und beſtimmt; des Wuſtes der lateiniſch-juriſtiſchen Ausdrücke, worunter die germaniſchen Sprachen ſeufzen, kann ſie ſo gut wie ganz entbehren. Die aſketiſche Sprache iſt kräftig und gewandt; viel verdankt ſie den Fußtapfen germaniſcher Muſter, doch iſt ſie nicht ohne eigenthümliche Ausbildung geblieben.

§. 13. Zur Entwickelung wie zur Bewahrung des Reichthums der Volksſprache tragen beſonders die Sprüchwörter bei, deren Literatur wir deshalb hier einſchalten. Dieſe auf heiligem Boden entſproſſenen Kernworte, die ein jedes, mit nur einigermaßen dichteriſchem Sinne begabtes Volk als das herrlichſte Erbſtück auf Kinder und Enkel bis zu den ſpäteſten Geſchlechtern übergehen läßt, iſt oft ein kräftiges Salz wider die Fäulniß der Zeit, und eine Weckſtimme an ein entartetes Geſchlecht die Thaten der Väter zu thun. Ein jeder vollendeter (alle Lebensverhältniſſe befaſſender) Cyklus von Sprüchwörtern bildet den Geiſt des Volkes ab, indem er zugleich die Weisheit auf der Gaſſe darſtellt. Wenn Teutſchland in dieſer Hinſicht mit Recht ſich ſeines Agricola, J. W. Zinkgref und anderer Sammler rühmt, die dieſe Herrlichkeit der Väter auch in Schrift den Nachkommen zu retten bedacht waren, ſo kann Dänemark ebenfalls ſich ſolcher „Dannemænd“ erfreuen, die mit ſinnigem Fleiße dieſen Volksſchatz ordneten. Ganz früh, ein volles Jahrhundert vor der Reformation, begegnet uns der in vieler Hinſicht räthſelhafte Petrus Legista (Legifer) oder Peder Lolle. Ob er ein Rechtsgelehrter oder Schulmeiſter, ob aus Laland oder Halland, wie Andere wollen, geweſen ſei, können wir dahin geſtellt ſein laſſen, genug, daß ſeine Sammlung von alten Sprüchwörtern und Sentenzen, die bis ins Zeitalter der Reformation hinein ein allgemein gebrauchtes und beliebtes Schulbuch war, ein herrliches Denkmal der allgemeinen und nationalen Lehrweisheit enthalten. Denn ein Theil dieſer Sprüchwörter iſt allerdings aus dem gemeinſamen Boden, der vom Orient in den Occident ſich hineinzieht, verpflanzt, ein anderer guter Theil aber iſt allein dem alten Norden ſeine Herkunſt ſchuldig. Peder Lolle ſcheint zwar mehr auf die Erlernung des Lateiniſchen ſein Augenmerk gerichtet zu haben, indem das Lateiniſche, zum Theil von ihm ſelbſt zugeſchnitzt, zuerſt in alphabetiſcher Ordnung erſcheint und nachher das Däniſche, aber er hat dadurch zugleich der Mutterſprache den weſentlichſten Dienſt geleiſtet. Dies ſah der treffliche Chriſtiern Pederſen (von welchem ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird) ein und ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, nach der editio princeps des Peder Lolle (Kopenhagen bei Gottfried von Ghemen. 1506), welcher bald eine zweite vom J. 1508 folgte, durch den gelehrten Buchdrucker Jodocus Badius Aſcenſius eine kritiſch revidirte, mit kurzen Erklärungen verſehene Ausgabe zu beſorgen (Paris 1515. 4.); dieſer folgte im 17. Jahrh. die Ausgabe des Hans Hanſen Skaaning (1614, rep. 1703), der zwar die Sammlung mit einigen

Digitized by Google

Sprüchwörtern bereichert, im Übrigen aber den alten Text oft misverſtanden hat. Endlich hat der um alles Vaterländiſche hochverdiente Rasmus Nyerup in unſerm Jahrhunderte noch einmal Peder Lolle kritiſch herausgegeben, und jedes Sprüchwort (es ſind deren 1199) theils mit Sacherläuterungen, theils mit literariſchen Nachweiſungen begleitet (Peder Lolle's Samling af danſke og latinſke Ordſprog [Kbhvn. 1828]). Eine beſonders vertraute Bekanntſchaft mit unſern Sprüchwörtern legte der Dichter Peder Hegelund (geſtorben als Biſchof zu Ribe im J. 1614) an den Tag, indem er theils in ſeiner „Tragicomödie Suſanna" (1578) viele von altem Schrot und Korne einſtreute, theils in zwei andern Sammlungen: „ABC bibliſcher Sprüchwörter für Kinder" (1588) und „Problemata et proverbia moralia" (1611), von welchen erſteres ſeinen Namen trägt, letzteres durch die Chiffer, nach Nyerup's höchſt wahrſcheinlicher Muthmaßung, ihn als Verfaſſer bezeichnet, eine große Menge trefflicher Sentenzen aufgeſchichtet hat. Die Zahl der Sprüchwörter in letztgenannter Sammlung beträgt 1600. Der nächſte Sammler von Bedeutung war der große Literator Peder Syv, deſſen Sprüchwörterſammlung (Danſke Ordſprog) in zwei Theilen im J. 1682 und 1688 heraus kam. Peder Syv hat zuerſt die Sprüchwörter unter gewiſſe Rubriken nach einer Realeintheilung geordnet; ihre Zahl beläuft ſich bei ihm gegen 10,000. Daß Vieles mit unterläuft, das nicht grade den Charakter der Sprüchwörter ausdrückt, ſondern mehr zur großen Claſſe der Adagien oder auch der „Mundhæld" (scite dicta) gehört, verſteht ſich; unſers Bedünkens iſt aber eine jede Scheidung auf dieſem Gebiete willkürlich; denn wir wollen überhaupt in ſolchen Sammlungen Nationalweisheit, und nicht blos, was durch Gleichnißrede im engern Sinne zum Proverbialiſchen geſtempelt iſt. Ohnehin trifft man grade in den anſcheinend farbloſeſten Sprüchen den Kern der tiefſten Lebensbetrachtungen. Peder Syv hat viele intereſſante antiquariſche Bemerkungen beigefügt, die über Sitten und Gebräuche der Vorzeit ein willkommenes Licht werfen; zuletzt auch als Anhang des erſten Theiles einige altnordiſche (d. h. isländiſche und ſchwediſche) Sprüchwörter folgen laſſen. Von einer andern Seite betrachtete der berühmte Kanzler Erik Pontoppidan die Sprüchwörter, als er in eigener Schrift, nach einer Spener'ſchen Idee, diejenigen ausmerzte, welche „die guten Sitten beleidigen," im Ganzen jedoch nur 36 ſolche zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung machte (Onde Ordſprog, ſom fordbærve gode Sæder [Kbhvn. 1739]). Nicht ohne Bedeutung iſt die Sprüchwörter-Polyglotte des Prof. Matras, wo das Franzöſiſche die Reihe anführt, und dieſem das Däniſche, Italieniſche und Teutſche zur Seite ſteht (Fransöſke, Danſke, Italienſke og Tydſke Ordſprog [Kbh. 1633. 4.]). So iſt auch in dem ſogenannten Ordbog over Danſke Ordſprog, paa Franſk overſatte (Kbh. 1757. 4. [von des Roches de Parthenay]), der Fleiß und gute Wille zu loben, der manches Körnlein gerettet hat. Sinnreich und wahr betrachtete der rechtsgelehrte Hedegaard die Sprüchwörter als „Überbleibſel des ungeſchriebenen Geſetzes, ſowie als Grundſätze des geltenden, geſchriebenen," ſeine Schrift, worin er dieſe Anſicht erläutert (Ordqvæder ꝛc. [Kbhvn. 1776]), enthält manches Gute und Brauchbare. Endlich gab Nyerup einen kernhaften Auszug aus Peder Syv (Peder Syv's kjerneſulde Ordſprog [Kbhvn. 1807]), mit manchen eigenen Bemerkungen ausgeſtattet, und der Prediger J. H. Smidth legte eine neue Sammlung däniſcher Sprüchwörter und Redensarten an, von der jedoch nichts als das erſte Heft erſchien (Odenſ. 1822). In der neueſten Zeit ſind auch die isländiſchen Sprüchwörter von einem gelehrten Isländer geſammelt worden, gewiß nicht ohne Ausbeute für die geſammte nordiſche Philologie (Safn af islenzkum ordkvidum af Gudmundi Jonsyni. II. [Kphfn. 1830]).

§. 14. Mit dem Reichthume ſteht die Bildſamkeit der Sprache im genaueſten Zuſammenhange; ſie iſt zum Theil die Geneſis und Quelle des erſtern. Hinſichtlich der däniſchen Sprache ſpringt es in die Augen, daß ſie, auf einem ſo fruchtbaren Grunde als dem altnordiſchen ruhend, mit Leichtigkeit von einer Form zur andern übergeht, und ſo der Gedankenbildung eine unentbehrliche Stütze darbietet. Es würde uns zu weit führen, hier alle dieſe organiſchen Verzweigungen und Stufengebilde zu claſſificiren, es kann uns genügen zu bemerken, daß die däniſche Sprache in den Ableitungen theils der isländiſchen ſich anſchmiegt, theils mit der germaniſchen Sprache Hand in Hand geht. Zu jenen gehören z. B. in den Subſtantiven die Endungen de (isländiſch de: Tyngde, Höide, Vidde, Byrde), ind, ende (isländiſch und, indi, z. B. Glavind, Tidende), dömme (isländiſch dæmi, Kongedömme, Hertugdömme), elſe (isländiſch elsi, sla, sli, sl, z. B. Förelſe, Störrelſe, Stiftelſe, Prydelſe, Værelſe), ing, ning (isländiſch ing, ning, ingr, ningr, ingi, z. B. Gjerning, Tænkning, Luſtning, Dödning, Fjerding, wo die teutſche Sprache in mehren Fällen die Begriffe nicht ſo genetiſch unterſcheidet, in andern ung, er oder das infinitive Subſtantiv dafür ſetzt). Zu dieſen unter andern hed (teutſch heit, z. B. Menneſkehed, Kjerlighed, Færdighed), ſkab (isländiſch skapr, teutſch ſchaft, z. B. Venſkab, Klogſkab, Fællesſkab), dom (isländiſch domr, teutſch thum, z. B. Viisdom, Fattigdom, Helligdom), ling (isländiſch lingr, teutſch ling, z. B. Yngling, Vellyſtling, Billing — die eigentliche Deminutivendung im Däniſchen), er (isländiſch ir, ari, teutſch er, z. B. Borger, Læſer, Dommer, Viſer). Um die eigentlich intenſive Tüchtigkeit der nordiſchen Derivationsendungen darzulegen, wird es nicht unintereſſant ſein, einige vergleichende Beiſpiele anzuführen, woraus man zugleich die freie Beweglichkeit der nordiſchen Sprachbildung erkennen wird: Opförelſe (Aufführung eines Stücks), Opförſel (Aufführung, Betragen), Videnſkab (Wiſſenſchaft), Vidſkab (das Wiſſen dem Inhalte und der Aneignung nach), Vidende (z. B. nach meinem Wiſſen), Vildhed (Rohheit, ferocia), Vildſkab (Ausgelaſſenheit), Rödhed (die Röthe), Rödme (das Erröthen), Tynge (Belaſtung, durch Steuern namentlich), Tyngde (Schwerheit), Fölelſe Gefühl), Fölſomhed (Empfindſamkeit), Fölerie (falſche Gefühligkeit), Forbin-

delſe (Verbindung), Forbund (Bündniß), Forbinding (das Verbinden der Wunden), Herſkab (Herrſchaft), Herredom (potestas), Herredömme (regnum), Dæk (der Verdeck), Dækken (eine Überdecke), Bedækning (Bedeckung), Byrd (Herkunſt, von bære, gebären), Byrde (Laſt), Vidnesbyrd (Zeugniß), Jernbyrd (die Eiſenprobe, von bære, in der Bedeutung tragen), Törhed (Trockenheit), Töcke (Dürre), Törring (das Trocknen). Die organiſche Mannichfaltigkeit, die uns hier entgegentritt, verleugnet ſich in den Ableitungen der Eigenſchafts-, der Zeitwörtee u. ſ. w. nicht. Aber auch in den Zuſammenſetzungen entwickelt die däniſche Sprache eine vorzügliche Bildſamkeit. Pederſen, aus deſſen „Wortbildungslehre" die obigen Nachweiſungen entlehnt ſind, unterſcheidet eine gemiſchte und reine Zuſammenſetzung; jene liegt auf der Grenze der Ableitung, in der das eine Wort in ſolchen Fällen unſelbſtändig iſt, oder wenigſtens in der lebenden Sprache das Gepräge verloren hat; dieſes entſteht, wenn zwei Wörter, ſei es aus derſelben oder aus verſchiedenen Wortclaſſen, durch oder ohne Epentheſis, mit einander verbunden weeden. Beſonders die letztere iſt eins der herrlichſten Kleinode unſerer Sprache, wodurch ſie nicht nur eine bedeutungsvolle Kürze gewinnt, ſondern auch in vielen Fällen den Mangel der Caſus trefflich compenſirt. Dieſe energiſche Kürze wolle man aus folgenden Beiſpielen abnehmen: Stormand (ein hoch angeſtellter Mann), dagegen ſtor Mand, das Adjectiv mit dem Subſtantiv, ein großer Mann im metaphoriſchen Sinne; Hankjön, Hunkjön, Intetkjön (das männliche, weibliche und ſächliche Geſchlecht), Nutid, Fremtid (die gegenwärtige Zeit, die Zukunft), Medgang, Modgang (fortuna aequa, iniqua), Træl, Trælqvinde (servus, serva), Sölvbæger (ein ſilberner Becher), Steengulv (ein ſteinerner Boden), Silkeſtrömper (ſeidene Strümpfe), Sönnekone (nurus), Malkeko (melkende Kuh) u. ſ. w. Die germaniſchen Sprachen werden ſchwer hierin mit den nordiſchen Sprachen rivaliſiren, keineswegs ſie übertreffen können. Viele dieſer Zuſammenſetzungen ſind reinweg aus dem tiefen Schachte des Altnordiſchen hervorgeholt und können anders gar nicht verſtanden werden, z. B. Dimmeluge, die ſtille Woche (isländiſch dimmr, dunkel), Banemand, percussor (isländiſch bani, Tod), Ledſager, der Begleiter (isländiſch leid, Weg), Kyndelmiſſe, Zeit des hohen Neujahrs, Epiphanias (isländiſch kyndill, Licht), Glugmaaned, der Jänner (isländiſch glygg, Sturm), Glaröine, Brillen (isländiſch gler, Glas), Löndom, das Verborgene (isländiſch laun, verborgen), Skjelsalder, das Mündigkeitsalter (isländiſch skil, Verſtand, Geſetz), Sögnedag, Werkeltag (isländiſch sykn, Sicherheit, nämlich zum Arbeiten), Skumpelſkud, ἔκτρωμα (isländiſch skump, Hohn, Spott).

§. 15. Zu der Energie und Darſtellungskraft einer Sprache trägt neben dem natürlichen Reichthume beſonders auch die Entfeſſelung des grammatiſchen Syſtems von allen überflüſſigen Nebenwörtern und die ſcharfe Beſtimmung des geſammten Sprachſtoffes, vorzüglich der ſinnverwandten Begriffe, bei. In beider Beziehung hat die däniſche Sprache in der That ein beneidenswerthes Loos; die Tendenz der Sprachbildung, wie wir ſchon gezeigt haben, drängte ſie zur größten Einfachheit hin, ohne daß im Weſentlichen der Beſtimmtheit oder Klarheit etwas vergeben wurde. Der Artikel verſchmilzt öfters mit dem Hauptworte; in den Geſchlechtern iſt die natürliche Bezeichnung vorwaltend; von dem nachſchleppenden Genitiv kennt man nichts und braucht alſo auch keine Anſtrengung, demſelben zu entgehen; die Paſſive in den Verben runden ſich trefflich ab, und die Überladung durch Hilfsverben wird möglichſt vermieden; die ſich breit machenden und eben darum ſchleppenden Adjective werden oft durch eine einfache Zuſammenſetzung überwältigt; die activen Participien, und ſelbſt die den alten Sprachen mit Leichtigkeit nachgebildete abſolute Conſtruction der paſſiven, treten mit iheer maleriſchen Hilfe und zuſammenziehenden Kraft hinzu; die vielen einſylbigen Partikeln müſſen ſich beſchränken und der volltönenden, gegliederten Reihenfolge weichen. Der Reichthum der ſogenannten Synonyme iſt noch nicht würdig dargeſtellt oder geordnet; indeſſen kommt es hier, wie man weiß, beſonders auf die Praxis der claſſiſchen Schriftſteller an, welche die Reflexion des ſpäter betrachtenden und vergleichenden Sprachforſchers beſtimmen und erleichtern. Das bekannte Werk von B. G. Sporon über die däniſchen Synonyme (Eenstydige danſke Ords Bemærkelſe. II. [Kbh. 1775—1792. Neue Ausg. 1807]), iſt indeſſen eine achtungswerthe Vorarbeit, und hat in dee letzten Bearbeitung des ſprach- und alterthumsgelehrten Biſchofs P. E. Müller viel gewonnen. Am meiſten hat wol dieſer, wie faſt alle andere Synonymiker, darin gefehlt, daß er auf den oft ſchwankenden Gebrauch zu viel, und auf die Sprachwurzelbildung zu wenig Rückſicht genommen hat. In den Synonymen muß, unſers Erachtens, das arbitrium usus loquendi mit angeſchlagen, zuletzt die tiefſte Sprachphiloſophie ſich ſpiegeln, die freilich die oberflächliche Betrachtung nicht entdeckt. Das Verhältniß der Freiheit und Gebundenheit der Conſtruction iſt ferner hier zu berückſichtigen, und diejenige ſteht wol der Vollkommenheit am nächſten, in welcher das eine Element das andere nicht ausſchließt, ſondern einſchließt. Zuerſt tritt uns in der däniſchen Sprache allerdings eine größere Gebundenheit als z. B. in der teutſchen entgegen; die Conſtruction iſt der natürlichen Gedankenentwickelung weit gemäßer; die Abſchweifung von den Hauptbegriffen auf die Nebenbegriffe, ehe jene ihren Cyclus vollendet haben, weit weniger oder vielmehr gar nicht geſtattet. Mit feinem und richtigem Takt (was bei dem geringen Vorrathe an Hilfsmitteln, womit er arbeitete, um ſo mehr zu bewundern iſt) hat Jeniſch bemerkt, daß die däniſche Sprache hierin den lateiniſchen Töchterſpeachen, und zwar im Ganzen mehr der franzöſiſchen als der italieniſchen, ſich anſchließe [21]). Aber dieſe natürliche Gebundenheit ſchlägt die Gedankenbewegung nicht in Feſſeln, hindert das Hervortreten der jedesmal gewichtigſten Wörter und Momente des Satzes nicht. Die Inverſion tritt mit

21) Vergleichung von 14 Sprachen Europa's (Berlin 1796). S. 335.

Digitized by Google

freier Kraft auf, überall, wo ſie nöthig iſt; die Klarheit wird in der Gebundenheit ſelbſt als eine ſtets wachſende organiſch dargeſtellt; die Ellipſe, die weit häufiger als im Teutſchen iſt, beſonders durch Auslaſſung der relativen Pronomina, entfernt jede läſtige Schwerfälligkeit. Mit Rückſicht auf dieſe Freiheit in der Gebundenheit der Conſtruction der däniſchen Sprache müſſen wir, unſerer Abſicht getreu, auf den obengenannten Forſcher verweiſen, der das unbeſtreitbare Verdienſt hat, die erſten Linien gezogen und einige recht gut erläuternde Beiſpiele gegeben zu haben.

§. 16. Der Wohlklang einer Sprache beruht zuerſt auf einem richtigen Verhältniſſe der Conſonanten und Vocale, ſodaß die Zunge weder durch die Rauhigkeit und das öftere Zuſammenſtoßen der erſtern, noch durch das Ineinanderfließen der letztern behindert werde; dadurch entſteht der Charakter der Laute. Aber auch die einzelnen Sylben müſſen ſich leicht gegen einander bewegen und weder durch die Begegnung durchaus ungleichartiger Conſonanten holperig und abgebrochen erſcheinen, noch durch die zu große Öffnung der Vocale den unangenehmen Hiatus herbeiführen. Es muß ferner in den ſo formirten Wörtertheilen ein Klang liegen, der ebenſo ſehr vom trockenen, hammermäßigen Schlage, als von der ſingenden und hüpfenden Bewegung entfernt iſt. Endlich müſſen die ſo formirten Elemente in ein ſolches Verhältniß zu einander treten, daß ſie ein organiſches Gepräge bekommen, welches vorzüglich dadurch erreicht wird, daß die längern und kürzern Wörter bis auf die Monoſyllaben hinab ſich das rechte Gleichgewicht halten. In allen vier Beziehungen iſt unleugbar die däniſche Sprache ſehr reich ausgeſtattet. Klangvoller iſt die hochſchwediſche, allein ſie nähert ſich zu ſehr dem Singenden in der Ausſprache. Das ſchließende e in der däniſchen Sprache, womit viele Haupt- und Eigenſchaftswörter und der active Infinitiv überall ſich endigt, bringt eine gewiſſe Anmuth hervor, die ſich ſelbſt in der Sylbenbildung oft reproducirt (z. B. lydefri, Ledebaand, Fæſtemö); ſtatt deſſen hat die ſchwediſche Sprache, auch hier ihrem hohen Charakter treu, faſt ſtets das offene a. Die Vocale (namentlich ö, æ, aa) ſind beſonders klar und durchhörbar, was den maleriſchen Ausdruck der Wörter begünſtigt. (Man vergleiche z. B. Mörke, Slövhed, Vædder, ſpæd, Aabred, laaſe.) Das Zuſammendrängen der ſchweren Conſonanten wird möglichſt vermieden, ſodaß z. B. ein t nach ſk, auch wo es grammatiſch in den Neutralformen der Adjective hervortreten ſollte, ausgeworfen wird. Der Hiatus iſt zwar oft ein unwillkürlicher, allein theils mildert ihn die geſchärfte und dumpfe Ausſprache deſſelben Vocals (z. B. i intet), theils, wo dies nicht der Fall iſt (z. B. paa aabne), werden die beſſern Schriftſteller ihm öfters zu entgehen ſuchen. Da aber unſer Urtheil hier, weil das Ohr, das der Mutter lauſcht, leicht verwöhnt wird, beſtochen ſcheinen könnte, ſo laſſen wir lieber einen teutſchen Sprachforſcher und Kritiker das Ergebniß reſumiren. Jeniſch, nachdem er die Härte der teutſchen Sprache aus dem Mangel an harmoniſcher Zuſammenſtellung der Vocale und Conſonanten und der „Verſänftung" der letztern abgeleitet, nachdem er dieſe Härte und die daraus entſpringende Einförmigkeit des Misklangs als das ſchwarze unaustilgbare Muttermal der teutſchen Sprache bezeichnet (l. c. p. 468, 469), „uns hat die Sprache," ſagt er dabei, „faſt mit jedem germaniſchen Worte einen Stein auf die Zunge gelegt" (l. c. p. 475), ſo ſtellt er den Wohllaut der däniſchen und engliſchen Ausſprache dagegen, und bemerkt, beide vergleichend: „Man ſieht, wie viel weicher, auch durch dieſe wenigen Regeln, die däniſche Ausſprache iſt als die teutſche. Mit dieſem Vortheile der weichern Ausſprache ſo mancher Conſonanten und Vocale verbinde man noch die häufigen Endungen auf einen Selbſtlauter, wo das teutſche Wort einen Mitlauter, und zwar harte, wie s, r, n, ch, ſch, hat, und man wird nicht mehr zweifeln, daß die däniſche Sprache die teutſche an Wohlklang weit zurückläßt, und ſelbſt die britiſche Schweſter an Weichheit übertrifft, mit deren ſo vielen Härten ſie faſt nirgends zu kämpfen hat" (l. c. p. 481). Man könnte wähnen, weil Jeniſch hier nur das Sanfte und Weiche hervorhebt, daß grade dieſes dem energiſchen Charakter der Sprache einen Eintrag thue; denn hier findet allerdings das Wort Schiller's ſeine volle Anwendung: „Wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes ſich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang." Allein im Gegentheile, eben die angedeutete Paarung bringt ja erſt den Wohllaut hervor, und wer da meinte, die däniſche Sprache ſei zum kräftig Auftretenden, zum feſt und gewichtig Fortſchreitenden unfähig, der würde ihren Grundcharakter verfehlt haben. Man überzeuge ſich durch die That, und leſe z. B. in der Grundſprache: Öhlenſchläger's „Hakon Jarl" oder Grundtvig's „Optrin af Nordens Kjempeliv."

§. 17. Wir ſtehen hier bei dem Punkte, wo ſich von ſelbſt die proſodiſche und metriſche Durchbildung der Sprache der Betrachtung darbietet. Die däniſche Sprache iſt, wie alle neuern im Gegenſatze zu den alten (mit alleiniger Ausnahme der ſlawiſchen), nicht eine quantitirende, ſondern eine accentuirende Sprache; ſie mißt die Sylben nicht, ſondern wägt ſie, ihr Princip iſt das logiſch-grammatiſche und nicht das muſikaliſche. Was man in den alten Sprachen durch beſtimmte Längen und Kürzen erreicht, das wird hier durch ſtark und ſchwach betonte Sylben dargeſtellt. In dieſer Beziehung ſchließt ſich die däniſche Sprache ganz an die germaniſchen Schweſtern an und entfernt ſich von der isländiſchen, in welcher die Sylben nicht gewogen, ſondern nur gezählt werden und die ganze Verskunſt ſich meiſt nur um Reim und Reimbuchſtaben dreht. In Teutſchland gebührt Opitz der Ruhm zuerſt auf jenes Grundgeſetz der germaniſchen Sprache in metriſcher Beziehung aufmerkſam gemacht zu haben; gleichzeitig mit ihm führte Peder Jenſen Roeskilde in ſeiner Prosodia linguae Danicae (1627) daſſelbe für die däniſche Sprache durch. Dieſer und die auf ihn zunächſt folgenden däniſchen Metriker, Hans Mikkelſen Ravn (Rhythmologia Danica 1649. 4. Heptachordum Danicum 1646) und Sören Poulſen (Prosodia Danica eller danſk Rimekonſt. 1671) entwickelten nach Maßgabe des Zeitalters den rhythmiſchen

Digitized by Google

Reichthum der Speache, ſuchten die metriſchen Geſetze feſtzuſtellen und anticipirten in mancher Rückſicht, was erſt einer ſpätern Zeit darzuſtellen vorbehalten war. Der Muſter, aus welchen ſie die Regeln abſtrahiren konnten, waren damals nur wenige, die Speache beugte ſich mehr oder weniger, wie der neueſte ſchaeſſinnige Forſcher in dieſem Fache ſich ausdrückt, unter einer gewiſſen Monometrie. Das ganze Mittelalter hinduech wae die poetiſche Literatur in den Heldenliedern (Kjempeviſer) concentrirt; der metriſche Geundcharakter deſſelben iſt ein jambiſcher, doch ſo, daß die Abwechſelung mit andeen Füßen ſehe häufig\ und gleichſam zur Rrgel geworden iſt. Später wurden dieſe von den ebenfalls wenig geregelten, vierfüßigen Verſen abgelöſt, die man gewöhnlich Knittelverſe genannt hat (nicht, wie Gräter will, von einem gewiſſen Abte zu Schönthal Bened. Knittel, der in den Jahren 1714 fg. in ſolchen Reimen dichtete; denn der Name kommt z. B. ſchon in Sören Poulſen's Prosodia Danica (1671) vor, und dieſer erkläet denſelben ſo: „versus leonini s. rophalici vel potus rhopalici, a ῥόπαλον o: clava,“ letzteres im Däniſchen „en Kölle, en Knude,“ daher „Knudevers;“ Thortſen's Metrik. II, 153), in welchen die jambiſche Bewegung vorherrſcht, abee die Einmiſchung zum Theil ungleichartiger Füße, der Anapäſten, Trochäen, Daktylen, Päonen, den Versbau häufig ſtöet. Solche Knittelverſe trifft man vielfach bei den Dichtern des Zeitalters der Reformation und des nächſt darauf folgenden, z. B. in Hermann Weiger's „Überſetzung von Reineke Fuchs,“ in den ältern Komikern u. ſ. w. Im 17. Jahrh. verſuchte Andeeas Areeboe im Anfange ſeines Hexaëmeron, für dieſe Zeit gewiß nicht ohne Glück, den Hexameter der Mutterſprache einzuimpfen; allein der Grundſatz Opitz's, den der obengenannte Hans Mikkelſen Ravn adoptirte, daß die ſechsfüßigen Jamben in der Form der Alexandeiner das beſte Surrogat für das heroiſche Versmaß der Alten ſeien, gewann immer mehr Eingang; die Alexandriner wurden ſeit der letzten Hälfte des 17. Jahrh. herrſchend, und theilten die Herrſchaft nur mit den vierfüßigen Jamben, die beſonders in ſcherzhaften leichten Darſtellungen und in Satyren von den Dichtern damaliger Zeit angewandt wurden. Die allgemeine Gährung in der Speache ſeit der letzten Hälfte des 18. Jahrh. führte endlich auch eine andere Periode füe die däniſche Metrik herbei. Die Dichterkraft lernte ſich ſelbſt und dem Genius der Sprache vertrauen; Ewald war der Schöpfer einer Menge neuer Versmaße, und übte die Kunſt bis zur techniſchen Vollendetheit. Ohne irgend etwas von ihrer Eigenthümlichkeit einzubüßen, kleidete die Sprache ſich in Veesformen, von den Dichteen des Südens entlehnt; die lyriſchen Versmaße, ſchon früher in einzelnen Erſcheinungen da, wurden bis zur reichſten Mannichfaltigkeit geſteigert, die fünffüßige jambiſche Versart, zuerſt in Teutſchland durch Chr. Fel. Weiße und Leſſing wieder erweckt, dieſe, von der das Horaziſche „rebus nata agendis,“ recht eigentlich gilt, ward immer allgemriner und nahm mit Recht ſtatt der Alexandriner die Herrſchaft im Drama ein; auch der Hexameter wuebe nachgebildet, zuerſt freilich ohne durchgreiſende Sicherheit, nachher ſeit Baggeſen mit immer geößerer Virtuoſität. Bei den letztgenannten Dichtern, Öhlenſchläger und Schack Staffeldt, entfaltet ſich die ganze Blüthe der däniſchen metriſchen Kunſt; unter den ſpätern ſind beſonders auf dieſer Bahn fortgeſchritten: J. L. Heiberg, Heinr. Hertz, Chr. Winther, Paludan Müller. Die Metrik als Theorie blieb lange hinter der Kunſt zurück, bis endlich, nach einzelnen gediegenen Vorarbeiten, Chr. Ad. Thortſen unter dem Titel: „Forſög til en danſk Metrik (2 Bde. 1833 und 1834), ein Syſtem aufſtellte, das ebenſo ſehr von fleißiger Benutzung der Arbeiten der Vorgänger (auch der teutſchen principes in der Metrik, G. Hermann, Bernhardi, Apel u. A.) als von unverkennbarem Scharſſinne zeugt. Dieſem Verfaſſer ſind wir denn auch, wie billig, in der gegenwärtigen Darſtellung gefolgt. Ein kuezer Überblick der metriſchen Formen, in welchen ſich die däniſche Dichtkunſt bewegt (nach dem 2. Bde. der Thortſen'ſchen Metrik), wird Einzelnes näher ausführen und zu dem hier Geſagten die Brlege liefern.

§. 18. Unter den nach dem griechiſch-römiſchen Schema benannten Füßen ſind beſonders fünf der däniſchen Sprache natürlich, ihrem Baue nach, der Jambus, Trochäus, Daktylus, Anapäſt und Amphibrachys, letzteer jedoch nicht als Grundfuß. Reine Spondäen ſind weit ſeltener und müſſen jedenfalls oft mit den ſchweren Trochäen vertauſcht weeden. Die trochäiſchen, jambiſchen und daktyliſchen Versarten ſind die bei weitem häufigſten in der däniſchen Sprache. Der große Reichthum deeſelben ſowol an männlichen als weiblichen Reimen, während z. B. im Italieniſchen die letztern, im Engliſchen die erſtern überwiegen, öffnet der freien Bewegung und Abwechſelung der Verſe einen weiten Raum. Die trochäiſche Versart in bloßen Dipodien nähert ſich der daktyliſchen Leichtigkeit; in den trochäiſchen Tripodien (dem ithyphalliſchen Verſe der Ältern) ſpiegelt ſich ein größerer Ernſt; beide ſind von däniſchen Dichtern benutzt. In vierfüßigen trochäiſchen Verſen, der Grundehythmus der ſpaniſchen Dramen und Romanzen, ſind mehre treffliche Elegien (z. B. Öhlenſchläger's Hjemvee) gedichtet. In fünffüßigen Zeilen entfaltet der Trochäus ſeine ganze ſchmelzende Lieblichkeit, Öhlenſchläger und Schack Staffeldt ſind hier unübertroffene Muſter. Erſterer hat auch die ſechsfüßigen Zeilen, abwechſelnd mit kürzern, in dem trefflichen Gedichte „Harald Hildetand,“ wo zugleich die nordiſche Alliteration oder der Buchſtabenreim [22]) mit

22) Raſk ſtellt die Regeln des isländiſchen Buchſtabenreims folgendermaßen dar: „In je zwei und zwei auf einander folgenden Verszeilen müſſen drei Wörter vorkommen, die dieſelben Anfangsbuchſtaben haben, und dies zwar dergeſtalt, daß zwei dieſer Wörter in der erſten, das dritte und gewichtigſte, wornach die zwei übrigen beſtimmt werden, in der zweiten Verszeile vorkommen. Auch düefen es, wo möglich, nicht unbetonte kleine Wöeter ſein, worin die Reimſtäbe geſucht werden, vorzüglich wenn die Veeſe etwas länger ſind.“ (Raſk, Veiledning 1811, S. 212.) Demgemäß ſingt nun Öhlenſchläger:

Hildetand med ſölvgraae Haar
Hu til Valhal vendte,
Hundredſemti Hærdeaar
Heltens Jëſe kjendte u. ſ. w.

Digitized by Google

beſonderm Effect reproducirt iſt, angewandt. Seltener begegnen wir den ſiebenfüßigen Trochäen, der längſten Reihe derſelben in Öhlenſchläger's „Baldur hin Gode." Trochäiſche Verſe von acht Füßen (der katalektiſche Tetrameter der Alten) ſind von Meisling in ſeiner Überſetzung des Pervigilium Veneris, ſowie von Öhlenſchläger in dem lieblichen Gedicht-Cyclus „Aaret's Evangelium" dargeſtellt; erſterer gebraucht ſie auch in ſeiner Überſetzung der Fiabe teatrali C. Gozzi's, wo dieſer martellianiſche Verſe hat. Von den gemiſchten trochäiſchen Versarten, den logaödiſchen, glykoniſchen, Sapphiſchen u. a. gibt unſer obengenannter Metriker ebenfalls Beiſpiele. Gedichte in Decimen (einer urſprünglichen ſpaniſchen Versart) findet man bei Heiberg und Heinr. Hertz, die Alkäiſche Strophe, doch ſelten rein, in der J. Smidth'ſchen Überſetzung des Horaz, anderer trochäiſchen Strophenverbindungen zu geſchweigen, die rein auf nationalem Boden erwachſen ſind und nur durch eine Reihe von Beiſpielen (die der Raum verbietet) erläutert werden könnten. Die jambiſchen Dipodien ſind namentlich von Schack Staffeldt, und in Ewald's herrlichem Singſpiele „Fiſkerne" angewandt. Die dreifüßigen Jamben ſind mit großer Meiſterſchaft in Öhlenſchläger's „Thors Reiſe til Jotunheim" behandelt; übrigens ſind ſie häufig in unſerer poetiſchen Literatur, und ſchon bei den ältern Dichtern (z. B. Töger Reenberg) haben ſie das Bürgerrecht gewonnen. Die vierfüßigen Jamben, bei den Ältern beſonders in der Satyre einheimiſch, ſind von neuern Dichtern, theils rein, theils vermiſcht, auch in Liedern und Romanzen angewandt. Von der Einführung des fünffüßigen Jambus in unſerer Nationalliteratur haben wir ſchon oben geſprochen; der Erſte, der ſie gebrauchte, war Ewald in dem nordiſchen Trauerſpiele: „Balders Död;" ſpäter ſind ſie auch in nicht dramatiſchen Gedichten, z. B. in der poetiſchen Epiſtel, dem Lehrgedichte, mit Glück angewandt. Die Bedingungen, um dieſer Versart Charakter und die nöthige Mannichfaltigkeit zu geben, hat Thortſen ausführlich und geiſtreich entwickelt (Metrik II, 72—105). Die ſechsfüßigen Jamben erſcheinen in einer doppelten Form, als Alexandriner und Trimeter. Nachdem die erſtern ziemlich abgenutzt waren, hat man ſie in unſern Tagen vorzüglich in der komiſchen und parodiſchen Poeſie repriſtinirt; ſo läßt z. B. Öhlenſchläger in ſeinem „Tordenſtjold" die franzöſirende Tante Debora in franzöſiſch gebauten Alexandrinern (die allerdings eine größere Mannichfaltigkeit zulaſſen) ſprechen. Ewald wußte auch dieſe Versart, die ſonſt ſehr leicht monoton wird, in ſeinem „Adam og Eva" vielfach zu beleben und ihr einen in der That majeſtätiſchen Gehalt zu geben. Der Erſte, der in Trimetern dichtete, war wiederum Öhlenſchläger in dem ſchon angeführten „Baldur hin Gode;" ſpäter hat er ſie in mehren ſeiner Trauerſpiele antiker Form angewandt. In der Fibiger'ſchen Überſetzung des Sophokles ſind die Trimeter ebenfalls öfters kunſtfertig behandelt. Seltener trifft man ſiebenfüßige jambiſche Verſe; wie z. B. in einem trefflichen beſchreibenden Abſchnitte in Öhlenſchläger's „Aladdin." Die ältere freiere Conſtruction der Jamben, wie ſie auch in den Heldenliedern vorherrſcht, hat Öhlenſchläger in mehren Romanzen des Gedichtes „Helge," in „Nordens Guder" (einem großen epiſch-mythiſchen Cyklus) zuletzt in „Hrolf Krake" wieder eingeführt; Chr. Winther dichtete in dieſer Versart ſeine genialen „Træsnit" (Holzſchnitte aus dem ſeeländiſchen Volksleben). Unter den verſchlungenen jambiſchen Strophen iſt die Terzine mit Kunſtfertigkeit von Schack Staffeldt, Öhlenſchläger, J. L. Heiberg behandelt; ein großes romantiſches Gedicht in vollendeten Ottaven ſchenkte Ingemann uns (de ſorte Riddere) und beurkundete dadurch eine große Herrſchaft über die Sprache; im Sonett ſind Schack Staffeldt und J. L. Heiberg Meiſter; die ſchöne Form der Canzone hat Öhlenſchläger dargeſtellt. Daktyliſche Verſe, beſonders vierfüßige, weniger zwei-, drei- und fünffüßige, ſind von den neuern däniſchen Dichtern angewandt; ſeltener iſt die Schwierigkeit vollkommen überwunden, die aus dem eigenthümlichen Conflict der leicht hinſchreitenden Daktylen mit den nothwendigen Cäſuren und der Unzuläſſigkeit, mehre einſylbige Wörter nach einander einzuſchieben, entſteht. Von der Wiedereinführung des Hexameters haben wir oben geſprochen; hier genüge es einige größere Werke anzuzeigen, worin dieſe Versart beſonders gewandt und techniſch richtig dargeſtellt iſt. Obenan ſteht das claſſiſche Epos von dem ältern J. M. Hertz „det befriede Iſrael;" vortrefflich zu nennen iſt in künſtleriſcher Hinſicht gleichfalls die Überſetzung Tibull's von F. H. Guldberg. Mit letzterm wetteifern die neueſten Überſetzer des Homer, Bion, Moſchus und mehrer alten Dichter, Meisling, Wilſter, P. Möller u. A. Sehr häufig ſind bei unſern lyriſchen Dichtern daktyliſche Strophen, mit trochäiſchen und jambiſchen abwechſelnd. Von zwei-, drei- und vierfüßigen anapäſtiſchen Verſen bringt der oft erwähnte neueſte Metriker paſſende Beiſpiele bei; gewöhnlich wird der Anapäſtenreihe ein Jambus vorgeſchlagen, und dies iſt als die Grundform zu betrachten, in welcher dieſes Versmaß im Däniſchen hervortritt. Das romantiſche Epos Pram's, Stærkodder, iſt ganz in dieſem Metrum gedichtet. Mit trefflicher Technik ward es von dem ältern Dichter, Jörgen Sorterup, in deſſen Heldenliedern (1715) benutzt, ſowie es denn für die Lyrik ungleich geeigneter als für das Epos ſcheint. An jambiſch-anapäſtiſchen Strophenverbindungen iſt die däniſche Literatur reich; viele Gedichte von Baggeſen, Öhlenſchläger, Schack Staffeldt bewegen ſich in ſolchen Reihen. Zu den ſeltenern Formen in unſerer poetiſchen Literatur gehören die kretiſchen Verſe; häufiger und mit Glück benutzt von unſern beſten Dichtern ſind die choriambiſchen und Aſklepiadiſchen Strophen.

Die kunſtfertige Anwendung der Allitteration in Verbindung mit dem Reime durchgängig in dieſem Gedichte iſt ebenſo groß, als die innere Trefflichkeit deſſelben. Doch iſt kein jüngerer Dichter unſeres Wiſſens in dieſe Fußtapfen getreten. Auch die Aſſonanz iſt, und wir glauben mit Recht, ſelten von unſern Dichtern verſucht worden, obgleich ſie in den alten Heldenliedern häufig vorkommt. Hingegen iſt der Refrain (Omqvæd) in Liedern und Romanzen ſehr oft von unſern Dichtern mit Glück gebraucht worden.

Digitized by Google

§. 19. Die däniſche Literatur iſt keine neugebildele, ſondern eine mit allen Wurzeln tief in die Vorzeit verſchlungene. Neben dem individuellen Charakter derſelben tritt das gemeinſam Nordiſche als der Grundzug hervor; ſchon darum müſſen wir, um zu einem hiſtoriſchen Verſtändniſſe zu gelangen, auf die altnordiſche Literatur zurückweiſen, und werden wol nicht irren, wenn wir dieſe, nach unſerm Zwecke freilich nur in kurzen Umriſſen, als Einleitung der däniſchen voranſtellen. Wo die Sprache mit ihren Wurzeln hinzeigt, da wird man auch erwarten, die erſte Entwickelung des Geiſtes, die erſten Geiſtesfrüchte zu finden. Zudem iſt dieſer tiefe und überaus reichhaltige Schatz der altnordiſchen Literatur zunächſt und am meiſten von däniſchen Bergleuten befahren worden; es iſt gleichſam ihr Eigenthum geworden, was ſie mit ſo großer Anſtrengung und treuer Sorgfalt ans Licht gezogen. Wie dem aber auch ſei, denn allerdings muß jeder Sohn des Nordens ſeinen Antheil an dem mütterlichen Erbe haben, ſo kann man in den hiſtoriſch-poetiſchen Grundcharakter der däniſchen Literatur keine Einſicht erlangen, ohne daß man die Ausgangspunkte da ſuche, wo ſie in der Geſchichte gegeben ſind.

So räthſelhaft, und wir möchten ſagen, ſo rieſenhaft groß ſteht die Edda, die Altmutter nordiſcher Weisheit, Religion und Poeſie da. Schon ein flüchtiger Überblick über die kühnen Formen und das impoſante Ganze muß uns überraſchen. Denn es ſind, in den ältern Theilen der Edda, nicht Gedanken, die ein Menſch oder eine Zeit gedacht hat, ſondern Spuren des reichen Stroms, der Jahrhunderte bewäſſert und befruchtet hat; es ſind nicht verblichene Reminiſcenzen, nicht nebelhafte Geſtalten aus grauer Vorzeit, ſondern das lebendige Herz derſelben, das uns, wenn auch in einzelnen abgebrochenen Pulſen, entgegenſchlägt. Daher haben wir immer das eitle Bemühen der kritiſchen Zwerge nur mit einem mitleidigen Lächeln betrachten können, die nicht einmal an die Zehe der großen Figur reichend, das Herz ihr aus dem Leibe reißen und es zu Bücherſtaub aus dem 12., ja 13. Jahrh. machen wollten. Nein im Gegentheile, die Edda verbirgt eine Bildung von Jahrhunderten in ſich, auf ihrem Grunde ruht das ganze altnordiſche Volksleben, die ganze altisländiſche Literatur, die doch ſelbſt von dem 10. Jahrh. unſerer chriſtlichen Zeitrechnung ausgeht, auf ihr ruht alles, was die nordiſche Vorzeit in Leid und Freud, in lebenskräftig friſcher Betrachtung und That ſich angeeignet und erlebt hat. Saxo, der große däniſche Geſchichtſchreiber, reißt uns mit Macht in ein ſolches einfach-reiches Leben der Vorzeit hinein, wie die Edda es in großen Zügen darlegt; er ſchreibt gleichſam auf dem Grunde, wo dieſe ſteht. Die däniſchen Heldenlieder ſetzen mehr noch als alle isländiſche Skaldekunſt, mit der ſie überhaupt weniges oder gar nichts gemein haben, einen ſolchen Gedankengang, eine ſolche Grundbildung voraus, wie ſie in der Edda vor uns ſteht.

Wie kam es aber, daß dieſe Altmutter alles nordiſchen Lebens, aller nordiſchen Betrachtung ſo ſpät erſt wieder entdeckt und vor den Augen der Forſcher enthüllt wurde? Denn die isländiſche Skaldekunſt, in welcher, wie manches in der Form auch daran uns erinnern möchte, die Spuren dieſer Betrachtung ſo gut wie verwiſcht ſind, geſchweige denn, daß ſie als eine lebendige Fortſetzung derſelben angeſehen werden könnte, verſtummte ſeit dem 13. Jahrh., und ſeitdem bis gegen die Mitte des 17. vernehmen wir wenigſtens außerhalb Island keinen Laut von der Edda. Damals war es, als der Biſchof Brynjulf Svenſen die ſchöne und zugleich älteſte und vollſtändigſte Pergamenhandſchrift der Edda nach Kopenhagen ſandte, wahrſcheinlich ſie dem Könige Friedrich III., der das nordiſche Studium liebte, als ein werthvolles Geſchenk darbietend. An dieſe Handſchrift reiht ſich die Familie dee ältern papiernen Manuſcripte der Edda, die gleichfalls in Kopenhagen aufbewahrt werden, und glücklicherweiſe Einiges ergänzen, was in der älteſten fehlt. Aber auch ſo haben wir immer nur eine ausführliche Probe der Weisheit, des religiöſen Glaubens, der Poeſie unſerer Voeväter (denn alle drei ſind hier gleichſam in ein großes lebendiges mythiſches Syſtem verſchmolzen, das von der Schöpfung ausgehend, mit dem Untergange der bunten Götterwelt und dee Entſtehung eines neuen Himmels und der neuen Erde ſchließt) und ohne den grundhiſtoriſchen Sinn der Isländer, der, wie er ſelbſt die Vorzeit ſo gern in die Erinnerung zurückruft, alſo ſie auch treu bewahrt, würden wir gar nichts haben. Nehmen wir dazu, daß ſelbſt die Herausgabe dieſer und der Sagenſchätze, dem unverdroſſenen Fleiße und der Einſicht isländiſcher Gelehrten das Meiſte verdankt, ſo ſehen wir, wie viel unſer Norden, ja das ganze Europa, Island ſchuldig iſt.

Die Edda zerfällt bekannter Maßen in zwei Haupttheile, oder vielmehr in zwei Sammlungen, unter welchen die ältere (aus der ſo eben beſchriebenen Handſchrift) die ungleich wichtigere iſt, die jüngere aber neben höchſt ſchätzbaren Fragmenten altnordiſcher Dichtkunſt auch noch einen Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Ganzen enthält, in der Zeit gegeben, da man ihn am beſten geben konnte. Die erſtere nennt man Sæmund's, die letztere Snorro's Edda. Schon der gemeinſame Name beider, den man gewiß nicht aufs Gerathewohl hin ihnen gegeben hat, deutet an, daß ſie in einer hiſtoriſchen Verbindung mit einander ſtehen. Und dafür ſpricht die zwar nicht unmittelbar in dem Werke ſelbſt bezeugte, aber höchſt allgemeine und gewiß durch keine hiſtoriſche Skepſis zu bezweifelnde Sage, daß der berühmte Gelehrte, Sæmund Sigfuſſön, mit dem Beinamen hin Frode, der Gelehrte (geſt. 1133), der Sammler der erſten, und Snorro Sturleſon, der, im zweiten Gliede, Sæmund's koſtbare Sammlungen, ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Geiſt erbte, die letztere veranſtaltet und zum Theil verfaßt hat. Sæmund galt bei ſeinen Zeitgenoſſen für einen Zauberer; das Intereſſe für die alten Sagen und Dichtungen, das man bei ihm als einem chriſtlichen Prediger nicht vermuthete, und ſeine Luſt in die dunkele Tiefe der Vorwelt hinabzuſteigen, mag viel dazu beigetragen haben. In ſeiner Jugend durch Reiſen nach Frankreich (und vielleicht Teutſchland) gebildet, erkannte er es als die Aufgabe ſeines Mannesalters, das Gemeingut der Väter im Glau-

Digitized by Google

ben und in der Poeſie vom Untergange zu retten, oder wenigſtens es ſicherer auf die Nachwelt zu bringen. Aus dem Munde des Volks und möglicherweiſe einzelnen ältern Abſchriften, ſammelte er mit der größten Treue dieſe Denkmäler; wo die poetiſche Form nicht ausgebildet, der Übergang nicht ausgedrückt war (was eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit bei der altnordiſchen Dichtung iſt), ſtellte er die einfach ergänzende Erzählung, gewöhnlich auch blos eine kurze Andeutung, gewiſſenhaft hin. Von den eigentlich mythologiſchen Liedern (Völuspá, dem älteſten unter allen, das mit Recht die Unſterblichkeit im Munde führt, Grimnirsmál, Vafthrudnirsmál u. ſ. w., in allem nach Finn-Magnuſen's Eintheilung, 15 Gedichte) zieht ſich die Sammlung in das Gebiet des Romantiſchen hinüber; neben urſprünglichen nordiſchen Sagen öffnet ſich der große Cyklus der Lieder von Sigurd Fafnersbane und den Niflungen unſerm Blicke, das gemeinſame Eigenthum des nordiſch-germaniſchen Mittelalters; doch darf man nicht annehmen, weder daß die Niflungen eine Copie der Niebelungen, oder Sigurd, der in beiden Sagenkreiſen erſcheint, im Nordiſchen blos ein adoptirter ſei, noch, daß wir hier blos eine poetiſche Recapitulation des gegebenen Stoffes vor uns haben; im Gegentheile, die nordiſche Bearbeitung beurkundet ſich ſowol durch den Charakter der Poeſie, als durch die Darſtellung der Sitten und die treuen, treffenden Züge des Volkslebens, als die bei weitem ältere und urſprüngliche. In den germaniſchen Darſtellungen hat das Romantiſche ſich vom mythiſchen Grunde ſo gut wie abgelöſt, in den nordiſchen iſt das Letztere noch innig verwebt mit dem Erſtern, und ſelbſt der Gang der Begebenheiten hier ſtellt uns öfters eine Heldenkraft dar, die mit Recht im Norden ihre Heimath erkennt. Höchſt ſelten treten uns Züge entgegen, die an chriſtliche Vorſtellungen erinnerten[23]). Auch das Einfache der metriſchen Form (das Fornyrdalag), die häufig vorkommenden Archaismen, alles Äußere nöthigen uns, dieſen Dichtungen ein ſehr hohes Alter zuzuſchreiben. Der Einfluß des germaniſchen Ritterlebens und teutſcher Romantik auf nordiſches Volks- und Hofleben fing aber erſt mit dem 13. Jahrh. an, während äußere und innere Kriterien uns auf das 8. Jahrh., als die ſpäteſte Abfaſſungszeit des größern Theiles der ältern Edda hinweiſen. (ſ. Müller's Sagabibl. II, 121—145.)

Der treffliche Sæmund hinterließ ſeine Sammlungen und einen Theil ſeiner Gelehrſamkeit ſeinen beiden Söhnen; von dem einen derſelben, Lopt, gingen ſie auf den Enkel, Jon Loptſón über, einen durch wiſſenſchaftliche Bildung, Reichthum und Freigebigkeit ausgezeichneten Mann. In Jon Loptſón's Hauſe ward Snorro Sturleſon, der große norwegiſche Geſchichtſchreiber, bis zu ſeinem 20. Jahre erzogen, und als die Enkel des Erſtern ſpäter ihr väterliches Erbe theilten, ſtand Snorro ihnen als erfahrener Rathgeber und unparteiiſcher Schiedsrichter bei. Wahrſcheinlich bei dieſer Gelegenheit gingen Sæmund's Sammlungen in Snorro's Hände über, und fanden an ihm einen tüchtigen Bearbeiter. So wurde das mythiſche Syſtem bewahrt, welches unter den Namen Gylfa-Ginning und Braga-rædur einen Theil der jüngern Edda ausmacht, jedenfalls mit Zuſätzen von Snorro's Hand. Die wichtige Sammlung der poetiſchen Benennungen und Umſchreibungen, Kenningar, hat ebenfalls Snorro viel zu verdanken; die übrigen Beſtandtheile der jüngern Edda, welche die Isländer unter dem Geſammtnamen Skalda (Dichtkunſt) befaſſen, und worin eben die köſtlichen Fragmente altnordiſcher Dichtkunſt enthalten ſind die wir in der ältern Edda nicht beſitzen, haben nach ausdrücklichen Zeugniſſen den Brudersſohn und geliebten Schüler Snorro's, Olaf Thorderſon, mit dem Beinamen Hvitaſkald (geſt. 1259) zum Sammler und Herausgeber. Das iſt die Entſtehungsweiſe der jüngern Edda, deren ergänzenden und erläuternden Charakter wir ſchon oben bezeichneten.

Die Literatur der Edda findet man mit großer Sorgfalt und Genauigkeit verzeichnet in von d. Hagen's Lieder der ältern Edda (Berl. 1812) S. 88—118, ſowie in Finn-Magnuſen's däniſcher Überſ. der ältern Edda, wo außer der allgemeinen Literatur bei jedem einzelnen Liede die Bearbeiter und Überſetzer angegeben und gewürdigt ſind. Wir müſſen uns hier darauf beſchränken, theils die ſpätern gediegenen Leiſtungen namhaft zu machen, theils die Hauptausgaben und Erläuterungsſchriften zu charakteriſiren, die jedem Forſcher unentbehrlich ſind. Nachdem zuerſt Völuspá und Havamál ſchon im 17. Jahrh. (1668, 1675) freilich ohne feſte kritiſche Grundlage und ohne den nöthigen Apparat, von P. Reſen edirt waren, unternahm die Arna-Magnäaniſche Commiſſion eine kritiſche und vollſtändige Ausgabe der ältern Edda. Der erſte Theil erſchien im J. 1787, nach einem weiten Zwiſchenraume (1818) der zweite, und endlich 1828 der dritte und letzte Band. Die kritiſche Bearbeitung des erſten Bandes, dem nach der allgemeinen Einleitung das Leben Sämund hin Frode's von Arnas Magnäus vorangeht, haben wir dem gelehrten Isländer Gudmund Magnäus (geſt. 1798) zu verdanken, der außer Sprach- und hiſtoriſchen Erläuterungen ein fleißig gearbeitetes Gloſſar hinzufügte. Dem Plane nach enthält dieſer Band die mythiſchen Lieder (mit Inbegriff des Solar Liod), welche von Reſen nicht herausgegeben waren. Den zweiten Band, welcher die romantiſch-mythiſchen Lieder befaßt, den ganzen Cyklus der Dichtungen von den Volſungen, Budlungen und Niflungen (oder Giukungen) bearbeite Finn-Magnuſen, nachdem er durch jahrelange vorbereitende Studien ſich dazu gebildet hatte. Die Einrichtung des Ganzen mit den kritiſchen und erläuternden Anmerkungen iſt wie im erſten Bande, das Gloſſar iſt noch viel zweckmäßiger und reichhaltiger, indem es namentlich auf die vergleichende Sprachkunde viel Rückſicht nimmt. Der dritte Band, welcher Volu-spá, Háva-Mál und Rigs-Mal kritiſch edirt nebſt Gloſſar enthält, hat ebenfalls Finn-Magnuſen zum Bearbeiter, der aus dem reichen Vorrathe ſeiner Gelehrſamkeit noch ein weitläufiges Lexicon Mythologicum über Sämund's Edda

23) In der ältern Edda kommt nur ein chriſtliches Lied (Solar-liod) vor, das offenbar vom Sammler, Sæmund, als Anhang beigefügt ward, wahrſcheinlich auch ihn zum Verfaſſer hat.

und ein Specimen Calendarii gentilis, worin er ſeine Hypotheſe von dem aſtronomiſchen Grundſinne der nordiſchen Mythen nach allen Seiten beleuchtet, hinzugefügt hat. Durch die Vollendung dieſer Ausgabe iſt dem gelehrten Studium der ältern Edda der ſichere Weg geöffnet. Wer dieſe Ausgabe nicht haben kann, wird ſich mit Vortheil der von dem berühmten Raſk und dem ſchwediſchen Hofprediger Afzelius beſorgten correcten Handausgabe (Stockh. 1818) bedienen. Die einzige kritiſche und vollſtändige Ausgabe der jüngern Edda nebſt Skalda (denn die frühere Ausgabe von Reſen [Kopenh. 1665. 4.] und von Göranſen [Upſala 1750] ſind ſehr unvollkommen) iſt nach den Hauptcodices von Raſk veranſtaltet (Stockh. 1818). Die dieſer Ausgabe entſprechende ſchwediſche Überſetzung erſchien Stockh. 1819.

Je ſchwieriger die Aufgabe war, die Lieder der ältern Edda vollkommen entſprechend zu übertragen, deſto weniger dürfen wir uns wundern, daß ſie noch nicht ganz gelöſt iſt. Meiſterhaft ſind die von Grundtvig im J. 1810 mitgetheilten Proben, ſowie die einzelnen eddiſchen Bruchſtücke in beiden Ausgaben ſeiner nordiſchen Mythologie, ein Werk, das zugleich einen lebendigen Begriff und eine höchſt ſinnreiche Erklärung der ſämmtlichen nordiſchen Mythen gibt. Rühmlich hat Finn-Magnuſen in ſeiner Überſetzung der ältern Edda (4 Bde. Kopenh. 1821) mit den Schwierigkeiten gerungen; an vielen Orten iſt der gewonnene Ausdruck klar und daneben dem Texte ſich anſchmiegend; die Anmerkungen bieten einen reichen Stoff zur Erklärung dar. Wenn man auch mit dem Verfaſſer in der Grundanſicht von dem Mythus, wonach die Fülle des Lebens in einen Kalenderſtab verwandelt wird, nicht einig ſein kann, ſo wird man doch ſeine Eddalehre (4 Bde. Kopenh.) keineswegs unbefriedigt aus der Hand legen, da ſie des Belehrenden ſo viel enthält. Ein früherer Überſetzer der Edda, Sandvig, verdient alle Beachtung; er war es, der zuerſt die Bahn brach und jedenfalls ein großes Talent zu dieſen Leiſtungen beurkundete. Seine hierher einſchlagenden Sammlungen (Danſke Sange af det ældſte Tidsrum" 1780. Levninger af Middelalderens Digtekonſt" 1. und 2. Heſt. eod.) gehören leider ſchon zu den literariſchen Seltenheiten. Unter den Teutſchen haben Gräter (ſ. deſſen Überſetzung von Vegtams-Qvida, Bragur II, 162 fg), v. der Hagen und die Gebrüder Grimm ſich theils durch Ausgaben der Edda, theils durch Überſetzung einzelner Lieder höchſt verdient gemacht und das Ehrenbürgerrecht in unſerer Sprache und Literatur erworben. Über das Techniſche der geſammten altnordiſchen Poeſie, ſowol der Edda als der ſpätern Skalden, findet man treffliche Auskunft in des grundgelehrten Isländers John Olaffens Werk über die alte Dichtkunſt Nordens (Om Nordens gamle Digtekonſt, Grundregler, Versarter, Sprog og Foredragsmaade [Kbh. 1786. 4.]).

§. 20. Das wunderbare, anziehende Schauſpiel eines Volks, das mit inniger Liebe die Schätze der Vorzeit gepflegt und in treuer Bruſt, blos durch mündliche Fortpflanzung viele Jahrhunderte hindurch bewahrt hat, finden wir noch einmal auf den Færöern. Es ſcheint als ob der Norden alle ſeine plaſtiſche Kraft und gemüthliche Liebe zur Kunſt grade auf den kleinern Inſeln concentrirt habe, und daß die Völkerſtröme, die ſo vieles in ihrem Laufe vernichten, hier ein ſicheres Bette gefunden haben. Iſt die Edda uns ehrwürdig, ſo werden die færöiſchen Qvæder, die ſo vieles gemeinſam mit derſelben haben, es nicht weniger ſein. Und was hier uns geboten wird, iſt, wenn auch nicht in der urſprünglichſten, ſo doch in einer das hohe Alterthum bezeugenden Geſtalt, im Munde des Volks ein ganzes Jahrtauſend aufbewahrt. Wenn die Færöboer (die Bewohner dieſer kleinen Inſeln, die 23 an der Zahl zwiſchen 61° 15′ und 62° 21′ nördl. Br., 45 Meilen von den holländiſchen Inſeln, 84 Meilen von der nächſten norwegiſchen Küſte entfernt liegen) in den langen Winterabenden zuſammenkommen, mit Verfertigung allerlei wollenen Sachen beſchäftigt, ſo ſuchen ſie, in der Rauchkammer, d. h. der allgemeinen Arbeitsſtube, verſammelt, Erheiterung und Schutz wider die Mühen der ſtillſitzenden Lebensart durch einfache Tänze. Die Tanzzeit dauert von Weihnachten bis Faſtnachten. Ihr Tanz, der mehr ein taktmäßiges Schreiten iſt, ſtrebt zugleich das Charakteriſtiſche gewiſſer Gefühle auszudrücken und erfodert alſo die ſtete Aufmerkſamkeit der Theilnehmer. Statt der Geige oder einer andern Inſtrumentalmuſik, der ſie gänzlich entbehren, tritt nun hier der Geſang von Heldenliedern, manchmal auch von alten Pſalmen oder neuen däniſchen Volksliedern ein. Unter allen Heldenliedern hat aber der Cyklus von Sigurd Foſnersbane (Siura-Qveaje) den entſchiedenen Vorzug; das Tragiſche und Ernſte derſelben hat den Sinn dieſes Volks ganz eingenommen. Doch darf man nicht meinen, daß ſie dem heitern Scherze abgeneigt ſind; im Gegentheile dichten ſie oft Spottlieder auf dieſen oder jenen, der durch irgend eine Ungeſchicktheit oder etwas Linkiſches die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hat, ziehen ihn in ihren Kreis hinein und binden ihn gleichſam durch Geſänge. Je harmloſer der Scherz iſt, deſto eher gewinnt das Lied Anſehen und Bürgerrecht unter den übrigen[24]). Wird eine Braut heimgeführt, ſo ſtimmen ſie zuerſt das Iſaakslied und das Suſannenlied an (zwei Pſalmen aus dem alten däniſchen Geſangbuche, das unter Caſſuben's Namen geht); den Schluß bildet das däniſche Heldenlied vom Könige Hans. Die Geübtern leiten den Geſang abwechſelnd als Vorſänger, alle ſtimmen in dem Refrain ein (Niurloäi, dän. Omqvæd), der in den Sigurdsliedern durchgängig derſelbe iſt, in den übrigen variirt, und überhaupt mit dem Refrain in den däniſchen Heldenliedern Ähnlichkeit hat. Die Bildungskraft dieſer Lieder zeigt ſich auch namentlich darin, daß bald hervorſpringende Thaten, bald die eingeſtreuten Sprüche als Lebensregeln in dem allgemeinen Verkehr und in den Familien reproducirt erſcheinen. (So heißt es von einem untreuen Arbeiter: „Du biſt nicht beſſer als Reigin," mit Beziehung auf das Lied von dem Schmiede Reigin.

24) Ein ſolches Gedicht heißt Taatt (isländiſch Thattr), mit welchem Namen zugleich die einzelnen Theile der größern und der Heldenlieder bezeichnet worden. Der allgemeine Name für die alten Lieder iſt Qveäir (däniſch Qvæder, h. e. carmina).

Soll die Jugend zur ſorgſamen Behandlung der Thiere ermahnt werden, ſo weiſt man ſie auf Gudrun's Sorge für Sigurd's Roß hin u. ſ. w.)

Nachdem Debes, der alte Beſchreiber der Færöer, und Peder Syv, der Herausgeber unſeres Heldengeſanges, auf den Reichthum der Volkslieder und den poetiſchen Sinn dieſer Inſelbewohner aufmerkſam gemacht hatten, zeichnete Jens Chriſtian Svabo, der auf des Königs Befehl im J. 1781—1782 dieſe Inſeln bereiſte, einen großen Theil älterer und neuerer færöiſcher Lieder auf. Seine Sammlung in drei Quartbänden iſt handſchriftlich auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen aufbewahrt. Aber das köſtliche Stück, das die Theilnahme der Alterthumsforſcher am meiſten in Anſpruch nehmen mußte, war noch nicht ans Licht gebracht; dieſen Schatz zu heben, war dem als Botaniker durch ſeine **Hydrophytologia Danica** bekannten Prediger, Hans Chr. Lyngbye vorbehalten. Auf einer Reiſe im Sommer 1817, wo er Beiträge für das genannte Werk ſammelte, zog ihn auch die Poeſie der Färöer an; aus dem Munde eines Greiſes ſchrieb er den herrlichen Cyklus der Lieder von Sigurd Foſneesbane und ſeinem Stamme nieder, die ſpäter, vervollſtändigt durch den Paſtor Schröter, mit einer däniſchen metriſchen Überſetzung und erklärenden Anmerkungen und mehren intereſſanten Beilagen von Lyngbye im J. 1823 herausgegeben wurden. In dieſer Arbeit bilden die Siura-Qveäi (Sigurd's Lieder) in eilf Liedern den Hauptbeſtandtheil; als Anhang folgen mehre Reime zum Theil aus neuerer Zeit, eine Sammlung färöiſcher Refrains und jütländiſcher Provinzialwörter, mit den isländiſchen und färöiſchen verglichen. Der treue Fleiß Lyngbye's, ſowie ſeine kritiſche Umſicht, haben uns in den Stand geſetzt, über das Verhältniß dieſer Lieder zu dem Volſungencyklus in der Edda, ſowie zu den ſpätern isländiſchen Sagen, zu urtheilen, was der große Alterthumsforſcher P. E. Müller theils in der Vorrede zu dem Werke, theils ſchon im zweiten Bande ſeiner Sagabibliothek, S. 221 fg., mit gewohnter Gründlichkeit gethan hat. Schon die Sage, daß ein alter Pergamentcoder, ſo groß, daß ein Pferd genug hatte, ihn unter dem Querſattel zu tragen, in der Urzeit nach Sandö gebracht ſei, deutet auf Island hin. Im Ganzen hat der færöiſche Cyklus von den Sigurdsliedern ſeinen Grund in der eddiſchen Darſtellung und der Volſungaſaga, während er wiederum an andern Stellen unverkennbar ſich näher an die ſpätere Wilkinaſaga, die ſo viele Elemente der teutſchen Romantik hat, anſchließt. Der Sagenkreis hier erſcheint folglich als ein erweiterter, als ein das Romantiſche mit dem Mythiſchen verſchmelzender; doch iſt die Darſtellung in vielen einzelnen Zügen ganz eigenthümlich und weicht ſowol von der ältern nordiſchen als der germaniſchen ab. Unter den übrigen färöiſchen Liedern weiſen mehre auf den mythiſchen Grund zurück (z. B. **Loku Thaatur**, Loke's Geſang, ebenfalls in Lyngbye's Sammlung), andere enthalten Behandlungen romantiſcher Stoffe aus der katholiſchen Vorzeit (z. B. St. Jakob's Lied, St. Gertrud's Lied u. ſ. w.), andere ſind rein national, z. B. das bekannte Vogellied.

Noch iſt zu bemerken, daß die große Svabo'ſche Sammlung und die von Lyngbye herausgegebenen Lieder durch eine vom Amtspropſte Hentze veranſtaltete Sammlung, die ebenfalls handſchriftlich auf der königlichen Bibliothek ſich findet, ergänzt werden.

§. 21. Neben dieſer alten Volkspoeſie blühte ſeit Harald Haarfager's Zeit (930) und ein ganzes Jahrhundert nachher die isländiſche Skaldenkunſt, die ſchon als Unterlage und Begleiterin der Geſchichte hier eine Erwähnung verdient. Die Skalden aber waren meiſt Hof-, nicht Volksdichter, ſie beſangen die Thaten der Fürſten, die hervorſpringenden Begebenheiten in Leid und Freud; ſelbſt die Genealogien der Mächtigen entzogen ſich, nach alter epiſcher Weiſe, ihrer Aufmerkſamkeit nicht; deshalb findet man ihre Verſe theils als Gewähr und Zeugniß, theils um den Vortrag zu beleben, in den hiſtoriſchen Sagen oft angeführt. Viele derſelben bewegen ſich grade auf dem Grunde, wo die Geſchichte erzählt wird; ihr Geſang erhält Wichtigkeit als Erzählung der Augenzeugen. Anfangs waren die Skalden auch überall beliebt, ihr Daſein mit dem nordiſchen Leben in höhern Kreiſen innigſt verflochten; bei feſtlichen Gelagen, wenn das Trinkhorn in der Reihe der Kämpen herumging, ſaßen ſie dem Könige gegenüber; wenn er in die Schlacht zog oder ſein Hoflager veränderte, begleiteten ſie ihn, ja wurden auch oft zu wichtigen Geſandtſchaften gebraucht. Die Fürſten bewarben ſich um ihre Gunſt, nicht nur um das zu haben, was Alexandern fehlte, ſondern auch manchmal um guten Rath anzunehmen, welchen ſie dann gewöhnlich mit großer Freimüthigkeit ertheilten. Viele Thaten ſind uns durch dieſen Skaldengeſang bewahrt; unter dem Namen der Drapen[25]) ſind die Gedichte bekannt, welche ſie zur Ehre der Fürſten, zur Erinnerung ihrer tapfern Thaten, ihres mannhaften Todes ſangen; unter welchen z. B. Erik Blodöxe's Drapa, Einar Skaaleglam's Drapa zur Ehre Hakon Jarl's, einen hohen Rang behaupten. Doch lag grade in der Art und Weiſe, wie dieſe Poeſie entſtanden war, der Keim ihres Verfalls. Sie konnte nur im Schatten der Macht, im Glanze der Hofgunſt gedeihen, bei Königen, deren That ein friedliches ſtaatsweiſes Regiment war, fand ſie keine Nahrung. Mit dem Chriſtenthume, das den Flitterſtaat der eitlen Ehre verſchmähen lehrte, kam ſie bald in Conflict; grade die Pflanzer deſſelben unter den Königen Norwegens, Oluf der Heilige und Oluf Trygvaſon, waren keine Freunde der Skalden. Ihre Kunſt beſtand von nun an zwar ungehindert, aber der Kern ihrer Lebensbetrachtung, die mythiſchen Götter, waren zerſtört. Mehr als früher wurden jetzt ſtatt der wahren Kunſt allerlei falſche Zierathen und Schnörkeleien beliebt, das Überladen der Epitheta ging bis ins Ungeheure, die Gedichte, alexandriniſchartig gebildet, erfoderten ein eignes Studium und ließen den Zuhörer kalt. Das Ritterleben hatte der Zeit ein neues Element eingegoſſen; es erfoderte aber auch und ſchuf ſich eine neue poetiſche Sphäre im Norden, wie im Sü-

25) **Drápa: carmen prolixum, octonis versibus, intercalaribus, distinctum:** Bjørn Haldorſen s. v.

den; ſeit Hagen Hagenſen (1250) verſtummte der Skaldengeſang. Ehrwürdig und vielfach wichtig in hiſtoriſcher Beziehung bleiben immer die Überreſte deſſelben.

§. 22. Die isländiſche Hiſtoriographie, welche demnächſt unſere Betrachtung in Anſpruch nimmt, hat in ihrer Bildung und Entwickelung ſo viel Eigenthümliches und Tüchtiges, daß ſie mit Recht in ihrer Geſammtheit zu einer der größten literariſchen Erſcheinungen gerechnet wied. (Vergl. Müller, Über die isl. Hiſtor.) Sie iſt, wenn man will, die zweite ſchöne reiſe Frucht des nordiſchen Geiſtes, ſowie die Edda die erſte. Es iſt bekannt, daß Island von Norwegen aus im 10. Jahrh. bevölkert ward. Viele mächtige Familien, die durch die Alleinherrſchaft Harald Haarfager's ſich beengt fühlten und ihrer Thatenkraft eine unwillkommene Schranke geſetzt ſahen, wanderten hierher aus und gründeten einen Freiſtaat, deſſen Blüthe zwei volle Jahrhunderte umfaßt. Die Freiheit, die ſie im Heimathlande vergeblich begehrten, ſuchten ſie hier um deſto eifriger zu bewahren; die hiſtoriſchen Erinnerungen der Vorzeit nahmen ſie mit und wollten das alte Leben nun fortſetzen, von welchem das Lied und die Sage ſo herrliche Zeugniſſe ablegten. Das Erſte, was im Intereſſe der freiern Verfaſſung geſchehen mußte, war eine gewiſſe Abgrenzung und Aufzeichnung der Familien; den alten Geſchlechtern ſollte der alte Ruhm bleiben, indem ſie auf neue Thaten ſannen; die Trefflichſten (ἄριστοι) blieben die Säulen der neuern ariſtokratiſchen Verfaſſung. Aber ihr Blick war ebenſo ſehr auf Geſchichte als That gerichtet; das eine ging mit dem andern Hand in Hand. Wenn ſie auf dem Althing (in der allgemeinen Verſammlung) oder bei den großen Gelagen zuſammenkamen, machten gewöhnlich die erlebten Begebenheiten den Hauptgegenſtand des Geſprächs aus. Der Erzähler konnte immer auf willige Hörer rechnen, in deren Herzen derſelbe Sinn für Ehre und Feeiheit glühte; das Erzählte von der Vorzeit und der Gegenwaet wurde Gemeingut, es bildete ſich durchgehends ein hiſtoriſcher Sinn aus. Aber auch die Berüheungen der Isländer im Mittelalter mit andern Ländern waren mannichfach. Zuerſt wurden ſie natürlich ſchon durch das Bedürfniß zum Heimathlande Norwegen, hingezogen; Handelsverbindungen mußten mit dieſem angeknüpft werden, Veewandtſchaftsverhältniſſe beſtanden ſchon und neue wurden geknüpft; an dem norwegiſchen Hofe glänzten eine Zeit lang, wie wir gehört haben, die Skalden als willkommene Gäſte und fanden mitunter eine zweite Heimath. Von den meiſten Staatsumwälzungen, die hier vorgingen, waren die Isländer Augenzeugen. Fleißig beſuchten ſie den großen damaligen Handelsmarkt Dänemarks, Helſingör, und überwinterten wol auch manchmal in den däniſchen Häfen, wenn ſie des Sommers an den vor der allgemeinen Einführung des Chriſtenthums üblichen Seeräubereien Theil genommen hatten. Viele nahmen Dienſte am däniſchen Hofe; auch hier war der Skaldengeſang geachtet, und noch im 12. Jahrh. finden wir einen Isländer Arnold am Hofe Baldemar's des Großen. Die damalige Blüthe der däniſchen Macht, das immer friſche Leben dort, mußte beſonders auch die mit allem geſchichtlich Großen ſo vertrauten Isländer anziehen. So kam es, daß ſie die Hiſtoriographen Nordens zu einer Zeit wurden, die an intereſſanten Erſcheinungen ſo reich iſt; denn auch mit Schweden hatten ſie wenigſtens einigen Verkehr, ja einzelne Isländer kamen ſogar nach Gardarike (Rußland). Was lebendig aufgefaßt war, wurde lebendig wieder erzählt, die poetiſchen Züge beſonders mit Vorliebe ergriffen, aber auch die Zeiten- und Geſchlechtskunde nicht vernachläſſigt. Wo ein Sagaſchreiber aufgehört hatte, knüpfte der andere an, während ſie alle freilich durch den Charakter ihrer Darſtellung auf die gemeinſame Wurzel des nordiſchen Lebens zurückweiſen. Ihre hiſtoriſchen Darſtellungen (Sagen) bewahren ganz den erzählenden Charakter der Geſchichte; die Kritik, wie ſie bei einem Snorro Sturleſon hervortritt, zeigte ſich beſonders in dem Auswählen, Ordnen und Zuſammenſtellen des Stoffes, ohne daß demſelben, was ſo viele neuere Geſchichtſchreiber leider zu ihrer Aufgabe gemacht, das Leben ausgepreßt ward. Dies iſt mit wenigen Worten das Weſen und die Geſtalt der isländiſchen Sagen.

Die isländiſche Hiſtoriographie fängt mit dem 12. Jahrh. an, 200 Jahre nach Harald Haarfager; Are Frode (1120), deſſen Schedae mehr Chronologie als Geſchichte geben[26]), und der gleichzeitige Sämund Frode, der die Geſchichte der norwegiſchen Könige von Harald Haarfager bis auf Magnus den Guten ſchrieb, gingen auf der Bahn voran. Man hat die Sagen (von den rein hiſtoriſchen reden wir hier zunächſt) nach verſchiedenen Geſichtspunkten zu ordnen verſucht. Der gelehrte Isländer John Erichſen ging in dem Luxdorph mitgetheilten Verzeichniſſe von chorographiſcher Anordnung aus[27]). Torfäus in ſeiner Series regum Daniae nimmt auf die größere oder geringere Glaubwürdigkeit Rückſicht, und ſcheidet die wahren von den erdichteten, ſowie die erſtern von denen, wo die hiſtoriſche Gewähr unſicher iſt. Denſelben Eintheilungsgrund befolgt P. E. Müller in dem lehrreichen Verzeichniſſe alter Lieder und Sagen, ſofern dieſelben gedruckt vorhanden, nach der Vorrede zu Björn Haldorſen's isländiſchem Lexikon. Skule Thorlacius in der Vorrede zur Nial's Saga unterſcheidet die allgemeinen Sagen, die ein ganzes Land betreffen, von den beſondern, die über die Geſchichte einzelner Örter oder Geſchlechter ſich verbreiten. Das erſte claſſiſche Hauptwerk in dieſem Fache, P. E. Müller's Sagabibliothek (3 Bde., der 1. Bd. teutſch von C. Lachmann) ordnet die Sagen nach der Abfaſſungszeit derſelben, wodurch zugleich ihre Glaubwürdigkeit und ihr relativer Werth verbürgt werden. Nach ſeiner Anleitung unterſcheiden wir ferner die Sagen von Island, Norwegen und Dänemark, und machen in den zwei folgenden §. §. die wichtigſten nebſt den Hauptausgaben derſelben namhaft.

§. 23. Unter den Sagen von Island behauptet die

---

26) Are's Schedae ſind zuerſt Skalholt 1638. 4. gedruckt, dann von dem gelehrten Chr. Worm (Oxford 1716) herausgeg. (die Ausg. iſt unvollendet), am beſten von A. Buſſäus (Kopenh. 1733. 4.). Cf. *C. Chr. Werlauff*, De Ario Multiscio diss. (Hafn. 1808.) 27) ſ. Luxdorphiana, 2. Bd.

Nials-Saga in Abſicht des Plans und der kräftigen Charakterzeichnung den erſten Rang; die dialogiſche Form erhöht die Lebendigkeit des Ganzen; ein ganzes Zeitalter tritt hier in redenden Zügen vor unſerm Blicke auf. Als Epiſode iſt die Geſchichte der Einführung des Chriſtenthums eingeſchaltet (Cap. 101—106). Der muthmaßliche Verfaſſer iſt Sämund Frode. Der isländiſche Text iſt herausgegeben in Kopenhagen 1772. 4., die lateiniſche Überſetzung mit einer kritiſchen Vorrede von Skule Thorlacius und einem trefflichen Wortregiſter von John Johnſonius daſelbſt 1809. 4. Sagan af Gunlaugi Ormstungu, ebenfalls eine ergreifende Darſtellung ſittlicher und örtlicher Verhältniſſe aus dem 12. Jahrh. mit vielen untermiſchten Verſen, iſt von John Erichſon mit lateiniſcher Überſetzung und einem reichen gelehrten Apparat, und der wichtigen Abhandlung von Paul Vidalin: De linguae Septentrion. appell. dönsk tunga, herausgegeben. (Kopenhagen 1775. 4.) Grundtvig hat ſie ins Däniſche überſetzt. (S. deſſen Saga, Neujahrsgabe für 1812.) Die Viga-Glums-Saga, enthält wichtige Beiträge zur Geſchichte der Sitten, der Geſetzgebung und der religiöſen Begriffe, und iſt herausgegeben von der Arna-Magnäan. Commiſſion, mit lateiniſcher Überſetzung und guten Regiſtern von Gudmund Peterſon. (Kopenh. 1789. 4.) Eigils-Saga, umfaßt eine Reihe merkwürdiger Begebenheiten, beſonders aus der Geſchichte Hagen Adelſten's; der Held iſt der als Skald berühmte Eigil Skaldagrimsſohn; viele ſeiner Lieder ſind in der Saga angeführt, ſowie mehre Strophen derſelben in Snorro's Edda. Die beſte Ausgabe dieſer Sage, die jedenfalls im 12. Jahrh. abgefaßt ſein muß, iſt die von der Arna-Magnäan. Commiſſion mit lateiniſcher Überſetzung und Anmerkung veranſtaltete. (Kopenh. 1809. 4.) Vatnsdæla-Saga, in einem reinen Styl abgefaßt, viel Intereſſantes darbietend, iſt mit däniſcher Überſetzung und vielen gelehrten Anmerkungen herausgegeben von E. Chr. Werlauff. (Kopenh. 1813. 4.) Färeyinga-Saga, den Kampf des Chriſtenthums mit dem Heidenthume auf den Färöern ſchildernd, und übrigens auch bürgerliche und ſittliche Verhältniſſe darſtellend, iſt noch aus dem 12. Jahrh. Torfäus benutzte dieſe Sage in ſeinem Werke: De rebus gestis Faereyensium 1695. Eine trefflich ausgeſtattete, mit däniſcher und färöiſcher Überſetzung, Handſchriftproben (aus dem Cod. Flateyensis) und Karte verſehene Ausgabe derſelben lieferte C. C. Rafn (Kopenh. 1832). Hungurvaka, das Leben der fünf erſten Biſchöfe zu Skalholt, iſt herausgegeben von der Arna-Magn. Comm. mit Anmerk., lateiniſchen Überſetzungen und Geſchlechtstafeln, benutzt von H. Finſen für die Isländ. Kirchengeſchichte. Als Fortſetzung derſelben: Paul-Biskups-Saga; mit der vorigen herausgegeben. Eyrbyggiaſaga, aus dem Anfange des 13. Jahrh., enthält manches Merkwürdige, beſonders auch die Nachricht von Gudleif, der nach Amerika verſchlagen ward. Herausgegeben iſt ſie auf Suhm's Koſten von Thorkelin mit lateiniſcher Überſetzung. (Kopenh. 1787. 4.) Einen Auszug daraus lieferte Walter Scott in Illustrations of northern antiq. (Edinb. 1814. 4.); eine Epiſode daraus iſt von Gräter (Bragur 1. Bd. 207 fg.) mitgetheilt. Die höchſt wichtige Laxdæla-Saga, die ebenfalls durch den reinen Vortrag das 13. Jahrh. als Abfaſſungszeit verräth, iſt nach einer von Gunl. Oddſen conferirten Handſchrift mit intereſſanten Abhandlungen von Finn-Magnuſen, P. E. Müller und Werlauff (Kopenh. 1826. 4.) gedruckt. Landnamabok enthält eine genaue Darſtellung der ganzen Geſchichte der Inſel, ihres Anbaues und der merkwürdigſten Geſchlechter; es ſind meiſt die dürren Facta ohne belebte Schilderung, aber ebendeshalb wichtig zur kritiſchen Prüfung des geſchichtlichen Inhalts der übrigen Sagen. Der Verfaſſer oder vielmehr letzte Bearbeiter derſelben iſt Hauk Erlandſen (geſt. 1334), der die Vorarbeiten Sturle Thordſon's und des gelehrten Styrmer's vor ſich hatte; auf jeden Fall iſt alſo dieſe letzte Redaction in den Anfang des 14. Jahrh. zu ſetzen. Nach den beſten Handſchriften gab John Finſen dieſe wichtige Schrift mit lateiniſcher Überſetzung und trefflichen Regiſtern heraus; ſie iſt auf Suhm's Koſten gedruckt. (Kopenh. 1774. 4.) Orkneyingaſaga, die Geſchichte mehrer Jarler (Earls) der Orkneyinſeln enthaltend, ſchon ſorgfältig benutzt von Torfäus in deſſen Orcades (Hafn. 1697. fol.), iſt, ebenfalls auf Suhm's Koſten, mit lateiniſcher Überſetzung von J. Jonäus (Kopenh. 1780. 4.) herausgegeben. Sturlungaſaga, die weitläufigſte unter allen, umfaßt in eilf Büchern (Thattr) die Begebenheiten vom J. 1110—1284; als eine Beilage dazu erſcheint Arne-Biskups-Saga. Der Text iſt von der isländiſch-literariſchen Geſellſchaft in vier Quartbänden (Kopenh. 1817 fg.) herausgegeben. Finboges-Saga, gegen den Schluß des 13. Jahrh. hin geſchrieben, iſt mit der obengenannten Vatnsdæla-Saga zugleich von Werlauff herausgegeben. Die Sagen von Grönland (Grenlendinga-Thattur, Grenlendinga-Saga, Annales Groenlandiae), von Torfäus in ſeiner Groenlandia antiqua benutzt, erwarten nun eine ſorgfältige kritiſche Bearbeitung, nebſt allen vorhandenen Nachrichten über das alte Grönland von Prof. Rafn; ſie wird in drei Bänden erſcheinen. Floamannaſaga, deſſen Held, Thorgils, ebenfalls nach Grönland kam, iſt mit einer intereſſanten Vorrede von Börge Thorlacius und Anmerkungen von Skule Thorlacius überſetzt (Skandin. Literatur-Selskabs Skrifter 1808) Die Abfaſſungszeit derſelben iſt der Anfang des 14. Jahrh. Kriſtni-Saga, welche einen umſtändlichen Bericht über die Einführung des Chriſtenthums auf Island vom J. 981—1000 enthält, da die chriſtliche Religion geſetzlich geboten ward, iſt von der Arna-Magn. Comm. mit lateiniſcher Überſetzung, Anmerkungen und vollſtändigen Regiſtern 1773 herausgegeben. Wahrſcheinlich iſt der obenerwähnte Hauk Verfaſſer derſelben und die Abfaſſungszeit derſelben folglich in den Anfang des 14. Jahrh. zu ſetzen. Über eine Menge anderer Sagen, die Island ſelbſt betreffen, findet man genügende Auskunft, mit kritiſcher Würdigung und zweckmäßigen Auszügen, wo der Inhalt dazu auffoderte, im erſten Bande der Müller'ſchen Sagabibliothek.

§. 24. Unter den norwegiſchen Königsſagen nennen wir zuerſt Oluf-Tryggvaſons-Saga, die in zwei

Digitized by Google

Recenſionen vorliegt. Verfaſſer der erſten iſt ein Geiſtlicher, Oddur Munk, der mit Genauigkeit und Wahrheitsliebe die Begebenheiten der Regierung dieſes Königs erzählt. Im Ganzen mit dieſer übereinſtimmend, aber doch ſowol in der Ordnung abweichend als durch größere Ausführlichkeit und viele Epiſoden ausgezeichnet, iſt die zweite Sage, die einen andern Mönch, Gunlaug, zum Verfaſſer hat. Beide ſind, wie der Augenſchein gibt, unabhängig von der Darſtellung in Snorro's Heimskringla. Die erſtere iſt herausgegeben vom Schweden J. J. Reenhjelm (Upſ. 1691. 4.) mit hiſtoriſchen Anmerkungen und Regiſter, die letztere, eine freie und erweiterte Überſetzung des lateiniſchen Werks Gunlaug's, das nicht mehr vorhanden, iſt gedruckt (der bloße Text) zu Skalholt 1688. 2 Thle. 4. Oluf-Tryggvaſons-Saga nach Gunlaug's Recenſion macht ferner den 1—3. Band der Fornmanna-Sögur aus (Hafn. 1825—1827), wozu die lateiniſche Überſetzung (ebenfalls drei Bände [ib. 1828]) von Giſle Bronjulfſon angefangen und nach deſſen Tode von Sveinbjörn Eigilsſon vollführt, mit kritiſchen, ſprachlichen und hiſtoriſchen Anmerkungen ausgeſtattet, gehört. Den Text in dieſer Ausgabe hat Rafn in Verbindung mit Sv. Eigilsſon und Theod. Gudmundſon beſorgt. Snorro Sturleſon's Heimskringla iſt ein aus den ältern Königsſagen mit wahrem, hiſtoriſchem Geiſte und Kritik geſchöpftes Meiſterwerk. Der Verfaſſer, aus einem der edelſten Geſchlechter, im J. 1178 geboren, fand ſchon durch ſeine Erziehung in des gelehrten und reichen Jon Loptſon's Hauſe die trefflichſte Anleitung zur geſchichtlich-poetiſchen Bildung; durch reiche Heirath, eminente Weltklugheit und Gelehrſamkeit erwarb er ſich das höchſte Anſehen unter ſeinen Landsleuten, kam ſpäter als Skutulſvend (Kammerherr) an des norwegiſchen Königs Hagen Hagenſen's Hof, ward ſo in die tragiſchen Schickſale ſeines Vaterlandes verflochten, deſſen freie Verfaſſung durch blutige Zänkereien der ariſtokratiſchen Familienhäupter zerfleiſcht wurde, und fiel als ein Opfer, theils des politiſch-ſchwankenden Zuſtandes, theils der Privatrache im J. 1241. Sein Leben ſpiegelt Islands Glanz und traurigen Untergang ab; vollkommen rein war ſein Streben nicht, das Zerriſſene und Unklare deſſelben aber theilte er mit der Zeit überhaupt. Seine Verdienſte um die Sammlung der Edda haben wir oben erwähnt. Als Skald war er berühmt, als Geſchichtſchreiber befleißigte er ſich einer ſtrengen Unparteilichkeit; geſchmackvolle Auswahl, energiſche Kürze, beſtimmter Ausdruck der Charaktere zeichnen ſein Werk aus. Zuerſt lernte man in Dänemark die norwegiſche Königsſage durch einen von J. Mortenſen, auf des Kanzlers Arild Hvitfeld's Betrieb, gefertigten Auszug kennen (Norſke Kongers Krönike, udiet af gamle Norſke paa Danſke [Kbh. 1594. 12.]). In demſelben Jahrhunderte noch unternahm Peder Clauſſon eine Überſetzung Snorro's, die erſt im J. 1633 beſorgt von O. Worm erſchien. Dieſe Arbeit, die, mit Auslaſſung der Lieder-Bruchſtücke Einzelnes ins Kürzere zieht, auch hier und da Zuſätze hat, iſt von ſtyliſtiſcher Seite als ein Meiſterſtück zu betrachten. Der Text Snorro's wurde zuerſt mit ſchwediſcher und lateiniſcher Überſetzung von Joh. Peringſkjold, 2 Bde. (Stockh. 1697. Fol.), jedoch nach neuern, ſchlecht orthographirenden Handſchriften herausgegeben. Die ſchwediſche Überſetzung von Gudmund Oluſſon, wahrſcheinlich nach einem beſſern Texte, als den die Ausgabe darſtellt, iſt meiſt richtig und genau, in der lateiniſchen Überſetzung hingegen von Peringſkjold iſt oft der Sinn des Textes ganz verfehlt und falſch wieder gegeben, ſowie auch manches ausgelaſſen iſt. Das dringende Bedürfniß einer ordentlichen kritiſchen Ausgabe der Heimskringla ward erſt im 18. Jahrh. befriedigt. Auf Koſten des Erbprinzen Friedrich ward der erſte und zweite Theil, durch den trefflichen Gerhard Schöning beſorgt, nach genauer Collation der Hauptcodices, mit Karten und genealogiſchen Tafeln und einer doppelten, lateiniſchen und däniſchen, Überſetzung, die erſte von Schöning ſelbſt, die andere, nach Peder Clauſſon's Vorgange, von John Olaſſen. Dieſe erſten Theile erſchienen im J. 1777 und 1778. Fol. Den dritten Theil gab mit derſelben kritiſchen Genauigkeit und mit ausführlichern Anmerkungen Skule Thorlacius im J. 1783 heraus. In dieſen drei Bänden iſt die Heimskringla beendigt. Die übrigen norwegiſchen Königsſagen, welche ſich unmittelbar als Fortſetzungen an Snorro anſchließen, nämlich Sverres-Saga nebſt einigen andern und Hagen-Hagenſens-Saga von Sturle Thordſen, wurden von Börge Thorlacius und Erik Chr. Werlauff im J. 1813 und 1818 als vierter und fünfter Band der Heimskringla, auf königliche Koſten herausgegeben. Der ſechste Band (Kopenh. 1826. Fol.) enthält alles, was noch zu einem kritiſchen Apparat erfoderlich war, einen von John Olaſſen verfaßten und von Finn-Magnuſſen revidirten Commentar zu den Liedern, die kritiſche Unterſuchung über die Quellen Snorro's von P. E. Müller, einen poetiſchen, hiſtoriſchen, geographiſchen und antiquariſchen Index über das ganze Werk von B. Thorlacius und Werlauff. Zuletzt übertrug Grundtvig Snorro in köſtliches Däniſch ein Werk, das ſich ſeinem Saxo durch gleiche Virtuoſität anreiht. (III. Kbh. 1818—1822. 4.) Die noch übrigen handſchriftlichen Bearbeitungen der norwegiſchen Königsgeſchichte in den koſtbaren Membranen: Fagurskinna, Flatöbogen (Codex Flateyensis), Morkinskinna, Hrockinskinna, und das Verhältniß derſelben unter einander beleuchtet P. E. Müller in ſeiner Sagabibliothek. 2. Bd. S. 434—457.

Über däniſche Geſchichte verbreiten ſich beſonders zwei der isländiſchen Sagen: Jomsvikinga-Saga und Knytlinga-Saga, beide reich an Intereſſe und von lebendiger Darſtellung, erſtere in vielen Punkten ſehr abweichend von Saxo und Adam von Bremen, daher die kritiſche Unterſuchung und Vergleichung der Nachrichten von jeher die Geſchichtsforſcher beſchäftigt hat. Jomsvikinga-Saga, welches die Geſchichte Svend Tveſkiæg's, die Stiftung Jomsborg's und die Züge der Jomsvikinger behandelt, iſt zuerſt in der ſkalholter Ausgabe von Olaf Tryggvaſonar-Saga gedruckt, ſpäter in einer etwas verſchiedenen Recenſion von Adlerbeth und Hammerſköld mit ſchwediſcher Überſetzung herausgegeben. (Stockh. 1815. 4.) Der größte Theil dieſer Sage hat im Anfange

des 13. Jahrh. ſeine gegenwäetige Form erhalten. Verfaſſer der Knytlinga-Saga iſt höchſt wahrſcheinlich Oluf Thordſen, mit dem Beinamen Hvitaſkald, ein Brudersſohn Snorro's (geſt. 1259), war ein Freund des däniſchen Königs Baldemar's II, von welchem er viel lernte und beſonders viele treffliche hiſtoriſche Nachrichten erhielt. An die Sage von Knud dem Heiligen knüpft er die Geſchichte ſeiner Nachfolger bis zum J. 1186. Der große Gelehrte Hans Geam hatte zur Herausgabe dieſer Saga Alles vorbereitet, ja ſie war mit der lateiniſchen Verſion des Arnas Magnäus ganz gedruckt bis auf das Regiſter und die Voerede, als Gram im J. 1748 ſtarb. Der Prof. Möllman, welcher die Herausgabe jetzt auf ſich nahm, ließ die Sache unverantwortlicher Weiſe ruhen, und die ganze Auflage ward zerſtört. Jomsvikinga- und Knytlinga-Saga ſind zuſamnien, nach den beſten Handſchriften, unter dem Titel: Dana-Sögur, als eilfter Band der Fornmanna-Sögur (Koph. 1828) von Prof. Rafn herausgegeben.

§. 25. Der große Sagenkreis von den Niflungen und Volſungen nimmt noch einmal unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, indem wir zur Betrachtung der romantiſchen Sagen dee Isländer übergehen. Drei der wichtigſten derſelben, nämlich: Volſunga-Saga, Nornageſts-Saga und Vilkina-Saga, ſtellen dieſen Sagenkreis in veeſchiedenen Bearbeitungen dar. Über das gegenſeitige Verhältniß dieſer Sagen und ihr Verhältniß zu dem Niebelungenliede, ſowie zu der Edda hat P. E. Müller im 2. Bde. ſeiner Sagabibliothek höchſt intereſſante und tiefgehende Unterſuchungen angeſtellt. Zuerſt was die Volſunga-Saga betrifft, ſo ruht ſie offenbar ganz auf dem Grunde der Liedee der ältern Edda, wovon viele gradezu benutzt und in Bruchſtücken aufgenommen, andeee hingegen aus dieſem Sagenkreiſe, wie es ſcheint nicht ohne Abſicht, übeegangen worden. Das romantiſche Intereſſe war ein anderes als das der einfachen mythiſchen Erzählung, und doch ſpringen Züge genug hervor, die uns die Grundverwandtſchaft nicht aus den Augen verlieren laſſen. Die Sprache iſt noch rein, das Coſtum der Erzählung völlig nordiſch, Nichts erinnert uns an die Turniere, Ritterfehden und abenteuerlichen Erdichtungen des Mittelalters. Es geht ſelbſt durch das Romantiſche eine hiſtoriſche Haltung hindurch, wenn wir anders ſo die poetiſche Einheit, die immer auf ein beſtimmt Erlebtes hinweiſt, nennen dürfen. Alles dieſes nöthigt uns, die Abfaſſung der Volſunga-Saga in den Anfang des 13. Jahrh. zu ſetzen. Um ein Jahrhundert ſpäter iſt die Nornageſts-Saga verfaßt; doch iſt das alterthümliche Coloeit noch immer unverkennbar. Vergleichen wir beide mit dem Niebelungenliede, ſo iſt unleugbar die poetiſche Haltung in den isländiſchen Sagen weit geößer; ſie ſind mehr wie aus einem Stoffe gearbeitet, ſie veeletzen nicht duech geelle Unwahrſcheinlichkeiten und aebeiten nicht ſo auf Effect hin, ſie bieten reinere, nicht überladene Lebensdarſtellungen. Hingegen in der Vilkina-Saga iſt der Einfluß der teutſchen Romantik ſo ſichtbar, daß wir, auch wenn wir kein anderes Zeugniß hätten, ſchon duech die Verſchmelzung des Ungleichartigen davon überzeugt werden müßten. Nun aber zeugt die Vilkina-Saga ſelbſt von ihrer Entſtehung, daß der mündliche Bericht teutſcher Männer aus Bremen, Munſter und Suſa die Grundlage ſei. Wahrſcheinlich waren dies Hanſeaten, die auf dem großen Markte zu Bergen, damals dem Mittelpunkte des noewegiſchen Handels, mit den Isländern zuſammenkamen. Außerdem weiſt die Vilkina-Saga noch auf einzelne teutſche Lieder hin, die ebenfalls zu den Quellen derſelben gehören. Auch in der Speache iſt manchmal eine Annäherung an die teutſche und die neuern nordiſchen nicht zu verkennen; ſowie die Heldenlieder als eine ſchon damals gewöhnliche Erſcheinung im Norden genannt werden. Dieſes zuſammen erwogen, wird die Abfaſſung der Vilkina-Saga in den Schluß, oder höchſtens in die Mitte des 14. Jahrh. geſetzt werden müſſen. Erſteres dünkt uns doch das Wahrſcheinlichſte. Die Volſunga-Saga iſt in Björn's Kämpedäter mit ſchwediſcher und lateiniſcher Übeeſetzung gedruckt; den Text hat v. d. Hagen im zweiten Bande der alten nordiſchen Sagen wiedee abdrucken laſſen, und eine teutſche Überſetzung dieſer Sagen im vierten Bande ſeiner nordiſchen Heldenromane geliefert. Der Text der Nornageſts-Saga iſt in der isländiſchen Ausgabe von Oluf-Tryggvaſon's-Saga abgedruckt, und von da im zweiten Bande der genannten v. der Hagen'ſchen Sammlung altnordiſcher Sagen. Eine däniſche Überſetzung derſelben lieferte Grundtvig in ſeinem Heimdall (Kopenh. 1826. 12.). Die Vilkina-Saga iſt von Peringſkjold mit ſchwediſcher und lateiniſcher Überſetzung nebſt einigen Varianten herausgegeben (Stockh. 1715), teutſch in von der Hagen's noediſchen Heldenromanen.

§. 26. Unter den übrigen romantiſchen Sagen der Isländer nennen wir noch einige der vornehmſten: Fundin Noeegur, enthält die Sagen nicht ſowol von der Entdeckung, als der erſten Beſitznahme Norwegens; P. E. Müller charakteriſirt es als eine Sammlung etymologiſcher Dichtungen, der Form nach aus dem 14. Jahrh. (herausgeg. in Björn's Kämpedäter u. a.). Halfs-Saga, ein köſtliches Stück, das den Geiſt und die Lebensweiſe des alten Nordens getreu abſpiegelt; die eingeſchalteten Lieder ſind in der alten einfachen Weiſe gedichtet, das Ganze verräth den Anfang des 13. Jahrh. (herausgegeben in Björn's Kämpedäter, mit lateiniſcher und ſchwediſcher Überſ.). Frithiofs-Saga, tiefe Töne, werth der Unveegänglichkeit, daher ſie auch neu aufgelebt ſind in Tegner's Frithiof. Die Lieder ſind die Grundlage der Saga; die romantiſche Erzählung hat einen hiſtoriſchen Hintergrund (herausgeg. in Björn's Kämpedäter). Regner-Lodbrogs-Saga. Die Züge kräftig-poetiſch, das Ganze von einem mächtigen Geiſte beſeelt. Iſt dieſe Sage auch möglicher Weiſe Überarbeitung einer ältern, ſo hat ſie doch entſchiedenen dichteeiſchen Werth. Unter den mitgetheilten Liedern iſt das weitläufigſte das berühmte Lodbeokar-Quida, der Todesgeſang Regner's, den dee Dichter ihn in der Schlangengrube ſingen läßt. Dieſes iſt einzeln oft überſetzt, in der Peder Syv'ſchen Ausgabe der Heldenlieder, von Sand-

vig in „Sange af det ældſte Tidsrum" S. 37, von Gräter in deſſen „Nordiſchen Blumen," kritiſch herausgegeben mit einem trefflichen Commentar vom Prof. Rafn (Kopenh. 1826). Die ganze Saga herausgegeben in Björn's Kämpedäter, und nach einer abweichenden Recenſion in Thorkelin's Fragments of English and Irish history (Lond. 1788) und in Scriptores rer. Dan. Vol. II. Sögubrot, ein Fragment, das Spuren ſpäterer Entſtehung an ſich trägt, ſcheint eine Bearbeitung der alten, verloren gegangenen Skjoldunge-Saga aus dem 14. Jahrh. zu ſein (herausg. von Peringſkjold, mit lateiniſcher Überſetzung [Stockh 1719. 4.], trefflich überſetzt ins Däniſche von Grundtvig in ſeinem Dannevirke, 1. Bd.). Hrolf Krages-Saga ſpielt gleichfalls auf hiſtoriſchem Grunde, iſt aber eine Zuſammenſetzung mehrer ungleichartigen Beſtandtheile, wovon nur etliche ein höheres Alter in Anſpruch nehmen; der Form nach kann dieſe Sage erſt im 14. Jahrh. bearbeitet worden ſein. Das berühmte Bjarkemaal (däniſch von Sandvig in der obgenannten Sammlung, teutſch von Herder, Werke zur ſchönen Lit. VIII) iſt ein Beſtandtheil derſelben. Herausgegeben iſt die Sage in Björn's Kämpedäter, lateiniſch bearbeitet von Torfäus in Historia Hrolfi Krakii (Hafn. 1705). Mit tiefem, poetiſchem Sinne hat Öhlenſchläger das Ganze in ſeinem herrlichen Romanzen-Cyklus „Helge" dargeſtellt. Hervarar-Saga, berichtet zuerſt von Heidrek und ſeinen Söhnen, und ſetzt dieſe Erzählung mit den Liedern von dem ältern Angantyr und Hervora in Verbindung; mit Zuſätzen, die auf eine weit ſpätere, auf die eigentliche Ritterzeit, hinweiſen, ward das Ganze im 14. Jahrh. ausgeſtattet. Hervora's Beſchwörungsgeſang an Angantyr (däniſch von Sandvig, teutſch von Herder in den Volksliedern, Werke zur ſchönen Lit. VIII) trägt ein kräftiges altnordiſches Gepräge. Herausgegeben iſt die Sage mit vielen Anmerkungen von Verelius (Stockh. 1672. Fol.), beſſer nach der Arna-Magnäan'ſchen Handſchrift von Stephan Björnſen (Kopenh. 1785. 4.), überſetzt ins Schwediſche von Afzelius (Stockh. 1811), frei bearbeitet von Grundtvig (in Idunna 1811) und von Gräter (in Beagur I, II, VII, unter dem Titel: Tyrfing oder das Zwergengeſchmeide). Hedins- und Hognes-Saga, eine viel ſpätere Bearbeitung der alten Edda-Saga (der 67. Dæma-Saga), iſt zugleich mit Ketil-Hængs- und Orvarodds-Saga von Ol. Rudbek dem Ältern, mit lateiniſcher Überſetzung von Jslev Thorlacius, aber nach einer ſchlechten Handſchrift, (Upſ. 1597. Fol) herausgegeben. Noch jünger, nach allen Kennzeichen, iſt Göthreks- und Rolfs-Saga, herausgegeben mit ſchwediſcher Überſetzung und gelehrten Anmerkungen von Verelius (Upſ. 1664).

Die meiſten und wichtigſten dieſer romantiſchen Sagen der Isländer hat Prof. Rafn aufs Neue nach den beſten Handſchriften mit Bemerkung der Varianten unter dem Titel: **Fornaldar Sögur Nordrlanda**, in 2 Bdn. (Kopenh. 1829) herausgegeben.

§. 27. Sowie in Island der romantiſche Geſchmack mit dem altnordiſch-mythiſchen ſich vermählte und tief ſeine Spuren in das Leben und die Sitten der Völker eingrub, ſo geſchah es im übrigen Norden auch; und zwar traf dieſes mit der Zeit zuſammen, wo die nordiſchen Einzelſprachen ſich entwickelten und manche rein germaniſche Elemente in ſich aufnahmen. Das Mittelalter in ſeiner letzten Hälfte, nachdem der römiſche Katholicismus politiſch conſtituirt ſeine kräftige Blüthe entwickelt hatte, trug, der künſtleriſchen und poetiſchen Tendenz nach, faſt denſelben Grundcharakter überall, und doch wie verſchieden war das Gepräge; welch ein ganz anderes, in Liebe, Zucht und Treue ſich kund gebendes, Leben athmete in den nordiſchen Heldenliedern, als in den gleichzeitigen Erzeugniſſen des Südens! Man darf wol ſagen, die däniſchen Heldenlieder (denn in Dänemark vorzüglich blühte der Geſang) ſind ein Schatz, auf den das Volk ſtolz ſein kann, und man erinnert ſich unwillkürlich des Wortes des alten trefflichen A. S. Vedel (Vorrede zur erſten Ausg. d. Kjempev. 1591): „Will Jemand es verſuchen, dieſe Gedichte mit denen zuſammenzuhalten, die heutzutage gemacht werden, ſo wird man in der That entdecken, daß es hier wie Tag gegen Nacht iſt, wie man zu ſagen pflegt." Die däniſchen Kjempeviſer ſind als das poetiſche Geſammterzeugniß des Volkes zu betrachten, daher greifen ſie mit ihren Wurzeln in den alten Norden hinüber, auf dem fruchtbaren Boden entwickelt ſich ein Reichthum der herrlichſten Weiſen von der Liebe Luſt und Schmerz, von edler That und kräftiger Geſinnung, und als die Spätfrucht iſt der hiſtoriſche Geſang zu betrachten, der als ein lebendiger Sittenſpiegel mehrer Jahrhunderte daſteht. Man theilt ſie nämlich am ſchicklichſten ein in die Kjempeviſer im vorzüglichen Sinne, in welchen das alte Heldenleben mit ſeinen ſtarren und kräftigen Formen noch einmal verewigt iſt, in die Romanzen und Balladen, die ritterliche Treue und Liebe, den Volksglauben in ſeinen vielen poetiſchen Nüancen und das Volksleben in ſeiner Naivität darſtellen, und endlich in die hiſtoriſchen Lieder. Die Heldenlieder im engſten Sinne verläugnen ihren romantiſchen Urſprung nicht; der Sagenkreis von den Volſungen und Niflungen bildet auch hier die Grundlage, allein die Behandlung ſchließt ſich nicht an die Edda oder die Volſunga- und Nornageſt-Saga, ſondern an die ſpätere Vilkina-Saga an. Sigurd Fafnersbane hat dem Dietrich von Bern, dem Helden der teutſch-romantiſchen Lieder, weichen müſſen, oder wenigſtens ſind die Spuren dieſer gewaltigen Geſtalt nur mit Mühe in Sivard Snarenſvend zu erkennen. Es kommen neue Perſonen zum Vorſcheine, wie Svend Felding, Folker Spillemand, an deren Thaten ſich ein neues romantiſches Leben anknüpft; Chriemhilde's Rache iſt nicht vergeſſen, aber die Umgebung und Localität ganz anders dargeſtellt; doch offenbaren alle dieſe Veränderungen weniger eine dichtende Willkür, als den allgemeinen poetiſchen Bildungstrieb. Nur ein einziges unter den däniſchen Heldenliedern, das Lied von Meiſter Hildebrand, iſt eine Überſetzung aus dem Teutſchen (daher auch die neueſten Herausgeber es aus der Sammlung verwieſen haben), alle übrigen ſind, bei dem gemeinſamen Stoffe, in der Ausführung original, und wie Grimm in ſeinen trefflichen Erläuterungen zu den altdäniſchen Heldenliedern (1811) S. 430 be-

Digitized by Google

 DÄNISCHE LIT. UND SPRACHE

merkt, „iſt der vermeintliche Zuſammenhang derſelben mit dem Heldenbuche aus der oberflächlichen Kenntniß entſtanden, welche gewiſſe Hiſtoriker (wie Hans Gram und Thomas Bartholin, die in ihrer gelehrten Befangenheit höchſt verächtlich von unſern alten Liedern urtheilen) meiſt von den alten poetiſchen Denkmälern haben. Nur in einer einzigen Erzählung ſtimmen die Kjempeviſer mit dem Heldenbuche überein, in Dietrich's Kampfe mit dem Lindwurme, aber auch wieder ſehr abweichend." Daß in der That hier nicht eine mühſame oder künſtliche Nachbildung, ſondern das freie Weſen der Phantaſie und die fruchtbare Fortpflanzung der Sage von Mund zu Munde vorherrſche, beweiſt wol am beſten, daß auch im Volke ſelbſt viel ſpäter dieſe Luſt zur poetiſchen Fortbildung ſich geäußert habe. Dahin gehört die ſogenannte ſchwediſche Chronik, wovon Vedel in ſeiner Einleitung zu den Heldenliedern einen unvollſtändigen Auszug geliefert hat (das Original befindet ſich auf der Univerſitätsbibliothek in Kopenhagen), wo die Niebelungen und Chriemhild noch einmal verwandelt auftreten, und viel Local-Individuelles eingeſchaltet wird. Die Entſtehung dieſer Erzählung iſt wahrſcheinlich ins 15. Jahrh. zu ſetzen. — Die Poeſie der Heldenlieder iſt rauh, gewichtig, wie die Helden ſelbſt, die ſie ſchildert, verſchmäht allen äußern Schmuck, beſchreibt mit einem Zuge die ganze That, läßt Begebenheit auf Begebenheit folgen, ohne irgend einen Übergang auch nur anzudeuten, greift ungezwungen das hundertſte Mal zu derſelben Wendung, durch welche ſie das erſte Mal ein Lebensereigniß charakteriſirt hat, eilt ohne Reflexion unaufhaltſam zu ihrem Ziele fort, und deutet höchſtens in dem Refrain, aber auch nicht immer, die vermittelnde Betrachtung wie ein abgebrochenes Stück aus einem griechiſchen Chore an. Der Refrain iſt nämlich meiſtentheils, wie Grimm ihn mit Recht betrachtet, nur zur Beruhigung und Sammlung des in der größten Freiheit ſich bewegenden, mit dem isländiſchen **Runhenda** verwandten Metrums da. Manchmal drückt er auch den Charakter des Liedes nicht aus, wie Jamieſon an den ſchottiſchen Liedern ebenfalls bemerkt hat, und ſcheint alſo mehr durch den Gegenſatz die Betrachtung reizen zu wollen. Wenigſtens können wir nicht, wie Jamieſon thut (**Popular ballads and songs** [Edinb. 1806]. **Vol. I. p.** 223), dies als ein Spiel der Willkür anſehen.

In den Romanzen und Balladen, welche wir als die zweite Abtheilung bezeichneten, bewegt ſich das Leben in der größten Mannichfaltigkeit. Von den Königshallen und Schlachtfeldern werden wir zu den zartern Verhältniſſen des Lebens geführt; die Liebe und Treue gewinnen ſtets den Sieg, ſelbſt wenn ſie unterliegen; auch der Witz und Humor werden nicht verſchmäht. Bei weitem reicher iſt noch dieſe Abtheilung der Heldenlieder, als die vorige; viele dieſer Lieder (z. B. Habor og Signe, Axel Thordſon og Skjön Valborg, Hr. Peder og liden Kirſtin, Ebbe Skammelſen, Skjön Anna, Hellelil og Hildebrand u. ſ. w.) gehören zu dem tiefſten und innigſt Gefühlten, was irgend eine Literatur aufzuweiſen hat. Ein herrlicher Schatz liegt in den hiſtoriſchen Liedern (der dritten Abtheilung); man hört ſo gern an der einfachen Dichtung Hand, was das Volk Jahrhunderte hindurch bewegt hat, wie der geſunde, unbeſtochene Sinn über die Verhältniſſe der Fürſten und Höfe urtheilte, und freut ſich, gerade über ſolche Zeitpunkte ein willkommenes Licht zu erhalten, die den Glanz des Reichs und den Stolz des Volks, ſowie auch den tiefen Verfall und die heldenmüthige Errettung bezeichnen. So wird namentlich die Regierung der Waldemare in manchen herrlichen Liedern lebendig dargeſtellt; einen beſondern tragiſchen Cyklus, deſſen Töne das Volk immer ſo gern hörte, bilden die Lieder von Marſk-Stig (dem Mörder Erik Glipping's) und ſeinen Töchtern; der tapfere Niels Ebbeſen, der Befreier von der Tyrannei der holſteiniſchen Grafen, hat auch ſeinen wackern Sänger gefunden; bis tief ins 16. Jahrh. hinein breitet ſich der Strom der Volksdichtung aus und ſchließt erſt mit Friedrich II., deſſen Regierung den letzten Abglanz der eigentlichen Ritterzeit in Dänemark bezeichnet. So rundet ſich die ganze Sammlung zu einem wahren National-Liederſchatze ab, der den nordiſchen Charakter ebenſo treu zeichnet, als er von demſelben getragen wird.

§. 28. Fragt man nach dem Alter dieſer Lieder, ſo ergibt es ſich ungezwungen aus den ſchon angeführten Daten, daß die älteſten derſelben, was die gegenwärtige Form betrifft, bis ins 13. Jahrh. reichen, während der größere Theil dem 14. Jahrh. ſeinen Urſprung verdankt; die ſpätern hiſtoriſchen Lieder beſtimmen ſelbſt ihre Abfaſſungszeit. Daß ſie indeſſen Nationaleigenthum auch ſchon im 12. Jahrh., nur in einer ältern Form, waren, dafür ſcheint das Zeugniß Saxo's zu ſprechen, daß Chriemhilde's Rache in Dänemark eine wohlbekannte Sage war, damals, als der edle Knud Lavard durch Meuchelmord fiel, und daß ein ſächſiſcher Sänger gerade davon einen Geſang angeſtimmt, um den Fürſten zu warnen (*Saxo* Lib. XIII. p. 239). Nimmt man dazu die vielen Archaismen und Überbleibſel rein altnordiſcher Wörter in dieſen Liedern, die ſpäter auch in den Sprachmonumenten des 15. Jahrh. nicht angetroffen werden, oder doch weit ſeltener zum Vorſcheine kommen, ſo wird man jenes Reſultat um ſo mehr befeſtigt finden. Vergleichen wir ferner dieſe Lieder mit den engliſchen, mit welchen ſie ſonſt ſo viele Ähnlichkeit haben, ſo dürfen wir für die erſtern unſtreitig ein höheres Alter annehmen, weil ſie weniger durchgearbeitet, viel näher dem urſprünglichen Quell erſcheinen (Grimm, Vorrede XXXI).

Schon früher, als kaum die letzten Töne dieſer Dichtungsweiſe verklungen waren, als die Heldenlieder noch im Munde des Volks durchaus lebendig waren, war man in Dänemark darauf bedacht, ſie der Nachwelt getreu zu übergeben. Es war der treffliche A. S. Vedel, der neben ſeinen übrigen hiſtoriſchen Arbeiten auch dieſer Aufgabe ſich unterzogen hatte. Als die Mutter Chriſtian IV., die Königin Sophie, einige Tage auf Hveen ſich aufhielt, um das Obſervatorium und die Inſtrumente Tyge Brahe's zu beſehen, fiel das Geſpräch bei Tiſche auch auf dieſe Angelegenheit, und Tyge Brahe, der Gönner Vedel's, freute ſich, der Königin die Sache ans Herz legen zu dürfen. Dies gab Vedel Muth, die Lieder ans Licht

treten zu laſſen, denn die Königin ließ nicht ab, ihn ſchriftlich und mündlich daran zu erinnern, daß er ſein Verſprechen erfüllen möchte. So erſchien die erſte Ausgabe der Kjempeviſer (in Allem 100), von A. S. Vedel beſorgt, mit einer köſtlichen Vorrede und mehren hiſtoriſchen Erläuterungen (Rib. 1591). Dieſe Ausgabe wurde im 17. Jahrh. vier Mal wieder aufgelegt (Kopenh. 1632, 1643, 1671. Chriſtiania 1664). Ein ebenſo großes Verdienſt erwarb ſich Vedel durch die Veranſtaltung einer zweiten Sammlung, die ſchon lange zu den großen literariſchen Seltenheiten gehört: „Tragica" (Kopenh. 1657), einen Cyklus tragiſcher Liebeslieder; denn daß dieſes ein **Opus posthumum** Vedel's ſei, obgleich nach A. Bartholin's Zeugniſſe die gelehrte Mette Gjöe die eigentliche Herausgeberin war, bezeugt ſchon die Sprache und der Geiſt in den vorangeſtellten Einleitungen. Die Tragica iſt nicht öfter gedruckt. Einen anſehnlichen Zuwachs erhielt die Sammlung der Heldenlieder durch den großen nordiſchen Philologen Peder Syv, der ſie im J. 1695 mit einem zweiten Hunderte vermehrt herausgab. Dieſe Peder Syv'ſche Sammlung, die bekannteſte unter allen, die bis in die Bauerhütten gewandert iſt und neben der Bibel ihren Platz behauptete, wurde wieder aufgelegt im J. 1739, 1764, 1787. Schon lange war an eine neue kritiſche Reviſion und Zuſammenſtellung des ganzen Vorraths der Heldenlieder gedacht, wozu die mehrmals genannten Sandvig'ſchen Sammlungen wackere Vorarbeiten darboten, als dieſe Sammlung endlich in fünf Bänden (Kopenh. 1812—1814), von Nyerup, Abrahamſon und Rahbek beſorgt, erſchien. Was die Herausgeber durch dieſe Arbeit geleiſtet haben, nach welchen Geſetzen ſie verfahren ſind, darüber legt Nyerup im fünften Bande Rechenſchaft ab. 21 Handſchriften ſind benutzt, die ebenfalls namhaft gemacht und beſchrieben werden; eine beſonders ſchöne Zugabe bilden die Melodien, die mit vielem Fleiße von verſchiedenen Predigern u. a. Liebhabern des Geſanges aus dem Munde des Volkes aufgeſammelt ſind. Daß Vieles in dieſer Ausgabe geleiſtet worden, iſt ebenſo wenig zu verkennen, als daß eine reiche Nachleſe, die von weniger beengenden kritiſchen Anſichten ausgehen müßte, übriggelaſſen iſt. Auch vermißt man ganz, was eigentlich zur kritiſchen Aufgabe gehört, die Varianten. Intereſſant iſt die Notiz über eine isländiſche Überſetzung und Bearbeitung mehrer Heldenlieder (in Allem 71) (**MSce. Arna-Magn., No. 147**); ſie zeigt unter Andern, wie die Fortbildung des nordiſchen Geiſtes in Island und Dänemark ſtets Hand in Hand ging. Eine Fortſetzung dieſer Ausgabe der Heldenlieder bildet die von Rasmuſſen und Nyerup in zwei Theilen (1821) herausgegebene Sammlung von Liedern aus dem 16. und 17. Jahrh. (Udvalg af Danſke Viſer fra Midten af det 16. A.H. II. 1821)

§. 29. Das Jahrhundert der Waldemare und ihrer nächſten Nachfolger war zugleich das der Nationalgeſetzgebung, die hier mit einer Bedeutung auftritt, welche auch das bürgerliche Leben des Mittelalters in ſeiner Blüthezeit zeigte. Knud's des Großen Vitherlagsret (**leges castrenses**) ward von Abſalon geſammelt und mit Veränderungen nach Maßgabe der Zeit eingeführt, von dem Geſchichtſchreiber Svend Aageſen überſetzt (ſ. *Svenonis Aggonis* **Opusc. ed.** *St. J. Stephanius* [**Sorae** 1642]); Waldemar I. gab mit Eskild's und Abſalon's Hilfe das Geſetzbuch für Schonen (Skaanſke Lov), eine ſorgfältige Sammlung der ältern Statuten und Gewohnheiten (däniſch herausgegeben Kopenh. 1505), welche der gelehrte Andreas Suneſön ins Lateiniſche überſetzte (**Leges Scaniae provinciales, latine redditae ed.** *Ar. Hvitfeldt* [**Hafn.** 1596. 4.]); ferner das Kirchenrecht vom J. 1162 in 25 Artikeln, deſſen Verfaſſer Thord Gilker iſt (herausgeg. Kopenh. 1505 und mit teutſcher Überſetzung in *Pontopp.* **Annales** I. p. 423—435); das ſeeländiſche Geſetz von 1171 (Sjellandſke Lov, editio princ. Kopenh. 1505. 4., ferner 1576. 4.), das gewöhnlich dem Könige Erik VII. beigelegt wird, weil er es mit einer Menge Zuſätzen bereicherte (ſ. die kritiſche Ausgabe von Kolderup-Roſenvinge, Kong Eriks ſjellandſke Lov [Kopenh. 1821. 4.]), und Rigen's Ret von 1180 (**regni jus**), von Erik VII. verbeſſert 1244, von Chriſtian IV. herausgegeben. (Kopenh. 1621, 1642. 4.). Den Ruhm aller übrigen verdunkelt das jütſche Geſetz (Jydſke Lovbog), auf dem Reichstage zu Wordingborg 1240 gegeben und in drei Büchern verfaßt. Dieſes Geſetz ward nun mit Aufhebung aller frühern einzelnen Sammlungen, außer des Sjellandſke und Skaanſke Lov, welche in dieſen Provinzen in Kraft blieben, allgemeines Landesgeſetz und die Baſis aller folgenden. Es iſt mit ebenſo großer Umſicht und Präciſion verfaßt, als es, der Form nach, eins der ſchönſten Sprachmonumente aus jener Zeit bildet. Der Biſchof von Viborg, Knud Kobſön, überſetzte es ins Lateiniſche und ſchrieb Concordantien und Allegationen dazu (c. 1460), Thord Degn (**Daniae Legifer**) fügte mehre Artikel und Correctionen hinzu, die von der Ritterſchaft und den Ständen auf dem Reichstage zu Nyborg angenommen waren. Die Hauptausgaben ſind: Kopenh. 1501 (**ed. princ.**), 1508 (mit Knud Kobſön's lateiniſcher Überſetzung und Thord Degn's Zuſätzen), 1580, 1590 (von dem Reichskanzler Niels Kaas auf Chriſtian's IV. Befehl, mit Vergleichung der Handſchriften und Erneuerung der Sprachformen, beſorgt), 1600, 1642 (die letztern mit den ſpätern kön. Receſſen vermehrt), endlich die letzte kritiſche Ausgabe von Koſod Ancher, wo der alte Text wiederhergeſtellt, die lateiniſche Überſetzung beigefügt und das Ganze durch treffliche Einleitungen, hiſtoriſche Anmerkungen und ein Gloſſar erläutert wird (den jydſke Lovbog paagl. danſk med latinſk Overſ. og Anm. [Kbh. 1783. 4.]). Bekannt iſt ferner Blaſius Eckenberger's plattteutſche Überſetzung des Jydſke Lov von 1593, auf dem Grunde mehrer ältern ruhend, in der zweiten Ausgabe (1603) mit einem **Repertorium Nomocanonis Jutici Alphabeticum** verſehen, und Blüting's Gloſſar oder Erklärung zu dieſem Geſetze (in der plattteutſchen Ausgabe 1717. 4.). Zur Kritik dieſes berühmten Geſetzbuches gehört auch Erik Krabbe's (geſt. 1564) hochteutſche Überſetzung, die P. Reſen (Kopenh. 1684. 4.) mit einer hiſtoriſchen Vorrede herausgab; die altdäniſchen Wörter, welche in der plattteutſchen Überſetzung

unverändert erſcheinen, ſind hier paraphraſtiſch erklärt. Erläuterungen zu dem jütiſchen und überhaupt den ältern Geſetzbüchern gibt in alphabetiſcher Ordnung das früher ſtark benutzte und immer noch brauchbare juridiſche Gloſſar von Chriſtian Oſterſön Veile (Glossarium juridicum Danicum, d. e. alle gamle danſke Gloſers rette Forklaring, ſom findes i de ſkaanſke, ſjellandſke og jydſke Lovböger [Kopenh. 1641. 4. Zweite vermehrte Ausgabe ebend. 1652. 4. 1665. 4.]). — Noch verdient aus dieſem Jahrhundert erwähnt zu werden: Erik's VII. Birkeret (jus municipale), 1269 publicirt und 1623 herausgegeben; in plattteutſcher Überſetzung von dem obengenannten Blaſius Eckenberger.

§. 30. Eine noch merkwürdigere Erſcheinung als dieſe Geſetzgebung aus dem 13. Jahrh. iſt der große Geſchichtſchreiber Saxo Grammaticus, der ſo einzig in der Zeit und ſo hoch über den übrigen Chroniſten des Mittelalters ſteht, daß man ſich in Vermuthungen verliert, um zu erklären, wie er ſich zu dieſem Standpunkte erhoben habe. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir wenig; daß er Abſalon's Klerk (Secretair) war, daß er von dieſem den Auftrag erhielt, die Geſchichte des Vaterlandes zu beſchreiben, daß er mit ihm auf dem vertrauteſten Fuße lebte, und etwa ums J. 1204 ſtarb, iſt gewiß; ob er aber Propſt in Roeſkilde geweſen, was Stephanius hat beweiſen wollen, bleibt ungewiß und iſt mit der Zeitrechnung kaum vereinbar (ſ. Testam. Absalonis ed. *Sperling*. p. 127 sq). Was Saxo beſonders auszeichnet, iſt nicht nur der blühende, gewählte lateiniſche Styl, der die Bewunderung ſelbſt eines Erasmus erweckte und ſtets Anerkennung gefunden hat (merkwürdig ſind die Worte des Erasmus in ſ. Dialog. Ciceron.), ſondern noch mehr der nordiſche Geiſt, der durch das lateiniſche Gewand unverkennbar hindurchſtrahlt, und die ſchöne Einfachheit und Lebendigkeit der Darſtellung. Jenes mag er den beſten Muſtern, vorzüglich, wie Stephanius durch Beiſpiele gezeigt hat (*Steph.*, Notae uberior. in *Saxon. Gr.* p. 25—32), der Nachahmung des Valerius Maximus und Martianus Capella verdanken. Dieſes trug ihm ſein eigener reicher Genius zu. Seine Geſchichte, in 16 Büchern, geht bis zum Jahre Chriſti 1186, als der pommerſche Herzog Bugislav der ältere Knud VI. huldigte. In den acht erſten Büchern hat er den ganzen Stoff der Sagengeſchichte, mit vielen untermiſchten Heldenliedern und kernvollen Sprüchen, verarbeitet; ich meine, man ſei ihm eher dafür Dank ſchuldig, daß er die Volksſage nicht verſchmäht hat, als daß man berechtigt wäre, wie Manche gethan haben, mit ihm zu rechten, daß er auf dieſem Gebiete nichts Gewiſſeres hat liefern können. Ohne Kritik iſt er auf jeden Fall nicht darauf eingegangen, aber die hiſtoriſche Tradition war ihm ſo gut ein Heiligthum, als die klare Geſchichte. Vor ihm lagen mehre isländiſche Sageu, er hat ſie mit Umſicht und Auswahl benutzt[28]), und gibt der eigenthümlichen däniſchen Volksſage nicht ſelten den Vorzug. Was Runenſteine darboten, hat er ebenfalls zu ſeinem Gebrauche verwandt; die alten Lieder waren ihm eine dritte Quelle; die Erzählungen des erfahrenen Abſalon (deſſen Name mit der däniſchen Geſchichte verwachſen iſt), was ſeine Zeit betraf, eine vierte. Mit Recht aber wird ſein Werk als eine Zierde des däniſchen Namens und ein ſchönes Denkmal des hiſtoriſchen Geiſtes überhaupt betrachtet.

Saxo ward zuerſt durch einen plattteutſchen Auszug mit einer Continuation bis zum Tode Chriſtian's I., freilich nur unvollſtändig, bekannt (1481). Mit großer Mühe erlangte, über 30 Jahre ſpäter, durch die Güte des ſchwediſchen Primas Birger's, Erzbiſchofs zu Lund, der treffliche Chriſtiern Pederſen eine Handſchrift, die er mit muſterhafter Treue zu Paris 1514 Fol. herausgab; der gelehrte Jodocus Badius Aſcenſius druckte das Werk und eignete es in einer merkwürdigen Vorrede dem Biſchofe zu Roeſkilde, Lage Urne, zu. Die folgenden Ausgaben (Baſel 1534, Oporin, und Frankf. 1576. A. Wechel. Fol.) ſind leider ſehr fehlerhafte Abdrücke. Sowol um den correcten Text, als die Erklärung des Saxo machte ſich St. Joh. Stephanius durch ſeine Ausgabe (Sorae 1644. Fol.) verdient. Die Notae uberiores in Sax. cum Prolegom. (Sorae 1645. Fol.) enthalten beſonders gute antiquariſche Erläuterungen. Die letzte Ausgabe iſt die von C. A. Klotz beſorgte (Leipz 1771. 4.). Um die Kritik Saxo's hat aber der ſelige Biſch. P. E. Müller durch eine doppelte kritiſche Unterſuchung, ſowol was die Sagengeſchichte als die letzten Bücher Saxo's betrifft, das größte Verdienſt ſich erworben (Crit. Underſögelſe af Danm. og Norges Sagnhiſtorie, eller om Troværdigheden af Saxo's og Snorro's Kilder [Kopenh. 1823. 4.] Crit. Underſögelſe af Saxo's 7 ſidſte Böger [ebend. 1830. 4.]); ſeine vorbereitete kritiſche Ausgabe des Saxo wurde aber durch ſeinen Tod (1835) unterbrochen. — Eine beſonders ehrenvolle Erwähnung verdient die däniſche Überſetzung des Saxo von A. Söffr. Vedel (Kopenh. 1575. Fol. rep. 1610 Fol.); die däniſche Sprache iſt hier muſterhaſt behandelt, der Geiſt Saxo's treu aufgefaßt. Dieſem trefflichen Werke reiht ſich Grundtvig's Überſetzung an (3 Bde. Kopenh. 1818 — 1832. 4.). Noch tiefer als Vedel iſt Grundtvig auf die alte Sitte und Sprache zurückgegangen, ſowie namentlich die Übertragung der Lieder von der großen Meiſterſchaft dieſes unſeres Nationalſängers zeugt.

Wie unübertroffen Saxo als Geſchichtſchreiber daſteht, zeigt auch die Vergleichung mit ſeinem Zeitgenoſſen Svend Aageſen, einem jütiſchen Ritter, der ebenfalls auf Abſalon's Antrieb die däniſche Geſchichte ſchrieb. Er hat nur einen Auszug geliefert, der mit ſeiner Überſetzung des Vitherlagsret zuerſt von Stephanius edirt (ſ. oben), nachher im erſten Theile der Langebek'ſchen Scriptores aufgenommen iſt. Svend Aageſen ſchreibt kurz, nicht unangenehm, und geht gleichfalls bis auf Knud VI.

Saxo fand keinen Fortſetzer in ſeinem Geiſte; wol aber dauerte die Richtung auf hiſtoriſche Studien fort, wozu Abſalon ſo kräftig ermuntert hatte. Den Ciſtercien-

28) Praef. „Quorum thesaurus historicarum rerum pignoribus refertos *curiosius* consulens haud parvam profecto operis partem ex eorum relationis imitatione contexui, nec arbitros habere contempsi, quos tanta vetustatis peritia callere cognovi.“

Digitized by Google

ſermönchen in dem von ihm geſtifteten Kloſter Sorö ſchrieb er vor, ſie ſollten ſtets einige aus ihrer Mitte halten, denen es oblag, die Geſchichte des Vaterlandes von Jahr zu Jahr zu beſchreiben. Ob dieſem Statut nachgekommen, haben viele gezweifelt; unmöglich iſt es indeſſen nicht, daß wir in vielen Bruchſtücken von Annalen, Geſchlechtsregiſtern u. ſ. w. in Langebek's Scriptores und in der von Arnas Magnäus herausgegebenen Chronica Danor. et praecipue Sialandiae (Lips. 1695), (nachher eingeführt in Langebek's Scr. T. II. p. 602—644) eben Arbeiten dieſer Mönche haben. Auch die Kloſterbrüder zu Esrom haben einige hiſtoriſche Verzeichniſſe geliefert (Annales Esromenses). Vergeſſen darf man dabei nicht, daß manches treffliche Stück, was die Aufmerkſamkeit der Forſcher ſicher gereizt haben würde, höchſt wahrſcheinlich ſchon im Reformationsjahrhunderte nach Rom gekommen. Die Päpſte nämlich (zuerſt Nikolaus V. im J. 1451) gaben ihren Legaten gewöhnlich Aufträge, was von hiſtoriſchen Actenſtücken zu erlangen wäre, zu ſammeln; manches wurde als Darlehn nach Rom gebracht, angeblich, nur um Abſchrift davon zu nehmen, kam aber nie zurück [29]). — Der Biſchof Svend in Aarhuus, der dem Nationalconcil beiwohnte, das Abſalon im J. 1187 veranſtaltete, ließ, wie es in einem Manuſcript heißt, Geſchichtbücher abſchreiben zum Unterrichte der Jugend (Mscr. Membran. ap. *Pontopp.*, Ann. T. I. p. 253: „fecit describi historias diversas, quae sunt cibus parvulorum"). Der König Erik Menved ließ nach dem Zeugniſſe Ar. Hoitfeldt's alle hiſtoriſche Documente der Vorzeit aus alten Archiven und den Dikaſterien ſammeln; dieſe Sammlung, die unter dem Namen Congesta Menvedi erſcheint, iſt leider verloren gegangen. Eine ziemliche Menge von Chroniſten und Annaliſten aus dem 13. und 14. Jahrh. findet man theils in Langebek's Scriptores, theils in der Ludwig'ſchen Sammlung (Reliquiae Mss. omnis aevi. T. IX). Hierher gehört auch die von Kirchmann aus einer Handſchrift der lübecker Bibliothek herausgegebene *Anonymi* Comment. de profectione Danorum in terram sanctam circa a. 1187 suscepta (Lubec. 1684).

§. 31. Den Zuſtand der Gelehrſamkeit überhaupt in Dänemark vom 12—15. Jahrh. betreffend, ſo begegnen uns faſt dieſelben Momente, wie überall. Die Blüthezeit der Scholaſtik rief auch die Dänen nach Paris, als der damaligen univerſellen Bildungsanſtalt. Hier ſtudirte der berühmte Abſalon und errichtete eine innige und dauerhafte Freundſchaft mit dem Abte Wilhelm zu St. Genovefa (Vid. Mscr. ap. *Stephan.* in notis uber. ad *Saxon.* p. 51). Andreas Suneſön, Abſalon's Nachfolger im lundiſchen Erzbisthume (geſt. 1228), war ſelbſt als Lehrer in Paris berühmt, und veranlaßte, daß mehre Geiſtliche aus Frankreich und Italien nach Dänemark berufen wurden, die eine wohlthätige Umgeſtaltung des Schulweſens herbeiführeten. Der Biſchof Gunner von Viborg, welcher um die Mitte des 13. Jahrh. ein Gymnaſium in ſeinem Biſchofsſitze errichtete, das mit den beſten Anſtalten der Art rivaliſirte und viele tüchtige Männer zog, hatte hier ebenfalls ſeine Bildung erhalten. Man ſchätzte in Paris die däniſchen Gelehrten, wie Helmold, der ſlawiſche Geſchichtſchreiber, bezeugt, theils wegen der Leichtigkeit, womit ſie das fremde Idiom ſich aneigneten, theils wegen ihrer dialektiſchen Fertigkeit und Kenntniß der Decretalen, wodurch ſie in öffentlichen Geſchäften (Helmold III, 5. Münter I, 154) gut zu gebrauchen waren [30]). Im J. 1312 war der Däne Hemming Rector der Univerſität zu Paris. Petrus, mit dem Beinamen de Dacia, aus Visby auf der Inſel Gothland, plaidirte die Sache der Univerſität wider das pariſer Capitel in Rom 1316. Holger von Reſtved, Dominikanermönch, eine Zeit lang Rector der Provinz Dacien, ebenfalls in Ordensgeſchäften in Frankreich gebraucht, war ein nicht unberühmter Schriftſteller nach der Zeitweiſe (Scripsit Lectiones supra Lucam et Sermones de tempore *Echard.* I, 504). Martinus Magni, ebenfalls ein geborner Däne und Magiſter der Theologie zu Paris, Verfaſſer des vielfach gebrauchten Tractatus de modis significandi (v. *Echard.* I, 736), führte die Sache des Königs von Dänemark in Rom wider den ungehorſamen Erzbiſchof Jens Grand, 1298. Wahrſcheinlich ſchon ſeit dem 12. Jahrh. beſtand in Paris als ein Theil der hohen Schule ein eigenes Collegium Dacicum für die Dänen, das zu der teutſchen Landsmannſchaft gezählt wurde. Es blühete im 13. und 14. Jahrh., verfiel aber ſeit dem 15. und verſchwindet aus der Geſchichte, ſeitdem namentlich die hohen Schulen zu Cöln und Löwen die Studirenden herbeizogen. Beſonders ſtand die Abtei St. Genovefa in fortwährend näherer Verbindung mit Dänemark, ſeitdem unter dem Erzbiſchofe Eskild zu Lund, einem vertrauten Freunde Bernhard's von Clairvaux, der Kanonikus Wilhelm von St. Genovefa als Ciſtercienſerabt nach Dänemark kam. Es war beſonders das Studium in Paris im 13. und 14. Jahrh. eine Ehrenſache der Nation geworden. Jedem Capitel wurde auferlegt, jährlich ein oder zwei junge Leute aus ihrer Mitte auf allgemeine Koſten nach der Univerſität Paris zu ſenden. Der König Erik Menved errichtete eine Stiftung, um die ärmern Studenten in Frankreich zu unterſtützen, die ſpäter von dem Biſchofe Peder Pagh noch reicher dotirt wurde. Die von Paris nach Hauſe zurückkehrenden wurden Paris-Klerkur genannt und gewöhnlich mit größerer Auszeichnung behandelt. — Bibliotheken treffen wir im 13. Jahrh. zu Aarhuus, Ribe und Lund. An den

29) Vgl. *Pontopp.*, Annales. T. I. Vorrede p. 9 sq. T. II. p. 309. Münter's Reformationshiſtorie af Danmark. 1. Th. S. 164 fg., und beſonders *Th. Br. Bircherod* ep. de deperditis Septentrionalium antiquitatibus (in dän. Biblioth. IV, 366—422 und *Westphalen*, Monum. III, 685 sq.). S. auch *Spondani*, Continuatio Baronii. T. II. p. 43.

30) Er iſt Verfaſſer eines Gedichtes, Hexaemeron, einer Art von Encyklopädie über die ſcholaſtiſche Wiſſenſchaft, nicht ohne eigenthümliche Geiſtesthätigkeit. Proben daraus theilte zuerſt Nyerup mit im 2. Bde. ſeiner „Hiſtor. Skildring af Danm. og Norges Tilſtand" S. 306—316, ſpäter Dr. Kierkegaard in Illgen's Zeitſchrift für hiſtoriſche Theologie.

Digitized by Google

Dom- und Collegiatkirchen waren gewöhnlich Schulen angelegt; unter den Mönchsorden nahmen ſich vornehmlich die Dominikaner, dann auch die Franziskaner und Karmeliter der Volksſchule an. (Über die im Mittelalter gebräuchlichen Schulbücher findet man intereſſante Notizen in *Nyerup*, Notitia librorum, qui ante reform. in scholis Daniae praelegebantur [Hafn. 1784]). Schon der König Erik von Pommern, der Nachfolger Margarethen's, war ernſtlich auf die Anlegung einer Nationaluniverſität in Kopenhagen bedacht, und erhielt vom Papſte Martin V. die Erlaubniß dazu (1418). Allein theils waren die Bedingungen etwas drückend (die neue Univerſität ſollte keine theologiſche Facultät haben), theils nahmen die bürgerlichen Unruhen die Aufmerkſamkeit des Königs zu ſehr in Anſpruch, als daß es zur Ausführung gekommen wäre. Mehr erlangte der König Chriſtian I., als er im J. 1474 eine Reiſe nach Rom unternahm und die Gräber der heil. Apoſtel beſuchte; Sixtus IV. lohnte ſeine Aufmerkſamkeit, indem er ihm die Bewilligung zur Errichtung einer vollſtändigen Univerſität ſchenkte. Sie ward eröffnet im J. 1479, hatte aber im erſten Stadium ihrer Exiſtenz, obgleich mehre wackere Humaniſten an derſelben lehrten, auch das Karmeliterkloſter zu Helſingör ſie mit dem ausgezeichneten Theologen Paul Eliä verſah, und die Könige Hans und Chriſtian II. ſie mit neuen Privilegien begabten, keinen beſondern Fortgang. Die Oppoſition, in welche ſie ſich mit der Reformation vom Anfange an ſetzte, und die Errichtung des neuen evangeliſchen Gymnaſiums zu Malmö im J. 1527, das bald tüchtige Lehrer lieferte, waren die vornehmſten Urſachen dazu. — Die Buchdruckerkunſt wurde ſchon ums J. 1490 nach Dänemark verpflanzt, und Gottfried von Ghemen druckte zu Kopenhagen manches köſtliche däniſche Buch. Auch in Roeſkilde, Malmö, Nyborg, Viborg, Aarhuus waren zu Anfange des 15. Jahrh. Buchdruckereien; und wenn wir dem Pontanus glauben dürfen (Hist. Danica. Lib. X. p. 621), war der erſte Buchdrucker zu Venedig, der berühmte Nikolaus Jenſen, ein Däne. Viele däniſche Bücher wurden indeſſen in den Anfängen der Reformation zu Paris, Antwerpen, Roſtock, Lübeck und Leipzig gedruckt.

§. 32. Zwei literariſche Erſcheinungen aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh. verdienen eine beſondere Erwähnung. Die eine iſt die däniſche Reimchronik von dem Bruder Njel's (oder Nigel's) aus Sorö, die wahrſcheinlich ums J. 1478 vollendet ward. Der Verfaſſer war, wie er ſich ſelbſt durch dieſe Schrift charakteriſirt, ein nach Maßgabe der Zeit gelehrter Mönch, im Lateiniſchen bewandert, nicht ohne Laune und Witz. In ſeiner Chronik hat er den Saxo und vielleicht den Epitomator deſſelben, Thomas Gheysmer, ſowie die ſpätern Annalen, benutzt; was ſeine Zeit betraf, erzählt er nach eigner Erfahrung. Die Könige werden ſämmtlich redend eingeführt; dieſe lebendige, dem Dramatiſchen ſich nähernde Darſtellung gibt dem Werke einen eignen Reiz, der durch den echt nationalen Charakter, der hier ausgeprägt iſt, noch erhöht wird. So ward die Chronik ein Volksbuch mehre Jahrhunderte hindurch oder wenigſtens bis Vedel's Überſetzung Saxo's an die Stelle derſelben trat. Die wiederholten Ausgaben zeugen dafür. Es war das erſte däniſche Werk, das aus Gottfried von Ghemen's Preſſe im J. 1493 hervorging; von dieſer editio princeps haben ſich nicht nur wenige Blätter erhalten, die zuerſt Grundtvig entdeckte und darüber im vierten Bande ſeines Danneoirke Bericht erſtattete, ſowie er auch der Erſte iſt, der dieſen Nationalwerken die verdiente volle Aufmerkſamkeit geſchenkt hat. Die zweite Ausgabe iſt vom J. 1495, ihr folgten verſchiedene Drucke, in allem bis zum J. 1613 noch ſieben. In der dritten Hauptausgabe von 1533 (bei Hans Wingartner), findet ſich eine Zugabe, die Chronik des Königs Hans, welche die Sage dem gelehrten Erik Krabbe, dem Überſetzer des jüdiſchen Lovbuchs, zuſchreibt; der ſpätere Charakter dieſer Arbeit iſt nicht zu verkennen. Da auch der letzte Druck vom J. 1613 zu den literariſchen Seltenheiten gehörte, veranſtaltete Chr. Molbech im J. 1825 eine neue kritiſche Ausgabe, die jedoch nur in 170 Exemplaren abgezogen ward. Zum Grunde iſt hier die Ausgabe vom J. 1495 gelegt, welche wir nun als ed. princeps betrachten müſſen, die abweichenden Lesarten der ſpätern Ausgaben und die Varianten der merkwürdigen plattteutſchen Überſetzung, die noch im 15. Jahrh. gearbeitet iſt und in Handſchrift ſich auf der königl. Bibliothek zu Kopenhagen findet (Mscr. reg. 820. fol.), ſind unter dem Texte verzeichnet. Eine lehrreiche Einleitung, die ſich über den hiſtoriſchen und poetiſchen Werth, über die Literatur und die Spracheneigenthümlichkeiten der Chronik verbreitet, iſt vorangeſchickt, ein trefflich gearbeitetes Gloſſar beigefügt. Die zweite merkwürdige literariſche Erſcheinung, die wir andeuteten, iſt eine gleichzeitig mit der Reimchronik verfaßte däniſche Überſetzung des A. T. Die Handſchrift, die uns noch davon aufbewahrt iſt, endigt mit dem zweiten Buche der Könige, Cap. 23. Zuerſt machte der gelehrte Markus Wöldike auf dieſe beſonders für die Nationalſprache nicht unwichtige Arbeit aufmerkſam; es war Chr. Molbech vorbehalten, den größern Theil derſelben (1 Moſ. bis Ruth's Buch) in einer Ausgabe vom J. 1828 bekannt zu machen. Dem Texte ſind erläuternde Anmerkungen beigegeben; dem Ganzen iſt ein Gloſſar beigefügt; in einer Einleitung macht der Herausgeber auf den relativen Werth und die Brauchbarkeit dieſer Überſetzung aufmerkſam. Der Überſetzer folgt ſklaviſch-getreu der Vulgata, obgleich er mit der däniſchen Wortfolge wohl bekannt war; manche Wörter ſind neu gebildet, eine Menge alter Kernausdrücke ſind hier erhalten. Den Freunden der Sprache, ſowie der bibliſchen Literatur, iſt durch Molbech's Ausgabe ein gleich willkommenes Geſchenk geboten. — Am Ende des 15. Jahrh. ſchrieb auch Hr. Mikkel, Prediger zu Odenſee. In ſeinem Buche von dem Roſenkranze der Jungfrau Maria (Kbh. 1515. 4) iſt neben manchem Geſchmackloſen ein kräftiger poetiſcher Geiſt wahrzunehmen; mehre der hierin enthaltenen geiſtlichen Lieder ſind in Hans Thomäſön's Pſalmebog aufgenommen. Von dieſem Verfaſſer, der noch zwei kleine aſketiſche Schriften in Verſen von der Schöpfung und vom Leben des Menſchen ſchrieb (beide Kopenh. 1514. 4.),

Digitized by Google

iſt in der däniſchen Biblioth. 2. St. S. 279—325, ausführlicher Unterricht ertheilt.

§. 33. Der Katholicismus hatte im Norden den ultramontanen Charakter nicht, obgleich wol in den letzten Jahrhunderten manche herrſchſüchtige Prälaten ſich fanden. Das Volk war nie zu einer knechtlichen äußern Verehrung geneigt, der Sinn deſſelben blieb im Ganzen geſund und gerade; es konnten ſich ſo manche Misbräuche nicht einbürgern, daher kam es der Reformation auf halbem Wege entgegen. Die ſtaatskirchlichen Anſtalten Chriſtian's III. (1536) verſchafften der Reformation allgemeine Gültigkeit, aber weitverbreitete Aneekennung im Volke hatte ſie ſchon lange gefunden. Mehre Peälaten, obgleich ſie vermöge ihres Standes der ſcheinbaren Neuerung nicht huldigen zu können glaubten, waren doch nicht erbitterte Gegner; ja Knud Gyldenſtjerne, der letzte römiſche Biſchof zu Odenſee, ging in ſeiner unbefangenen Wüedigung ſo weit, daß er im J. 1532 die erſte däniſche Überſetzung des kleinen Katechismus Luthee's veranſtaltete. In einer Auslegung des apoſtoliſchen Symbols vom J. 1528 trifft man die evangeliſche Überzeugung ganz klar und unumwunden, jedoch, wie es ſcheint, von einem Nichtbekenner ausgeſprochen. Hier, wie in Teutſchland, ging die größere humaniſtiſche Bildung mit der reformirenden Tendenz Hand in Hand. Erasmus ſelbſt hatte auch in Dänemark viele Schüler (Epp. Lib. XXVI. p. 1026), und Jodocus Badius, der gelehrte Drucker Saxo's, äußert in ſeiner ſchon erwähnten Dedication die Vermuthung, Dänemark werde nun viele Saxonen erzeugen, um ſo mehr, da ſchon lange in Paris die Gelehrſamkeit auch von den Dänen repräſentirt ſei. Zu den vorzüglichſten Humaniſten unmittelbar vor und im Anfange der Reformation gehöeen: dee treffliche Schulmann, Martin Borup, Rector zu Aachus, aus deſſen Schule Hans Tauſen und mehre der erſten däniſchen Reformatoren ausgingen, Verfaſſer mehrer Volkslieder (geſt. 1526), Vincenz Lunge, Chriſtian Terkelſen von Mors, der erſte Rector der von Chriſtian III. reorganiſirten Univerſität (1537), der den *Dionysius*, **De situ orbis**, nach einer Handſchrift (Hafn. 1529) und mehre grammatiſche und andere Schriften herausgab; Peder Lille von Roeſkilde, der *Henr. Fabri* **hortulum Synonymorum** mit einem Anhange (Hafn. 1520) herausgab; ferner Paul Eliä und Chriſtiern Pederſen, welche beide wir nun einzeln weiter kennen lernen müſſen. Mehre der Humaniſten und Reformatoren, wie der eben erwähnte P. Lille und Hans Tauſen, hatten in Wittenberg unter Luther und Melanchthon ſtudirt.

Unter allen, die den Charakter der Gährung der Reformation ausdrückten, ohne längere Zeit hindurch zu einem ſichern Standpunkte oder einer wahren Erkenntniß des Evangeliums zu gelangen, war Paul Eliä, einer der meekwürdigſten. Man gab ihm den Beinamen Vendekaabe (Wendemantel, Wetterfahne), weil er von der proteſtantiſchen Lehre, die er zuerſt angenommen, ſpäter abſprang, und ſich offenbar mit großee Mühe auf einem ſchwebenden Standpunkte erhielt. In Halland geboren, ward er erſt Karmelitermönch zu Helſingör, ſpäter zu Kopenhagen, und hier zum Lector und Profeſſor der Theologie an der Univerſität beeufen (1519). Anfangs ſchloß er ſich an die reformatoriſchen Anſichten, zu welchen ihn auch ſeine gründlich humaniſtiſche Bildung hinziehen mochte, an, und unterſtützte den von Chriſtian II. hereinberufenen Martin Reinhard, der im J. 1520 über Theſes von Luther's Schrift: **De captivitate Babylon.**, disputirte. Die Biſchöfe Lage Urne von Roeſkilde und Ove Bilde von Aarhuus brachten ihn jedoch ab, indem ſie ihm die Ausſicht auf ein Kanonikat in Odenſee eröffneten. Als Vorfechter des römiſchen Katholicismus griff er nun vor Allem Hans Mikkelſen's Überſ. des N. T. an (1527), gab einen Unterricht von dee heiligen Meſſe wider die neuen Meßtödter im J. 1531 heraus, worin er in einem höchſt beißenden Tone alle die Misbräuche als kirchlich vertheidigte, welche die evangeliſchen Lehrer angegriffen hatten (die Schrift ward auf Befehl des Königs als ein Pasquill affigirt), arbeitete im J. 1533 die Antwort der ſämmtlichen Biſchöfe und Prälaten Dänemarks auf die Lutheriſchen Artikel aus, eine Arbeit, worin wir große ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit und eine treffliche Dialektik nicht verkennen können, ſprach 1534 der conciliatoriſchen Richtung das Wort, die ſpäter im Interim ſich ausprägte (Underviisning til chriſtelig Forening og Forligelſe), ſowie er überhaupt in ſeinen Anſichten ſehr dem Erasmus ſich näherte und mehre Schriften deſſelben ins Däniſche überſetzte. Durch die Überſetzung der **Institutio Christiani principis** deſſelben fiel er bei dem Könige Chriſtian II. in Ungnade, der ihm eine andere Schrift, höchſt wahrſcheinlich Machiavell, zu bearbeiten aufgetragen hatte; ſeinem Unwillen darüber ließ er freien Lauf, indem er theils die Sache der Biſchöfe und Edelleute, die wider den König aufſtanden, in Schriften vertheidigte, theils ein anonymes Spottlied auf die Münzfälſchung des Königs herausgab, und ihn nebſt der Alles vermögenden Sigbrit in einer Predigt am St. Johannistage unter den Zügen des Herodes und der Herodias darſtellte. Die Biſchöfe fuhren fort ihn zu beſchützen und zu belohnen, der König Friedrich I. beſtellte ihn zwar zu einer eignen Audienz, aber nahm keine weitere Notiz von ſeinen über und zwiſchen beiden Parteien hindurchgehenden Grundſätzen. Zuletzt aber ſcheint er und zwar wie Reſenius in ſeinem handſchriftlich-däniſchen Atlas berichtet (der ein Jahrhundert nachhee allerdings wol von der nähern Bewandniß der Sache unterrichtet ſein konnte), vom J. 1537 an, die proteſtantiſche Sache wieder veetheidigt zu haben, und lebte unangefochten als Lector und Peediger zu Roeſkilde bis an ſeinen Tod. Dieſer letzte Übeetritt, der von Münter bezweifelt worden iſt, gewinnt um ſo größere Wahrſcheinlichkeit, wenn man das frühere Schwanken des Eliä überlegt, und daß er in vielen Stücken auch damals den Römiſch-Katholiſchen nicht Recht gab. Ee war ein ausgezeichnet kenntnißreicher Mann, Humaniſt und Theolog zugleich, als Schriftſteller durch die körnige und tiefbewegte Sprache, die er führte, beſonders ſchätzenswerth und in allen Feinheiten der Scholaſtik wohl bewandert. Man ſchreibt ihm nicht ohne Wahrſcheinlichkeit das bekannte **Chronicon Skibbyense** zu, das über die Begebenheiten eines halben

Digitized by Google

Jahrtauſends vom J. 1046—1546 ſich verbreitet. Über ſein Leben und ſeine Schriften hat man eine fleißig gearbeitete Monographie von Chriſtiern Olivarius (De vita et de scriptis Pauli Eliae, vulgo Povel Vendekaabe [Hafn. 1741]).

§. 34. Chriſtiern Pederſen, der größte Schriftſteller Dänemarks in der Reformationszeit, ein Luther für unſere Mutterſprache, war geboren zu Svendborg in Fühnen im J. 1480. Er ward im J. 1505 Kanonikus in Lund, reiſte wegen ſeiner gelehrten Bildung ins Ausland und ward Magiſter in Paris, wo er im J. 1511 ſich aufhielt. Früher ſchon, im Vaterlande, hatte er die treffliche Bearbeitung der Chronik des Kaiſers Caroli M. geliefert, worin er das bekannte Volksbuch von Turpin, wahrſcheinlich nach isländiſchen Sagen, in eine neue Form goß, ſodaß es durchaus als däniſches Original anzuſehen iſt [31]) (Keiſer Carl's Krönike [Kbh. 1501] und ſpäter ſehr oft). Hier in Paris gab er „Olger danſkes Krönike" aus (1514 u. öft.), ſeinen zweiten Beitrag zur Volksliteratur, das beliebteſte unter allen Volksbüchern im Norden; es iſt eine Bearbeitung nach dem Lateiniſchen und nicht unmittelbar aus dem franzöſiſchen Roman dieſes Namens. Schon oben haben wir gehört, was er für Saxo Grammaticus ward; zwei Mal hatte er mit großen Koſten Boten nach Dänemark geſchickt, um eine Handſchrift davon zu erlangen, das dritte Mal reiſte er ſelbſt hin, kam durch Hilfe ſeiner Gönner in den Beſitz des geſuchten Schatzes, und ließ nun den Saxo das erſte Mal das Tageslicht ſehen (1514). Was er durch ſeine verbeſſerte Ausgabe von Peder Lolle's Sprüchwörtern (*Petri Legistae Laglandici* Parabolae sentensiosae cum familiari explicatione [Paris 1515. 4.]) geleiſtet, iſt auch ſchon oben (§. 13) berührt; die beigebrachten Erklärungen ſind zum Theil aus den Aufzeichnungen ſeines Lehrers, des Prieſters Rasmus Simonſön's in Roeskilde geſammelt. Für das geiſtliche Bedürfniß des Volkes ſorgte er, indem er in den ebengenannten J. 1514 und 1515 zu Paris ein Büchlein von der Meſſe (1514), das Gebetbuch: Vor Frue Tider (Horae B. Virginis, ebenfalls 1514) und endlich 1515 die berühmte Jertegns Poſtille (h. e. Postilla portentorum) herausgab. In dieſer letztern, die trotz mancher Auswüchſe, wodurch er ſeine damalige Befangenheit auf dem römiſch-katholiſchen Standpunkte kund gibt, immer ein köſtliches Buch und ein wahrer Schatz unſerer Nationalliteratur bleibt, gibt er oft treffende Auslegungen der gewöhnlichen Evangelien und Epiſteln, und fügt bei jeder Predigt ein oder mehre ſogenannte „Jertegn" hinzu, meiſt legendenartige Erzählungen, oft auch Züge aus dem Leben, mit unübertrefflicher Naivität dargeſtellt. Das ganze Unternehmen zeugt von ſeiner Liebe zum chriſtlichen Volke, denn er ſieht es für eine Schmach an, daß dieſes nicht von den großen Thaten Gottes in ſeiner Mutterſprache leſen könne, und meint, wenn die Apoſtel und Evangeliſten an Dänemarks Reich geſchrieben, dann hätten ſie auch in däniſcher Zunge geſchrieben. Schon hier blitzen nun manche Zeugniſſe der Wahrheit hindurch, Proben des einfältigen Glaubens, der durch keine Menſchenſatzung ſich binden läßt. So heißt es, um nur Eins anzuführen, fol. LVIII: „Wie der heil. Franziskus den Graubrüder-, der heil. Dominikus den Schwarzbrüderorden geſtiftet, ſo ſtiftete der Herr Jeſus ſelbſt den Eheſtandsorden, der deshalb vornehmer iſt als alle andere Orden. Er ſtiftete ihn an dem allerherrlichſten Orte unter dem Himmel, im Paradieſe; er ſtiftete ihn in dem allerherrlichſten Stande, im Stande der Unſchuld; er ehrte den Eheſtand, indem er ſelbſt von der Jungfrau wollte geboren werden, die mit Joſeph verlobt war, und bei der Hochzeit zu Kana gegenwärtig ein großes Wunder verrichtete [32])." Die Jertegns-Poſtille iſt zum zweiten Male zu Leipzig 1518 Fol. aufgelegt. Während ſeines Aufenthalts in Paris gab Chriſtiern Pederſen ferner heraus: Vocabularium in usum Dacorum (1510 u. öft.), Diurnale Roeskildense (1511), Missale Lundense (eod. Fol.), Statuta provincialia et synodalia, Casus episcopales etc. (1514. 12., aufs Neue herausgegeben von Thorkelin, Kph. 1778), Breviarium Lundense (1517). Wahrſcheinlich nicht lange darauf begrüßte er mit ſo vielen Freunden der ewigen Wahrheit die Morgenröthe der Reformation. Ein aufrichtiges Bekenntniß von ſeinen vorigen Irrthümern begegnet uns gleich in der Vorrede zu ſeiner däniſchen Überſ. des N. T. (Antw. 1529 u. öft.); er will nun, ſagt er, Chriſto allein die Ehre geben und mit dem Fündlein von der Verdienſtlichkeit menſchlicher Werke vor Gott und einer beſondern Heiligkeit in irgend einem ſelbſtgewählten Stande nichts mehr zu thun haben. Daſſelbe Jahr erſchien, ebenfalls zu Antwerpen gedruckt, ſein däniſcher Pſalter. Bei jener Arbeit hatte er den bekannten Hans Mikkelſen, Bürgermeiſter zu Malmö und Secretair Chriſtian's II., bei dieſer Franz Vormordſen, der aus einem Karmelitermönche Lutheriſcher Prediger in Malmö und ſpäter der erſte evangeliſche Biſchof zu Lund ward (geſt. 1551) [33]), zu Vorgängern. Mit Hans Mikkelſen's Überſ. (Lpz. bei Melchior Lotter, 1524) war man deshalb unzufrieden, weil die Eigenthümlichkeit der däniſchen Sprache darin gewaltſam zurückgedrängt war durch die ſtrenge Nachbildung Luther's und der Vulgata [34]). Chriſtiern Pederſen überſetzte aus dem Grundtexte, mit freier Bewegung und in einer für jene Zeit claſſiſchen und kräftigen Sprache. Bei dem Pſalter verließ er durchaus die Vulgata, benutzte aber

31) Nach franzöſiſchen Chroniken, was Nyerup (Almindelig Moerſkabslæsning S. 88) auch als Vermuthung hinſtelle, kann Chriſtiern Pederſen ſchon deshalb nicht gearbeitet haben, weil er dann ſchon im J. 1501 in Paris ſich hätte aufhalten müſſen.

32) Mehre Nachrichten von und Proben aus der Jertegns-Poſtille findet man in der Däniſchen Bibliotb. I, 78—120 (doch hier mit gar zu befangenem Urtheil) und in Lindberg, Nordiſke Kirketidende 1833. S. 451 fg.

33) In Franz Vormordſen's Überſetzung des Pſalters, die ebenfalls nach dem Grundtexte, mit Benutzung vieler Hilfsmittel gearbeitet iſt, hatte Paul Eliä, der Lehrer Vormordſen's, nicht geringen Antheil, indem er dieſem — wie Vormordſon in der Zueignung bekennt — „mit ſeiner Zunge, als einer ſcharfen Feile, half, ſeine Arbeit nach der Eigenthümlichkeit der däniſchen Sprache zu Stande zu bringen."

34) Eine Charakteriſtik dieſer übrigens höchſt merkwürdigen Überſetzung findet man in *Ebenezer Henderson*, Dissertation on *Hans Mikkelsens* Translation of the New Testament (Copenh. 1813. 4.).

mit Fleiß und Einſicht die Aebeiten Luther's, des Fabr. Stapulenſis, Felix Pratenſis, Konrad Pellicanus u. A. Eine Reihe aſketiſcher Schriften, vom J. 1531—1533, wodurch er offenbar den Zweck hatte, das Evangelium ins Leben einzuführen, und die außerdem wichtige Beiträge zur Sittengeſchichte der Zeit enthalten, ein Paar Büchlein mediciniſchen Inhalts und eine Beaebeitung der Legende vom heil. Sebaldus (die ſpäter aus der Handſchrift mitgetheilt iſt in Suhm, Kr. Hiſt. af Danm. III, 227 fg.), verdanken wir noch der fruchtbaren Feder dieſes trefflichen Mannes. Befremden muß es, daß er, der die Reformation ſo im Herzen trug und mehr als viele Andere ihre innere Geſchichte gleichſam erlebt hatte, nicht als Werkzeug derſelben im Staate auftrat. Ee war aber ein treuer Anhänger des unglücklichen Königs Chriſtian II., dahee er ſich in dee ſogenannten Grafenſehde (1533—1536) an die Lübecker anſchloß. Dieſem iſt es denn wol auch zuzuſchreiben, daß er ſpäter mit einer geringern Stelle, wie es ſcheint einem Vicariat zu Kirkehelſinge auf Seeland, vorlieb nehmen mußte, in welchem Amte er auch im J. 1554 geſtorben ſein ſoll. Kein Stein bezeichnet ſein Geab, kaum daß man mit Sicherheit ſeinen Namen aus dem Kirchenbuche Helſinges herauszufinden vermag, aber er hat ſich einen ſolchen erworben, der grünen und blühen wird, ſo lange Dänemark eine Nationalſprache und Nationalgeſchichte hat.

§. 35. Wenn Chriſtiern Pederſen durch ſein Leben und ſeine Wickſamkeit vollkommen die Art und Weiſe abſpiegelt, wie die Reformation vom Herzen des däniſchen Volkes Beſitz nahm, ſtill, geräuſchlos und tief, ſo bildet das bewegte Leben der meiſten übrigen Reformatoren mehe die teutſche Richtung ab, ſowie ſie auch in ihrer Polemik nähee an Luthee, als ihe Vorbild, ſich anſchloſſen. Es iſt allewege anzuerkennen, daß die Reformation die beſten und edelſten Keäfte weckte, daß ſie die Speache mit neuen Begriffen bereicherte, die bald auch den gemeſſenen Ausdruck fanden, ſowie ſie natürlich an die ſchon vorhandene hiſtoriſche Grundrichtung in Dänemark freundlich ſich anſchließen mußte. Als Geſammtweek, das die frühern Beſteebungen aufnahm und die ſpätern kräftig vorbereitete, ſteht hier obenan die von Chriſtian III. veranſtaltete Überſetzung der ganzen Bibel (Kopenh. 1550. Fol.), ein National- und hinſichtlich der Sprache zugleich ein Meiſterwerk. Die Verfaſſer derſelben waren Peder Palladius (eigentlich Plade), Ol. Gyldenmund, Jo. Synning, Jo. Machabäus. Die literariſche Charakteriſtik der einzelnen Reformatoren werden wir untee folgenden Titeln zuſammenfaſſen. Hans Tauſen, auf dee Inſel Fühnen geboeen (1494), war vom Prior des Johanniterkloſters in Antvorſkov, wo er eezogen ward, zur Stütze des Ordens auserſehen; ee ſtudirte in Cöln und Löwen; aber die Macht der Wahrheit hatte ihn ſchon zum Evangelium gezogen; wider ſein Verſprechen ging er nach Wittenberg und hörte Luther und Melanchthon zwei Jahre hindurch. Nach ſeiner Zurückkunſt hielt er eine Peedigt über den Grundſatz des Evangeliums: daß dee bußfertige Sündee nue aus eitel Gnade, nicht aber aus eingebildeten guten Werken die Vergebung der Sünden und die ewige Seligkeit erlange. Man ſchickte ihn in ein Kloſter deſſelben Ordens in Viborg, damit er zur Beſinnung kommen möchte, allein er blieb auf dem Sinne des Evangeliums, und als man ihn ins Gefängniß ſperrte, predigte er aus den Fenſtern deſſelben. Dies beherzte, kühne Auftreten verſchaffte ihm Freunde ſogar unter den Kloſterbrüdern, und er predigte mit geoßer Freudigkeit, von den Bürgern beſchützt, das Evangelium zuerſt in Viborg, ſpäter in Kopenhagen. Auf dem Herredag (Reichstage) zu Kopenhagen 1536 gab er im Namen ſämmtlicher Evangeliſchen das Bekenntniß in 43 Artikeln verfaßt ein, eine ſo bündige, als mit gewaltigem Eifer ſich erklärende Schrift, die als das ueſprüngliche Symbol der däniſchen Kirche geoße Bedeutung hat. Die Misbräuche werden nicht ſäuberlich abgefertigt, zue Veeeinigung wird keine Ausſicht gelaſſen [35]). Nach Friedeich's I. Tode (1533) kam Tauſen durch die Macht, die der Reichstagsreceß den Biſchöfen gab, wieder in Gefahr, doch wuede ſie durch die Vermittelung der Brigitte Gjöe, einer Freundin des Evangeliums, wieder abgewendet. Im J. 1536 erſchien zu Magdeburg eine der wichtigſten Arbeiten Tauſen's, ſeine aus dem Geundterte gearbeitete Überſ. der fünf Moſebücher. Seine polemiſchen Schriften ſind von einem kräftigen Geiſte durchweht, durch ſeine däniſche Poſtille, worin manche Beweiſe einer einfachen herzlichen Beredſamkeit, ſorgte er für die Erbauung des Volkes. Auch als Liederdichter verdient er Anerkennung. Er ſtarb als Biſchof zu Ribe 1561. Die erſten evangeliſchen Leheer in Malmö waren Klaus Mortenſen (mit dem Beinamen Töndebinder) und Hans Spandemager; ſie gaben außee einzelnen Controversſchriſten auch das eeſte däniſche Liederbuch heraus, das leider bis auf unſere Zeit ſich nicht erhalten hat. Zu den Liedeedichtern der Reformation gehöeen ferner außer den ſo eben genannten Thomas Knudſen, Arvid Pederſen, Peder Borgſmed, Jörgen Jenſen Sadolin (der die erſte Überſ. der augsb. Confeſſion lieferte, die jedoch in Dänemark vor 1574 nicht zu eigentlich ſymboliſchem Anſehen gelangte, ebenfalls ein Schüler Luther's und Melanchthon's, geſtorben als Biſchof zu Odenſee 1559). Die Reſultate unſerer älteſten Liederdichtung (die doch mehr in Überſetzungen als in ſelbſtändigen Arbeiten beſtanden) ſammelte Hans Thomäſön (Prediger an der Frauenkirche in Kopenhagen, geſt. 1573) in ſeinem Geſangbuche, das zuerſt 1569 herauskam, ſpäter oft aufgelegt iſt. Neben Hans Tauſen behauptet Peteus Palladius untee denen, die beſonders thätig für die Reformation auftraten, den zweiten Platz. Er hatte Luther, Melanchthon und Juſt Jonas in Wittenberg gehört. Bei dem Religionsgeſpräche zu Kopenhagen 1543, wo man in acht Tagen mit den ſtillen Anhängern der allen Lehre die wichtigſten Punkte discutirte und wirklich eine Verſtändigung zu Wege beachte, war er der erſte Wortführer der Evangeliſchen. Von

---

35) Die 43 Artikel ſind abgedruckt in Münter's Refhiſt. af Danm. II, 109 fg. Vgl. *M. Wöldike*, Apologia Concionatorum Evangel. adversus accus. Pontificior., in comitiis Havn. 1530. exhibita. Disp. I—XI. (Havn. 1739—50. 4.)

ihm rührt wahrſcheinlich das Bedenken wider das Interim her, das dem Könige 1548 vorgelegt wurde, ſowie er auch in einem andern mit Jo. Machabäus abgefaßten Bedenken die Oſiander'ſche Meinung von der Rechtfertigung verwarf. In dem Religionsgeſpräche mit den Anhängern des Jo. Laſco, die Dänemark verlaſſen mußten, zeichnete er ſich durch Entſchiedenheit wie durch Sanftmüthigkeit aus. Er ſtarb als Biſchof Seelands 1553. Außer vielen däniſchen aſketiſchen Schriften, worunter die von „St. Peder's Schiff" ſehr merkwürdig iſt, verfaßte er die eilf Mal mit Melanchthon's Vorrede aufgelegte **Isagoge ad libros prophet. et Apostol.** (Witteb. 1557 sq.), gab einen **Catalogum haeresium hujus aetatis** (Witeb. 1557), eine **Explicat. libr. Mosis, qui sunt fons doctrinae et ecclesiae** (ib. 1558) und andere gelehrte Schriften heraus, die von Rom aus in die erſte Claſſe des **Index librorum prohibitor.** geſtellt worden ſind. Von ſeinem Antheile an der ſchönen Bibelüberſetzung Chriſtian's III. war oben die Rede. Aus der zweiten *διαδόχη* der Reformation war der berühmte Theolog Niels Hemmingſen; wir nehmen ihn aber hier mit, denn in ihm ſehen wir zunächſt die reife Frucht des reformatoriſchen Geiſtes. Auf der Inſel Laaland 1513 geboren, fiel ſeine erſte Jugend grade in die Gährungszeit, wo das Alte, freilich nur ſchwach, mit dem Neuen kämpfte und die Univerſität faſt in Trümmern lag. Daher ſuchte Hemmingſen, nachdem er lange Jahre verſchiedene Schulen frequentirt, Wittenberg auf, und gewann dort Melanchthon's Freundſchaft, ſowie ſeine Kenntniſſe und Gelehrſamkeit ihm ſowol allgemeine Achtung als Mittel zum Fortkommen darboten. Nach fünf Jahren kehrte er ins Vaterland zurück, wurde bald Profeſſor der griechiſchen Sprache, nachgehends der Dialektik und griechiſchen Sprache (1544), endlich der Theologie (1553), und verwaltete neben dem Univerſitätsamte auch das Predigtamt an der Kirche zum heil. Geiſt. Sein Buch: **De methodis et ratione concionandi** (Rost. 1555. Witteb. 1565. Lps. 1578), welches er Chriſtian III. dedicirte, erwarb ihm des Königs Aufmerkſamkeit und Gunſt. Da er aber in einem Hauptpunkte von der Lehre der Kirche abging, indem er dem ſpätern Melanchthon'ſchen Begriffe vom Abendmahle huldigte, ward er, vornehmlich auf Betrieb des Kurfürſten Auguſt und ſeiner Theologen, ſeiner Ämter entſetzt (1579), aber durch ein Kanonikat in Roeſkilde entſchädigt. Hier lebte er bis an ſeinen Tod (1600) noch immer in großem Anſehen, ſodaß der König ihn ſelbſt öfters um Rath fragte, und ſeine Poſtille auf der Synode zu Odenſee 1585 allen Predigern als das Hauptbuch, wonach ſie ſich bilden ſollten, vorgeſchrieben wurde. So ſehr er allerdings die Calviniſtiſche Abendmahlstheorie begünſtigte, ſo entſchieden war er wider die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl [86]). In den 36 Jahren, da er an der Univerſität ſtand, hatte er eine Menge Schüler gezogen, und verdient in dieſer Beziehung den Namen, den die Dankbarkeit der Zeitgenoſſen ihm beilegte: **Universalis Daniae praeceptor.** Als Schriftſteller war er unermüdlich, von nicht gemeiner Darſtellungsgabe und großer Klarheit; die ganze theologiſche Gelehrſamkeit der Zeit repräſentirte er vollkommen. Unter ſeinen Schriften verdient die obenerwähnte **Postilla Evangeliorum** (Hafn. 1561, ſeitdem vier Mal aufgelegt, teutſch Leipz. 1565 u. öft., däniſch von R. H. Reravius, ſeit 1576 öfters gedruckt, engliſch von Arth. Golding, Lond. 1569) und ſeine treffliche Paſtoralanweiſung: **Pastor s. pastoris optimus vivendi agendique modus** (Hafn. 1562 und in fünf ſpätern Ausgaben) einen hohen Rang. Faſt über alle Bücher des N. T., ſowie über die Pſalmen und kleinern Propheten ſchrieb er Commentare. Sein **Enchiridion Theologicum** (Witteb. 1559 u. öft.), ſein **Tractatus de gratia universali** (Hafn. 1591 u. öft.), nebſt mehren dogmatiſch-moraliſchen Arbeiten verdienen ebenfalls Beachtung. Im aſketiſchen Fache lieferte er nur das ſchöne Buch: „Livſens Vei" (der Weg des Lebens; teutſch von Brentanus [Frankf. 1582], auch lateiniſch von A. S. Vedel und isländiſch von Gudbr. Thorlakſen), und ſchrieb einige geiſtliche Lieder. Unter Hemmingſen's unmittelbaren Schülern verdient beſonders Mogens Madſen Erwähnung, der als Biſchof in Schonen 1611 ſtarb, und der Verf. der von Th. Bartholin herausgegebenen brauchbaren **Episcoporum ecclesiae Lundensis series** (Hafn. 1710) iſt.

§. 36. Sowie die Reformation überhaupt die edelſten Kräfte weckte und dem wiſſenſchaftlichen Streben eine ebenſo mannichfaltige als beſtimmte Richtung gab, ſo nährte ſie in Dänemark beſonders die dem Volke angeborne Luſt zur Geſchichte, und wir haben aus dieſem Zeitraume bis gegen den Schluß des 16. Jahrh. eine Reihe von Hiſtorikern, die, verſchieden an Charakter und Gehalt, doch alle an ihrem Theile die National-Geſchichtſchreibung gefördert haben. Hierher gehört zuerſt Hans Svaning der Ältere, der, 1503 auf der Inſel Fühnen geboren, 1584 als Reichshiſtoriograph ſtarb. Von ſeiner däniſchen Geſchichte in drei Theilen iſt nur ein Abſchnitt des dritten Theiles, die Geſchichte Chriſtian's II. gedruckt (**Christianus II., Daniae rex.** [Frf. 1658. 12.). Das Werk ſelbſt hat Meurſius faſt ganz aufgenommen in ſeiner **Historia Danica** (Amst. 1638. fol.) [87]). Anders Söffrenſön Vedel, der treffliche Sohn des Vaterlandes, den wir ſchon öfters zu nennen Gelegenheit fanden, war in Jütland geboren (1542). Schon von früheſter Jugend an zeigte er eine brennende Luſt zur Geſchichte, und hatte in ſeinem 18. Jahre einen Auszug der däniſchen Geſchichte nebſt mehren Geſchlechtstafeln verfertigt. Von der Univerſität ab, wo er damals kaum ein Jahr ſtudirt hatte, begleitete er als Hofmeiſter den ſpäter ſo berühmten Tyge Brahe, und zeigte eine Strenge in der Her-

86) Seine Orthodoxie ward ſpäter eine Streitfrage zwiſchen den Lutheranern und Calviniſten. Auf königl. Befehl vertheidigte der Biſchof Hans Poulſen Reſen dieſelbe in fünf Disputationen: **De gratia universali** (Havn. 1615 – 1620).

87) Auch iſt er Verfaſſer der unter dem Namen **Petri Parvi Rosaefontani** erſchienenen **Refutatio calumniarum cujusdam Johannis Magni Gothi etc. Acc. Historia Johannis regis Dan.** 1560. 1597. 4.)

vorhebung der juriſtiſchen Studien, worauf Tyge eigentlich angewieſen war, die dieſer wohl zu würdigen verſtand, und deshalb ſpäter ſein Freund war und blieb. Als Hofprediger unter Friedrich II. (1568—1579) fand er Gelegenheit mit den trefflichſten Männern der Nation, Niels Kaas, Peder Oxe, Arild Hvitfeld bekannt zu werden, und dieſe ermunterten ihn die däniſche Überſetzung des Saxo zu unternehmen, welche wir oben charakteriſirt haben. Im J. 1580 ward er Reichshiſtoriograph und zugleich Kanonikus zu Ribe. Seine Vorſtudien zu der däniſchen Geſchichte, die er beſchreiben wollte, nahmen indeſſen eine ſo bedeutende Zeit weg, daß es ſeinen Feinden leicht ward, ihn bei dem jungen Könige Chriſtian IV. anzuſchwärzen, auf deſſen Befehl Vedeln ſeine Ämter genommen und Niels Krag übertragen wurden (1595). Später ward er wieder eingeſetzt, ſtarb aber bald darauf (1616). In ſeinem Hauſe zu Ribe, auf dem ſogenannten Lilienberge, hatte er mit des Königs Bewilligung eine Buchdruckerei angelegt, wo unter Andern die däniſchen Heldenlieder, die er herausgab, zum erſten Male gedruckt wurden (ſ. §. 28). Von ſeiner däniſchen Geſchichte iſt nur ein kleiner Theil (Svend Tveſkjægs mandelige Bedrifter ꝛc. [Kbh. 1705]), nach einem Manuſcr., das Chr. Worm gehörte, herausgeg.; als Einleitung zum Werke iſt ſeine Abhandlung über die Art und Weiſe die däniſche Chronik zu ſchreiben (herausgegeben von Nyerup [Kph. 1787]) anzuſehen. Seine Aufgabe des **Adamus Bramensis Hist. ecclesiast.** (1579), welche er ebenfalls auf Ar. Hvitfeld's und Niels Kaas' Anrathen unternahm, iſt nach einer ſorbiſchen Membran veranſtaltet; der zweiten Aufgabe von Fr. Lindenbrog (1595), iſt deſſelben Verfaſſers Buch, **de situ Daniae**, aus einem Ranzov'ſchen Manuſcript beigefügt. Vielleicht iſt er ſelbſt, wie Stephanius vermuthete, der Verfaſſer des der Ausgabe des Adam von Bremen angehängten **Catologus Archiepiscoporum Bremensium et Hamburgensium.** Sein **Promus Condus Scriptorum historiae Danicae** iſt abgedruckt in *Westphalen*, **Monum. T. IV.** 1585—1595, und ſeine **Historia Canuti Ducis** in Langebeck's **Scr. Rer. Dan. IV**, 230—256. Von ſeinem **Opus posthumum**, der Ausgabe der Tragica, ſ. oben §. 28. Arild Hvitfeld (geb. 1549), ein Edler, wie es wenige gibt, in Staatsgeſchäften ausgezeichnet, eine Reihe von Jahren bis kurz vor ſeinen Tod (1609) Reichskanzler, benutzte auch die Mußeſtunden, die ihm geſchenkt waren, zur Bearbeitung der vaterländiſchen Geſchichte. Er ſammelte eine Menge von Urkunden und Brieſen, die er abſchreiben ließ. Dieſe bilden die Grundlage ſeiner „Danmarks Riges Krönike," welche zuerſt einzeln in zehn Quartbänden erſchieh (Kopenh. 1595—1604), nachher in zwei Folianten 1682 gedruckt wurde. Es ſind, wenn man will, Annalen, aber, wenn man auch einzelne Unrichtigkeiten und eine gewiſſe Eilfertigkeit im Arbeiten zugeſtehen muß, von unſchätzbarem Werthe, weil der größere Theil der reichen Materialien uns nur ſo gerettet iſt. Die erſte Ausgabe iſt die vorzüglichſte, die zweite iſt ſo nachläſſig gedruckt, daß ſelbſt die Exemplare ſtellenweiſe variiren. Außer dieſer Hauptarbeit ſeines Lebens gab Hvitfeld eine Überſetzung der Hirdſkraa, eines altnorwegiſchen Geſetzbuches (Kbh. 1594. 4.), die lateiniſche Überſetzung der ſchoniſchen Provinzialgeſetze von A. Suneſön (Kbh. 1590. 4) und *Aelnothus*, **De vita et passionibus S. Canuti** (Hafn. 1602) heraus. In Handſchrift hinterließ er die Chronik Friedrich's II., welche, wie man meint, dieſelbe iſt, die H. P. Reſen herausgegeben hat. Niels Krag, der Nebenbuhler Vedel's, welcher 1594 Reichshiſtoriograph, und wie Hvitfeld zu mehren Geſandtſchaften gebraucht wurde, ſeine letzten Tage aber in Sorö verlebte, um ganz ungeſtört der Geſchichtſchreibung obliegen zu können (geſt. 1602) war beides, Geſchichtſchreiber und trefflicher Philolog. Von jenem zeugt ſeine Geſchichte Dänemarks unter Chriſtian III., welche H. Gram mit einer gelehrten Vorrede herausgegeben hat (**Annalium libri VI., quibus res Daniae ab excessu Friderici I. a Christiano III. gestae ad a. 1550 enarrantur** [Hafn. 1737. fol.]), von dieſem ſein Meiſterwerk, **De republica Lacedaemoniorum libri IV.** (Heidelb. 1593. 4. Lugd. B. 1670), welches Gronovius nachher mit Zuſätzen im fünften Bande ſeines **Thesaurus** aufnahm, und mehre philologiſche Schriften, die unten angeführt werden [38]). Claus Chriſtopherſen Lyſchander (geb. 1557, ward 1616 königl. Hiſtoriograph, geſt. 1623). Unter ſeinen Schriften iſt das Geſchlechtsbuch der däniſchen Könige (Danſke Kongers Slægtebog [Kbh. 1622. Fol.]) am bekannteſten, worin er nach einem angeblichen gullandſchen Runenmonument den Urſprung der Gothen auf Gomer, Japhet's Sohn, zurückführte, eine Hypotheſe, die ſchon von Nik. Petræus ausgeſchmückt (ſ. deſſen **Cimbrorum et Gothorum origines** [Lps 1695]) und ſpäter von Jo. Nik. Strelov (**Chronica Gothlandorum** [Hf. 1633. 4.]) adoptirt wurde. Lyſchander's däniſche Chronik iſt ungedruckt, die Vorrede dazu iſt von Sandvig im erſten Bande der Suhm'ſchen Sammlungen mitgetheilt; mehres von ihm iſt in *Westphalen*, **Monum. T. II et III**, mitgetheilt. Auch hat er Martin Borup's Leben beſchrieben (ſ. oben §. 33), das im eilften Bande der „Videnſkabernes Selſkabs Skrifter" eingeführt iſt.

Die hiſtoriſche Forſchung fand ebenfalls unter Chriſtian IV. und Friedrich III. (bis gegen den Schluß des 17. Jahrh.) mehre Verehrer. Wir nennen unter dieſen ſogleich, um die Überſicht zu erleichtern, Jo. Iſ. Pontanus, der zu Helſingör 1571 geboren, als Profeſſor der Geſchichte und Philoſophie auf dem Gymnaſium zu Harderwyk von 1604 bis an ſeinen Tod (1640) fungirte, und als däniſcher Hiſtoriograph (1620) **Historiae Danicae lib. X.** (Amst. 1631. fol.) lieferte, worin er ganz dem Arild Hvitfeld folgt [39]), Cornel. Hamsfort, ein

38) Differentiae Ciceronis a Grammatico quodam in Dania olim conscriptae (Hafn. 1589). *Heraclidae Pontici* de Politiis libellus cum versione lat. (Heidelb. 1595. 4.); auch in *Gronovii* Thes. Vol. VI. Ex *Nicolai Damasceni* universali historia excerpta. *Jo. Stobaei* Collectanea. Lat. (ib. eod. 4.) 39) Die Vita Christiani III. ed. *Jo. Hübner* (Hannov. 1729. 4.) und Vita Frid. III. ed. *Georg. Kryssing* (Flensb. 1735. 4.) ſind beide einzelne Stücke der von ihm in Handſchrift hinterlaſſenen Continuation ſeiner däniſchen Geſchichte, welche vollſtändig aufgenommen iſt in *Westphalen*, Monumenta II, 714—1229.

geborner Fühne (geſt. 1627), der durch mehre kleine Beiträge zur däniſchen Chronologie und Biſchofsgeſchichte, die in *Langebeck*, Script. Rer. Dan. Tom. II, III, VII, und in *Westphalen*, Monum. Tom. I., aufgenommen ſind, einen ſchönen Beweis ſeiner hiſtoriſchen Studien ablegte; Nikolaus Helvaderus, ein Polygraph, der ebenſo ſehr durch ſeine Schickſale und die Verfolgung des Joh. Woverus wider ihn bekannt geworden iſt (er ward zuletzt königl. Kalendariograph und ſtarb 1634), als namentlich durch ſeine Sylva Chronol. maris Balthici (Hamb. 1624 u. 1625. 4.), manchen nicht zu verſchmähenden Beitrag zur Geſchichte des 16. Jahrh. geliefert hat. Vitus Bering, königl. Hiſtoriograph (geſt. 1675), der beſonders durch ſeine Obsidio Havniensis (H. 1676. 4) und ſeinen Florus Danicus (Othin. 1698. fol) berühmt geworden iſt, und Arent Berndtſen (geſt. 1680), der durch ſeine bekannte Schrift: Danemarks og Norges frugtbare Herlighed (Kbh. 1656. 4.), um die Chorographie ſich verdient machte. Hans Svaning der Jüngere (geſt. 1675), gab außer ſeinem Hauptwerke, über die Zeitrechnung in der däniſchen Geſchichte (Chronologia Danica [Hafn. 1650. fol.]) mehre chronologiſche Schriften (Aureum Chronologorum Horologium [ib. 1669. 1672. 4.]), ſowie er auch des Stephanius Historiarum Danicarum lib. II. herausgab (Sorae 1650. 4.) und die Theologie der Stoiker in einem Auszuge aus Seneca (*Senecae* Theologia naturalis contemplativa [Hafn. 1710. 4]) zuſammenſtellte. Von Erik Olſen Torm (geſt. 1667), haben wir einen Auszug aus dem, was in dem bekannten bairiſchen Geſchichtſchreiber Jo. Aventin zur nordiſchen Geſchichte zuſammengetragen iſt mit Lyſchander's Commentar (Antiquitatum Danicarum Sermones XVI. ex *Jo. Aventini* Boiaricae historiae lib. I. [Hafn. 1642]). Jonas Ramus (geſt. 1718), gab mehre, für die ältere nordiſche Geſchichte nicht unwichtige Werke heraus (Norvagia antiqua et ethnica [Christian. 1689. 4]; der zweite Theil dazu, herausgeg. von J. Spidberg [Kbh. 1779. 4.] Norges Beſkrivelſe [ebend. 1735. 4.] Ulyssea et Othinus unus et idem [Hafn. 1702, 1713, 1716]).

§. 37. Es iſt Zeit, daß wir den Blick auf das werfen, was die däniſchen Gelehrten im 16. und 17. Jahrh. für den Fortgang und die Ausbildung der mathematiſchen, phyſiſchen, anatomiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaft geleiſtet haben. Je weltbekannter Tyge Brahe's Name und Schickſale ſind (geb. zu Knudſtrup in Schonen 1546, geſt. in Prag 1601), deſto kürzer können wir uns hier über ihn faſſen. Was man auch von ſeinem Weltſyſtem denken mag? offenbar iſt es, daß nicht, wie manche Neuere frech zu behaupten ſich unterwunden haben, die Eitelkeit, ſondern langwieriger Fleiß, beharrliche Beobachtung und glückliches Geſchick ihn geleitet haben. Lalande urtheilt in ſeiner Aſtronomie ſo über ihn: „Tyge Brahe, der größte Sternſeher, den man gehabt hat, war der erſte, welcher durch die Genauigkeit und Menge ſeiner Beobachtungen zur Erneuerung der Sternkunde Veranlaſſung gab. Alle Meinungen, Tafeln und Entdeckungen Kepler's ſind auf ſeine Beobachtungen gegründet. Tyge legte den Grund zur ganzen Aſtronomie; er beſtimmte die Stelle von 777 Fixſternen (nach Kepler und Flamſted von mehr als 1080), jeden durch wiederholte Obſervation. Er war der erſte, der in ſeinen Berechnungen die Refractionen mitnahm" [40]). Bekannt iſt das Meiſterwerk Gaſſendi's über Tyge's Leben (Vita Tychonis Brahei [Par. 1654. 4. Hagae Com. 1655. 4.]), dem ſpätere z. B Menzel (1576) und Helfrecht (1798) ſich anreihen. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke (denn das iſt die prager von 1611 und die frankfurter von 1648 nicht) erwartet man noch. Unter ſeinen Schülern iſt der berühmteſte Chriſtian Longomontanus, der ihn nach Böhmen begleitete, ſpäter im Vaterlande Prof. der Mathematik ward, die Sternwarte zu Kopenhagen einrichtete und die Länge der Stadt beſtimmte, auch mehre Schriften hinterließ (geſt. 1647). Tyge Brahe's Geiſt erbte ſich auf Ole Römer (geb. 1644, geſt. 1710) fort, der den Aſtronomen Picard nach Frankreich begleitete und dort zehn Jahre hindurch eine Reihe von Obſervationen anſtellte, die ſeinen Namen unſterblich gemacht haben; er lehrte die ſucceſſive Fortpflanzung des Lichtes, die aſtronomiſchen Inſtrumente verbeſſerte er u. ſ. w. (Vgl. *Horrebow*, Basis Astronomiae p. 157—198.) Andreas Krag, der Bruder des obengenannten Niels Krag (geſt. als Prof. der Phyſik 1600), war ein Schüler des Petrus Ramus, den er wider Lieblern vertheidigte, übrigens zur Phyſik des Ariſtoteles Mehres lieferte und Platon's Parmenides durch Anmerkungen erläuterte. Petrus Severin (Sörenſen, geſt. 1682) wird als Anhänger des Theophraſt Paracelſus mit Achtung genannt; bekannt iſt ſeine Idea Medicinae philosophicae, fundamenta continens totius doctrinae Paracelsicae, Hippocraticae et Galenicae (Bas. 1571. 4. und öſt.). Zur humaniſtiſchen Schule gehört die ganze berühmte Familie der Bartholinen, die im 17. Jahrh. mit Andern Dänemarks Ruhm bis in die fernſten Länder trugen. An der Spitze ſteht Kaspar Bartholin der ältere, der, im J. 1585 in Malmö geboren, vorzüglich in Baſel unter Bauhin und in Padua unter Hier. Fabricius und Jul. Caſſinus ſtudirte, mehre ehrenvolle Anträge (z. B. die anatomiſche Profeſſur zu Neapel, einen Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache zu Sedan) ausſchlug, im Vaterlande zuerſt Profeſſor der Medicin (1613), nachher (1624), nachdem er in einer heftigen Krankheit das Gelübde gethan, ſich allein göttlichen Dingen zu widmen, Profeſſor der Theologie wurde und 1629 ſtarb. Unter ſeinen zahlreichen Schriften haben die Institutiones anatomicae (zuerſt Witeb. 1611, nachher in Strasburg, Roſtock, Goslar, Oxford gedruckt, ins Teutſche, Franzöſiſche und Engliſche überſetzt, zuletzt von dem Sohne, Th. Bartholin, beſorgt Lugd. Bat. 1644, 1645) die größte Verbreitung erlangt; die übrigen erſtrecken ſich über alle Theile der Philoſophie nach damaliger Anordnung (oft gedruckt iſt ſein Enchiridion ethicum), zum Theil ſind ſie auch aſketiſchen Inhalts. Unter ſeinen ſechs Söhnen, die alle tüchtige Pfleger der Gelehrſamkeit waren, ſchlugen in die Richtung des Vaters zunächſt ein: Erasmus Bartholin,

40) Ebenſo lautet Bailly's Urtheil über ihn; ſ. Wandal, Mindesmærker I, 447.

Digitized by Google

der zehn Jahre in Holland, England, Frankreich und Italien ſtudirte, Doctor der Medicin in Padua ward und als Profeſſor derſelben 1694 ſtarb, Verfaſſer mehrer mathematiſchen Werke, Herausgeber der Optica des Heliodorus Larissaeus (gr. et lat. cum animadvers. [Par. 1654. 4.]), und der weltberühmte Thomas Bartholin, der 1616 geboren, in Leyden drei Jahre hindurch mit dem Studium der Medicin, mit der er Philologie unter Heinſius, Voſſius, Salmaſius und Golius veeband, in Paris und Montpellier, Padua und Baſel ſeine praktiſch-medieiniſchen Kenntniſſe vervollkommnete, von 1648—1661 die Profrſſur der Anatomie in Kopenhagen bekleidete, und theils noch mehren Ämtern vorſtand, theils der literariſchen Muße lebte, bis er 1680 ſtarb. Als claſſiſcher Anatom glänzt ſein Name neben Bauhin, Malpighi u. A; ſeine philologiſch-mediciniſchen Abhandlungrn, gewöhnlich höchſt intereſſante und erſchöpfrnde Monographien, ſind von Thrologen und Philologen glrich geſchätzt. Es ſind vornehmlich folgende: Paralytici Nov. Test., commentario illustrati (Bas. 1662. Lips. 1685). Diss. de latere Christi aperto (Lugd. B. 1646. Fcf. 1681. Lips. 1685). Antiquitatum veteris puerperii synopsis (Hafn. 1646, 1675. ed. *Casp. Bartholin* Fil. Th. cum Comment. (Amst. 1676. 4.) De cruce Christi hypomnemata (Hafn. 1651. 4.). De usu flagrorum in re medica et venerea (Hafn. 1710). De morbis biblicis Miscellanea medica (Hafn. 1672. Fcf. 1697). Wie mannichfaltig und tief ſeine Kenntniſſe in verſchiedenen Fächern des Wiſſens waren, davon zeugen ferner ſrine Chronotaxis Scriptorum V. et Nov. Test. (Hafn. 1674. f.), ſeine Diss. VII. de libris legendis. (Hafn. 1676), iterum ed. *J. G. Meuschen* (Hagae Com. 1711), ſeine treffliche antiquariſche Abhandlung: de armillis veterum, prasertim Danorum (Hafn. 1647. Amst. 1676), ſein Buch: de luce animalium libri III. (Lugd. B. 1647. Hafn. 1669). Er gab zuerſt ein Dispensatorium Hafniense (Hafn. 1658. 4.), vereinigte eine Menge ſeltrner anatomiſcher Fälle in: Histor. anatomic. rariorum Centuriae VI. (Hafn. 1654—1660), und gab die gehaltreiche Sammlung: Acta Medicat. philos. Hafniensia, Vol. I—V. (Hafn. 1673—1680. 4.), heraus. — Unter ſeinen Söhnen nennen wir hier Kaspar Bartholin den Jüngern, deſſen Wirkſamkrit ſich bis ins 18. Jahrh. hinein erſtreckte (geſt. 1738). Er ſetzte mehre Unterſuchungen ſeines Vaters fort (dahin gehören ſeine Exercit. miscellaneae (Lugd. B. 1675). De inauribus veterum (ib. 1676). Expositio veteris in puerperio ritus ex arca antiqua sepulcrali desumta (Romae 1677), Commentar zu ſeines Vaters Schriſt: de puerp. veterum (Lugd. B. 1675), und machte ſich durch anatomiſche Entdeckungen über das Diaphragma und einen neuen ductus salivalis berühmt. Unter ſeinen mediciniſch-naturphiloſophiſchen Schriften ſind beſonders bekannt die Summa philos.-naturalis (1688 u. öſt.) und das Specimen philos.-natur. (Hafn. 1690—1692. 4. Amst. 1697. Oxon. 1698, 1713. 8.) Claſſiſch iſt ſeine antiquariſche Abhandlung: de tibiis veterum (Rom. 1677. Amst. 1679). Durch wichtige anatomiſche Entdeckungen machte ſich ebenfalls Nik. Steno berühmt, der 1631 in Kopenhagen geboren, unter dem berühmten Botaniker und Arzt Simon Paulli (einem gebornen Roſtocker, geſt. 1680) und unter Th. Bartholin ſtudirte, in Italien zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat, und zuletzt als apoſtoliſcher Vicar in Niederſachſen theils zu Hamburg, theils zu Hanover ſich aufhielt (geſt. 1686). Man vergl. über dieſen höchſt merkwürdigen Apoſtaten Strobel's Beiträge zur Literatur V, 373 fg.

§. 38. Die Verſchmelzung der Philologie und Medicin in der Bartholin'ſchen Schule führt uns zunächſt auf diejenigen, die in dem bezeichneten Zeitraume bis zum Ende des 17. Jahrh. ſich um die Alterthums- und Sprachwiſſenſchaft Verdienſte erwarben. Natürlich lag die nordiſche Philologie den Söhnen des Nordens am nächſten, und ſchon im 16. Jahrh. fingen ſie an, die Bahn zu betreten, auf welcher ſie die folgenden Jahrhunderte mit ſo großem Erfolge gearbeitet haben [41]). Gudmund Andreä (Anderſen, geſt. an der Peſt 1654), der erſte Herausgeber der Voluſpa (ed. *Resen* 1665, 1673. 4.), verſuchte ſeine Kräfte noch weiter in dirſrm Fache, und lieſerte eine Arbeit, die freilich noch ſehr unvollkommen war (Lexicon Islandicum ed. *P. Resenius* [Hafn. 1683. 4.]). Der glrichzeitige Runolf Johnſen (geſt. ebenfalls an der Prſt 1654) lieferte den erſten Verſuch einer isländiſchen Grammatik (Antiquissima linguae septentrionalis incunabula [Hafn. 1651. 4.]), die Hickeſius ſpäter mit einer kurzen möſogothiſchen und angelſächſiſchen Grammatik herausgab (Oxon. 1688, 1689) und in ſeinem Thesaurus ling. septentr. noch einmal mit einzelnen Verbeſſerungen aufnahm. Arngrim Johnſon, mit dem Beinamen Vidalin (grſt. 1648), gab mehre ſchätzbare Schriften zur Erläuterung der isländiſchrn Geſchichte und Geographie heraus (die wichtigſten ſind: Brevis comment. de Islandia [Hafn. 1593. 4. Hamb. 1609. 4.] Crymogea s. Rerum Islandicarum Lib. III. [Hamb. 1609, 1614, 1630. 4.] Specimen Islandiae historicum et geogr. [Amst. 1643. 4.]), lieferte Beiträge zu O. Worm's Literatura Danica antiquissima und hinterließ ein Werk über Grönland, das isländiſch zu Skalh. 1688. 4. gedruckt und von A. Buſſäus (Kph. 1732. 8.) ins Däniſche übertragen worden iſt. Mitten unter dieſen gelehrten Isländern ſtand der als Freund und Mitarbeiter treffliche Ole Worm, der eigentliche Schöpfer der nordiſchen Alterthumswiſſenſchaft, daneben, wie die Heroen aus der Bartholin. Familie, ein ausgezeichneter Arzt und Naturforſcher (geſt. 1654). Seine Hauptwerke im Fache der nordiſchen Geſchichte und Alterthümer ſind folgrnde: Fasti Danici (Hafn. 1626, 1643), (worin Vieles von den alten runiſchen Calendarien). Monumenta danica (ib 1643. fol. [mit Additamenten vom J. 1651]) [42]). Danica literatura antiquissima, vulgo Gothica (ib. 1643. 4. 1651. fol. [die letztere Ausgabe

41) Magnus Olaffen (geſt. 1636) gab die erſte Probe eines isländiſchen Gloſſars (Specimen lexici Runici ed *Ol. Wormius* [Hafn. 1650. fol.]) 42) Hierin auch ſeine Abhandlung vom bekannten „Goldnen Horn," die früher 1641. Fol. ſeparat gedruckt war.

Digitized by Google

mit Verbeſſerungen und Zuſätzen]). **Regum Daniae series duplex.** (Hafn. 1642. fol. [aus einer runiſchen Membran, mit lateiniſcher Überſetzung und Anmerkungen). Sein Briefwechſel mit den berühmteſten Gelehrten der Zeit (die von Gram veranſtaltete Auflage ging im unglücklichen Brande Kopenhagens 1728 verloeen, die ſpätere, *Ol. Wormii* **et doctorum virorum ad eum epp. Tom. I—II.** [Hafn. 1751], iſt von der königl. Geſellſchaft für Geſchichte und Sprache veranſtaltet) enthält einen Schatz von gelehrten Bemerkungen. Durch Worm's Betrieb und thätige Beihilfe gab Stephanius ſeinen Saxo und Svend Aageſen heraus; er war es, der die Claußen'ſche Überſetzung von Snorro, mit Vergleichung der Handſchriften und hiſtoriſchen Belegen, 1633 herausgab, ſowie das oben erwähnte **Specimen lexici Runici** in Ordnung brachte und mit Zuſätzen von ſeiner eigenen Hand bereicherte; er war es, der Gudmund Andreä aus dem Elende errettete und den Arngrim Johnſon zum Schreiben ermunterte. In Worm's Fußtapfen ging unter den Bartholinen der dritte Sohn des Thomas, Thomas Bartholin der Jüngere (geſt. 1690), deſſen **Antiquitates Danicae** (Hafn. 1689. 4.) eine Fundgrube von nordiſcher Gelehrſamkeit ſind (man hat auch von ihm zwei Abhandlungen: **de Longobardis** [Hafn. 1676. 4.], **de Oligero Dano.** [ib. 1677. 4.]) und Peder Reſen (geſt. 1688). Von Letzterm haben wir (außer ſeiner Ausgabe der Arbeiten des Gudm. Andreä, wovon oben) **Inscriptiones Hafnienses** (Haf. 1668. 4.) und Bearbeitungen mehrer älterer Geſetze, wie des „Hirdſkraa und Vitherlagsret" (**Jus aulicum Norwegiae et jus aulicum vetus Danorum**, isl., dan. et lat. [Hafn. 1675. 4.]), Geſetze Cheiſtian's II. (ib. 1684. 4.) und mehre Stadtrechte (**Nonnulla antiqua jura civitat. Daniae** [Hafn. 1683]). Von ſeiner „Chronik Friedrich's II." war oben die Rede. Das größte Werk von ihm, **Atlas Danicus**, gehört leider zu den Ineditis, nur einzelne Abſchnitte und die Kupfer zum ganzen Werke ſind geliefert Hafn. 1674—1677, ein Auszug vom Texte iſt in der Däniſchen Bibliothek, 2. St. S. 32—112, und 3. St. S. 1—72, enthalten. Thomas Broder Birkerod (geſt. 1731), ein Gelehrter erſten Ranges, gab mehre antiquariſch-numismatiſche Abhandlungen (**Specimen antiquae rei monetariae Danorum** (Hafn. 1701. 4.]. **Diss. de causis deperditarum apud Septentrionales antiquitatum**, in Dän. Biblioth. IV, 365 fg., **Taurus sacer**, in Weſtphalen's **Monumenta IV. col.** 1339—1378, eine Ausgabe mit Anmerkungen von *Aelnothi* **Vita S. Canuti, ibidem, col.** 1378—1439); die meiſten ſeiner gelehrten Arbeiten aber — und unter dieſen auch ein reich ausgeſtatteter Commentar zum Pauſanias in drei Foliobänden — blieben leider ungedruckt. Otto Sperling der Jüngere (geſt. 1715) hat durch ſeine zahlreichen Schriften vor Allem beigetragen, die Ehee des alten Nordens ins Licht zu ſetzen. Wir nennen unter dieſen: **Monumentum Hamburgense Benedictinum** (Kil. 1676. 4.). **De Danicae linguae ac nominis antiqua gloria** (Hafn. 1694. 4.). **Testamentum Absalonis, notis illustratum** (ib. 1696). **De baptismo Ethnicorum** (ib. 1700). **Boreas ejusque laudes** (ib. 1707). **De summo regio nomine „Konning."** (ib. eod. 4.). **De nomine et festo Jul.** (ib. 1711). Außerdem hat er eine Menge numismatiſcher und archäologiſcher Abhandlungen, theils einzeln, theils in Zeitſchriften geliefert. Von ſeinem „**Valerius Maximus Danicus**" kam leider nur die Ankündigung nebſt Peobe heraus. Von Peder Winslow (geſt. 1705) beſitzen wir ebenfalls einige tüchtige Schriften zur nordiſchen Alterthumskunde (**Spicilegium Arctoum** [Hafn. 1695]. **Farrago Arctoa** [ib. 1704]. Thorlak Skuleſon (geſt. 1656), der berühmte isländiſche Bibelüberſetzer, lieferte zu Worm's **Literatura Danica antiquissima** eine Abhandlung: **de usu literarum Runicarum in Poesi.** Von den däniſchen Sprachforſchern im engern Sinne aus dieſer Periode ſind die wichtigſten: Bertel Knudſen, geſt. 1648 (**Ad poeticam Danicam deductio** [Hafn. 1641), der außerdem in lateiniſchen Gedichten mannichfaltiger Art und Briefen ſich verſuchte. Sören Povelſen Gottländer, geſt. 1668 (ſ. §. 17), Hans Mikkelſen Ravn, geſt. 1665 (v. ibid.), Henrik Gerner (geſt. 1700), von welchem wir eine **Epitome philol. Danicae** (1690), eine **Orthographia linguae Danicae** (1679) und eine gereimte Überſetzung des Heſiodus (1670) haben, und endlich vor Allem der treffliche Peder Syv (geſt. 1702), der außer ſeinen großen Verdienſten um die Sammlung däniſcher Sprüchwörter (§. 13) und der Ausgabe der Kjempeviſer (§. 28), mehre für dieſe Zeit claſſiſche Schriften über däniſche Sprache lieferte (Betænkninger om det cimbriſke Sprog [Kbh. 1663). Den danſke Sprogkunſt [Kbh. 1685]).

Aber auch die claſſiſche und orientaliſche Philologie fand tüchtige Bearbeiter im 17. Jahrh. Wir nennen in Bezug auf jene: Povel Jenſen Colding, der die Lexikographie dee lateiniſchen Sprache durch zwei Werke bereicherte (**Etymologicon latino-danicum** [Rost. 1622. fol.]. **Dictionar. Herlovianum** [Hafn. 1626]); Henrik Ernſt, ein gebornee Helmſtädter, der aber in ſeiner früheſten Jugend nach Dänemark kam und dort einen bedeutenden Wirkungskreis fand, ſowie er auch einer der Mitarbeiter des däniſchen Geſetzbuchs Chriſtian's V. war (geſt. 1665), und außer Beiträgen zur Jueisprudenz und der alten, ſowie der däniſchen Geſchichte mehre Claſſiker und einzelne Punkte der Alterthumswiſſenſchaft erläuterte (**Notae ad Arnobium** [Hafn. 1626]. *Epicteti* **Sententiae a Stobaeo collectae et notae in Pomponii Attici vitam** [ib. 1639]. **Observ. ad antiquitates Etruscas.** [ib. 1639. 12.] **Catalogus libr. Mss. Bibl. Mediceae** [Amst. 1641, 1646]. *Boetii* **liber de moribus** [Sorae 1642]. *Valerius Probus* **de interpret. Roman. literis notis illustratus** [ib. 1647. 4.]. *Senecae* **libri III. de ira, varr. locis illustr.** [ib. 1652. 12.] **Annot. in** *Cornel. Nepotem* **a** *Bosio* **editum** [Lips. 1657, 1662 Amst. 1656]); Rasmus Vinding (geſt. 1684), der Hauptconcipient des ſo eben erwähnten däniſchen Geſetzbuches, ein trefflichee griechiſchee Philolog, wovon mehre ſeiner Scheiſten zeugen (*Marciani Heracleotae περιήγησις* **c. interpr. lat.** [Hafn. 1662]. **Hellas, in qua singul. antiquae Graeciae populorum incunabula, mi-**

Digitized by Google

grationes, res gestae exponuntur, aufgenommen in *Gronovii* Thesaur. Ant. Graec. T. XI. p. 1—561), der außerdem über die Geſchichte der kopenhagener Univerſität das Hauptwerk lieferte (Regia Academ. Hafniensis [Hafn. 1665. 4.]); ſein Sohn Povel Vinding (geſt. 1712), deſſen Anmerkungen zum Dictys Cretenſis in der Ausgabe des Perizonius (Amſt. 1702) aufgenommen ſind; Ole Borch (Olaus Borrichius), geſt. 1690, der mit Tüchtigkeit in der Chemie, Botanik und Medicin eine durchgreifende philologiſche Bildung beſaß, und beſonders die lateiniſche Grammatik und Geſchichte dieſer Sprache mit ausnehmendem Fleiße bearbeitete (ſeine Hauptſchriften: de Lexicorum lat. jejunitate [Hfn. 1660. 4.], de causis diversitatis linguarum [ib. 1676], de Poetis Diss. VI. [ib. 1676—1681. Fcf. 1683. 4.], de curis posterioribus Cellarii [Hafn. 1682], de antiqua Romae facie Diss. VI. [ib. 1683—1686], auch in *Graevii* Thes. Antiq. Rom. T. IV. Cogitationes de variis lat. linguae aetatibus [ib. 1675. 4.). Conspectus scriptorum linguae lat. [ib. 1679 u. öft.]. Analecta ad cogitationes de lingua lat. [ib. 1682. 4.). Disputationes academicae. Tomi II. [ib. 1715]). Bemerkenswerth ſind ferner: Berthel Bartholin (geſt. 1690), aus der dritten Geſchlechtsreihe dieſer berühmten Familie. wegen ſeiner gelehrten Arbeit: de poenulis antiquorum (Hafn. 1670. 4. [auch in *Graevii* Thes. Ant. Gr. T. VI.]), und Anders Borch (geſt. 1709), ein Client des berühmten Ole Borch, deſſen Namen er auch annahm, wegen ſeines Appendix ad curas posteriores Cellarii (Hafn. 1687) und ſeiner Abhandlung: de persico imperio (ib. 1688). Allgemein war in dieſem und im vorigen Jahrhundert in Dänemark, wie in den übrigen Ländern claſſiſcher Bildung, die Fertigkeit, lateiniſche Gedichte zu ſchreiben, und man nennt in dieſer Beziehung mit Achtung Bertel Knudſen, Chriſtieen Aagaard, Henr. Harder (als vorzügliche Epigrammatiker), Rasm. Glad (Erasm. Laetus), Ole Borch u. m.; auch hat Fr. Roſtgaard nach der damals beliebten Weiſe die Delicias Poetarum Danorum in zwei Bänden geſammelt (Lugd. B. 1693. 12.).

Unter den Orientaliſten dieſes Zeitraums, die gewöhnlich in England, Frankreich und Holland gebildet wurden, nennen wir Niels Pederſen (Nic. Petraeus, geſt. 1634), deſſen hebräiſch-grammatiſche Schriften im Anfange dieſes Jahrhunderts ſtark gebraucht wurden; Morten Poulſen Grum (geſt. 1652), ein trefflicher Orientaliſt, der ein arabiſches Lexikon und Observ. ad linguam Arab. juxta ordinem Alphab. hinterließ, die beide in Roſtgaard's Bibliothek vorhanden waren; Jakob Bartholin (geſt. in Heidelb. 1653), Herausgeber der cabbaliſtiſchen Schriften: Maian Hachochma (Amst. 1651. 4.) und Bahir (ib. eod. 4.); Thomas Bang (geſt. 1661), deſſen Coelum Orientis et prisci mundi (Hafn. 1657. 4.) ein Vorläufer des St. Morinus war; außerdem gab er einen anziehenden Umriß der hebr. Lexikographie (Hermes et Pan Hebraicus [ib. 1651. 4.]) und Exercitationes glottologicae octo (ib. 1634—1648) nebſt mehren grammatiſchen Schriften heraus; endlich Chriſtiern Nold (geſt. 1683), der die ganze orientaliſche Bildung der vorhergehenden Zeit in ſich recapitulirte und ein Werk über die hebräiſchen Partikeln lieferte, das an grammatiſcher und lexikaliſcher Genauigkeit noch unübertroffen daſteht (Concordantiae particularum ebraeo-chald. V. T. [Hafn. 1679. 4.] cum additam. *Tympii* [Jenae 1734. 4.]), ſowie auch ſeine Historia Idumaea (Fcf. 1660), mit Recht geſchätzt wird.

§. 39. Die Theologie folgte im 17. Jahrh. dem Impuls, den die Reformation gegeben hatte, und die däniſchen Theologen hielten ſo feſt an der klar anſchaulichen, praktiſchen Richtung der Reformatoren, daß ſie ſolche Gegenſätze, welche faſt nur zum Behufe der ſchlagfertigen Polemik erfunden zu ſein ſchienen, glücklich entfernt hielten. In dieſer Beziehung weicht die damalige Entwickelung der Theologie in Dänemark von der gleichzeitigen in Teutſchland etwas ab, während ſie auf der andern Seite, wie dieſe, an der ſcholaſtiſchen Conſtruction feſthielt und die akroamatiſche Methode auch hier ausgebildet wurde. Als Stern erſter Größe glänzt im 17. Jahrh., wie Hemmingſen im 16., Jesper Rasmusſen Brochmand. Zu Kiöge 1585 geboren, ſtudirte er 1603—1607 zu Leyden und Franeker, an welchem letztern Orte er auch docirte. Vier Jahre hindurch war er Hofmeiſter des älteſten Prinzen Chriſtian IV.; an der Univerſität lehrte er 23 Jahre hindurch mit großem Beifalle. Nach dem Tode des Biſchofs von Seeland, Hans Poulſen Reſen, berief ihn der König zu dieſer Stelle; allein erſt, als das Capitel ihn einſtimmig gewählt hatte, nahm er das Amt an. Als Chriſtian Wilhelm, Markgraf von Brandenburg, Adminiſtrator von Magdeburg, zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat und die Motive in deſſen Namen in der bekannten Schrift: Speculum Veritatis, bekannt gemacht wurden (1639), ſchrieb Brochmand das polemiſche Meiſterwerk λέγχος λόγου προφητικοῦ (1634. 4.), worin er die gute Sache des Proteſtantismus mit ſiegreicher Waffe vertheidigte, und beſonders ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den Kirchenvätern und kirchlichen Alterthümern an den Tag legte. Die Erſcheinung einer Apologia Speculi veritatis (1638. 4.) rief ihn noch einmal auf den Platz, und in dem ausführlichen Werke: Apologiae Speculi Confutatio quadripartita, 4 Voll. (Hafn. 1646—1653. 4.), verfolgte er die Gegner bis in die letzten Schlupfwinkel. Unter ſeinen übrigen Schriften verdient das Systema universae Theol. (zuerſt Hafn. 1633. 4., dann Lips. 1638. fol. Ulm. 1638. 4. 1658. fol.)[43]) den erſten Platz. Seine Abhandlung der dogmatiſchen Lehren iſt klar und ausführlich, die Wahl der Schriftſtellen ſorgfältig, die vielen praktiſchen Winke zeugen von einem Theologen, der auf dem Wege der Erfahrung das Beſte gewonnen hatte. Neben dieſes Hauptwerk unſerer Kirche ſtellt das däniſche Volk ſeine Hauspoſtille (1635, 1638. 4. und ſpäter ſehr oft), ein Werk, das vielen Tauſenden zum Segen geweſen iſt und

43) Die kopenhagener Ausgabe wird in vielen Stücken den übrigen vorgezogen; eine Repetitio der Dogmatik, wo man an vielen Stellen die nachbeſſernde Hand erkennt, iſt die Epitome systematis (Hafn. 1649).

Digitized by Google

immer noch den friſchen Kern bewahrt. Eine ziemliche Menge anderer aſketiſcher und paſtoraler Schriften von ihm zeigt, wie ſehr ihm die Förderung der Gemeinde am Herzen lag. Unter ſeinen exegetiſchen Arbeiten ſind der Commentar über den Hebräerbrief (Hafn. 1706. 4.) und über den Brief Jacobi (ib. 1640. 4. Frf. 1658. fol.) die wichtigſten. Einen Leitfaden in der Streittheologie bildet ſein Controversiarum sacr. Voll. II. (Hafn. 1626—1628. 4.). Mit dem gelehrten, trefflich-chriſtlichen Edelmanne Holger Roſenkrands (geſt. 1675) unterhielt Brochmand einen Briefwechſel, der uns beide Männer in dem ſchönſten Lichte als demüthige Jünger Jeſu zeigt (ſ. Däniſche Bibl. 2. und 3. St.); die Meinung Roſenkrands' über die genauere Darſtellung der Lehre von der Rechtfertigung, die einen vorübergehenden kirchlichen Streit weckte, billigte Brochmand aber nicht [44]). Als Biſchof war dieſer höchſt eifrig und wachſam, die höhern und niedern Schulen erfreuten ſich ſeiner väterlichen Fürſorge; durch ſeine Bemühung wurden die letzten Spuren des Gebrauches der lateiniſchen Sprache beim Gottesdienſte abgeſchafft (1640). Sein Haus ſtand ſtets jungen Gelehrten und Studirenden offen; viele chriſtliche Ältern aus den höhern Ständen ſchickten ihm ihre Söhne zum Unterrichte zu, und eine Menge, im Staate wie in der Kirche, ausgezeichnete Männer verdankten ihm ihre erſte Bildung. Seine letzten Lebensjahre wurden durch mehre Misverſtändniſſe und Anfeindungen des bekannten Corfitz Ulfelt, Hofmeiſters des Reichs, verbittert; doch blieb er ſtandhaft in ſeinem Gott bis an ſein Ende (geſt. 1652). Eine fleißig gearbeitete Lebensbeſchreibung von ihm verdanken wir J. Møller (ſ. Hiſtor. Calender, 3. Aarg.). Unter Brochmand's Schülern iſt Hans Hanſen Svaning der jüngere (geb. 1606 in Horſens) vorzugsweiſe zu nennen. Nachdem er ſeine Studien theils in Franeker unter Sixtinus Amama, theils in Oxford, wo er die Bodleyaniſche Bibliothek benutzte, theils in Paris, wo er Gabriel Sionita hörte, beendigt, ſtand er im Vaterlande der hebräiſchen Profeſſur 11 Jahre vor und war 22 Jahre hindurch Profeſſor der Theologie. Als Biſchof Seelands (wozu er 1655 erwählt ward) war er mit dem Bürgermeiſter Hans Nanſen die Haupttriebfeder, als der dritte Stand dem Könige die Souverainetät übertrug (1660), und ward vom Könige zum Erzbiſchofe ernannt (geſt. 1668). Unter ſeinen Schriften nimmt der große, gelehrte Commentar über den Propheten Daniel (T. I, II. Hafn. 1654, 1666. fol.) den erſten Platz ein. Mit dem jüngern Reſen und Winſtrup veranſtaltete er die Recenſion der Bibelüberſetzung nach dem hebräiſchen und griechiſchen Grundterte, welche unter dem Namen der „Bibel Chriſtian's IV." bekannt, 1647. 4. 4 Bde. erſchien. Etwas jünger als Svaning war Jens Birkerod (geſt. als Profeſſor der Theologie 1686), deſſen Schriften wider Burnet (Anti-Burnetus [Hafn. 1668]; De terra et aqua [Frf. 1694) am bekannteſten unter ſeinen Arbeiten ſind. Gleichzeitig mit ihm war Hans Wandal (geſt. als Biſchof Seelands 1675), deſſen Diatribe de feria passionis et triduo mortis Christi (Lips. 1651) eine ſchätzenswerthe Arbeit iſt. Noch iſt Johann Brunsmand zu erwähnen (geſt. als Prediger zu Kopenhagen 1707), deſſen „Kiöge Huuskors" (1674 u. öft.) eine Energumenengeſchichte enthält, die viel Aufſehen erregte und ins Teutſche und Lateiniſche überſetzt ward (vgl. Bekker's bez. Welt, von J. M. Schwager, 3. Bd. S. 840 fg.). Als gelehrter Theolog nahm er an dem Zeitkampfe wider die Reformirten und Römiſch-Katholiſchen lebendigen Antheil (Gratia naturae interpres s. *Ch. Wittichii* consensus refutatus [Frf. 1687]. Apologia eccles. Lutheranae circa amoris divini necessitatem contra Bossuetum [Hafn. 1694]), und gab mehre Beiträge zur Erklärung der Apokalypſe (Schediasmata Apocalypt. [Hafn. 1696]. Phosphorus Apocalypticus [ib. eod. et 1699]). Sein lateiniſcher Briefwechſel, der manches Intereſſante enthält, iſt eingeführt im 4., 6. und 8. Theile der Däniſchen Bibliothek.

§ 40. Wie die Reformation faſt überall neben dem tiefen Ernſte, der in das Innere des Lebens und der Verſöhnung blickte, eine gewiſſe launige Ader im Volke weckte, das nun ohne Scheu die vielen Gebrechen des alten Gottesdienſtes angriff, ſo auch in Dänemark. Doch haben die Satyren aus dieſem Zeitraume durchgängig faſt mehr Bedeutung für die Culturgeſchichte, als poetiſchen Werth. Sowie aber in Teutſchland durch Hans Sachs und in England das Drama ſich aus dem Schwank entfaltete, und dieſer oft auf einen bibliſchen Grund, einfältig-naiv, Beziehung nahm, ſo auch in Dänemark; und dies ſind die Anfänge der neuern däniſchen Poeſie. Es verdienen hier aus dem 16. Jahrh. namentlich genannt zu werden: Hieronymus Juſteſen Ranch (geſt. 1607), Verfaſſer der Dramen: „Kong Salomons Hylding (Kbh. 1585. 4.), Samſons Fængſel (Aarh. 1633. 4. u. öft.), Karrig Nidding" (ebend. 1633 u. öft.); und Peder Hegelund (geſt. als Biſchof zu Ribe 1614), von welchem „Suſanna, Comicotragoedia" (Kbh. 1578. 4.), und mehre Schauſpiele, die vielleicht noch handſchriftlich vorhanden ſind. Beide Verfaſſer haben einen echten Humor und lebendigen Witz; treuherzig und ungeſucht in der Anwendung der Ironie ergötzen ſie durch viele kräftige Züge aus dem Volksleben, die Sprache ſchmiegt ſich ſchon ſichtbar unter ihrer Hand. Nicht unbeträchtlich iſt die Zahl derer, welche nach dieſen Vorbildern im 17. Jahrh. bibliſch-dramatiſche Sujets bearbeiteten; der Raum erlaubt uns hier nur auf die Quelle zu verweiſen, woraus man genauere Nachrichten über ſie ſchöpfen kann (Nyerup's og Rahbek's Bidrag til den dan. Digtekunſts Hiſtorie, 1. u. 2. Bd.). Erik Pontoppidan der ältere (geſt. 1678), der auch als däniſcher Grammatiker bekannt iſt, ſchließt durch ſeine Komödie von der Heirath Tobiä die Reihe derſelben. Anders Arreboe (geſt. 1637) verſuchte zuerſt in ſeinem „Hexaemeron" (Kbh. 1641, 1661. 4.), die ernſten epiſchen Töne anzuſtimmen;

44) Vgl. Pontoppidan's Annales eccles. Dan. IV. p. 280—294, wo die Cenſur der kopenhagener Facultät und die treffliche Erklärung Roſenkrands' mit aufgenommen ſind. Ein anderer chriſtlicher Edelmann dieſer Zeit, Gunde Roſenkrands (geſt. 1675), ſchrieb auch mehre theologiſche Schriften, u. a. De S. S. Coenae Dominicae vero sensu et usu (Soraa 1655).

das Gedicht iſt auch von Seiten der Form nicht ohne Werth, ſowie das friſche Leben in den Beſchreibungen auf die große Quelle hinweiſt, woraus der Dichter ſchöpfte. Seine poetiſche Bearbeitung von David's Pſalter iſt für die Zeit ſehr gelungen zu nennen. Sören Terkelſen (c. 1650), der Überſetzer des bekannten Romans Aſträa von Honoré d'Urfé, ahmte in ſeinem „Aſtreæ Sjungechor" (3 Thle. 1648—1654) der damals in Teutſchland ſich bildenden lyriſchen Schule nicht unglücklich nach, und überſetzte Mehres von Opitz und Riſt; geboren zum Lyriker aber war Anders Bording (geſt. 1677), deſſen Gedichte, obgleich meiſt auf dem flachen Felde „der Gelegenheit" entſtanden, ein mehrfaches Talent beurkunden; ſeine Schriften ſind ſpäter von Roſtgaard geſammelt und mit einer gelehrten Vorrede von Hans Gram herausgegeben (Kbh. 1738. 4.). Ein Polygraph, den wir ſchon unter den Herausgebern Peder Loll's kennen lernten (§. 13), Hans Hanſen Skaaning (geſt. 1650), geißelte die Thorheiten der Zeit mit derber Laune (Kattenes Rettergang med Hundene [Aarh. 1650. 4.]), die in einem Probeſtücke von Sören Hanſen Tvilling (Quid Tua! [Kbh. 1634 u. öft.]) ebenfalls kräftig auftritt. Am Schluſſe des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. erreichte die neuere däniſche Poeſie ihre erſte Culmination in Thomas Kingo (geſt. als Biſchof zu Fühnen 1723) und Jörgen Sorterup (geſt. 1722). Wenn Arreboe die erſten Griffe in der Davidsharfe verſucht hatte, ſo ſchlug Kingo ſie voll an. In ſeinem „Aandelige Sjungechor" (1. u. 2. Th. Kbh. 1674, 1681 u. öft.) iſt eine ſolche Fülle der herrlichſten geiſtlichen Lieder, daß die Dänen mit ihrem Kingo kühn ſich mit der reichen teutſchen Liederdichtung meſſen können. Als rechter Schüler der Propheten hat Kingo zugleich die Geſchichte des Reichs Gottes behandelt, und wie tief, wie klar, das ermißt man am beſten, wenn wir ſeine Lieder über die Wunder und Thaten des Herrn, die Prüfungen und Kämpfe ſeiner Jünger mit dem, was ſich als Epos auf bibliſchem Grunde im 18. Jahrh. in Teutſchland geltend machte, vergleichen. Aber auch die Bußthränen, die tiefe Betrachtung, der Jubel der Kirche, der Sieg des Worts finden ihren angemeſſenen und tiefſten Ausdruck bei ihm; ſeine Morgen- und Abendandachten haben an Innigkeit und heiliger Reflexion in keiner Literatur ein vollkommenes Gegenſtück. Hätten Kingo und ſein Nachfolger Brorſon, nebſt auserwählten Liedern der Ältern und Überſetzungen der teutſchen meiſterhaften Lieder, in unſerm Geſangbuche vorgeherrſcht, ſowie er allerdings ſelbſt ein ſolches veranſtaltete (1689), dann würde die däniſche Gemeinde eines ſeltenen Glückes ſich rühmen können. Nun aber ſtrahlt ſein Glanz um deſto klarer, wenn wir ihn mit den wäſſerigen, matten Reimereien aus dem letzten Theile des 18. Jahrh. vergleichen, die ihn verdrängen oder erſetzen ſollten, und die noch zu unberechenbarem Schaden den Thron unſers Meiſterſängers im Geſangbuche einnehmen. Durch Sorterup ward das Heldenlied wieder wie aus ſeinem Todesſchlummer erweckt; die Thaten der Seehelden unter Friedrich IV. waren es, die ihn begeiſterten (Nye Heltesange [Kbh. 1716. 4.]). Es iſt keine blinde und kopfloſe Nachahmung hier, die höchſtens Scheinfrüchte und künſtliche Präparate zu Tage fördert, ſondern die freie und volle nordiſche Bruſt, die die fröhliche Thatenluſt und die heldenmüthige Aufopferung erweckt haben; darum mußte er die Töne der Väter wieder anſchlagen, weil er ihrem Geiſte begegnete. Sorterup's Heldengeſang iſt uns Bürge dafür, daß der nordiſche Geiſt von Dänemark noch im Anfange des 18. Jahrh. nicht entwichen war [45]). Neben Kingo ſtimmte der Norweger Peder Daß (geſt. 1708) bibliſche und Volkslieder an (Norſk Dalevise 1713. Tidsfordriv ell. bibelſk Viſebog 1711), die durch ihre Einfachheit die Herzen des Volks gewannen und bis gegen den Schluß des 18. Jahrh. von vielen Lippen wiedertönten. Jens Sten Seheſted (geſt. 1695) und Povel Juul (geſt. 1723) lieferten mehres Bemerkenswerthe im Fache der beſchreibenden und didaktiſchen Poeſie. Eine große Leichtigkeit im Verſificiren, ſorgfältige Behandlung der Sprache und ungeſuchter Witz zeichnen Töger Reenberg's (geſt. 1741) poetiſche Schriften aus, die in einer claſſiſchen, reichlich mit gelehrten Anmerkungen ausgeſtatteten Ausgabe, von B. W. Luxdorph beſorgt, in 2 Bdn. 1769 erſchienen. In ſeiner „Ars poetica" und ſeiner „Verſammlung auf dem Parnaß" geißelt er mit Laune und ſicherm kritiſchem Takt die Bäviuſſe und Mäviuſſe der damaligen Zeit. — Dies ſind in kurzer Überſicht die däniſchen Dichter des 16. und 17. Jahrh.

§. 41. Wenn wir die Ausbreitung der Literatur Dänemarks bei dem Anfange und in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. überſehen wollen, ſo müſſen wir zuerſt auf die Beförderungsmittel, wie ſie damals ſich darboten, unſere Aufmerkſamkeit lenken. Das Ausland empfand, wenigſtens theilweiſe, das Bedürfniß, mit einer ſchon ſo intenſiv reichen und durchgebildeten Literatur ſich bekannt zu machen; daher entſtanden ſchon bei Ausgange des vorigen Jahrhunderts die **Nova literaria maris Balthici**, eine periodiſche Schrift, von drei gelehrten Lübeckern redigirt, die in der Anlage mit den **Actis Eruditorum** wetteiferte, und der Entſtehungszeit nach ſich dieſen zunächſt an die Seite ſtellte. Eine andere Aufgabe ſetzte ſich die däniſche Bibliothek, wovon Jak. Langebek und Ludv. Harboe die drei erſten Theile lieferten (Koph. und Leipz. 1738, 1739), der Rector Möller in Flensburg aber das Werk bis zum 9. Bande fortſetzte (ebend. 1740—1759). Es enthält eine Maſſe ſchätzbarer Beiträge, meiſt zur ältern däniſchen Literatur, Anekdoten aus dem Briefwechſel berühmter däniſcher Gelehrten, auch treffliche Erläuterungen der Kirchengeſchichte; letztere meiſt von Harboe's Hand. Mehr wiederum über die Gegenwart verbreiteten ſich zuerſt die von dem bekannten A. F. Büſching, ſpäter von Joſ. Lorck, E. D. Hauber u. A. herausgegebenen Nachrichten von dem Zuſtande der Wiſſenſchaften und Künſte in

45) Auch als Satyriker erwarb Sorterup ſich durch ſein Caevellus carminificum wohlgegründeten Ruhm. Zwei antiquariſche Abhandlungen von ihm (de difficultatibus in monumentis Runicis occurrentibus und de mensa Isiaca) laſſen uns einen Blick in ſeine gelehrten Studien thun.

Digitized by Google

dem däniſchen Reiche, 3 Bde. (Kopb. und Leipz. 1744—1757), mit einer Fortſetzung in 3 Bdn. (ebend. 1758—1765) und einer zweiten unter dem Titel: „Däniſches Journal," 1. u. 2. Bd. (ebend. 1767—1769). Auf die regere literariſche Thätigkeit weiſen ferner hin die 1720 von Jochum Wieland angefangenen „Gelehrten Zeitungen," die durchs ganze Jahrhundert fortgeſetzt in das folgende hineinreichen (zuletzt unter dem Titel: „Däniſche Literaturzeitung"), in den frühern Jahrgängen mehr die Form von Miſcellaneen hatten, ſpäter aber faſt ausſchließlich mit den literariſchen Erzeugniſſen der Zeit ſich beſchäftigten. Nach Alb. Bartholin (geſt. 1663), der zuerſt einen, freilich unvollkommenen, Katalog der däniſchen Schriftſteller lieferte[46]), wurde die däniſche Literargeſchichte durch die Werke Alb. Thura's, geſt. 1740 (Idea historiae liter. Danor. [Hafn. 1723.] Gynaeceum Daniae literatum [Alton. 1732]. Conspectus Danorum qui de linguae Romanae et Graecae scriptoribus optime meruerunt [Hafn. 1740]), N. B. Sibbern's (Bibl. histor. Danico-Norvagica), und vorzüglich des Flensburgers Joh. Möller's (Bibliotheca Septentrionis eruditi [Lips. 1699]. Cimbria literata c. praef. *Jo. Grammii*. 3 Voll. [Hafn. 1744. fol.]) bereichert. Sowie aber die Literatur immer mehr aufgeſpeichert wurde, entſtanden auch gelehrte Geſellſchaften, die es ſich zum Zwecke ſetzten, ſie ſowol zu unterſtützen, als derſelben eine gewiſſe beſtimmte Richtung zu geben. Die erſte iſt die königl. däniſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die 1742 entſtand und 1743 königl. Sanction erhielt. Die Seele dieſes Vereins war einer der größten Gelehrten des Jahrhunderts, Hans Gram; ſeine gehaltreichen Abhandlungen über einzelne Punkte der däniſchen Geſchichte zieren die ſechs erſten Bände der Schriften dieſer Geſellſchaft. (Erſte Series dieſer Schriften, 12 Bde. [Kopb. 1745—1779. 4.]) Durch ihre Fürſorge wurden außer dem ſo eben genannten literariſchen Cimelium, Jo. Möller's Cimbria literata, mehre claſſiſche und Prachtwerke herausgegeben, namentlich F. L. Norden's (geſt. in Paris 1742) Voyage d'Égypte et de Nubie (1755. fol.) und Eggert Olafſen's und Björne Paulſen's Reiſe in Island (2 Bde. Sorøe 1772. 4. Teutſch II. Kopb. 1774—1775. 4.). Der Beſchluß, ein däniſches Wörterbuch von den geeigneten Mitgliedern ausarbeiten zu laſſen, wurde 1777 gefaßt; der erſte Band kam aber erſt 1793 heraus (ſ. vor. §.). Ein bleibendes Verdienſt erwarb ſich die Geſellſchaft ferner durch die ſchöne Suite von Specialkarten über die däniſchen Provinzen, welche, auf genaue trigonometriſche Vermeſſung gegründet, ſeit 1766 herauskam. Der erſte Präſident der Geſellſchaft war der ausgezeichnete Staatsmann Graf Jo. Ludw. von Holſtein (geſt. 1763), ein warmer Freund und Verehrer der Wiſſenſchaften, wie u. a. ſein Briefwechſel mit J. A. Fabricius, Mosheim, J. M. Gesner beweiſt; der zweite, Otto Graf von Thott, ein Schüler Gram's, der die treffliche Bibliothek ſammelte, deren Verzeichniß (Catalogus Biblioth. Thottianae. 12 Voll. [Hafn. 1789—1795) eine Hauptquelle für die Bibliographie iſt und bleiben wird. Der zweite gelehrte Verein, „die Geſellſchaft zur Verbeſſerung der däniſchen Sprache und Geſchichte," wurde 1744 von Jak. Langebek, zuerſt, wie es ſcheint, durch eine dem Urheber naheliegende Ämulation, geſtiftet; dieſe Geſellſchaft machte durch Langebek's raſtloſen Fleiß und die Tüchtigkeit mehrer ihrer Mitglieder gleich Rieſenſchritte; das däniſche Magazin (6 Bde. 1745—1752. 4., ſpäter unter dem Titel: Neues däniſches Magazin, jedoch in langen Intervallen fortgeſetzt, ſodaß bis jetzt nur 4 Bände davon erſchienen ſind), das von ihrer Wirkſamkeit Zeugniß ablegte, iſt ein unſchätzbares Repoſitorium für die ältere däniſche Geſchichte, Numismatik, Genealogie und Heraldik. Eine dritte Geſellſchaft, unter Friedrich V. geſtiftet, „die Geſellſchaft für ſchöne Wiſſenſchaften," trug zur Verbreitung des guten Geſchmacks, durch Unterſtützung der Talente, geſtellte Preisaufgaben u. ſ. w. bei; ihre Schriften ſind erſchienen in 7 Bänden. Die größte Bedeutung indeſſen erhielt die gegen das Ende des Jahrhunderts (1797) von Höſt, Nyerup, Pram und Baggeſen geſtiftete „Skandinaviſche Literaturgeſellſchaft," die in ihren Schriften eine Reihe der werthvollſten Abhandlungen aus allen Zweigen der Gelehrſamkeit, namentlich über nordiſche Geſchichte, Alterthümer, Philologie und Naturwiſſenſchaften lieferte. Sie bindet das 19. mit dem 18. Jahrh. zuſammen, und zeigt auf eine ſchöne Weiſe, was der reine Eifer für Wiſſenſchaft, auch ohne äußere Unterſtützung, vermag. — Durch Holberg zuerſt hervorgerufen, entwickelte ſich die Leſeluſt bei dem däniſchen Volke und die Freude an Nationalwerken ungemein ſchnell; die Bemühungen der vaterländiſch geſinnten Könige, welche die Förderung der Gelehrſamkeit ſtets für ihre ſchönſte Zier achteten (man erinnere ſich an die Geſellſchaft, die auf Friedrich's V. Koſten nach Arabien reiſte, unter welcher Carſten Niebuhr, Forſkål u. a. ausgezeichnete Männer, an die Berufung mehrer der trefflichſten Teutſchen, eines Klopſtock's, J. A. Cramer's unter demſelben Könige, an die wahrhaft fürſtl. Donationen, wodurch unter Chriſtian VII. und ſeinem erhabenen Sohne, dem jetzigen Monarchen, jüngere Gelehrte in den Stand geſetzt wurden, in dem Auslande ihren Geſichtskreis zu erweitern und neue Schätze des Wiſſens einzuſammeln), und der Mäcenaten, die, ſelbſt Pfleger der Wiſſenſchaft, ihre Zeit, ihre Kräfte, ihr Vermögen derſelben opferten, und es für das höchſte Glück achteten, dem Vaterlande das mit Zinſen zurückzugeben, was ſie empfangen hatten (vor Allem eines P. F. Suhm, der mit der großartigſten Liberalität ſeine herrliche Bibliothek Allen öffnete und ſie bei ſeinem Tode in des Königs Vaterhand niederlegte, auf deſſen Koſten eine Reihe der ſchätzbarſten isländiſchen Sagen, der Reiskiſche Abulfeda, von J. G. Chr. Adler herausgegeben, u. a. m. gedruckt wurde), erhoben die allgemeine Cultur auf eine Stufe, die zugleich Achtung geboten und Nacheiferung erwecken mußte. Dazu geſellte ſich der bei den Edlen jener Tage allgemeine Trieb, Bibliotheken anzulegen und planmäßig zu erweitern; neben der Thott'ſchen, als der

46) Das ältere Werk Lyſchander's, das Bartholin benutzte, war damals noch, als Joh. Möller ſchrieb, in Handſchrift vorhanden; ob jetzt noch? — wiſſen wir nicht.

Google

größten und umfaſſendſten (auch an Handſchriften ausgezeichnet), erhoben ſich die gräflich Holſtein'ſche, die Suhm'ſche, die Luxdorph'ſche, die Hjelmſtjerne'ſche (letztere die reichſte in Beziehung auf däniſche Literatur, und durch einen von J. J. Weber trefflich geordneten Katalog, als ſie der königl. incorporirt wurde, allgemein zugänglich gemacht)[47]), die Langebek'ſche und manche andere, die Dänemark in der Zeit zu einem Emporium der Wiſſenſchaften machten, und wovon, zum Glücke des Vaterlandes, viel Wichtiges der großen königl. Bibliothek einverleibt wurde. — Die Univerſität zu Kopenhagen erhielt unter Chriſtian VI. eine neue Fundation (vom 31. März 1742) und den gelehrten Ivar Roſenkrands, ſpäter J. L. v. Holſtein, zum Patron; manche eingewurzelte Mißbräuche wurden abgeſchafft und die Lehrer künftig auf ein gewiſſes Fach gewieſen, ſtatt daß ſie früher oft in wenigen Jahren die erlangte Profeſſur mit einer andern vertauſchen mußten. Die ſpätere Reform der Univerſität unter dem Guloberg'ſchen Miniſterium betraf vorzüglich die Hand- und Leſebücher, die Prüfung in der Mutterſprache, ſowie andere höchſt wichtige Intereſſen.

§. 42. Durchs ganze 18. Jahrh. zieht ſich eine große und höchſt achtungswerthe hiſtoriſche Schule, die mit Thormod Torfäus anfängt und mit Suhm ſchließt. So Vieles, was das 17. Jahrh. vorbereitet hatte, kam jetzt zur Ausführung; die ganze Geſchichtſchreibung des däniſchen Mittelalters wurde ans Tageslicht gezogen, viele Dunkelheiten der nordiſchen Geſchichte zerſtreut, und auch die Geſchichtſchreibung als Kunſt nicht vernachläſſigt, obgleich das Letztere mehr unſerm Jahrhunderte vorbehalten zu ſein ſcheint. Thormod Torfäus (geb. 1636, geſt. als Hiſtoriograph 1719) ſchuf zuerſt die hiſtoriſche Kritik in Bezug auf nordiſche Geſchichte und benutzte die isländiſchen Sagen mit ſtrenger Auswahl. Sein Hauptwerk, Historia rerum Norvagicarum (4 Voll. Hafn. 1711. fol.), ſichert ihm einen unſterblichen Namen. Mit gleicher Genauigkeit und Umſicht ſind ſeine übrigen hiſtoriſchen Schriften abgefaßt (De rebus gestis Faeröensium [Hfn. 1695]. Historia Orcadum [ib. 1697. fol.]. Series Dynastarum et regum Daniae [ib. 1702. 4.]. Historia Vinlandiae antiqua [ib. 1705]. Historia Hrolfi Krakii [ib. eod.]. Groenlandia antiqua [ib. 1706]. Trifolium historicum [ib. 1707. 4.]). Sein literariſcher Nachlaß iſt aus den Handſchriften von Suhm herausgegeben (Torfaeana [Hafn. 1777. 4.]). Arnas Magnäus, der zweite Koryphäe der nordiſchen Schule (geb. 1663, geſt. als Univerſitätsbibliothekar 1730), gab nur wenige Proben ſeiner Gelehrſamkeit, z. B. Abhandlung über die Sprache des Ulphilas (ſ. die Vorrede zur Ausgabe des Ulphilas von Berzelius), erwarb ſich aber beſonders dadurch den Dank der gelehrten Nachwelt, daß er ſeine ganze unſchätzbare Sammlung isländiſcher Manuſcripte an die Univerſitätsbibliothek legirte, und ein Capital dazu legte, um ſtets zwei isländiſche Studirende zu unterhalten, die dem Studium des nordiſchen Alterthums ſich widmen ſollten (Legatum Arna-Magnaeanum). In einem gewiſſen Gegenſatze zur nordiſchen Schule ſtand damals die teutſche, mit Andreas Höyer (geſt. als Etatsrath 1739, ein gewandter Geſchäftsmann, von ungemein reicher Bildung) an der Spitze, an welcher ſich die ganze neuere juriſtiſche und publiciſtiſche Schule in Dänemark anlehnt, denn Kofod Ancher (geſt. 1788, der berühmte Herausgeber von Jydſke Lovbog [Kbh. 1783] und Verfaſſer des claſſiſchen Werks „Danſke Lovhiſtorie II. [Kbh. 1769—1776. 4.] nebſt vielen andern Schriften) und H. Stampe (der beſonders als praktiſcher Juriſt glänzte, geſt. 1789) waren ſeine unmittelbaren Schüler. Was Höyer als Hiſtoriker geleiſtet hat, zeigt vorzüglich ſein Leben König Friedrich's IV., das erſt in dieſem Jahrhunderte von N. Falk herausgegeben wurde (2 Bde. Tondern 1829). Aber auch ſeine „Kurzgefaßte Dänem. Geſchichte" (Flensb. 1718) und ſein „Abriß der däniſchen Reformationsgeſchichte" (Kbh. 1736. 4.), ſowie ſeine Ausgabe des Continuators von Albert. Stadensis (Hafn. 1720. 4.) ſind Zeugniſſe ſeiner Tüchtigkeit. Von einem andern Standpunkte aus, und daher durch alle Parteien hindurchgehend, mehr eklektiſch frei, als ſtreng gelehrt, bearbeitete Ludwig Holberg, der größte däniſche Schriftſteller dieſes Jahrhunderts, die Geſchichte. Ein geborner Bergenſer (1684), auf der Univerſität zu Kopenhagen gebildet, beſuchte er in ſeiner Jugend mehre Länder Europa's, und erwarb ſich auf der Reiſe meiſt ſeinen Unterhalt durch Stundengeben in Sprachen und in der Muſik. Die Materialien, die er auf der Bodleyaniſchen Bibliothek in Oxford geſammelt, benutzte er in ſeiner Jugendarbeit, „Introduction til de fornemſte europäiſke Rigers Hiſtorie 1711," welches, in der Puffendorf'ſchen Manier geſchrieben, zuerſt ſeinen Ruhm begründete und mit einem Anhange 1713 vermehrt ward. Auf einer zweiten Reiſe, die er als Profeſſor mit einem Reiſeſtipendium von nur 100 Thlrn. jährlich, und folglich zu Fuß, machte, lernte er den Süden Europa's kennen, und hielt ſich längere Zeit in Paris und Rom auf. Zurückgekehrt, gab er 1716 die „Introduction til Natur og Folkerettens Kundſkab" heraus. Es ſind die Grundſätze eines Grotius, Puffendorf und Thomaſius, die er hier in Anwendung bringt und mit reichen Belegen aus der nordiſchen Geſetzgebung belegt. Das Werk iſt in drei Ausgaben, vervollſtändigt (bis 1743) und ſpäter öfters gedruckt, ſowie ins Teutſche überſetzt. Sein Tirocinium in der Geſchichte bezeichnet noch ſeine Diatribe wider A. Höyer (diss. V. de historicis danicis 1719), welcher ihn in ſeiner Dänem. Geſchichte ſchonungslos und ungerecht angegriffen hatte. Auf einer dritten Reiſe (1725—1726), wo er ſich vorzüglich in Aachen, Paris und Amſterdam aufhielt, erweiterte ſich ſein Geſichtskreis noch mehr; er lernte hier Harduin, Clericus, Montfaucon u. a. der größten Gelehrten der Zeit kennen. Schon mehre Jahre hatte er an einer däniſchen Landesbeſchreibung gearbeitet, die 1729 unter dem Titel: „Dannemarks og Norges Beſkrivelſe," zuerſt herauskam, das nach der dritten, viel vermehrten Ausgabe von 1749 (Danm. og Norg. geiſtl. og verdslige Stat) mit Zuſätzen und Verbeſ-

47) *Hjelmstjernes* Bogsamling. T. II. (Kbh. 1782—1785. 4.) *Hjelmst.* Medaille-Mynt samt Skilderie og Kobbersamling (ib. 1786. 4.).

Digitized by Google

ſerungen von Erikſen und Olrik 1762 aufs Neue erſchien. Die ältere und neuere Statiſtik iſt hier ausführlich und gründlich behandelt, aber leider die Quellen nicht angegeben (teutſch von Voß 1731. 4., von Bargum 1750. 4.). Holberg's geſchichtliches Hauptwerk, „Danmarks Riges Hiſtorie," erſchien zuerſt in drei Bänden 1732—1735 (2. Aufl. 1753—1754. 3. Aufl. 1762—1763. 4., teutſch von E. C. Reichard, mit einer Fortſetzung, die Geſchichte Chriſtian's V. enthaltend, 3 Bde. 1743—1744. 4.). In der älteſten Geſchichte folgt er theils Torfäus, theils Saxo; es iſt offenbar der ſchwächere Theil dieſer Arbeit. Für die Geſchichte des Mittelalters hat er mehre Handſchriften benutzt; in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte iſt er Quelle und Original. Die freie, geiſtreiche Behandlung gibt dieſem Werke einen entſchiedenen Werth; kein Unbefangener wird leugnen wollen, daß die däniſche Geſchichtſchreibung dadurch bedeutend gefördert ſei. Ebenſo angenehm in der Darſtellung und nach den vorhandenen Forſchungen gründlich iſt Holberg's Kirchengeſchichte bis zur Reformation (Almindelig Kirkehiſtorie II. 4. 1. Aufl. 1738. 2. 1740. 3. 1765, teutſch von Detharding 1769, mit einer Fortſetzung im vierten Bande von der Reformation bis 1756 von J. L. Köhler 1777. 4.) und ſeine jüdiſche Geſchichte, worin er namentlich den Joſephus, Prideaux und Basnage benutzt hat (Jödiſk Hiſtorie II. 1742. 4., teutſch von Detharding 1747. 4.). Fügen wir noch hinzu ſeine Helden- und Heldinnengeſchichten, worin er dem Plutarch glücklich nachahmt (Heltehiſtorier II. 1739. 2. Aufl. 1753, teutſch 1741. Heltindehiſtorier II. 1745. 2. Aufl. 1757, teutſch 1746, 1754), eine gelungene Überſetzung des Herodian mit einer Vorbereitung von den Urſachen der Größe des alten Roms (Koph. 1746, 1754, teutſch von Detharding 1746) und zwei Handbücher der Geſchichte und Geographie, wovon erſteres ins Engliſche und Teutſche überſetzt, ſo haben wir eine Überſicht der Thätigkeit Holberg's als Geſchichtsſchreibers. Der rege Eifer für das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes begleitete ihn bis an ſeinen Tod (geſt. 1754). Die bedeutenden Güter, die er ſich durch ſeine däniſchen Schriften erworben hatte, ſchenkte er der Ritterakademie zu Sorde; ſie wurden nach des Königs Willen zu einer Baronie, und der ausgezeichnete Schriftſteller ſelbſt ſo (1747) in den freiherrlichen Stand erhoben.

Sowie bei Holberg die Richtung auf das Volksthümliche Alles in ſeinen Kreis zog, ſo machte bei Hans Gram, ſeinem großen Nebenbuhler (geb. im Stifte Aalborg 1685, geſt. als königl. Hiſtoriogr., Bibliothekar und geheimer Archivar 1748), die kritiſch-gelehrte Bearbeitung des Einzelnen Alles aus. Als kritiſcher Geſchichtforſcher gebührt ihm ein hoher Rang, namentlich haben ſeine einzelnen Unterſuchungen über wichtige Punkte der däniſchen Geſchichte und Philologie, und unter dieſen wiederum ſeine Verbeſſerungen zur Geſchichte des Königs Waldemar Chriſtopherſen, in den Schriften der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften einen entſchiedenen und bleibenden Werth. Trefflich ſind ſeine Anmerkungen zu der Lamp'ſchen Ausgabe von *Meursii* Historia Danica, umfaſſend ſeine Vorrede zu *Cragii* Annales Chr. III. (§. 36) und Möller's Cimbria literata (§. 41), die er beide ans Licht förderte. Fern von aller Eitelkeit freute er ſich, Andere mit den Schätzen, die er mühſam erworben, bereichern zu können, und lieferte ſo höchſt werthvolle Beiträge zu Ducker's Thukydides, zu *Fabricii* Biblioth. graeca, zu den von Buddeus herausgegebenen Miscellanea Lipsiensia. Durchgeſehen von ihm iſt Niels Slange's (geſt. als Conferenzrath 1737) Geſchichte Chriſtian's IV. (Koph. 1749. Fol.), und in den beiden letztern Büchern, wo Gram freie Hand hatte, weſentlich verbeſſert. Die Ausgabe von Knytlinga-Saga (§. 24) und von O. Worm's Briefen (§. 38) zeugen von ſeinee unermüdeten Thätigkeit für die Förderung alles Vaterländiſchen. Aber Gram war auch, und das iſt wol ſein größtes Verdienſt, der Stifter einer philologiſch-hiſtoriſchen Schule, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts herrliche Früchte trieb. Seine philologiſchen Diſſertationen (worunter z. B. Observationes ad *Arati* Phaenom. 1710. Castigationes ad scholia in Thucydidem 1721 seq.) ſind leider nicht geſammelt.

Peder Terpager (geſt. 1738) lieferte mehre nützliche antiquariſch-hiſtoriſche Schriften zur Aufklärung der Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Ribe (Inscriptiones Ripenses [Hafn. 1702. c. Append. 1714. 4.]. Ripensium episc. series [1707. 4.]. Chronicon ecclesiae Ripensis [1708]. Ripae Cimbricae [Flensb. 1736. 4.). Andreas Buſſäus (geſt. 1735) gab Are Frodes Schedä isländiſch und lateiniſch und Other's Periplus mit Anmerkungen heraus (Koph. 1735. 4.), und ſchrieb eine Art Chronik über die Geſchichte Friedrich's IV. (Kong Fredrik's IV. Dagregiſter [Kph. 1770. Teutſch ebend. 1773]). Tycho de Hofman (geſt. 1754) bereicherte das Fach der Biographie durch ſeine bekannten Portraits historiques des hommes illustres de Danem. Part. I—VI. (Cop. 1746. 4.), die durch die däniſche Bearbeitung von Sandvig (3 Bde. Kbh. 1777—1779) ſehr viel gewonnen haben.

§. 43. Aus Gram's Schule iſt zuerſt der unſterbliche Jak. Langebek (geb. 1710, geſt. als geheimer Archivar und Etatsrath 1775), der mit einer unermüdlichen Beharrlichkeit den ganzen vorhandenen Stoff der däniſchen Geſchichte des Mittelalters ſammelte und kritiſch ſichtete. Was in Teutſchland durch die zahlreichen Sammlungen der Scriptores rerum Germ. nur unvollſtändig, oder wenigſtens, wie durch die Leibnitz'ſchen Sammlungen, nur für einen einzelnen Staat zu Stande gekommen, ein geordnetes kritiſches Corpus der Geſchichte des Mittelalters, das ſtellt Langebek in ſeinen Scriptores rerum Danicarum medii aevi (T. I—III. Hafn. 1772—1774. T. IV—VII. 1776—1792. Fol. von P. F. Suhm herausgegeben) dar. Es iſt das Werk ſeines Lebens, zu welchem er nicht nur die Archive des Reichs benutzte, ſondern auch auf einer Reiſe längs der ganzen Oſtſee (1753) manchen merkwürdigen Beitrag ſammelte. Von ſeinem „Däniſchen Magazin" und ſeinen „Beiträgen zur däniſchen Bibliothek" haben wir oben geſprochen (§. 41). Vom J. 1764 an gab er einen hiſtoriſchen Kalen-

Digitized by Google

der aus, worin namentlich ein Verzeichniß der älteſten gedruckten däniſchen Bücher, ein Regiſter der Heiligen-Tage u. ſ. w. von ſeiner Hand. Sein Leben iſt von Suhm (Script. Rer. D. T. IV.) und ſpäter von J. Möller im Neuen däniſchen Muſeum beſchrieben. Der treffliche Zeitgenoſſe von Langebek, Peter Fred. Suhm (geb. 1728, geſt. 1798), bemühte ſich, die vorhandenen reichen Materialien zu ordnen und zu bearbeiten, und legte die Reſultate ſeiner Forſchungen in einer Reihe von Werken nieder, die, obgleich ſie meiſt nur ſtoffweiſe den Inhalt wiedergeben und manche Hypotheſe enthalten, die mehr den gelehrten Scharfſinn, als den durchdringenden Forſcherblick beurkundet, doch auf einzelne Partien der Geſchichte ein helles Licht werfen. Sie ſind in chronologiſcher Ordnung folgende: Forſøg til Forbedringer i den gl. Danſke og N. Hiſtorie (mit G. Schönning herausgeg. Kbh. 1757). Udkaſt af en Hiſtorie over Folkenes Oprindelſe i Almindelighed 1769. Om de Nord. Folks ældſte Oprindelſe 1770. Om Odin og den hedenſke Gudelære 1771. Hiſtorie om de fra Norden udvandrende Folk. 2 Bde. 1772—1773. Critiſk Hiſtorie af Danm. i den hedenſke Tid. 4 Bde. 1774—1781 (mit einem Bande Tabellen in Fol. 1779). Hiſtorie af Danmark, 1—14. Bd. (Kbh. 1782—1831, alle in 4.). Die kleinen Schriften Suhm's, worin beſonders manche ſchätzbare Beiträge zur nordiſchen und ſlawiſchen Geſchichte (die zuerſt einzeln in den Schriften der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erſchienen, und in die teutſche V. A. Heinze'ſche Überſetzung der hiſtor. Abh. 8 Bde. aufgenommen ſind), ſind nach ſeinem Tode in 16 Bdn. geſammelt; den 15. Bd. macht das Leben Suhm's von Nyerup mit einer Auswahl ſeines gelehrten Briefwechſels aus, den 16. Bd. Suhmiana. (Das Leben iſt von F. Ekkard ins Teutſche übertragen Kopḧ. 1799.) Der dritte, der gleichſam das große Triumvirat der nordiſchen Geſchichtforſchung in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. bildet, iſt Gerhard Schönning (geb. 1722, geſt. als geheimer Archivar 1780), wie Suhm und Langebek, von Gram gebildet. Was Langebek für die däniſche Geſchichte des Mittelalters that, das leiſtete Schönning durch ſeine treffliche Ausgabe von Snorro Sturleſon's Heimskringla, die er nur nicht vollenden konnte (§. 24), für die norwegiſche Geſchichtſchreibung. Aber ſein ganzes Leben war zugleich dieſem einen Zwecke gewidmet, und ſeine Schriften zeugen alle von dem raſtloſen Eifer, womit er die Ehre ſeines Volkes und der Väter deſſelben zu erhalten bemüht war. Unter jenen ſtehen obenan ſeine „Norges Hiſtorie," 3. Bd. (Sorøe 1771—1781. 4. unvollendet) und „Afhandling om de Nordiſke Folks Oprindelſe" (ebd. 1769. 4.), welche eine Einleitung zur norwegiſchen Geſchichte bildet. Wichtig für die alte Geographie iſt ſein „Forſøg til de Nord. Landes gl. Geogr." (Kbh. 1751. 4.). Treffliche Erläuterungen über die Alterthümer ſind in ſeiner „Beſkrivelſe over Domkirken i Trondhjem" (1762. 4.) anzutreffen. Von ſeiner Reiſe durch Norwegen (die er auf Koſten des Königs 1773—1774 unternahm) ſind nur zwei Hefte gedruckt (Kbh. 1778, 1782), die übrigen liegen noch in der Handſchrift. Mehre ſeiner antiquariſchen Abhandlungen ſind aus dem Däniſchen in Heinze's hiſtoriſchen Abhandl. der königl. Geſellſch. der Wiſſenſch. (4. u. 5. Bd.) übertragen; andere ſind nur in Programmen anzutreffen.

Am fleißigen Zuſammentragen der Materialien ließ Erik Pontoppidan (der berühmte Hofprediger Chriſtian's VI., geſt. nach vielen Lebensſchickſalen, die er ſelbſt in ſeiner Autobiographie [48]) beſchrieben hat, als Prokanzler der Univerſität 1764) es in ſeinen geſchichtlichen Werken nicht fehlen, wovon mehre ſich den Sammlungen von Hans Reſen u. A. auf eine ehrenvolle Weiſe anreihen (Memoria Hafniae, kurzgefaßte Beſchreibung von Kopenhagen [Glückſt. 1735. 4.]. Theatrum Daniae veteris et modernae [Brem. 1740. 4.]. Marmora Danica. 2 Voll. [Hafn. 1739—1741. fol.]. Gesta et vestigia Danorum extra Dan. 3 Voll. [Lips. 1740—1741]. Origines Hafnienses [Hafn. 1760. 4.]. Danſke Atlas. 7 Bde. [Koph. 1763—1781. 4.]; die letzten 4 Bde. ſind zum Theil nach Pontoppidan's Collectaneen von deſſen Schwager H. de Hofman beſorgt). Ove Høgh Guldberg (geb. in Horſens 1731, von 1772—1784 in Staatsgeſchäften gebraucht, den letzten Theil ſeines Lebens privatiſirend, geſt. 1808) ſchrieb eine Weltgeſchichte, wovon indeſſen nur 3 Bde erſchienen (Koph. 1768—1772), die an männlicher Energie des Styls, Fruchtbarkeit der Gedanken und lichtvoller Anordnung mit den Muſtern des Alterthums, namentlich mit Thukydides, wetteifert. Tyge Rothe, einer der größten und tiefſten Geiſter, die Dänemark hervorgebracht hat (geboren in Randers 1731, geſt. 1795), gab in ſeinem Hauptwerke: „Chriſtendommens Virkning paa Folkenes Tilſtand i Europa" (V. Kbh. 1774—1783; die beiden erſten Bände auch teutſch und holländiſch), gediegene Unterſuchungen über den wichtigſten Punkt der Weltgeſchichte, und beleuchtete in demſelben zugleich die Hierarchie und das Lehnsweſen. Im Zuſammenhange mit dem letztern ſteht ſein Werk: „Nordens Statsforfatning før og i Lehnstiden" (II. 1782—1783), welches ebenfalls ins Teutſche überſetzt iſt. Seine übrigen Schriften ſind meiſt philoſophiſcher Art (Philoſophies Ideer til Kundſkab om vor Art [II. 1788—1789]. Naturen betragtet efter Bonnets Maade [VI. 1791—1794]). Johann Heinr. Schlegel's (eines gebornen Meißners (geb. 1726, kam ſchon 1728 nach Dänemark, geſt. als Profeſſor der Geſchichte und Bibliothekar 1780), teutſch geſchriebene „Geſchichte der Könige von Dänemark aus dem oldenburgiſchen Stamm, mit Bildniſſen von Preisler II." (Koph. 1769, 1777. Fol.), iſt eine kritiſche Bearbeitung des Stoffes, die alles Lob verdient; intereſſant ſind ſeine „Sammlungen zur däniſchen Geſchichte, Münzkunde, Ökon. und Sprache II." (Kopenh. 1771—1776) und „Däniſche Reiſebeſchreibungen" (ebd. 1776). Auch iſt er der Verfaſſer der Geſchichte Dänemarks bis 1523 in Cramer's Boſſuet (5. Th. 1. Abth.). Kaspar Peder Rothe (geſt. 1784) ſchrieb mancherlei Biographiſches (Griffenfeld's, Tordenſkjold's Leben u. A.), dem jedoch, außer der unausſtehlichen Breite der Ausführung, die kritiſche Sichtung und tüchtige Durcharbei-

48) Däniſche Bibliothek VI, 702—731.

tung ſehr fehlt. Mit noch weit größerer Vorſicht ſind die hiſtoriſchen Schriften von Niels Detlev Riegels zu benutzen (Forſög til ſiede Chr. Hiſt. [Kbh. 1792]. Udkaſt til ſjerde Frederiks Hiſt. efter Höyer II. [ebd. 1795, 1800]. Smaae hiſt. Skrifter III. [ebd. 1796—1798]); ſein Maßſtab für Perſonen und Sachen war der winzige des materiellen Intereſſes, ſeine Begriffe von Aufklärung gehen nicht über den engen Rand des hausbacknen Verſtandes hinaus; dazu kommt eine Bitterkeit und Beſtochenheit der Urtheile, die am allerwiderlichſten bei einem Geſchichtſchreiber iſt. Ove Malling (geſt. 1830) ſchrieb ein treffliches hiſtoriſches Exempelbuch (Store og gode Handlinger af Danſke, Norſke og Holſtenere [Kbh. 1777 u. öft.]), das vielfach geleſen (auch in Schulen), oft aufgelegt und ins Teutſche, Franzöſiſche und Engliſche übertragen wurde. Zunächſt an ihn ſchließt ſich der große Literator Peder Toy Wandal an (geſt. 1794), deſſen Lebensbeſchreibung der durch Denkmäler auf Jägerspreis gefeierten Männer (1. Bd. Kbh. 1783. 2. Bds. 1. St. ebd. 1794. 4.) überall den Gegenſtand klar hervortreten läßt, und durch eine würdevolle Sprache ſich auszeichnet. Das Werk von Jörgen Höſt (geſt. 1794) über Marokos und Fes (däniſch Kbh. 1779. 4., teutſch ebend. 1781. 4.), ſowie ſeine Geſchichte des Kaiſers Muhammed Ben Abdallah's (ebend. 1791), ſind Beſchreibungen, die auf genauer Autopſie, reicher Beobachtungsgabe und tiefer Kenntniß der mauriſchen Sprache und Sitten ruhen. Eine andere Völkerbeſchreibung, die von Knud Leem (geſt. 1794) über die Lappen in Finmarken (däniſch Kbh. 1767, teutſch Leipz. 1771. 4.) hat ebenfalls wegen der unbefangenen, mühevollen Autopſie entſchiedenen Werth. Ein Cabinetsſtück von dieſem Genre von ganz eigenem Charakter iſt des Predigers Joachim Junge's Beſchreibung der Sitten und Lebensweiſe des nordſeeländiſchen Landvolks (den Nordſjell. Landalmues Karakter, Skikke og Meninger [Kbh. 1798). Die Darſtellung iſt lebendig, oft genialiſch, die Urtheile hingegen über die Religion des Landvolks legen einen traurigen Beweis ab, wie man in der Periode des Aufklärungsfanatismus jene methodiſch zu untergraben trachtete.

§. 44. Um die däniſche Sprache machten ſich im 18. Jahrh., nach Höisgaard (geſt. 1773), deſſen Arbeiten (Danſk Orthographie 1743. Accentueret og raiſonneret Grammatika 1747. Danſk Syntax 1752), von einer großen grammatiſchen Genauigkeit zeugen, Niemand verdienter, als Jakob Baden (geſt. als Profeſſor der Eloquenz 1804), deſſen „Forelæsninger over det danſke Sprog" (Kbh. 1785. 2. Aufl. ebend. 1792) Epoche in dieſem Fache machten. Stets bedacht auf die Reinigung und Bereicherung der Mutterſprache [49]), lieferte er mehre Überſetzungen der Alten, unter welchen die von den Werken des Tacitus obenan ſteht, worin er manchmal mit Glück die körnige Schreibart des Römers wiedergab. Am meiſten aber wirkte er als geſchmackvoller und unparteiiſcher Kritiker in ſeinem „Kjöbenhavns Univerſitäts-Journal," das als Quartalſchrift von 1793—1801 herauskam. — Die Kritik förderte ſchon früher der als teutſcher Schriftſteller bekannte Joh. Elias Schlegel (geſt. 1749) durch ſein Wochenblatt: „der Fremde" (1746), und die teutſche Partei, an deren Spitze er ſtand, brachte ſpäter durch die Einimpfung des Klopſtock'ſchen Geſchmacks ein wohlthätiges Ferment in die däniſche Literatur ein [50]). In Sorde, wo Schlegel an der Ritterakademie ſtand, entwickelte ſich damals ein reges, wiſſenſchaftliches Streben, das auch auf die Ausbildung der Nationalſprache nicht ohne Einfluß blieb, wovon namentlich der „Patriotiſche Zuſchauer" (1761—1763), ein Wochenblatt von Jens Schielderup Snedorf (geſt. 1764), und das Werk Andreas Schytte's (geſt. 1774), „Über die Regierung der Staaten" (Staternes indvortes Regjering V. [Kbh. 1773—1776]. Staternes udvortes Regjering II. [Sorde 1774—1775]), rühmliches Zeugniß ablegen. Faſt ein halbes Jahrhundert hindurch war der Name Adolf Gotthard Carſten's (geſt. 1795) als eines kritiſchen Orakels berühmt; ſo wenig er ſchriftlich hinterlaſſen hat (außer mehren hiſtoriſchen Abhandlungen vorzüglich zwei, die ins Gebiet der Sprachkritik eingreifen, von welchen die eine, „Von der Mitwirkung offener Vocale zur Stärke und Lebendigkeit des poetiſchen Ausdrucks," teutſch mit des Verf. Zuſätzen im 4. und 5. Bde. der Neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſch., aufgenommen iſt), ſo viel wirkte er in der That durch einen lebhaften Verkehr mit den ſchönen Geiſtern der damaligen Zeit, die ihm ihre Arbeiten vorlegten und ſelten ohne reiche Belehrung und fruchtbare Winke zurückerhielten. Unvergeßlich bleibt ſein Name dadurch, daß er dem Geiſte des großen Ewald zuerſt eine beſtimmte und ſichere Richtung gab. Unter die Sprachforſcher und Kritiker des 18. Jahrh. rechnen wir ferner Werner Hans Fr. Abrahamſon (geſt. 1812). Die Reſultate ſeiner Sprachforſchung ſind in dem „Verſuch einer vollſtändigen däniſchen Sprachlehre für Teutſche" (Kopb. 1812) niedergelegt; außerdem hat er, ein trefflicher Kenner des Isländiſchen, mehre kleine Sagen (in den Schriften der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft) überſetzt, einzelne ſchätzbare antiquariſche Abhandlungen geliefert, und mit Nyerup und Rahbek die neueſte Ausgabe der Heldenlieder veranſtaltet (§. 28). Berthel Chriſt. Sandvig's (geſt. 1786) große Verdienſte um die nordiſche Literatur haben wir ſchon oben, wo von der Edda die Rede war, erwähnt (§. 19).

Sowie im 17. Jahrh. gelehrte Isländer zuerſt das Studium der altnordiſchen Philologie erweckten, ſo bietet uns das 18. eine Reihe von Isländern dar, die mit Liebe und Eifer noch tiefer gruben und Trefflicheres an den Tag förderten. John Erichſen (geb. 1728, geſt. als

49) Auch die Goldader in Bebel's Überſetzung von Saxo (§. 30.) entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Vgl. ſ. Symbola ad augendas linguae vernaculae copias e *Saxonis Grammatici* interpretatione danica (Hafn. 1778 sqq.).

50) Zu den Teutſchen, die damals mit großer Theilnahme die däniſche Literatur umfaßten, gehört auch Heinr. Wilhelm von Gerſtenberg, der in ſeinen „Schleswigſchen Literaturbriefen" (II. 1766 — 1770) zuerſt unſere alten Heldenlieder mit begeiſterter Stimme empfahl.

Digitized by Google

Bibliothekar 1787), der die Sogan af Gunlaugi Ormstungo (§. 23), und mit Halfdan Einarſen (geſt. 1785), dem Verfaſſer der einzigen isländiſchen Literargeſchichte (Sciagraphia historiae literariae Islandiae [Hafn. 1777]), das Speculum regale (Hafn. 1768. 4.) herausgab, erläuterte außerdem in einzelnen Abhandlungen (Tentamen de nominibus propriis Septentrionalium veterum 1753. Tractatus de veterum Islandorum peregrinationibus et Philippie 1755. Observationes ad antiquitates septentrionales 1769) mehre wichtige Punkte der nordiſchen Alterthumswiſſenſchaft. Auch verdanken wir ihm eine Überſicht über die Manuſcriptenſammlung in der großen königl. Bibliothek (Kopb. 1786). Von Olaf Olavius (geſt. als Zolldirector 1788) iſt die ſchöne, von Suhm beköſtigte Ausgabe des Textes der Niala-Saga (§. 23) und von den Jahrbüchern des Björn af Skardsá (Annales Björnonis de Skardsá II. [Hrapsö 1774, 1775. 4.]). Der Biſchof Hans Finſen (geſt. 1796) gab Islands Landnama-Bok mit lateiniſcher Verſion (Hafn. 1774. 4.) heraus, ſowie Erläuterungen zu dem ſogenannten Alten norwegiſchen Kirchenrechte (Norvegiae jus eccles., quod Vicensium s. priscum vocant [ib. 1759—1765. 4.]); auch gab er Beiträge zu der ſchon genannten claſſiſchen Ausgabe des Speculum regale. Sein Vorgänger im Biſchofsamte zu Skalholt, Finn Johnſen (geſt. 1789), beſchrieb in einem trefflichen Werke, das von allſeitiger Quellenbenutzung zeugt, die Kirchengeſchichte ſeines Vaterlandes (*Finni Johannaei* Historia ecclesiast. Islandiae IV. [Hafn. 1772—1778. 4.]), ſowie er auch andere einzelne gelehrte Aufſätze (das Leben Snorro Sturleſon's im 1. Bde. der Schönning'ſchen Ausgabe, eine Geſchichte der Katechetik im Stifte Skalholt u. ſ. w.) lieferte. Den Lexikographen Björn Haldorſen (geſt. 1794), deſſen isländiſches Lexikon Raſk ordnete und herausgab (Kbh. 1814. 4.), haben wir ſchon oben (§. 22) genannt. Stephan Björnſen, von Haus aus ein Mathematiker, gab ein die kirchliche Zeitrechnung Islands umfaſſendes, wichtiges, chronologiſches Werk (Rymbegla s. Rudimentum computi ecclesiast. et Annales veterum Islandorum, cum versione latina [Hafn. 1780. 4.]) und die „Hervararſaga" (§. 26) heraus; beide wurden auf Suhm's Koſten, letztere mit einem geographiſchen Commentar, von ihm gedruckt. Der grundgelehrte John Olaſſen (geſt. 1811) lieferte mehre ausgezeichnete antiquariſche Abhandlungen: Syntagma de baptismo sociisque sacris ritibus in boreali ecclesia observatis [Hafn. 1770. 4.]. Diatribe de cognatione spirituali a nostris majoribus observata [ib. 1772]), gelehrte Indices zu verſchiedenen Sagen, das Hauptwerk über die isländiſche Skaldekunſt (§. 19), die däniſche Überſetzung der Heimskringla in Schönning's Ausgabe (§. 24). Seine Supplemente zu Ihre's Gloſſarium — gewiß eins der bedeutendſten Werke für die geſammte nordiſche Philologie — liegen leider noch ungedruckt; was vom Drucke begonnen war, zerſtörte das Bombardement von Kopenhagen (1807), allein der unermüdliche, damals bald 80jährige, Greis ergänzte die Handſchrift nocheinmal. Skule Thorlacius (geſt. 1815) erwarb ſich durch die Herausgabe der Heimskringla große Verdienſte (§. 24), und iſt Verfaſſer einer Reihe von Abhandlungen, die theils Mehres zur Alterthumskunde enthalten, theils mit großer Gelehrſamkeit zwei eddiſche Stücke, die hier zum erſten Male aus der Handſchrift mitgetheilt werden, erläutern (Antiquitatum Borealium Specimen I—VII. [1778—1779). Das fünfte Specimen enthält den Grotten-Geſang, das ſechste den Thor's-Hymnus oder Höſtlaung). Grim Johnſen Thorkelin (geb. 1752, geſt. als geheimer Archivar 1829) gab eine Menge, theils das alte nordiſche Kirchenrecht, theils die Geſchichte, ſowol Dänemarks als Englands, erläuternde Schriften heraus, die durch einen ſichern kritiſchen Takt und große Gelehrſamkeit ausgezeichnet ſind (Jus ecclesiasticum vetus, isl. et lat. [Hafn. 1775]. Jus eccles. novum, isl. et lat. [ib. eod.]. Konga erfda ok Rikis Stjórn, isl. und lat. [ebend. 1777]. Analecta ad historiam, antiquitates et jura regni Norvagiae [ib. 1778]. Statuta provincialia synodalia, eaque episcopales etc. [ib. eod.]. Diplomatarium Arna-Magnaeanum II. [ib. 1786. 4.]. Fragments of english and irish history in the ninth and tenth Century, translated from the original Icelandic. [Lond. 1788. 4.]). Auch gab er zum erſten Male aus Handſchriften der Bibliothek des britiſchen Muſeums das berühmte angelſächſiſche Gedicht, Beowulfs-Drapa, heraus. (De Danorum rebus gestis saeculo III et IV. Poema danicum dialecto Anglosaxonica [Hafn. 1815. 4.])

§. 45. Unter den Bearbeitern der claſſiſchen Philologie im 18. Jahrh. ſteht Chriſtian Falſter (geſt. als Rector zu Ribe 1752) obenan. Den Gelehrten iſt ſein Hauptwerk, Amoenitates philologicae (III. Amst. 1729—1732), worin nach Art des Rhodiginus, Rittershuſius u. A. eine Maſſe antiquariſcher Gelehrſamkeit aufgeſchichtet iſt, ebenſo bekannt, als ſeine grammatiſch-literariſchen Schriften, deren er eine große Anzahl hinterließ (Epistola de lexico suo λεξικωτέρῳ [Flensb. 1713. 4.]. Supplementum linguae lat. [ib. 1717]. Animadversiones epistolicae adversus Stubelium [ib. eod.]. Quaestiones Romanae [ib. 1718]. Cogitationes philologicae [ib. 1719]. Memoriae obscurae [Hamb. 1722]), und ſeine Emendationen zum Gellius (Vigilia Prima noctium Ripensium [Hafn. 1721) und Vitruvius (in *Fabricii* Bibl. lat. 1721. T. II.) allgemein geſchätzt. Der auch um die nordiſche Philologie verdiente [81]) Frederik Roſtgaard (geſt. als Conferenzrath 1745) hatte die Briefe des Libanius aus Handſchriften geſammelt, die er ſpäter dem berühmten Jo. Konr. Wolf (1738) zur Herausgabe anvertraute. Aus der philologiſchen Schule Hans Gram's (§. 42) gingen

81) Seine Emendationen zum Otfrid ſind bei *J. G. Eccardi* Leges Francorum Salicae gedruckt, ein Fragment des Isidorus Hispalensis von ihm im 2. Se. der däniſchen Bibliotb. S. 326—409 mitgetheilt. Auf ſeinen weitläufigen gelehrten Reiſen ſammelte und erhielt er in Abſchriften Vieles, was zur Erläuterung der nordiſchen Geſchichte dienen konnte. Auf dem Grunde einer lexikaliſchen Vorarbeit des Peder Syv (§. 38) und durch Beiträge mehrer gelehrten Freunde unterſtützt, ſammelte er Materialien zu einem Wörterbuche der däniſchen Sprache, die zuletzt auf 20 Bände in Fol. ſich beliefen.

Digitized by Google

Kaſp. Fred. Munthe (geſt. 1763) bekannt durch ſeine Observationes in Nov. Test. ex *Diodoro Siculo* (Lips. 1755), und Hans Peder Ancherſen (geſt. 1765) hervor; Letzterer ein fruchtbarer Schriftſteller, deſſen Arbeiten theils die Antiquitäten und Philologie überhaupt (mehre ſeiner einzeln erſchienenen Abhandlungen ſind von dem fleißigen Ölrichs geſammelt: *J. P. Anchersenii* Opuscula minora [Bremae 1775. 4.]), theils die nordiſche Alterthumskunde betreffen (Herthedal ved Leire [Kbh. 1745. 4.]. Vallis Herthae Deae et Origines Danicae [ib. 1747. 4.]). Was Jakob Baden (§. 44), deſſen Großvater, Torkild Baden (geſt. 1732), durch ſeine Roma Danica (Hafn. 1699), Parentalia Grammatica (ib. 1715) u. a. Schriften als Grammatiker nicht unvortheilhaft bekannt iſt, für die Förderung des lateiniſchen Sprachſtudiums leiſtete, war bedeutend, doch meiſt auf Dänemark beſchränkt; ſeine Programme, Reden u. ſ. w. ſind in einer Sammlung (Opuscula latina [Hfn. 1793]) vereinigt. Abraham Kall (geſt. 1819), ein vollendeter Literator, beurkundete ſeine umfaſſende Kenntniß der griechiſchen Literatur durch manche kleine Schriften, worin er beſonders auf die Supplemente der griechiſchen Lexika, namentlich des Stephaniſchen Thesaurus, Rückſicht nahm. Lorenz Ancher (geſt. 1796), der Sohn des berühmten Koſod Ancher, erläuterte die Fragmente des Eratoſthenes (Diatribe in fragmenta *Eratosth.* [Goett. 1770. 4.]) und bereitete eine Ausgabe des griechiſchen Gloſſars des Photius vor, von deſſen Vollendung ihn der Tod abrief (ſ. Sendſchreiben an H. E. G. Paulus, das ungedruckte griechiſche Gloſſar des Photius betreffend [Kopenh. 1789]). Bolle Willum Luxdorph (geſt. 1788), der zu den großen Beförderern der Wiſſenſchaft jener Tage gehörte, war auch, wie ſeine Carmina (Hafn. 1784. 4.) und die nach ſeinem Tode herausgegebenen Luxdorphiana e *Platone* (ib. 1700. 4.) beweiſen, ein gründlicher Humaniſt. Niels Schow, ein Zögling von Heyne, der ſich einige Jahre in Rom und Venedig aufhielt, wo er mehre ſchätzbare paläographiſche und numismatiſche Arbeiten lieferte (Charta papyracea graece scripta Musei Borgiani Velitris, cum adnotat. critica et palaeographica [Rom. 1788. 4.]. Epistola ad *Steph. Borgiam*, in qua numus Ulpiae Pantaliae ineditus illustratur [ib. 1789. 4.]. Duae epistolae criticae, cont. specimina ex *Herone* de machinis bellicis [ib. 1790. 4.), iſt vorzüglich durch ſeine Ausgabe des Heraklides Ponticus (Allegoriae Homericae, quae sub *Heraclidis Pontici* nomine feruntur [Goett. 1782]), des Lydus (de mensibus [Lips. 1794]), der Sermones *Stobaei* (Pars I. Lips. 1797; die Ausgabe blieb unvollendet) und der Supplemente zu der Albertiſchen Ausgabe des Heſychius (*Hesychii* Lexicon, ex Cod. Mscr. Biblioth. D. *Marci* restitutum [Lips. 1792) berühmt.

Das Studium der orientaliſchen Literatur fand auch im 18. Jahrh. mehre Verehrer in Dänemark. Wir nennen unter dieſen: Matthias Ancherſen (geſt. als Biſchof zu Ribe 1741), der ſich durch ſein Spicilegium defectus Lexicorum Rabbinicorum (Hafn. 1704. 4.) als einen gründlichen Kenner des Rabbiniſchen, ſowie durch ſeine Ausgabe von Tograi (Poema *Abu-Ismaëlis Tograi*, arab. et lat. [Traj. ad Rh. 1707]), als einen ebenſo trefflichen Araber bewies [52]). Jörgen Wöldike (geſt. 1730) und deſſen Bruder Marcus Wöldike (geſt. 1750) waren ebenfalls Rabbiniſten. Von Letzterm hat man eine Ausgabe des *Mosis Maimonidis* De cibis vetitis, mit lateiniſcher Überſetzung und Anmerkungen (Hafn. 1734), ſowie auch Noten zum Tr. Chagiga aus dem jeruſalemiſchen Talmud (ib. 1734—1737), welchen ſein Bruder herausgegeben hatte (ib. 1722—1725). Marcus Wöldike lieferte auch einzelnes Schätzbare zur däniſchen Reformationsgeſchichte, worunter eine Ausgabe der Apologie der evangeliſchen Prediger, welche auf dem Reichstage zu Kopenhagen 1530 vorgelegt wurde. Joh. Chriſtian Kall (geſt. 1775), der Vater des obengenannten Philologen und Hiſtorikers Abraham Kall, gab außer mehren kleinen bibliſch-kritiſchen Aufſätzen, z. B. einer Prüfung des Houbigant (Examen Criseos Houbigantianae [Hafn. 1764—1770. 4.]), auch eine arabiſche Grammatik (Fundamenta linguae Arabicae [Hafn. 1760. 4.]) und eine Sammlung arabiſcher Sprüchwörter (Philosophia Arabum popularis [Hafn. 1764]) heraus. Auch Chriſtian Schnabel, obgleich ihn der Tod früh wegrief (geſt. 1760), zeigte durch eine treffliche Arbeit (Agrumia arab. et lat. [Lugd. Bat. 1755—1756. 4.]), wie tief er in die Kenntniß der Semitiſchen Dialekte eingedrungen.

§. 46. Während die Jurisprudenz in Höyer's Schule den ſichern hiſtoriſchen Gang der Entwickelung verfolgte, und die Naturwiſſenſchaften, nach dem gewaltigen Impuls, der ihnen im 17. Jahrh. geworden, eines großen Reichthums von Bearbeitern in allen Richtungen ſich erfreute, ſodaß die literariſche Charakteriſtik dieſer kaum anders, als in der Darſtellung der Wiſſenſchaften ſelbſt ſeinen rechten Platz behauptet, ſo hatte die Theologie zwei Stadien zu durchlaufen, in deren erſterm ſie ſich entweder der hiſtoriſch-philologiſchen Bearbeitung der ſicher gewonnenen Reſultate hingab, oder das mächtige Ferment des ſogenannten Pietismus in ſich aufnahm, während ſie in dem zweiten an der kritiſchen Richtung der Zeit, doch im Ganzen mehr erweckend, als das väterliche Gut zerſplitternd, Theil nahm. Aus dem Anfange des Jahrhunderts tritt uns der Name Peder Jakobſen Brinchs entgegen, deſſen chronologiſche Arbeit über den Joſephus von vielem Scharfſinne und Fleiße zeugt (Chronologiae et historiae *Flavii Josephi* examen [Hafn. 1701. 4.], aufgenommen in der Havercamp'ſchen Ausgabe des Joſephus). Von ihm iſt auch eine Philologia sacra Vet. et Nov. Test. (ib. 1734. 4.]. Faſt gleichzeitig mit ihm war Jörgen Urſin (geſt. 1727), deſſen Antiquitates Hebraicae scholastico-academicae (Hafn. 1697. 4., auch aufgenommen in *Ugolini* Thesaur. Antiq. sacr. Vol. XXI.), als das Hauptwerk in dieſem Fache, ſeinen Namen bewahren wird. Der ge-

52) Die ganze Auflage des Tograi mit der lateiniſchen Verſion des Golius ging, bis auf 50 Exemplare, unter in der Oſtſee; ſ. *Molleri* Cimbria literata. Vol. I. p. 19.

lehrte Sören Lintrup (geſt. 1731), der eine herrliche Bibliothek ſammelte, die beſonders an Schriften aus dem 16. Jahrh., namentlich zur Geſchichte der Concordienformel, überaus reich war, hatte das Unglück, daß ſeine frühern Sammlungen, während er noch Rector in Bergen war, alle durch einen Brand zu Grunde gingen; ſeine ſpätern Schriften ſind meiſt einzelne hiſtoriſche Beiträge (z. B. zum Leben Bugenhagen's in Lämmel's Historia Bugenhagii 1706, zum Leben Hieron. Weller's u. A.), oder Ausgaben der Werke Anderer, z. B. der werthvollen Diſſertationen des Hect. Gottfr. Maſius[53]) (Hafn. 1719. 4.), des Verfaſſers der Dania orthodoxa, fidelis et pacifica, einer Reihe von tüchtigen Streitſchriften wider Claude und Boſſuet, des bekannten Buch's: Interesse principum circa religionem evangelicam (welche alle in jener Sammlung aufgenommen ſind), der Schrift des Hans Svaning über die natürliche Theologie des Seneca (§. 36) u. A. Allgemein geſchätzt und aus der tiefſten Quelle der Gelehrſamkeit geſchöpft ſind die wenigen Schriften des Biſchofs von Seeland, Chriſtian Worm (geſt. 1737), über jüdiſche Alterthümer und Kirchengeſchichte (De vestigiis corruptis antiquitatum Hebraicarum apud *Tacitum* et *Martialem* [Hafn. 1692—1694], auch in *Ugolini* Thesaur. Antiquit. sacr. Vol. II. Historia Sabelliana [Frf. et Lips. 1696]); auch als Kenner des nordiſchen Alterthums iſt Worm durch ſeine angefangene Ausgabe des Are Frode bekannt. Theologiſche Bedenken von ihm findet man im erſten Bande der Däniſchen Bibliothek. Als Theolog war Erik Pontoppidan (§. 43) mehr durch eigene Führungen erweckt, als in der Schule gebildet, dem reinern Pietismus zugethan, wie derſelbe ſich in Spener's und Franke's Schriften ausſpricht. Die höchſte Anerkennung verdienen ſeine Bemühungen um die däniſche Kirchengeſchichte; ſeine Annales ecclesiae Danicae. Tom. I—IV. (Hafn. 1741—1752. 4.) ſind auch nach den ſpätern Leiſtungen in dieſem Fache unentbehrlich[54]). Früher erſchien als Umriß zu dieſem Werke: „Kurzgefaßte Reformationshiſtorie der däniſchen Kirche" (Lüb. 1734). In ſeinem „Menoza" (3 Bde. Kbh. 1742—1743, teutſch, 4. Aufl., ebend. 1759 fg., mit drei Theilen von einem ungenannten Verfaſſer vermehrt) verſuchte er ein Lebensbild von dem Zuſtande der damaligen Chriſtenheit, vorzüglich in Frankreich, Holland, England und Dänemark, zu entwerfen; die mitgetheilten Geſpräche mit berühmten Gottesgelehrten ſind ganz gewiß aus ſeinem eigenen Leben; überall thut ſich eine reiche, geiſtliche Erfahrung kund. Seine zahlreichen aſketiſchen Schriften (worunter die bekannteſte „Heller Glaubensſpiegel" [Frankf. und Leipz. 1727 u. öft]) ſind ebenfalls von einem trefflichen Geiſte durchweht. Manches Brauchbare findet ſich in ſeinem Collegium pastorale practicum (Hafn. 1757, 1765. 4). Ausgezeichnet ſind die Erläuterungen Ludwig Harboe's (geſt. als Biſchof zu Seeland und königl. Confeſſionar 1783) über einzelne Punkte der nordiſchen Kirchengeſchichte, namentlich ſeine Nachricht von der Einführung der Confirmation in Island (Däniſche Biblioth. 6. Th.), von der isländiſchen Bibelgeſchichte (ebend. 8. Th.), ſeine Verzeichniſſe der Bücher, welche im Stifte Holum zur Übung der Gottſeligkeit in den Häuſern gebraucht werden (ebend. 8. Th.), ſeine Nachrichten von Jo. a Laſco und deſſen Aufenthalt in Dänemark (teutſch von Menzel [Koph. 1758]). Harboe war von 1741—1743 Kirchenviſitator auf Island und lernte da den kirchlichen Zuſtand des Landes genau kennen. — Ein ausgezeichneter Kanzelredner war Harboe's Vorgänger im Biſthume, Peder Hersleb (geſt. 1757), deſſen Vorträge (in einzelnen Sammlungen däniſch, teutſch in 12 Bdn. [Koph. 1743—1757]) eine rechte evangeliſche Erkenntniß und Kraft an den Tag legen. Im Fache der Apologetik lieferte P. Roſenſtand Goiſke (geſt. 1769) eine Schrift wider die Freidenker (Billige Tanker over ubilligt Fritænkerie [Kbh. 1753]). In derſelben Richtung, aber mit eigenthümlichem Geiſte, bearbeitete der als Geſchichtforſcher berühmte Ove Högh Guldberg (§. 43) die natürliche und geoffenbarte Theologie in zwei trefflichen Handbüchern (Kopenh. 1763, 1773), ſowie er früher das Leben eines bekehrten Freidenkers (Kph. 1760, teutſch 1762) beſchrieben hatte. Seine däniſche Überſetzung des N. T. mit Anmerkungen (Kbh. 1794. II.) zeugt von einem tiefen exegetiſchen Studium, ſo auch ſeine Zeitbeſtimmung für die Bücher des N. T. (Kbh. 1785). Man bewundert mit Recht an allen Schriften von ihm die Klarheit, Reife und gediegene Schreibart. Von Guldberg zuerſt bemerkt und befördert, fing Nikolai Edinger Balle (geb. 1744, von 1783—1808 Biſchof Seelands, geſt. 1816) ſeine theologiſche Laufbahn unter Andern mit einer Dogmatik an (Theses theologicae [Hfn. 1776]), die den evangeliſchen Lehrbegriff gründlich vorträgt und eine gute Auswahl der Beweisſtellen enthält, weshalb ſie auch eine Zeit lang als Lehrbuch bei den Vorleſungen in Kiel und Wittenberg gebraucht wurde[55]). Die exegetiſchen Schriften Balle's (Über die kleinen Pauliniſchen Briefe II. [Kbh. 1784—1785]. Über die fünf erſten Capitel des Matthäus [ebend. 1779], nebſt einer Reihe von populären Vorleſungen über die Bibel: „Bibelſk Søn- og Helligdags-Læsning" VI. (ebend. 1797—1804) zeichnen ſich durch Genauigkeit in der Auslegung und treffliche praktiſche Blicke aus. Am größten aber ſteht er da als Vorfechter gegen den von Frankreich und Teutſchland her eingedrungenen deiſtiſchen Unglauben; ſein größe-

53) Eines gebornen Mecklenburgers, der als Hofprediger und Profeſſor der Theologie zu Kopenhagen 1719 ſtarb. 54) Für die däniſche Kirchengeſchichte ſind auch die Arbeiten der Presbyterologen Gerhard Treſchow's (geſt. 1765, „Danſke Jubellærere" [Kbh. 1753. 4.]), Ditlev Gotth. Zwerg's (geſt. 1757, „Det ſiellandſke Cleresie" [ebend. 1754. 4.]), und Chriſtopher Gieſſing's (geſt. 1791, „Ny Samling af Danſke, Norſke og Islandſke Jubellærere" III. [ebend. 1779—1786. 4.]) wegen der reichen Sammlung von Materialien nicht ohne Werth.

55) Erwähnung verdient ebenfalls die Dogmatik von Johann Ernſt Gunnerus (Jena 1755), der eine Zeit lang zu Jena docirte (1745—1765), ſpäter Profeſſor der Theologie in Kopenhagen wurde und als Biſchof zu Trondhjem 1773 ſtarb. Gunnerus war zugleich ein ausgezeichneter Naturforſcher.

Digitized by Google

res apologetiſches Werk: „Bibelen forſvarer ſig ſelv“ (III. 1797—1801) zeugt ebenſo ſehr von evangeliſchem Eifer, als ausgebreiteten Kenntniſſen. Als Kirchenhiſtoriker bewährte er ſich durch ſein „Magazin for den nyere Danſke Kirkehiſtorie“ (II. Kbh. 1792—1794); auch haben wir mehre paſtorale Schriften von ſeiner Hand, die ihn als einen wahren Hirten und Diener Jeſu Chriſti abſpiegeln. Was die Fülle des Geiſtes, vom Heiligen ergriffen, vermag, das zeigte Johann Nordahl Brun (geſt. 1816 als Biſchof von Bergen) in ſeinen „Heiligen Reden“ (II. Bergen 1797—1798. Anhang dazu 1805). Tief dringt er ins menſchliche Leben, ja in die einzelnen Verhältniſſe ein, aber nur, um ſie mit dem Lichte des Wortes zu erleuchten; zu den Füßen der Propheten und Apoſtel hat er ſeine Beredſamkeit gelernt. Als Schriftſteller höchſt einflußreich, und ein gefeierter Kanzelredner zu ſeiner Zeit, war Chriſtian Baſtholm (geb. 1740, eine Zeit lang erſter Hofprediger und königl. Confeſſionarius, geſt. 1818), doch mehr, weil er auf dem Niveau der Zeitanfoderungen ſich zu halten verſtand, als weil er eine tiefere Richtung beurkundete. Als der Unglaube einriß, ſtritt er nicht an Balle's Seite, ſondern zog ſich in den Schatten eines kühlen Supernaturalismus zurück. Außer vielen Bänden geiſtlicher Reden und populärer Betrachtungen hinterließ er manche nützliche Schriften, u. a. eine „Geiſtliche Redekunſt (Kbh. 1775, teutſch 1780), die „Jüdiſche Geſchichte“ in 3 Bänden (Kbh. 1777—1782, teutſch, Flensb. 1784), eine „Zuſammenſtellung der Meinungen der heidniſchen Philoſophen über natürliche Religion (Den naturlige Religion i de hedenſke Philoſophers Skrifter [Kbh. 1784]), ſowie der „Stoiſchen Moralgrundſätze“ (Moralſke Tanker af Stoikerne [ebend. 1808]), endlich zwei hiſtoriſch-philoſophiſche Werke (Hiſt. philoſ. Underſögelſe over de ældſte Folkeſlags religiöſe og philoſophiſke Meninger [ebd. 1802]. Hiſtoriſke Efterretninger til Kundſkab om Menneſket i dets vilde og raae Tilſtand [IV. ebend. 1803—1804]). Kühner als Baſtholm ging Claus Frees Hornemann (geb. 1751, geſt. 1830) zu Werke, der eine Reihe von Jahren als theologiſcher Profeſſor fungirte (von 1776 bis an ſeinen Tod), indem er gleich bei ſeinem erſten Auftreten die Fackel der Semler'ſchen Kritik ſchwang, und in ſeinen alten Tagen das ganze hiſtoriſche Chriſtenthum durch eine ſogenannte mentale Interpretation wegzuerklären bemüht war. Nur ſeine ältern Schriften (Specimen 1—3 exercitationum in LXX ex Philone. [Götting. 1773—1778]. Observationes ad doctrinam de Canone V. T. ex Philone [ib. 1775]) haben Werth für die Theologie. Ein trefflicher bibliſcher Kritiker, in Unterſuchung der Handſchriften beſonders bewandt, war Andreas Chriſtian Hviid, der mehre Jahre (1777—1781) in Italien, England, Holland, Frankreich und Teutſchland die Bibliotheken durchſuchte [56]), aber bald nach ſeiner Rückkehr ins Vaterland 1788 ſtarb. Seine hauptſächlichen kritiſchen Schriften ſind: Specimen ineditae versionis arabico-samaritanae Pentateuchi (Rom. 1780. 4.). Libellus criticus de indole Cod. Mscr. N. T., *Lambecii* XXXIV. (Hafn. 1785). Zur Kritik des N. T. lieferte auch Hermann Treſchow (geſt. 1798) einen Beitrag (Tentamen descriptionis Codd. Mscr. N. T., qui in Bibl. Caesar. Vindeb. asservantur [Hafn. 1773]), Joſias Lorck aber (geſt. als Prediger an der teutſchen Friedrichskirche 1785) legte eine Sammlung von Bibeln an, die an Reichhaltigkeit kaum ihres Gleichen hatte, und ſpäter von Würtemberg angekauft wurde (ſ. Bibliotheca Biblica Ser. Ducis Würtemberg., olim Lorckiana. Pars I—V. [Alton. 1787]). Von ihm haben wir auch 2 Bde. Beiträge zur neueſten Kirchengeſchichte in den königl. däniſchen Ländern (Koph. 1756). Zur Aufklärung der Kirchengeſchichte dient ferner der von Dan. Gotthilf Moldenhawer (geſt. 1819) herausgegebene „Proceß gegen den Orden der Tempelherren aus den Originalen der päpſtlichen Commiſſion in Frankreich“ (Kiel 1792). Für die kirchliche Statiſtik Dänemarks arbeitete Henrik Uſſing durch ſein Werk: „Kirkeforfatningen i de Danſke Stater“ IV. (in 6 Bdn. [Kbh. 1786—1788]). Seiner Wirkſamkeit als Schriftſtellee nach gehört auch Jakob Georg Chriſtian Adler, der ausgezeichnete Orientaliſt (geſt. als Generalſuperintendent zu Schleswig 1834), ganz dem 18. Jahrh. an. Seine Hauptwerke, wodurch die orientaliſche Paläographie, Münzkunde und die bibliſche Kritik ungemein gefördert worden, ſind bekanntlich folgende: Descriptio Codd. Cuficorum in Bibl. regia Havn. (Altonae 1780. 4.). Museum Cuficum Borgianum Velitris. Tom. I. (Rom. 1782.) Tom. II. (Hafn. 1792 [c. figg. aen.] 4.). Novi Testamenti versiones Syriacae denuo examinatae (Hafn. 1789; dazu gehören: Epistolae duae *Ant. Georgii* et *Adleri* [ib. 1791. 4.]). Die Ergebniſſe ſeiner bibliſch-kritiſchen Reiſe nach Rom lieferte er ſelbſt in einer teutſchen Überſicht (Altona 1783); ſeine Reiſebemerkungen auf dieſer Reiſe ſind von ſeinem Bruder herausgegeben (ebend. 1784). Durch die ſorgfältige Herausgabe des Reiſke'ſchen Abulfeda, der auf Suhm's Koſten höchſt ſplendid gedruckt wurde (Tom. I—V. Hafn. 1789—1794. 4.), vollendete er ſeinen Ruhm als Orientaliſt. Genaue Kenntniß der jüdiſchen Literatur zeigt ſich in ſeinen Schriften: „Sammlung von gerichtlich-jüdiſchen Contracten“ (rabbiniſch und teutſch Hamb. 1773. Altona 1792) und „Judaeorum codicis sacri rite scribendi leges, rabbin. et lat.“ (Hamb. 1779. 4.). So groß aber Adler als Gelehrter war, ſo wenig Blick hatte er für das Weſen und die Bedürfniſſe der Kirche; die ſchleswig-holſteiniſche Agende (1797), deren Verfaſſer er iſt, brachte eine Verwirrung und Zerrüttung in den Gemeinden hervor, deren Nachwirkungen, ſelbſt bei dem geſegneten Einfluſſe vieler chriſtlichen Prediger, noch zu ſpüren ſind. — Um die Kritik des N. T. machte ſich vor Allen Andreas Birch verdient (geſt. als Biſchof von Aarhuus 1831), zuerſt durch ſeine treffliche, mit Varianten reich ausgeſtattete Ausgabe der vier Evangelien, ein Prachtwerk (Hafn. 1788 fol. et 4.), nachdem er durch eine Beſchreibung der griechiſchen Handſchriften des N. T.

56) Sein darüber geführtes Tagebuch, wovon ein Theil heraus kam (Udtog af en Dagbog [1—2. Deel. Kbh. 1787—1788]) iſt intereſſant.

Digitized by Google

(däniſch Kbhvn. 1785) ſeinen Beruf zu dieſer Arbeit beurkundet hatte. Eine noch reichere Variantenleſe findet man in ſeinen **Variae lectiones ad textum Act. Apost, Epistol. Cathol. et Pauli** (Hafn. 1798) und **Variae lectiones ad textum IV Evangeliorum** (ib. 1801). In ſeinem **Auctarium Codicis Apocryphi Nov. Test. Fabriciani. Fasc. I.** (Hafn. 1804) gab er mehre Inedita und die Collation einigee Handſchriften, welche jedenfalls füe das Studium der neuteſtamrntlichen Apokryphen nicht ohne Werth ſind.

§. 47. Es ſind vor Allem zwei Namen, welche die höchſte Blütkr der däniſchen Poeſie im 18. Jahrh. bezeichnen, Holberg und Joh. Ewald. Jener ſchuf die komiſche Bühne, dieſer die tragiſche; jener war immrr groß, wo es galt die Ader des Witzes anzuſchlagrn, und machte die Nation zuerſt aufmerkſam auf die Schätze der Laune und des Humors, die im Volkscharakter ſelbſt verborgen lagen; dieſer lrnkte den Blick des Volkes auf die Tieſe des Lebens, und wies auf dir Grundtöne und Brunnenkammer unſerer Poeſie im Heldenliede zurück. Hätte Holberg's gewaltiger Einfluß auf keinen Widerſtand, auf keine andere Richtung geſtoßen, ſo wäre das Volksleben ſelbſt innerhalb ſehr ſlachrr Ufer zurückgetreten (denn die eigentliche Tieſe des Humors iſt nicht Jedermanns Sache zu erfaſſen), um ſo mehr, da die feinvole Geſinnung, die das Zeitalter nach und nach nährte, ſehr gern aus den Gebilden des Witzrs Nahrung ſog; was Ewald's hoher Genius geſchaffen hatte, konnte wenigſtens in drn einzrlnen tiefen Tönrn das Volk zurückrufrn, als es gegen das Ende drs Jahrhunderts mit ganz Europa dem Rande des Abgrundes entgegenwandelte. — Zuerſt trat Holberg, den wir als Geſchichtſchreiber ſchon taben kennen geleent (§. 42), als Dichter mit drm komiſchen Heldengedichte „Peder Paars" 1719 auf, ein Rieſenkind ſeines Geiſtes, von welchem man im vollſten Sinne ſagen konnte: **Ex ungue leonem.** So winzig und klein ſind die Begrbenheiten darin, als der Witz unerſchöpflich und groß; grade das Schreiende des Contraſtrs bildet den Nerv des wahrhaft Komiſchen, das dieſes Gedicht von jeher zu einem einzigen Nationalwerke grſtempelt hat. Der Sturm, den Peder Paars von Seiten mehrer Gelehrten erregte (Hans Geam wollte Holberg von ſeiner Profeſſur entfernt wiſſen, und Fr. Roſtgaard trat mit einer förmlichen Denunciation gegen ihn auf, weil er den Rector der Univerſität, den Biſchof und die beavrn Einwohnrr der kleinen Inſel Anholt, wohin die Scene vrrlegt iſt, beſchimpſt habe), trug nur dazu bei, den Werth des Gedichtes in ein helleres Licht zu ſetzen; nachdem es zuerſt in vier einzelnen Geſängen erſchienen war, erlebte es in einem Jahre drei Auflagen, und wurde ſpäter oft mit dem bekannten Schilde „in dieſem Jahre" gedruckt. Im J. 1772 ward eine claſſiſche und Prachtausgabe davon veranſtaltet, mit Kupfern von dem berühmten Clemens. Man hat eine teutſche Überſetzung vom Kapellmeiſter Scheibe (Lpz. 1750, verbeſſert Kopb. 1764) und eine ſchwediſche (Stockh. 1750). Die vollkommene Nationalität und Localität dieſes Gedichts macht das Verſtändniß deſſelben einem Fremden ſchwer; die feinern Züge des Humors, die meiſt auch in der Volksſprache ihren natürlichen Hintergrund haben, laſſen ſich kaum wiedergeben. Der maskirte Hans Mikkrlſen (der poetiſche Kampfname Holberg's, ſowie er Juſt. Juſteſen zu ſeinem kritiſchen annahm) fuhr fort, die ſatyriſche Geißel zu ſchwingen; in ſeinen „Flee Skjemtedigte" (Kbh. 1722, 1728), auch aufgenommen in „Mindre poetiſke Skeifter" (ebend. 1746), ſtellt er ſich den Juvenal zum Muſter, und, man darf wol ſagen, erreicht ihn. Kurz darauf (1723—1725) erſchienen die drei erſten Theile von „Hans Mikkelſen's Comödier," die ſpäter mit vier andern vermehrt wueden (1731—1754). Als Luſtſpieldichter ſteht Holbeeg nebrn Plautus und Molière, und ringt mit ihnen um den Kranz; was er von ihnen entlrhnt hat, iſt unter ſeiner Hand mit neuem Leben und ſtärkern Motioen durchdrungen, ſodaß man mit Brøndſted [57]) in Wahrheit behaupten kann, er habe mit Zinſen zurückgegebrn, was er empfangen. Srine komiſche Kraft ſucht er nicht in weitausgeſponnenen Intriguen, ſondern in klarer und kräftiger Charakterzeichnung, in einer durchgeführten Lebensanſchauung und in glücklich herbeigeführten Situationen. So rein national er auf der einen Seite iſt, ſo univerſell iſt er auf der andern; keine krankhafte odrr verzerrte Individualität befleckt ſeine Luſtſpiele. Je origineller er iſt, deſto mehr veeſchmäht er, zur Machination ſeine Zuflucht zu nehmen; ſeine „Henrik, Arv, Pernille, Leander ꝛc." ſind ſtehende Masken, wie der Arlequino, Pantalon, Tartaglio, Scaramuzzio in der **Comedia dell' arte** und bei C. Gozzi. Wollte man die große Derbheit in manchen Äußerungen ſeiner Perſonen rügen, ſo wüede man vergeſſen, daß eben in der Verhüllung das Gift des Böſen ſteckt; jedenfalls darf der Dichter in dieſer Rückſicht nur mit dem Maßſtabe ſeiner Zeit gemeſſen wrrden. Seine Luſtſpiele ſind ins Teutſche zwei Mal überſetzt, von Detharding u. A. (Hamb. 1743—1745. Koph. und Lpz. 1759—1778. V.), und in einer umſichtigrn Auswahl mit künſtleriſcher Gewandtheit von Öhlenſchläger (Lpz. 1822. IV.), ins Holländiſche (Amſterd. 1800. IV.), der gcößeee Theil einzeln ins Schwediſche, „der politiſche Kanngießee" meiſterhaft ins Plattteutſche (Hamb. 1743). Von einer franzöſiſchen Bearbeitung von G Fursmann, unter dem Titel: „**Le Théâtre Danois**," kam nur der 1. Bd. (Koph. 1741) heraus. Die Nachahmungen Kotzebue's von „Don Ranudo, Jeppe paa Bjerget, den pantſatte Bondedreng" ſind bekannt. — Das nächſte Werk des Holberg'ſchen ſatyriſchen Geiſtes waren „Hans Mikkelſen's Metamorphoſis eller Forvandlinger" (Kbh. 1726, ſchwediſch 1744, teutſch 1746), worin der Dichter die Bäume und Thiere in Menſchen ſich verwandeln läßt, und unter dieſer Traveſtation mit Salz und Laune viele Lebensveehältniſſe beleuchtet. Neben ſeinen Komödien hat das Wrrk ſeines Alters, „*Nicolai Klimii* **iter subterraneum**," das aber in der That noch immer Jugendfriſche athmet, die größte Anerkennung und Verbreitung gefunden. Es wurde zuerſt in Leipzig (mit

57) Schöne Redekünſte der Dänen, in Eichhorn's Geſchichte der Literatur IV, 3 (Gött. 1810). S 1172.

Digitized by Google

dem Druckorte Havniae) 1741 gedruckt, dann ins Däniſche überſetzt (zuerſt 1745, ſpäter von Jens Baggeſen; dieſe letztere Überſetzung bildet eine Prachtausgabe mit 16 Kpfrn, Kbh. 1789. 4), ins Franzöſiſche von Mauvillon (1741), ins Teutſche (1743, 1780, und zuletzt von Mylius 1788), ins Holländiſche (Gravenh. 1741), ins Engliſche (Lond. 1742), ins Schwediſche (Stockh. 1746, 1767), ins Ungriſche (Presburg 1783). Auch Holberg's vermiſchte proſaiſche Schriften, ſeine Epiſteln (V. Kbh. 1748—1754, teutſch V. Flensb. 1760, holländiſch Amſt. 1768—1772) enthalten manches Körnige und Geſalzene. Höchſt intereſſant iſt ſeine Selbſtbiographie, die unter dem Titel „Epistola I, II, III ad virum perillustrem (in den Opusculis latinis. P. I. II. [Lips. 1737—1743]) erſchien. Hierin ſind zugleich ſeine lateiniſchen Sinngedichte (Epigrammatum ll. VI.) enthalten [58]). Manches zur Geſchichte der Zeit Holberg's und zur Kritik ſeiner Werke hat A. E. Boye in der Sammlung: „Holbergiana" (III. Kbh. 1832) zuſammengetragen, auch durch kritiſche Aufgaben mehrer Holberg'ſchen Meiſterwerke (wie des Peder Paars) ſich ein Verdienſt erworben.

Das Zeitalter Chriſtian's VI. (1730—1746) wird gewöhnlich als ungünſtig für die poetiſche Literatur dargeſtellt. Es iſt wahr, Holberg's Muſe verſtummte zum Theil; wer wird es aber beklagen, daß der Ernſt des Lebens wiederum den Blick Vieler läuterte und zum Ewigen hinrief? Dieſe Stimmung ſpiegelt der zweite große geiſtliche Dichter unſeres Volkes, der Biſchof Hans Adolf Brorſon (geſt. 1764) ab. In ſeinen geiſtlichen Liedern, die in verſchiedenen Sammlungen zuerſt einzeln (Troens Klenodie [Kbh. 1730 u. öft.] Adventspſalmer [Tøndern 1733]. Paſſionspſalmer [ebend. 1735]. Himmelfarts- og Pintſe-Pſalmer — Pſalmer over Troens Grund [ebend. 1734]. Svaneſang [Kbh. 1765]), zuletzt in einer von Jo. Albr. Leonh. Holm beſorgten Geſammtausgabe (Kbh. 1830) erſchienen, athmet die tiefe, innige Liebe zum Heilande und ein rechter kindlicher Sinn. Manches trug er aus dem reichen Liederſchatze der teutſchen Kirche über; doch ſind ſeine eigenen Hervorbringungen vollkommen hinlänglich, um ſeinen Namen unſterblich zu machen. Ein Zeitgenoſſe von ihm, Ambroſius Stub (geſt. 1758), dichtete mehre geiſtliche und weltliche Lieder, die ein wahres Talent beurkunden.

Von Chr. Br. Tullin (geſt. 1765), deſſen „Mai-Tag" und zwei Lehrgedichte („die Schiffahrt" und „die Herrlichkeit der Schöpfung") ihm beſonders Ruhm erwarben, rechnet man gewöhnlich eine neue Periode in der Geſchichte unſerer Dichtkunſt; und es iſt nicht zu leugnen, man wird bei Tullin ein ernſtes Streben gewahr, um die Höhen der Lyrik und beſchreibenden Poeſie zu erklimmen. Doch war dies Alles nur gleichſam eine Weiſſagung auf den großen Sänger, der ſo eben die erſten Griffe der Harfe verſucht hatte, und das Jahr nach Tullin's Tode zuerſt das däniſche Volk entzückte, indem er der Trauer deſſelben über den Tod Friedrich's IV. (1766) Töne verlieh, auf Johannes Ewald (geb. 1743, geſt. 1781) [59]). In früheſter Jugend in das Leben hineinſtürmend (er diente in den J. 1759—1760 als Soldat im preußiſchen Heere), doch bald darauf zurückgekehrt, von einer unglücklichen Liebe zu tiefer Schwermuth geſtimmt, verlebte er den übrigen Theil ſeines Lebens unbemerkt, und unbelohnt von den Großen, unermuntert von der Geſellſchaft, die ſich ſeit 1759 zur Aufnahme der ſchönen Wiſſenſchaften im Vaterlande conſtituirt hatte, oft kaum der bittern Noth als Gelegenheitsdichter ſich wehrend, und beſchenkte in dieſer kümmerlichen Lage Dänemark mit ſeinen unſterblichen Geiſteswerken. In „Adam og Eva" (1769, teutſch Frankf. 1772), dem erſten Drama von ſeiner Hand, zeigte er eine unverkennbare Geiſtesverwandtſchaft mit dem großen Klopſtock, der ihn ſchätzte und liebte. Sein „Rolf Krage" (1770, teutſch in zwei Überſetzungen 1772), die erſte originale Tragödie in däniſcher Sprache, verrieth den Meiſter, der kurz darauf in „Balder's Död" (1774, teutſch von C. F. Cramer und von F. Münter 1780) ein Werk ſchuf, wozu die däniſche Literatur bis dahin nichts Ähnliches aufzuweiſen hatte. Das Lyriſche iſt in dieſem Werke mit dem Dramatiſchen verſchlungen; überwiegend tritt es im Singſpiele „Fiſkerne" (1778, teutſch von Cramer 1780, von Sander 1786) hervor, das die vollendete Reiſe des Mannes zeigte, den bald darauf Gram und Krankheit abzehrten. Als Lyrikee iſt Ewald über alles Lob erhaben; es iſt, als wenn das tiefe Gemüth des Sängers mit der ſüßſchmelzenden und hochtönenden Nationalſprache in eins verwachſen wäre. In ſeinen geiſtlichen Gedichten iſt der heilige Ernſt, das Ringen nach der Klarheit der Ewigkeit ebenſo ſichtbar, als der feſte Glaube an den Erlöſer. Aber auch die komiſchen Lebensverhältniſſe wurden von unſerm Sänger berührt, der in ſeinen beiden ſatyriſchen Dramen, „de brutale Klappere" (1770) und „Harlekin Patriot" (1772), die Modethorheiten dee Zeit derb geißelte. Ewald's Schriften ſind zuſammen (mit Kupfern von Clemens und Abildgaard) in 4 Bänden herausgegeben (Kbh. 1780—1791. 2. Aufl. ebend. 1814—1816).

§. 48. Neben Ewald gebührt Joh. Herm Weſſel (geſt. 1785) ein ausgezeichneter Platz unter den däniſchen Dichtern des 18. Jahrh. Seit Holberg hatte das Feld der Komödie ſo gut wie brach gelegen, nun trat Weſſel mit ſeiner meiſterhaften Parodie: „Kjerlighed uden Strömper" (1772) auf, worin er das ſchwülſtige Pathos und Reimgeklingel der franzöſiſchen Tragödie perſiflirt. Es war und blieb dies Stück ein Nationalwerk, um ſo mehr, da die Traveſtation nicht eine einzelne Misgeburt, ſondern eine ganze Gattung betraf. Seine komiſchen Erzählungen, die zuerſt in einem Wochenblatte „Votre serviteur otiosis" (1783) erſchienen, ſind großentheils

58) Ein trefflicher Satyriker war der obengenannte Philolog Chriſtian Falſter (§. 45); ſeine Satyren erſchienen einzeln von 1720—1739 und wurden mit großem Beifall aufgenommen. Auch in Wilhelm Helt's (geſt. 1724) „Poetiſke Skrifter" (Kbh. 1782. 4.) finden ſich mehre humoriſtiſche Stücke, doch nicht von dieſem Schrot und Korn.

59) Sein Vater war der fleißige Theolog Enevold Ewald (geſt. 1754), der in einer „Bibliſchen Concordanz" (III. Kbh. 1748—1749. 4.) ein ſehr nützliches und werthvolles Werk lieferte.

Digitized by Google

durch Naivetät und originelle, burleske Laune ausgezeichnet (ſ. Weſſel's Samlede Skrifter II. [Kbh. 1787]). Weſſel, ein geborner Norweger, war unter Andern ein Stern der 1772 geſtifteten „Norwegiſchen literariſchen Geſellſchaft," deren Charakter mit ergreifender Lebendigkeit und Wahrheit von Steffens in ſeinem „Walſeth und Leith" (1. Th. Bresl. 1827) geſchildert iſt. Eine Auswahl ſeiner Schriften erſchien ebend. 1800. 12. Das däniſche Drama und Luſtſpiel wurde weiter ausgebildet von Joh. v. Wibe (geſt. 1782)[60]), Joh. Clemens Tode (geſt. 1806), einem höchſt fruchtbaren Schriftſteller, der auch in andern Dichtarten ſich mit Glück verſuchte (ſeine vorzüglichſten Luſtſpiele ſind „Söofficererne" 1782 und „Ægteſkabsdjevlen" 1783) und als proſaiſcher Schriftſteller ſich einen Namen erwarb; Fr. Wilh. Wiwet (geſt. 1790), der in ſeinem „Datum in blanco" (1777) die Holberg'ſchen Masken wieder auf den Schauplatz hervorrief; Enevold Falſen (geſt. 1808), der mit vieler Kunſtfertigkeit den Dialog zu handhaben wußte[61]); Chriſtian Oluſſen (geſt. 1822), deſſen „Guldbaaſen" (1793) eine reiche komiſche Ader beurkundet, und vor Allem von Peder Andreas Heiberg (geb. 1758), deſſen Schauſpiele (worunter mehre gelungene Parodien, „Holger Tydſke," „Mikkel og Malene") eine Zierde der däniſchen Literatur ſind[62]). Eine eigene Gattung, den ſatyriſch-politiſchen Roman, führte Heiberg durch ſeine „Rigsdalerſedlens Händelſer" (II. 1787—1789) in die däniſche Literatur ein. — Durch alle dieſe Productionen hatte das komiſche Theater in Dänemark, mit dem Meiſter, Holberg, an der Spitze, ſich zu einem Glanze und einer Bedeutung erhoben, wie nicht leicht bei irgend einem andern Volke.

Aber auch die Lyrik fand neben Ewald's Meiſterwerken treffliche Bearbeiter. Wir nennen unter dieſen: Claus Friman, der einen „Volksſänger, Geſänge über die Evangelien" u. d. lieferte, das zwar keinen hohen Dichterflug, aber gute Technik und edle Geſinnung an den Tag legt; deſſen Bruder, Peder Harboe Friman, der in einzelnen Gedichten einen reichen Geiſt beurkundete, und die Landsleute und Zeitgenoſſen von beiden: Joh. Nordahl Brun (§. 46), Jens Zetlitz und Eduard Storm (geſt. 1794), die in patriotiſchen Geſängen (wie der erſte), ſcherzhaften und heitern Liedern (wie der zweite) und Nachbildungen des alten Heldenliedes (wie der dritte) um den Dichterkranz warben. Ein anderer Norweger, Chriſtian Pram, verſuchte in ſeinem „Stärkodder" das ganze altnordiſche Leben zu erwecken, und wenn dies Epos, auch als Ganzes betrachtet, weniger gelungen ſein möchte, ſo zeigte es doch die Spur, welche zu einer reichen Mine leitete. Pram's Freund und Mitarbeiter, Knud Lyne Rahbek (geſt. 1830), der in einer Reihe von Zeitſchriften (Minerva, Danſke Tilſkuer u. ſ. w.), die auf die Bildung des Nationalgeſchmacks einen großen Einfluß gewannen, zugleich eine Überſicht der Literatur gab, deren Förderung ſeines Lebens Aufgabe war, hat als Dichter theils wackere Romanzen, theils Trinklieder, worin eine unübertreffliche Laune und keuſcher Scherz abgeprägt ſind, theils endlich eine Reihe von bürgerlichen Novellen geliefert, die als Stilllebensſtücke öfters von Werth ſind (ſ. deſſen Poetiſke Forſög II. [Kbh. 1794—1802]. Proſaiſke Forſög VIII. [ebend. 1785—1806]. Samlede Fortällinger IV. [ebend. 1804—1814]). Als Kritiker beförderte Rahbeck beſonders durch mehre gehaltvolle Sammlungen die dramatiſche Kunſt, die er im Umgange mit Iffland, Schröder u. A. in Teutſchland ſtudirt hatte. Seinem und Rasm. Nyerup's raſtloſem Fleiße verdanken wir ſowol eine neue Ausgabe der Heldenlieder (§. 28), als auch die erſte ausführliche Überſicht der Geſchichte der däniſchen Dichtkunſt, mit charakteriſtiſchen Proben aus den Dichtern (Bidrag til den Danſke Digtekunſts Hiſtorie VI. [Kbh. 1800 fg.]). Auch hat er Ausgaben mehrer unſerer Nationalſchriftſteller, und beſonders eine claſſiſche von Holberg's Schriften (XXI. Kbh. 1804—1814) mit einverwobenen kritiſchen Überſichten und Bemerkungen, veranſtaltet. Die Erinnerungen aus ſeinem Leben (V. Kbh. 1824—1829), deren Herausgabe er noch erlebte, bieten ein freilich manchmal zu individuelles und beſchränktes Bild der Zeit. Neben Rahbek erwarb Chriſt. Levin Sander (geſt. 1821?) als Kritiker und in ſeinen ſpätern Jahren als Metriker einen Namen (ſ. beſonders ſeine „Forelæsninger over Shakeſpear og hans Macbeth" [Kbh. 1804]), ſowie er früher durch ein einziges Trauerſpiel (Niels Ebbeſen af Nörreriis 1798), zu dem er nachher kein Gegenſtück zu liefern vermochte, die Aufmerkſamkeit auf ſich als Dichter gezogen, und durch mehre Sammlungen (Auswahl däniſcher Luſtſpiele für Teutſche, 1. Bd. [Zür. 1794]. Auswahl altdäniſcher Heldenlieder und Balladen [Kbh. 1816]) die Kenntniß der däniſchen Literatur im Auslande beförderte. Ole Johann Samſöe (geſt. 1796) berechtigte durch ſein Trauerſpiel „Dyvecke" (1796, teutſch in drei Überſetzungen 1797—1798) zur Erwartung eines reichen Dichterflors, die der Tod vernichtete; er hat außerdem „Nordiſche Erzählungen" hinterlaſſen, in welchen ein dichteriſcher Geiſt weht (Efterladte digteriſke Skrifter, udgivne af Rahbek II. [Kbh. 1796 u. öft.]). Thomas Thaarup (geſt. 1821) traf in ſeinen Singſpielen (Höſtgildet 1790, Peters Bryllup 1793, Hjemkomſten 1802) den echt nationalen Ton; die lieblichen Lieder derſelben tönten in dem Munde des Volkes, ſowie der Dichter auch als Lyriker mehres Treffliche geleiſtet hat (ſ. Efterladte Poetiſke Skrifter, udgivne af Rahbek [Kbh. 1822]). In den Satyren und ſcherzhaften Liedern der Brüder Peder Magnus Trojel (geſt. 1793) und Peder Koſod Trojel (geſt 1784) waltet ein origineller Geiſt und kauſtiſche Laune (ſ. Udvalgte Digte af Brödrene Trojel [Kbh. 1801. 12.]).

§. 49. Indem wir uns anſchicken, eine Überſicht der däniſchen Dichter des 19. Jahrh. und ſolcher, deren poetiſche Wirkſamkeit dem größern Theile nach in dieſes fällt, hier anzuknüpfen, ſei es uns vergönnt, an der Grenze

60) „De nysgjerrige Mandfolk," en Comödie (Kbh. 1783).
61) Von ihm: „De ſnorrige Fættere" (Kbh. 1778). „Hvad vil Folk ſige?" (1801). „Kunſtdommeren" (1802). 62) Samlede Skuespil III. (Kbh. 1792—1794. Neue Ausgabe, beſorgt von K. L. Rahbeck IV. ebend. 1806—1810).

gleichſam, den Blick auf einen Schriftſteller zu werfen, der den ganzen Schatz vaterländiſcher Erinnerungen und Denkmale mit großer Liebe umfaßte, ſo Manches dadurch vom Untergange rettete, Anderes in geziemender Form ans Licht zog, und durch dieſe unermüdet literariſche Wirkſamkeit ſich den Dank der Mit- und Nachwelt erwarb. Wir meinen Rasmus Nyerup (geb. 1759, geſt. als Bibliothekar und Profeſſor 1830). Schon ſeine erſten Schriften (Spicilegii bibliographici Specim. I—V. [Hafn. 1782—1783], welche Supplemente zum Maittaire enthalten; de libris: Biblia Pauperum et Speculum humanae salvationis dictis [ib. 1783]. Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur notitia et Mantissa [ib. 1784—1785) zeigen den künftigen großen Literator an. Höchſt wichtig für die altteutſche Literatur ſind die von B. C. Sandvig (§. 19) angefangenen und von ihm vollendeten Symbola ad literaturam Teutonicam antiquiorem (Hafn. 1787. 4), aus Schätzen der königl., der Univerſitätsbibliothek und Archiven geſammelt und auf Suhm's Koſten herausgegeben. Beiträge, vorzüglich zur däniſchen Literargeſchichte, ſind in den Sammlungen: „Luxdorphiana“ (1791), „Langebekiana“ (1794) und „Suhmiana“ (1799) enthalten. Von ſeinem Hauptwerke in geſchichtlicher Beziehung „Hiſtoriſk-ſtatiſtiſk Skildring af Tilſtanden i Danmark og Norge i ældre og nyere Tider“ (IV. Kbhvn. 1802—1806), enthält der erſte Theil Culturgeſchichte, der zweite die Literatur des Mittelalters, der dritte in zwei Bänden die Geſchichte der gelehrten Schulen und der Univerſität, der vierte eine Überſicht der Alterthümer. Seine Ausgaben der Sprüchwörterſammlungen des Peder Lolle (§. 13) und Peder Syv (ebend.) ſind oben charakteriſirt; was er in Verbindung mit Rahbeck unternahm, fand im vorigen §. ſeinen Platz. Schon früher (1797) hatte er in einer Monatsſchrift die däniſchen Volksbücher beſchrieben; er arbeitete dieſe um und bereicherte ſie mit einer Maſſe von hiſtoriſchen Notizen in ſeinem „Almindelig Mærſkabslæsning i Danmark og Norge“ (Kbh. 1816). In demſelben Jahre lieferte er eine intereſſante Charakteriſtik Chriſtian's IV., meiſt auf eine Auswahl der eigenhändigen Briefe des Königs gegründet, an welche ſich ſeine „Efterretninger om Kong Frederik III.“ (Kbh. 1817) und „Chriſtian IV. Dagböger“ (ebd. 1825) anſchließen. Das Literaturlexikon über däniſche, norwegiſche und isländiſche Schriftſteller, das Jens Worm (geſt. 1790) mit vielem Fleiße zuſammengetragen hatte (III. Kbh. 1771—1784), bedurfte einer Fortſetzung, vieler Verbeſſerungen und theilweiſe einer Umſchmelzung; Nyerup unternahm, in Verbindung mit dem Translateur J. E. Kraft dieſe coloſſale Arbeit, und brachte das für die Literargeſchichte claſſiſche Werk: „Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge og Island“ (II. Kbh. 1820. 4.) zu Stande. Außerdem hat er eine Menge kleinere, zur Alterthumswiſſenſchaft, Sprachkunde und Literargeſchichte gehörige Schriften drucken laſſen, die ſämmtlich in einer Beilage zu ſeiner Autobiographie (Kbh. 1829) verzeichnet ſind.

§. 50. Nachdem wir dieſen Vater unſerer Literargeſchichte gezeichnet haben, nehmen wir den Faden wieder auf. Die däniſchen Dichter des 19. Jahrh., die zunächſt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, ſind Baggeſen, Öhlenſchläger und Grundtvig.

Jens Baggeſen (geb. zu Korſöer 1764, geſt. in Kiel 1821) trat ſchon im 18. Jahrh. zuerſt mit Erzählungen in Weſſel's Geſchmack (Comiſke Fortællinger 1785) auf, die mit gewandter Verſification öfters einen wahren Humor ausſprachen. Durch mehre lyriſche Gedichte in ſeinem „Ungdomsarbeider“ (II. Kbh. 1791), die allerdings Meiſterwerke im Kleinen ſind, und deren Töne entzücken werden, ſo lange es eine däniſche Sprache gibt, ward er der Lieblingsſänger der Nation. In ſeinem „Labyrinth“ (II. 1792—1793) ſchildert er die Wanderungen und Irrgänge, die er mit dichteriſchem Vorſatze durch verſchiedene Länder Europa's machte; ein wunderbares Gemüth, das über die Beſchränkung immer hinaus will, und dann nach Selbſtbeſchränkung ſchmachtet, entwickelt ſich hier vor unſern Augen. Baggeſen ward teutſcher Dichter (Gedichte II. [Hamb. 1803]. Parthenais oder die Alpenreiſe [ebd. 1806]. Heideblumen nebſt Proben der Oceania [Amſt. 1808); zuletzt kurz vor ſeinem Tode geſchrieben: Adam und Eva [Leipz. 1826]), nahm an der ganzen philoſophiſchen Bewegung der Zeit als ſelbſtändiger Denker Theil (ſ. ſeinen Briefwechſel mit Reinhold), ſetzte unſtät ſeine Wanderungen mit weniger Unterbrechung fort, aber ſein Herz blieb bei der Erdſcholle, „wo er klein geweſen war.“ In ſeinen „Riimbreve“ (Kbh. 1806, mit der Fortſetzung: Poetiſke Epiſtler, ebend. 1814) ſchuf er eine Gattung, der nichts, weder von den franzöſiſchen Epitres, noch den poetiſchen Briefen der Teutſchen, an die Seite geſtellt werden kann; überſtrömend von Witz, liegt dieſen ſcheinbar leichten Hervorbringungen oft ein tiefer Ernſt zum Grunde. In „Gjengangeren og han ſelv eller Baggeſen over Baggeſen“ (1808) züchtigt er die unberufenen Kritiker des Tages, ſpornt die trägen Freunde an, und zeigt in ſeinem Doppelbilde das Unendliche, was er angeſtrebt hat. Seine lyriſchen Gedichte kamen in einer größern Sammlung, „Samlede Værker 1. Deel“ (1801), heraus, die aber nicht fortgeſetzt wurde; ſpäter in andern (z. B. Nye blandede Digte 1807, Danfana 1816, 1817). Die ſämmtlichen Werke Baggeſen's ſind nach ſeinem Tode von A. E. Boye und den Söhnen des Verfaſſers herausgegeben (I—X. Kbh. 1817—1830).

Adam Öhlenſchläger (geb. zu Kopenhagen 1779) ward zuerſt von Steffens zu einer tiefern Beſchauung des Lebens geweckt. Das gewaltige poetiſche Talent beurkundete ſchon die erſte Sammlung von Gedichten, die er herausgab (1803); als Meiſter ſteht er da wenige Jahre darauf; alle Blüthenpracht des Orients mit der eigenthümlich zauberiſchen Tiefe deſſelben ſteht in ſeinem „Aladdin“ auf, in der „Langelandsreiſe“ ſchenkt er uns ein Reiſe-Epos, ſo anſchmiegend, traulich und formbewältigend, als die „Baulunders-Saga,“ durch hohe nordiſche Kraft und Einfalt hinreißend, während die Lyrik in ſeinem „Aarets Evangelium“ ihren Triumph feiert (Poetiſke Skrifter II. 1805). Die Bewunderung für ſein Dichtergenie erreichte den Gipfel, als er 1807 „Nordiſke

Digitized by Google

Digte" herausgab, und ſowie die mit den Geſangformen Vertrauten hierin ſeinen „Baldur hin Gode" als eine einzige metriſche Erſcheinung würdigten, ſo war kein Herz, das ungerührt ſein tragiſches Meiſterwerk „Hakon Jarl" aus der Hand legte. Eine Reihe von Tragödien (Palnatoke 1809, Axel og Valdborg 1810, Correggio 1811, Stærkodder 1812, Hugo von Rheinberg 1813, Hagbart og Signe 1814) konnten ſeinen Dichterkranz nur vollblätteriger machen, während die Sing- und Luſtſpiele, mit welchen er in dieſer Zeit auftrat, mehr als beſcheidene Verſuche ſich gaben. Eine zweite Periode ſeines Dichterlebens fängt mit 1814 an; der nordiſche Romanzencyklus „Helge" (1814), das dramatiſirte Mährchen „Fiſkeren" (1816), die „Hroars-Saga" (1817) und das große Epos „Nordens Guder" (1819) bezeichnen die Culmination derſelben. Mit Fleiß erwähnen wir kleinerer Productionen von einem ſo großen Geiſte nicht, um ſo weniger, da in einigen derſelben die wahre Richtung ſeiner Kraft verkannt iſt, und bemerken nur noch, daß ſeine lyriſchen Gedichte vollſtändig von ihm ſelbſt geſammelt ſind (III. 1823), ſowie auch, daß eine Geſammtausgabe ſeiner Tragödien (bis jetzt 8 Bde.) angefangen iſt.

Nikolai Frederik Severin Grundtvig (geb. zu Udby 1783) wandte früh dem alten Norden, wie dem Chriſtenthume, die Liebe ſeines unendlich tiefen und reichen Gemüthes zu. Wie er die Thatkraft des erſtern erfaßt hatte, zeigten zuerſt ſeine „Optrin af Kämpelivets Undergang i Norden" (II. 1809—1811). In den kleinern Sammlungen: „Idunna" (1811), „Saga" (1812), „Heimdall" (1816), iſt ſo manche reife Frucht ſeines Dichtergenius enthalten; in den „Roſkilde-Rim" (1814) iſt ſeine ganze hiſtoriſche Beſchauung in poetiſcher Form concentrirt. Mit ſtrenger Sichtung iſt die Auswahl ſeiner lyriſchen Gedichte (Qvädlinger 1815) veranſtaltet; indeſſen hat er ſeit der Zeit ſo viel Treffliches geliefert, daß eine Ausgabe ſeiner Gedichte bei allen Freunden des Vaterlandes ein tief empfundenes Bedürfniß iſt. In ihm iſt Kingo (§. 40) wieder erweckt; wie dieſer, ſingt er von dem Ewigen und Heiligen, das ſein Glaubensauge geſchauet hat. Es darf auch nicht vergeſſen werden, daß, ſowie er überhaupt im alten Norden einheimiſch, ſo auch unter allen Dichtern dieſer Zeit, keiner ſo die wahren Töne der „Heldenlieder," wieder hervorgezaubert und das edle Erz der „Reimchronik" (§. 32) in einer angefangenen neuen Bearbeitung von den Schlacken geſondert hat.

§. 51. Dieſen Dichter-Heroen unſerer Literatur am nächſten ſtehen Schack Staffeldt und Bernhard Ingemann. Jener (geb. 1770, geſt. als Oberdirector in Schleswig 1818) hat in ſeinen Gedichten (Digte [Kbh. 1803], Nye Digte [Kiel 1808]), die auch durch vollendete Form ſich auszeichnen, die Lebensbeſchauung an den Tag gelegt, die im Platonismus einen Ausdruck gefunden hat; zur innern Ruhe gelangte er nicht, aber grade die tiefe Sehnſucht, die Ahnung des Myſteriums macht ihn zu einer ſo höchſt bedeutenden poetiſchen Erſcheinung. Anders war es mit Ingemann (geb. auf der Inſel Falſter 1789), der ſchon in ſeinen erſten Harfenklängen (Digte II. Kbh. 1811—1812. N. Ausg. 1817) ein chriſtliches Gefühl zeigte, ſpäter, durch Grundtvig mannichfach angeregt, ſich dem Glauben entſchieden zuwandte, und nicht nur eine Sammlung von geiſtlichen Liedern (Höimeſſe pſalmer 1825) uns ſchenkte, ſondern auch die Thorheit der Pygmäen, die das Chriſtenthum meiſtern wollen, derb züchtigte (namentlich in dem köſtlichen „Ole Navnløſes Eventyr," 1830, und in „Blade af Jeruſalems Skomagers Lommebog" 1833). Die Lyrik Ingemann's (außer der bezeichneten Sammlung: Procne 1813, Julegave 1816, Reiſelyren II. 1821, Smaadigte og Reiſeminder 1832) iſt ebenſo reich, als von der tiefſten Lebensſtimmung, herzlichem Glauben und vaterländiſchem Gefühle durchweht; manche ſeiner Lieder hat das Volk ſofort ſich angeeignet. Als Dramatiker nimmt er dieſen Rang nicht ein; doch iſt in ſeinen ſpätern Productionen dieſer Art die vorherrſchende Sentimentalität geläutert, ſowie eine tüchtige Expoſition öfters nicht zu verkennen iſt. Sein romantiſches Epos, „De ſorte Riddere" (1814), iſt eine meiſterhafte Behandlung einer alten Volksſage. In dem Gedichte „Valdemar og hans Mænd" (1822) ſpiegelt ſich eine ganze, herrliche Zeit poetiſch ab, die ſpäter den Dichter in einer Reihe vielgeleſener hiſtoriſcher Romane (Valdemar Seier III. 1826. Erik Menveds Barndom III. 1828 u. a.) beſchäftigte. — Das eigentlich romantiſche Drama hat Johann Ludwig Heiberg (ein Sohn des obengenannten Pet. Andreas, geb. 1791), der ſchon früh der ſpaniſchen Romantik in einer gelungenen akademiſchen Arbeit (De poeseos dramaticae genere Hispanico, et praesertim de *Petro Calderone de la Barca* [Hafn. 1817] ſeine Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, mit großem Geiſtesreichthume und vieler Gewandtheit bearbeitet (Marionettheater 1813; Driſtig vovet, halv er vundet 1816; Prindſeſſe Iſabelle — Chriſtian den fjerdes Dröm u. m.), ſowie er auch der Erſte war, der die Vaudeville (Kong Salomon og Jörgen Hattemager 1825; Recenſenten og Dyret 1826 u. m.) nicht verſuchsweiſe, ſondern als Meiſter in unſere Literatur einführte. Seine lyriſchen Gedichte (1820) athmen ein glühendes Gefühl, das durch eine überaus reiche Sprache und treffliche Technik unterſtützt wird. Eine Geſammtausgabe ſeiner Schriften iſt angefangen, wovon bis 1834 4 Bde. erſchienen waren. — Vorzugsweiſe als Novelliſt, obgleich auch als verſtändiger Dramatiker, der beſonders die Intrigue zu behandeln weiß, hat Lars Kruſe (geb. 1778) ſich in Dänemark, wie in Teutſchland, einen geachteten Namen erworben (Samlede dramatiſke Värker IV. 1820—1823; Aeſthetiſke Forſög II. 1801; Fortällinger 1814; Fortällinger efter Criminalacter II. 1822; Deobats Födſel II. 1822—1823). Peter Foerſom (geſt. 1817) lieferte eine meiſterhafte Überſetzung der Tragödien Shakeſpeare's (Shakeſpeare's Tragiſke Värker IX. [Kbh. 1807 fg.]). Steen Blicher (geb. 1782), der als Lyriker manchen kräftigen Schwung wagte (Digte II. 1814—1816) hat durch eine Reihe von Novellen, die jütländiſche Situationen mit ergreifender Lebendigkeit ſchildern, ſeinen Dichterruf begründet. Ihm zur Seite ſteht der noch unbekannte Verfaſſer „einer Alltagsgeſchichte" (Noveller III. 1833—1834), deſſen poetiſcher Beruf ebenſo unbezweifelt, als ſein lite-

Digitized by Google

rariſches Auftreten räthſelhaft iſt. Die Dramen von Joh. Karſten Hauch (geb. 1791), beſonders ſein „Karl V.," verrathen tiefes Studium des Charakters und einen gebildeten Geſchmack. Neben ihm hat Nikolai Søtoft (geb. 1790), deſſen „Xandernes Maſkerade" (1816) ein lebhaftes, kritiſch-polemiſches Spiel ſind, auch für die Bühne mit Glück gearbeitet (Theater I. 1828) und Bredahl eine Reihe von Scenen geliefert, in welchen manchmal Shakſpear'ſcher Humor hervorblitzt (Dramatiſke Scener V. 1819 — 1832). Den Geiſt Baggeſen's faßte Henrik Hertz durch ſeine berühmten „Gjengangerbreve" (1829) auf, ſowie er ſpäter ſowol als Lyriker ſich einen Kranz (Anonym Nytaarsgave — Foraarets Nytaarsgave), als auch beſonders um die Bearbeitung des Luſtſpiels ſich große Verdienſte erworben hat. In ſeinem „Træſnit" hat Chriſtian Winther das Leben des ſeeländiſchen Landvolks von der romantiſchen Seite erfaßt, und einen höchſt lieblichen Cyklus von Darſtellungen geliefert, ſowie er überhaupt als Lyriker ein glänzendes Talent beſitzt (Digte 1832, 1834). In Paludan-Müller's Gedichten (Dandſerinden 1832; Amor og Pſyche 1834 u. a.) offenbart ſich ein hoher Geiſt, deſſen Blüthen, die ſo eben vorliegen, gewiß zur Erwartung ſchöner Früchte uns berechtigen.

§. 52. Was für die nordiſche Alterthumswiſſenſchaft, für Sprache und Geſchichte im 19. Jahrh. geleiſtet ſei, wird demnächſt von uns entwickelt werden müſſen. Unſer Jahrhundert hat nicht nur in dieſer Hinſicht ein koſtbares Erbe zu bewahren, ſondern auch die erweiterten und berichtigten kritiſchen und geſchichtlichen Anſichten einzutragen. Das vorige Jahrhundert legte die Schätze der Vorzeit meiſt in reicher Einfaſſung aus einander; es blieb dem unſrigen vorbehalten, ſie auf jede Weiſe gemeinnütziger zu machen, ſodaß ein neues Leben aus dem Todten entſtehen könne. Und daß in der That die Beſtrebungen der Forſcher nach dieſem Ziele gekehrt ſeien, wird die folgende kurze Überſicht beweiſen.

Finn-Magnuſen (geb. zu Skolholt 1781), deſſen vielfache Arbeiten für die Edda namentlich ſchon oben erwähnt ſind (§. 19), hatte ſchon durch mehre Vorarbeiten, z. B. eine Erklärung mehrer Stellen im Oſſian, die Bezug auf das ſkandinaviſche Alterthum haben (1814), den Weg angegeben, den er gehen wollte. Sein mythiſches Syſtem (§. 2. Not.) entwickelte er vom J. 1816 an in Vorleſungen, von welchen ein Theil gedruckt wurde (Indledning til Forelæsninger over Edda 1816); das geſammte Reſultat dieſer Entwickelung liegt uns vor in dem Werke: „Eddalæren og dens Oprindelſe" (IV. Kbh. 1824 — 1826). Von ſeiner Überſetzung der ältern Edda iſt oben gehandelt (§. 19). Einzelne Gegenſtände der Alterthumswiſſenſchaft behandelte er mit großer Gelehrſamkeit in ſeinem „Bidrag til Nordiſk Archæologie" (1820), „De hedenſke Nordboers Kultur og Karakteer" (1818), „Udſigt over den Kaukaſiſke Menneſkeſtammes Hjemſted og Udvandringer" (1818), „Om de Oldnordiſke Gilder" (1829), „Optegninger paa en Reiſe til Jellinge" (1821). Aus dem Isländiſchen überſetzte er: „Snegla-Hallers Reiser og Hændelser" (1820, 1826) und „Hakon den Godes Sang af Eyvind Skaldaſpiller" (1817).

Peder Erasmus Müller (geb. 1776, geſt. als Biſchof von Seeland 1834) iſt der eigentliche Schöpfer der Kritik der altnordiſchen Geſchichte. Mit großer Sicherheit ſtets einherſchreitend, alle Arbeiten der Vorgänger überſehend, nichts aufs Gerathewohl annehmend, nichts aufdringend, wo er auch einer Hypotheſe etwas einräumen muß, mit der Fackel der Geſchichte Alles beleuchtend, iſt er unſtreitig der beſte Führer durch das nordiſche Alterthum. Was wir ihm verdanken, wird eine folgende Zeit erſt vollkommen ins Licht ſetzen; hier genüge es an Andeutungen. Seine Laufbahn als Alterthumsforſcher fing er mit einer „antiquariſchen Unterſuchung über die bei Gallehuus gefundenen goldenen Hörner" (Kbh. 1806. 4., teutſch von Abrahamſon ib. eod.) an, deren Reſultat, bei allem Scharfſinne, doch kaum befriedigend iſt, und deshalb einen andern ausgezeichneten Gelehrten, Knud Henneberg (geb. 1756) veranlaßte, die ganze Unterſuchung aufs Neue aufzunehmen (Hvad er Edda? eller raiſonneret kritiſk Underſögelſe over de ved Gallehuus fundne Guldhorn [Aalborg 1812. 4.]). Daß Henneberg Vieles wahrhaft erklärt hat, iſt keine Frage; ob die ganze vielverſchlungene Combination Stich hält, mag zweifelhaft bleiben; jedenfalls gebührt dem Verfaſſer der Ruhm eines immenſen Scharfſinnes und großer Gelehrſamkeit. Müller's Unterſuchungen „über den Urſprung und Verfall der isländiſchen Hiſtoriographie" (teutſch von L. C. Sander 1813), ſowie „über die Echtheit der Aſalehre" (teutſch von demſelben Sander 1811), bahnten ihm den Weg zu dem Hauptwerke ſeines Lebens, wodurch er die ganze nordiſche Hiſtoriographie auf einen ſichern Grund geſtellt hat: „Sagabibliothek med Indledning og Anmærkninger" III, 1817 — 1820 (§. 22.). Später lieferte er die beiden trefflichen Werke, wodurch die Kritik unſerer beiden größten Nationalgeſchichtſchreiber Saxo und Snorro bedeutend gefördert ward: „Kritiſk Underſögelſe af Danmarks og Norges Sagnhiſtorie" (1823. 4.); „Kritiſk Underſögelſe af Saxos ſyv ſidſte Böger" (1830. 4.), an welche ſich die kleinen Abhandlungen: „Vita Andreae Sunonis (1830), Vita Lagonis Urne (1831), Symbola ad historiam conciliorum ex Saxone Grammatico" 1834), als Vorarbeiten zu einer kritiſchen Bearbeitung des Saxo, deren Herausgabe er nicht erlebte, anſchließen. Mehre kleine hiſtoriſche Aufſätze, Überſetzungen aus dem Isländiſchen u. ſ. w. vom Biſchofe Müller finden ſich in verſchiedenen Zeitſchriften zerſtreut.

Rasmus Chriſtian Raſk (geb. 1787, geſt. 1832), der große Runenmeiſter Nordens, ward ſchon frühe durch ſeine Lehrer, Finn Magnuſen, Helgeſen, Scheving u. a., mit dem Innerſten der altnordiſchen Sprache vertraut; die Baſis, worauf ſeine folgenden Sprachunterſuchungen ruhen ſollten, hatte er ſchon im J. 1809 durch eine weitausgedehnte vergleichende Sprachforſchung und eine Menge zu ſeinem eigenen Gebrauche aufgeſetzte grammatiſche Syſteme gelegt. Im J. 1811 trat er mit ſeiner „Veiledning til det Islandſke eller gamle Nordiſke Sprog"

hervor, welches die ſparſamen frühern Leiſtungen in dieſem Fache ſo weit hinter ſich zurückläßt, daß Raſk als princeps artis grammaticae Islandicae daſteht. Eine zweite ſchwediſche Ausgabe und zugleich Umarbeitung dieſes trefflichen Werkes (Anvisning til Isländskan eller Nordiska Fornspråket) machte es nur brauchbarer und reichhaltiger. Ein Aufenthalt auf dem geliebten Island (1812—1814) brachte Raſk in lebendigen Verkehr, ſowol mit dem nordiſchen Alterthume, als der Gegenwart; er vollendete hier ſeine für die vergleichende Sprachkunde unſchätzbare Preisſchrift: „Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse,“ die 1818 gedruckt ward. In Stockholm, wo Raſk ſich auf ſeiner von der Regierung unterſtützten Reiſe nach den kaukaſiſchen Ländern, Perſien und Indien in den Jahren 1816—1818 aufhielt, gab er ſeine „Angelsaksisk Sproglære tilligemed en kort Læsebog“ (Stockh. 1817), eine claſſiſche Handausgabe der ältern und eine kritiſche Ausgabe der jüngern Edda (§. 19), endlich „*Synnis-Horn.* Specimina literaturae Islandicae veteris, magnam partem anecdota (ib. 1819). Von ſeiner gelehrten Reiſe, wo er die ſlawiſchen und orientaliſchen Sprachen nach einem großen Maßſtabe ſtudirte, und zum Cingaleſiſchen eine Anleitung herausgab, ſowie auch eine Abhandlung über die Möglichkeit, die Laute der indiſchen Sprachen mit lateiniſchen Buchſtaben zu bezeichnen (für die literariſche Geſellſchaft in Colombo), und Beiträge zu Clough's cingaleſiſchem Wörterbuche lieferte, kehrte er im J. 1823 zurück, und fing eine neue Reihe von Unterſuchungen der linguiſtiſchen Syſteme an, wobei er zugleich, da er die Etymologie hiſtoriſch trieb, auf die Rechtſchreibung der däniſchen Sprache geführt wurde. Es war ihm Bedürfniß, den Weg noch einmal durchzumachen, den er von Anfang gewandert war, und wenn manche Kurzſichtige den Grund dazu nicht einſahen, ſo verriethen ſie dadurch nur ihre Unbekanntſchaft mit dem, was die Wiſſenſchaft von ihrem Jünger foderte. Früchte dieſer Forſchungen ſind ſeine „ſpaniſche Sprachlehre nach einem neuen Plane“ (1824), die „Altfriſiſche Sprachlehre“ (1826), eine „Akraiſche Sprachlehre“ (1826), „die Unterſuchung über das Alter und die Echtheit der Zendſprache“ (1826, teutſch von Fr. H. v. der Hagen), eine „Italieniſche Formenlehre“ (1828), eine „Lappiſche Sprachlehre“ (1832) und „Engliſche Formenlehre“ (eod.), ſowie eine dritte, concentrirte Darſtellung der Geſetze der altnordiſchen Sprache, nebſt einem Leſebuche in dieſer Sprache (1832). Auch beſchäftigte ihn die ſchwierige Unterſuchung über die alte ägyptiſche und hebräiſche Zeitrechnung; zwei Schriften darüber (Sammel ægyptiſk Tidsregning 1827. Ældſte hebræiſke Tidsregning 1828) zeigten, wie tief er in dieſe Sachen eingedrungen war. Selbſt einer der Stifter der „Nordiſke Oldſkriftsſelſkab,“ wirkte er mit regem Eifer für die Zwecke derſelben, und nahm thätigen Antheil an der Herausgabe mehrer Sagen. Ein Werk von ihm über die malabariſchen Sprachen, eine große, vom Sanſkrit radical verſchiedene Sprachenclaſſe im ſüdlichen Oſtindien, konnte die gehörige Unterſtützung nicht finden, und blieb ungedruckt. Ungemeſſene Widerſprüche, allerlei Kränkungen von Idioten, ja ſogar Nahrungsſorgen, verbitterten ſein Leben; aber er blieb ſeinem Berufe und dem Vaterlande bis an ſeinen Tod treu. Seine kleinern Abhandlungen, worin manches Treffliche zur allgemeinen, vergleichenden und nordiſchen Sprachkunde enthalten, hat ſein Bruder, H. K. Raſk, herauszugeben angefangen; erſchienen iſt der erſte Band (Samlede tildels forhen utrykte Afhandlinger af *R. K. Rask*. 1. Del. 1834). Den Eingang zu dieſer Sammlung bildet das Leben Raſk's, von ſeinem Freunde N. M. Peterſen (§. 53), das außerdem von P. E. Müller (1832) beſchrieben iſt.

§. 53. Grundtvig, den wir ſchon als Dichter charakteriſirten, war der Erſte (§. 50), der die Mythen des Nordens poetiſch anſchaute und geiſtig erfaßte; ſein treffliches Werk, „Nordens Mythologie“ (1809), hat er in einer zweiten Ausgabe (1832) ganz umgearbeitet und bedeutend erweitert. Eine Reihe hiſtoriſcher Studien ſetzte ihn in Stand, ſchon frühe mit einem univerſalhiſtoriſchen Werke, ſeiner bekannten „Verdens-Krönike“ (1812. 2. umgearb. Aufl. zum Jubeljahre 1817) aufzutreten, worin, wie uneinig auch manche über Manches mit dem Verfaſſer ſein mochten, die tiefen Blicke und Combinationen ebenſo ſehr überraſchten, als die herrliche Darſtellung unwiderſtehlich hinriß. In einer andern hiſtoriſchen Schrift (Kort Begreb af Verdens-Kröniken, 1. Bd. 1814) verſuchte er die bibliſche Grundlage der Geſchichte hervorzuheben und aus der heil. Schrift ſelbſt den kritiſchen Maßſtab für die Völkergeſchichten zu erfinden. Ein neueres, noch nicht vollendetes Werk von ihm (Haandbog i Verdenshiſtorien, 1. Bd. 1834) behandelt nach einem größern Maßſtabe die Hauptpartien der Geſchichte. Als Alterthumsforſcher zeigte Grundtvig ſich ſowol durch manche ſchätzbare ſprachliche und andere Beiträge in ſeinem „Dannevirke“ (IV. 1816—1820) und die §. 50 benannten Sammlungen, durch ſeine Überſetzung Snorro's und Saxo's (§. 24 und 30), vorzüglich aber durch ſeine poetiſch-kritiſche Bearbeitung der Beowulfs-Drapa, eines angelſächſiſchen Heldengedichts (Kbh. 1820). Börge Thorlacius (geb. 1755, geſt. 1829), als lateiniſcher Philolog[63]) und Alterthumsforſcher[64]) bekannt, lieferte auch manchen trefflichen Beitrag zur nordiſchen Alterthumskunde, namentlich in den „Antiqvariſke Annaler,“ deren Redacteur er war, ſowie er mit E. C. Werlauff den 4. und 5. Bd. der Heimskringla (§. 24) herausgab. Chriſtian Molbech (geb. 1783), ein überaus fruchtbarer und gewandter Schriftſteller, hat nicht nur die Nationalliteratur überhaupt durch eine Reihe kritiſcher, ſprachlicher und geſchichtlicher Abhandlungen (theils in der Monatsſchrift „Athene“ IX. 1813—1817, theils in „Nordiſk Tidsſkrift for Hiſtorie, Literatur og Kunſt“ IV. 1827—1831, endlich auch in „Maanedsſkrift for Literatur“ 1830 fg.) gefördert, ſondern auch als Geſchichtſchreiber (Ditmarſkerkrigens Hiſtorie 1813; Erik Plougpennings Hiſto-

63) Prolusiones et opuscula, argumenti maxime philologici V. 1806—1819. 64) Populäre Aufſätze, das griechiſche, römiſche und nordiſche Alterthum betreffend (überſetzt von Sander) 1812.

Digitized by Google

rie 1821; Bidrag til en Charakteriſtik af Chriſtian II. 1817) und tiefer Sprachforſcher (Danſk Haandordbog 1813; Om Dialecter 1811; Danſk Ordbog II. 1833; Danſk Dialect-Lexicon 1833) ſich große Verdienſte erworben. Er war es, der zuerſt in kritiſchen Ausgaben uns mehre der wichtigſten Denkmäler der alten däniſchen Sprache und Literatur (Rimkröniken 1825; Henrik Harpeſtreng's Lægebog 1826; Den ældſte Danſke Bibeloverſættelſe 1828) ſchenkte, ſowie er auch auf dem Felde der Literargeſchichte mehres Bemerkenswerthe geliefert hat (Forelæsninger over Literaturens Hiſtorie i den gamle Verden 1831 u. a.). Erik Chriſtian Werlauff (geb. 1781), den wir ſchon als Herausgeber mehrer Sagen öfters erwähnt haben (§. 23 fg.), hat eine gediegene Abhandlung über die Geſchichte der däniſchen Sprache im Herzogthume Schleswig (mit einer Preisſchrift Outzen's über denſelben Gegenſtand 1819 gedruckt) und eine Menge Specialunterſuchungen über Punkte der nordiſchen Geſchichte und Archäologie geliefert, wodurch er ebenſo ſehr tüchtige Gelehrſamkeit, als kritiſchen Scharfſinn an den Tag gelegt. Auch verdanken wir ihm eine intereſſante Geſchichte der großen königl. Bibliothek (1826). Karl Chriſtian Rafn hat zuerſt, unterſtützt von mehren isländiſchen Gelehrten, eine kritiſch-revidirte Sammlung der isländ. Sagen (Fornmanna Sögur I—XI, 1828—35), welcher eine lateiniſche Überſetzung mit Einleitungen und philologiſchen, nebſt geſchichtlichen Anmerkungen, zur Seite geht (Scripta historica Islandorum. Vol. I—VI. 1828 seq.), uns geſchenkt. Die gleichzeitig herausgekommene däniſche Verſion dieſer Sagen iſt größtentheils von Rafn ſelbſt bearbeitet. Ferner gab er kritiſche Ausgaben heraus von Krakas-Mál, oder Regner Lodbrog's Sterbelied (1826), von der Færeyinga-Saga (§. 23) und den romantiſchen Sagen der Isländer (§. 26). Sprach- und kritiſches Talent zeichnen ihn als Alterthumsforſcher in gleichem Grade aus. Durch Rask ermuntert, fing N. M. Peterſen ſeine Sprachforſchungen an, die in dem Werke: „Det danſke, norſke og ſvenſke Sprogs-Hiſtorie" (II. 1829—1830), uns eine reiche Ausbeute gewährt haben. Derſelbe ausgezeichnete Forſcher hat eine Geſchichte Dänemarks (Danmarks Sagnhiſtorie) angefangen, wovon bis jetzt nur der erſte Band erſchienen iſt. Die hiſtoriſchen Arbeiten Laurids Engelstoft's (geb. 1775) zeugen von reicher Beleſenheit, ſelbſtändiger Auffaſſung und ruhiger Bearbeitung des Stoffes (Qvindekjönnets Kaar hos Skandinaverne 1799; Philip Auguſt og Ingeborg 1801; De re Byzantinorum militari sub Justiniano I. 1808; Om Marie Eleonores Undvigelſe til og Ophold i Danmark 1811; Om Chriſtian IV. Forſøg til at ophæve Vornedſkabet 1813 u. a.). Mit Jens Möller (geb. 1779, geſt. 1832) gab er „Hiſtoriſk Calender," worin manche ſchätzbare Abhandlungen aufgenommen ſind (in 3 Bdn. 1814—1817) heraus. Im Fache der Biographie lieferte J. Möller Manches, was Anerkennung verdient (z. B. ſein Leben Hans Gram's, Langebek's, Niels Hemmingſen's, N. Steno's, C. E. Brochmand's); in ſeiner „Mnemoſyne" (IV. 1830—1833) gab er theils ähnliche Beiträge, theils verſuchte er in einer detaillirten Schilderung der Regierung Chriſtian's VI. die falſchen Darſtellungen eines Riegels (§. 43) zu berichtigen und den rechten Standpunkt für dieſe Geſchichte darzuſtellen. Als kritiſcher und geſchmackvoller Geſchichtſchreiber bewährte ſich Hans Henrik Behrmann (geb. 1776) durch ſeine verſchiedenen Darſtellungen der Geſchichte Chriſtian's II. (Geſchichte Chriſtian's II., 1. Thl. 1805; Chriſtian's II. Fængſelshiſtorie 1812; Chriſtian's II. Hiſtorie udarbeidet efter Documenter II. 1815). Der große Staatsmann und Biſchof Abſalon fand an H. Fr. Janſen Eſtrup (geb. 1793) einen tüchtigen Biographen (Abſalon ſom Helt, Statsmand og Biſkop. [Soroe 1826]). Mehre wichtige Momente aus der letztvergangenen Zeitgeſchichte beleuchtete der fleißige Jens Kragh Höſt (geb. 1772), wobei er zum Theil aus nicht leicht zugänglichen Quellen ſchöpfte (Mærkværdigheder i Chriſtian VII. Levnet og Regjering 1810; Entwurf einer Geſchichte der däniſchen Monarchie unter Chriſtian VII. 3 Bde. 1813—1816; Mærkværdigheder i Frederik V. Regjering 1820; Struenſee og hans Miniſterium III. 1824). Der gelehrte Guſtav Ludwig Baden (geb. 1764) erläuterte in einer Reihe von Schriften die wichtigſten Partien der däniſchen Culturgeſchichte (Lægevidenſkabens Forfatning i Oldtiden og Middelalderen hos de Danſke 1801; Hiſtorie af Danmarks og Norges Handel fra Oldtiden til Nutiden 1806; Afhandlinger i Fædernelandets Cultur-, Stats-, Kirke- og Literærhiſtorie III. 1820—1822; Smaae Afhandlinger II. 1821—1824), ſowie er auch eine Geſchichte Dänemarks in 5 Bdn. (1829—1832) und den erſten Verſuch einer Zuſammenſtellung der geſammten däniſchen hiſtoriſchen Literatur (Danſk-norſk hiſtoriſk Bibliothek [Odenſe 1815]) geliefert hat. Vedel-Simonſen (geb. 1780) hat in einem Werke, das leider nicht vollendet ward (Udſigt over Nationalhiſtoriens ældſte og mærkeligſte Perioder III. 1813—1816), beſonders die Geſchichte des Mittelalters mit kritiſchem Auge beleuchtet, und in „Borgruinerne" (1813) eine Überſicht der merkwürdigen Reſte von alten Burgen in Dänemark angefangen. Aus Handſchriften, namentlich der königl. Bibliothek zu Paris, lieferte Peder Oluf Bröndſted (geb. 1780) intereſſante Beiträge zur däniſchen Geſchichte (Bidrag til den Danſke Hiſtorie af udenlandſke Manuſcriptſamlinger II. 1817—1818). Über däniſche Statiſtik lieferte Frederik Thaarup (geb. 1766) mehre Schriften, beſonders aber das in dieſem Fache claſſiſche Werk: „Udförlig Veiledning til det Danſke Monarkies Statiſtik" VI. 1812—1819.

§. 54. Die claſſiſche, ſowie die orientaliſche Philologie hat nicht weniger im 19. Jahrh. tüchtige Bearbeiter gefunden. Torkil Baden (ein Bruder des ſo eben genannten Hiſtorikers, geb. 1765) gab nicht nur mehre, auf die alte Kunſt bezügliche Schriften (De arte ac judicio Fl. Philostrati 1792; Om Solens Billede paa en Marmortavle i Rom 1794; Om Tilbyllen i Maleriet 1797; Briefe über die Kunſt von und an C. L. Hagedorn [Lpz. 1797]), die mit Gelehrſamkeit und Geſchmack abgefaßt ſind, ſondern, außer einer Menge einzelner philologiſcher Abhandlungen, eine reich ausgeſtattete Ausgabe des Tragikers Seneca (Lpz. 1822. II). Bendt Bendt-

Digitized by Google

ſen (geſt. 1830) lieferte eine Menge einzelner gehaltvoller Beiträge zu den griechiſchen und römiſchen Alterthümern, von welchen einige in die von Münter herausgegebenen Miscellanea Hafniensia (III. 1816—1820) aufgenommen ſind. Otto Diderik Bloch (geſt. 1830), ein gründlicher griechiſcher Philolog, hat eine Menge Varianten geſammelt, z. B. zu den Briefen des Libanius (in Miscell. Hafn.), zu *Aristoteles*, De mirabil. auscultat. u. A., ſowie er ſtets uneigennützig aus ſeinem reichen kritiſchen Vorrathe fremden Gelehrten mittheilte. Als Numismatiker erwarb Chriſtian Ramus (geb. 1765) durch ſeinen trefflich geordneten „Catalogus numorum veterum musei regis Daniae Graecorum et Latinorum" (II. 1806. 4.) einen Namen; in den Schriften der ſkandinaviſchen Literaturgeſellſchaft ſind eine Reihe numismatiſcher Abhandlungen von ihm aufgenommen. Die Ausgabe des Biſchofs Frederik Plum (geſt. 1832) von Juvenal enthält das Reſultat jahrelanger Studien; auch dem bekannten Marcellus Palingenius (Pietro Angelo Marzolli) widmete er ſeine Aufmerkſamkeit. — Nicht nur um die lateiniſche und griechiſche, ſondern auch um die Grammatik der däniſchen Sprache erwarb ſich Sören Nik. Joh. Bloch (geb. 1772) durch mehre Schriften unläugbare Verdienſte (Det græſke Sprogs Grammatik 1803, 1807; Fulſtændig Danſk Sproglære, 2det Oplag 1817; *Theophrasti* characteres, gr. et lat. 1814; Elementarbog i det latinſke Sprog II. 1809—1810; Reviſion der Lehre von der Ausſprache des Altgriechiſchen 1826). Ole Worm (geb. 1756) rettete mit vielem Scharfſinne die von F. A. Wolf angefochtene Oratio pro Marcello (*Ciceronis* Orationem pro Marcello νοθείας suspicione liberare conatur [Hafn. 1803]). Börge Thorlacius als Philolog iſt oben erwähnt; wir tragen hier unter ſeinen kritiſch-archäologiſchen Schriften nach: „Om Chorſangene i det græſke Lyſtſpil 1811; Om Chariterne 1821; Afhandling om Salomos Tempel 1825." Bröndſted's (§. 53) „Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland" (II. Par. 1826—1830. 4.) iſt als claſſiſches Werk für die Kunſtgeſchichte und griechiſchen Alterthümer zu bekannt, als daß es hier weiter als einer Erwähnung bedürfte. Simon Meisling (geb 1787) hat durch eine Reihe trefflicher Überſetzungen der Alten (der Bukolika Virgil's, des Martials, des Heſiodus, Muſäus, Bion und Moſchus) ſich um die Aufnahme der claſſiſchen Literatur verdient gemacht; ſein verdäniſchter „Shakeſpear" (Lyſtſpil 1. Deel 1810) und „Carlo Gozzi" laſſen es nur bedauern, daß die Vollendung dieſer Arbeit auf Schwierigkeiten geſtoßen iſt. Intereſſant für die Geſchichte der Metrik iſt ſeine „Underſögelſe om det heroiſke Verſemaals Skjebne hos Europas vigtigſte Folkeſlag" (1816). Frederik Chriſtian Peterſen (geb. 1786) hat theils durch ſeine Unterſuchungen über Äſchylus (de *Aeschyli* vita et fabulis Comm 1814), theils durch mannichfache Beiträge zur griechiſchen Archäologie und Kunſtgeſchichte, endlich durch ſein treffliches „Handbuch der griechiſchen Literargeſchichte" (Kbh. 1830, teutſch Hamb. 1834) ſeinen philologiſchen Ruhm begründet. Ausgezeichnet ſind die kritiſchen Leiſtungen Joh. Nikolai Madvig's, eines Schülers von B. Bendtſen, namentlich haben ſeine Emendationen zum Cicero und deſſen Scholiaſten Asconius allgemeine Anerkennung gefunden (De *Asconii Pediani* commentariis 1828. Ad *Orellium* epistola critica de oratt. Verrin emendandis 1828. Opuscula academica, emendata et aucta 1834).

Für die orientaliſche Philologie lieferten Poul Lemming (geſt. 1820) und Jens Laſſen Rasmuſſen (geſt. 1824) einige ſchätzbare Arbeiten. (Von Erſterem: Specimen libri arabici Mscr., cujus auctor est Kemaloddin Muhammed ben abu Sherif 1817. 4. Von Letzterm: Historia praecipuorum Arabum regnorum ante Islamismum 1817. 4. Additamenta ad h. l. 1821. Om Arabernes og Perſernes Bekjendtſkab i Middelalderen med Rusland og Skandinavien 1814). Das ganze Gebiet der Paläographie, Numismatik und orientaliſchen Literatur hat Jacob Chriſtian Lindberg (geb. 1797), in den Fußtapſen O. G. Tychſen's und Münter's gehend, durch manche gehaltvolle Schriften erweitert (Chrestomathia Hebraica historici argumenti 1822. Hebraisk Sproglære, 2det Opl. 1828. Commentatio de numis Punicis Sextorum 1824. De inscriptione Melitensi commentatio 1828. Catalogus numorum, antiquitatum, ectyporum, quae reliquit *B. Thorlacius* 1830. Lettre à Mr. le *Chev. Bröndtsted* sur quelques medailles Cufiques, avec XII planches 1830. Hebraisk-dansk Haandlexicon 1834).

§. 55. Was die Philoſophie, die im vorigen Jahrhunderte in Dänemark die Wolf'ſche und Kantiſche Periode mit durchmachte, im 19. durch Henrik Steffens (geb. 1774 in Stavanger), der doch offenbar ſeiner ganzen Richtung nach zugleich Teutſchland angehört, und Frederik Chriſtian Sibbern (geb. 1785), der immer näher auf die Conſtruction eines chriſtlich-philoſophiſchen Syſtems eingeht, gewonnen hat, die glänzenden Fortſchritte der Phyſik durch Hans Chriſtian Örſted (geb. 1777), der Meteorologie und Pflanzengeographie durch Jochum Frederik Schov (geb. 1789), der Botanik durch Vahl, J. W. Hornemann u. A. bleiben billig der Darſtellung der Wiſſenſchaft ſelbſt überlaſſen, und können, unſerm Plane nach, hier nur kurz angedeutet werden. Wir haben zuletzt nur noch einen Blick zu werfen auf die Bearbeitungen der verſchiedenen Theile der Theologie im 19. Jahrh.

Wenn wir den Namen Frederik Münter (geb. zu Gotha 1761, geſt. als Biſchof von Seeland 1830) nennen, ſo bezeichnen wir damit einen Gelehrten der vielſeitigſten Richtung, deſſen Schriften nicht nur in Dänemark, ſondern in Europa die gegründetſte Anerkennung gefunden haben. Münter fing, wie Adler, Birch und andere ausgezeichnete Männer der Tage, mit kritiſch-exegetiſchen Unterſuchungen an (Specimen versionum Danielis Copticarum [Rom. 1786]. Comment. de indole versionis Nov. Test. Sahidicae [Hafn. 1789]. De aetate versionum Nov. Test. copticarum [ib. 1790]; aus ſpäterer Zeit, mehre einzelne Abhandlungen ungerechnet: Novum Testamentum ex marmoribus Graecis illustratum 1827), umfaßte dann in verſchiedenen werth-

Digitized by Google

vollen Arbeiten die allgemeine und vaterländiſche Kirchengeſchichte, ſowie auch die Dogmengeſchichte (Om Hierarkiets Fremgang under Pave Innocentius III. [Kbh. 1784]. Verſuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnoſtiker [Anſpach 1790]. Magazin für Kirchengeſchichte und Kirchenrecht des Nordens II. [Altona 1792—1796]. Statutenbuch des Ordens der Tempelherren, aus einer altfranzöſiſchen Handſchrift. 1. Bd. [Berlin 1794]. Vermiſchte Beiträge zur Kirchengeſchichte [Kopenh. 1798]. Haandbog i den ældſte chriſtelige Kirkes Dogmehiſtorie II. [ebd. 1801—1804, teutſch von Ewers II. Gött. 1802]. Den danſke Reformations-Hiſtorie II. [Kbh. 1802]. **Primordia ecclesiae Africanae** [ib. 1829. 4.]. Kirchengeſchichte Dänemarks und Norwegens III. [Lpz. 1823—1833]), und vereinte damit weit ausgedehnte Forſchungen über Alterthümer, Mythologie und chriſtliche Archäologie (Spuren ägyptiſcher Religionsbegriffe in Sicilien [Prag 1806]. Erklärung einer grirchiſchen Inſchrift, welche auf die ſamothrakiſchen Myſterien Beziehung hat [Kbh. 1808]. Antiquariſche Abhandlungen [ebend. 1816]. Die Religion der Karthager [ib. eod.]. Velia in Lucanien 1818. Forklaring af en Inſcription paa en Etruſciſk Ara 1821. Verſuch über die keilförmigen Inſchriften zu Perſepolis 1802. Sinnbilder und Kunſtvorſtellungen der alten Chriſten II. [Altona 1824—1825. 4]. Sendſchreiben an Creuzer über einige ſardiſche Idole 1822. Der Tempel der himmliſchen Göttin zu Paphos 1824. Religion der Babylonier 1827). Der Biſchof P. E. Müller (§. 52) gab ein „Moralſyſtem," meiſt nach Kant'ſcher Auffaſſung (1808), eine „Chriſtliche Apologetik" (1810), endlich eine „Dogmatik" in eklektiſcher Art (1826) heraus; eine gute Zuſammenſtellung früherer Forſchungen enthält ſeine Schrift über die drei ökumeniſchen Symbole (1817). Jens Möller (§. 53) lieferte eine kirchenhiſtoriſche Abhandlung, „de fide *Eusebii*" (1813), gab Balle's Biographie nebſt einer Auswahl ſeines Briefwechſels (1817) und ſeit 1811 die „Theologiſche Bibliothek" heraus, deren erſte Reihe 20, die zweite (1821—1832) ebenſo viel Bände erreichte, und noch unter dem Titel: „Tidsſkrift for chriſtelig Kirke og Theologie" in 4 Bdn. (1832—1834) fortgeſetzt wurde. Der Charakter dieſer Zeitſchrift iſt der eines ſehr gemäßigten Supranaturalismus. Wolf Fred. Engelbreth gab in den „**Fragmenta Basmurico-Coptica Vet. et Nov. Test.**" (Hafn. 1811. 4.; die Fortſetzung davon: „**Fragmenta Apocalypseos Thebaico-Coptica,**" in „Videnſkabelige Forhandlinger ved Sjellands Stifts Landemode, 1. Bd. 1812) Proben ſeiner gründlichen Gelehrſamkeit, und hat ſpäter manche ſchätzenswerthe Abhandlung geliefert (z. B. eine Vertheidigung des Propheten Samuel, eine Abhandlung über Arnold von Breſcia, mehre Schriften zur Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens). Jakob Peder Mynſter (geb. 1775) hat ſowol einzeln (**De ultimis annis muneris Apostolici a Paulo gesti** [Hafn. 1815]), als in ſeinen „Kleinen theologiſchen Schriften" (ebend. 1825) ſcharfſinnige und gelehrte Beiträge zur Einleitung ins N. T., wie auch Entwickelungen mehrer dogmatiſchen Punkte („Über den Begriff des Glaubens," in der angezeigten Sammlung. „Om Begrebet af Dogmatik" 1832) uns geſchenkt. Als aſketiſcher Schriftſteller (Prædikener II. 1810—1815. Bibelſke Sön- og Helligdags-Prædikener II. 1826. Betragtninger over de chriſtelige Troeslærdomme II. 1833) nimmt er wegen ſeiner einfachen, herzlichen Reflexion und ruhigen Klarheit einen hohen Rang ein. In Grundtvig, den wir ſo oft zu erwähnen Gelegenheit hatten, beſitzt die däniſche Kirche einen Kanzelredner (Bibelſke Prædikener 1815. Chriſtelig Söndagsbog III. 1830—1832), dem an Salbung, Tiefe und Innigkeit unter den ältern ſowol als neuern Wenige nahe kommen möchtrn. Seine polemiſchen und kirchen-ſtaatsrechtlichen Schriftrn bezeichnen eine neue Entwickelung der Kirche, der die ganze Zeit unter einer gewaltigen Gährung entgegengeht. Jens Hornſyld (geb. 1757) lieferte in ſeinem „Hornſyld og hans Confirmanter" (Aarhus 1822) eine ebenſo gediegene, als durch lebendige Darſtellung ausgezeichnete katechetiſche Entwickelung der Glaubenslehren; das Werk ſeines Alters (Betragtninger over Bibelen II. [Kbh. 1831—1834) iſt ein herrliches Zeugniß von dem vollen, kräftigen Glaubrn, der ihn beſeelt. Jens Michael Herz (geſt. 1830), ſchrieb eine gelehrte Abhandlung über den Julius Firmicus Maternus (1817) und ſtellte Unterſuchungen an über die Spuren des Pentateuchs in den Büchern der Könige (Altona 1823). Von ſeinem in metriſcher Hinſicht ausgezeichneten Gedichte: „Det befriede Israel" (1804), war ſchon oben die Rede (§. 18). Rasmus Möller (gegenwärtig Biſchof zu Laaland, geb. 1763) hat eine Einleitung ins N. und A. T. geliefert, worin er die Ergebniſſe der kritiſchen Unterſuchungen mit Klarheit, vom populär-chriſtlichen Standpunkte aus wiedergibt. Stener Joh. Stenerſen (geſt. als Profeſſor an der Univerſität zu Chriſtiania 1834) gab eine „Udſigt over den Lutherſke Reformation" (II. 1818) und ein „Handbuch der Kirchengeſchichte" (II. 1822), die beide ein vorzügliches Talent für die geſchichtliche Darſtellung und einen vom Chriſtenthume lebendig ergriffenen Geiſt beurkunden. Wir verdanken Stenerſen weiter eine genaue Darſtellung von Hans Hauge's Leben (Theolog. Maanedsſkrift 1827), einen Commentar über Jakob's Brief und einen lateiniſch geſchriebenen über die Pauliniſchen Briefe (**Commentarius perpetuus in epistolas Paulinas. Vol. I—II. 1831 sq**).

(*A. G. Rudelbach.*)

DÄNISCHE STAATSVERTRÄGE, werden ſeit der Einführung des Chriſtenthums und mit Kanut dem Großen nachweislich, welcher im October 1016 einen Theilungsvertrag über England mit dem dortigen Könige Edmund ſchloß. Im J. 1025 beſtimmte er mit Kaiſrr Konrad die Eider zur Grenze, auch die Hand ſeiner Tochter für Heinrich, des Kaiſers Sohn, und 1032 machte er mit Schottland Frieden; 1036 Hardi-Kanut's Erbfolgevertrag mit Norwegen; 1049 Bündniß von Sueno Eſtrithſon mit Kaiſer Heinrich III. gegen Flandern; 1064 Friedensvertrag mit Norwegen nach dem Beſitzſtande; 1067 deſſen Erneuerung mit dem Verlöbniſſe der däniſchen Königstochter an Olaf Kirre; 1071 Bündniß mit Kaiſer Heinrich IV. gegen die Sachſen; 1131 Friedensvertrag von

Nikolaus mit Kaiſer Lothar II.; 1158 Zuſicherung von Waldemar I. von 1000 Mark und wahrſcheinlich auch von Handelsvortheilen für Lübeck an Heinrich den Löwen zur Steuer der Seeräuberei; 1160 Bündniß derſelben gegen die Wenden, und Friedensvertrag des Königs mit Rügen; 1161 Bündniß mit Magnus Erlingſon von Norwegen gegen den dortigen Thronbewerber Haerdebred; Vertrag mit Kaiſer Friedrich I. zur Bekriegung der Wenden und zur Huldigung ohne Dienſtverpflichtung; 1162 Lehnsverpflichtung des Grafen von Holſtein; 1164 Bündniß mit Heinrich dem Löwen gegen die Wenden und Rügier; 1169 Unterwerfungsvertrag von Rügen; 1170 Friedensvertrag mit Norwegen, worin das Lehnrecht über Wigen und die Hoffnung der Thronfolge in Norwegen für den zweiten Prinzen erworben wird; 1179 Friedensvertrag mit Pommern, welches der Seeräuberei entſagt und Lehnrecht übee das Peneland zugeſteht; 1181 Bündniß mit Kaiſer Friedrich I. und Verlobung einer Prinzeſſin mit deſſen Sohne; 1185 Friedensvertrag Kanut's VI. mit Pommern, welches Wolgaſt abtritt und ſich lehnspflichtig erkennt; 1185 Friedensvertrag mit Mecklenburg und deſſen Lehnsverpflichtung; 1193 Friedensvertrag mit Holſtein; 1200 desgl., Rendsburg wird erworben; 1203 Bündniß von Waldemar II. mit Kaiſer Otto IV. gegen die Hohenſtaufen; Friedensvertrag mit dem Grafen von Schaumburg, welcher Lauenburg und ſeine Anſprüche auf Holſtein abtritt; 1210 Lehnsverpflichtung des Herzogs von Pommerellen; 1214 Bündniß mit Kaiſer Friedrich II., welcher alle Erweebungen in dem Reiche anerkennt; 1218 Belehnung des Grafen von Holſtein mit Hamburg; 1220 desgl. mit Saccala und Ungannia in Eſthland an die Schwertbrüder; 1221 Lehnsvertrag über Livland und Eſthland mit den dortigen Biſchöſen; 1222 Bündniß mit dem Biſchofe und Orden von Livland gegen die Ruſſen, mit Verwandlung des ganzen Lehnverbandes in bloße Oberherrlichkeit; 1224 Vertrag mit dem Grafen Heinrich von Schwerin unter kaiſerl. Vermittelung zur Auslöſung des gefangenen Königs; 1225 desgl. mit erſchwerten Bedingungen, alle Lande bis zur Eider, mit Ausnahme von Rügen, werden abgrtreten, und die Rechte der Hanſrſtädte in Dänemark beſtätigt; 1229 Abtretung von Holſtein und Stormarn an den Grafen von Schaumburg; 1230 Vertrag in Vollziehung des von 1225; 1234 Bündniß mit dem Grafen von Holſtein zur Theilung der Stadt Lübeck; 1238 Vertrag mit dem teutſchen Orden über die Abtretung von Jervy in Eſthland und gegen die Ruſſen; 1242 Friedensvertrag von Erich V. mit ſeinem Bruder Abel, welcher der Vormundſchaft über Holſtein entſagt, und mit Mecklenburg, welches ſich lehnspflichtig bekennt; 1247—1248 Friedensverträge mit Abrl, Herzog von Schleswig, unter däniſcher Oberlehnsherrlichkeit; 1251 Veeträge des Königs Abel mit dem eſthiſchen Biſchofe und teutſchen Orden über ſrine Anſprüche auf eſthiſche Lande; 1253 Friedensvertrag von Chriſtoph I. mit dem Grafen von Holſtein zur Rückgabe von Schleswig an Abel's Söhne; 1257 Friede und Bündniß mit Norwegen, dem Schweden beitritt; 1259 desgl. von Erich VI. mit Brandenburg; 1276 Bündniß mit dem ſchwrdiſchen Prinzen Magnus gegen den König von Schweden; 1286 Vertrag mit dem Herzoge von Schleswig über ſeine Lehnspflichten; 1290 Übereinkunft von Erich VII. mit den Herren von Werle und Roſtock über ihre Neutealität im norwegiſchen Kriege; 1295 Waffenſtillſtand mit Norwegen, welches der Falſchmünzerei unter däniſchem Gepräge entſagt; 1296 Vorſtellung der Streitigkriten mit Schleswig zum Schiedsrichterſpruche von Holſtein, und Amneſtie mit Ausnahme der Mörder von Erich VI.; 1298 Bündniß mit dem Stifte Riga gegen den teutſchen Orden für Landabtretung in Eſthland; 1300 Lehnsverpflichtung des Herrn von Roſtock; 1301 Friedensvertrag mit dem Herrn von Wenden und Bündniß mit Roſtock; 1302 Vertrag mit dem Herzoge von Schleswig und ſeinen Verbündeten zur ſchiedsrichterlichen Ausgleichung unter ſich, und zur Unterwerfung von Roſtock; 1306 weitere Ausgleichung mit den Herren von Schleswig und Langeland; 1307 Vertrag mit Lübeck, welches ſich auf 10 Jahre untrrwirft, aber den Handel mit den Feinden des Königs vorbehält; 1309 Friedensvertrag mit Norwegen und Bündniß grgen Schweden: Nordhalland wird mit zweideutigem Lehnsvorbehalte abgetreten, dem Strandrechte, der Zollſteigerung entſagt; 1304—1310 Verträge mit Rügen, wo Gebietsrrchte aufgegeben und Erbfolgerecht erworben wird; 1310 Übereinkunft wegen Kriegshilfe von Schleswig und Pommern; 1310 Friede mit den Brüdern des Königs von Schweden; 1311 geheime Verbündung mit Brandenburg und gegen die Hanſeſtädte; 1312 Brſtimmung der brandenburgiſchen Kriegshilfe gegen Roſtock; Friede mit dirſer Stadt, Beſtätigung ihrrr Privilegirn nnd Handelsfreiheit; desgl. mit Greifswald; Vergleich mit dem ſchwediſchen Prinzen Erich, welcher ſich von der verlobten Nichte des Königs loskauft, und mit ſrinem Bruder Halland als Lehn erhält; neues Übereinkommen mit dem Herzoge von Schleswig; 1314 Grenzberichtigung mit dem teutſchen Orden durch Schiedsrichter und Beſtätigung der Schenkung von Waldemar II.; Verabredung mit dem ſchwediſchen Prinzen Erich für ſeine Thronfolge in Norwegrn; Verteag mit den Ditmarſen, die Hilfe und Abweiſung däniſcher Verbannter zuſagen; 1315 der Fürſt von Anhalt erkennt die Lehnspflicht von Lauenburg an und erhält die Zuſage einee jährlichen Zahlung von 500 Mark nach des Reiches Recht und Gebrauch; Verbündung mit Polen gegen Brandenburg, desgl. mit den Herzogen von Braunſchweig-Lüneburg und von Schleswig, 1316 auch mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg und über die Lehnshilfe mit den Herren von Werle; 1317 Vertrag mit Schleswig wegen gleichmäßiger Verkehrsfreiheit und gegen das Entfremden der Lehnsleute; Friede mit Brandenburg: drn abgefallenen Dänen, namentlich dem Bruder des Königs, wird verziehen; 1318 Bündniß mit dem Könige von Schweden gegen deſſen Brüder; Waffenſtillſtand mit Norwegen und den Söhnen der ermordeten ſchwediſchen Prinzen; 1321 Vertrag von Chriſtoph II. mit dem Herzoge von Halland, welchem Eſthland abgetreten wird; 1322 Bündniß mit Grafen Gerhard von Holſtein; 1326 Verpfändung von Lolland und Falſter an Johann von Holſtein; 1329 deſſen Belehnung mit Femern und weitere Verpfändung; 1332 neue Ver-

Digitized by Google

pfändung an Grafen Gerhard mit Zuziehung von Johann; 1340 Präliminarien unter brandenburgiſcher Vermittlung und Schlußverträge zwiſchen Waldemar IV. und dem Herzoge von Schleswig, ſowie dem Grafen von Holſtein, über Vermählung des Königs mit einer ſchleswigſchen Prinzeſſin, über Einlöſung der Pfandſchaften, und über Kriegshilfe; 1343 Verteag mit Schweden, welches für 49,000 Mark Schonen, Halland, Bleking, Liſter und Huen erhält, nebſt dem Seegebiete des Sundes zur Hälfte, bis in ſeine Mitte; nähere Beſtimmungen zu ſeiner Vollziehung: Anordnung von Schiedsrichtern, Aufhebung des Strandrechtes, Recht des Güterbeſitzes auf beideeſeitigem Gebiete, Gewährleiſtung der abgetretenen Lande und 1344 Hilfszuſage an die Grafen von Holſtein; 1345 Vertrag mit dem Herzoge von Schleswig über die vormundſchaftliche Regierung des Landes; 1346 oder 1347 Verkauf von Eſthland an den teutſchen Orden für 19,000 Mark; 1350 Bündniß mit Polen; 1363 beſtändiger Friede mit Lübeck, Hamburg und andern Hanſeſtädten; 1365 Einigung mit Holſtein, Streitigkeiten der Regierungen durch Schiedsrichter und der Unterthanen durch die ordentlichen Gerichte entſcheiden zu laſſen; 1366 Friede und Anerkennung des Königs Albrecht von Schweden, welcher Gutland, Wisby u. m. abtritt; 1370 Friede mit den Hanſeſtädten, denen eigene Gerichtshalter (Voigte damals, Conſuln jetzt genannt) und Aufhebung des Strandrechts mit Beſtimmung dee Todesſtrafe für Strandräubee, zugeſtanden werden, nebſt Handelsvorrechten; 1376 Bündniß von Olaf II. mit Pommern; 1389 desgl. von Margarethe; 1392 Friede mit dem Herzoge von Schleswig und dem Grafen von Holſtein auf den alten Beſitzſtand; den 20. Jul. 1397 zu Kalmar Vereinigung von Dänemark, Schweden und Norwegen zu Einem Reiche mit gemeinſchaftlicher Regierung und getrennt bleibender Verwaltung; 1398 Freundſchaftsvertrag mit dem teutſchen Orden, deſſen Unterthanen gleiche Handelsrechte mit den Hanſeſtädten bekommen; 1419 von Erich VIII. Bündniß mit Polen und Lithauen gegen Rußland; 1423 Bündniß mit Lübeck und ſechs andern Hanſeſtädten auf eine Kriegshilfe von 1000 Mann gegen feindlichen Angriff; 1426 Freundſchaftsvertrag mit Schottland auf den Grund der frühern, namentlich von 1266; desgl. 1432 mit England, wo die Seeräubee, die auch Menſchen von Norwegen ſortgeſchleppt, aufgeſucht werden ſollen; 1435 Vertrag mit Holſtein wegen des Heimfalls von Femern u. ſ. w.; 1441 Veetrag von Chriſtoph III. mit dem Herzoge von Burgund wegen Entſchädigung für aufgebrachte Schiffe; 1449 Waffenſtillſtand mit England bis zum 29. Sept. 1451, in welcher Zeit über die aufgebrachten Schiffe im Sunde und über alle Streitfragen verhandelt werden ſoll; 1454 Vertrag von Chriſtian I. mit ſeinem Bruder Gerhard, welchem Oldenburg und Delmenhoeſt abgetreten wird; 1456 Bündniß mit Frankeich gegen England; 1460 Entſagung der Anſprüche an Schleswig von Oldenburg, desgl. von Schaumburg; 1462 Bündniß mit den Herzogen Bogislav und Otto gegen Erich von Pommern; 1465 Friede mit Bremen untee Vermittelung von Hamburg und Lübeck; Schutz und Handelsvertrag mit England, von wo der Handel nach Island bei Todesſtrafe verboten bleibt; 1466 Bündniß mit Karl von Burgund und ſeinen franzöſiſchen Genoſſen für Nothfälle und Handelsfreiheit; 1468 Verlöbniß der Prinzeſſin Margarethe mit dem Könige von Schottland, wobei der Steuer von den Hebriden entſagt, die Orkaden verpfändet und wornach ſpäter auch Shetland abgetreten worden; 1472 Vertheidigungsbündniß mit Frankreich; 1476 Waffenſtillſtand auf zwei Jahre mit England, mit Herſtellung des Verkehes, nur nicht nach Island ohne beſondere Erlaubniß; 1489 Friedensvertrag von Johann mit England; es wird für ſeine Verletzung von Unterthanen Entſchädigung geleiſtet, und den Flüchtlingen nur der Aufenthalt auf einen Monat in dem andern Lande geſtattet; 1490 weitere Ausdehnung deſſelben; Freigebung des Handels nach Island, Anſtellung engliſcher Conſuln, aber Bürgſchaftsleiſtung bei der Einfahrt in die Oſtſee, und Sundrecht; Erbtheilung von Schleswig und Holſtein, der Bruder des Königs wählt Gottorp; 1493 Bündniß mit Schottland füe rechtmäßigen Krieg; desgl. mit Rußland gegen den ſchwediſchen Aufſtand; 1498 desgl. mit Frankreich zur Vertheidigung; 1506—1507 Übereinkunft mit Lübeck u. a., beſonders wegen des ſchwediſchen Aufſtandes; 1510 Vertheidigungs- und Handelsvertrag mit Polen; 1511 Angriffsbündniß mit Pommern gegen Stralſund; 1512 Friede mit den Hanſeſtädten, welche die Schweden nicht weiter unterſtützen ſollen; 1513 Bündniß von Chriſtian II. mit den Hanſeſtädten gegen letztere; 1516 erneuerter Vertrag mit Polen; 1517 Bündniß mit Rußland gegen die Schweden und Handelsvertrag; 1519 Vertrag mit den Hanſeſtädten wegen Zollfreiheit gegen einjährige Entſagung des ſchwediſchen Handels; 1522 Einigung mit dem Herzoge von Holſtein-Gottorp über Huldigung und ſchiedsrichterliche Entſcheidung der gegenſeitigen Anſprüche; den 1. Sept. 1524 Waffenſtillſtand mit Schweden unter Vermittlung der Hanſeſtädte nach dem beiderſeitigen Beſitzſtande mit geringen Ausnahmen; 1528 Bündniß von Friedrich I. mit Schweden gegen den entſetzten König Chriſtian II.; desgl. mit Sachſen und Heſſen; 1530 Vertrag mit Schweden über deſſen Rückgabe von Wigen; 1532 mit dem Kaiſer, den Niederlanden und Hanſeſtädten gegen Chriſtian II.; 1533 von Chriſtian III.; desgl. mit den Niederlanden wegen der Sundfahrt; 1534 beſtändige Einigung mit Schleswig-Holſtein; Vertheidigungsbündniß mit Schweden; Vertrag zu Gunſten der Schiffbrüchigen; 1536 Friede mit Lübeck und ihren Verbündeten auch zu Gunſten dee abgefallenen däniſchen Städte; Bündniß mit Sachſen, Braunſchweig und Heſſen für Religionsfreiheit; Vertheidigungs- und Handelsvertrag mit Schweden; die Stände ſollen verhindern, daß ein unruhiger König das gute Vernehmen zwiſchen den Reichen ſtöre; 1538 Beitritt zu dem ſchmalkaltiſchen Bunde; 1540 Verabredung einer Zuſammenkunft mit dem Könige von Schweden; den 15. Sept. 1541 50jähriges Bündniß mit Schweden, während deſſen die gegenſeitigen Anſpeüche ruhen ſollen; Vertheidigungsbündniß mit Frankreich, deſſen Feinden der Sund verſchloſſen wird; 1543

Digitized by Google

Vertrag mit Pommern über die biſchöflichen Rechte auf Rügen; 1544 Bündniß mit Kaiſer Karl V., wodurch dem mit Frankreich und der Zufuhr von Kriegsbedürfniſſen an die Feinde des Kaiſers entſagt wird und Grenzberichtigung mit Schleswig-Holſtein; 1559 Unterwerfungsurkunde der Ditmarſen; 1560 Handelsvertrag von Friedrich II. mit den Hanſeſtädten; 1561 Beſtätigung des Bündniſſes mit Schweden; 1562 desgl. der Verträge mit Rußland, dem der Kaiſertitel gegeben wird; 1563 Kriegsbündniß mit Polen gegen Schweden; 1564 Erbtheilung mit dem Bruder Johann von Holſtein; den 18. Nov. 1568 Friede zu Rotſchild mit Schweden: 1570 desgl. zu Stettin Abtretung von Elfsburg gegen Herriedalen und Jemtland, auch mittelbar Reval; 1575 Beſtätigung dieſes Friedens mit Beſtimmung des Beſitzthums in Livland; 1579 Abtretung von Femern an Holſtein-Oldenburg; 1580 Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Schweden; 1581 Theilung der Erbſchaft von Johann von Holſtein mit Schleswig-Holſtein; die Rechte über Ditmarſen, wie zu Hamburg und Lübeck, bleiben gemeinſchaftlich; 1585 Vertrag mit Polen über die Erbanſprüche in Kurland; 1603 Vertrag von Chriſtian IV. mit Schweden auf den Grund des ſtettiner Friedens; desgl. Grenzberichtigung; Reverſalien an Hamburg und Lübeck wegen der Huldigung; 1613 Friede mit Schweden, Erwerb von Öſel und Sonnenburg, Entſagung des Sundzolls; 1621 Vertheidigungsbündniß mit England, Feinden dürfen keine Geld- und Lebensmittel, noch Kriegsbedürfniſſe zugeſandt werden; Vertrag mit Hamburg über die Huldigung; 1623 Beſtätigung der Einigung von 1533 und des Vertrags von 1570 mit Schleswig-Holſtein; 1624 Vertrag mit Schweden über Streit- und Handelsſachen; 1625 Verträge mit Holland und England über Kriegshilfen und Hilfsgelder gegen den Kaiſer und für den Kurfürſten von der Pfalz; 1628 Bündniß mit Schweden für dieſen Krieg, und beſonders wider die danziger Kaper; den 22. Mai 1629 zu Lübeck Friede mit dem Kaiſer, welcher die Eroberung mit Vorbehalt der Oberherrlichkeit über Holſtein herausgibt; 1634—1637 über gemeinſchaftliche Truppenſtellung mit Schleswig-Holſtein; 1639 Angriffsbündniß mit England; 1640 Theilung der ſchaumburgſchen Erbſchaft mit Holſtein and Erbfolgerecht; 1641 Handelsvertrag mit Spanien; gleiche Behandlung mit den eigenen Unterthanen, nach dem für die Kaiſerlichen geltenden Rechte; Holländer, die in Dänemark wohnen, dürfen nicht nach Spanien kommen; 1644 Friedenspräliminarien mit Schweden; 1645 Friede, Zugeſtändniß der völligen Sundfreiheit, und Abtretung von Herriedalen, Jemtland, Gutland, Öſel und auf 30 Jahre von Halland an Schweden; Handelsvertrag mit Holland, beſonders wegen der Sundſchiffahrt; desgl. mit Frankreich, namentlich auch für das beſtehende Seerecht; 1646 Verabredung mit Holſtein auf den Heimfall des Oldenburgſchen; 1647 Vertrag mit Holland über Unterhaltung der Wahrzeichen für die Schiffer; 1648 von dem Kaiſer auch für Dänemark als ſeinem Verbündeten, und von der Reichsdeputation für Holſtein geſchloſſene weſtfäliſche Friede, Vorbehalt der holſteiniſchen Rechte in Lübeck und Hamburg, oldenburg'ſcher Erwerb des elsflether Zolls; 1649 Vertrag von Friedrich III. mit Oldenburg über das dortige Allode; Vertheidigungsbündniß mit Holland; Zugeſtändniß der Zollfreiheit im Sunde und Belte; 1653 verſtärktes Bündniß gegen England, dem der Sund verſchloſſen wird; Vertrag mit den Herzogen von Braunſchweig über die Belehnung mit dem budjadinger Lande; Aufrufung der Zollfreiheit für die Holländer; 1654 Handelsvertrag mit England, aufrühriſche Unterthanen werden nicht geduldet; 1656 Bündniß mit Holland zum Schutze von Danzig; 1657 verſtärkt; desgl. mit Polen gegen Schweden, und 1658 mit Brandenburg; Friede mit Schweden durch Abtretung von Schonen, Bleking, Bornholm, Bahus und Drontheim; Vertrag mit Holland über den norwegiſchen Handel; mit Holſtein-Gottorp, Abtretung der Lehnsherrlichkeit und des Amtes Schwabſtett; Vertheidigungsbündniß mit Polen gegen Schweden; 1659 desgl. mit Brandenburg; 1660 Friede mit Schweden unter erſchwerten Bedingungen, nur daß Drontheim erhalten wird; gegenſeitig ſollen, wie ſchon früher beſtimmt, beleidigende Schriften und Zerrbilder nicht geduldet werden; 1661 Freundſchafts- und Handelsvertrag mit England; Eintauſch der Inſel Bornholm von Schweden; Räumung von Holſtein-Gottorp; 1663 Handelsvertrag mit Frankreich, Freiſchiff, Freigut; dann Bündniß für den Fall eines teutſchen Krieges; 1665—1667 Vergleiche mit Holſtein-Gottorp über das Contributionsweſen und 1666 Kriegsbündniß mit Holland gegen England; desgl. mit Brandenburg und Braunſchweig-Lüneburg; 1667 Friede mit England auf gegenſeitige Rückgabe des Eroberten; 1670 Schutz- und Handelsbündniß von Chriſtian V. mit England; Verkehr mit allen eigenen Waaren, auch nach den engliſchen Colonien, und gleiches Recht mit dem Begünſtigten; 1672 Vertheidigungsbündniß mit dem Kaiſer und 1673 desgl. mit Holland; 1674 verſtärkt mit Öſterreich, unter Zutritt von Spanien und Holland; 1675 gemeinſchaftliche Regierung und Beſatzungsrecht in den Herzogthümern; Vertrag mit Hannover über deſſen Neutralität und verheißene Vergrößerung im Bremiſchen; Bündniß mit Brandenburg gegen Schweden; 1676 Vertrag mit Brandenburg und über die Eroberung der Fürſtenthümer Bremen und Verden; ferneres Bündniß; 1679 Waffenſtillſtand mit Frankreich und Schweden; Vertrag über einen Congreß; Friede auf den alten Beſitzſtand auch gegen Holſtein-Gottorp; Vertheidigungsbündniß mit Schweden, auch Handelsſachen und Beſchränkung der Schiffahrt von Archangel betreffend; vorläufiger Vertrag mit Hamburg zu deſſen Räumung; 1680 mit Schweden über die Sundfahrt; 1682—1683 Bündniſſe mit Frankreich, Hilfsgelder im Frieden, Abtretung der burgundiſchen Rechte an Jever; Vertheidigungsbündniß mit Brandenburg und Münſter; 1684 Grenzberichtigung in Norwegen mit Rußland; Schiffahrtsvertrag mit Holland; 1688 desgl.; 1689 Herſtellung der Verhältniſſe von Holſtein-Gottorp; Vertrag mit Karl Wilhelm von Anhalt-Zerbſt in Betreff von Oldenburg und Jever; 1689 mit England wegen Hilfstruppen; 1690 Vertheidigungsbündniß mit Schweden; desgl. mit England und Hol-

Digitized by Google

land; 1691 desgl. mit Schweden zum Schutze des Seehandels; geheimer Neutralitätsvertrag mit Frankreich auf Hilfsgelder; Vertrag mit England und Holland wegen der neutralen Schiffahrt; 1692 desgl. mit Hamburg; 1693—1694 Einigung mit dem Biſchofe von Münſter und mehren Fürſten gegen die Kurwürde von Hanover; Beitritt und Hilfsgelder von Frankreich; Schutzbündniß mit Schweden für die neutrale Schiffahrt; Vertrag mit dem Hauſe Braunſchweig über Lauenburg; 1696 Vertheidigungsbündniß mit England und Holland, Entſagung der Schiffahrt nach Frankreich; 1699 Vertheidigungsbündniß mit Rußland; Angriffsbündniß von Friedrich IV. mit Polen; 1700 zur Vertheidigung mit Brandenburg; Friede nebſt Eeläuterung von 1701—1709 mit Holſtein-Gottorp; 1701 Vertheidigungsbündniß mit Öſterreich; desgl. mit England und Holland, mit letzterm auch Handelsvertrag, beſonders wegen der Kriegsbedürfniſſe; 1703 Vertheidigungsbündniß mit Mecklenburg-Schwerin; 1709 mit Polen, gegen Schweden, dann mit Peeußen und Sachſen, auch Münſter, und Angriffsbündniß nach der Schlacht von Pultawa mit Rußland; 1710 Vertrag mit ihm über den Gruß der Keiegsſchiffe; 1710 Vertrag mit Hanover zur Hilfsleiſtung, 1711 über die Verpfändung von Oldenburg; mit Holſtein-Gottorp über Verwaltungsſachen; mit Polen zum ferneen Kriege mit Schweden und über die Eroberungen; 1712 mit Hamburg über deſſen Räumung; 1713 mit Rußland gegen Holſtein-Gottorp; Erkläeung dee Veebündeten über die Beſchlagnahme der teutſchen Lande von Schweden; 1715 Angriffsbündniß mit Hanover gegen Schweden, und Abteetung der Fürſtenthümer Bremen und Verden an daſſelbe; Kriegsbündniß mit Rußland und 1716 wegen des Angriffs von Schonen; 1719 Waffenſtillſtand mit Schweden; 1720 3. Jun. zu Stockholm Friede; Rückgabe der nicht abgetretenen Eioberungen, Aufhebung der ſchwediſchen Zollfreiheit im Sunde; 1727 Bündniß mit Feankreich und England gegen Rußland, wider den Truppenverkauf an andere Mächte, und auf den Fall des Erwerbes von den gottoepſchen Landen durch Entſchädigung drs Herzogs; 1731 Beſtätigung des Handelsvertrags mit Holland, von Chriſtian VI. Gleichmäßige Begrüßung der Kriegsſchiffe mit Rußland; 1732 Caetell mit Hanover; Vertheidigungsbündniß mit Öſterreich und Rußland; zugleich über angebotene Entſchädigung wegen Schleswig; 1733 Erwerb der Inſel St. Croix von Feankreich und Verkehr zwiſchen den beiderſeitigen Colonien; 1734 über Teuppenſtellung an England gegen Zahlung; Vertheidigungsbündniß mit Schweden; 1735 über gegenſeitigen Poſtverkehr; 1736—1744 Verträge mit Hamburg, Widerruf des Verbots der däniſchen Münzen, Grenzberichtigung; 1738 Cartell mit Schweden; 1739 Vertrag mit Hanover übee Schiedsrichterſpruch wegen Steinhorſt; 1742 Vertheidigungsbündniß und Handelsvertrag mit Frankreich gegen Hilfsgelder, und wegen der engliſchen Fiſcherei bei Island; Grundſatz über Hafenſperre; Handelsvertrag mit Spanien, Abzugsfeeiheit wol nicht vollzogen; 1746 Vertheidigungsvertrag mit Rußland; Friede mit Algier; 1747 Beſtätigung der Privilegien von Lübeck zu Bergen; 1748 Handelsvertrag mit Sicilien; 1749—1750 Verabredung und Abſchluß des Austauſches von dem gottorpſchen Landestheile des Herzogs Adolf Friedrich gegen Oldenburg; erneuertes Bündniß mit Frankreich, ſowie Handelsvertrag 1751; Grenzberichtigung in Norwegen mit Schweden; Friede mit Tunis, 1752 mit Tripolis; 1753 mit Marokko; 1754 Hilfsgeldvertrag mit Frankreich; 1756 Handelsvertrag mit Genua; desgl. Schutzvertrag für die neutrale Flagge mit Schweden; Handelsvertrag mit der Türkei, dortiger Zoll 3 Proc.; Abzugsfreiheit; 1757 geheime Übereinkunft mit Spanien;. 1758 Vertrag mit Frankeeich über Truppenſtellung und Abfindung mit dem Großfürſten wegen Holſtein; 1759—1760 Anleihen von Hamburg; 1760 Beitritt zu dem Bündniſſe zwiſchen Schweden und Rußland; 1763 Vergleich mit Mecklenburg wegen Truppenaufnahme; 1765 Bündniß mit Rußland 1766; Handelsbeſtimmung mit Portugal; 1767 vorläufiger Vertrag von Chriſtian VII. mit Rußland über den Austauſch der holſteinſchen Beſitzungen des Großfürſten gegen Oldenburg; Vertrag mit Spanien über die Auslieferung von Überläufern und Sklaven in den Colonien; mit Marokko zu Handel und Vorrang vor den übrigen Europäern; 1768 Vertrag zwiſchen Rußland und Polen wegen der Diſſidenten, für Dänemark mitgeſchloſſen; Anerkennung der Reichsfreiheit von Hamburg und Abtretungen gegen Bezahlung; 1769 Bündniß mit Rußland wegen Schweden; 1772 Friede mit Algier, 5 Proc. Zoll; Abzugsfreiheit mit Sachſen; desgl. mit Mecklenburg-Schweein und Strelitz; gegenſeitige Eeklärung wegen franzöſiſcher Zahlungsrückſtände; ſowie mit Schweden für Aufrechthaltung des Feiedens; 1773 Bündniß mit Rußland in Bezug auf Schweden; Abſchluß mit demſelben über Holſtein; 1776 Abzugsfreiheit mit Oldenbueg; 1777 Poſtverteag mit Lübeck; 1780 Erläuterung des Handelsvertrags von 1670 mit England über Keiegsbedüefniſſe; Übereinkunft mit Rußland wegen bewaffneter Neutealität und für den feſtſtehenden Grundſatz, daß Freiſchiff Freigut mache, und kein Hafen ohne vorhandene Waffengefahr für einlaufende Schiffe geſperrt ſei, daß über die aufgebrachten Schiffe nach gleichmäßigen Rechtsnormen entſchieden, und wegen Verletzung des Rechts der neutealen Flagge Genugthuung gegeben werden müſſe; endlich daß die Oſtſee den Kapern verſchloſſen ſein ſolle; 1781 Abzugsfeeiheit mit Beaunſchweig; 1782 Freundſchafts- und Handelsvertrag mit Rußland, Glaubensfreiheit für die Unterthanen des einen in dem andern Lande iſt ausdrücklich bedungen; 1785 Vertrag mit Saedinien über dortige Schiffsabgaben; 1786 Cartell mit Hamburg; 1788 Waffenſtillſtand mit Schweden wegen des däniſchen Hilfscorps; 1789 Handelsvertrag mit Genua; nach den angefübeten Neutralitätsgrundſätzen; 1790 Abzugsfreiheit mit Münſter, mit Preußen; 1792 mit Baden; 1794 Schutzbündniß mit Schweden für die neutrale Schiffahrt; 1800 vorläufige Übereinkunft mit England wegen der Fregatte Freya; Seeconvention mit Rußland, und 1801 Beitritt zu der von Rußland und Schweden; Waffenſtillſtand mit England und Übereinkunft über die Freiheit der Elbfahrt; Beitritt zu der Seeconvention

Digitized by Google

zwiſchen England und Rußland; 1803 Reichsdeputationsſchluß, welcher für Dänemark unmittelbar die Fürſtenſtimme wegen H. Ploen und die zugeſtandene allgemeine Berechtigung über die Stifter mittelbar, aber auch die Anordnungen Oldenburg betreffend, enthält; 1807 Vertrag mit Frankreich; 1809 Friede von Friedrich VI. mit Schweden nach dem alten Beſitzſtande, Auslieferung der Überläufer und Verbrecher; 1813 Bündniß mit Frankreich zum Kriege wider Schweden, Preußen und Rußland, mit der ganzen Macht; Waffenſtillſtand mit den Verbündeten; 1814 Friede mit Schweden, welches Norwegen erhält und Pommern abtritt, und für weitere Entſchädigung an Dänemark ſich zu verwenden verſpricht, das ſeinerſeits ſich zum Kriege wider Frankreich verpflichtet; mit England, welchem Helgoland abgetreten wird; mit Rußland, welches Zahlung für die künftigen Lieferungen an ſeine Belagerungstruppen vor Hamburg verſpricht; Vertrag mit Preußen zur Herſtellung der Handelsverhältniſſe; Friede mit Spanien, welches die däniſchen Schuldfoderungen anerkennt und die Verträge von 1757 und 1767 erneuert; mit Preußen, welches eine gemeinſchaftliche Liquidationscommiſſion für die gegenſeitigen Foderungen, zu Kopenhagen und ſeine Dienſte zu größern Entſchädigungen als Pommern zugeſteht; 1815 Vertrag mit Preußen, welches Pommern erhält und Lauenburg, nebſt Geldzahlungen, abtritt; Hilfsgeldervertrag mit England für 15,000 Mann, der Mann zu 11 Pf. 2 Schill.; Beitritt zu dem wiener Bündniß wider Napoleon; zu dem teutſchen Bunde wegen Holſtein und Lauenburg; 1817 gegenſeitige Erklärung mit den Niederlanden über die Handelsverhältniſſe und den Vertrag von 1701; 1818 Handelsvertrag mit Preußen auf den Grund der Begünſtigteſten, und nach den Neutralitätsgrundſätzen; 1820 Cartell mit Preußen; Abzugsfreiheit mit Waldeck; 1821 Elbſchiffahrtsacte mit Öſterreich und den übrigen Uferſtaaten, um den Strom von dort, wo er ſchiffbar wird, bis in das Meer mit völliger Freiheit, in Bezug des Handels, zu beſchiffen; 1822 Abzugsfreiheit mit Naſſau; Übereinkunft mit Schweden wegen der norwegiſchen Schuld; 1823 Abzugsfreiheit mit Heſſen-Darmſtadt; Cartell mit Hamburg; desgl. mit Mecklenburg-Strelitz, auch Schwerin; Übereinkunft mit Schweden wegen der Übernahme von Verbrechern und Landſtreichern; 1824 Handelsvertrag mit England auf den Fuß der Gleichheit und mit Ausſchluß der Colonien; 1825 Abzugsfreiheit mit den Niederlanden; 1826 Freundſchafts- und Handelsvertrag mit Nordamerika auf den Fuß der Gegenſeitigkeit, aber mit dem Ausſchluſſe von Island, den Farderinſeln, Grönland und den Plätzen jenſeit des Vorgebirges der guten Hoffnung; Abzugsfreiheit mit Oldenburg; Liquidationsreceß mit Hanover wegen der lauenburger Schuld; Handelsvertrag mit Schweden, auf den Fuß der Gleichheit mit den obenerwähnten Ausnahmen, ſowie wegen des Salz- und Coloniehandels; 1827 Abzugsfreiheit mit Rußland; desgl. mit der Schweiz; 1828 Handelsvertrag mit Braſilien auf den Fuß der Begünſtigteſten und ſehr ausführlich; 1829 desgl. in ebenmäßiger Norm und Form mit Mexico.

Man ſieht, für den Handel und die Schiffahrt iſt die däniſche Diplomatik ſehr geſchäftig und auch glücklich geweſen, gleichwie die Dänen die Frachtſchiffahrt unter den kriegführenden Mächten ſehr fleißig und eifrig betrieben haben. Man ſieht ferner, daß die Verhandlungen ein veränderliches und oft auch ſchwankendes Ziel haben. Das völkerſchaftliche däniſche Intereſſe iſt der Kern, der immer wieder zuſammenſchießt, von dem ſich Ausſchüſſe nach der Themſe und Newa verbreiten, ohne Feſtigkeit dort zu gewinnen, welcher ſich mit dem norwegiſchen und ſchwediſchen zu vereinigen ſucht, ohne es vollenden zu können, und der ſeine Wurzeln mit den teutſchen verwickelt. Durch Letzteres erhält die Verhandlung über die ſtändiſche Verfaſſung ihre Eigenthümlichkeit, wodurch ſie theilweiſe Gegenſtand der Diplomatik werden kann, da ſie für die däniſchen Lande von den teutſchen Bundesverhältniſſen unabhängig, für Holſtein und Lauenburg aber von ältern und neuern Verträgen und der Bundesacte abhängig iſt, wozu noch die enge Verbindung zwiſchen Holſtein und Schleswig kommt. Das Nebenland iſt alſo in einer ſtärkern Stellung als das Hauptland.

Auszüge und literariſche Nachweiſungen über die Verträge bis 1794 enthält das Repertoire des traités de Danemarc par de *Reedtz*. Nachweiſung und die meiſten derſelben ſeit 1733 der Récueil des traités von Martens. Aus der neuſten Zeit die Allgemeine Zeitung. (*v. Bosse.*)

DANZI (Franz), geboren zu Mannheim im J. 1760. Sein Vater, Innocenz, war erſter Violoncelliſt der dortigen damals beſonders im ausdrucksvollen Geſange ausgezeichneten und als trefflich anerkannten Kapelle. Dieſer wurde der erſte Lehrer des zu allem Guten mit Anlagen und Fleiß verſehenen Knaben, der im Clavierſpiel und im Singen ſehr gute Fortſchritte machte; das Violoncellſpiel wurde ſpäter angefangen und mit Luſt gepflegt. Dabei wurden die nöthigen Schulwiſſenſchaften nicht im Geringſten verſäumt, vielmehr that er ſich in allerlei Bildung vor vielen Muſikern bedeutend hervor, ſodaß er als unterrichteter Weltmann überall zu Hauſe war. Daß er auch zur Compoſition ſchöne Anlagen in ſich trug, wies ſich ſchon ſeit ſeinem zwölften Jahre aus, wo er aus eigener Luſt Lieder und kleine Sätze für ſein Violoncell ſetzte und mit Beifall vortrug. Von Jugend an war das Ausdrucksvolle, ſanft Melodiſche und überhaupt Geſanggemäße, nach dem Vorbilde der mannheimer Schule und ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach, bei weitem das Vorherrſchende, dem er auch lebenslang treu blieb, ob er ſchon begriff, daß man ſich auch damals vor der Menge damit nicht zu beſonderm Aufſehen erheben könne. Verſchmähete er auch das Bravourgewaltige, mächtig Eingreifende und vollends das Großartige keineswegs, ſo hatte er doch frühzeitig gelernt, es als ein Feld anzuſehen, deſſen Bebauung er Andern zu überlaſſen habe, die von der Natur mehr als er dazu berufen ſchienen. Als die mannheimer Kapelle und Oper im J. 1778 nach München verſetzt wurde der Regierungsveränderung wegen, kam auch Franz als Violoncelliſt mit

Digitized by Google

nach München, und wurde von dem neuen Stande der Dinge in die vielſeitigſte Thätigkeit, beſonders zu einer Componirluſt, gebracht, die faſt zu groß genannt werden muß. Außer vielen kleinen Werken hat Gerber neun Opern und Operetten namhaft gemacht, die größtentheils mit Beifall gegeben wurden und viel Schönes enthalten, ohne jedoch durch Genialität ſich auszuzeichnen. Die vorzüglichſten ſind die beiden letzten: „Iphigenia in Aulis“ und „die Mitternachtsſtunde.“ Dieſe letzte kann noch jetzt als eine ſehr unterhaltende Kammermuſik benutzt werden, da ſie zu Bonn im J. 1801 im vollſtändigen Clavierauszuge gedruckt wurde. Im J. 1790 heirathete der geachtete Mann die Tochter des dortigen Theaterdirectors, Margaretha Marchand, einen Liebling des Publicums, als Sängerin, Schauſpielerin und Clavierſpielerin ausgezeichnet, dazu ein liebenswürdiges Mädchen. Das glückliche Paar nahm und erhielt im J. 1791 Urlaub zu einer Kunſtreiſe auf unbeſtimmte Zeit. Italien wollten ſie durchziehen, nachdem ſie ſich in Teutſchland gezeigt hätten. Unter Guardaſoni entzückte die liebliche und geiſtvolle Frau als Sängerin und er als Muſikdirector die Städte Prag und Leipzig, ſodaß Alle, die ſie hörten, noch jetzt ihrer mit größter Freude gedenken. Namentlich war ſie unübertrefflich als Suſanna in Mozart's Figaro, als Doria in Cimaroſa's Matrimonio segreto, als Nina in Paeſiello's Nina und als Bauermädchen in Martini's Una cosa rara. Auch ſie hatte ihren größten Reiz mehr einer geſchmackvollen Geſammtbildung, der zierlichſten Munterkeit ihres anſpruchloſen Weſens und einer geiſtreichen Anmuth in ihrer ganzen Erſcheinung, als einer großen Bravour zu verdanken, die erſt in der Folge ihr Eigenthum wurde, als ſie in Italien ihre Siege feierte, namentlich in Florenz und Venedig. Im J. 1794 und 1795 war ihr Ruhm auf das Höchſte geſtiegen. Allein das anhaltende Singen auf den großen italieniſchen Theatern hatte ſie zu ſehr angegriffen. Sie verließen Italien und begaben ſich im J. 1796 nach München zurück, wo Beide mit offenen Armen empfangen und in ihre offen gelaſſenen Stellen wieder eingeſetzt wurden. Er erhielt das Amt eines Vice-Kapellmeiſters, das ihn vielfach beſchäftigte, ſowie auch die junge, beliebte Frau trotz ihrer Kränklichkeit äußerſt thätig wirkte. Im J. 1799 wurde ihr Geſundheitszuſtand bedenklich und 1800 hatte ſie an den Folgen einer ſchnellen Verzehrung im 32. Lebensjahre zum Bedauern Aller vollendet. D. war untröſtlich; die Verwaltung ſeines Amtes am Orte, wo ſeine Gattin die Zierde der Oper geweſen war, wurde ihm noch ſchmerzlicher, als das üble Verhältniß, in welchem er mit dem Kapellmeiſter Peter Winter ſtand. Ein Ruf nach Stuttgart war ihm daher ſehr willkommen; im J. 1807 übernahm er dort die Hofkapellmeiſterſtelle, die ihm jedoch nicht lange zuſagte der vielen Veränderungen wegen, die damals in Würtemberg überhaupt vorgenommen wurden und ſich auch auf die Kapelle und das Theater ausdehnten. Er bewarb ſich daher um die Kapellmeiſterſtelle in Karlsruhe, die er auch erhielt und thätig verwaltete bis an ſeinen Tod. In treuer Verwaltung ſeines Berufes und im fleißigen Componiren vollbrachte er ſeine Tage, ohne jemals wieder zur Stille und Zufriedenheit ſeines Herzens zu gelangen. Er hat über 100 Werke faſt in allen Gattungen der Muſik herausgegeben; eine viel größere Zahl iſt ungedruckt geblieben. Seine zahlreichen Inſtrumentalcompoſitionen, deren viele eine Zeit lang ſehr beliebt waren, treten ſeit der neuen Erhebung derſelben freilich zunächſt zurück, ſodaß ſie jetzt nur noch geſchichtlich genannt werden. Selbſt als Virtuos ließ er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht mehr öffentlich hören. Unter ſeinen Geſangwerken machten nicht wenige großes Glück, und mehre derſelben werden noch jetzt geſungen, oder verdienen es wenigſtens. Außer ſeinen letzten Opern, die ſchon erwähnt wurden, haben beſonders ſeine Solfeggien großen Nutzen gebracht und ſind noch ſehr beachtenswerth. Als Geſanglehrer gehörte er unter die vorzüglichſten; Neigung, Kenntniſſe und Erfahrungen der beſten Art waren in ihm vereinigt; von der früheſten Jugend an hatte er nicht blos das Vorzüglichſte gehört, ſondern ſelbſt geübt und Andern darin geholfen. Seine ältere Schweſter Franziska, geb. 1756, und 1775 an den berühmten Virtuoſen auf der Hoboe, Ludwig Aug. Le Brun, in München verheirathet, gehörte unter die ausgezeichnetſten Sängerinnen ihrer Zeit nicht blos der außerordentlichen Höhe ihrer Stimme wegen. Sie war in ihrem Vaterlande ebenſo berühmt, als in England und Italien, war auch die Hauptlehrerin der unvergeßlichen Gattin ihres Bruders geweſen. Unter D.'s gedruckten Geſangwerken ſind ganz vorzüglich ſeine dreiſtimmigen Geſänge für zwei Soprane und Baß, italieniſch und teutſch, mit Begleitung des Pianoforte, Op. 16. Nr. 1 und 2, und noch mehr ſeine ſechs italieniſchen Quartetten für zwei Soprane, Tenor und Baß mit obligater Begleitung des Pianoforte zu empfehlen. Sie werden ſo lange willkommen ſein, als einfach ſchöner Geſang noch etwas gilt. In ſeinen letzten Jahren in Karlsruhe verfaßte er vorzüglich nicht wenige geiſtliche Geſänge für den dortigen Singverein, deren allermeiſte ungedruckt geblieben, aber des Druckes ſehr werth ſind, und zwar in jeder Hinſicht. Sein treffliches Te Deum ſollte wenigſtens der Welt nicht vorenthalten werden. Er ſtarb allgemein geachtet und geliebt im J. 1826. — Ein Violiniſt Johann Danzi und ein Baßſänger dieſes Namens, die zu ſeiner Zeit lebten und von welchen nichts Beſonderes zu melden iſt, dürfen mit ihm nicht verwechſelt werden. *(G. W. Fink.)*

DANZIG. Belagerungen von Danzig in den Jahren 1807—1813. Nachdem der größere Theil der preußiſchen Armee durch die verhängnißvollen Tage an der Saale im October 1806 entwaffnet war, und Erfurt nebſt Magdeburg, ſowie die Feſtungen an der mittlern und niedern Oder den Franzoſen faſt ohne irgend einen Widerſtand die Thore und die Übergänge über die von ihnen beſchützten Ströme öffneten, wurde Napoleon zu glauben verleitet, daß es ihm gelingen würde, die preußiſche Monarchie bis an ihre öſtlichſte Grenze in einem Anlaufe zu beſetzen. Unbekümmert ließ er daher Colberg, Danzig und Graudenz in der linken Seite ſeiner Operationslinie liegen. Als er jedoch zwiſchen den Niemen

Digitized by Google

und der Weichſel auf einen unerwarteten Widerſtand geſtoßen und auf den zuletzt genannten Fluß zur Gewinnung und Sammlung neuer Kräfte ſich zurückzuziehen veranlaßt ſah, ſo wurde dem franzöſiſchen Kaiſer die Nothwendigkeit des Beſitzes jener Oſtſeefeſtungen von jetzt an fühlbar; denn die weithinſtreifenden Entſendungen der Beſatzungen (z. B. Schill, Graf, Krokov) fielen der franzöſiſchen Armee mindeſtens ſehr unbequem. Überhaupt konnte die Wichtigkeit jener Punkte, welche durch die Lage am Meere mit andern Theilen der Monarchie, ſowie mit dem Hilfe bietenden Rußland und England in Verbindung traten, nicht länger verkannt werden, ſobald der Krieg auf ſeine eigentliche Form, die eines mit ähnlichen Kräften ausgemachten Zweikampfes, zurückgeführt war. Von beiden Theilen ſcheint auch die ungewöhnliche Bedeutung des Kampfes um Danzig, eines Punktes, der durch ſeine Lage an der Ausmündung eines großen Stromes ins Meer für dieſes, ſowie für das benachbarte Land gleich wichtig wird, damals wohl erwogen und erkannt zu ſein. Dafür ſpricht wenigſtens die Art und Weiſe, in der man ſich hierzu rüſtete. Die Enceinte Danzigs gehört dem Mittelalter an. Sie war daher mit engen Baſtionen verſehen, welche wegen ihrer unverhältnißmäßigen Höhe und wegen der Kürze ihrer Flanken eine ſehr geringe Grabenvertheidigung gewähren. Mit der allmäligen Entwickelung der fortificatoriſchen Syſteme erweiterten und veränderten ſich die Werke. Die öſtliche Front dieſer Feſtung liegt am Rande des Weichſelthals ſehr niedrig und kann durch Inundationen verſtärkt werden; dagegen lehnt ſich deren Weſtſeite an den hügeligen Thalrand, von deſſen Beſitze Danzigs Schickſal abhängt. Als die wichtigſten unter den hier gelegenen Terrainerhebungen iſt der Biſchofsberg und der etwas nördlichere Hagelsberg zu nennen; Weichſelmünde und Fahrwaſſer, eine halbe teutſche Meile nordwärts von Danzig, bilden abgeſonderte Forts und beherrſchen vollſtändig die Mündung der Weichſel in das Meer. Zwiſchen dieſen Werken und Danzig war an dem Vereinigungspunkte der Mottlau mit der Weichſel ein Blockhaus erbaut, welches bei der damaligen Vertheilung der fortificatoriſchen Anlagen für die benachbarten Weichſelufer als Zwiſchenpunkt von Wichtigkeit erſchien. Alle dieſe Werke hatte man jedoch früher, und ſelbſt ſeit der Beſitznahme Danzigs durch Preußen, ſehr vernachläſſigt. Es war nothwendig, ſie zum Theil ſo gut als ganz neu wieder zu errichten. Am 2. Nov. 1806 begann man dieſe weitläufigen Arbeiten unter den ſchwierigſten Umſtänden, da es an Geld, an Arbeitern und an Arbeitsmaterial fehlte, um jene zu Stande zu bringen. Sogar ein hartes Froſtwetter ſtellte ſich dieſem Unternehmen während des nunmehr begonnenen Winters entgegen, ſodaß deſſen Ausführung den damit beauftragten Officieren zum bleibenden Ruhme gereicht. Doch ſchwerlich würde es ihnen gelungen ſein, hätte Napoleon, worauf oben hingedeutet iſt, Danzig in dieſer Zeit nicht unberückſichtigt gelaſſen. Jedoch unter dieſen Umſtänden gewann die Garniſon Zeit, bis gegen Mitte März 1807 die nothwendigſten Arbeiten zu Stande zu bringen. Die Beſatzung beſtand aus 12,000 Mann Infanterie, etwa 2000 Artilleriſten und ungefähr ebenſo viel Cavalerie. Als Gouverneur wurde im Laufe des Winters der General Graf Kalkreuth vom Könige aus Oſtpreußen nach Danzig geſchickt; Artillerieofficier vom Platze war der damalige Hauptmann von Holtzendorff, und Ingenieurofficier vom Platze der Lieutenant Pullet. In Danzig befanden ſich 261 Geſchütze, und in Weichſelmünde nebſt Neufahrwaſſer außerdem 83. Vor dem Beginnen der Belagerung wurde die Beſatzung durch 3000 Mann Ruſſen nebſt 1500 Koſaken unter Fürſt Tſcherbatow verſtärkt. Inzwiſchen war durch die franzöſiſche Occupation Polens bei den Bewohnern dieſes Landes der Wunſch nach Wiederherſtellung ihrer Selbſtändigkeit erregt. Während daher die Franzoſen zu Anfange des Jahres 1807 gegen Königsberg vorrückten, bildeten ſich auf deren Veranlaſſung zahlreiche Corps polniſcher Inſurgenten, welche die Weichſel entlang bis Meve, Dirſchau, Marienburg und Stuhm ſtreiften, ſowie in Hinterpommern, ſelbſt Bütow, Lauenburg und Stolpe beunruhigten. Auch wurden dieſe Streifcorps bald durch Sachſen, Badener und Franzoſen verſtärkt, und die von der Beſatzung entgegengeſchickten Truppen vermochten ihnen nicht immer die Spitze zu bieten. Am 10. März ſahen ſich die Vertheidiger auf die Vorſtädte zurückgedrängt; am 11. März brannten daher dieſelben die dem Glacis bis auf 800 Schritte nahe liegenden Häuſer nieder. Das Belagerungscorps, welches vom Marſchall Lefèvre befehligt war, und aus franzöſiſchen, badiſchen und polniſchen Truppen beſtehend, im Ganzen etwa 35,000 Mann ſtark war, begann nunmehr die Belagerungsarbeiten. Nachdem mancherlei Vorarbeiten von Seiten der Belagerer ausgeführt waren, eröffneten ſie in der Nacht von 1. zum 2. April 900 Schritt vom gedeckten Wege die Trancheen. Der Hauptangriff war gegen den Hagelsberg gerichtet. Da die Belagerten dieſe Abſichten der Gegner ſogleich erkannten, ſo entwickelte ſich eine Reihe der blutigſten Kämpfe, in welchen man ſich gegenſeitig durch Ausfälle und durch Gegenarbeiten das Terrain auf das Hartnäckigſte ſtreitig machte. Dennoch vermochte die Beſatzung nicht zu verhindern daß am 9. die erſte Parallele dem Biſchofsberge gegenüber, ſowie am 11. die zweite vor dem Hagelsberge auf 300 Schritte vor dem gedeckten Wege eröffnet wurde. Da es den Belagerern am 15. April gelang, ſich am rechten Weichſelufer, der Nordſpitze des Holmes gegenüber, feſtzuſetzen, ſo hatten ſie ſomit einen bedeutenden Fortſchritt errungen, da durch dieſe Operation von jetzt an nicht nur der Holm bedroht, ſondern ſogar Danzigs Verbindung mit dem Meere erſchwert war. Während dieſer Begebenheiten wurde der Belagerungspark aus den kürzlich von den Franzoſen genommenen Feſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin, ſowie aus Warſchau, vervollſtändigt, und mit den neu angehäuften Mitteln begannen die Belagerer in der Nacht vom 23. zum 24. April das Bombardement, vornehmlich aus den vor dem Hagelsberge errichteten Werken. Trotz der kräftigſten Gegenwehr war in der Nacht vom 26. die Eröffnung der dritten Parallele 100 Schritte von der Crête des Glacis bewirkt. In der Nacht vom 6. zum 7. Mai gelang es den Belagerern vom linken

Digitized by Google

Weichſeluſer auf Kähnen nach dem Holm überzuſetzen, die dortige, nur aus Ruſſen beſtehende Beſatzung zu überraſchen, und ſich in Beſitz dieſer für Danzig ſo wichtigen Gegend zu ſetzen. Denn von jetzt ab war an eine erfolgreiche Verbindung dieſer Feſtung mit dem Meere nicht mehr zu denken; wol aber ihr nahe bevorſtehender Fall vorauszuſehen, da eine Ergänzung der verbrauchten Vorräthe unmehr unausführbar war. Inzwiſchen beſchloß man im Hauptquartier der Verbündeten den Entſatz von Danzig zu veeſuchen; aber, wie es ſcheint, wurden die desfallſigen Verhandlungen nicht geheim genug gepflogen. Denn gegen die Mitte des Monats Mai landete zwar General Kaminskoi mit 6 — 7000 Ruſſen bei Neufahrwaſſer, während der damalige Oberſt von Bülow mit 3000 Peeußen auf dee friſchen Nehrung von Pillau her vorrückte. Dagegen hatte aber Napoleon noch zeitig genug das Belagerungscorps durch 8000 Mann verſtärken laſſen; und während die Preußen ihre Expedition auf die Nehrung vereitelt ſahen, ſchlugen ſich die Ruſſen, welche den Holm von Weichſelmünde her wieder zu erobern bemühet waren, am 15. Mai vergeblich gegen Oudinot. Kaminskoi mußte mit einem Verluſte von 1500 Mann eine feſte Stellung in und bei Weichſelmünde ſuchen. Die Aebeiten gegen den Hagelsberg wurden während deſſen unausgeſetzt foetgeführt, obſchon die Feanzoſen der Zeit vom 8. bis 15. Mai bedueften, um das Couronnement des Glacis zu vollenden. Einige Tage ſpätee beachten ſie die Descente zur Ausfüheung. Noth und Entbehrung, ſowie Mangel an Vertheidigungsmitteln, eeeeichten bei den Belagerten während dieſer Zeit einen hohen Grad. Gleichzeitig hatte, ſeit dem Verluſte des Holmes und der Nehrung, die Hoffnung auf Entſatz der Feſtung aufgehöet. Davon ſich zu überzeugen fand die Beſatzung ſchon am 19. Mai Gelegenheit, als ein engliſches, mit Munition, Lebensmitteln und Geld beladenes Schiff es an dieſem Tage wagte, von Weichſelmünde aus der Stadt zuzuſegeln. Nachdem es dem Feuer eines Theiles der franzöſiſchen Uferbatterien entgangen, war es an der Südſpitze des Holmes nicht ebenſo glücklich, ſondern es ſtrandete daſelbſt und fiel in feindliche Gewalt. Unter ſolchen Umſtänden entſchloß ſich der Graf Kalkreuth, von dee Unzulänglichkeit ſeiner Vertheidigungsmittel gegen einen nahe bevorſtehenden Sturm überzeugt, nach einer 51tägigen Belagerung am 25. Mai eine Capitulation einzugehen, welche der Garniſon einen ehrenvollen, freien Abzug zuſicherte, und dem Könige ein tapferes, bewährtes Coeps unter der Bedingung erhielt, daß daſſelbe ein Jahr lang ſich des Kampfes gegen Frankreich enthalten ſolle. So leiſteten der Graf Kalkreuth und die Beſatzung dem Vaterlande den überaus großen Dienſt, dieſen politiſch und ſtrategiſch wichtigen Platz in einer ſo kritiſchen Zeit lange erhalten und durch ein treffliches Beiſpiel zur Wiederbelebung des in der preußiſchen Armee damals tief geſunkenen Geiſtes kräftig mitgewirkt zu haben. Am 27. Mai zog die bis auf 7000 Mann zuſammengeſchmolzene Garniſon nach Pillau ab; und bald darauf wuede auch Weichſelmünde und Neufahrwaſſer ohne fernern Angriff, auf Befehl des Königs, den franzöſiſchen Behörden übergeben. Die Geſchichte dieſer Belagerung lernt man aus folgenden Schriften kennen: **Plümicke**, Skizzirte Geſchichte der Belagerung von Danzig im Jahre 1807 (Berlin 1817). **Précis du siège de Dantzick en 1807 par** *Kirgener* (**Par.** 1807). **Blech**, Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs von 1807 — 1814 (Danzig 1815). 1. Bd. **Siège de Dantzick en 1807 par** *Nibuatnias*, (*St. Aubin*) (**Par.** 1818). Die Peeußen in Danzig (Berl. 1808).

Durch den Frieden von Tilſit wurde Danzig mit einem von Napoleon willkürlich dazu geſchlagenen Gebiete zum ſelbſtändigen Freiſtaate, in welchem die franzöſiſchen Behörden als Herren ſchalteten, umgeſchaffen. Danzig war damals der Franzoſen wichtigſter Waffenplatz an der Oſtſee, und ſie benutzten die darauf folgenden Jahre, zumal die vom J. 1811 — 1812, deſſen Feſtungsweeke in einem ſo Ehrfurcht gebietenden Zuſtande, wie ſelbige bis dahin noch nie geſehen worden waeen, zu verſetzen. Im Weſentlichen beſtanden dieſe Verbeſſerungen und Erweiterungen in Folgendem: Vor dem Hagels- und Biſchofsberge wurden neue detachirte Weeke, welche eines Belagerers zu ſchnelles Vorrücken aufhalten ſollten, angelegt; der Hagels- und Biſchofsberg ſelbſt jedoch duech neue gemaueete Werke, welche durch gedeckte Communicationsgalerien mit dem Hauptwalle in Verbindung geſetzt waeen, verſtärkt. Die Vorſtadt Kenipab wurde mit einem tüchtigen Brückenkopfe verſehen, und die rückfoeter Schanze in ein erweiteetes Fort umgewandelt. Nicht minder, als auf die Stadt und deren nächſte Umgebungen ſelbſt, war die Aufmerkſamkeit auf Sicheeung ihree Verbindung mit dem Meeee gerichtet. Zu dem Ende hatten die Franzoſen den wichtigen Holm, durch die auf demſelben angelegten Werke, gleichſam in eine neue ſelbſtändige Feſtung verwandelt; und um die Verbindung zwiſchen dieſer Inſel und Weichſelmünde feſtzuhalten, die die Weichſel und deren Ufer beherrſchenden Forts Napoleon und Hautpoult nöedlich der Holmſpitze und rechts der Weichſel angelegt. Die Weſterſchanze, damals Fort Montebello genannt, gewährte in ihrer nunmeheigen Ausſtattung bedeutende Mittel zur Vertheidigung von Neufahrwaſſer und der Weſterplatte. Während des Wintees von 1812 — 1813 hatte die franzöſiſche Aemee ihren Untergang in Rußland gefunden, und ein großer Theil der Trümmer ſuchte und fand auf ihrer Flucht vor verfolgenden Feinden im Januar 1813 einen Zufluchtsort in Danzig. Das Gemiſch, ein Zeugniß der Größe der jetzt untergehenden Herrſchaft Napoleon's, war ſo mannichfach, daß man in dieſem Augenblicke 22 Nationen in der Beſatzung unterſchied. Dieſe wurde jedoch nicht aus ſolchen Entkommenen allein gebildet; denn ſchon beim Antritte des Rückzugs der großen Armee war die 15,000 Mann ſtaeke, 30 Infanteriediviſionen nebſt 1500 Deagonern aus Mecklenburg nach Königsberg in Marſch geſetzt. Auch dieſe Truppen, die Arrièregarde jener fliehenden Teümmer bildend, rückten jetzt in Danzig ein. General Rapp, Adjutant des Kaiſers Napoleon, war von dieſem zum Befehlshaber in Danzig ernannt. 600 Geſchütze befanden ſich in dieſer durch ihre Lage und wegen der darin aufgehäuften Kriegsvor-

Digitized by Google

räthe gleich wichtigen Feſtung. Es waren an 30 bis 40,000 Soldaten, unter denen aber 14 Generale und gegen 2000 Officiere, hier zuſammengeſtrömt. Zum Unglücke der Vertheidiger hatte man außer dieſen noch 10,000 Kranke mit hineingeſchafft, durch welche man jene verderblichen, anſteckenden Lazarethkrankheiten in Kurzem in der furchtbarſten Geſtalt in dieſem Orte ausgebildet ſah. Das Miasma verbreitete ſeine zerſtörenden Wirkungen mit ſolcher Heftigkeit, daß in dieſen Monaten an 10,000 Einwohner von Danzig und an 15,000 Mann der Beſatzung ihr Leben an bösartigen Fiebern verloren. General Rapp ſoll Anfangs Mai nur 11,000 Combattanten, deren Zahl ſich jedoch ſpäter wieder vermehrte, gezählt haben. Während der Belagerung wurden unter General Rapp die Arbeiten des Ingenieurcorps von General Campredon, ſowie die Artillerie vom Oberſten Richemond befehligt; für die Leitung der Marineunternehmungen befand ſich der Contreadmiral Dumanoir in der Feſtung. Seit dem 17. Januar wurde Danzig von etwa 12,000 Ruſſen, meiſtentheils leichten Truppen, berennt. Da aber dieſe Truppenzahl kaum hinreichte die ausgedehnten Werke dieſer Feſtung nur nothdürftig zu beobachten, ſo waren ſie allerdings nicht im Stande den Ausfällen, welche General Rapp veranſtaltete, nachdrucksvollen Widerſtand entgegenzuſtellen. Dieſe Ausfälle wurden bis Anfang März vielfach wiederholt, zu welcher Zeit die Anzahl der gedachten Erkrankungsfälle auf eine erſchreckende Weiſe zugenommen. Da die Belagerer von dieſem Zuſtande der Dinge unterrichtet waren, ſo wurde von ihrer Seite, als unter günſtigen Auſpicien, am 5. März mit Tagesanbruch ein allgemeiner Angriff auf die öſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Fronten der Feſtung, inſoweit die möglichſt ausgebreiteten Überſchwemmungen es zuließen, angeordnet; aber wegen ihrer Schwäche ohne Erfolg ausgeführt. Hiernach begnügte ſich das Belagerungscorps vorläufig mit Ausführung einer einfachen Blokade, welche jedoch von Seiten der Belagerten durch mehre erfolgreiche Fouragirungen unterbrochen wurde. Bisher hatte der ruſſiſche Generallieutenant Löwes den Befehl über die Blokade geführt; welchen am 23. April der ruſſiſche General der Cavalerie, Herzog Alexander von Würtemberg, übernahm, während man das ihm untergeordnete ruſſiſch-preußiſche Corps bis auf 40,000 Mann verſtärkte. Der am 4. Juni zu Poiſchwitz in Schleſien zwiſchen den kriegführenden Monarchen abgeſchloſſene Waffenſtillſtand fand auch auf Danzig Anwendung. Dieſe einſtweilige Waffenruhe, welche bis zum 23. Aug. 1813 ausgedehnt wurde, benutzte General Rapp, um Zeit zur Verſtärkung verſchiedener Werke zu gewinnen. Ebenſo wendete der Herzog von Würtemberg dieſe günſtige Gelegenheit zur Vorbereitung von Stellungen und zum vorläufigen Beginn von Belagerungsarbeiten an. Wichtiger als dieſes war unſtreitig die im Monate Juni erfolgte Ankunft von 80—90 größern und kleinern ruſſiſchen Kriegsfahrzeugen, welche zum Theil eine Stellung an der Mündung der Weichſel nahmen, zum Theil bedeutende Kriegsvorräthe, welche zu Dirſchau magazinirt wurden, herbeiführten. Dieſer Flotte folgte ſehr bald eine engliſche, welche einen Belagerungspark landete. So hatte man ſich im Verlaufe des Waffenſtillſtandes von beiden Seiten nach Kräften zum Beginn der Belagerung vorbereitet. Am 27. Aug. ließ der Herzog von Würtemberg Langenfuhr und Neu-Schottland angreifen. Dieſe Orte wurden nur nach einem blutigen Gefechte genommen, und noch in der nämlichen Nacht, unter Leitung des Oberſtlieutenants Pullet, fortificirt. Dieſer Mann, welcher 1807 als Lieutenant und Ingenieur von Platz zur Vertheidigung von Danzig ſo thätig beigetragen hatte, leitete jetzt einſichtsvoll und muthig, wie damals, die Ingenieur-Arbeiten des Belagerungscorps. Am 2. Sept. begann die ruſſiſche Flotte, welcher ſich eine engliſche Fregatte nebſt einer Brigg angeſchloſſen, das Bombardement der Strandbatterien bei Fahrwaſſer. Dieſer Angriff wurde ſpäter, jedoch ohne Erfolg, in der Abſicht, die Werke an der Weichſelmündung zu entwaffnen, wiederholt. Zur nämlichen Zeit ſchwoll die Weichſel während 14 Tagen zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe an, ſodaß ſich die Fluthen des Stromes mit denen der Radaune und der Mottlau in der weiten Niederung zu einem Meere verbanden. Der untere Theil der Stadt war gleichfalls überſchwemmt, und verſchiedene Befeſtigungswerke, deren Wiederherſtellung viele Arbeit verurſachte, litten nicht wenig durch dieſe Überfluthung. Am 10. und 11. Sept wurde um die Höhen von Ohra, Stolzenberg und Schidlitz mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft. Die Verbündeten behaupteten ſich in Folge dieſer blutigen Gefechte als Herren der genannten Poſition. Am 17. Sept. nahmen die Verbündeten Schellmühl, Amerkoff und Aſchbude, und legten auf dem gewonnenen Terrain ſtark befeſtigte Werke an; ein Verfahren, welches im Laufe dieſer Belagerung ſeit der Zeit, in welcher der Herzog von Würtemberg das Commando übernommen hatte, bis zur Eröffnung der Parallelen, ſtets beobachtet wurde, ſodaß ſich die Verbündeten der Feſtung gegenüber gleichſam in einem verſchanzten Lager befanden. Durch jene Beſetzung von Schellmühl hatten die Belagerer ihre Stellung bis an das linke Weichſelufer ausgedehnt und ſich zu deſſen Herren gemacht. Es kam nun den Alliirten beſonders darauf an, vor Eröffnung der erſten Parallele eine geſicherte Anlehnung für den rechten Flügel ihrer Stellung zu gewinnen. Am 10. Oct. griffen ſie daher die Höhen bei den Schottenhäuſern an. Dieſe Stellung war ſtark befeſtigt; dennoch wurde ſie nach einer hartnäckigen Vertheidigung am folgenden Tage genommen und behauptet. Im Plane des das Belagerungscorps commandirenden Generals lag es, durch ein anhaltendes Bombardement die anſehnlichen, in der Feſtung aufgehäuften Vorräthe zu vernichten. Die ſo eben eroberten ſchottenhäuſer Höhen wurden ſogleich für dieſen Zweck benutzt, indem daſelbſt ſehr bald Batterien für 142 Geſchütze erbaut waren, deren Feuer ihr Ziel nicht verfehlte. Wie ſehr die Stadt bei dieſem und ähnlichen Angriffen litt, läßt ſich leicht denken. Die Congreveſchen Raketen ſollen ſich hierbei beſonders wirkſam erwieſen haben. Bisher hatte man die Belagerten in Ungewißheit zu erhalten geſucht, wo, ob gegen den Hagels-

Digitized by Google

oder gegen den Biſchofsberg, der Hauptangriff geführt werden würde. Nun war die Beſatzung aus dem vorliegenden Terrain ſo weit zurückgedrängt, und die Vorbereitungen aller Art waren ſo weit gediehen, daß in der Nacht vom 1. zum 2. Nov. die Eröffnung der erſten Parallele, und zwar vor Stolzenburg gegen den Biſchofsberg, 700 Schritte von deſſen äußerſten Werken entfernt, wirklich ausgeführt wurde. Vom 17. Nov. an wurde die Stadt mit der ganzen Anzahl von 131 Geſchützen aus der erſten Parallele bombardirt. Hierbei, wie bei den übrigen dahin gehörigen Operationen, hatte ſich die Thätigkeit des commandirenden Artillerieofficiers, des ruſſiſchen Oberſten Schulmann, beſonders bewährt. Die von den Franzoſen ſtark befeſtigte Jeſuitenſchanze wurde von denſelben in der Nacht des 21. verlaſſen, da ſie ſich daſelbſt durch eine von den Schottenhäuſern herabgeführte Approche (denn die Stürmung dieſer Schanze wollte der Herzog von Würtemberg zur Schonung ſeiner Truppen nicht unternehmen laſſen) umgangen ſahen. Durch Beſitznahme dieſes Punktes gewann die erſte Parallele an Stärke und Ausdehnung Daher konnte der Biſchofsberg am 27. aus 150 Geſchützen beſchoſſen und beworfen werden, in Folge deſſen dieſes Werk ſein Feuer ſehr bald aufgab. Wirklich wurden auch noch am Abende deſſelben Tages um 8 Uhr die Feindſeligkeiten eingeſtellt, und am 29 Nov. eine Capitulation abgeſchloſſen, welche jedoch einer höchſten Orts nachzuſuchenden Beſtätigung unterworfen werden ſollte. Es war verabredet, daß der aus Franzoſen beſtehende Theil der Beſatzung, nachdem ſie auf dem Glacis das Gewehr geſtreckt haben würde, unter der Bedingung, in Jahr und Tag gegen die Verbündeten nicht dienen zu wollen, nach Frankreich zu transportiren ſei. Die andern Nationen angehörenden Truppen ſollten in ihre Heimathen geführt werden. Dieſe Capitulation fand jedoch keine Beſtätigung durch den Kaiſer Alexander. Unterm 29. Dec. 1813 kam man daher wegen einer gleich darauf zur Ausführung gebrachten andern Capitulation überein, in Folge deren der franzöſiſche Theil der Garniſon ſich nach Rußland in Kriegsgefangenſchaft abgeführt ſah. Zugleich mit Danzig wurde Weichſelmünde, Neufahrwaſſer, der Holm und die übrigen mit dieſen in Verbindung ſtehenden Werke den Alliirten übergeben. So kamen dieſe, nach einer länger als 11monatlichen Blokade, und 26 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, in Beſitz einer der ſtärkſten und wichtigſten Feſtungen des Cantinents, in welcher man über 1300 Geſchütze fand. Der von beiden Theilen bewieſenen Ausdauer wird jeder Unparteiiſche Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Garniſon war bei der Capitulation bis auf 15—16,000 Mann, unter denen ſich 14 Generale, über 1000 Officiere nud ebenſo viele Adminiſtrationsbeamte beſanden, zuſammengeſchmolzen. Aber auch die Stadt und deren Bewohner hatten in dieſer Zeit der Noth unerhörte Drangſale und Verluſte erlitten. Von 60,000 Einwohnern, welche Danzig ſonſt zähtte, war deren Zahl bis auf 13,000 herabgeſunken. Außer den niedergebrannten Vorſtädten waren in der Stadt ſelbſt 300 Speicher eingeäſchert. Der vierte Theil der bürgerlichen Wohnungen war mehr oder weniger beſchädigt, und das Dominikanerkloſter brannte, ſowie 70 andere Häuſer, vollſtändig ab. Quellen für die Geſchichte dieſer letzten Belagerung von Danzig ſind: Plümicke, Skizzirte Geſchichte der Belagerung von Danzig im Jahre 1813 (Berlin 1817). Le siège de Danzig en 1813 par M. *de M.* (Par. 1814). Blech, Geſchichte der ſiebenjährigen Leiden Danzigs von 1807—1814. 2. Th. (Danzig 1815). Düring, Tagebuch über die Belagerung der Stadt Danzig im Jahre 1813 (Berlin 1817). Relation de la défense de Danzig en 1813 par *d'Artois* (Par. 1820). Öſterreichiſche militairiſche Zeitſchrift 1825. 8. u. 9. Heft. (*v. Gansauge.*)

DAPSA *Ziegler* (Insecta), Schwammkugelkäfer. Eine Gattung Käfer aus der Ordnung den Trimeriden, nach Latreille (*Cuvier*, Règne animal ed. 2. V, 159) in die erſte Familie derſelben, Fungicolae, zwiſchen Eumorphus und Eudomychus geſtellt, von Sturm (Katalog meiner Inſektenſammlung I. 1826. S. 44) in die Familie Coccinellidae geſtellt, aus Eudomychus *Fabr.* geſondert, eigentlich aber zu Eumorphus gehörig (ſ. d. Art). Die Kennzeichen ſind: Das dritte Fühlerglied iſt länger, als die vorhergehenden und folgenden; die Keule der Fühler iſt ſchmal, eng, die Glieder ſtehen ſeitlich aus einander und das letzte iſt faſt eiförmig Es ſind kleine, in Schwämmen lebende Käferchen. Dejean (Catalogue de Coléoptères, p. 132) führt zwei Arten auf, D. trimaculata *Megerle* (bipunctata *Ziegler*) aus Öſterreich, Ungern, D. trisignata *Dej.* aus Spanien; Dahl (Coleoptera und Lepidoptera 1823) führt noch nigricollis aus dem Bannat auf, und Latreille (l. c.) zieht ſeinen Eumorphus Kirbyanus hierher. (D. *Thon.*)

DAPTRIUS *Vieillot* (Aves), Fribin, franzöſiſch. Eine aus Linné's Genus Falco geſonderte Raubvogelgattung mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel gerade, ſtark, an den Seiten zuſammengedrückt, mit behaarter Wachshaut; der Oberkiefer gewölbt, mit hakiger Spitze, der untere kurz, eckig, an der Spitze ſtumpf oder ſchwach ausgerandet; die Naſenlöcher rundlich, ſchief; Augengegend, Wangen, Kehle nackt; die Tarſen ſchwach, von mittlerer Länge, geſchildet, die mittlere Zehe iſt die längſte; die Krallen von mittlerer Länge, ſpitzig; die dritte, vierte, fünfte Schwungfeder ſind die längſten; der Schwanz iſt zugerundet und beſteht aus zwölf Federn. Es iſt nur eine Art bekannt.

D. ater. *Vieillot* (Galérie des Oiseaux pl. 5. falco aterrimus *Temminck* Planches color. pl. 37 et 342 im mittlern Alter). Ganz ſchwarz, an der Schwanzwurzel eine weiße, bei jüngern ſchwarz punktirte Binde, die nackte Haut des Geſichts fleiſchfarben; die Wachshaut gelb, der Schnabel bleifarben, die Tarſen gelb. Länge 16 Zoll. In Guinea und Braſilien. (D. *Thon.*)

DAPTUS *Gebler* (Insecta). Eine Käfergattung, aus der Ordnung der Pentameriden, welche Latreille (*Cuvier*, Règne animal ed. 2. IV, 389) zur Section Quadrimani, Dejean (Species général des Coléoptères III. et IV.) theils unter dem Namen Acinopus zu

Digitized by Google

ſeiner Familie Harpalii*), theils (eine Art, ſ. unten) zur Familie Feronii zieht. Kennzeichen ſind: Die Fühler ſind vom fünften Gliede an ſchnurförmig, der Thorax iſt nach Hinten plötzlich verengt und die hintern Ecken desſelben ſind ſpitzig; der eine Kiefer ſteht vor und iſt ſehr ſpitzig; die vier vordern Beine ſind, beſonders am Männchen, ſtark mit kleinen Dornen beſetzt. Als Art gehört hierher Ditomus vittiger *Boeber* (Daptus vittatus, Entomographia rossica II. Var.? Dit. vitt. *Germar* Coleopterorum Species novae, p. 2), blaßbraun, unten ſchwarz, die Flügeldecken geſtreift, auf beiden Seiten in der Mitte mit einem großen braunen Flecke. Lebt auf dem Kaukaſus. Im angezogenen Werke (Ent. ross.) finden ſich noch Abbildungen und Beſchreibungen von D. pictus und chloroticus. Dieſen letztern erhebt indeſſen Dejean (l. c. III, 22) zum Typus der Gattung Cardiaderus mit folgenden Kennzeichen derſelben: Die zwei erſten Tarſenglieder bei dem Männchen erweitert; das letzte Palpenglied lang, ſchwach eiförmig, faſt in eine Spitze auslaufend; Fühler fadenförmig, ziemlich lang; die Lefze kurz, quer, viereckig; die Mandibeln ziemlich vorragend, ſchwach gebogen, ziemlich ſpitzig; in der Mitte des Kinns ein geſpaltener Zahn; Bruſtſchild herzförmig, gewölbt, hinten ziemlich verengert; Flügeldecken ziemlich lang, parallel, wenig gewölbt. — Uns ſcheinen dieſe Kennzeichen wenig abweichend, wiewol Dejean von „caractères essentiels" ſpricht, die ſich indeſſen auf etwas „un peu plus, un peu moins" beſchränken.

Daptus chloroticus *Fischer* (Entomographie l. c. II. p. 10. No. 3. t. 46. f. 8. Pogonus luridus, *Sturm*, Catalog. p. 186), blaßgeblich; der Thorax herzförmig, hinten verſchmälert (iſt ſchon Gattungskennzeichen); die Flügeldecken punktſtreifig; 3½ — ¾ Linien lang. In den Steppen Sibiriens. (D. *Thon*.)

DASCILLUS *Latreille* (Insecta), welcher Name vor dem von Paykull, Atopa, als der ältere bleiben muß. Eine Käfergattung aus der Tribus Cebrionides, in der Familie Serricornes, der Ordnung Pentamera von Linné unter Chrysomela gezählt. Die Fühler ſind bei beiden Geſchlechtern einfach, d. h. nicht ſägeförmig; die Mandibeln ſtehen wenig vor, ſind faſt dreieckig und ganz unbedeckt; das letzte Palpenglied iſt abgeſtutzt oder ſehr ſtumpf, der Körper eiförmig. Typus der Gattung iſt: D. cervinus *Linné* (unter Chrysomela und ed. *Gmelin* unter Cryptocephalus; Cistela und Atopa cervina *Fabricius*; Crioceris cinerea, *Marsham*, Ent. brit. — Var. β. *Paykull* et *Gyllenhal*, Insecta suecica. Atopa cinerea *Fabricius*, Chrys. cervina *Linné* Fauna suec. *Olivier*. Cryptoc. cinereus, *Linn.* ed. *Gmel.*). Länglich-eiförmig, braun, dicht mit blaſſen Haaren bedeckt; der After und die Klauen unten etwas röthlich (*Degeer* Ins. IV. t. 9. f. 8). Var. β. braun, Fühler, Flügeldecken, Füße und After blaßrothgelb. Vielleicht Weibchen? Etwa drei Linien lang, ohne die Fühler. Im Frühjahre häufig auf Hecken, namentlich auf Weißdorn, in Teutſchland, Frankreich, Italien, England, Schweden. (D. *Thon*.)

*) Wir beſitzen den 4. Bd. noch nicht, um genauer citiren zu können.

DASYORNIS *Vigors*. Vogelſippe aus der Familie der Droſſeln, nachſtehendermaßen charakteriſirt: Schnabel ſtark, etwas gebogen, mit ſcharfer Firſte; die obere Kinnlade kaum gezähnt; die Naſenlöcher an der Baſis des Schnabels länglich, oval, zum Theil bedeckt; Flügel kurz, abgerundet; erſte Schwungfeder kurz, die folgenden bis zur fünften von zunehmender Länge, die fünfte, ſechste und ſiebente faſt gleich, die übrigen von abnehmender Länge; Schwanz verlängert, abgeſtuft; Füße ſtark, von mittelmäßiger Länge; Hinterzehe ſtark, mit langem Nagel; Ferſen hinten mit kleinen Schildern, vorn glatt; am Mundwinkel deutliche, rückwärts gebogene Borſten. Die Arten ſtehen der Sippe Timalia nahe und ſind in Afrika und Auſtralien zu Hauſe.

1) Motacilla africana *Gm.* le flateur *Vaill.* Afr. pl. 112. f. 2. Größe des Sperlings, allein mit ebenſo langem, abgeſtuftem, zugeſpitztem Schwanze, deſſen Fahnen weitläufiger an dem Schafte der Ruderfedern ſtehen und faſt immer abgeſtoßen; oben rothbraun, Flügel und Schwanz ebenſo; auf den Schultern, dem Kopfe, Rücken und den Schenkeln und an der Kehle ſchwärzliche Flecken; untere Seite gelbbraun. Ein kurzgeflügelter Rohrvogel, der in der Nachbarſchaft der Kapſtadt häufig vorkommt.

2) Dasyornis australis *Horsf.* Oben bräunlich, unten heller; Kehle und Bauch in der Mitte weiß; Schwung- und Ruderfedern roſtbraun, untere Deckfedern mehr gelblich, Schnabel und Füße bloß. Länge 11 Zoll. (*Boie*.)

DATOLITH. Ein Mineral, das aus borarſaurem, gewäſſertem Kalkſilikat beſteht (36,60 Kieſel, 34,00 Kalk, 21,67 Borarſäure, 5,5 Waſſer nach Vauquelin), von weißer und grüner, in das Gelbe und Grüne ſich ziehender Farbe, undeutlicher Spaltbarkeit, unebenem Bruche mit etwas Fettglanz, mehr oder weniger durchſcheinend, etwas minder hart als Feldſpath, und mit einem ſpecifiſchen Gewichte von 3,0 bis 3,3. Es findet ſich derb, mit eckig körniger Abſonderung und in aufgewachſenen kleinen Kryſtallen. Die Grundgeſtalt der Kryſtalle iſt ein unter 102° 30′ geſchobenes vierſeitiges Prisma, die Endfläche etwas ſchief (unter 91° 41′), auf die ſcharfen Seitenkanten aufgeſetzt, die ſcharfen Seitenkanten zuweilen (unter 116° 9′) zugeſchärft, auch wol die Seitenkanten abgeſtumpft. Überdies finden ſich auch noch Abſtumpfungen der Endkanten, der untern ſcharfen Ecke und augitartige Zuſchärfungen (von 122°; 115° 45′ und 77° 4′). Die Prismen ſind gewöhnlich niedrig und bilden Druſen. Wurde zuerſt von Esmark mit Kalkſpath und Prehnit auf den Magneteiſenſteinlagern bei Arendal in Norwegen gefunden, und dann auf Utoë, kommt aber auch gangartig mit Quarz im Grünſteine bei Andreasberg am Harze, auf Kalkſpathgängen im Sandſteine bei Sonthofen in Tyrol, ferner in trachytiſchen und baſaltiſchen Geſteinen auf der ſeiſſer Alpe und bei Clauſen in Tyrol, bei Edinburgh, in Connecticut und Neu-Jerſey in Nordamerika, bei Wolfſtein in der Rheinpfalz vor.

Der Botryolith von graulich-, röthlich- und gelb-

Digitized by Google

lichweißer Farbe, welcher als kleintraubiger oder nierenförmiger Überzug mit excentriſch-faſeriger Structur, ohne Glanz, und faſt undurchſichtig auf Kalkſpath bei Arendal vorkommt und mit dem Datolith gleiche Härte und Schwere beſitzt, kann als Abänderung des Datoliths angeſehen werden, ſcheint aber wenige Borarſäure zu enthalten. (*Germar.*)

DAUN, der Kreisort in dem rheinpreußiſchen Regierungsbezirke Trier, hat zwei verſchiedenen Geſchlechtern den Namen gegeben, wovon das eine Herrenſtandes, das andere urſprünglich nur Ritterſtandes geweſen. Dem Herrengeſchlechte von Daun ſonder Zweifel entſproſſen war Uroldus, der 17. Abt von Prüm (ſeit dem J. 1009), der, wie wir aus dem Beſtätigungsbriefe Kaiſer Heinrich's II. vom 17. Oct. 1017 erſehen, zu Ehren des Erlöſers und ſeiner geheiligten Mutter das Collegiatſtift in Prüm begründete, und mit den Gütern zu Wittenbach, Stadtfeld und Lußheim, die er als Precarie erworben, begiftete. Uroldus ſtarb 1018 und wurde in der von ihm erbauten Stiftskirche beerdigt, laut einer Inſchrift, die ſich jedoch, bei dem Abbruche dieſer Kirche, im J. 1822 nicht mehr vorfand. Adalbero de Duna erſcheint als Zeuge in des Erzbiſchofs Udo von Trier Urkunde für das St. Simeonsſtift vom J. 1075, ſowie in dem Stiftungsbriefe der Abtei Springiersbach vom J. 1107, hier nach Gerlach von Rommersdorf und vor Hermann von Virnenburg, dort nach Stephan von Sponheim und vor Cuno und Adalbero von Malberg, daß demnach in Anſehung ſeines Herrſchildes kein Zweifel walten kann. Neuere Forſcher legen ihm einen Sohn Heinrich bei, und wollen denſelben in Kaiſer Heinrich's VI. Beſtätigungsbriefe für Springiersbach, vom J. 1193 finden; dieſe Urkunde, in welcher Heinrich von Dune zwiſchen Hermann von Neumagen (oder de Samiatze, wie Tollner, und nach ihm Hontheim, ergötzlich genug! leſen) und Friedrich von Merl, alſo zwiſchen unzweifelhaften Miniſterialen, genannt wird, beweiſet vielmehr auf das Bündigſte, daß er des Edelherrn Adalbero Sohn nicht ſein konnte. Wir würden ſogar in Adalbero den letzten ſeines Stammes erblicken, ohne die Urkunde vom 9. Aug. 1187, worin Gottfried und Friedrich von Virnenburg ihre Grafſchaft der trieriſchen Kirche zu Lehen auftragen, und worin es am Schluſſe heißt: „acta sunt hec in presentia illustris Henrici comitis Palatini Reni nec non nobilium virorum Walrami comitis in Spanheim Conradi de Blankenheim et Wilhelmi domini in Duna.“ Dieſe von Günther mitgetheilte Urkunde iſt aber nur in der Abſchrift vorhanden, und da auch der Stiftungsbrief der Abtei Springiersbach einzig von dem trieriſchen Erzbiſchofe Bruno beſiegelt geweſen, befinden wir uns außer Stande, von dem Siegel dieſer Herren von Daun eine Nachricht zu geben.

Des Rittergeſchlechtes von Daun Stammvater iſt unbezweifelt jener Richardus, Bruder der Stifterin Benigna, der unter den Miniſterialen des Pfalzgrafen Siegfried der erſte unter den Zeugen des ſpringiersbacher Stiftungsbriefes genannt wird. Den Beinamen von Daun führte er nicht, indeſſen läßt der Rufname Richard, der bei den ſpätern Rittern von Daun ſo beliebt, ſowie das Geſchäft ſelbſt — das neue Geſtift lag in dem Umfange des nachmals ſo genannten Gröfferreichs, deſſen Voigtei bei dem Geſchlechte von Daun erblich war — keinen Zweifel übrig von Richard's Verwandtſchaft mit den ſpätern Voigten von Gröff, als deren eigentliches Stammhaus demnach das bedeutende Dorf Gröff an der Moſel zu betrachten iſt. Gebhardi will unſerm Richard einen Sohn Gottfried, und über zwölf Tochtermänner beilegen; gegen ſolche Freigebigkeit müſſen wir aber proteſtiren; die Worte der Urkunde vom J. 1104 „testibus his .... Richardo fratre eiusdem supramemorate mulieris. Godefrido filio ipsius. Filiarum maritis Duodechino. Theoderico. Wernero. Hermanno — Giselberto u. ſ. w. zeigen deutlich, daß Gottfried der Sohn der Frau Benigna, daß Dudechinus, Theodoricus u. ſ. w. der Frau Benigna Schwiegerſöhne geweſen, und ſcheint auch die Zahl der Schwiegerſöhne bedeutend vergrößert dadurch, daß der Schreiber unterließ, den Unterſchied zwiſchen ihnen und den folgenden Zeugen bemerkbar zu machen. Statt jenes angeblichen Sohnes Gottfried glauben wir einen wirklichen Sohn des erſten Richard zu finden in jenem pfalzgräflichen Ministerial Richardus de Duna et filius ejus [1]), der des Pfalzgrafen Wilhelm Vergabungsbrief für Springiersbach von J. 1136 unterzeichnete, und von welchem der gelehrte Crollius annimmt, daß er die Voigtei zu Gröff als Lehen des Pfalzgrafen beſeſſen habe. Richardus und Daniel de Duna erſcheinen in einer Urkunde von 1179, in einer Geſellſchaft, die ſchlechterdings nicht erlaubt, ſie für etwas anderes, als für Miniſterialen zu halten, und Richardus de Duna iſt unter den Zeugen der Belehnung über Stahleck, welche der Erzbiſchof Philipp von Cöln der Pfalzgräfin Irmentrud und ihrer Tochter Agnes ertheilt (1189—1190), und zwar hat er ſeinen Platz zwiſchen Konrad von Boppard und zwiſchen dem cölniſchen Mundſchenken, (das müſſen wir anführen, weil man noch in der neuern Zeit die von Daun den Herrengeſchlechtern anreihen wollte). Daß Henricus de Duna 1193 vorkomme, iſt ſchon früher erinnert worden. Jacobus de Dune et frater ejus Daniel befinden ſich unter den Miniſterialen, welche des Pfalzgrafen Heinrich Verzichtbrief auf die Schirmvoigtei der trierſchen Kirche, vom 6. April 1197 bekräftigen. Henricus de Dune, des Königs Miniſterial, Wilhelmus de Dune, ſodann Jakobus de Dune werden in König Philipp's Gnadenbriefe für Coblenz, vom J. 1203 genannt. Jakobus de Duna erſcheint als Ministerialis beati Petri in des trierſchen Erzbiſchofs Johann Urkunde vom J. 1204, und mag wol eine Perſon ſein mit dem 1223 vorkommenden Jacobus de Dune. Henricus de Dune et Willelmus cognatus suus befinden ſich unter den Zeugen des in

1) Die ganze Stelle lautet alſo: „Richardus de Duna et filius ejus Henricus et fratres ejus de Ulmena,“ woraus Engelmann die gemeinſchaftliche Abſtammung derer von Daun und Ulmen herleiten möchte. Allein die ganze Anordnung widerſpricht dieſer Anſicht; wir können auch hinzufügen, daß das Original zwiſchen filius ejus und Henricus einen ſehr deutlichen Punkt zeigt.

Digitized by Google

Betreff der Pfarrei Engers, 1209 errichteten Vergleiches. Henricus de Dune iſt unter den Zeugen einer Urkunde von 1218. Richardus de Dune wird unter den Zeugen der Schenkung genannt, welche Otto von Wykerad 1229 dem Kloſter Capellen mit dem Pfarrſitze zu Eſch machte, und befindet er ſich hier zwiſchen dem Burggrafen von Rheineck und zwiſchen Herimannus, dem nobilis advocatus Colon.; er mag auch wol eine Perſon ſein mit dem Richardus imperialis aulae camerarius, der in Kaiſer Friedrich's II. Verordung gegen die Autonomie der biſchöflichen Städte, d. d. Aquileja, April 1232 unter den Zeugen vorkommt. Henricus de Duna iſt unter den fidelibus et ministerialibus nostris, welche des Grafen Wilhelm von Jülich Schenkung für das Kloſter Dürvenich, April 1234, bekräftigen, wird auch eine Perſon ſein mit dem Henricus de Duna, welcher, der erſte nach den viri nobiles, ab Seiten des Herzogs von Limburg den mit dem Erzbiſchofe Konrad von Cöln errichteten Vergleich, in Betreff des Witthums der Gräfin Bertha von Hochſtaden, gebornen von Montjoye, unterzeichnete (Donnerstag nach Dreikönigen 1246). Gerhard von Dune erſcheint in einer Urkunde vom 11. Sept. 1273. So weit die diplomatiſchen Beſtimmungen, mit denen die Stammtafel, welche der Graf Wilhelm Johann Anton von Daun für den berühmten Spener ausarbeiten ließ, mehrentheils übereinſtimmt. Nach dieſer Stammtafel hatte Richard 1179 zwei Söhne, Jakob und Daniel, die 1197 urkundlich als Brüder vorkommen, und mit denen ſich das Haus in zwei Hauptlinien theilte. Daniel's Sohn, Werner (1209). wurde der Vater eines Wiricus, der die Herrſchaft Oberſtein an der Nahe erheirathete und im J. 1224 mit Heinrich dem Jüngern, Herrn zu Wartheim, wegen der Schirmvoigtei des Kloſters Enkenbach in Zwiſt lag. Die Streitenden erwählten den Grafen Friedrich von Leiningen zum Schiedsrichter, und dieſer wies beide mit ihren Anſprüchen ab. Es ſcheint jedoch nicht, als ob Wirich dieſem Ausſpruche Folge geleiſtet habe, denn ſein Enkel, ebenfalls Wirich genannt, verkaufte 1291 mit Genehmigung ſeiner Hausfrau, Kunegunde von Wartenberg, verſchiedene von der enkenbacher Schirmvoigtei abhängende Dörfer an den Biſchof Eberhard von Worms. Von der Burg Oſthofen, bei Alzei, aus, die er gemeinſchaftlich mit ſeinem Schwager Konrad von Wartenberg beſaß, beunruhigte Wirich nicht nur das benachbarte worms'ſche Gebiet, ſondern auch die Reiſenden ohne Unterſchied, bis der Biſchof Landolf von Worms das Raubneſt überfiel und gänzlich zerſtörte (1241). Die beiden Ritter kündigten dem Biſchofe Fehde an, wurden aber vom Könige Konrad zur Ruhe gewieſen, und Wirich mußte denſelben auf ſeiner Römerfahrt begleiten. Nachher (1249) findet ſich Wirich in König Wilhelm's Lager vor Ingelheim, dann, den 15 Jul. 1257, unter den Zeugen der von König Richard der Stadt Oberweſel verliehenen Urkunde, dann im J. 1261 in Worms, wie er den Zwiſt der Stadt mit Jakob von Stein abzuthun ſuchte. Das Gewerbe, das er früher im Wormsgau getrieben, ſcheint er an der Moſel haben fortſetzen zu wollen, denn die Gesta Trevirorum berichten, daß der trieriſche Erzbiſchof Arnold II. das von ihm *auf dem* Berge bei Uerzig errichtete Schloß, captivis castrensibus davastavit (1248). Im J. 1266 erkennt er, als einer der Gemeinen Herren der Burg Wartenberg, das Recht der Abtei Otterberg an der Waldmark bei Otterberg an, und im J. 1278 bekennt er gemeinſchaftlich mit dem Raugrafen von Beimburg, daß ſie einen Theil der Saline zu Brethe und ihr Eigenthum zu Gudelingen, an die Abtei Wadgaſſen gegen eine Korngülte zu Freimersheim und die Güter zu Tittelsheim, vertauſcht haben. Wirich's Hausfrau, Kunegunde, ſtarb der 26. Nov. 1307. Sein Sohn Wirich III. führte noch im J. 1285 den Beinamen des Jüngern, nannte ſich damals ſchon condominum de Lapide superiori, erſcheint in Urkunden vom J. 1293 und 1299, und ſtarb den 14. April 1299, ſeine Witwe Iſengard, die man für eine Tochter Philipp's von Falkenſtein und Münzenberg hält, den 5. Feb. 1304. Söhne von ihm mögen die Brüder, Wirich IV., genannt Landir, Herr von Oberſtein, und Philipp I. von Daun, Herr zum Stein, geweſen ſein, von denen jener im J. 1320, 1324, 1329, dieſer 1319 und 1320 vorkommt. Philipp ſtarb unbeerbt, und bereits 1324 iſt von ſeiner Witwe Liſa (Orig. Bipont. II, 309) die Rede; Wirich Landir hingegen hinterließ einen Sohn, Konrad oder Kuno von Daun, vielleicht auch noch zwei andere Söhne, Philipp und Wirich, von welchen Humbracht meldet, daß ſie den jüngſten Bruder, Konrad, gezwungen haben das väterliche Erbe ihnen zu überlaſſen und in den teutſchen Orden zu treten. Konrad ſoll ſich darauf in Preußen aufgehalten haben, jedoch nach Philipp's Ableben, und nachdem Wirich 1329 im Bette ermordet worden, in ſein Vaterland zurückgekehrt ſein. Er ſoll ſich ferner mit Agnes von Hohenfels verlobt, und da ſolche als Braut verſchieden (in den Orig. Bipont. II, 309 wird zwar der Agnes, Gemahlin Konrad's von Daun bei den J. 1329 und 1336 gedacht), ſich mit ihrer Schweſter Jutta vermählt, und ſein Leben 1342 geendigt haben. Er iſt ohne Zweifel der Cone von Dune Here zum Steyne, der am Mittwoch nach Andreastage 1337 mit dem Erzbiſchofe Balduin von Trier, mit dem Grafen von Veldenz, mit dem Wildgrafen Friedrich von Kyrburg und mit Ägidius von Daun ein Bündniß gegen den Wildgrafen Johann von Daun errichtete und nicht minder derjenige Cone de Duna, von welchem Graf Johann von Sponheim zu Starkenburg am Samſtag vor Matthäi 1338 berichtet, daß er von Sponheim zu Lehn trage des Thal dictam Ydardal cum villis quibusdam sitis prope bannum de Branbach; Stücke, die fortan nur mehr Afterlehn ſein ſollten, da Graf Johann eben damals die oberſte Lehensherrlichkeit an Trier übertrug. Wirich V. von Daun, Herr zu Oberſtein, und Emich I. ſind ungezweifelt Kuno's Söhne, denen vielleicht auch noch ein Johann beizufügen, der 1349 Wappen und Schild derer von Daun zu Oberſtein führte. Wirich V. erſcheint in Urkunden bis zum J. 1361. Er, ſein Bruder und ſeine Mutter Agnes befehdeten den Wildgrafen Friedrich, und nahmen ihn und ſeinen Sohn Gerhard im J. 1344 gefangen. Emich I. von Daun, Herr zu Ober-

Digitized by Google

ſtein, trat 1354 in des Erzbiſchofs Boemund von Trier Lehenspflicht, verheirathete ſich im Frühjahre 1356 mit des Wildgrafen Gerhard von Kyrburg Tochter Agnes, und verkaufte den 2. März 1372 um 400 ſchwere mainzer Gulden, gut von Gold, die Voigtei zu Briedel an der Moſel an das Erzſtift Trier; er war nämlich in der Schlacht auf der baſtweiler Heide, unweit Geilenkirchen, 21. Aug. 1371 in feindliche Gefangenſchaft gerathen, und mußte ſich mit ſchwerem Gelde loskaufen. Er hinterließ mehre Kinder, die gemeinſchaftlich mit ihrer Mutter, nach dem Tode Otto's, des letzten Wildgrafen von Kyrburg, der der Frau Agnes von Oberſtein Vatersbruder, die geſammten wildgräflichen Lande in Anſpruch nahmen. Es widerſetzte ſich ihnen aber der Rheingraf Johann, der mit einer Bruderstochter der Frau Agnes verheirathet, bereits vor dem Hintritte des Wildgrafen Otto zum Beſitze des Landes gekommen war. Es entſpann ſich Fehde, dann eine gerichtliche Klage. Die von Daun eroberten im J. 1410 Kyrburg und Brunkenſtein, verloren im nächſten Jahre beide Schlöſſer, und bequemten ſich, nach ihrer Mutter Tode, 1414, zu einem gütlichen Vergleiche, der ihnen einige Zehnten zuwies, die ſie aber erſt im J. 1449 übernehmen konnten. Emich II., von Emich's I. Söhnen vermutlich der ältere, ſtarb im J. 1413, der jüngere, Philipp III., wurde nebſt ſeinem Bruder Emich auf St. Laurentienabend 1409 vom Erzbiſchofe Werner von Trier belehnt mit der Wildenburg und allen übrigen dem Erzſtifte durch das Abſterben der Wildgrafen von Kyrburg verfallenen Lehen, „wo ſi ſuliche Gute und Lehene ynnegewynnen.“ In Windeck's Leben Kaiſer Sigismund's erſcheinen „Graff Philipp und Graf Gunther von dem Obernſtein“ mit einem Matrikularanſchlage von zwei Glenen, der Lehenbrief vom J. 1409 erlaubt es aber kaum, ſie für Brüder zu halten. Ebenſo gehört ein vierter bei Humbracht vorkommender Bruder, Emich, in das Geſchlecht von Bolanden-Falkenſtein. Philipp III. erheirathete mit Mena, einer Tochter des Raugrafen Philipp von Alten- und Neuen-Beimburg, einen Theil des Schloſſes Stolzenberg, hatte von ihr, außer mehren Töchtern, auch den Sohn Wirich VI. und ſtarb im J. 1434. Wirich VI. geb. 1418, ſtand bereits 1450 als Rath in des Kurfürſten Jakob von Trier Dienſten, kommt 1477 als trieriſcher Hofmeiſter und Amtmann zu Pfalzel, nachher als kurpfälziſcher Vicedom zu Amberg, und 1496 als des Königs von Frankreich Rath und Kämmerer vor. Am Freitage nach Pfingſten 1456 ſchloß er mit Grafen Wilhelm von Virnenburg-Falkenſtein und mit deſſen Hausfrau Franziska von Rodemachern, den merkwürdigen Vertrag über die Herrſchaft Falkenſtein am Donnersberg. Wirich hatte dem ſchwer verſchuldeten Grafen in deſſen Nöthen mit ſtarken Geldſummen beigeſtanden, aus Dankbarkeit übergab ihm Graf Wilhelm die Herrſchaft Falkenſtein mit allen Erbſtücken, Lehn und Pfandſchaft, ihrer fortan zu genießen, wobei jedoch bedungen wurde, daß Wirich's älteſter Sohn, Melchior von Daun, ſobald er das 15. Jahr erreicht haben würde, des Grafen Tochter, Irmgard, heirathen, und dann von dem Vater halb Falkenſtein, die Hälfte der dazu gehörigen Mannſchaften, und aus den oberſteinſchen Gefällen jährlich 200 Gulden heben ſollte. Würde dieſer Melchior vor der Vermählung, oder auch unbeerbt nach derſelben ſterben, ſo ſollte Falkenſtein an Wirich und deſſen Erben zurückfallen, in dieſem Falle aber Wirich an den Grafen oder deſſen Erben 4500 Gulden bezahlen. Dann ſollte Wirich Falkenſtein einer ſeiner Töchter zuwenden, ſeine Söhne hingegen ſich mit Oberſtein begnügen. Mehr als zwei Töchter ſoll Wirich aber nicht verheirathen, dieſen auch nicht mehr als 4000 Gulden Brautſchatz geben dürfen. Wirich mußte ſich für ſeine neue Erwerbung noch eine andere Beſchränkung gefallen laſſen; ſie war kaum verabredet, als der Herzog Johann von Lothringen ſich vom Kaiſer Friedrich III. die Lehensherrlichkeit über Falkenſtein erbat. Sie wurde ihm an demſelben Tage, Montag nach Erasmus, ertheilt, und Wirich von Dhun, Herr zu Falkenſtein, angewieſen, weil „die ordentliche Herrſchaft und Eigenthum der Herrſchaft und Schloſſes Falkenſtein an dem Donnersberg gelegen“ dem Herzoge von Lothringen zu Beſſerung ſeines Reichslehens zugeſtanden worden, ſeine falkenſteiniſchen Reichslehen von dieſem Herzoge zu empfangen, welches auch gleich hernach, an St. Dionyſientage, geſchah. Mit Falkenſtein zugleich erwarb Wirich das cölniſche Lehen Bretzenheim an der Nahe, und findet ſich, daß er daſſelbe am Donnerstage nach Martini 1464 aus den Händen des Erzbiſchofs Ruprecht empfing. Ebenſo wurde er, Sonntag Jubilate 1461, von dem trieriſchen Erzbiſchofe [illegible] teile des halben Teiles an dem Sloſſe Wartenſteyn mit ſyme Begriffe und Zugehorunge“ (Henwiler, Wyden, Horbern, Luterswiler, Hanenbach, Kellenbach u. ſ. w.), als welche er gemeinſchaftlich mit dem Grafen Johann von Naſſau-Saarbrücken erkauft hatte, daher er auch mit dem Erzbiſchofe und dem Grafen von Naſſau am Montage nach Jubilate 1461 den wartenſteiner Burgfrieden beſchwören mußte. Durch dieſe Erwerbungen, denen auch jene des mainziſchen Antheils von Neu-Beimburg (1467) hinzuzufügen, wurde Wirich als früherer Beſitzer von Oberſtein, Willenſtein, Stolzenberg und eines von der Mutter ererbten Antheiles von Neu-Beimburg, einer der bedeutendſten Stände in den Nahegegenden. Seinen Zeitgenoſſen erſchien dieſer Reichthum als ein Segen des Himmels, den er ſich durch hohe Religioſität erworben habe, und wird von ihnen insbeſondere Wirich's Andacht zu dem neu entſtandenen Gnadenorte Clauſen, unweit der Grenzen des Erzſtifts, gerühmt, gleichwie Wirich ſelbſt berichtet, er habe an mancherlei Kranken wunderthätige Kuren verrichtet mit dem Weine, in den er ein der Abtei St. Martin bei Trier gehöriges Stück des wahren Kreuzes, das noch mit den Blutstropfen des Heilandes beſprengt, tauchte. Wirich ſtarb den 1. Mai 1501. Seine Hausfrau, Margaretha, Gräfin von Leiningen, hatte ihm 19 Kinder geboren, worunter wir Melchior, Philipp IV., Jakob, Kuno, Ludwig, Wirich, Emich III., Anaſtaſia und Irmgard (beide Kloſterfrauen zu Marienberg bei Boppard), Petronella und Agnes (Kloſterfrauen zu Cöln und Neuß), dann die Äbtiſſin zu Eſſen, Anna, nennen. Philipp IV. ward Dompropſt zu

Straßburg[2]) und Dombechant zu Cöln und zuletzt 1508, durch ſeiner Collegen einſtimmige Wahl Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln. Das Erzbisthum fand er in ſolcher Armuth, daß er nicht einmal vermochte, das um 300 Goldgulden verpfändete Kurſchwert wieder einzulöſen. Ein Mann voll Kraft, ſtreng im Leben, eifrig für gute Zucht, wußte er jedoch die Ordnung wieder herzuſtellen, mit ſtarker Hand die Zügel des Regiments zu führen, und ſein Andenken durch bedeutende Bauten zu verewigen. Der Stiftsadel fand jedoch wenig Gefallen an dem ernſten Gebieter, denn die Zeiten der Unordnung und Unabhängigkeit, wie ſie unter Ruprecht und Hermann von Heſſen beſtanden, lebten noch in friſchem Gedächtniſſe; eine Verſchwörung bildete ſich, den Erzbiſchof zu ſtürzen. Philipp lud die Verſchwornen zu feſtlichem Mahle. Während des Gelages fragte er ſie, wie viele an Jeſus Chriſtus zum Verräther geworden? Einer, war die Antwort. „Ich aber," fuhr der Erzbiſchof fort, „kenne Euch alle als Verräther an mir." Sie erſchraken, ihr Geheimniß alſo ergründet zu ſehen, und verhielten ſich fortan ruhig. Philipp ſtarb auf dem Schloſſe zu Poppelsdorf den 3. Aug. 1515. Sein Bruder Emich III. erheirathete mit der Gräfin Eliſabeth von Leiningen die Grafſchaften Ringen und Forbach, in dem Umfange von Teutſch-Lothringen, und war ein Vater von vier Söhnen, von welchen Philipp als Amtmann von Teutſch-Lothringen, mit dem Amtsſitze Walderfangen, vorkommt, während der ältere, Hannemann, Graf zu Forbach und Rixingen (er ſtarb zwiſchen 1512 und 1519), in der Ehe mit Kunegunde, Gräfin von Zweibrücken und Bitſch, zwei Töchter erzeugte, wovon Barbara 1526 den Grafen Simon Wecker von Zweibrücken-Bitſch, und in anderer Ehe, 1542, den Grafen Johann Jakob von Eberſtein heirathete. In dem Rechte dieſer Barbara wurde Forbach im J. 1602 zwiſchen den Grafen von Leiningen und Eberſtein getheilt. Melchior von Daun-Falkenſtein, des Kurfürſten Philipp älteſter Bruder, geb. 1451, verlor die ihm beſtimmte Braut, die Gräfin Irmgard von Virnenburg, bevor er die Ehe vollziehen können, heirathete aber ihre Schweſter Margaretha, um ſein Recht auf Falkenſtein vollkommen zu befeſtigen, wurde im J. 1487 von Lothringen damit belehnt und ſtarb den 1. Sept. 1517. Sein zweiter Sohn, Philipp V., erhielt am 19. Jul. 1518 die kaiſerliche Beſtätigung der ehemaligen gräflich Falkenſtein'ſchen Würde, ohne doch jemals den Grafentitel zu führen, und ſtarb unvermählt den 15. Febr. 1530; daß er alſo ſchwerlich im J. 1532 die Türken bei Linz geſchlagen haben wird. Der dritte Sohn Wirich IX. vermählte ſich noch bei des Vaters Lebzeiten mit Irmgard, der Tochter des Grafen Sebaſtian von Sayn und der Gräfin Maria von Limburg, und wurde in Rückſicht auf dieſe Vermählung von ſeiner Frauen Oheim, von dem kinderloſen Grafen Johann von Limburg, im J. 1505, in den Beſitz der Grafſchaft Limburg an der Lenne und der Herrſchaft Bruch an der Ruhr eingeſetzt. Zugleich bat Graf Johann am Sonntage nach Judica, 9. März 1505, den Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, er möge als Lehnherr den von Daun mit den beiden Herrſchaften, auch mit den Höfen Viege und Beekhuſen belehnen. Dazu zeigte ſich der Herzog höchſt ungeneigt, und es bedurfte mächtiger Vermittlung, bevor er ſich entſchließen konnte, den von Daun mit den beiden Schlöſſern und beiden Höfen, unter Vorbehalt des ewigen Öffnungsrechtes, zu erblichem Mannleben zu belehnen, „vf den negſten Gudeſtach na den Sontag iudica 1508." Ihn dazu zu beſtimmen, hatte Graf Johann ihm den Sonntag vorher beide Lehen völlig übergeben, und Melchior von Daun, der Vater, dem Herzoge das Öffnungsrecht in ſeinen beiden Schlöſſern Falkenſtein und Oberſtein, gegen männiglich, nur Trier und Lothringen ausgenommen, zugeſtehen müſſen. Als Reichsfeldherr leitete Wirich die Belagerung der Stadt Münſter, die ſich mit der Einnahme der Stadt am 14. Jun. 1535 endigte; er war auch Statthalter in der Grafſchaft Ravensberg und errichtete am 8. Mai 1546 (er kann demnach nicht, wie Humbracht und ſeine Abſchreiber berichten, im J. 1541 verſtorben ſein) unter ſeinen Söhnen eine Erbfolgeordnung, welche den drei Linien Bruch, Falkenſtein und Oberſtein den Urſprung gab. Wirich hatte aber in allem neun Kinder: Philipp VI., Rupert (ſtarb im 10. Jahre), Kaspar, Wirich (Domherr zu Mainz im J. 1530, fand in Ungern ſein Grab), Jo-

2) Dieſer Umſtand beweiſet, daß ſich vorlängſt mit denen von Daun zu Oberſtein eine große Veränderung zugetragen hatte, daß ſie aus dem Stande der Miniſterialität in die Reihe der Dynaſten aufgeſtiegen waren, denn bekanntlich wurden nur Dynaſten, Grafen oder Fürſten in die Domcapitel von Cöln und Straßburg aufgenommen. Dieſer Umſtand beurkundet aber auch die gewaltige Veränderung, welche ſich in dem Laufe der Jahrhunderte in dem geſellſchaftlichen Zuſtande von Teutſchland ergeben hatte. Nach den Urſtänden der germaniſchen Verfaſſung war es unmöglich, daß ein miles oder ministerialis Platz nahm unter den dynaſtiſchen Geſchlechtern. Der hohe Adel ſtellt nichts weiter dar, als die Patriarchen der Stämme (wie ſie in jedem Volke, auch in Israel, vorkamen); ein Patriarch werden konnte aber Niemand, als durch die Geburt, ſo lange die Stämme beſtanden. Wie die Stämme anfingen, ſich durch die Erweiterung des Lehenſyſtems zu vermiſchen, wie es möglich wurde, von einem Stamme zu dem andern überzugehen, fingen auch die Abſtufungen in den Stämmen an, ſich zu verwiſchen, kaum bemerkbar im Anfange, ſpäter mit Rieſenſchritten, und Briefadel und Standeserhöhung wurden möglich. Das Syſtem, welches den hohen Adel von den Patriarchen der Stämme herleitet, wird beſonders unterſtützt durch den gemeinſchaftlichen Urſprung ſo vieler großen Häuſer, der gar häufig diejenigen überraſcht, welche die Geduld und den Muth haben, ſich bei dem Schimmer eines ſpärlichen Lichtes bis zu den Quellen unſerer Geſchichte durchzuarbeiten. An der Spitze der Patriarchen oder Fürſten der Stämme ſtand überall der König, der, ebenfalls durch die Geburt, der Patriarch des ganzen Volkes wurde. Ihm dienten die Stammfürſten, alle ſo frei, wie der Adler in ſeinem Horſte, nur darum, weil er ihr Patriarch, und Gibbon beweiſet, daß er germaniſche, keltiſche oder erſiſche Einrichtungen im mindeſten nicht begriffen hatte, wenn er mit ſichtlichem Triumphe Cap. 8, ſchreibt: „Auguſt und Trajan würden erröthet ſein, den geringſten Römer zu denjenigen täglichen Verrichtungen zu gebrauchen, die in der Hofhaltung und dem Schlafzimmer eines eingeſchränkten Monarchen ſo begierig von den Edelſten der britiſchen Lords geſucht werden." Es war nicht der König, den die Vorgänger dieſer Lords zu bedienen geizten, ſondern der oberſte Patriarch aller Stämme, und indem ſie dieſen oberſten Patriarchen ehrten, glaubten ſie zugleich den eigenen Stamm und ſich ſelbſt zu ehren.

Digitized by Google

hann, Eliſabeth (Äbtiſſin zu Neuß), Amöna, Anna (Äbtiſſin zu Frekenhorſt) und Sebaſtian. Von dieſen lebten im J. 1546, außer einigen Töchtern, nur noch Philipp, Johann, Kaspar und Sebaſtian, welche ſämmtlich, den blödſinnigen Kaspar ausgenommen, ſtrasburgſche Domherrenpräbenden gehabt hatten. Die Grafſchaft Limburg, ſammt dem Hoſe zu Beekhuſen, hatte Wirich ſeiner Tochter Amöna mitgegeben, als er ſie, einen alten Rechtsſtreit zu tilgen, im J. 1544 mit dem Grafen Gumbrecht von Neuenar verheirathete, aus ſeinen übrigen Beſitzungen machte er zwei Looſe, wovon er in der Erbfolgeordnung vom J. 1546 das eine, Falkenſtein, ſeinem Sohne Johann, das andere, Oberſtein, Bruch und Bürgel ſeinem Sohne Philipp zuſicherte. Johann ſollte den blödſinnigen Kaspar ernähren, Philipp ſeine Einkünfte mit Sebaſtian theilen. In Ermangelung ehelicher Söhne ſollten Philipp und Sebaſtian ſich wechſelsweiſe beerben, auch in gleichem Falle des Grafen Johann Antheil erhalten.

Die Linie in Bruch.. Graf Philipp VI. hatte ſich wider ſeinen Willen in den geiſtlichen Stand begeben und die Weihe eines Subdiakonus annehmen müſſen. Hiervon wurde er durch eine Bulle des Papſtes Julius III. 10. kal. julii 1553 (sic) dispenſirt, und er ließ ſich am 28. Sept. 1552 (sic) eine vormalige Kloſterfrau auf Marienberg, bei Boppard die Kaspara von Holtey, antrauen; ſeit dem J. 1539 hatte er mit ihr einen vertrauten Umgang gepflogen, deſſen Frucht zwei uneheliche Kinder, Wirich X. und Magdalena. Die Heirath veranlaßte unter den Geſchwiſtern großes Misvergnügen, welches aber Philipp durch den Vertrag vom 5. Jan. 1554 zu heben wußte. Durch denſelben wurde den Grafen Johann und Kaspar der Beſitz von Falkenſtein, Neuen-Beimburg, Willenſtein und Stolzenburg beſtätigt, und zugleich dasjenige erlaſſrn, was Johann herausgeben ſollte, um ſeinen Antheil dem andern gleichzuſtellen. Philipp behielt nur Bruch und Bürgel, ſammt einem Deputat an Wrin und Geld aus Falkenſtein, welches er doch nur für ſeine Lebtage haben ſollte. Sebaſtian aber ward in den erblichen Beſitz der Herrſchaft Oberſtein eingeſetzt. Laut des lothringiſchen Lehenbriefs vom J. 1549 blieb jedoch Philipp in der Mitbrlehnung von Falkenſtein. Er war auch Amtmann von Teutſch-Lothringen. Sein Sohn, Graf Wirich X., eine Zeit lang Statthalter in den jülich-cleveſchen Landen, trat zu der Lutheriſchen Kirche über, was ihn jedoch nicht gegen die Verfolgung ſeines Brtters, des Grafen Philipp Franz zu Oberſtein, ſichern konnte. Dieſer nämlich, die rechtmäßige Geburt Wirich's beſtreitend, erhob im J. 1596 einen Proceß vor dem Reichskammergerichte, um ſich das Eigenthum aller von Philipp VI. beſeſſenen Länder zuſprechen zu laſſen. Im J 1598 führte der Amirante von Aragonien, Franz de Mendoza, ein Heer nach Weſtfalen, ſich den Fortſchritten der Holländer zu widerſetzen. Er foderte die Öffnung des Schloſſes Bruch, konnte ſie aber nicht erhalten, ſondern mußte Gewalt gebrauchen. Wirich capitulirte am 6. Oct., aber die cleveſche Beſatzung wurde capitulationswidrig ermordet und das Schloß geplündert. Wirich blieb als Gefangner zurück; als er, im Vertrauen auf die ihm zugeſagte vollkommene Sicherheit, am 11. Oct. 1598 vor dem Schloſſe ſpazieren ging, wurde er von zwei Spaniern angefallen, die nicht zufrieden, ihn auf jämmerliche Weiſe ermordet zu haben, den Leichnam in einem nahen Bauernhoſe verbrannten. Glücklicherweiſe hatten des Grafen Gemahlin und Kinder ſich kurz vor Anfang der Belagerung aus Bruch entfernt. Er lebte aber damals in der dritten Ehe mit Anna Margaretha, des Grafen Hans Gerhard von Manderſcheid-Gerolſtein Tochter. Die erſte Gemahlin, Urſula, war eine Tochter des Pfalzgrafen Ruprecht von Lützelſtein, die andere, Eliſabeth, verm. 1578, eine Tochter des Grafen Arnold von Manderſcheid-Blankenheim geweſen. In der zweiten Ehe waren geboren 1) Sebaſtian Wirich, welcher im J. 1607 bei Rheinberg blieb, 2) Margaretha Maria, Walrabens von Brederode Gem. 3) Johann Adolf. Aus Wirich's X. dritter Ehe kamen 4) Emich, der unverehlicht im J. 1624 ſtarb, und 5) Anna Walburgis, des Grafen Reinhard von Solms-Hungen Gemahlin. Johann Adolf, der in den lothringiſchen Lehnbrief von 1609 eingerückt, 1620 aber namentlich ausgeſchloſſen worden, vermählte ſich am 2. Febr. 1611 mit Anna Maria, einer Tochter des Grafen Johann von Naſſau-Siegen, und hatte von ihr ſechs Kinder: 1) Moritz; 2) Anna Eliſabeth (geſt. 1648), Gemahlin des Grafen Johann Albrecht von Solms-Braunfels; 3) Erneſtine (blödſinnig); 4) Wilhelm Wirich; 5) Johann Moriz Wilhelm und 6) Emich, der ſich im J. 1642 zu Cöln mit der Gräfin Alexandrina von Vehlen verheirathete, und ſechs Tage nach der Hochzeit im Duell blieb. Wilhelm Wirich (Nr. 4), geb. den 1. Jun. 1613, endigte durch Vergleich den Rechtshandel, der ſeit des Großvaters Zeiten über deſſen Succeſſionsfähigkeit mit der oberſteinſchen Linie geführt worden, und brachte im J. 1636 nach des Grafen Franz Chriſtoph von Oberſtein Ableben die ſämmtlichen Güter des Daun-Falkenſtein'ſchen Hauſes zuſammen. Davon trat er Oberſtein im J. 1669 an ſeinen Schwiegerſohn, den Grafen Georg Wilhelm von Leiningen-Heidesheim, ab. Die Herrſchaft Bretzenheim, welche er im J. 1628 durch das Teſtament des Grafen Emich von Daun-Falkenſtein erhielt, ward von Kur-Cöln, als Lehensherrn, im J. 1635 den weiblichen Nachkommen der Grafen zu Falkenſtein, nämlich den Grafen Lejonhufwud (Löwenhaupt, nach der damals in Teutſchland beliebten Überſetzung), nachher aber, am 10. März 1638, dem Grafen Wilhelm Wirich verliehen. Dieſer verkaufte, bevor noch das cölniſche Manngericht zwiſchen den beiden Belehnungen entſchieden hatte, die Herrſchaft, ſammt Winzenheim, an den Grafen Alexander von Vehlen. Der Proceß, den dieſer darum mit den Lejonhufwud zu führen hatte, gehört nicht hierher. Auch um Falkenſtrin hatte Wilhelm Wirich zu ſtreiten. Obgleich ſeine Linie in die von Lothringen im J. 1625 ertheilte Belehnung mit aufgenommen war, ſo erlangten die Lejonhufwud dennoch am 14. Aug. 1629, mit Ausſchließung aller Grafen zu Bruch und Oberſtein, die lothringiſche Belehnung, und im J. 1646 wurden ſie auch von dem Lehenhoſe in den Beſitz eingeführt. Von der näm-

lichen Behörde ward aber auch dieſer Beſitz den Grafen von Manderſcheid, als weiblichen Nachkommen eines Lejonhufwud, zuerkannt, und ihnen 1646 durch die Waffen verſchafft. Wirich Wilhelm hatte ſeit dem J. 1640 den Beſitz der Grafſchaft behauptet, und war durch den Reichshofrath geſchützt, auch 1642 von Lothringen belehnt worden. Mit Gewalt aus ſeinem Beſitze vertrieben, brachte er ſeine Beſchwerde darüber vor den Reichsfriedens-Congreß, und veranlaßte dadurch, daß im weſtfäliſchen Frieden, unter den Reſtitutionen Art. 4. §. 37, auch der Grafſchaft Falkenſtein Erwähnung geſchieht, mit dem bedenklichen Zuſatze jedoch, daß ſie dem reſtituirt werden ſolle, dem ſie rechtmäßig zuſtehe. Das Recht war indeſſen auf des Grafen von Daun Seite, und darauf geſtützt, eroberte er im J. 1654 den Falkenſtein, die lothringiſch-manderſcheid'ſche Beſatzung aber erhielt freien Abzug. Die Lothringer kamen jedoch wieder, und nochmals ausgewieſen, ging Wilhelm Wirich am 29. Nov. 1660 (30. April 1661) mit ihrem Herzoge einen Vertrag ein, worin er dieſem gegen eine zugeſagte baare Abfindung von 108,000 Thlrn. das Lehen zurückgab. Sieben Jahre ſpäter, den 21. März 1667, folgte ein zweiter Vertrag, worin der Herzog nicht nur ſein directes Eigenthum, ſondern auch alle der Grafſchaft Falkenſtein einverleibte ſonſtige Lehen und Allodien ſich abtreten ließ, von der Bezahlung der 108,000 Thlr. freigeſprochen wurde, und dagegen alle Verbindlichkeiten des Grafen auf ſich nahm, die Veräußerung von Bretzenheim und Winzenheim genehmigte, dem Grafen 18,000 Thlr. bezahlte; ferner die Summe von 30,000 Thlrn. an deſſen Gläubiger, 8000 Thlr. als Vermächtniß des verſtorbenen Grafen von Falkenſtein, an die Lejonhufwud, und 5000 Thlr., als Ausſteuer, an die Markgräfin von Baden-Rodemachern zu bezahlen übernahm, und ſich anheiſchig machte, den Kurfürſten von Trier zu vermögen, daß er der weiblichen Nachkommenſchaft des Grafen die Lehenfolge in dem Lehen Oberſtein vergönne, wie ſie der Herzog ſelbſt zugleich den Falkenſtein'ſchen Töchtern in den Ortſchaften Mittelbollenbach, Gobſtetten, Freyſen, Oberkirchen oder Katternoſtern, Hauberſweiler, Pleiderdingen und Luiſterweiler, welche als lothringiſche Lehen zu der Herrſchaft Oberſtein gehörig, bewilligte. Wilhelm Wirich, der letzte Mann des Daun-Oberſtein'ſchen Hauſes, ſtarb den 22. Aug. 1682, und folglich in einem Jahre mit ſeiner zweiten Gemahlin, mit Agnes Katharina, Gräfin von Limburg-Styrum, die er als des Grafen Dietrich von Linden-Blitterſwyk Witwe heirathete, die ihm aber keine Kinder ſchenkte. In der erſten Ehe mit Eliſabeth, Gräfin von Waldeck, vermählt am 26. Oct. 1634, geſt. 1647, hatte er deren aber zehn gehabt. Davon wurde der Sohn, Karl Alexander, geb. den 23. Febr. 1643, am 8. Oct. 1659, von einem Grafen von Limburg-Styrum erſchoſſen. Von den Töchtern kamen vier zu Jahren: 1) Anna Eliſabeth, geb. am 1. Jan. 1636, geſt am 4. Jun. 1685, heirathete 1658 den Grafen Georg Wilhelm von Leiningen-Heidesheim, und 1673 als Witwe den Rheingrafen Georg Friedrich von Kyrburg. Ihr Sohn, Graf Johann Karl Auguſt von Leiningen-Heidesheim, erbte Oberſtein und Bruch; 2) Charlotte Auguſte, geb. am 30. Dec. 1637, heirathete einen gewiſſen Sibelius, reformirten Prediger zu Mülheim an der Ruhr; 3) Amalia Sibylla, geb. am 27. Jun. 1639, verlobte ſich den 20. Aug. 1664 mit dem Grafen Johann Ludwig von Leiningen-Guntersblum, und erzeugte mit demſelben einen Sohn, Johann Ludwig den Jüngern, wurde aber gleichwol von ihrem Verlobten 1674 verlaſſen. Es hat indeſſen der Reichshofrath im J. 1784 die rechtmäßige Herkunft der von dieſem jüngern Johann Ludwig abſtammenden Grafen von Leiningen-Guntersblum und Heidesheim anerkannt. 4) Louiſe Chriſtiana, geb. am 18. Jul. 1640, vermählte ſich den 17. Jul. 1664 mit Emich Chriſtian, Grafen von Leiningen-Dagsburg-Guntersblum, und ſtarb den 27. April 1702.

Die Linie in Falkenſtein. Graf Johann erhielt von dem Vater, von Wirich IX., Falkenſtein und Bretzenheim, als er ſich 1546 mit der Rheingräfin Urſula, die ſeit 1544 des Pfalzgrafen Ruprecht von Lützelſtein Witwe, und deren Hand Wirich's IX. älteſter Sohn, Philipp VI., ausgeſchlagen hatte, verheirathete. Am 12. Sept. 1549 empfing er über Falkenſtein die lothringiſche Belehnung und im J. 1579 war er nicht mehr unter den Lebenden. Am 21. Jul. 1559 hatte er einen kaiſerlichen Gnadenbrief erhalten, wodurch die Herrſchaft Falkenſtein nach dem Inhalte der Urkunden von Wenzeslaus und Maximilian I., zu einer Reichsgrafſchaft erhoben, vor das kaiſerliche Hof- und Landgericht gefreiet und mit dem Vorrechte begabt ward, daß ihre Beſitzer Bergwerke anlegen, die Erbſchaft der ohne eheliche Erben verſtorbenen Unterthanen an ſich ziehen, und die Wildfänge oder fremde Leibeigene, die ein Jahr lang ruhig in der Grafſchaft gewohnt hatten, als Unterthanen behalten könnten. Unter Johannes ſieben Kindern ſind Sebaſtian, Emich IV., Amalia und Sidonia anzuführen. Amalia wurde am 29. Nov 1568 mit Wolf Philipp, Herrn von Hohenfels, zu Reipoltzkirchen verlobt. Sie erhielt eine Ausſteuer von 4000 Gulden; auch wurde ihr das Erbrecht, auf den Fall, daß ihre Brüder ohne Nachkommenſchaft verſterben ſollten, verſichert; zu dieſem Vorbehalte entſchloß ſich Graf Johann, nachdem er alle ſeine Bemühungen, zwiſchen den verſchiedenen Linien ſeines Hauſes einen Erbfolgevertrag zu errichten, durch die Hartnäckigkeit der Vettern in Oberſtein vereitelt ſah. Dagegen erhielt Amalia die Zuſicherung, daß ſie alle Beſitzungen ihres Gemahls, wenn dieſer, ohne Kinder zu haben, vor ihr verſterben würde, erben ſollte. Dieſer Fall ereignete ſich lange vor dem J. 1602, in welchem Humbracht den Gemahl der Gräfin Amalia noch als lebend aufführt*), und die Witwe, die hierdurch Beſitzerin der Herrſchaft Reipoltzkirchen geworden, heirathete in anderer Ehe, 1578, den Grafen Philipp von Leiningen-Weſter-

*) Humbracht nennt den Herrn von Hohenfels auch nicht Wolf Philipp, ſondern Johann, und iſt ihm hierin der Art. Hohenfels gefolgt. Wir bekennen aber, daß Ludolf's (S. 329) rechtliche Ausarbeitungen uns mehr Vertrauen einflößen, als Humbracht's Rhapſodien.

Digitized by Google

burg. Kinderlos auch in dieſer andern Ehe vermachte ſie Reipoltzkirchen und ihr übriges Vermögen, durch Teſtament vom J. 1603, den Kindern ihrer Schweſter Sidonia. Sidonia hatte ſich den 8. Jun. 1579 mit Axel Lejonhufwud, Grafen von Rasborg, verheirathet, und bei dieſer Gelegenheit der Falkenſtein'ſchen Erbſchaft, ſo lange männliche Erben vorhanden ſein würden, und auf den Fall, wenn die Erbvereinigung der Linien noch zu Stande kommen ſollte, entſagt. Sie ſtarb aber noch vor ihren Geſchwiſtern, mit Hinterlaſſung der Söhne Kaſimir und Steno Lejonhufwud. Kaſimir's Söhne ſtritten mit dem Grafen Wilhelm Wirich um den Beſitz der Grafſchaft Falkenſtein. Steno's einzige Tochter, Eliſabeth Amalia, wurde in der katholiſchen Religion erzogen und in ihrer Ehe mit dem Grafen Philipp Theodor von Manderſcheid-Kepl die Stammmutter jener Grafen von Manderſcheid, welche zugleich mit den Lejonhufwuden Falkenſtein in Anſpruch nahmen und eine Zeit lang behaupteten. Sebaſtian, Graf von Daun zu Falkenſtein, vermählte ſich 1577 mit Maria Juliana, Gräfin von Solms-Lich, und wurde 1612 für ſich, ſeinen Bruder Emich und ſeinen Vetter Johann Adolf von Kurpfalz belehnt mit den Zehnten zu Schöneberg, Quidersbach, Lüden, Hermannsberg und Stransweiler; „Item zu Holzlingen den Zehnten halber, zu dem Bann das Drittel und um den Woog zu Schönenberg, und den Hof zu Quidersbach mit St. Pirmannslauten, und allen Nutzen und Gefällen, Gerichten, Beſſerungen und Frevlen, und allem dem, das zu Recht darzu gehörig iſt, und St. Pirmannslauten, wo die in den alten gewöhnlichen Zöpe des Hofes Quidersbach geſeſſen ſein, als unſere Eltern die ingehabt und uf unß gebracht han, wie dieſelbe hievorn von der Grafſchaft Pfeffingen an die Pfalz gefallen und gewachſen; darzu zu Beſſerung deſſelben Lehens 30 Malter Korns, die uns jährlich zu Lautern gefallen und werden ſollen." Sebaſtian ſtarb nach 1615 und vor 1620 unbeerbt. Sein Bruder Emich IV. empfing am 3. Sept. 1620 die lothringiſche Belehnung, vermählte ſich im J. 1626 mit Anna Amalia, des Grafen Georg von Erbach Tochter (Humbracht's Angabe, er ſei mit der Gräfin Dorothea von Mansfeld verheirathet geweſen, iſt falſch; Dorothea ſtarb als Jungfrau), und ſtarb unbeerbt den 4. Nov. 1628. Vergeblich bemühte er ſich, die Klage der oberſteinſchen Linie um den bruchſchen Landestheil zu endigen, und nach ſeines Vaters Entwurfe mit dieſen beiden Linien eine Erbverbrüderung zu errichten. Man widerſtand ihm in Oberſtein, weil man dort noch immer hoffte, die von Bruch zu unterdrücken und ihr Beſitzthum zu erbeuten. Von der andern Seite beſorgte Graf Emich, die katholiſch gewordene Erbgräfin Lejonhufwud möchte die lutheriſche Religion in ſeinem Lande unterdrücken, daher er ſie von der Erbfolge auszuſchließen trachtete. Zu dieſem Zwecke errichtete er das Teſtament vom 9. Sept. 1627, über deſſen Gültigkeit jedoch ſchwere Proceſſe entſtanden ſind. In demſelben erzählt Emich, der Brautſchatz ſeiner Schweſter Sidonia überſteige bei weitem das väterliche Erbtheil, zu dem ſie berechtigt geweſen, ſintemalen des Vaters Nachlaß kaum 6000 Gulden betragen habe; auch könnten ihre Söhne, da frühzeitiger Tod ſie (Sidonia) gehindert habe, ihre Geſchwiſter zu beerben, keinen Anſpruch auf ſein und ſeiner Geſchwiſter Vermögen machen. Dennoch verſchrieb er dieſen Söhnen, den Lejonhufwuden, unter der Bedingung, daß ſie allen Foderungen entſagten, 12,000 Gulden. Seinen Vettern zu Bruch, Wilhelm, Wirich und Emich, vermachte er die Herrſchaft Beetzenheim, und dem Grafen Franz Chriſtoph die Grafſchaft Falkenſtein, mit der Auflage, in derſelben die evangeliſch-lutheriſche Religion zu erhalten, Oberſtein ſeinem Bruder Lothar abzutreten, und ſich mit dem Hauſe Bruch auszuſöhnen. Dieſes Letzte geſchah gleich nach Emich's IV. Tode, weil auf die Unterlaſſung der Verſöhnung und Anerkenntniß der Grafen zu Bruch, als rechtmäßig geborner Agnaten, nach Ablauf eines Jahres, der Verluſt der Grafſchaft geſetzt war, die auf dieſen Fall den Grafen zu Bruch zufallen ſollte. Sich ſelbſt nennt der Teſtator, Emich von Dhun, Graf zu Falkenſtein, Herr zu Oberſtein, Bruch und Reypolzkirchen, und wollte er durch dieſen letzten Titel vermuthlich gegen das Teſtament ſeiner Schweſter Amalia proteſtiren.

Die Linie in Oberſtein. Ihr Stammvater, Sebaſtian von Daun, erhielt Oberſtein im J. 1554 von ſeinem älteſten Bruder Philipp, und beſuchte von wegen dieſer Herrſchaft den Reichstag von 1562. Vermählt ſeit 1557 mit der Rheingräfin Eliſabeth hatte er von ihr fünf Kinder, von denen Emich am 28. April 1635 als Rittmeiſter fiel, Philipp Franz hingegen, der älteſte Sohn, ſich mit Eliſabeth, Gräfin von Salm-Reifferſcheid, verheirathete, und beinahe in der nämlichen Stunde mit ihr (1616) verſchied. Seiner Kinder waren fünf: 1) Franz Chriſtoph; 2) Lothar, Oberſter zu Roß; 3) Eliſabeth ſtarb ledig; 4) Johann Otto, Domherr zu Cöln, fand in Rom ſeinen Tod; 5) Maria Sidonia, vermählte ſich 1625 mit Adam Philipp Grafen von Kronberg, und nochmals, als Witwe, mit dem Markgrafen Hermann Fortunat von Baden zu Rodemachern. Franz Chriſtoph, Nr. 1, erhielt durch des Grafen Wirich's IV. Teſtament Falkenſtein, wogegen er ſeinen Bruder Lothar in den Beſitz von Oberſtein aufnehmen mußte, fand aber, bevor er ſich vermählen konnte, auf dem Schlachtfelde den Tod. Er blieb vor der werbener Schanze, im J. 1633, und ſeinen Bruder Lothar ereilte das gleiche Schickſal in dem Treffen bei Wittſtock, den 4. Oct. 1636.

Jakob, Richart's älterer Sohn, führte die Hauptlinie in Daun fort. Ein jüngerer Sohn von ihm war allem Anſehen nach der Richard von Daun, den ein Theil des Capitels, nämlich die kaiſerliche Partei, im J. 1247 zum Biſchofe von Worms erwählte, während die andere Partei ihm den Raugrafen Eberhard von Beimburg entgegenſetzte. Die Bürger von Worms verſchloſſen die Thore und verweigerten beiden Gewählten den Eintritt in ihre Stadt. Endlich wurde die Sache unter Vermittlung des römiſchen Königs, Wilhelm von Holland (1252), beigelegt, und Richard als Biſchof anerkannt, nachdem er ſich gefallen laſſen, den Raugrafen zum Coadjutor zu haben. Er ſtand ſeiner Kirche mit hoher Weisheit vor, trat nach König Wilhelm's Tode zu

Digitized by Google

Alfons von Caſtilien über, ließ ſich jedoch gleich darauf durch ein Geſchenk von 1000 Mark Silber für Richard von Cornwall gewinnen, und ſtarb den 9. Nov. 1258. Jakob's älterer Sohn, Heinrich, wurde im J. 1223 von Walram, Herzoge von Limburg, und Grafen von Luxemburg, auch von deſſen Gemahlin Irmeſinda mit dem Marſchallamte der Grafſchaft Luxemburg belehnt, und ſtellte daher im Febr. n. J. einen Revers aus, worin er bekennt, daß Herzog Walram ihm mit der Marſchallswürde 100 Pf. metzer Währung verſchrieben und bis zur Auszahlung dieſer Summe die Hälfte des Waldes Kyrvant übertragen habe. Sobald die Zahlung dieſes Geldes erfolge, werde er, der übernommenen Verpflichtung getreu, Grundſtücke kaufen, auf welchen das Marſchallamt haften ſolle; einſtweilen ſei ihm erlaubt worden, dieſes Amt auf ſein Dorf Elter (Altare) zu übertragen. Später ſcheint Heinrich den Ankauf von Grundſtücken bewerkſtelligt zu haben, denn das Marſchallamt wurde auf die von ihm angekaufte Herrſchaft Densborn, in der Bürgermeiſterei Mürlebach, des Kreiſes Prüm, gegründet, und Heinrich nannte ſich ſeitdem nicht ſelten Marſchall von Densborn, eine Benennung, die ſeinen Nachkommen geblieben iſt. Heinrich lebte noch im J. 1237. Seine Hausfrau, Gobilia von Linſter, hatte ihm mehre Kinder geboren. Ein Sohn, Heinrich, wird als der Stammvater der Linie in Zievel (ſ. unten, und iſt dieſes der Heinrich de Dune, der bereits oben als jülichſcher Miniſterial vorgekommen) angeſehen. Der ältere Sohn, Richard II., hatte, gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Heinrich, mit der Abtei St. Maximin, wegen des Patronatrechtes zu Leſſenich, in der Bürgermeiſterei Wachendorf des Kreiſes Lechenich zu ſtreiten (1237). Erzbiſchof Theoderich von Trier entſchied, daß die Abtei und die von Daun in der Ernennung des Pfarrers abwechſeln ſollten. Im J. 1256 verkaufte Richard die von ſeiner Mutter ererbten Güter zu Kalve und Elter an die Abtei Clairefontaine. In dem n. J. beſchenken **Richardus seneschalcus miles de Duna et Lukardis, conjuges,** das Kloſter Himmerod. Als Richard's Kinder werden Dietrich, Konrad, Johannes, Heinrich, Kunegunde, Juſtina, Gemahlin Eberhard's von Eſch, und Lucia genannt. Kunegunde, Äbtiſſin zu St. Thomas bei Kylburg, hatte ihre Schweſter Lucia zur Nachfolgerin; jene ſtarb 1273, dieſe 1293. Heinrich, Dompropſt zu Worms ſeit 1296, Propſt zu Wimpfen 1299, auch zu St. Paul in Worms, wurde 1318 auf den daſigen biſchöflichen Stuhl erhoben, ſtarb aber vor Ablauf des erſten Regierungsjahres, 1319. Die Stiftung der Collegiatkirche zu U. L. F. in Worms wurde durch ihn gar ſehr befördert. Sein älteſter Bruder, Dietrich, beſchenkte ſammt ſeiner Gemahlin Kunegunde im J. 1262 das Kloſter Himmerod, und wurde ein Vater von drei Kindern. Die Tochter Kunegunde wurde Äbtiſſin zu St. Thomas. Der jüngere Sohn, Gerhard, der in einer Urkunde von 1273 als Domherr zu Trier vorkommt, iſt wol eine Perſon mit **Gerardus de Duna monachus Stabulensis**, der 1313 berichtet, er habe an ſeinen Vetter Arnold von Blankenheim, 200 Pf. kleiner Turnoſen, 16 auf einen großen Turnos gerechnet, bezahlt, um damit die Befreiung Johannes des Felten, **presbyteri Leodiensis**, aus der Gefangenſchaft zu erkaufen. Der ältere von Dietrich's Söhnen, Heinrich, beſtätigte 1272 einen von dem Kloſter Himmerode gemachten Gütererwerb in Uren, erſcheint auch 1296 in einer dieſem Kloſter ausgeſtellten Urkunde als Zeuge. Aus ſeiner Ehe mit Johanna von Wildenburg kamen mehre Kinder: der jüngere Sohn, Friedrich, wurde Domherr zu Trier, der ältere Richard III. Marſchall von Densborn, fühlte ſich mächtig genug, um zu gleicher Zeit die Stadt und den Erzbiſchof von Trier befehden zu können. Veranlaſſung wurde ihm ein Bürger von Trier, der Urſache zu haben glaubte, über ſeine Mitbürger zu klagen, und bei dem von Daun Hilfe ſuchte und fand. Am 2. Sept 1304 ſchloß die Stadt mit dem Erzbiſchofe zu wechſelſeitiger Vertheidigung ein Bündniß auf zwei Jahre, wodurch aber Richard nicht abgehalten wurde, der Stadt Gebiet zu verwüſten, ihre Bürger und Helfer niederzuwerfen Zuletzt mußten die Trierer den Frieden, abgeſchloſſen zu Münſter-Mayfeld, **in crastino St. Dionysii** 1304 von Richard mit 2000 kleinen Turnoſen erkaufen. Richard III ſtarb im J. 1316, aus ſeiner Ehe mit Lukardis von Densborn die Söhne Heinrich, Richard IV., Friedrich und Dietrich hinterlaſſend. Friedrich, der 1310 mit denen von Manderſcheid wegen des Schloſſes Wilre ſtritt, hatte ſich die Lauretta von Völklingen beigelegt, und von derſelben zwei Töchter. Die eine, Kunegunde, heirathete den Heinrich von Pirmont, die andere, Agnes, den Herrn Dietrich von Runkel, denn beide waren durch der Mutter frühen Tod reiche Erbinnen geworden. Als Witwer heirathete Friedrich im J. 1343, auf Betrieb ſeines Gönners, des Königs Johann von Böhmen, die Eliſabeth von Fleuranges, von welcher er noch eine dritte Tochter, Irmeſindis, hatte. Irmeſindis heirathete ſpäter den Richard V. von Daun, und iſt ſammt ihren Schweſtern zu verſtehen unter „Hern Friederich's Erben von Dune, den man nant von Wolcheryngen," von denen in dem berühmten cröffer Weisthum die Rede und die demnach die Epoche der Entſtehung dieſes Weisthums ſo ziemlich feſtſtellen. Friedrich ſcheint auch derjenige **Fridericus miles de Dune dictus de Doeme**[4]) zu ſein, der am 17. Jan. 1300 von dem Erzbiſchofe Diether von Trier mit den Gütern belehnt wurde, welche vor dem Richard von Manderſcheid, der Große genannt, von den Herren von Vinſtingen zu Lehen getragen hatte. Dafür, bekennt Friedrich, ſei er verpflichtet, ſechs Monate des Jahres ohne Unterbrechung in dem Schloſſe Manderſcheid zu wohnen, und dem Erzbiſchofe in ſeinen Fehden zu dienen, insoweit es ſein Stand zulaſſe (**secundum decentiam nostri status**). Friedrich ſoll auf dem Daun'ſchen Siegel einen Helm mit einem Pferdekopfe geführt haben. Sein Bruder Dieterich, der die Urkunde von 1300 beſiegelte, indem Friedrich damals noch kein eigenes Siegel hatte, er-

4) Der Dumme, erklärt Hontheim, es könnte aber auch heißen de domo, von der Hauptburg, zu Unterſcheidung von der Nebenlinie de foro, auf dem Markte.

Digitized by Google

richtete mit Hilfe Johann's von Daun, des Domſeniors, die St. Johannes-Brüderſchaft an dem Dome zu Trier und lebte noch im J. 1336 als Domcantor. Heinrich, der älteſte Sohn Richard's III., folgte demſelben in dem Marſchallamte, und lebte noch im J. 1328, weil er aber ohne Nachkommenſchaft war, ſo beerbten ihn die Söhne ſeines mit Lucia von Rodemachern verheirathet geweſenen, bereits im J. 1323 verſtorbenen Bruders Richard's IV., Ägidius und Dietrich. Dietrich iſt derjenige Dietrich von Daun, Kanonike zum Dume zu Trire, der in der Urfehde vom 3. Jun. 1356 bekennt: „daz ich vmb ſolich miſſehel vnd vbergriff, die ich in dyſem jare getan han an dem daz ich hern Herbrande von Diſerdingen mynen mitkanoniken wunt ſlug, vieng und gevangen hielt, mich in gnade gegeben han dez erwirdigen mins gnedigen hern hern Boemund Ertzbiſchoff zu Trire, vnd ſal ich mich nu vortme treffliche halden an cleideren, wandelunge und anders als min orde heißet." Ägidius, im gemeinen Leben Gilles oder Zilles genannt, als Beſitzer der Burg Daun und Voigt des Gröfferreich's einer der mächtigſten Ritter der Eifel und des Moſelthales, verkaufte am 26. Sept. 1324 die Voigtei zu Gröff und ſeine Güter in Pünderich und Löſenich um 1000 Pf. Heller, wiederkäuflich, an den Erzbiſchof Balduin von Trier, gerieth aber, vielleicht um dieſes Handels willen, mit der Gräfin Lauretta von Sponheim in Fehde, wie aus einer Urkunde von 1326 hervorgehet, in welcher er dem Kloſter Springiersbach Erſatz des Schadens, der demſelben aus dieſer Fehde erwachſen könnte, verſpricht. Im J. 1329, in welchem er bereits als ſeines Oheims Erbe erſcheint, trat er für die Dauer der Fehde mit Johann von Berg und Jakob von Montclar, in den Sold der Stadt Trier, die ihm 14, und für jeden ſeiner Knechte 4 kleine Schilling täglich zuſagte. Am 17. Sept. 1337 trug er ſein Schloß Nieder-Daun dem Grafen von Luxemburg zu Lehen auf, und im n. J., ſowie 1340, ſtand er mit Erzbiſchof Balduin von Trier und Konrad von Daun zu Oberſtein im Bunde wider den Grafen Walram von Sponheim-Creuznach und den Wildgrafen Johann von Daun. Im J. 1346 ſtand er in Fehde mit Gerhard von Landskron. Im J. 1352 verbündeten ſich gegen ihn Erzbiſchof Balduin von Trier und Erzbiſchof Wilhelm von Cöln, und ſolcher Übermacht mußte Ägidius erliegen. Seine Burg Daun wurde genommen, und er überlebte ihren Verluſt nur um kurze Zeit; ſein Tod erfolgte im J. 1353. Aus ſeiner Ehe mit der Gräfin Kunegunde von Virnenburg kamen die Söhne Heinrich, Richard, Ägidius und Robert. Ägidius ſtarb ohne Nachkommen, und Robert wurde Domherr zu Trier, aber wegen eines begangenen Todtſchlages ſeiner Würde entſetzt. Heinrich, der bereits in einer Urkunde von 1346 als Marſchalk vorkommt, war vor Allem bemüht, ſich mit den beiden Erzbiſchöfen zu verſöhnen, und erreichte ſo viel, daß ihm die Stammburg wiedergegeben wurde; doch unter einer Bedingung, welche die ganze Lage des Hauſes veränderte. Er mußte ſich nämlich gefallen laſſen, daß Kaiſer Karl IV. am 7. Jan. 1356 den Erzbiſchof von Trier belehnte „mit der veſten zu Dhun in der Eiffelen gelegen vnd was darzu gehoret, mit der vogtyen zu Gröue, zu Ryll, zu Kinheimb, Kinelle, Kinheimberburen, Bengel vnd zu Erden, und was darzu gehoret vnd des Riches recht genant iſt, vnd ſunderlich mit allem dem gut, das Henrich vnd Reichard gebrudere, Henrich der Marſchalck vnd Reichard ſyn ſone, Dietherich den man nennet von Bruch, Johan vnd Wilhelm von Zieuele, Henrich den man nennet von Clotten, Henne von Wunnenberg, vnd alle andere, die dahe ſeynd gemeiner zn Dhune, von vns vnd dem heiligen Riche zu lehen haben vnd haben ſollen, vnd was in der graueſchafft von Dhune lieget, das von vns vnd dem Riche zu lehen ruret, von dem egenant Boemund Ertzbiſchoffen, vnd allen ſinen nakomen Ertzbiſchoffen zu Trire vnd dem ſtifft zu rechten uffgebigen ledigen eigenen lehen empfahen vnd halten ſullen." Heinrich ſoll, nebſt ſeinem Sohne Richard, zuerſt im J. 1361 den Schwanenhelm gebraucht haben. Er ſtarb im J. 1371, aus ſeiner Ehe mit Katharina von Manderſcheid die Söhne Richard VI., Johann und Richard den Jüngern hinterlaſſend. Alle drei ſind in einer Urkunde vom J. 1352 genannt, worin ſie der Foderung auf die Herrſchaft Wildenburg entſagen, und dagegen von dem Markgrafen Wilhelm von Jülich eine Erbrente von 120 Mark, mit 1200 Mark ablösbar, empfangen. Von Richard dem Jüngern ſtammt der einzig noch übrige, in Öſterreich blühende Zweig des Geſchlechtes ab (Schluß des Art.). Richard VI. hatte in ſeiner Ehe mit Anna von Meugen eine einzige Tochter, Anna von Daun, die an Johann von Rollingen verheirathet wurde, und dieſem nach des Vaters Tode, im J. 1390 die Herrſchaft Densborn und das luxemburgſche Erbmarſchallamt zubrachte. Johann, der ſich, ſeit ſein Bruder ohne männliche Nachkommenſchaft abgegangen war, als Regierer des Hauſes betrachten mochte, trug am 30. April 1395 ſein Antheil an den Gerichten zu Pommern und Hambuch, auch an dem Zehnten zu Pünderich, dann die Pfarrſätze zu Daun, Kelberg, Büllesheim und Meren, der trieriſchen Kirche zu Lehen auf. In einer ſpätern Urkunde, vom 11. April 1398, bekennt Johann, „daz ich umb myn kuntliche Noyt, Nutze vnd Beſte vnd vmb daz ich myn deil des Sloſſes vnd Herſchafft von Dune nyt alſo trefflich noch als mugentlich verantwerten kan, als mir vnd demſelben Sloſſe, Herſchafft vnd luden darzu gehorig wol noit were, vnd daſſelbe myn deil des Sloſſes, Herſcheffte gut vnd lude vnd alle andere zugehorungen, vnd mit namen myn deyl des gerichtes zu Dune vff dem Kampuchel vnd alle andere gerichte darzu vnd zu der Herſchafft von Dune gehorig vnd auch myn deil an der Aldenburg by Dune vnd darzu myne Vadien vnd Gerichte zu Croue, zu Ryle, zu Kynheym, zu Kynheymerburen, zu Bengel vnd zu Kynnel, vnd waz ich anders han in den vurgenanten dorffene vnd gerichten, zu lehene rurent by den Ertzbiſchoff zu Triere vnd von ſyme Stiffte, als myne Alderen vnd ich die auch von demſelben zu rechtem manlehene entphangen gehabt vnd gehalden, demſelbe myme Herren Hern Wernher Ertzbiſchoffen in ſyne vnd ſyne Stiffte wegen han uffgegeben vnd die an ſie gewant, uffgeben

vnd wenden, in der beſter maiſſen vnd rechte als eyn man ſyme Herren ſyn lehen mag uffgeben vnd daz an yn wenden." Dagegen bedingte ſich Johann auf ſeine Lebtage zu heben auf St. Martinstag im Winter 275 Gulden Geld und 50 Malter Korn, die er jedoch nicht gar lange bezogen haben wird. Die Erwerbung war für Trier um ſo wichtiger, da auch Richard's V. und der Irmeſindis von Daun Sohn, Richard von Daun, bald darauf, im J. 1402, das Zeitliche geſegnete, und eine einzige, an Dietrich von Daun zu Bruch verheirathete Schweſter Lucia hinterließ, und es hierdurch, halb durch Kauf, halb durch Lehensanfall, möglich wurde, nicht nur die Voigtei zu Cröff, ſondern auch die ganze, von nun an ein Amt bildende Herrſchaft Daun, mit den erzbiſchöflichen Tafelgütern zu vereinigen, wobei aber doch einzelne Burghäuſer in Daun, ſammt den davon abhängenden Lehengütern, den Nebenlinien blieben.

Die Linie in Zievel. Zievel, die Burg nahe bei Leſſenich, in der Bürgermeiſterei Wachendorf des Kreiſes Lechenich gelegen, bildete mit Leſſenich und Risdorf eine eigene Herrſchaft, die den Grafen von Jülich lehenbar. Der Linie Stammvater. Heinrich von Daun, der jüngere Sohn des erſten Marſchalls von Densborn und der Gobilia von Linſter, iſt ſchon mehrmals genannt worden, und befindet ſich auch unter den Zeugen des im Jahre 1237 zwiſchen Walram und Limburg und Wilhelm von Jülich wegen der Voigtei Comze errichteten Vertrages. Wilhelm III., ein Urenkel von Heinrich's Sohne Wilhelm I., verkaufte im J. 1400 Burg und Herrſchaft Zievel an Karl von Metternich. Sein Sohn, Wilhelm IV., führte noch den Beinamen von Zievel. Dieſes einzige Tochter, Maria, verheirathete ſich mit Dietrich von Daun, genannt Duynchen, aus der jüngern Linie, und wurde die Mutter eines Wilhelm, der ſich ebenfalls von Zievel nannte, hierin jedoch unter ſeinen Nachkommen keinen Nachahmer fand. Dem Wappen nach zu urtheilen (im rothen Felde ein ſilbernes Gitter, darüber ein blauer Turnierkragen) gehören auch die noch im 18. Jahrhunderte vorkommenden Zievel dieſer Linie des Daun'ſchen Hauſes an. Johann Heinrich von Zievel auf Bettenburg, Ittern und Merzenhofen, k. k. Rath und Oberamtmann zu Luxemburg, lebte 1727. Einer ſeiner Brüder war Teutſch-Ordensritter und beſaß eine Comthurei in der Ballei Elſaß; eine ſeiner Schweſtern Anna Maria Juliana Felicitas, Stiftsdame zu Münſterbilſen, heirathete 1728 den Grafen Hermann Otto von Hoënsbroëck, eine andere, Anna Charlotte, war Stiftsdame zu Remiremont.

Die Linie in Bruch. Bruch iſt eine bedeutende, unweit Wittlich belegene Herrſchaft, die zuletzt unter luxemburg'ſcher Landeshoheit von den Grafen von Keſſelſtatt beſeſſen worden; zu ihr gehörten Bertlingen, Bruch, Dierſcheid, Glabach, Greverath, Heidweiler, Munſtert, Niersbach, Speicher, und Tauffenbach. Konrad, der jüngere Sohn Richard's II., des Marſchalls von Daun und der Lukardis, beſchenkte 1288 das Kloſter Himmerod, und hatte aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth, Tochter Kuno's des Ältern von Schönberg, die Söhne Dietrich und Kuno. Jener heirathete Eliſabeth, die Schweſter Dietrich's, des Freiherrn von Bruch, deſſen einzige Tochter, Johanna, die Gemahlin Arnold's, des Herrn von Blankenheim, wurde. Die Anſprüche, welche Dietrich ſowol, als Arnold, auf den Nachlaß ihres Schwagers und Schwiegervaters erhoben, erregten unter ihnen Streit und Fehde, welche nicht einmal durch den im J. 1360 erfolgten kinderloſen Abgang Arnold's von Blankenheim abgethan werden konnte. Denn jetzt ſetzte ſich Dietrich's von Daun Sohn, Dietrich II., der bisher gegen den Vater für Blankenheim geſtritten hatte, in den Beſitz der Herrſchaft, und er mußte ſich gegen die Anſprüche der Vettern von Blankenheim vertheidigen. Die Fehde mehrmals erneuert und durch beider Parteien Bündniſſe über die ganze Eifel ausgedehnt, ſcheint im J. 1396 abgethan worden zu ſein, in der Art, daß Dietrich II. im Beſitz der Herrſchaft blieb, und an Gerhard von Blankenheim 4000 gute, ſchwere rheiniſche Gulden zu bezahlen verſprach, für welche er ſein Antheil an dem Schloſſe Bettingen, an der Kyll, die Dörfer Auel, Laſcheid und Ratſcheid, den Zehnten zu Bewingen, die Güter zu Dockweiler, Junkenrath und Brück, die Höfe zu Moſelkern, Müden, Ockſen, Buchholz, Monzhauſen und Wiltingen verſchrieb. Dietrich II. ſtarb um das J. 1398, ſeine erſte Frau, Irmgard von Schleiden, mit der er ſich 1351 verheirathet hatte, im J. 1364, worauf er 1375 eine zweite Ehe mit Jutta von Neumagen einging. Von ſeinen Kindern können wir nur Dietrich III. und Margaretha, die Äbtiſſin zu Dietkirchen bei Bonn (1398 und 1400), nennen. Dietrich III., der ſich ſchon im J. 1381 mit dem Vater wegen des Hauſes Straußenberg zu Daun, wegen der halben Burg Bettingen, des Hofes zu Müden, der Zehnten zu Bewingen, Flöringen und auf Clottener Berg verglich, heirathete die Lucia, Tochter Richard's V. von Daun, und konnte daher, als er am 19. Nov. 1402 mit fünf reiſigen Pferden in des trieriſchen Erzbiſchofes Werner Dienſte trat, verlangen, daß dieſer ihn und ſeinen Schwager Richard von Daun mit den dem Erzſtifte heimgefallenen Gütern von Daun belehne. Schon vorher, 1398, hatte Dietrich von Kaiſer Wenceslaus eine durchaus nichtige Belehnung über die geſammte Herrſchaft Daun erſchlichen. Im J. 1412 ließ er ſich von Philipp Grafen von Naſſau und Saarbrücken, das Lehen Oſan reichen. Er hinterließ drei Kinder, Dietrich IV., Irmgard und Katharina. Irmgard wurde an Dietrich II. von Manderſcheid, Katharina an den Burggrafen Johann von Rheineck, Dietrich im J. 1411 an Katharina von Kriechingen verheirathet. Im J. 1420 unternahm Dietrich IV. eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande, und er ſtarb dort, ohne Nachkommen zu hinterlaſſen. Um die erledigte Erbſchaft ſtritten ſeine Schwäger und der Erzbiſchof Otto von Trier, dieſer aber fand es am Ende für gut, das Mittleramt zu übernehmen, und durch ſeine Fürſorge wurde der Vertrag vom 2. Dec. 1421 abgeſchloſſen; Dietrich von Manderſcheid erhielt durch denſelben „Aldendune, die Aldeburch, ein Theil zu Dhune nebſt Zubehör," der Burggraf von Rheineck aber die Herrſchaft Bruch und das Schloß Clüſſerath, wo die Salm in

Digitized by Google

die Moſel mündet. Der Manderſcheid'ſche Beſitz in Daun wurde 1667 an Trier verkauft.

Die jüngere noch blühende Linie. Richard der Jüngere von Daun, ein Bruder Richard's VI., lebte 1352, war mit Katharina von Elter verheirathet, und führte, wie ſeine beiden Brüder, des Großvaters Schild und Schwanenhelm, nur daß er, als der Jüngſte, die Lilienvierung in die linke Oberecke des Schildes einſchob. Sein Urenkel, Dietrich von Daun, Duynchen, oder auch von Claußartt genannt, war mit Maria von Daun, der Erbin von Zievel verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Dietrich den Jüngern und Wilhelm. Dietrich der Jüngere bekennt, Mittwoch nach Matthiä 1492, daß er ſein Haus zu Arenrath mit ſeinen Leuten daſelbſt und acht Badien von der Manderſcheid'ſchen Herrſchaft zu Lehen empfangen habe, wie vor ihm ſein Vater, Dietrich von Daun, genannt Claußart, gethan. Wilhelm von Daun zu Zievel, war mit Walpurgis Keſſel von Nürburg verheirathet, und wurde um ihretwillen am 1. Mai 1490 von der Abtei St. Maximin belehnt mit den Höfen, Geding und Zehnten zu Bompſter bei Nürburg, die vordem von Johann Keſſel und Winand von Neumagen beſeſſen worden. Wilhelm lebte noch 1502. Sein Sohn, Peter Herr zu Kalenborn, war trieriſcher Amtmann zu Daun, als ihn der Kurfürſt Johann Ludwig am 1. Jul. 1542 zu ſeinem Hofmeiſter und Rath, mit einer Jahrsbeſoldung von 100 Gulden Gold (zu 26 Albus), ungerechnet ein Sommer- und ein Winterkleid jährlich, ernannte. Peter's und der Katharina von Schäsberg Sohn, Wilhelm, erſcheint 1551—1559 als trieriſcher Amtmann zu Daun und als cölniſcher Amtmann zu Nürburg, und wurde in der Ehe mit Anna Schenk von Schmidtburg, vermählt 1544, ein Vater von ſieben Söhnen. Der älteſte derſelben, Heinrich, Malteſerritter, ſtarb auf Malta 1587. Der zweite, Dietrich Nikolaus, Domherr zu Worms ſeit 1560, reſignirte 1572, und heirathete die Maria von Groſchlag, von welcher die Söhne Peter Auguſtin, gräflich Manderſcheid-Gerolſtein'ſcher Hofmeiſter (verm. mit Anna von Eſch) und Joachim Dietrich, ſpaniſcher Hauptmann. Der jüngſte Sohn Wilhelm's und der Anna von Schmidtburg, auch Wilhelm genannt, heirathete die Liebmuth von Groſchlag, und hatte von ihr eine an Georg Heinrich Gans von Otzberg verheirathete Tochter, Anna Maria, dann den Sohn Wilhelm Dietrich, der 1568 Domherr, von 1601—1607 Domcantor, 1607—1616 Domdechant, und endlich Dompropſt zu Worms war, und zugleich auch Domſenior zu Mainz, Chorherr zu St. Alban, kurmainziſcher Rath und Landrichter im Eichsfeld. Karl von Daun, der fünfte von Wilhelm's Söhnen, war badiſcher Amtmann zu Rodemachern, erheirathete mit Maria Agnes von Hagen die luxemburgſchen Herrſchaften Brandeville, Hollenfels und Saſſenheim, und fügte darum auch ſeinem Wappen den ſchwarzen Löwen im goldenen Felde, wegen Saſſenheim, hinzu. Er hatte nicht weniger als ſechzehn Kinder, worunter doch nur Karl, Johann Jakob und Philipp Ernſt zu merken. Der älteſte Sohn, Karl, hinterließ aus ſeiner Ehe mit Agnes Eliſabeth Trips von Berg einen Sohn, Johann Jakob, der mit Maria Antonia von Tavigny zu Duren verheirathet, eine einzige Tochter, Maria von Daun, erzeigte. Sie heirathete den Johann von Geelen, genannt Chalons. Johann Jakob, Karl's anderer Sohn, kommt im J. 1627 als kurmainziſcher Hofrath vor. Nachher trat er in des Erzherzogs auch Teutſchmeiſters Leopold Wilhelm Dienſte; er wurde deſſen Kämmerer, Geheimrath und Oberſt-Stallmeiſter, erhielt des Teutſchordens Comthureien zu Wien, Neuſtadt, Grätz am Lech und Groß-Sonntag, wurde Landcomthur der Ballei Öſterreich im J. 1642 und ſtarb 1660. Sein Bruder Philipp Ernſt, Herr zu Saſſenheim und Hollenfels, war k. k. Oberſter, zugleich auch Oberamtmann zu Trarbach von 1642 an, und wurde den 13. Dec. 1655, zugleich mit dem Landcomthur, in des H. R. R. Grafenſtand erhoben. Er wohnte abwechſelnd in Trarbach, Cröff, Daun oder Kinderbeuren, daß die Angabe, er habe ſich in Öſterreich niedergelaſſen, demnach irrig ſein muß; empfing noch 1670 das St. Maximin'ſche Lehen Bompſter, ſtarb im Januar 1671, und wurde in der Familiengruft, in der Pfarrkirche zu Daun, beigeſetzt, an der Seite ſeiner im April 1643 verſtorbenen Hausfrau, Maria Urſula von Groſchlag. Er hinterließ die Söhne Wilhelm Johann Anton und Karl Friedrich. Karl Friedrich war in erſter Ehe mit Maria Polyxena, Gräfin von Leiningen-Dagsburg und Witwe von Schärfenberg, dann ſeit dem 11. Febr. 1670 mit Maria Barbara, Gräfin von Breuner, verheirathet; ſeine Söhne zweiter Ehe, Wenzeslaus Albrecht und Franz Ernſt, ſind ohne Nachkommenſchaft verſtorben. Wilhelm Johann Anton, k. k. Kämmerer, Geheim- und Hofkriegsrath, Feldmarſchall-Lieutenant und der wieneriſchen Stadtguardia Oberſtlieutenant, endlich General-Feldmarſchall und Commandant zu Prag, auch von dem Gremium der niederöſterreichiſchen Landſtände unter die alten Geſchlechter Herrenſtandes aufgenommen, erkaufte den 17. Nov. 1659 die Herrſchaft Ladendorf, V. U. M. B. und 1676 die in dem nämlichen Viertel gelegene Herrſchaft Kirchſtetten (Kirchſtetten hat er eigentlich im Namen ſeiner Gemahlin, der Gräfin von Althann, von Joachim Enzmüller, Grafen von Windhaag, eingelöſet). In der großen türkiſchen Belagerung von 1683 war er einer der tapfern Vertheidiger von Wien. Am 28. Dec. 1685 erhielt er ein neues Diplom über die Erhebung in den Reichsgrafenſtand, worin es heißt, daß das Diplom von 1655 gelegentlich der türkiſchen Kriegsunruhen verloren gegangen oder veruntreuet worden ſei. Er ſtarb den 7. Jun. 1706. Seine erſte Gemahlin, Marie Salome von Regal, hatte ihm keine Kinder geboren, die andere, Anna Maria Magdalena, Gräfin von Althann, wurde ihm 1662 angetraut, und eine Mutter von acht Kindern. Eine Tochter, Dorothea Conſtantia, wurde des Fürſten Hannibal Alfons von Portia Gemahlin. Von den vier Söhnen blieb Michael Euſtach Lorenz als Jüngling in Ungern, die drei andern, Wirich Philipp Lorenz, Heinrich Richard Lorenz und Heinrich Joſeph Dietrich Martin, ſtifteten jeder eine beſondere Linie.

Digitized by Google

Wirich Philipp Lorenz, der älteſte Sohn, geb. am 19. Oct. 1668, und mit Sorgfalt erzogen, trat nach einer Reiſe in fremde Reiche bei ſeines Vaters Regiment ein, während er zugleich von Kaiſer Leopold den Kammerherrnſchlüſſel empfing. Im J. 1696 wurde er Oberſt-Lieutenant bei des Grafen Guidobald von Starhemberg Regiment, und als ſolcher focht er bei Zenta. Im J. 1699 (nicht 1690, wie der öſterreichiſche Militair-Schematismus unrichtig angibt), erhielt er ein eigenes Infanterieregiment (jetzt Fürſtenwärther, Nr. 56), und im Jul. 1701 General-Majorsrang. Damals ſtand er bei dem kleinen Heere, mit welchem Eugen die Eroberung der Lombardei beginnen ſollte, und von ſeiner Poſition auf der Inſel Villabuona aus deckte er den ſchwierigen Übergang des Tartaro, den die Armee am 8. Jul. 1701 bewerkſtelligte. Das Gefecht bei Chiari, am 1. Sept., wurde vornehmlich durch einen glücklichen Angriff entſchieden, den er an der Spitze der Grenadier-Compagnien von Daun, Nigrelli und Herberſtein auf die in den äußerſten Häuſern der Stadt aufgeſtellten feindlichen Regimenter ausführte, und am 8. Dec. nahm er die Schanze bei Torre d'Oglio, wodurch er den untern Lauf des Oglio vollkommen von Feinden ſäuberte. Bei dem kecken Unternehmen auf Cremona, am 1. Febr. 1702, führte er ein beſonderes Detachement, das auf dem rechten Po-Ufer den Angriff unterſtützen ſollte, ſodann aber zu der Rheinarmee verſetzt, hatle er an eben dem Tage, wo der Commandant von Landau zu capituliren begehrte, das Commando in den Approchen. General-Feldmarſchall-lieutenant ſeit Mai 1704, ſtand er 1705 bei den kaiſerlichen Hilfsvölkern in Piemont, und der Graf von Starhemberg legte zu Ende des Feldzugs das Commando in ſeine Hände nieder. Es war das eine ſehr gefährliche Ehre, ganz Piemont beinahe von den Franzoſen eingenommen, und Daun, der Anfangs Schutz unter den Kanonen von Turin geſucht hatte, wurde bald genöthigt, ſich in die Feſtung ſelbſt zu werfen. Am 13. Mai 1706 wurde ſie von den Franzoſen berennt, und der Herzog von Savoyen, nachdem er eine Zeit lang geſonnen geweſen, ſich unter den Trümmern ſeiner Herrſchaft begraben zu laſſen, übergab die Vertheidigung ſeiner letzten Stadt dem öſterreichiſchen General. Es entſpann ſich um die Vertheidigung von Turin ein Kampf ſonder Gleichen, und Daun unterſtützt von den Veleranen des Türkenkriegs und von einer ergebenen Bürgerſchaft, wußte ſie zu der denkwürdigſten und folgereichſten Belagerung des Jahrhunderts zu erheben. Nachdem er Gelegenheit gefunden, Thätigkeit, Kühnheit und Standhaftigkeit in gleich hohem Grade zu entwickeln, kam der glorreiche 7. Sept. 1706, und auch dieſen half der Graf durch einen gewaltigen Ausfall auf die Belagerer erringen, gleichwie er ſchon am 3. Oct. Pavia durch Capitulation einnahm, die Belagerung des Caſtells von Mailand leitete, und als einer der kaiſerlichen Commiſſarien die Capitulation vom 13. März 1707, wodurch die Lombardei von den Franzoſen geräumt wurde, unterzeichnete. So vielfache Dienſte anerkennend, ernannte der Kaiſer ihn zum General-Feldzeugmeiſter, der Herzog von Savoyen beſchenkte ihn mit dem Marquiſat von Rivoli und die Bürgerſchaft von Turin überreichte ihm einen goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Degen, ſammt einer Urkunde, worin ihm das Bürgerrecht verliehen war, und als er am 11. Febr. 1707 aus dem Lager vor Mailand in Turin eintraf, um ſeinen Dank abzuſtatten für die empfangene Gnade, zog der Herzog einen koſtbaren Ring vom Finger, und verehrte ihm denſelben, als Zeichen perſönlicher Erkenntlichkeit. Im Mai 1707 wurde der Feldzeugmeiſter an die Spitze eines Corps von 12—14,000 Mann geſtellt, um die Unterwerfung des Königreichs Neapel zu erzwingen. Von dem Sammelplatze Finale, am Panaro, aus, trat er den 18. Mai den Marſch an; er ging, Bologna vorbei, durch die Romagna. Zu Loreto verrichtete der Feldzeugmeiſter ſeine Andacht, dann ſeine Straße durch Umbrien verfolgend, erreichte er bei Froſinone und Ceprano die neapolitaniſche Grenze. Von hier aus richtete er ein Manifeſt an das neapolitaniſche Volk, und kaum hatte er bei Sora das feindliche Gebiet betreten, als ſich unter deſſen Vertheidigern die gewöhnlichen Symptome äußerten. Einige tauſend Mann gingen alsbald zu den Kaiſerlichen über, Tiano wurde beſetzt und Capua ergab ſich ohne ſonderlichen Widerſtand. In Averſa, den 6. Juli, fanden ſich über 7000 Menſchen aus Neapel ein, den Feldzeugmeiſter mit den ausgelaſſenſten Freudenbezeugungen zu empfangen, und hierhin überbrachte ihm am Abend deſſelben Tages eine Deputation des Magiſtrats die Schlüſſel der Hauptſtadt. Der Einzug in dieſelbe erfolgte am 9. Jul., denn der Graf hatte es für zweckmäßig gehalten, ſich vorher der Caſtelle zu bemeiſtern, was ihm auch durch Unterhandlungen und Drohungen gelang. Die Feſtung Gaëta aber erfoderte eine regelmäßige Belagerung, vom 30. Aug. ab, und wurde am 30. Sept. erobert. Ein Königreich war hiermit gewonnen, aber Daun fand bald einen neuen Feind in dem Vicekönige Martinitz, der ſo wenig wie Daun, in den von einer Revolution unzertrennlichen krampfhaften Bewegungen, die richtige Grenze zwiſchen bürgerlicher und militairiſcher Gewalt zu finden wußte. Martinitz wurde abberufen, und vom November 1707 an verband Daun mit der Würde eines commandirenden Generals die Rechte eines Vicekönigs. Er übte ein ernſtes Regiment, und verfolgte eifrig die Anhänger der Bourbonen; viele büßten mit Hab und Gut, Leib und Leben, namentlich des Herzogs von Escalona Secretarius, Don Giov. Torres. Für ihn, der zu ſtrengem Gefängniſſe verurtheilt war, ob er gleich ein geweihter Prieſter, legte der Erzbiſchof nachdrücklich Fürbitte ein: „Ich halte ihn für nichts anderes," ſprach der Vicekönig, „als für den Secretarius des Herzogs von Escalona, denn wäre er ein wirklicher Prieſter, ſo hätte er nicht Theil genommen an dem Morde ſo vieler unſchuldigen Leute." Von der andern Seite empfahl ſich Daun durch ſtrenge Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit; letztere ging ſo weit, daß er ſeinem Gehalte, monatlich 2000 Scudi, entſagle, um dieſe Summe für die außerordentlichen Bedürfniſſe des Königreichs zu verwenden. Darum ſahen ihn auch die Neapolitaner ungern ſcheiden, als er im Jul. 1708, zu

Digitized by Google

allgemeinem Erſtaunen, das Commando der Armee in Piemont erhielt, nachdem er kurz vorher Feldmarſchall geworden, auch von König Karl III. zum Grande von Spanien erſter Claſſe mit einer jährlichen Penſion von 12,000 Thalern ernannt worden war. Der Feldzug nahm alsbald ſeinen Anfang mit dem Übergange des Monl Cenis und einem Einfalle in Dauphiné, dem ſodann die Einnahme von Exilles, Peroſa, Fort-Louis, Feneſtrelles, Fort-Mutin und andern kleinen Feſtungen auf der Oſtſeite der Alpen folgte; Ereigniſſe, die zwar für den Gang des Krieges im Allgemeinen unbedeutend, die aber für Savoyen von der höchſten Wichtigkeit ſind, weil durch ſie eine natürliche, in dem utrechter Frieden beſtätigte Grenze erobert wurde. Aus den Alpen kaum zurückgekehrt, übernahm der Graf die Führung des kleinen Heeres, welches beſtimmt war, des Kaiſers Rache an dem päpſtlichen Stuhle zu üben. Er eroberte St. Agoſtino, St. Carlo, Mirabello, Bondeno, Cento, und drang bis Rimini, zuletzt bis Jeſi vor, während die päpſtliche Armee in Ancona, dann in Rom ſelbſt Schutz ſuchte, Ferrara aber von den Preußen und Sachſen blokirt wurde. Schön war der Befehl gegeben, Rom zu beſetzen, als Clemens XI. ſich am 15 Jan. 1709 zum Frieden bequemte. Bei weitem nicht ſo lebhaft war der Feldzug dieſes Jahres in Savoyen, denn wenn auch der Marquis von Thoy auf ſeinem Rückzuge von Conflans nach Freterive einige Einbuße erlitt (29. Jul. 1709), und Annecy beſetzt wurde, ſo blieb der verbündeten Armee doch am Ende nichts übrig, als im September den Heimweg über die Gebirge zu ſuchen. Daun führle ſeine Völker in das Mailändiſche, erlangte von dem Senat der Hauptſtadt eine, bei der Dürftigkeit der Staatscaſſen höchſt wichtige Bewilligung von 100,000 Scudi, die zur Ergänzung der Regimenter verwendet werden ſollte, und ging ſodann nach Wien, um daſelbſt anſtatt des alten Marcheſe Obizzi die Stelle eines Stadtguardia-Oberſten zu übernehmen (12. Febr. 1710). Sie verhinderte ihn nicht, in den Feldzügen von 1710 und 1711 abermals das Commando der Alpenarmee zu führen, aber gethan wurde hier nichts, außer daß ein franzöſiſches Detachement am 10. Jul. 1711 bei Conflans in Tarantaiſe geſchlagen, das Schloß Miolans genommen, und für einen Augenblick die Stadt Chambéry beſetzt wurde; auch erlitt der franzöſiſche General Broglio, der der Alliirten Rückzug über das Gebirge beunruhigen wollte, am 17. Sept. 1711 bei Exilles bedeutende Einbuße. Sieben Tage ſpäter, den 24. Sept. 1711, verlieh König Karl III., damals noch in Barcelona anweſend, dem Feldmarſchall das in Terra di Lavoro belegene, von dem bisherigen Beſitzer, dem Herzoge von Medina Sidonia, verwirkte Fürſtenthum Tiano, ein Geſchenk, dem am 9. Jan. 1712 der Orden des goldenen Vließes folgte. Am 16. März 1713 wurde der Graf zum Vicekönige von Neapel ernannt, und er ſollte zugleich das Commando der Truppen haben. Er ließ ſich in dem neuen Amte die Erhaltung der innern Ruhe und das Juſtizweſen ſehr angelegen ſein, gab, gegen ſeiner Vorfahren Gebrauch, für Jrdermann die Woche zweimal Audienz und erließ viele heilſame Polizei-Verordnungen. Die Feſtungen und das kleine Heer ſuchte er in guten Stand zu ſetzen, denn er mistraute gleich ſehr der neuen Nachbarſchaft in Sicilien und den vielen Anhängern, die der ſpaniſche Hof unter den großen Familien des Landes zurückgelaſſen hatte. Aus dieſem Grunde ſchmeichelte er dem Volke und deſſen Launen. Aber mit dem Erzbiſchofe konnte er ſich auch jetzt nicht befreunden, vielmehr wurde eine Frau, die ihren Mann vergiftet und ſich dann nach der Vicaria geflüchtet hatte, Veranlaſſung zu großen Zwiſtigkeiten mit demſelben. Der Vicekönig ließ die Frau mit Gewalt aus ihrem Zufluchtsorte entführen, und nach kurzem Verfahren enthaupten. Der Erzbiſchof belegte alle k. k. Beamte, die ſich an den Kirchenfreiheiten vergreifen würden, mit dem Banne, wogegen der Vicekönig ſich der Vicaria und aller erzbiſchöflichen Einkünfte bemächtigte. Der römiſche Stuhl trat in das Mittel, der Bann wurde aufgehoben, das Kirchengut zurückgegeben, aber der böſe Eindruck blieb, und mit Rom entſpann ſich ein Streit um die kirchlichen Immunitäten, der erſt nach vielen Jahren gehoben werden konnte. Am 26. Jun. 1716, trotz der vielen gegen ihn erhobenen Klagen, trotz Gicht und Podagra, auf weitere drei Jahre in ſeinem Amte beſtätigt, konnte der Vicekönig bald erkennen, wie mislich ſeine Stellung geworden war. Während Eugen die Türken drängte, wurde Sardinien im Fluge von einer ſpaniſchen Flotte genommen, und ſie ſchien jetzt zweifelhaft, ob ſie gegen Neapel oder Sicilien ſich richten ſollte. In Neapel hatte der Vicekönig ſeine Anſtalten zur Abwehr mit Klugheit und Emſigkeit getroffen, ſie würden aber nicht um eine Stunde den Fall der Hauptſtadt und der gleich misvergnügten Provinzen verzögert haben. Zum Glücke entſchied Alberoni ſich für Sicilien, und ſeine Generale waren noch mit den Feſtungen der Inſel beſchäftigt, als am 2. Aug 1718 die längſt erwartete engliſche Hilfsflotte vor Neapel anlangte. Empfangen, wie 80 Jahre ſpäter Nelſon, vernichtete ſie bei Syracuſa der Spanier Seemacht, während ſie zugleich die zu Neapel an Bord genommenen Truppen an den Küſten Siciliens ausſetzte. Dieſe Truppen, durch Daun's Fürſorge von Neapel aus mil allem Nöthigen verſehen, ſteckten den Fortſchritten der Spanier ein Ziel und retteten für dieſes Mal noch das Königreich jenſeit des Pharus. Aber des Grafen Regiment lief mit dem Junius 1719 zu Ende, er wurde durch den Grafen Gallas erſetzt, und verließ ein Land, von dem ihm wenigſtens ein Andenken blieb: die Sedia di Montagna, einer der fünf Plätze von Neapel, in deren Regiſter der Adel eingeſchrieben wird, hatte dieſes in Anſehung ſeiner und ſeiner Söhne im J. 1714 gethan. In Wien angelangt, übernahm der Graf ſeine Stelle als Oberſter der Stadtguardia, neben welcher er auch das Amt eines Generalland- und Hauszeugmeiſters bekleidete. Im December 1724 übernahm er, bis die Erzherzogin Maria Eliſabeth ſich nach Brüſſel begeben könne, die interimiſtiſche Statthalterſchaft der Niederlande, die er bis zum 9. Oct. 1725 bekleidete, dann aber mit jener der Lombardei vertauſchte. Sieben Jahre hatte er Mailand regiert, als der Krieg um die polniſche Krone

Digitized by Google

die unglaubliche Schwäche der öſterreichiſchen Monarchie enthüllte. Die Lombardei wurde von den Heeren von Frankreich, Spanien und Sardinien überſchwemmt, und der Graf von Daun, der die Unzulänglichkeit der Vertheidigungsmittel am Beſten beurtheilen konnte, flüchtete (Oct. 1733) mit ſeiner Familie, mit Kriegscaſſe, Kanzlei und Archiv, nach Mantua, und bald darauf nach Wien. Hier wollte man ihm aber die Schuld von dem glücklichen Fortgange der feindlichen Waffen aufbürden, er ſollte es verantworten, daß der Kaiſer weder Räthe, noch Generale, weder Geld noch Soldaten hatte, und es wurde eine genaue Unterſuchung ſeines Betragens vorgenommen. Die Rechtfertigung war jedoch nicht ſchwierig, und nach vier Jahren, den 8. Dec. 1737, hatte er zum erſten Male wieder Audienz bei dem Kaiſer, und zwar eine ſehr gnädige. Bei ſeinen körperlichen Leiden konnte indeſſen von weiterer Dienſtthätigkeit keine Rede ſein; er blieb zu Wien, ſtarb daſelbſt den 30. Jul. 1741, und wurde den 2. Aug. auf die feierlichſte Weiſe bei den Auguſtinern beigeſetzt. Das Monument, das ihm ſein Sohn Leopold, optimi Parentis bellicis vestigiis insistens, errichtete, führt die wichtigſten ſeiner Thaten an und beginnt mit den Worten: „Heroum est annos sic numerare suos." Der Pfarrkirche zu Daun wurde des Verſtorbenen Wappenſchild zugeſchickt; darauf befindet ſich folgende Schrift: „Wirich Philipp Lorenz des heil. römiſch. Reichs Graff und Herr von und zu Daun, Fürſt zu Tiano, Herr auf Saſſenheimb, Callenborn, Eggersdorff, Pellendorff und Neubau [5]), Ritter des goldenen Vließes, der römiſch. Kaiſ. ꝛc. Cath. Maj. wirklich geheimer Rath, Gubernator des Staats von Mailand, General-Feldmarſchall, Obriſt-, Land- und Hauszeugmeiſter, Obriſter über ein Regiment zu Fuß, Guardi Obriſter und Commandant der Kaiſerlichen Reſidenz-Stadt Wien." Dieſe noch im Chor aufbewahrte Gabe empfing die Pfarrkirche in Daun, weil ſie, oder vielmehr ihr Patronatsrecht, ſammt dem unter ihr angebrachten Erbbegräbniſſe, das einzige Überbleibſel von der Altvordern Erbe, ſo dem Feldmarſchall geblieben war. Er hatte ſich den 4. März 1696 mit Maria Barbara, Tochter des Grafen Johann Ferdinand I. von Herberſtein, verheirathet, und von ihr (ſie ſtarb den 24. Nov. 1735) vier Kinder, von welchen Ferdinand Heinrich und Leopold Joſeph Maria die Jahre der Mannbarkeit erreichten. Ferdinand Heinrich, geb. am 19. Mai 1698, k. k. Kämmerer und niederöſterreichiſcher Regierungsrath, ſtarb vor dem Vater, den 21. Oct. 1739, hinterließ aber aus ſeiner Ehe mit Maria Roſina Genovefa, Gräfin von Herberſtein-Gutenhaag, verm. 18. April 1722, neun Kinder, worunter ein Sohn, Karl Joſeph, geb. 7. Oct. 1728, der ſein Leben als Domherr zu Salzburg, Paſſau, Eichſtädt und Ellwangen beſchloß. Leopold Joſeph Maria, des Vertheidigers von Turin jüngerer Sohn, hat ſeinen eigenen Artikel, dem wir doch einige Kleinigkeiten hinzufügen müſſen. Leopold war den 24. Sept. (Maria der Gnaden) 1705 geboren, wie dieſes auch der ihm beigelegte Name Maria andeutet. In dem Malteſerorden beſaß er die Comthurei St. Joſeph zu Karlſtadt. Das Regiment, das ihm 1740 verliehen worden, heißt jetzt Großherzog von Baden, Nr. 59. Feldmarſchall wurde er den 29. Jun. 1754. Im J. 1755 erkaufte er die ſehr bedeutende Herrſchaft oder Grafſchaft Nieder-Walſee, V. O. W.-W., auf die er nachmals ein Fideicommiß begründete; die Mittel zu dieſer Erwerbung fand er in der Erbſchaft ſeiner Schwiegermutter, das väterliche Vermögen war ganz unbedeutend, und hatte Ladendorf ſchon 1741, Kirchſtetten aber 1744 veräußert werden müſſen. Unter den Zeichen kaiſerlicher Huld, die er nach dem Siege bei Planian empfing, befand ſich auch eine ſilbervergoldete Taſſe, auf welcher der Plan der Schlacht gravirt war. Den geweihten Hut und Degen überſendete ihm Papſt Benedict XIV. im J. 1757. Auf die Aufhebung der Belagerung von Olmütz erſchien eine Medaille, Avers des Grafen Bruſtbild mit der Umſchrift: „Leop. Comes de Daun, Germanorum Fabius Maximus," Revers die Abbildung einer Feſtung mit der Überſchrift: „Olmutium ab obsidione Prussica liberat. 2. Jul. 1758. Cunctando vicisti, cunctando vincere perge." Am 19. Jan. 1764 verlor er ſeine Gemahlin, Maria Joſepha Thereſia, Gräfin von Fuchs. Sein Haupterbe wurde ſein einziger Sohn; der Gräfin Palfy vermachte er, was ſich an Kiſten und in dem Sterbezimmer vorfinden würde. Den goldenen, von der Kaiſerin von Rußland empfangenen Degen widmete er zu einem Majorat, ſeine militairiſchen Schriften, Riſſe, Plane, auch diejenigen, ſo er von dem Feldmarſchall Khevenhüller ererbt, vermachte er dem Hofkriegsrathe, doch ſollte Lascy die Dubletten erhalten. Reichliche Vermächtniſſe ſicherten die Zukunft ſeiner Dienerſchaft. Das ſchöne Palais, ſo er in Laxenburg gehabt, erkaufte gleich nach ſeinem Tode die Kaiſerin um 40,000 Fl.; ſie ließ ihm auch das Monument errichten, welches ſich in der Auguſtinerkirche neben jenem des Feldmarſchalls Wirich Philipp erhebt. Leopold hatte drei Kinder gehabt: 1) Maria Thereſia, geb. 24. Nov. 1745, vermählt 12. Jul. 1762 mit dem Grafen Leopold Palfy, geſt. 19. Oct. 1777; 2) Franz Karl; 3) Leopold, geb. 30. Dec. 1748, lebte nur einige Jahre. Franz Karl, geb. 25. Nov. 1746, Herr der Herrſchaft Nieder-Walſee, Fürſt von Tiano (dem Titel nach, denn das Eigenthum wurde ohne Zweifel von den Bourbons eingezogen), k. k. Kämmerer, Oberſt und Inhaber eines Infanterieregiments, ſtarb an einem Blutſturze zu Vöcklabruck, im Lande ob der Enns, den 17. April 1771. Den 14. April 1768 hatte er ſich mit Franziska, des Fürſten Karl von Auersberg Tochter, verheirathet, und von ihr die Söhne Leopold Karl Joſeph, geb. 24. Jul. 1769, und Joſeph Franz Karl, geb. 1. März 1771. Leopold, der Majoratsherr, ſtarb den 5. Jan. 1799, ohne Kinder in ſeiner Ehe mit der Gräfin Karoline von Waldſtein zu haben und wurde daher von ſeinem jüngern Bruder beerbt. Dieſer iſt Dompropſt und Conſiſtorialrath zu Paſſau, auch Domherr zu Salzburg.

Die zweite oder Richard'ſche Linie. Heinrich Richard Lorenz, Domherr zu Cöln (ſeit 1685) und Bres-

5) Die Herrſchaft Pellendorf und Neubau, V. U. M.-B, hatte der Feldmarſchall erkauft, Eggersdorf iſt eine Zubehörung von Ladendorf.

Digitized by Google

lau, geb. 14. April 1673, entſagte ſeinen Pfründen, um in k. k. Kriegsdienſte zu treten, wurde Oberſter eines Infanterieregiments, der wiener Stadtguardia Oberſt-Wachtmeiſter, zuletzt General-Feldzeugmeiſter und ſtarb den 13. Jul. 1729. Seine erſte Gemahlin, Anna Katharina Gräfin von Spork, hatte ihm zwei, die andere Maria Joſepha Violanta Gräfin von Payersberg, neun Kinder geboren. Johann Benedict Bernhard Graf von Daun, k. k. Kämmerer, General der Cavalerie und Inhaber eines Cuiraſſierregiments, ein Sohn der erſten Ehe, ſtarb unvermählt, den 6. Sept. 1766. Eleonora Erneſtina, die zweite Tochter der andern Ehe, geb. 31. Oct. 1721, vermählte ſich den 5. Dec. 1745 mit Don Sebaſtian Joſeph de Carvalho, portugieſiſchem Geſandten an dem wiener Hofe, der ſpäter als Marquez de Pombal ſo berühmt geworden iſt. Witwe den 8. Mai 1782, ſtarb ſie zu Liſſabon, den 10. Jan. 1789. Ihr Bruder Philipp Wirich Lorenz, geb. 11. Aug. 1720, Dompropſt und Weihbiſchof zu Paſſau, Domherr zu Salzburg und Regensburg, auch, ſeit 1763, Coadjutor zu Laibach, ſtarb im J. 1764. Ein anderer Bruder, Franz de Paula Joſeph, geb. 2. April 1727, k. k. Kämmerer und Feldmarſchall-Lieutenant, ward Malteſerritter im J. 1750, legte den Orden ab, um ſich mit Maria Antonia, Gräfin von Schulenburg-Oynhauſen, zu vermählen, und ſtarb ohne Nachkommenſchaft den 19. April 1785. Ein anderer Bruder endlich, Karl Wilhelm Stanislaus, geb. 14. Nov. 1724, trat in kurbairiſche Dienſte, war kurf. Oberſt-Stallmeiſter, Hofkriegsrath-Präſident, General-Lieutenant und Inhaber eines Infanterieregiments, Commandant der Haupt- und Reſidenzſtadt München, Großcomthur des St. Georgenordens, Pfleger und Kaſtner zu Teyſpach, auch k. k. Geheimrath und königl. franzöſiſcher Maréchal-de-camp und Inhaber des Regiments Royal-Bavière, beſaß die Hofmark Adelzhauſen, in dem Gerichte Aichach, dann Bogenhauſen, und ſtarb den 17. Febr. 1792, aus ſeiner Ehe mit der Gräfin Maria Jacobe Walpurge von Königsfeld zwei Söhne und zwei Töchter hinterlaſſend. Der jüngere Sohn, Ernſt Heinrich, geb. 31. Oct. 1750, war des Malteſerordens-Comthur zu Steckelsberg, auch pfalzbairiſcher Kämmerer und Generalmajor, der ältere Sohn hingegen, Maximilian Joſeph Maria Graf und Herr von Daun, kurfürſtl. Kämmerer, Regierungsrath und Rentmeiſter zu Straubingen, auch Ritter des St. Georgenordens, vermählte ſich den 5. Febr. 1781 mit Chriſtina Eliſabeth von Aſch und hatte von ihr eine einzige Tochter, Maria Walpurge, geb. 20. Jan. 1786, mit welcher die ganze Linie erloſchen zu ſein ſcheint.

Die jüngſte von Heinrich Dietrich abſtammende Linie. Heinrich Dietrich Martin Joſeph, des Grafen Wilhelm Johann Anton jüngſter Sohn, war den 1. Sept. 1678 geboren. Oberſter in k. k. Dienſten ſeit Junius 1705, Generalmajor ſeit 1708, Inhaber des vormals Salmiſchen Infanterieregiments 1711, wurde er 1716 Feldmarſchall-Lieutenant, 1720 Commandant zu Ofen, 1724 Feldzeugmeiſter, und nicht lange hernach Oberſt-Wachtmeiſter bei der Stadtguardia. Am 6. April 1738 wurde er zum Hauptmanne der Hatſchiergarde, und den 19. März 1741 zum General-Feldmarſchall ernannt. Im J. 1719 vermählte er ſich mit Maria Leopoldina Gräfin von Blaſchim, Tochter des Grafen Maximilian Ernſt von Blaſchim; ſie wurde ihm im Januar 1734 durch den Tod entriſſen, und er ſchritt am 9. Sept. 1734 zur andern Ehe mit der Gräfin Maria Thereſia von Colloredo. Im J. 1725 erkaufte er um 77,000 Fl. das Gut Daleſchitz in dem znaymer Kreiſe von Mähren, wo er das anſehnliche Schloß erbaute, und dabei den ſchönen Garten anlegte, und im J. 1736 erkaufte er noch das anſtoßende Gut Slawietitz um 62,000 Fl., gleichwie er 1741, nach ſeines Bruders, des Feldmarſchalls Tode, deſſen Herrſchaft Ladendorf übernahm. Letztere verkaufte er jedoch 1751. Er ſelbſt ſtarb zu Wien, den 31. Jan. 1761, aus der erſten Ehe einen Sohn, aus der andern Ehe eine Tochter hinterlaſſend. Die Tochter, Maria Antonia, war ſeit 1. Sept. 1757 mit dem Grafen Maria Karl von Saurau verheirathet; der Sohn, Maximilian Franz Xavier, k. k. Kämmerer und niederöſterreichiſcher Landrath, geb. 3. Oct. 1721, nahm, nach dem zwiſchen 1750 und 1760 erfolgten kinderloſen Abgange ſeiner Tante, Maria Johanna, Gräfin von Blaſchim, die an einen (bei Wißgrill nicht vorkommenden) Grafen von Cavriani verheirathet geweſen, die von ihr beſeſſenen Blaſchim'ſchen Güter in Anſpruch, mußte darum aber mit drei von einem andern Zweige abſtammenden Schweſtern, Freiinnen Jankowsky von Blaſchim, einen weit ausſehenden Rechtsſtreit beſtehen, der doch endlich in letzter Inſtanz zu ſeinen Gunſten entſchieden wurde. Hierdurch Beſitzer der im znaymer Kreiſe belegenen Herrſchaften Jamnitz und Böttau, auch der Güter Latein, Ober-Kaunitz und Skalitz geworden, verkaufte er 1762 Daleſchitz und Slawietitz um 110,000 Fl. an den von Kannegießer. Er ſtarb im J. 1790, aus ſeiner zweiten Ehe, mit der Gräfin Maria Joſepha von Wilczek einen Sohn, aus der dritten Ehe, mit der Gräfin Maria Antonia von Wilczek, vier Söhne und zwei Töchter hinterlaſſend. Der Sohn der erſten Ehe, Joſeph Maximilian, Graf und Herr von Daun, Herr der Herrſchaften Jamnitz, Böttau, Latein, Ober-Kaunitz und Skalitz, geb. im März 1771, blieb unverehlicht und wurde daher von ſeinem Bruder, dem Grafen Franz de Paula Joſeph, vormaligem Malteſerritter, geb. 1781, beerbt. Dieſer Stammhalter des Daun'ſchen Geſchlechtes iſt ſeit 1803 mit der Gräfin Auguſtine von Hardeck verheirathet und ein Vater von ſieben Kindern, worunter vier Söhne. Von ſeinen Brüdern iſt keiner verheirathet. Sein Wohnſitz, die alterthümliche, auch alterthümlich decorirte Burg Böttau, prangt mit einer urſprünglich von den Grafen Zriny geſammelten Bibliothek, dann mit einer bedeutenden Rüſtkammer, in welcher die ſeltenſten Waffen vergangener Zeiten zu ſchauen.

Früher beſtanden, außer den hier beſchriebenen, noch viele andere Linien des Daun'ſchen Geſchlechtes. Eine derſelben trug von der Lage ihres Burghauſes den Beinamen de foro, von dem Markt, oder nach der Landesausſprache von dem Mart, woraus Spener und ſeine Nachfolger von der Marte gemacht haben. Arnold von Dune, den man nennt von dem Marte und ſin Bruder

Digitized by Google

Conrait erſcheinen im J. 1364, und führen ſie beide eine Vierung, worin ein Hammer und ein Stern. Peter von Dune, genannt von dem Marte, erhält Freitag nach Valentini 1465 von dem Kurfürſtrn von Trier die Bewilligung, daß er ſeiner Hausfrau Elgin (Adelheid) von Lonzen zu Witthum ausſetzen möge den Hof zu Daun, genannt zu dem Marte, 1½ Malter Haſer zu den Erlen, den Zoll zu Daun, 5 Malter Haſer und 7½ cölniſche Schillinge zu Eſch, und endlich 1½ Malter Haſer zu Detſcheid. Peter und Adelheid kommen noch 1478 vor. Eine andere Linie führte den Beinamen von Soleuvre, zu teutſch Zollvrrn, von einer in dem Luxemburg'ſchen, dicht an der lothringiſchen Grenze belegenen, durch Heirath erworbenen Herrſchaft. Ihr gehörte einer de Celobrio an, der unter drn Burgmännern zu Manderſcheid mit dem Daun'ſchrn Wappen, aber einer Vierung, worin drei Mispelblüthen, vorkommt. Dietrich und Richard von Dune, Herren zu Zollvern, 1478, ließen die Vierung weg, fügten dafür aber dem Helmhute zwei Eſelsohren bei. Die Linie in Cröff hatte den Daun'ſchen Namen abgelegt und fügte dem Wappen eine Vierung bei mit drei, fünf und mehr Kornähren. Dietrich von Cröff, Crovia, lebte 1327, Friedrich und Jakob, Gebrudere, Süne wilne Friedrich's von Crove, Ritter werden 1359 genannt. Ein Friedrich von Cröff erſcheint 1421—1432 als Dompropſt zu Trier. Endlich müſſen auch die von Clotten, dem Wappen nach, dem Dann'ſchen Geſchlechte angehören, und gilt dieſes insbeſondere von Johann von Clotten, Burggrafen zu Cochem, 1358 und 1379. Heinrich von Clotten wird 1356 unter den Gemeinen der Burg Daun genannt. — Das eigentliche Stammwappen iſt ein rothes Gitter von drei Stangen, im goldenen Felde. Der Marſchall Heinrich und ſein Sohn Richard führten 1361 auf dem Helme einen wachſenden ſilbernen Schwan mit ſchwarzen ausgeſchlagenen Flügeln; dieſes Schwanes bediente ſich auch Ägidius von Daun. Die verſchiedenen Linien haben dem Wappen Turnierkragen und mancherlei Vierungen beigefügt, auch wol die Farben des Gitters verändert. Die oberſtein'ſche Linie behielt das Stammwappen unverändert bei, nur daß ſie ſeit der Erwerbung von Falkenſtein ein geviertetes Schild, und im zweiten und dritten Felde das falkenſtein'ſche ſilberne Rad führte. Die noch blühende öſterreichiſche Linie führte von Anbeginn an die Lilienvierung, nahm aber im Laufe der Zeiten, durch Heirathen und Standeserhöhungen veranlaßt, mancherlei in ihr Wappen auf, ſodaß daſſelbe gegenwärtig aus ſechs Feldern beſteht. Der General-Feldmarſchall Leopold brauchte aber häufig den alten Daun'ſchen Gitterſchild, unter einer Krone auf zwei Marſchallsſtäbe geſetzt, und von zwei Löwen gehalten, mit dem Wahlſpruche: potius esse quam videri, und die heutigen Grafen folgen insgemein ſeinem Beiſpirle, indem ſie ſich auf das Stammwappen beſchränken und demſelben jenen bedeutenden Wahlſpruch hinzufügen. *(v. Stramberg.)*

DAUN. Eine halbe Stunde oberhalb der Stelle, wo der Simmerbach in die Nahe mündet, erheben ſich auf einem ſteilen, in das Simmerthal vortretenden Berge die Ruinen des Schloſſes, und neben ihnen, auf dem Sattel, welcher dieſen Berg mit dem ganzen Höhenzuge verbindet, lagert das Dörſchen Daun. Die Berge umher ſind mit Geſträuche und Wald bewachſen. Unter den Felſenkuppen der nächſten Umgebung trägt die eine, die zwar niedriger als der dauner Berg, in der Richtung von Johannisberg die Ruinen der Feſte Brunkenſtein. Eine halbe Stunde oberhalb Daun, in dem engen, höchſt intereſſanten Thale, liegt das Dorf Heinzenberg, mit einer Burgruine. Im Thalkeſſel öſtlich von Daun, jenſeit des Simmerbaches, erſcheint Simmern unter Daun, und weſtlich, auf der Firſte des Nahegebirges, die Kirche Johannisberg. Die beſte Anſicht von Daun und von ſeinen Umgebungen hat man auf der Brücke, welche zwiſchen Hochſtetten und Martinſtein über die Simmer führt. Die Ruine ſelbſt entbehrt aller Großartigkeit; ſie zeigt nur weißgraue, gleichförmige Mauern, ohne Dach und Zuſammenhang, mit Reihen öder Fenſterhöhlen, und ſcheint klagend zu verkündigen: „Es iſt nicht das Schickſal, das mich niederwarf, ſondern ſchnöde Gewinnſucht." Unter franzöſiſcher Herrſchaft wurde nämlich das Schloß, eins der ſchönſten des Landes, auf den Abbruch verſteigert, und die kunſtgerechte Hand der Maurer hat, indem ſie jeden brauchbaren Stein wegnahm, dem Gebäude mehr geſchadet, als eine Reihe von Jahrhunderten ihm geſchadet haben würde. Daß die Stelle früher bewohnt geweſen, ſcheint der galliſche Name Dune, Down, Berg *), anzudeuten. Als das große Geſchlecht der Emichonen, der Gaugraſen des Nahegaurs, ſich in die drei Linien der Grafen zu Veldenz, der Rau- und der Wildgraſen, theilte, mag Daun den Letztern angefallen ſein. Im J. 1258 vertheilte der Wildgraf Konrad ſeine Beſitzungen unter ſeine Söhne, Emicho und Gottfried. Emicho erhielt die Schmidtburg und die Kyrburg, Gottfried die Feſten Daun und Grumbach. Gottfrird's, des erſten Wildgrafen von Daun Sohn, Konrad, hatte in der Ehe mit Hildegard Vogt von Hunolſtein die Söhne Johann und Hartard. Dieſe Brüder geriethen in Fehde mit dem Erzbiſchofe Balduin von Trier, und mußten in der Sühne ihm lehnbar auftragen Rhaunen und Hauſen mit Dörfern und Gerichten, ſowie das von ihnen auf dem Rothenberge bei Daun neu erbaute Haus; letzteres zwar nur, bis ſie eine Burg erbaut haben würden bei Rhaunen, die ſodann, ſtatt Rothenberg, trieriſches Lehen werden ſollte (25. April 1329). Nicht viele Jahre vergingen, und Wildgraf Johann wurde abermals des Erzbiſchofs Feind wegen der wildgräflichen Stammfeſte Schmidtburg, die Balduin als heimgefallenes Lehen eingezogen hatte. Für Trier waren, laut des Bundesbrieſes vom J. 1337, Johann's Vetter, der Wildgraf Friedrich von Kyrburg, Graf Georg von Veldenz, Ägidius von Daun, Kuno von Daun zu Oberſtein, und im J.

*) Daher können wir der hin und wieder beliebtrn Schreibart Dhaun, womit dieſes Daun im Nahegaue von Daun in der Eifel unterſchieden werden ſoll, nicht beipflichtrn. Ohnehin bliebe auch noch ein drittes Daun an den Ufern der Ahr zu unterſcheiden.

Digitized by Google

1340 trat auch der Erzbiſchof Heinrich von Mainz dieſem Bündniſſe bei. Die gewaltige, allen ihren Anſtrengungen trotzende Feſte Daun im Zaume zu halten, erbauten die beiden Erzbiſchöfe in ihrer Nähe, auf dem linken Ufer des Simmerbachs, dicht an der Nahe, den Martinſtein, und in weſtlicher Richtung, nach Kirn zu, die Johannisburg. Im J. 1340 vermittelte Kaiſer Ludwig einen Waffenſtillſtand zwiſchen den ſtreitenden Theilen, welchem 1342 die Sühne folgte. Vermöge derſelben mußte Wildgraf Johann auf die Schmidtburg verzichten und den Brunkenſtein, den er zur Unterſtützung ſeiner Hauptburg aufgeführt hatte, abbrechen, wogegen er vom Erzbiſchofe Balduin mit der Johannisburg belehnt wurde und mit dem anliegenden Dorfe Hochſtetten, das bisher daunſches Allod geweſen. Johann und Hartard, die Wildgrafen von Daun, hatten beide keine Kinder, wol aber eine an den Rheingrafen Johann verehelichte Schweſter, Hedwig. Dieſes Sohn, den Rheingrafen Johann, nahm Wildgraf Johann in die Gemeinſchaft der daunſchen Lande auf, und als der Wildgraf im J. 1350 die Augen ſchloß, gelangte ſein Neffe zu deren Alleinbeſitze, Anfangs zwar mit Widerſpruch der Wildgrafen zu Kyrburg. Dieſer Widerſpruch wurde jedoch im J. 1355 gehoben, und die daunſchen Lande mit Titel und Wappen blieben dem Rheingrafen, vererbten ſich auch in langer Folge auf deſſen Nachkommenſchaft. Mit des Wild- und Rheingrafen Johann VI. (er ſtarb 1499) Söhnen, Philipp und Johann VII., theilte das Haus ſich in die zwei Linien zu Daun und Kyrburg. Die daunſche oder ältere, allein noch übrige Linie theilte ſich mit Philipp's Enkeln abermals in drei Linien, und zwar ſtammt von dem älteſten, von Friedrich, die ſalmſche, von Johann Chriſtoph die grumbachſche und von Adolf Heinrich die daunſche Speciallinie ab. Letztere erloſch im J. 1750: zuerſt, den 27. Jan., ſtarb der Vater, der Wildgraf Johann Friedrich, geb. den 24. Jul. 1727, ihm folgte der ältere Sohn, Karl Leopold Ludwig, geb. den 30. Dec. 1748, geſt. den 22. Febr. 1750, und hierauf der jüngere Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. den 5. Jan., geſt. den 6. Jun. 1750. Sogleich nahmen die rheingräflichen Häuſer Grumbach und Stein von der einen und die Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg von der andern Hälfte der erledigten Lande Beſitz. Dieſe verlangten zugleich die ganze Erbſchaft, jene wollten mit der Hälfte zufrieden ſein. Grumbach und Stein gründeten ihre Anſprüche auf das Recht der Gemeinſchaft, in welchem das Recht zur Erb- und Lehensfolge einbegriffen ſei, das geſammte, ſowol fürſtliche als gräfliche Haus des Rheingrafen habe mit der ausgeſtorbenen Linie in Gemeinſchaft geſtanden, folglich wäre das geſammte Haus zur Erb- und Lehensfolge berechtigt, ohne daß der Grad der Verwandtſchaft dabei in Anſchlag kommen dürfe. Dieſe aus der Gemeinſchaft hergeleiteten Folgerungen wollten die Fürſten von Salm keineswegs anerkennen, ja ſogar gewiſſermaßen die Gemeinſchaft der Fürſten und Grafen in Zweifel ziehen; dagegen behaupteten ſie, daß bei der Lehens- und Erbfolge vor allen Dingen auf die nähere Verwandtſchaft zu ſehen ſei. Ob der hiernach erhobene, alle Publiciſten des heil. römiſchen Reichs in Anſpruch nehmende Proceß vor der Revolutionirung des linken Rheinufers zu Ende gegangen ſei, möchten wir bezweifeln; gewiß aber iſt, daß die ſtreitenden Parteien wegen des Beſitzes der daunſchen Lande ein Abkommen beliebt hatten. Nach demſelben war die eigentliche Wildgrafſchaft Daun, das Ingerichtsamt Hauſen und die daunſche Hälfte der Ober-Schultheißerei Meddersheim den Rheingrafen zu Grumbach und Stein, die Herrſchaft Rhaunen und die daunſche Hälfte der Stadt Kirn den Fürſten von Salm zugefallen, während das Amt Flonheim und das daunſche Viertel der Herrſchaft Dimringen von den Fürſten und den Rheingrafen gemeinſchaftlich benutzt und die Herrſchaft Püttlingen den Töchtern der Wild- und Rheingrafen Vollrad und Karl zu Daun überlaſſen blieb. — Die eigentliche Wildgrafſchaft Daun enthielt nur die folgenden Orte: 1) Schloß und Dorf Daun, dieſes von 147 Seelen bewohnt und nach St. Johannisberg gepfarrt; 2) das anſehnliche Pfarrdorf Simmern unter Daun, in dem Thale vor dem Rothenberge, jenſeit des Simmerbachs gelegen, und ein Lehen der Abtei St. Maximin bei Trier; 3) St. Johannisberg, urſprünglich eine einſame Kirche, welcher die Wildgrafen Johann und Hartard von Daun im J. 1317 alle die Freiheiten bewilligten, deren andere Kirchen ihrer Grafſchaft genoſſen. Im J. 1318 verwandelte Erzbiſchof Peter von Mainz dieſe Pfarrkirche in ein Collegiatſtift für vier Chorherren. Die Wild- und Rheingrafen von Daun hatten in derſelben ihr Erbbegräbniß. 4) Das Dorf Margarethen oder Kirn-Hochſtetten an der Nahe, zwiſchen St. Johannisberg, wohin es eingepfarrt, und zwiſchen dem Simmerbache. Dieſes Hochſtetten hat gegenwärtig 181, St. Johannisberg 44 Einwohner. 5) Das Dorf Antonien- oder Über-Hochſtetten, jenſeit der Nahe. Wegen Daun wurde ſowol in dem wetterauſchen Reichsgrafencollegium, als auf den oberrheiniſchen Kreistagen eine Stimme gegeben und ein Matrikularanſchlag von 21 Fl. 30 Kr. entrichtet. Zu einem Kammerziele gab Daun an ſich 15 Thlr. 18½ Kr. und wegen Kirn 6 Thlr. 62 Kr. (*v. Stramberg.*)

DAUPHIN. So hieß in dem feudalen Frankreich und auch noch in der Reſtaurationsperiode von 1814—1830 der Kronprinz, ſeitdem der letzte der Dauphins von Viennois, Humbert II., ſein Fürſtenthum, durch Schenkungen von 1343, 1344 und 1349, an die Krone Frankreich, oder vielmehr an den Prinzen Karl (V.), älteſten Sohn des Thronfolgers, des Herzogs von der Normandie, abgetreten hatte. Karl und ſeine nächſten Nachfolger führten aber nicht nur den Titel, ſondern waren wirkliche Beſitzer des Landes, bis auf den Dauphin Ludwig, Karl's VII. Sohn, der, nur drei Jahre alt, 1426 von ſeinem Vater mit dem Fürſtenthume bekleidet wurde und in allen Dingen einen ſouverainen Fürſten vorſtellte, ſo zwar, daß im J. 1446 Peter von Brèze, als ſein Großhofmeiſter vorkommt, gleichwie auch die frühern Dauphins aus dem königl. Hauſe ihre eigenen Kanzler gehabt hatten. Nachdem aber der nämliche Ludwig (XI.) ſelbſt den Thron beſtiegen, beſchränkte er ſich, ſeinem Kronprinzen den Dauphintitel zu verleihen, und dabei iſt es fortan geblie-

Digitized by Google

ben, nur daß Ludwig's XIV. Dauphin nicht mehr, gleich ſeinen Vorgängern, **Dauphin de Viennois**, ſondern **Dauphin de France** hieß, worin ihm auch alle ſpätern Dauphins gefolgt ſind. Vorher hieß der Prinz mit ſeinem vollſtändigen Titel: N. par la grace de Dieu, fils ainé de France et Dauphin de Viennois. Sein Wappen war von Frankreich und Dauphiné geviertet.

Sobald ein Dauphin geboren, wurde er den Frauen des für ihn gebildeten Hauſes übergeben. An der Spitze dieſes Hauſes ſtand die Gouvernante, eine Dame vom höchſten Range, welcher eine oder mehre Untergouvernanten beigegeben waren. Des Prinzen Amme, dem Range nach eine Kammerfrau, hatte ihre eigene Gouvernante, welche nicht nur die von der Amme zu genießenden Speiſen, ſondern überhaupt ihre ganze Lebensweiſe beaufſichtigte. Außerdem gehörten zu des Dauphins Hauſe eine Remueuſe, die erſte Kammerfrau, 8 oder 9 Kammerfrauen, 2 Kammerdiener, 2 Garçons de la chambre, ein Porte-meubles, eine Wäſcherin, eine Küchenfrau, ein Arzt und ein Silberdiener. Nach zurückgelegtem dritten oder vierten Jahre wurde dem Prinzen ein Präceptor beigegeben, für den Leſe- und Religionsunterricht. Mit ſieben Jahren wurde er der Aufſicht der Frauen entnommen. Er erhielt einen Gouverneur, der entweder ein Marſchall oder ein Duc et Pair von Frankreich, 2 Untergouverneure, einen Präceptor, einen Unterpräceptor, einen Vorleſer, 2 Gentilhommes de la Manche, die jeden ſeiner Schritte begleiteten, einen Beichtvater, einen erſten Kammerdiener, 3 oder 4 Kammerdiener, 3 Garçons de la chambre, 2 Kammerportiers, einen Wundarzt, einen Porte-manteau, einen Büchſenſpanner, einen Barbier, einen Tapezierer, einen Maulthiercapitain, einen erſten Garderobediener, 3 Garderobediener, eine Wäſcherin, eine Empeſeuſe, einen Schreibe-, einen Zeichnen-, einen Fecht-, einen Tanzmeiſter ꝛc. Alle dieſe Ämter wurden nur commiſſionsweiſe vergeben. Stallämter kommen darunter nicht vor, weil der Dauphin ſich königl. Equipagen bediente. Auch die übrigen Hofofficianten wurden abwechſelnd aus dem königl. Hofſtaate gezogen. — Der Papſt hatte den Gebrauch, für den neugebornen Dauphin, als dem erſtgebornen Sohne der Kirche, geweihte Windeln zu überſenden.

Verzeichniß der Dauphins: 1) Karl, des Herzogs Johann von der Normandie, des nachmaligen Königs Johann, Sohn, und Philipp's VI. Enkel, geb. den 21. Jan. 1337, wird als Dauphin inaugurirt den 16. Jul. 1349, und ſuccedirt ſeinem Vater unter dem Namen Karl V. den 8 April 1364. 2) Karl, ein Sohn Karl's V. als König, Karl VI., geb. den 3. Dec. 1368. 3) Karl, Karl's VI. Sohn, geb. den 25. Sept., geſt. den 28. Dec. 1386. 4) Karl, Karl's VI. zweiter Sohn, geb. den 6. Febr. 1391, geſt. den 11. Jan. 1400. 5) Ludwig, Karl's VI. dritter Sohn, geb. den 22. Jan. 1396, geſt. den 18. Dec. 1415. 6) Johann, Karl's VI. vierter Sohn, geb. den 31. Aug. 1398, geſt. den 5. April 1416. 7) Karl, Karl's VI. fünfter Sohn, geb. den 22. Febr. 1402, ſuccedirt ſeinem Vater unter dem Namen Karl VII. den 21. Oct. 1422. 8) Ludwig, Karl's VII. Sohn, geb. den 3. Jul. 1423, ſuccedirt unter dem Namen Ludwig XI. den 22. Jul. 1461. 9) Karl, Ludwig's XI. zweiter Sohn, geb. den 30. Jun. 1470, ſuccedirt unter dem Namen Karl VIII. den 30. Aug. 1483. 10) Karl Orland, Karl's VIII. Sohn, geb. den 10. Oct. 1492, geſt. den 6. Dec. 1495. 11) Karl, Karl's VIII. zweiter Sohn, geb. den 8. Sept. 1496, geſt. den 2. Oct. 1496. 12) N., Sohn Ludwig's XII., geb den 21. Jan. . . . . . 13) N., der zweite Sohn Ludwig's XII., geb. . . . . 14) Franz, Sohn von Franz I., geb. den 28. Febr. 1517, geſt. den 10. Aug. 1536. 15) Heinrich, Franz I. zweiter Sohn, geb. 31. März 1518, ſuccedirt als Heinrich II. den 31. März 1546. 16) Franz, Heinrich's II. älteſter Sohn, geb. den 19. Jan. 1543, ſuccedirt als Franz II. den 10. Jul. 1559. 17) Ludwig, Heinrich's IV. Sohn, geb. den 27. Sept. 1601, ſuccedirt als Ludwig XIII. den 14. Mai 1610. 18) Ludwig, Ludwig's XIII. Sohn, geb. den 5. Sept. 1638, ſuccedirt unter dem Namen Ludwig XIV. den 14. Mai 1643. 19) Ludwig, Ludwig's XIV. Sohn, geb. den 1. Nov. 1661, geſt. den 14. April 1711. 20) Ludwig, des Vorhergehenden, oder des ſogenannten Groß-Dauphin Sohn, führte bei deſſen Lebzeiten den Titel eines Duc de Bourgogne, wird aber nach deſſen Tode zum Dauphin ernannt. Der zweite Fall, daß ein Enkel von Frankreich bei des Großvaters Lebzeiten Dauphin geworden. Er ſtarb den 18. Febr. 1712. 21) Ludwig, des Vorhergehenden zweiter Sohn, geb. den 8. Jan. 1707, trägt zuerſt den Titel eines Herzogs von Bretagne, wird aber nach ſeines Vaters Tode zum Dauphin ernannt, und ſtirbt den 8. März 1712. Es war zum erſten Male, daß ein Urenkel von Frankreich bei des Urgroßvaters Lebzeiten Dauphin geweſen. 22) Ludwig, des Dauphins, Duc de Bourgogne, dritter Sohn, geb. den 15. Febr. 1710, ſuccedirt als Ludwig XV. den 1. Sept. 1715. 23) Ludwig, Ludwig's XV. Sohn, geb. den 4. Sept. 1729, geſt. den 20. Dec. 1765. 24) Ludwig, des Vorigen dritter Sohn, geb. den 23. Aug. 1754, ſuccedirt als Ludwig XVI. den 10. Mai 1774. 25) Ludwig Joſeph Xaverius Franz, Ludwig's XVI. älteſter Sohn, geb. den 22. Oct. 1781, geſt. den 4. Jun. 1789. 26) Ludwig (XVII.) Karl, Ludwig's XVI. zweiter Sohn, geb. den 27. März 1785, geſt. den 8. Jun. 1795. 27) Ludwig Anton, Karl's X. Sohn, geb. den 6. Aug. 1775.

Karl, Nr. 1, ließ als Dauphin Goldgulden und in Silber große Turnoſen prägen, worin ihm auch Karl, Nr. 2, Karl, Nr. 7, und Ludwig, Nr. 8, gefolgt ſind. Von Nr. 2 hat man doppelte Turnoſen, von Nr. 8 aber ſogenannte Gros. Dieſe Münzen müſſen aber ſorgfältig von denen unterſchieden werden, welche die nämlichen Fürſten, als Könige, wegen Dauphiné, prägen ließen.
(v. Stramberg.)

DAUPHINÉ (Delphinatus), große Landſchaft des alten Frankreichs, ſüdlich von der Provence und dem Comtat Venaiſſin, weſtlich und nördlich von der Rhone, öſtlich von Savoyen und Piemont begrenzt. Gegen Piemont insbeſondere wird nach den Beſtimmungen des utrechter Friedens die Grenze durch die Alpen gebildet, was früher keineswegs der Fall geweſen, indem bedeu-

Digitized by Google

tende Bezirke auf der Oſtſeite des Gebirges, insbeſondere die Thäler Cluſon, Oulx, mit der Feſtung Feneſtrelle, Cezane und Bardonache der Dauphiné angehörten. Die Provinz, aus welcher ſeit dem J. 1789 die Departements der Iſère, der Drôme und der Obern-Alpen gebildet worden, enthielt nach Bonvallet-Desbroſſes 1006 □Lieues und 804,800 Menſchen, nach Necker aber 1024 □Lieues und 664,600 Menſchen, und wurde, in Bezug auf ihre Lage zu den Alpen, in das Ober- und Unterland eingetheilt. Zu Ober-Dauphiné oder zu der öſtlichen Hälfte gehörten die Landſchaften Mateſine, Champſaur, Oyſans, Diois, Gapençois, Embrunois und Briançonnais, zu Nieder-Dauphiné die Landſchaften Graiſivaudan, Viennois, Ober- und Nieder-Valentinois, Royanés und das Ländchen der Baronien. Alles dieſes war unter den beiden Grands-bailliages von Viennois und des Montagnes, unter der Sénéchauſſée von Valentinois und dem Bailliage von Diois begriffen, und zwar zerfiel das Grand-bailliage von Viennois abermals in die Bailliages von Vienne, von Graiſivaudan, deſſen Sitz in Grenoble, und von St. Marcellin, ſowie das Grand-bailliage des Montagnes in die Bailliages Briançon, Embrun, Gap und du Buys, und die Sénéchauſſée von Valentinois in die Unter-Sénéchauſſées von Creſt und Montelimart eingetheilt war. Überhaupt zählte die Provinz 1217 Kirchſpiele und 1965 Herrſchaften und adelige Güter. Die höchſte Gerichtsſtelle war das Parlament von Grenoble, im J. 1453 von dem Dauphin, nachmals Könige Ludwig XI., errichtet und am 4. Aug. 1455 von König Karl VII. beſtätigt. Es beſtand aus dem erſten Präſidenten, aus 9 andern Präſidenten, 2 Ehrenrittern, 55 Räthen, 3 Generaladvocaten, einem Generalprocurator ſammt 8 Subſtituten, aus 8 Secretairen, aus dem erſten Huiſſier und aus 11 andern Huiſſiers. Alle Biſchöfe der Provinz konnten in dem Parlament ihren Sitz nehmen, wiewol doch nur dem einzigen Biſchofe von Grenoble eine berathende Stimme zuſtand. Der Gouverneur der Provinz aber und ſein Generallieutenant nahmen, wenn es ihnen gefällig war, ihr Stimmrecht in dem Parlament zu üben, den Rang vor dem erſten Präſidenten; eine Eigenthümlichkeit, die allein dadurch erklärbar wird, daß die Dauphiné zur Zeit der Errichtung des Parlaments als ein von Frankreich ganz abgeſonderter Staat betrachtet, und daher nach ganz andern Grundſätzen als das eigentliche Frankreich behandelt wurde. Unmittelbar auf das Parlament folgte, dem Range nach, die Rechnungskammer, woran ein erſter Präſident, 5 andere Präſidenten, 2 Ehrenritter, 18 Räthe Maitres-des-comptes, 4 Räthe Correcteurs, 6 Räthe Auditeurs, ein Generaladvocat und ein Generalprocurator. In finanzieller Hinſicht war die Provinz in die 6 Elections von Gap, Grenoble, Montelimart, Romans, Valence und Vienne getheilt. Dieſe ſechs großen Steuerbezirke hatten zuſammen an Taille u. dgl. die Summe von 1,628,225 Livr. oder vielmehr, nach den verſchiedentlich vorgenommenen Erhöhungen, von 2,662,263 Livr. aufzubringen, und zwar hatte man die der Taille unterliegende Bevölkerung in Brigaden getheilt, in welchen ein Kopf für den andern, und folglich der Reiche für den Armen ſolidariſch haften mußte. Auch die Gabelle wurde nach ganz andern Grundſätzen, als in den übrigen Provinzen, gehoben; unter Andern ſtand der Salzhandel einem Jeden frei, nur daß das Salz aus den königl. Speichern bezogen ſein mußte. Dieſer Salzſpeicher waren 22, und jährlich wurden 55,000 Minots abgeſetzt, was nach dem Durchſchnittspreiſe von 20 Pf. per Minot eine Summe von 1,100,000 Pf. oder, nach wirklicher Berechnung, von 1,336,500 Livres abwarf. Die Douanen von Valence und Lyon, ſammt der Imposition foraine, trugen jährlich an zwei Millionen ein, wovon über die Hälfte auf die Douane von Valence kam. Zur Erhebung der Imposition foraine beſtanden 114 Bureaux. Hierzu kamen die Zölle mit 60,000, die Tabaksſteuer mit 120,000, die gewöhnliche und außergewöhnliche Decimation der Geiſtlichkeit mit 50,000, der Belauf der Domanialgefälle mit 40,000 Livr. Bereits im J. 1698 entrichtete die Provinz überhaupt 6,208,763 Livres, und im Laufe von 60 Jahren war dieſe Summe nach und nach um zwei Millionen erhöht worden. Urſprünglich waren alle Abgaben durch die Landſtände bewilligt worden, aber die Wirkſamkeit dieſer Stände war durch die königl. Ordonnanz vom J. 1628, welche das Syſtem der Elections hier eingeführt hatte, unterbrochen worden. Der Gouverneur der Provinz koſtete ſie jährlich 57,349, deſſen Generallieutenant 13,000 Livr.; die Gouverneure oder Lieutenans de Roi von 20 Städten oder Feſten bezogen zuſammen 80,449 Livr. Was das geiſtliche Regiment betrifft, ſo enthielt die Dauphiné 2 Erzbisthümer, Vienne und Embrun, und 6 Bisthümer, Valence, Grenoble, Die, Gap, Orange und Saint-Paul-trois-château; außerdem gehörten in den Sprengel von Lyon die Erzprieſterthümer Meuzieu und Moreſtel, von 52 Pfarren und 30 Anneren, in den Sprengel von Belley 19 und in den Sprengel von Vaiſon 16 Pfarren. Es beſtanden hier 10 Collegiatkirchen, 10 Abteien, eine Karthauſe, 10 Frauenabteien, 81 Priorate, 5 Frauenpriorate, 7 Comthureien des Malteſerordens, 8 Seminarien, 75 Manns- und 41 Frauenklöſter, 4 große Collegien, 12 Hoſpitäler und 10 Krankenhäuſer (Maladreries), und die geſammte Geiſtlichkeit zählte 6259 Köpfe mit einer Einnahme von 2,223,800 Livr., daß alſo auf den Kopf nur 355 Livr. kämen. In dieſer Zahl befinden ſich jedoch 1500 Weltprieſter, die von ihrem Patrimonium lebten, dann 1206 Pfarrer und 1300 Vicarien. In Anſehung der natürlichen Beſchaffenheit des Landes verweiſen wir auf die einzelnen Departements; doch wollen wir nicht unterlaſſen, auf die Unzahl von trefflichen Weinen, welche an den Ufern der Rhone wachſen, aufmerkſam zu machen. Die Einwohner ſind ein geiſtreiches, feuriges, kriegeriſches, hartes und arbeitſames Geſchlecht und, wie alle Alpenvölker, ſehr freiheitsluſtig; darum fand auch die Reformation hier willigen Eingang und die rüſtigſten Verfechter, ſowie auch die franzöſiſche Revolution gewiſſermaßen zu Vizilles, in der Perrier Geburtsort, ihren Anfang nahm. Obgleich die Provinz zu den Pays de Droit écrit gehörte, ſo fehlte es doch nicht an ſtatutariſchen Rechten; ſo galt z. B. die in Frankreich allgemeine Re-

Digitized by Google

gel, **nulle terre sans seigneur**, in dieſen freien Alpenthälern nicht, und nach den Statuten der Stadt Grenoble wurde der Ehebruch nur mit einer Geldbuße von 100 Sols beſtraft. In mancherlei Ausfertigungen wurde dem königl. Titel, bis zur Revolution, auch die Eigenſchaft eines Dauphin de Viennois, eines Grafen von Valentinois und Diois hinzugefügt; verſchiedene Könige haben auch wegen Dauphiné beſondere Münze prägen laſſen. (*v. Stramberg.*)

DAUPHINS D'AUVERGNE. Wilhelm IV. (V.) der Jüngere, Graf von Auvergne, wurde durch die Künſte ſeines Oheims, des Grafen Wilhelm des Alten, ſeiner Grafſchaft beraubt. Der junge Graf ſuchte und fand Hilfe bei ſeinem Lehensherrn, dem Könige Heinrich II. von England, als Herzoge von Aquitanien, mußte aber doch nach einer hartnäckigen und blutigen Fehde unterliegen, weil der König von Frankreich ſich mit allen ſeinen Kräften des Uſurpators annahm. Aus Gnaden wurde endlich dem jungen Grafen durch den Vertrag vom J. 1168 ein kleines Stückchen der Grafſchaft, als die Caſtellanei Vodable, die Herrſchaften Lude, le Cheylat, Torzel, Meillant, St. Ilpize, Combronde, Langehac, Saligny, St. Herem u. ſ. w. angewieſen. Wilhelm war mit Beatrix oder Johanna, der Tochter Guigo's III., des Grafen von Albon, verheirathet. Um dieſer Heirath willen, und zugleich, um nicht immerfort an den Verluſt eines ſo wichtigen Landes, wie die Grafſchaft Auvergne, erinnert zu werden, gab ſein Sohn, auch Wilhelm genannt, das Wappen und den Namen von Auvergne auf, um jene der Dauphins von Viennois zu führen, ſowie er ſeinem kleinen Staate den Namen Dauphiné d'Auvergne beilegte. Seine Nachkommen, unter denen beſonders auch Robert III. zu bemerken und deſſen Bruder Guido, der, als ein Templer, zugleich mit dem Großmeiſter verbrannt wurde, erweiterten allgemach ihre Beſitzungen. Beroald II., der Große, beſaß, außer der Dauphiné d'Auvergne, auch die Grafſchaft Clermont und die Baronie Mercoeur, und vermählte ſich im J. 1357 mit Johanna von Forez, Frau auf Uſſel, von der er jedoch nur eine Tochter, Anna, hatte. Dieſe Anna erbte nach dem kinderloſen Abgange ihrer Oheime die große Grafſchaft Forez und brachte dieſelbe, ſowie Mercoeur und die Grafſchaft Clermont, an ihren Gemahl, den Herzog Ludwig II. von Bourbon. Beroald II. aber ſchritt zur andern Ehe mit der Gräfin Margaretha von Sancerre und erzeugte noch die Söhne Beroald III. und Robert (Biſchof von Chartres und ſpäter von Alby), dann die Töchter Maria und Margaretha. Der ältere Sohn, Beroald III., Dauphin d'Auvergne, Graf von Clermont und Sancerre, ſtarb den 23. Jul. 1426, nachdem er in erſter Ehe mit Johanna von la Tour vermählt geweſen. Seine Tochter, Johanna, ſtarb kinderlos im J. 1436, hatte aber durch Teſtament über den größten Theil ihrer Beſitzungen zu Gunſten ihres Gemahls, Ludwig's von Bourbon, Grafen von Montpenſier, verfügt. Gegen dieſes Teſtament erhoben ſich jedoch von Seiten der Schweſtern Beroald's III., von denen Maria an Wilhelm II. von Vienne, Margaretha an Johann III. du Bueil verheirathet war, oder ihrer Erben heftige Widerſprüche, und am Ende blieb dem Grafen von Montpenſier durch Vergleich nur die Dauphiné d'Auvergne. Sein Sohn Gilbert hieß, ſo lange Ludwig am Leben, **le Prince Dauphin**, und dieſe Dauphiné blieb unverrückt in dem Hauſe Bourbon, war aber ſeit dem J. 1548 dem Herzogthume Montpenſier einverleibt, alſo ſeit den Zeiten Ludwig's XIV. ein Eigenthum der Herzoge von Orleans. — Vodable war des Ländchens Hauptſtadt, der Dauphins Wappen ein blauer Delphin im goldenen Felde. (*v. Stramberg.*)

DAUPHINS DE VIENNOIS. So hießen die Fürſten der nach ihnen benannten und von ihnen zuſammengebrachten burgundiſchen, ſpäter franzöſiſchen Landſchaft Dauphiné. Ihr Geſchlechtsregiſter beginnt mit dem Grafen Guigo von Albon, der ſeine Burg in einiger Entfernung von dem linken Ufer der Rhone, ſechs Stunden ſüdlich von Vienne, hatte, der aber auch bereits im J. 1040 einige Güter in der Umgebung von Grenoble beſaß. In ſpätem Alter (1075) empfing Guigo aus des H. Hugo Händen das Ordenskleid von Cluny. Sein jüngerer Sohn, Guigo Raymund, wurde der Ahnherr der großen Grafen von Forez, der ältere, Guigo II. der Dicke, kommt in Urkunden als Graf von Albon und Grenoble vor, vergabte im J. 1075 an die Abtei Cluny die Kirche von St. Prieſt-en-Vallée, ſtarb aber bereits ums J. 1080. Guigo III., des Dicken Sohn, hatte mehre Streitigkeiten mit dem h. Hugo, dem er endlich im J. 1098 die Kirchen und Zehnten der Landſchaft Graiſivaudan, die er als ſein Eigenthum angeſprochen hatte, überließ, und war mit einer Mathilde vermählt, die in mehren Urkunden als Regina bezeichnet wird. Sein Sohn, Guigo IV., Graf von Albon und Grenoble, iſt der Erſte, der in einem Vertrage mit dem Biſchofe Hugo II. von Grenoble (etwa 1140) als Dauphin vorkommt, „**Guigo comes qui vocatur Dalphinus**," wozu wahrſcheinlich das von ihm gewählte Sinnbild Veranlaſſung gegeben haben mag, wiewol der Delphin erſt von dem letzten der Dauphins des andern Geſchlechtes als ſtehendes Wappen angenommen wurde. Guigo war einer der berühmteſten Krieger ſeiner Zeit und der Schrecken aller ſeiner Nachbarn. Endlich wurde er, in einer Fehde mit dem Grafen Amadäus III. von Maurienne, vor Montmelian verwundet, und er ſtarb an den Folgen dieſer Verwundung im J. 1142. Sein Sohn, Guigo V., mit dem Beinamen Dauphin, Graf von Albon und Grenoble, erhielt zuerſt von dem Herzoge Berthold IV. von Zähringen, als Rector von Burgund, das Amt eines Grafen von Viennois (1155), und ſtarb im J. 1162, aus ſeiner Ehe mit Beatrix, einer Tochter des Markgrafen Wilhelm II. von Montferat, eine einzige Tochter hinterlaſſend. Dieſe, Beatrix Dauphine von Viennois, ſtarb zu Vizille, den 15. Dec. 1228, nachdem ſie 1) mit dem Grafen Wilhelm oder Alberich von St. Gilles, 2) mit dem Herzoge Hugo III. von Burgund, und 3) mit Hugo von Coligny verheirathet geweſen. Der Sohn der zweiten Ehe, Andreas von Burgund, folgte der Mutter in den Grafſchaften Albon und Viennois, daher er auch, um ſich vollſtändiger als der alten Dauphins Nachfolger zu geriren, ſeinem

Digitized by Google

Täufnamen den Namen Guigo hinzufügte, auch das Wappen von Albon, eine Burg mit drei Thürmen, annahm. Er erkaufte am 9. Oct. 1225 um 22,000 Sols, vienner Münze von dem Dauphin d'Auvergne die Herrſchaften Voreppe und Varacieu, gründete 1226—1227 das Collegiatſtift St. André zu Grenoble, verkaufte 1227 an ſeinen Neffen, den Herzog Hugo IV. von Burgund, ſein väterliches Erbtheil, nämlich Antheil an den Städten Chalon und Beaune, erwirkte zu Lyon, im Januar 1230 die Beſtätigung eines den Grafen von Albon zuſtehenden Privilegiums wornach ſie geborne Domherren zu Lyon, Vienne und le Puy waren, und ſtarb im J. 1237. Seine erſte Gemahlin, Beatrix von Sabran, hatte ihm die Grafſchaften Gap und Embrun, als eine Schenkung ihres Großvaters, des Grafen Wilhelm VI. von Forcalquier, zugebracht, und er blieb in dem Beſitze dieſer Bezirke, obgleich ſeine Ehe, wegen der Nähe der Verwandtſchaft, aufgelöſt werden mußte (1210). Das einzige Kind dieſer Ehe, Beatrix, wurde an den Grafen Amalrich V. von Montfort vermählt. Aus ſeiner zweiten Ehe, mit Beatrix von Montferat, hinterließ Guigo Andreas einen Sohn, Guigo VII, der ihm als Dauphin, Graf von Albon und Vienne folgte, jedoch geraume Zeit unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ſtand. Im J. 1243 wurde er von dem Erzbiſchofe von Vienne mit der Grafſchaft Viennois, ſowie ſpäter von dem Kaiſer Friedrich II. mit den Grafſchaften Gap und Embrun belehnt. Dieſer letzten Belehnung widerſetzte ſich aber Karl von Anjou, in ſeiner Eigenſchaft eines Grafen von Forcalquier, und durch ſeine Drohungen wurde Guigo dahin gebracht, von Karl eine anderweitige Belehnung, zugleich mit der Lehensherrlichkeit über die großen Baronien Meüillon und Montauban, zu empfangen. Darüber entſtanden aber neue Streithändel mit dem Erzbiſchofe von Embrun, der die Grafſchaft Embrun als ein Lehen ſeiner Kirche angeſehen wiſſen wollte, der Papſt Urban IV. intervenirte zu des Erzbiſchofs Gunſten, und der Streit war im J. 1297 noch nicht geſchlichtet. Damals war aber Guigo längſt nicht mehr unter den Lebenden, vielmehr war er, der noch zu Anfange des Jahres 1269 vorkommt, bereits am 17. März n. J. geſtorben. In ſeinem großen Siegel von 1251 erſcheint noch die Burg, wie ſie die Dauphins des erſten Geſchlechtes geführt hatten, in einem andern Staatsſiegel, von 1267, kommen aber, neben den eigentlichen Vertheidigungsthürmen der Burg, auch ſpitzige Glockenthürme vor. Wahrſcheinlich ſollte dadurch die Stadt Vienne angedeutet werden, auf deren Beſitz die Dauphins aus dem burgundiſchen Hauſe ganz beſondeen Werth legten, von der ſie ſich auch am liebſten Pfalzgrafen, Viennae Palatini, nannten. In einem einer Urkunde vom J. 1259 angehängten Secret endlich führt Guigo VII. den Delphin, was wol hier zum erſten Male geſchehen ſein mag. Er war mit Beatrix von Savoyen, des Grafen Peter und der Agnes von Faucigny Erbtochter, verheirathet (ſeit 3. Decbr. 1241), und hinterließ einen Sohn und eine Tochter (eine zweite Tochter, Katharina, ſcheint noch vor dem Vater verſtorben zu ſein). Der Sohn Johann I. ſuccedirte unter ſeiner Mutter, dann unter des Herzogs von Burgund Vormundſchaft, ſtarb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, zwiſchen dem 24. Jun. 1281 und dem 14. Febr. 1282, bevor er ſeine Vermählung mit Bona, des Grafen Amadäus V. von Savoyen Tochter, hatte vollziehen können. Die Tochter, Anna, wurde durch ihres Bruders frühen Tod Dauphine, Gräfin von Albon und Viennois, vermählte ſich den 1. Sept. 1273 mit Humbert I. von la Tour du Pin, und ſtarb nach dem 30. Sept. 1298, ihr Gemahl aber um den 12. April 1307.

Humbert war urſprünglich dem geiſtlichen Stande beſtimmt geweſen, und kommt 1253 als Domherr zu Paris und Domcantor zu Lyon, dann 1269 als Domdechant zu Vienne vor. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, und durch die Verzichtleiſtung ſeiner übrigen Geſchwiſter fiel ihm aber die ganze Freiherrſchaft la Tour du Pin, die nördlich von Grenoble einen bedeutenden Landſtrich auf beiden Ufern der Rhone umfaßte, anheim, und dieſer Erbſchaft vornehmlich verdankte er die Hand der reichen und mächtigen Dauphine. Nach ſeiner Vermählung führte er den Titel eines Dauphin von Viennois, eines Grafen von Albon, eines Herrn von la Tour und Coligny, wie z. B. namentlich bei der Antretung eines Kanonikats an der Liebfrauenkirche zu Annecy (12. Febr. 1282), welches in dem Hauſe der Dauphins erblich war; er ſetzte auch zwiſchen die zwei Thürme, die er wegen la Tour im Wappen führte, den blauen Delphin. Doch hatte er noch manchen Widerſpruch zu beſeitigen, bevor er ſich im ruhigen Beſitze des erheiratheten Fürſtenthums ſehen konnte; beſonders wurde er ihm beſtritten durch den Herzog Robert von Burgund, als den nächſten Agnaten der vormaligen Dauphins, und Humbert konnte, nach mehrjähriger Fehde, dieſen Mitbewerber nur durch Abtretung von Allem, was er in dem Revermont der Herrſchaft Coligny nördlich des Ainfluſſes beſaß, abfinden. Für dieſen an ſeinem väterlichen Eigenthume erlittenen Verluſt entſchädigte ihn aber ſeine Gemahlin, indem ſie ihm am 13. Jan. 1286 ihre wichtigſten Beſitzungen in den Landſchaften Viennois und Graiſivaudan die Grafſchaft Gapençois, dann ihr Eigenthum in der Stadt Embrun, und in den Diöceſen von Valence und le Puy aneignete. Der Fehde mit Burgund folgte eine andere mit dem Grafen Amadäus von Savoyen, die aber durch den ſchiedsrichterlichen Spruch vom 18. Nov. 1287 abgethan wurde. Durch einen ſpätern Vertrag, vom 27. Mai 1293, befreite Humbert ſeine Baronie la Tour von der Lehenshoheit des Grafen von Savoyen, wozu ſeine Schwiegermutter ihm die Mittel angewieſen hatte, indem ſie ihre Baronie Faucigny als Lehensſurrogat hingab. Im December 1294 wurden Humbert und ſein älteſter Sohn Johann, gegen die Zuſicherung einer immerwährenden Jahresrente von 500 Pf. kleiner Turnoſen, des Königs von Frankreich, Philipp's des Schönen, Lehensleute. Um die Zerſtückelung ſeines Staates zu verhüten, vereinigte Humbert ſeine Baronie la Tour mit den Beſitzungen der Dauphins, worüber er am 31. Mai 1305 von Kaiſer Albrecht I. den Beſtätigungsbrief erhielt. Bei dieſer Gelegenheit beſtätigte Albrecht zugleich den Dauphins ihr Erbamt eines Seneſchalls des Königreichs Arelat, wie

Digitized by Google

dieſes ſchon 1278 durch Kaiſer Rudolf geſchehen war. Endlich begab ſich Humbert, Ende Septembers 1306, in die Karthauſe Val de Sainte Marie, im Bisthume Valence, um daſelbſt ſein Leben zu beſchließen, was auch kurz vor oder nach dem 12. April 1307 geſchehen iſt. In ſeiner Ehe mit der Dauphine hatte er vier Söhne, Johann, Hugo, Guido und Heinrich, dann die Töchter Alix, Maria, Beatrix. Margaretha und Katharina erzeugt. Alix wurde an den Grafen Johann I. von Forez verheirathet, und ſtarb um 1310. Maria nahm als Adhemars von Poitiers kinderloſe Witwe (ſie wurde dieſes vor dem 3. April 1324) den Schleier in dem Karthäuſer-Nonnenkloſter Salettes, und kommt 1334 und 1355 als deſſen Priorin vor. Beatrix wurde durch Vertrag vom 13. Febr. 1302 mit Hugo von Châlon vermählt. Als Witwe nahm ſie ihren Wohnſitz in Dauphiné, und ſie erlangte großen Einfluß auf ihren Nrffen, den Dauphin Humbert II. Dieſer befand ſich in Apulien, als ſein Bruder, Guigo VIII., verſtarb. Sogleich übernahm Beatrix die Leitung der Geſchäfte, und ſie bildete aus den vornehmſten Edelleuten des Landes einen Regentſchaftsrath, mit dem ſie ihre Verrichtungen theilte. An der Spitze dieſes Regentſchaftsrathes erſcheint ſie in einer Urkunde vom 5. Aug. 1333, und in dieſer Eigenſchaft wurde ſie durch die von Humbert II. am 8. Sept. 1333 zu Neapel ausgeſtellte Vollmacht beſtätigt. Späterhin, als Humbert den Entſchluß gefaßt hatte, ſeine Staaten an die Krone Frankreich zu übertragen, verzichtete Beatrix, den 10. April 1344, auf alle ihre Anſprüche an Dauphiné und an die Baronie la Tour, wogegen ihr der Dauphin am nämlichen Tage den lebenslänglichen Genuß verſchiedener Herrſchaften in Faucigny anwies, und ſie ermächtigte, über eine auf ebendieſe Herrſchaften radicirte Jahresrente von 700 Gulden zu Gunſten ihrer Erben zu verfügen. Eine ähnliche Verzichtleiſtung hatte der Beatrix Sohn, Johann von Châlon, bereits am 26. März 1344 ausgeſtellt, wogegen der Dauphin ihm, außer den ſchon früher geſchenkten Herrſchaften Orpierre und Trescloux, jährlich 1000 Pf. vienner Währung zu Manngeld verſchrieb. Beatrix nämlich, und ihr Sohn, waren die einzigen damals noch übrigen Verwandten des Dauphin. Sie ſtarb zu Cuiſeaux, den 10. Jun. 1347. Margaretha wurde die Gemahlin Friedr ch's, des älteſten Sohnes des Markgrafen Manfred von Saluzzo. Katharina wurde an Philipp von Savoyen, den Fürſten von Achaja und Morea, vermählt. Heinrich, der jüngſte von Humbert's I. Söhnen, wurde durch ſeines Bruders Johann's II. Teſtament, zum Regenten während der Minderjährigkeit Guigo's VIII. ernannt, und übte dieſes Amt, als er im J. 1319 Namens ſeines Mündels, den Lehenseid des Grafen von Genf empfing. In demſelben Jahre wurde ihm von Papſte Johann XXII. das Bisthum Metz verliehen, welches er aber bereits im J. 1324 an Ludwig von Poitiers abtrat. Seitdem hieß er der Baron von Montauban, denn ſein Bruder, der Dauphin Johann, hatte ihm die Baronien Montauban und Meüillon vermacht. Durch Schenkung unter den Lebenden vom 29. Dec. 1325 erwarb er auch die Herrſchaft Montluel. Er lebte noch am 17. Sept. 1328. Guido, Humbert's dritter Sohn, beſaß als Apanage die Baronie Montauban, nachdem der Vater ſolche im J. 1302 von Hugo Adhemar erworben hatte. Im Auguſt 1307 wurde er von Ludwig von Villars, dem Erzbiſchofe von Lyon, zum Conſervator (Gardier) der Rechte ſeiner Kirche, für die Dauer der in der Stadt Lyon ausgebrochenen Unruhen, mit einem Jahrgehalte von 1000 Pf. vienner Währung beſtellt. Am 22. Febr. 1314 trat er in des Königs Robert von Neapel Dienſte; er übernahm den Oberbefehl über die neapolitaniſchen Truppen in der Lombardei, wogegen der König ihm täglich eine Unze Gold zuſicherte, und zugleich die Unterhaltung von 5 Rittern und 20 Edelknechten, die zu Guido's perſönlichem Gefolge gehören ſollten, übernahm. Gleich darauf, oder aber im folgenden Jahre, verbündete ſich Guido mit den Cataloniern, die ihr Glück in Griechenland ſuchen wollten, und als es zur Theilung der eroberten Landſtriche kam, wurde ihm das Schloß St. Adhamas, bri Theben, zugetheilt (26. März 1314 d. i. 1315); es findet ſich aber nicht, daß er davon Beſitz genommen. Am 23. Jan. 1317 errichtete er ſein Teſtament, und am 13. März n. J. kommt er als verſtorben vor, daß er alſo nicht der Guido, Bruder des Dauphin von Viennois, ſein kann, der nach Villani und Dupuy, als ein Tempelherr, zugleich mit dem Großmeiſter verbrannt worden ſein ſoll (vergl. den Art. Dauphins d'Auvergne). Guido's Ehe mit Beatrix des Baux war kinderlos geweſen. Hugo, der zweite von Humbert's I. Söhnen, erhielt durch ſeiner Großmutter Beatrix Schenkung die Baronie Faucigny, wovon er am Freitag vor Epiphania 1303, zu Bonneville, in Faucigny, Beſitz nahm. Er vermählte ſich, durch Vertrag vom 9. Sept. 1309 mit Maria von Savoyen, des Grafen Amadäus V. Tochter, ſtarb aber, ohne Kinder, im J. 1329, nachdem er bereits am 24. Febr. 1321 die Baronie Faucigny eventualiter an ſeine Neffen übertragen hatte. Johann II. endlich, der älteſte von Humbert's I. Söhnen, führte bei ſeiner Ältern Lebzeiten drn Titel einrs Grafen von Gapençois, nachdem ihm dieſe Grafſchaft durch der Ältern Schenkung vom 15. Febr. 1296, und 5. Nov. 1297 übertragen worden war. Als Graf von Gapençois folgte er dem Könige Philipp dem Schönen in den Zug nach Flandern 1302; in den Quittungen, die er dem Könige wegen zurückbezahlter Unkoſten ausſtellte, nennt er ſich Jean Daffins, comte de Gapençois. Am 21. Oct. 1308 trug ihm Humbert II. von Villars ſeine Herrſchaften Villars und Poncins zu Lehen auf, und ein Gleiches that an 16. Jun. 1316 der Graf von Genf, in Anſehung ſeiner Grafſchaft. Am 2. Sept. 1317 erwarb er durch Schenkung von Raimund von Meüillon das nutzbare Eigenthum der Baronie dieſes Namens. Er ſtarb den 4. März 1319. Seine Gemahlin, Beatrix, des Königs Karl Martel von Ungern Tochter, war ihm durch Vertrag vom 25. Mai 1296 beigelegt worden, und hatte ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren. Die Tochter, Katharina, ſtarb in der Kindheit. Der älteſte Sohn, Guigo VIII., war nur 8 Jahre alt, als der Vater ſtarb, vermählte ſich mit Iſabella, des Königs Philipp V. von

Digitized by Google

Frankreich dritter Prinzeſſin, um deretwillen der König ihm am 17. Febr. 1319 alten Styls die Lehenshoheit über die Städte und Schlöſſer Annecy, Rumilly, Châteaux-Gaillard, Clermont und la Roche, welche der Graf von Genf bisher von Frankreich zu Lehen getragen hatte, überließ, gerieth wegen eines ſeiner Vaſallen, der von dem Grafen Eduard von Savoyen befehdet wurde, mit dieſem in Krieg, erfocht am 7. Aug. 1325 unweit des Schloſſes Varei einen großen Sieg über die Savoyarden, wurde aber im fernern Verlaufe dieſes Kriegs, bei der Belagerung des Schloſſes la Perrière durch einen Pfeilſchuß verwundet, und ſtarb an nämlichen Tage, den 28. Jul. 1333, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Sein jüngerer Bruder, Humbert II., geb. 1312—1313, hatte bisher, aus der Verlaſſenſchaft ſeines Oheims Hugo, die Baronie Faucigny beſeſſen. Schon am 7. Mai 1334 wurde in der Ebene zwiſchen Montmélian und Chaparaillon der Friede mit Savoyen geſchloſſen. Am 16. April 1335 erklärte der Dauphin, in Gegenwart eines Abgeordneten des Kaiſers Ludwig des Baiern, der ihm eine kaiſerliche Urkunde überbracht, worin dem Dauphin der Titel und die Rechte eines Königs von Vienne beigelegt waren, daß er dieſe Würde nicht annehmen könne, bis Ludwig mit Einwilligung und auf Befehl des heiligen Vaters die Kaiſerkrone empfangen haben würde, und daß er für jetzt die ganze Verhandlung als ungültig und ungeſchehen anſehen müſſe. — Nachdem Humbert das Unglück gehabt, ſeinen einzigen Sohn zu verlieren, trug er ſich mit Beſorgniſſen um die Zukunft ſeiner Unterthanen. Er wollte ſeine Staaten dem Oheime ſeiner Gemahlin, dem Könige Robert von Neapel, zuwenden (1337), die deshalb geführten Unterhandlungen lieferten aber kein Reſultat. Am 23. Dec. 1342 gründete er das Dominikaner-Nonnenkloſter Montfleuri, bei Grenoble, für 80 Nonnen, deren Zahl er ſpäter auf 120 erhöhete, dann am 26. Jun. 1348 auf 70 beſchränkte. Im J. 1343, während ſeines Aufenthaltes zu Avignon, begannen die Unterhandlungen mit König Philipp VI. über die künftige Beſtimmung der Dauphiné. Urſprünglich war ſie des Königs zweitem Sohne, dem Herzoge Philipp von Orleans, zugedacht, oder, in deſſen Ermangelung, demjenigen der Söhne des Kronprinzen, den der König dazu auserſehen würde. Der Succeſſionsvertrag wurde am 23. April 1343 in Vincennes abgeſchloſſen, und führt in folgender Ordnung Humbert's Beſitzungen auf, nämlich: die Dauphiné, das Herzogthum Champſaur, das Fürſtenthum Briançonais, das Marquiſat Ceſane, auf der italieniſchen Seite der Alpen, die Grafſchaften Vienne, Albon, Graiſivaudan, Embrunois und Gapençois, die Baronien la Tour du Pin, Valbonne, Faucigny, Meüillon und Montauban. Seine Beſitzungen in Apulien und in Auvergne behielt ſich aber Humbert vor, ſo wie eine Rente von 2000 Pf., die er aus dem königlichen Schatze zu erheben hatte. Er ſtipulirte ſich ferner eine ewige Rente von 10,000 Pf., über die er nach Belieben verfügen, und zu deren Sicherheit er ſich gewiſſe Schlöſſer und Güter auserſehen wollte. Es wurde feſtgeſetzt, daß die Prinzen, ſeine Nachfolger, für alle Zeiten das Wappen der Dauphiné mit dem von Frankreich verbinden, und Dauphins de Viennois heißen ſollten. Humbert belaſtete auch ſeinen Nachfolger mit allen den Schulden, die er ſelbſt bis zum 23. Febr. l. J. gemacht, oder von ſeinen Vorfahren geerbt haben könnte, und ließ ſich für fernere Schulden, die er vom 23. Febr. 1343 an bis zu ſeinem Tode, machen könnte, noch [illegible] 25,000 Gulden anweiſen. Außerdem ließ er ſich noch 120,000 florentiner Gulden, in dem Laufe von drei Jahren zahlbar, und eine Leibrente von 10,000 Pf. zuſagen. Würde Humbert noch durch eheliche Mannserben erfreuet werden, ſo ſollten alle dieſe Stipulationen als ungültig erſcheinen, und auch dann, wenn dieſe Söhne noch vor dem Vater mit Tode abgingen, dieſem das Recht verbleiben, über ſeine Staaten neuerdings zu verfügen; würden ihm aber Töchter geboren, ſo ſollte die älteſte den franzöſiſchen Prinzen heirathen, und die Dauphiné zum Brautſchatze haben. Vom 29. Jul. bis 18. Aug. 1343 wurden alle Städte und Schlöſſer der Provinz den Commiſſarien des Herzogs von Orleans eventualiter überwieſen. Dieſer Handlung folgte aber bald ein anderweitiger Vertrag, vom 7. Jun. 1344, worin der Herzog Johann von der Normandie, oder einer ſeiner Söhne, in die Rechte des Herzogs von Orleans eingeſetzt wurde. Ein Jahr ſpäter, am 26. Mai 1345, wurde Humbert durch eine Bulle des Papſtes Clemens' VI. zum oberſten Heerführer der Kreuzfahrer ernannt, und er empfing am nämlichen Tage, am Frohnleichnamsfeſte, aus den Händen des Papſtes, das große Panier der Religion, und ſtatt des Commandoſtabes, ein Crucifix. Am 14. Jun. n. J. verordnete Humbert, der noch in Avignon verweilte, daß künftig, ſtatt Humbert, Ymbert geſchrieben werde, wie auch wirklich in einigen, doch nur wenigen, Urkunden geſchah. In den erſten Tagen des Septembers ging er von Marſeille unter Segel, indeſſen waren die Ergebniſſe des Kreuzzuges ſehr unbedeutend. Es wurde ein Waffenſtillſtand mit den Ungläubigen geſchloſſen, und der Dauphin, der gelobt hatte, drei Jahre außer Landes zu bleiben, mußte ſeine Zeit in Rhodus zubringen, und daſelbſt ſeine Gemahlin verlieren. Dieſer letzte Umſtand bewog den Papſt, des Dauphin Gelübde zu löſen, ihn nach Hauſe zu berufen, und ihn zu einer anderweitigen Vermählung aufzumuntern. Am 8. Sept. 1347 traf Humbert wirklich in Grenoble ein, und es war ſeine erſte Sorge, dem Papſte Bericht von ſeiner Kriegsfahrt abzuſtatten. Zugleich wurde der Punct der Vermählung erörtert, und ſchon war der Ehecontract mit Blanca von Savoyen, des Grafen Amadäus VI. Schweſter, abgeſchloſſen, die Vermählung kam aber doch nicht zu Stande, ebenſo wenig wie das unmittelbar darauf ergriffene Project einer Heirath mit Johanna von Bourbon, des Herzogs Peter Tochter. Der Johanna Hochzeit ſollte den 1. Aug. 1348 ſtattfinden, wurde aber, wegen der Peſt, auf den 8. Sept., ſodann auf den 1. Nov., endlich auf den 30. Nov. verlegt. Als auch dieſer Termin verſtrichen war, erklärte der Dauphin zu Romans, am 1. Dec., vor Notar und Zeugen, daß das abgelegte Eheverſprechen keine Verbindlichkeit verloren habe. Er erklärte ferner am 20. Febr. 1349, daß er nie mehr heirathen werde,

Digitized by Google

und am 30. März n. J. trat er durch eine unwiderrufliche Schenkung unter den Lebenden ſeine Staaten an den Prinzen Karl, älteſten Sohn des Herzogs von der Normandie, ab, wobei er ſich nur die Schlöſſer Beauvoir, la Balme und Quirieu, für ſeine Lebtage, die oberſte Gerichtsbarkeit über die Perſonen ſeines Hofſtaates, und 4000 Gulden oder 2300 vienner Pf. ewiger Renten vorbehielt. Hiervon widmete er 2000 Pf. jährlich für die Dotation des Karmelitenkloſters, welches er bei dem Schloſſe Beauvoir erbauet hatte. Ferner bewilligte ihm der König, auf die Gefälle der Sénéchauſſée Beaucaire eine ewige Rente von 4000 Goldgulden, als Surrogat der in den frühern Verträgen ſtipulirten ewigen Rente von 10,000 Pf., ſodann eine Leibrente von 10,000 Pf. und endlich, zu Bezahlung ſeiner Schulden, für ein Mal die Summe von 100,000 Gulden. Dieſen Vertrag beſtätigte Humbert zu Lyon, in einer feierlichen Verſammlung, den 16. Jul. 1349, und „er entäußerte und entkleidete ſich wahrhaftig, körperlich und wirklich der beſagten Dauphiné und aller ſeiner andern Beſitzungen, und bekleidete damit und aneignete ſie wahrhaftig, körperlich und wirklich dem hier gegenwärtigen älteſten Sohne des Herren Johann's, Herzogs von der Normandie, dem Herren Karl, der auch die Schenkung für ſich, ſeine Erben und Nachfolger annahm .... und zum Zeichen der beſagten Entäußerung und Annahme überreichte er dem beſagten Karl das alte Schwert der Dauphiné, und St. Georgen Panier, welches von den alten Dauphins von Viennois immer geführt worden, und einen Scepter und Ring." Nach dieſer Verhandlung verzichtete auch der Herzog von Orleans, durch Urkunde vom September n. J. auf ſeine, durch die frühern Verträge erworbene Rechte, Humbert aber trat ſchon am Tage nach der Übergabe in den Dominikanerorden, und begab ſich ſodann nach Beauvoir, wo er einige Zeit verweilte, bis er im folgenden Jahre zu Avignon Profeß that. Am Weihnachtstage 1351 wurde er zu Avignon von dem Papſte Clemens VI. während der Mitternachtmeſſe zum Subdiakon, während der Frühmeſſe zum Diakon, und während des Hochamtes zum Prieſter, acht Tage ſpäter aber als Patriarch von Alexandria geweihet. Im J. 1352 wurde ihm auf des Königs Empfehlung das Erzbisthum Rheims verliehen, er befand ſich am 14. März 1352 in deſſen Beſitze, nannte ſich aber ſtets nur Adminiſtrator von Rheims, weil er den Patriarchentitel beibehalten wollte. Durch königliche Briefe vom 25. Jan. 1354 (1355) wurde ihm auch das Bisthum Paris verliehen, worauf er aber ſein Erzbisthum in die Hände des Papſtes reſignirte. Er unternahm zuletzt eine Reiſe nach Clermont, in Auvergne, erkrankte daſelbſt, errichtete ſein Teſtament am 21. Mai 1355, und ſtarb den folgenden Tag, den 22. Mai 1355. Er wurde in dem Dominikanerkloſter zu Paris beigeſetzt, und mit ihm erloſch das dritte Geſchlecht der Dauphins. Denn Humbert hatte ſich zwar im Oct. 1332 zu Neapel mit Maria des Baux, des Grafen Bertrand von Montescaglioſo, Squillace und Andria, und der Prinzeſſin Beatrix von Anjou-Sicilien Tochter vermählt, und mit ihr den Dauphin Andreas, geb. zu Neapel, den 5. Sept. 1333, erzeugt, aber dieſer Prinz, der am 19. Aug. 1335 mit Blanca von Evreux, des Grafen Philipp von Evreux, und der Erbin von Navarra, der Prinzeſſin Johanna von Frankreich Tochter, verlobt worden, ſtarb bereits im Oct. 1335. Der Sage nach fand er ſeinen Tod in den Fluthen der Iſère, indem ihn ſeine Amme zum Fenſter hinausſtürzen ließ; dieſe Sage wird aber unwahrſcheinlich durch die von des Dauphins Schatzmeiſter, Johann von Poncy, für das Jahr 1335 geſtellte Rechnung. Nach dieſer Rechnung wurden nämlich am 3. Oct. 1335, Namens der Dauphine, wegen eines von ihr gethanen Gelübdes, für Wachs nach St. Johann, 25 Gulden bezahlt, und dieſes Gelübde betraf wahrſcheinlich die Geneſung ihres kranken Sohns, indem der Prinzeſſin, am 5. Oct. Behufs eines Electuariums für den Prinzen 20 Gulden ausgezahlt wurden. Die Dauphine ſelbſt ſtarb, wie wir gehört haben, zu Rhodus, im März oder April 1347. Natürliche Kinder hinterließ Humbert drei. Der Sohn, Amadäus, bâtard de Viennois, wird in dem väterlichen Teſtament, d. d. Rhodus, 29. Jan. 1347, auf das Schloß Bellegarde beanwartſchaftet, ſpäter noch mit andern Einkünften verſehen und zum Ritter geſchlagen. Von dieſem Amadäus ſtammen die noch heute blühenden Herren von Viennois ab; ſie führen der Dauphin Wappen, mit dem unglücklichen linken Schrägbalken, der bekanntlich die uneheliche Abſtammung andeutet. Von des Dauphin natürlichen Töchtern wurde die ältere, Katharina, an Peter von Lucinge verheirathet, und mit der Herrſchaft Avignonet-en-Trieves ausgeſtattet; die jüngere nahm den Schleier in dem Kloſter Salettes. (*v. Stramberg.*)

Davyn, ſ. Nephelin.

DECANTIREN, heißt in der Chemie: eine leichtere, obenaufſtehende Flüſſigkeit von der untern, oder dieſe letzte von ihrem Niederſchlage abheben, trennen. Da dieſes durch Saug- oder andere Heber, beſonders wenn der chemiſche Proceß in einer kleinen Flaſche von 1 Loth bis 1 Pf. Rauminhalt, mit etwas engerm Halſe, eingeleitet worden iſt, mancherlei Beſchwerlichkeiten unterliegt, ja wol gar bei Stoffen, welche giftige, oder beim Einathmen der Geſundheit ſchädliche Gaſe entwickeln, gefährlich iſt, und die Spritzen wegen der Lederung ihres Stempels in manchem Betracht ihren Zweck noch weniger erfüllen, als die Heber ꝛc., ſo bedient man ſich am ſicherſten zum Abheben beſonderer Decantirmaſchinen. Dahin gehört: 1) Müller's nur etwas zu ſehr zuſammengeſetzte Maſchine (ſ. meine kurze Beſchreib. der chem. Geräthſch. älterer und neuerer Zeit [Fürth 1802]. 1. Th. S. 32. t. I. f. 2). 2) Wurzer's Abhebepumpe iſt eine Saugpumpe, mit einer Kugel verbunden, die unten eine zu einem Haarröhrchen überführende Öffnung hat. Indem man die Pumpe einſaugen läßt, wird, wegen der Feinheit des Haarröhrchens, ſelbſt der letzte Tropfen Flüſſigkeit vom Bodenſatze abgehoben oder weggeſchafft (ſ. Schweigger's Journ. für Chem. und Ph. XXII, 1. S. 122. f. 4). 3) Franz Mertlick's Decantirmaſchine (ſ. Jahrb. d. k. k. polytechn. Inſtit. in Wien XV. S. 116. t. IV. f. 1—3), vermittels welcher man aus jeder Flaſche des obigen

Inhaltes jede Flüſſigkeit ſehr leicht vom Bodenſatze ganz rein abgießen kann, läßt ſich ſowol von dem Pharmaceuten, als auch von dem Deſtillateur mit Nutzen anwenden, vorzüglich bei Bereitung der meiſten homöopathiſchen Tincturen, welche der Verdunſtung wegen nicht filtrirt werden ſollen, und bei mikrochemiſchen Verſuchen (vergl. d. Art. **Abgiessen** und **Heber**). Indeſſen wenden manche Chemiker, wie Berzelius u. A., das Decantiren nie an, ſondern ſie ſammeln die Niederſchläge immer auf dem Filter, und bedienen ſich, zum Waſchen derſelben, entweder der Faraday'ſchen kleinen Spritze (ſ. Faraday's Chem. Manipul. a. d. E. Weim. 1828. §. 533 fg.), oder des Berzelius'ſchen Tropffläſchchens (ſ. Ebendaſ. §. 518 fg.), mit warmem, deſtillirtem Waſſer. Dies iſt um Vieles beſſer, als das Waſchen mit kaltem Waſſer, indem, ohne die Mühe des Hineinblaſens, ein ununterbrochener Strahl ausfließt. Bei hinreichend kleiner Mündung des Gläschens findet nicht die geringſte Gefahr ſtatt, daß durch das Herumſpritzen kleiner Tropfen etwas verloren gehe.

Um endlich ſelbſt aus einem weitmündigen Gefäße Flüſſigkeiten ohne allen Verluſt auszugießen, darf man nur den Glasrand an der Ausgußſtelle mit einem Talglichtendchen, welches aus einem kleinen Futterale hervorſchaut, beſtreichen. (*Th. Schreger.*)

DECLAMATION. Die Wörter **declamatio** und **declamare** hatten bei den Römern eine andere Bedeutung, als ſie jetzt bei uns haben. Sie bezeichneten damit das Geſchäft oder die Übungen desjenigen, der ſich zum Redner bilden wollte, **declamationes** waren alſo nichts anderes, als **meditationes actionum forensium**. Die Rhetoren, oder auch die angehenden Redner, ihre Schüler, ſetzten ſich ſelbſt gewiſſe ſtreitige Fragen, oder mögliche Vorfälle, oder auch wirkliche Ereigniſſe aus der Vergangenheit, und behandelten ſie mit aller der Kunſt und mit alle dem Ernſte, als ob ſie einen wirklichen Kampf der Beredſamkeit vor Gericht beträfen. Cicero nennt dieſe Übung **declamatorium opus** (De orat. I, 16), und Quintilian ſagt von ihr: „**sint ipsae materiae, quae finguntur, quam simillimae veritati et** *declamatio* **in quantum maxime potest imitetur eas actiones, in quarum exercitationem reperta est,**“ weshalb er ſie auch **imaginem judiciorum consiliorumque** nennt (Inst. orat. II, 10). Das Geſchäft desjenigen, der in der That als Redner auftrat, der öffentliche mündliche Vortrag, beſonders vor Gericht, oder auch die körperliche Beredſamkeit in ihrem ganzen Umfange wurde mit dem Kunſtausdrucke **actio** bezeichnet und von **oratio** unterſchieden, welches beſonders vom ſchriftlichen Vortrage gebraucht wurde. Andere Rhetoren (cf. *Quint.* XI, 3) unterſchieden **actio** und **pronunciatio** und bezogen das Erſtere auf den geſammten äußern Vortrag, die **gestus**, das Letztere aber, die **pronunciatio**, auf den richtigen, naturgemäßen Gebrauch der Stimme. Ein allgemeiner Ausdruck für das Geſchäft der redneriſchen Darſtellung war bei den Griechen ein von den Schauſpielern entlehntes Wort, *ὑπόκρισις*, womit man alles dasjenige bezeichnete, was ſich auf die körperliche Beredſamkeit bezog und ihr als **species** die *προφορά* unterordnete, welche das einſchloß, was die Römer **pronuntiatio** nannten (cf. *Aristot. τέχνη ῥητορ.* III, 1). Wie viel die Griechen und die Römer von einem die geiſtigen Kräfte des Menſchen ergreifenden und leitenden mündlichen Vortrage gehalten haben, dies lehren uns ihre Schriften, und die Männer, beſonders Demoſthenes und Cicero, waren und bleiben immer leuchtende Sterne. Wol ſind ihre Stimmen verhallt und ihr Mund gibt ihren Worten nicht mehr den Nachdruck, aber was ſie vermochten, lehrt die Geſchichte. Sie waren in das Heiligthum der Natur eingedrungen, mit ihrer Kraft bezwangen ſie Herzen der Menſchen und gaben ihnen, wie dem Verſtande, eine beſtimmte Richtung; denn nur mit ihr bewirkt der Redner, was er vermag, und weicht er von ihrer Bahn, ſo fliehet ihn Beifall und Macht. Gehen wir ſie durch, die Winke, die jene alten Redner und Rhetoren in ihren Schriften gegeben haben, ſo finden wir ſie ſo mit dem Weſen der Sache und mit dem, was der Menſch iſt und ſein ſoll, übereinſtimmend, daß wir uns ſtets geneigt fühlen, ſie uns zu Lehrern zu wählen und ihre Vorſchriften uns leiten zu laſſen. Möchte ſie nur Jeder eifrig befolgen! Wie viel würde gewonnen werden! Cicero's rhetoriſche Werke und Quintilian's rhetoriſche Unterweiſungen geben reichlich Stoff zum bildenden Nachdenken, und werden Jeden, der ſie zur Richtſchnur wählt, ſeinem, ihm möglichen, Ziele immer näher bringen. Freilich ſind es immer nur Bruchſtücke, die wir über die Art, wie ſie bei dem mündlichen Vortrage verfuhren, oder verfahren haben wollten, überkommen haben; aber es ſind Goldkörner, welche durch eine wiſſenſchaftliche Vereinigung zur werthvollen Münze geprägt werden können. Mögen ſie alſo von Keinem, dem es um die Cultur ſeines mündlichen Vortrages zu thun iſt, unbeachtet bleiben, oder wol gar verachtet werden!

Was man in neuerer Zeit vielfältig unter Declamation verſtand, zeigten diejenigen, die ſich unter dem Namen „Declamatoren“ bekannt machten. Manche von ihnen traten als Beluſtiger des Volks auf, andere ſuchten durch eine gewiſſe Unnatur in der Rede zu imponiren und fanden ihre Nachahmer; hierdurch aber ward der Name „Declamation“ ziemlich außer Cours geſetzt, und durch alle dies Auf- und Abtreten hat ſie ſelbſt als Wiſſenſchaft und Kunſt weder etwas an Intenſität noch an Extenſität gewonnen. Eine ſchöne Zeit für die Theorie und Praxis der Declamation war ohne Zweifel die, in welcher Chriſtian Gotthold Schocher, früher in Leipzig als akademiſcher Docent, ſpäter, bis zum J. 1810, als privatiſirender Gelehrter in Naumburg a. d. S., für ſie thätig war, für ſie zu gewinnen ſtrebte und durch ſein eigenes Beiſpiel zeigte, was ein naturgemäß gebildeter, mündlicher Vortrag zu leiſten vermöge. Er arbeitete an einer Darſtellung der Theorie derſelben, die er unter dem Titel: „Enharmoniſche Beredſamkeit für denkende und empfindende Redner, als Wiſſenſchaft und Kunſt ſyſtematiſch dargeſtellt,“ erſcheinen laſſen wollte. Seine Abſicht war, die Grundſätze der Muſik auf den redneriſchen Vortrag anzuwenden und ihn durch Zeichen ſo darzuſtellen, daß er von Jedem, der die dazu nöthigen Fähigkeiten und

Eigenſchaften beſäße, leicht gelernt und geübt werden könnte, ihm alſo eine ſolche Gewißheit zu geben, wie ſie die Muſik hat, und dadurch die Declamation zur wahren, auf feſten Grundſätzen ruhenden Kunſt zu erheben. Er lebte ganz für dieſen Zweck, auf die Kunſt bezogen ſich faſt alle ſeine Geſpräche, für ſie war er begeiſtert, die Kunſt war ihm Religion. Die Urſache, warum er ſeine Ideen nicht ſelbſt zum Drucke beförderte, war wol hauptſächlich dieſe, weil er für die Declamation ähnliche Zeichen, wie ſie die Muſik hat, aufſtellen und anwenden wollte; denn dadurch erſchwerte er ſich ſein Geſchäft ungemein, und daher kam es auch, daß er das Formelle oft verwarf, oft neu bildete und nicht das Ziel erreichte, welches er ſich geſetzt hatte. Mit Recht nahm er an, daß Vieles aus der Theorie der Muſik auf die Sprache oder die mündliche Darſtellung unſerer Gedanken und Empfindungen angewendet werden könne, und wir glauben, daß dies bei der Bearbeitung dieſer Kunſt nicht übergangen werden dürfe, aber auch, daß das prodire tenus wohl zu beachten ſei. Mochte nun auch Schocher, beſonders früher, Manches verſuchen, was vielleicht nicht zur allgemeinen Anwendung gekommen ſein würde, ſo würde es doch ſehr erſprießlich für die Weiterbildung der Declamation, als Wiſſenſchaft und Kunſt, geweſen ſein, wenn er ſeine Anſichten, Verſuche und Darſtellungen bekannt gemacht und dadurch zur weitern Anwendung ſeiner Grundſätze Gelegenheit gegeben hätte. Gewiß würden wir hier auf einem andern Standpunkte ſtehen, als jetzt, wenn wir je von einem ſolchen reden können.

Abgeſehen nun davon, was für den mündlichen Vortrag geiſtiger Producte in theoretiſcher und praktiſcher Rückſicht hätte geſchehen können, ſo wollen wir hier verſuchen, diejenigen Mittel anzugeben, durch deren Anwendung Sicherheit und Beſtimmtheit in denſelben gebracht werden kann. Es muß die Willkür verſchwinden, und es müſſen beſtimmte Regeln oder Grundſätze erſtrebt und aufgeſtellt werden. Dieſe müſſen aus der Natur ſelbſt hervorgehen, auf ſie müſſen uns die geiſtigen Kräfte des Menſchen und die in der Sprache vorliegenden Beweiſe ihrer Wirkſamkeit leiten; dann wird auch die Rede naturgemäß, ſowol bei dem, von dem ſie ausgeht, als auch bei dem, auf den ſie wirkt; es werden die Veränderungen nicht ausbleiben, welche der Redende und Hörende zum Zwecke hat. Freilich gehören dazu Vorbereitungen und Übungen, wie zu jedem Können, und nur durch ſie erzeugt ſich in einem Individuum Wiſſenſchaft und Kunſt, die im vorliegenden Falle in der Natur der Sache und des Menſchen ihren Grund hat. Dies führt uns hin auf das, was unter Declamation zu verſtehen ſei; wir betrachten ſie nämlich als die Kunſt, den Zuhörer geſchickt und geneigt zu machen, mit uns, als Rednern, einſtimmig zu denken und zu empfinden.

Daß bei der Aufſtellung einer Theorie der Declamation die Mittel und Grundſätze zu berückſichtigen ſeien, welcher ſich die Muſik zur Erreichung ihres Zweckes bedient, iſt nicht zu bezweifeln. Der Redner will auch auf das innere Leben des Menſchen wirken, wie der Muſiker; dieſer will, daß der Hörer gleichmäßig mit ihm empfinde, jener, daß der Hörer mit ihm gleichmäßig denke und empfinde. Sollten nun nicht den Redner, wenn auch nicht gleiche, doch wenigſtens ähnliche Mittel zu dieſem Erfolge führen? In der Muſik iſt Alles genau und feſt beſtimmt, durch Zeichen und Worte gibt der Componiſt zu erkennen, wohin er ſich in ſeinen Empfindungen erhob, und wie das geiſtige Weſen des Künſtlers in dem Reiche der Töne waltete und Schöpfungen hervorbrachte, welche ähnliche Weſen gleichſam mit ihm Eins werden laſſen; dadurch macht er es möglich, daß ein Anderer, welchen die Natur mit den nöthigen Fähigkeiten ausgeſtattet hatte, ſich ebendahin erheben und mit ihm gleichmäßig empfinden, oder Andern gleiche Empfindungen mittheilen kann. Sollte nun nicht auch in der Sprache durch beſtimmte Andeutungen dahin gewirkt werden können, daß die geiſtigen Thätigkeiten des Einen, wie ſie in Schrift ausgedrückt ſind, als dieſelben Gedanken und Empfindungen in ein anderes Individuum übergehen können? Schon im gemeinen Leben zeigt es ſich, daß je richtiger und je beſtimmter das innere Leben des Menſchen ſich äußert, deſto vollkommener wird es auch von Andern begriffen, deſto erfolgreichere Wirkungen entſtehen im Äußern. Wir glauben alſo, daß es möglich ſei, für den Charakter, für die Form und die Beugung einer vorzutragenden Rede, oder irgend einer Darſtellung in Worten, durch Andeutungen dieſe drei anzugeben und dadurch Feſtigkeit für den Vortrag zu bewirken. Aber ſollen wir wol für die Sprache beſondere Zeichen annehmen, oder ſollen wir ſie aus der Muſik entlehnen und auf die Sprache anwenden? Beides halten wir für unnöthig und auch für nicht wol ausführbar. Darum wollen wir bei der Sprache ſelbſt ſtehen bleiben, und die Mittel, wodurch man ſchon in den früheſten Zeiten den Gedanken und die Empfindung band und gleichſam verkörperte, auch zu unſerm Zwecke betrachten und anzuwenden ſuchen. Sie alſo, die Sprache, ſoll uns durch ihre Darſtellungsmittel die Mittel geben, uns ihrer richtig zu bedienen und uns zur feſten Stimmung und zum naturgemäßen Ausdrucke hinleiten. Dazu ſollen uns die Buchſtaben dienen, nicht die Conſonanten, ſondern die Vocale, denn jene ſind nur die Träger des Tones und des Lautes, dann die Interpunktionszeichen und der Accent; letzterer hat freilich in unſerer Schrift kein Zeichen, wol aber könnte für ihn ein gefälliges eingeführt werden.

Soll nun von den Vocalen dieſe Anwendung gemacht werden, ſollen ſie uns als Zeichen der Beſtimmtheit und Gewißheit in dem mündlichen Vortrage dienen, ſo müſſen wir ſie nach dem durch ſie auszudrückenden Tone genau ordnen und charakteriſiren, müſſen ſie als Beſtimmungsmittel der Tonart, der An- und Abſtimmung und Beugung der Rede und Redetheile, oder Sätze angeben und gebrauchen lehren. Dazu iſt es aber nöthig, daß die Vocale in eine Stimmleiter zuſammengeſtellt werden, wozu uns die Leiter der Muſiktöne und das in der Muſik angenommene Linienſyſtem zum Analogon dienen kann. Hat nun die Muſik durch dieſes Mittel ein genau beſtimmtes Syſtem von Tönen, ſo können die der Sprache zum Grunde liegenden Töne eben-

Digitized by Google

dadurch auch geordnet und in eine ſyſtematiſche Überſicht gebracht werden. Dadurch können wir dahin kommen, daß wir die Geſammtheit der Sprachwerkzeuge, oder das Inſtrument, auf welchem wir unſere Gedanken und Empfindungen laut werden laſſen können, nach Grundſätzen und Regeln richtig brauchen und bei jedem Hervorgehen der Stimme mit Gewißheit angeben können, warum wir ſo und nicht anders ſprechen, und warum wir grade ſo ſprechen müſſen. Doch ehe wir die Vocale ſelbſt zu einer Stimmleiter ordnen, iſt es nöthig, daß wir erſt nachweiſen, in welcher Ordnung ſie der Natur gemäß auf einander folgen, oder aus welchem Punkte der menſchlichen Kehle ein jeder derſelben hervorgehe und den ihm eigenthümlichen Laut und Ton erhalte. Denn die gewöhnliche Ordnung derſelben, wie ſie das Alphabet darbietet, kann hierzu nicht genügen, da bei derſelben nicht die Beobachtung der Veränderungen, welche bei der Anſprechung der Vocale in den Werkzeugen der Stimme erfolgen, folglich nicht die Natur, berückſichtigt worden iſt, ſondern nur der Zufall gewirkt zu haben ſcheint.

Zur Ausſprache eines Vocals müſſen mehre Werkzeuge thätig ſein, und eins muß das andere zur Hervorbringung eines Lautes ſowol, als eines Tones, unterſtützen. Wir begnügen uns hier mit der bloßen Angabe der wichtigſten von ihnen, und empfehlen zur weitern Kenntnißnahme derſelben ausführliche anatomiſche Werke, da wir es für wichtig erachten, daß ein Jeder, der als Redner gelten will, genaue Kenntniß ſeines Inſtrumentes beſitze, und da wir glauben, daß auch die richtige Kenntniß deſſelben zu ſeinem würdigen Gebrauche antreibe und den Redner zur ſittlichen Anwendung ermuntere. Soll ein Vocal hörbar und rein vernehmlich werden, ſo müſſen in ungeſtörter Harmonie in einander einwirken und in Bewegung geſetzt werden die Lunge, die Luftröhre, der Kehlkopf mit allen ſeinen mannichfaltigen Theilen, die Zunge, der Mund, die Lippen u. ſ. w. Beſonders aber iſt es der Kehlkopf, welchen wir zu unſerm jetzigen Zwecke, zum naturgemäßen Ordnen der Vocale, beachten müſſen. Er gibt uns die genaue Folge derſelben an, die uns die weitere Beſtimmung der Vocale erleichtert und ſichert. Durch die Bewegbarkeit deſſelben iſt die Höhe und die Tiefe eines Tones möglich, ohne ſie würde unſere Stimme in ſteter, trauriger Monotonie liegen und aller Wohlklang verſchwinden, ja wir würden größtentheils unſers Zweckes verfehlen, den wir durch die Sprache an und in Andern erreichen wollen. Die Sprachwerkzeuge operiren nun alſo: Mund und Kehle formiren ſich nach der dem Vocale weſentlichen Form, die Lunge ſchöpft durch Mund und Naſe die dazu nöthige Luft, welche ſie zur Bildung des Vocals wieder von ſich ſtößt; das Zungenbein drückt, von der Mundform gerichtet, nach dem Kehlkopfe hin, hebt ihn bald mehr, bald weniger herunter, oder hinauf. Dieſer auf einen beſtimmten Punkt hingedrückte Kehlkopf zieht nun mehr in ebendieſem Punkte die an ihm befindlichen Bänder aus einander und öffnet die Stimmritze; nach Öffnung derſelben ſtößt die Lunge die geſchöpfte Luft wieder von ſich und bringt den Vocal durch die äußere Lufterſchütterung zur hörbaren Exiſtenz. Nimmt man nun an, wie man der Natur nach nothwendig annehmen muß, daß der Kehlkopf einen Mittelpunkt habe, in welchem er ſich befindet, wenn er nicht in Thätigkeit geſetzt wird, daß er aber auch hier unter Mitwirkung der andern Sprachwerkzeuge einen Ton bewirke, und laſſen wir denſelben hervorgehen, ſo bekommen wir den Ton, welchen wir mit e bezeichnen. Theilen wir nun den Raum, den der Kehlkopf über und unter ſeiner gewöhnlichen Lage einnehmen, ſich alſo erheben oder ſenken kann, in vier Theile, ſo bekommen wir in jedem Raume zwei Vocale. Wird nämlich der Kehlkopf ſo tief herabgedrängt, als es möglich iſt, und wird dann die Stimme hörbar, ſo vernehmen wir entweder den Ton, oder den Laut u; wird er etwas höher, alſo die Hälfte ſeines untern Raumes, gehoben, und wird hier angeſprochen, ſo entſteht o. Ebenſo iſt es nun auch in dem obern Theile ſeiner Region; wird er die Hälfte in die Höhe gedrängt, ſo entſteht a und auf dem höchſten Punkte i. Will man ſich durch Anſchauung von der Wahrheit dieſer Reihenfolge der Vocale, oder dieſer Vocalenleiter überzeugen, ſo beachte man nur vor einem Spiegel die Bewegung des Kehlkopfes, und man wird ſehen, daß er bei der Anſprache des e ſich aus ſeiner Mitte nicht verrückt, bei o aber ſich herunter und bei u noch weiter herunter bewegt, da er ſich hingegen bei a hinauf und bei dem i noch weiter hinauf bewegen wird. So entſtehen uns aus dieſen fünf Punkten fünf Vocale, die, je nachdem ſie angeſchlagen werden, entweder Töne oder Laute heißen. Da dieſe allen andern Tönen zum Grunde liegen, ſo nennen wir ſie Grund- oder Urvocale; Letzteres deshalb, weil ſie die Urſache ihres Daſeins in ſich ſelbſt haben. Aus dieſen fünf Urvocalen entſtehen nun noch vier andere, indem zwei durch Mittheilung ihrer Eigenſchaften zu einem dritten gebildet werden, und wozu der eine die Form des Mundes, der andere aber die Stimme hergibt. Wir wollen ſie deshalb, im Gegenſatze gegen die Urvocale, Nachvocale nennen. So gibt z. B. bei dem u, wenn daraus der Nachvocal gebildet werden ſoll, das u die Form des Mundes, das i aber die Stimme. Es entſtehen demnach daraus die vier Nachvocale ü, ö, e', ä. Wobei in Hinſicht auf das e' zu merken iſt, daß es nur mit den andern darin übereinſtimmt, daß es ebenfalls aus erhöheter offener Kehle hervorgeht. Dieſe neun Vocale, fünf Ur- und vier Nachvocale, welche letztere auch gemiſchte, oder auch Zwiſchenvocale genannt werden können, charakteriſiren wir nach ihrem Hervorgehen alſo:

A. Urvocale.

U bezeichnet die durch den breithervorgeöffneten Mund aus tiefer Kehle ſcharf hervorgeſchlagene Stimme;

O die durch den rundgeöffneten Mund aus halbtiefer Kehle ſcharf hervorgeſchlagene Stimme;

E die durch den heruntergeöffneten Mund aus ebener Kehle ſcharf hervorgeſchlagene Stimme;

A die durch den gewöhnlich oder geradeauf geöffneten Mund aus halbhoher Kehle ſcharf hervorgeſchlagene Stimme;

I die durch hinaufgeöffneten Mund aus hoher Kehle ſcharf hervorgeſchlagene Stimme.

Digitized by Google

B. Nachvocale.

Ü ein durch erhöhte Mund- und Kehlform des u ſcharf hervorgeſchlagenes i;

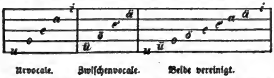
Ö ein durch erhöhte Mund- und Kehlform des o ſcharf hervorgeſchlagenes, gedrängtes e;

E ein durch erhöhte Mund- und Kehlform des gedrängten e ſcharf hervorgeſchlagenes, offenes e;

Ä ein durch erhöhte Mund- und Kehlform des a ſcharf hervorgeſchlagenes e.

Die Möglichkeit, daß das e durch ſich allein ein Nach- oder Zwiſchenvocal werden kann, liegt in dem offenen Anſchlagepunkte, nämlich in der erhöhten offenen Kehl- und Mundform, ſowie auch in dem geraden Hervordrücken des Kehlkopfes.

Was die Diphthongen betrifft, ſo gilt von ihnen daſſelbe, wie von den Nachvocalen. Es gibt nämlich bei der Ausſprache derſelben der eine Vocal die Mundform und der andere die Stimme; ſo ſchlägt z. B. in ai das a in ſeinem Localpunkte als a an und bildet ſich durch die Mundform des i zu einem hellern Tone aus; daher denn auch das a durch das i nur ein hellerer, nicht aber ein höherer Ton wird. Bei dem Diphthong au aber bildet ſich das a durch die Mundform des u zu einem blos dunklern, nicht aber tiefern Tone aus. Eine richtige Vorſtellung wird man ſich von dieſen Doppeltönen machen, wenn man den Unterſchied bemerkt, welchen wir, durch die Natur der Sache geleitet, zwiſchen dem Tone und dem Laute annehmen, nämlich, daß ein Ton aus zwei Punkten beſtehe, in welchem erſtern, als dem Anſchlagepunkte, die Stimme als Laut anhebt und ſich bis zum zweiten vorliegenden Punkte als Ton fortführt. So macht z. B. im Diphthong au das a den Anſchlagepunkt, führt ſich aber in der Mundform des u als dunkler Ton bis zum zweiten Punkte fort. Hieraus folgt, daß dieſe Diphthongen keiner andern Tonleiter bedürfen, als die Vocale, und blos nach dem erſten Vocale gleich den übrigen locirt werden. Wollen wir nun dieſe bisher behandelten Vocale zu einer Stimmleiter ordnen und dadurch ihre weitere Anwendung und ihren Nutzen zeigen, den ſie bei dem mündlichen Vortrage haben können, ſo kommt uns die Muſik, als ausgebildete Kunſt, hilfreich entgegen, und gibt uns in den Linien, auf welchen ſie auf eine ſo einfache und ſo leicht überſchaubare Weiſe ihre Töne ordnet, ein Mittel, durch welches auch wir zu unſerm Zwecke gelangen. Auf die Linie ſelbſt ſtellen wir die Urvocale und in die Zwiſchenräume die Nachvocale, und es wird ſich alſo im Allgemeinen das Bild unſerer Stimm- oder Vocalenleiter folgendermaßen geſtalten:



Urvocale. Zwiſchenvocale. Beide vereinigt.

Die Urvocale nehmen demnach die Linien und die Nachvocale die Zwiſchenräume ein, daher ſie auch dieſer ihrer Locale wegen die Namen Staffel- und Zwiſchentöne bekommen können.

Liegt nun in dieſer angegebenen Ordnung der Vocale, die ganz der Natur unſerer Sprachwerkzeuge angemeſſen iſt, der Grund zur Bildung einer Stimmleiter, auf welcher bei irgend einem Stücke, das mündlich vorgetragen werden ſoll, ſich der Redner oder Declamator zu bewegen hat, ſo müſſen wir auch zeigen, in welcher Form ſie darzuſtellen und hauptſächlich auch, wie ſie zu ſtudiren und zu gebrauchen ſei. Jedes Stück, von welchem, kürzern oder längern, Umfang es auch ſei, und ſtelle es ſich dar in Proſa oder im Metrum, muß nothwendig e i n e n Charakter haben, in dem ſich die innere Thätigkeit der Seele abdrückt. Ohne einen beſtimmten Charakter würde ihm die nöthige Einheit der Darſtellung und des Zwecks mangeln, und ohne die Behauptung dieſes Charakters beim mündlichen Vortrage würde, auch bei dem trefflichſten Inhalte und bei der ſprachlich oder ſtyliſtiſch richtigſten Abfaſſung eines Stückes, doch die beabſichtigte Einwirkung deſſelben auf das geiſtige Leben Anderer, wo nicht verfehlt, doch von ſchwachem Erfolge ſein. Bei der Behauptung des Charakters drückt ſich das Eigenthümliche jedes Vortrages aus, und es tritt durch ſie der Unterſchied hervor, wodurch ſich ein Gegebenes vor jedem andern auszeichnet. Wie alſo der Bildner, der Tonkünſtler, der Dichter ſeinen Schöpfungen eine wahre Einheit oder einen beſtimmten Charakter zu geben hat, wenn ſie als Kunſtproducte erſcheinen und eine gefällige Geltung erhalten ſollen, ſo muß es auch der Redner, oder ein Jeder, der irgend etwas durch das lebendige Wort mittheilen und einen bleibenden Eindruck im Innern Anderer hervorbringen will. Sind nun die Vocale die Grundlagen alles mündlichen Ausdrucks oder Vortrags, und zeigen ſie ſchon durch ihr tieferes, mittleres und höheres Hervorgehen, durch ihre härtere und weichere Abſtimmung eine in ihrem Weſen liegende Verſchiedenheit, ſo kann uns dieſe, oder der von Natur den Vocalen inwohnende Charakter auch zur Bezeichnung des Charakters dienen, der in der Darſtellung irgend einer Gedankenreihe ausgedrückt iſt, und daher können wir auch, in Bezug auf dieſe Bezeichnung, die Vocale Charaktertöne nennen und hierin mit der Muſik in Übereinſtimmung kommen, die ſich ebenfalls auch der Buchſtaben und Zeichen, wodurch ſie ihre Töne von einander unterſcheidet, zur Bezeichnung des jedem Stücke nothwendigen Charakters bedient, worüber wir hier nichts weiter anzuführen für nöthig erachten. Einer dieſer Vocale wird alſo jedem Stücke, welches mündlich vorgetragen wird, zum Grunde liegen und das Regimen aller Töne ſein, woraus daſſelbe zuſammengeſetzt iſt; es werden alſo die Vocale u, o, e, a, i zur Beſtimmung des Charakters angewendet werden müſſen, wobei wir erinnern, daß nur die fünf Urvocale zur Beſtimmung der möglichen Charaktere zu berückſichtigen ſind, denn die Nachvocale weichen von denſelben nur inſofern ab, daß jene das Dur, dieſe aber das Moll anzeigen, worin ein gegebener Charakter gehalten werden ſoll. Sehen wir nun auf die Verhältniſſe der Vocale unter ſich und auf die verſchiedenen Verhältniſſe, die durch ſprachliche Darſtellung bezeichnet werden ſollen, ſo gelangen wir auf die Angabe

Digitized by Google

einzelner Hauptcharaktere, unter welche dann andere als Species zu ſubſumiren ſind. Wir geben hier eine aus beiden Verhältniſſen abſtrahirte Charakteriſirung an, zu deren Bezeichnung die Vocale angewendet werden, und hoffen, daß man ſie, wenn man ihr ein ernſtes Nachdenken nicht entziehen will, der Sache angemeſſen finden werde, und die noch aufzuſtellenden Charaktere unter irgend einen der angegebenen werde bringen können:

I hoher Zurufeton.
  Götterton,
  Commandoton,
  Geſchreiton.
A Geſprächton.
  Geſellſchafts- oder Converſationston,
  Erzählungston;
E zurückgezogener Ton.
  Deliberativ- oder auch Privatton,
  Monologenton,
  Geheimton,
  Lehrton,
  Leſeton,
  Ton der Würde und der Beſcheidenheit;
O Ton der Erhebung.
  Gebetton,
  Ton der Feierlichkeit,
  Ton der Demuth und
  Ton des Vertrauens;
U tiefer Zurufeton.
  Geiſterton,
  Ein Gefühl und Leidenſchaften auszudrücken nicht fähiger, liegender Ton.

In welchem Charakter man nun zu ſprechen oder etwas vorzutragen habe, ſo iſt es nöthig, daß man auch die rechte, den Gedanken angemeſſene Anſtimmung und Abſtimmung treffe; denn wollte man blos in dem Tone ſprechen, welcher die Geſammtheit des Charakters in ſich ſchließt, ſo würde jene ſo fehlerhafte und widrige Monotonie entſtehen, welche zu verdrängen und wo möglich ganz auszutilgen zugleich mit der Zweck unſerer hier aufgeſtellten Grundſätze iſt. Wir bedürfen alſo auch einer Leiter, durch deren genaue Anwendung wir nun gewiſſe Redeweiſen oder Modos componiren, die Redetheile nicht allein nach der Urſache, ſondern auch nach der Beſtimmung ihres Daſeins richtig an- und abſtimmen. Dieſes determinirte Anſtimmen nennen wir modificiren, das Abſtimmen aber accentuiren, von welchem letztern wir weiter unten beſonders handeln werden. Geſetzt nun, wir hätten uns bei dem vorhabenden Vortrage in den dem Gegenſtande ganz angemeſſenen Charakter verſetzt, ſo haben wir wohl zu überlegen, in welchem Tone der Sphäre jenes Charaktertones wir anheben, wie wir in den in derſelben enthaltenen Tönen fortfahren, und wie wir die Accente ihrer Hebung und ihrem Ausdrucke nach erfolgen laſſen, oder wie wir die in demſelben enthaltene Melodie laut werden laſſen ſollen. Da wir nun dieſe zweite Anwendung der geſammten Vocale modificiren nennen, ſo belegen wir die Töne ſelbſt mit dem Namen der Modificationstöne. Sie ſind von hoher Wichtigkeit und ihr richtiger Gebrauch ſchafft das rechte Verſtändniß, ſchafft Wohlklang und jenen angenehmen Wechſel der Stimme, der den Beifall des Hörers und auch ſeine Aufmerkſamkeit erzeugt. Es iſt alſo das Studium, oder die ſorgfältigſte Übung dieſer Leiter für Jeden, der das Geſchäft des mündlichen Vortrags glücklich betreiben will, unumgänglich nöthig; durch ein richtiges und zur Natur gewordenes Treffen der Töne dieſer Leiter wird in den Vortrag ein gefälliger Wechſel gebracht, und der Redner wird jederzeit wiſſen, in welchem Tone er verweile und in welchen er übergehen könne oder müſſe.

Es iſt uns nun noch eine dritte Art, die Vocale zu betrachten, übrig, und dies ſind die Vocale ſelbſt, wie ſie in den Worten, als den Beſtandtheilen der Rede, vorkommen, auf einander folgen und mit einander verbunden ſind. Sie ſind hier das, was in der Muſik die Notenzeichen ſelbſt ſind, durch die melodiſche Sätze und muſikaliſche Gedanken ausgedrückt werden, durch die der Tonkünſtler es möglich macht, daß Andere ſeine Empfindung nachempfinden können. Es hat alſo die Sprache ihre Notenzeichen ſchon in ſich ſelbſt und braucht für die Bezeichnung ihrer Gänge, Beugungen und Intervalle keine beſonders aufgefundene und eingeführte. Hierbei bemerken wir zugleich, um durch dieſe angedeutete Analogie kein Misverſtändniß zu verurſachen, daß die Intervallen der Sprache von denen der Muſik, ſelbſt auch wenn ihre Töne in ihrer höchſten Auflöſung erſcheinen, doch weit kleiner ſind, und daß zur Bemerkung derſelben ein für die Sprache ſehr geübtes Ohr gehöre. Es entſtehen alſo durch ſie moduli, weshalb wir ſie Modulationstöne nennen. Dieſe Modulationstöne haben nun zwar, wenn ſie in der Stimmleiter aufgeſtellt werden, ihr beſtimmtes Local, und nehmen hier ihre gewöhnliche Folge ein; allein im Gebrauche oder in der Sprache hängen ſie vom Zufalle ab, da ſie hier in ſteter Miſchung oder als unter einander geworfene Töne hervorgehen und ihre Ausdehnung wegen des bald weitern, bald engern Zuſammentreffens der Vocale nicht zu beſtimmen iſt. Daß die Modulationstöne unter einander gemiſcht ſind und in einem ſteten Auf- und Niederbeugen der Stimme hervorgehen, dies eben macht die modulos, als Ausdrücke der Natur- und Empfindungsſprache, allein möglich. Dieſe Naturſprache geht nun in wellenförmiger Bewegung der Stimme ſo lange fort, bis ſie entweder durch eine determinirte Beugung, oder durch einen Accentton zu einer determinirten Melodie geeignet wird, wodurch die Eintönelei gänzlich verſchwindet und die ſteife Modificationslinie zu einer beweglichen gemacht wird. Hieraus läßt ſich nun auch erklären, daß jede der Modificationslinien in andere fünf Linien aufgelöſt werden, und daß dieſes durch die ganze Tonleiter geſchehen müſſe, die man immer in an einander hangenden Tönen hinaufſteigt, doch ſo, daß ſie jedesmal die Stimmung von den Modificationstönen erhalten, und ſo aus dem U die Leiter Hand in Hand hinaufſteigen.

Wol iſt es nöthig, daß wir nun dieſe hier gegebene Auseinanderſetzung verſinnlichen und in einem Bilde das Ganze umfaſſen, damit hoffen wir dem Leſer Gele-

Digitized by Google

genheit zu geben, in unſere Anſichten genau einzugehen und ihn zu eigenem Nachdenken und weiterm Verfolgen dieſes Gegenſtandes einzuladen. Wir geben nur die vollſtändige Ausſetzung eines Tones und wollen ebendadurch unſern hier zuletzt angegebenen Zweck zu erreichrn ſuchen. In dieſer Abſicht wählten wir den Ton O, an dem, wie an jedem andern, nun alles dies oben Angegebene aufgeſucht und erkannt werden kann. Die Stimmleiter zerfällt nach dieſem Angegebenen in drei beſondere Theile oder drei beſondere Leitern, die freilich bei der vollendeten Darſtellung deeſelben mit allen Tönen dem Auge ein vollkommeneres Bild darbieten würde. Die erſte Leiter enthält die Charaktertöne, die zweite die Modificationstöne und die dritte die Modulationstöne, wie dies auch in folgender Zeichnung angegeben iſt (ſ. am Ende des Bandes).

Man bemühe ſich nun vorerſt, die Charaktertöne ihrem Kehlpunkte gemäß einzuüben, oder die Vocale mit Fülle und einiger Stärke in dem ihnen von der Natur angewieſenen Locale anzuſchlagen, übe dies aber ſo longe, bis man mit Beſtimmtheit jeden Ton angeben und jeden ganz genau von andern darzuſtellen oder hörbar zu machen veemag. Dies genaue Studium dieſer Töne führt auf die feſte Haltung des Charakters, welchen wir in einem vorzutragenden Stücke behaupten ſollen, und kann uns ſichern, wenn wir ſelbſt feſt im Tone ſind, daß wir nicht aus dem Charakter fallen und ſtatt Natur nur ein Zerrbild von derſelben darſtellen, wie man bei denen wahrnimmt, die weder auf Ton, noch auf Natur je geachtet haben.

Die Modificationstöne ſind ſcharfe, ſeparirte Töne, welche die in dem Umfange eines Charaktertones vorkommenden Redeaccente abſtimmen. Bei ihrer Anſprache wird der Kehlkopf nicht aus dem Standpunkte gedrängt, den er in der Anſprache des Charaktertones behaupten muß, nur die Mundform bleibt ihnen eigen, und nur durch ſie werden ſie zu ſteigenden Tönen gebildet. Da nun das U, als Charakterton betrachtet, die unterſte Staffel einnimmt, und da von ſeiner Staffel auch ſogleich die Modificationstöne ausgehen, bei jedem andern Charakterton aber die ihm gehörige Staffel immer höher liegt, ſo muß man die tiefer liegenden Modificationstöne dem Grundtone angemeſſen nachholen, und alſo von der erſten Staffel derſelben bis zur letzten, oder bis zum I, aufſteigen. Die Modulationstöne ſind gebundene Töne; ſie ſteigen als an einander hangende Töne die Scala hinauf oder hinab. In der gegebenen Zeichnung ſind ſie nur als aufſteigende dargeſtellt worden, und hätten von dem i wieder zu dem u heruntergeführt werden können, aber es leuchtet ja von ſelbſt ein, daß man ſie, ebenſo wie man ſie aufſteigend angab, man auch dies herabſteigend thun könne, nur geſchehe dies immer in Bindung der Töne, wie es auch in der dahinfließenden Rede jederzeit geſchieht. In Hinſicht auf das I müſſen wir bemerken, daß es als Grenzpunkt der Sprache keinen ſeiner Modificationstöne über ſich habe, und daß ſeine Modulationstöne nur als herabbeugende auf der Scala aufzuſtellen ſind.

Auch die Satzabtheilungs- oder die ſogenannten Interpunktionszeichen ſollen und können uns als Mittel dienen, in unſerm mündlichen Vortrage richtig und naturgemäß zu verfahren. Wir müſſen daher ihre Bedeutung und ihren Werth oder ihre Geltung genau beſtimmen und bei der Setzung derſelben nach beſtimmten Grundſätzen verfahren, denn ohne dies würde, wie ſich hier ergeben ſoll, die auf ſie gegründete Leitung unſicher ſein, ja ſie würden den, der ein nicht eigenes Stück vortragen ſollte, ohne Peüfung ihrer richtigen Stellung nur irre führen. Wir reden und ſchreiben, um von Andern verſtanden zu werden und auf ſie zu wirken; wollen wir dieſen Zweck erreichen, ſo müſſen wir nothwendig ſo ſchreiben und reden, daß Andere unſere Gedanken verſtehen und auffaſſen können. Da nun unſere wörtlichen Darſtellungen aus Haupt-, Bei- und Nebenſätzen beſtehen, ſo müſſen wir nun dieſe auch ihrem Verhältniſſe nach gehörig unterſcheiden, damit nicht das, was zuſammen gehört, getrennt, oder das, was getrennt ſein ſoll, als verbunden erachtet werde. Da die Schriftſprache ein Gemälde unſerer Empfindungen und Gedanken iſt, ſo müſſen wir auch in derſelben genau anzeigen, wie der Leſer oder Redner die einzelnen Glieder oder Theile und Theilchen des Gemäldes darſtellen und Andern verſtändlich zu machen habe. Es iſt bekannt, daß wir ſolcher Zeichen ſechs haben, nämlich: Punkt, Strichpunkt, Doppelpunkt, Fragezeichen, Ausrufezeichen und Strich. Dieſe gebraucht man, um die Weilpunkte (Pauſen oder Moren) zu bezeichnen und den in den Sätzen liegenden Sinn anzudeuten. In Bezug auf die erſtere Beſtimmung können ſie als Bezeichnerinnen des Tempo dienen, aber dieſes wird ſchon von dem in dem vorzutragenden Stücke liegenden Charakter angegeben und gewiß genau beobachtet werden, wenn dieſer richtig aufgefaßt und gehalten wird. Es liegt alſo auch hierin ein Beweis für die Wichtigkeit der Charaktertöne und für die Nothwendigkeit des ſorgſamen Studiums derſelben. Als Weilpunkte oder Pauſen werden ſie gewöhnlich angewendet; aber ihre Dauer kann nicht für alle Fälle feſtgeſetzt werden, es kommt hier nothwendig auf den ſchnellern oder langſamern Gang der Rede an. Im Allgemeinen können wir drei Punkte der Zeitdauer annehmen, in welchen bei dem Vorhandenſein des einen oder des andern Zeichens zu verweilen iſt. Bei dem Striche finde einer, bei dem Strichpunkte, Doppelpunkte, Fragezeichen und Ausrufezeichen zwei und bei dem Punkte drei ſtatt. Jedoch düeſte bei dem Fragezeichen und bei dem Ausrufezeichen eine Ausnahme ſtattfinden, weil die Dauer der Verweilung nach demſelben oft von dem beſondern Sinne ihres Inhalts oder von dem Nachdrucke abhängt, den man in dieſelbe gelegt hat.

Was nun den Bezug betrifft, in welchem ſie auf die Bedeutung oder den Sinn der Redetheile ſtehen, denen ſie nachgeſetzt ſind, ſo kündigt an:

der Punkt den vollendeten,
der Strichpunkt, Doppelpunkt, das Frage- und Ausrufezeichen den halbvollendeten,
der Strich endlich den unvollendeten Sinn.

Dieſe Zeichen insgeſammt können in einer Periode vorkommen, je nachdem dieſe mehr oder weniger zuſammen-

Digitized by Google

geſetzt iſt, oder aus verſchiedenen Redetheilen beſteht. Nehmen wir nun an, daß jeder Satz in ſeiner mündlichen Darſtellung drei Regionen, d. h. ſie ausdrückende Töne, nämlich zwei Staffel- und einen Zwiſchenraumston, enthalte, ſo bekommen wir folgende nähere Beſtimmung der Interpunctionszeichen. Den Punkt, als Schlußton, bezeichnet der dritte Ton einer Region, die andern Zeichen die beiden erſten Töne. Die erſte Linie oder den erſten Staffelton wollen wir hier z. B. a und mit der aus der Muſik entlehnten Benennung Prime, den zweiten oder den Zwiſchenraumston, welche hier die Scala herabwärts ê heißt, die kleine Secunde, und den dritten oder den zweiten Staffelton e die große Secunde nennen. Es würde z. B. der Satz: „der Anfang iſt ſchwer," dieſer Regel gemäß in der Prime anheben und in der großen Secunde vollendet zu hören ſein, als a — e. Setzt man nun dieſen Satz zuſammen, etwa: „der Anfang iſt ſchwer; das Ende erfreulich," ſo wird jetzt das Wort „ſchwer" vor dem Strichpunkte als halbvollendete Rede in die kleine Secunde, „erfreulich" aber vor dem Punkte in die große Secunde e fallen. Unſerm Zwecke gemäß, nach welchem wir die in der Sprache vorhandenen Zeichen auch zur Bezeichnung ihrer Gänge und Beugungen anwenden, um einen richtigen und naturgemäßen mündlichen Vortrag möglich zu machen, wollen wir nun über jedes der Interpunctionszeichen noch Einiges bemerken.

Der Strich, als Zeichen des unvollendeten Sinnes, iſt in ſeiner Anwendung ſehr leicht und kündigt blos ein Stehenbleiben oder Anhalten der Stimme von der Dauer eines Weilpunktes oder einer Pauſe an. Er bewirkt keine Veränderung der Anſtimmung eines Satzes; iſt ſie in der Prime begonnen, ſo geht ſie bis zu einem andern Zeichen, das eine entweder höhere oder tiefere Anſtimmung andeutet, fort, oder wäre z. B. der Satz in dem Modificationstone a angefangen, ſo würde dieſer Ton auch in allen den Theilen eines Satzes behauptet werden müſſen, die nur durch den Strich von einander abgeſondert worden ſind; denn da dieſes Zeichen blos ein Anhalten der Stimme erfodert, ſo wird auch natürlich die Stimme in eben dem Tone wieder fortgehen, in dem ſie bei dem kurzen Anhalten ſtehen blieb. Es ſondert aber dieſes Zeichen hinter einander folgende einfache oder zuſammengeſetzte Begriffe, als Beſtandtheile eines Gedankens, und theilt unter ſich verbundene, unausſagende Gedanken als Redetheile, die ihre Beſtimmung der halben oder der ganzen Ausſage von einem andern Interpunktionszeichen erwarten.

Da der Strichpunkt, der Doppelpunkt, das Fragezeichen und das Ausrufezeichen den halbvollendeten Sinn bezeichnen, ſo faſſen wir ſie hier auch zuſammen; ſie haben eine und dieſelbe Geltung, nur weichen ſie in der Hebung oder Senkung der Stimme, die ſie verlangen, von jenen ab. Im Allgemeinen gilt von allen dieſen Zeichen die Regel: der Strichpunkt trennt, der Doppelpunkt bindet. Dies gilt alſo auch von dem Frage- und Ausrufezeichen, wenn ſie entweder durch jenes oder dieſes vertreten werden müßten, im Falle der fragende oder ausrufende Satz von dieſer Eigenthümlichkeit entkleidet worden wäre. Es hebt nach dem Strichpunkte die Rede wieder in der Prime an, geht aber nach dem Doppelpunkte in der kleinen Secunde fort. Für jenes dient das obige Beiſpiel zum Beweiſe, für dies können wir daſſelbe folgendermaßen aufſtellen: „der Anfang iſt ſchwer: denn er findet die Kräfte noch nicht geübt." Es hebt dieſes Beiſpiel in der Prime an, fällt bei dem Doppelpunkte in die kleine Secunde, und hebt nach demſelben in dieſem Tone wieder an; er endigt bei dem Punkte in der großen Secunde, z. B. a — ê : ê — e.

Frage- und Ausrufezeichen verlangen ihrer nicht feſtſtehenden An- und Abſtimmung wegen eine ganz beſondere Beachtung, und lehren zugleich, wie viel der mündliche Unterricht vor dem ſchriftlichen voraus habe. Wir wollen das Weſentliche, was wir bei ihrem eichtigen Gebrauche, ſobald ſie durch die Stimme bemerkbae gemacht werden, zu beachten haben, hier kurz zuſammenfaſſen. Sie ſind, wie wie ſchon angegeben, ebenfalls Zeichen des halbvollendeten Sinnes, müſſen aber bald in der ſteigenden, bald in der fallenden kleinen Secunde genommen werden. Im erſten Falle heben ſie in der kleinen Secunde an und ſteigen in die Prime; im zweiten Falle heben ſie in der Prime an und fallen in die kleine Secunde. Hieraus geht hervor, daß wie bei mündlichem Vortrage den Unterſchied bemerkbar zu machen haben. Die ſteigenden Fragen verlangen als völlig unentſchiedene Reden eine entſcheidende Antwort, heben in der kleinen Secunde an und ſteigen zur Prime, um die Antwort oder Vollendung der Rede in der großen Secunde, dem Schlußtone, zu erwarten, z. B. Wird der Freund kommen? Ja — ê — a? e. Die fallenden, dem Verſtande zur Beantwortung überlaſſenen Reden heben in der Prime an und fallen in die kleine Secunde, von der die Antwort als bejahend oder verneinend zur Hälfte entſchieden in die große Secunde fällt. Z. B. „Muß nicht ein vernünftiger Menſch Alles ſorgfältig prüfen?" a — ê? Wer hat wol je eine wohlangewandte, eine der Tugend
ê
geweihete Jugend bereuet? Wie oft hört man bei Vorträgen ganz beſonders, daß die Fragen falſch an- und abgeſtimmt werden, und wie oft muß man ſich eingeſtehen, daß ſie widrige Empfindungen erregen und den Sinn faſt ganz entſtellen! Sehr häufig bemerkt man da ein Überſpringen der Region, es geht mancher z. B. aus a in ä über, ſtatt der Natue gemäß in ê, und ſpricht: „Findet nicht die Tugend in ſich ſelbſt eine Belohnung?" a — ä? ſtatt von der Prime a in die kleine Secunde ê herabzuſteigen. Es iſt alſo leicht abzunehmen, daß auf die Einübung der richtigen An- und Abſtimmung der Frage ganz vorzüglicher Fleiß zu verwenden iſt.

Der Ausruf wird ganz von den Gefühlen geſtimmt. In dem, was dieſe erhebt oder niederſchlägt, liegt die Urſache ſeines Hervorgehens. Er iſt entweder aufſteigend oder herabſteigend. So geht man z. B. bei dem Gefühle ſeiner Leiden mit dem Ausrufe: „O Gott!" a — ê! klagend herunter; bei heftigem Schmerze, bei Angſt und Verzweiflung aber hinauf: „O Gott!" a — ä! Wol

Digitized by Google

mag bei letztern, zumal wenn ſie erſchütternd und Glück und Leben bedrohend erſcheinen, in der Natur der Ton ſich höher erheben und als Schrei hervorgehen, aber der Declamator hüte ſich hier ja, dieſe Äußerungen in ihren heftigen Ausbrüchen nachzuahmen; er bleibe in den Grenzen, die ihm der Umfang der Stimme geſetzt hat, denn ſonſt würde er ſtatt ein Bild der Natur darzuſtellen, nur eine Abnormität derſelben abbilden und ſtatt der Zuneigung den Widerwillen der Hörer einernten.

Was nun endlich den Punkt betrifft, ſo iſt ſeine Stellung durch den Sinn der Worte feſt beſtimmt, und ebenſo auch ſeine Abſtimmung. In der Regel fällt bei ihm, da jeder Satz aus drei Regionen beſteht, nämlich Prime, kleine Secunde und große Secunde, die Stimme in die große Secunde, als den Schlußton eines jeden vollendeten Satzes. Nur bei Sätzen, die graduirend auf einander folgen und ihre Modification aufwärts nehmen, würde die Prime den Schlußton hergeben und die große Secunde anheben. Jedoch kann dies Verhältniß auch in umgekehrtem Falle angenommen werden, ſodaß bei aufſteigender Modification der Ton, der beim Herabſteigen Prime war, nun große Secunde oder Schlußton werde. Ein ſorgfältiges Auffaſſen des vorher Geſagten wird auch hier ſicher leiten und Misverſtändniſſe verhüten.

Noch berühren wir hier auch den Accent, als das dritte Mittel, welches wir hier anführen wollten, wodurch der mündliche Vortrag richtig und naturgemäß eingerichtet werden kann und muß. Der Accent iſt, wie bekannt, zweierlei, ein grammatiſcher und ein oratoriſcher. Jener, der Sylbenaccent, zeichnet die Tonſylben vor den Lautſylben aus, mit dem wir uns, als einer Sache der Grammatik, hier nicht befaſſen; dieſer, der Redeaccent, den Hauptbegriff eines Gedankens, in welchem ſich alle übrigen ihn begleitenden Begriffe zu einem Sinne vereinen. Dieſer Redeaccent iſt ein ſteigender, an Schärfe, Fülle und Dauer ausgezeichneter Ton, der Gedanken und Empfindungen als Redetheile determinirt abſtimmt. Daß der Gedanke als Redetheil bald von vollendetem, bald halb halbvollendetem und bald unvollendetem Sinne ſei, und daß dieſer Sinn durch ebenſo viele verſchiedene Töne, als Prime, kleine und große Secunde, bezeichnet werde, iſt ſchon geſagt und muß bei dem Accente ganz vorzüglich beachtet werden. Der Redeaccent beſtimmt den Sinn einer Rede, aber nicht nur nach ihrer Vollendung oder Nichtvollendung, ſondern auch nach ſeiner Ausdehnung oder Nichtausdehnung. In Anſehung letzterer kann er nun entweder ein enger oder ein weiter ſein. Ein enger iſt er, wenn er ſich blos auf den Hauptbegriff und die ihn begleitenden Nebenbegriffe einſchränkt; ein weiter aber, wenn er über die vorliegenden vereinten Begriffe hinausgeht. Dieſer iſt es, den die Griechen einen emphatiſchen nannten. Dieſe beiden Accente nennen wir, um ſie gehörig von einander zu unterſcheiden, a den ordentlichen und b den außerordentlichen und als dreifach verſchieden determinirten Ton, Prime, kleine und große Secunde, den wir durch Form als erſte, zweite und dritte bezeichnen. Es heiße alſo der Accent nach ſeiner jedesmaligen Beſchaffenheit ein ordentlicher oder außerordentlicher Accent der erſten, zweiten und dritten Form. Da wir nun hierzu keine Zeichen in unſerer, dem Auge dargeſtellten Sprache haben, ſo könnten dafür gefällige Zeichen eingeführt und durch ſie dem mündlichen Vortrage eine ſichere Richtung gegeben werden. Jeder, der irgend etwas vortragen will, muß es ſich zum angelegentlichſten Studium machen, den Accent richtig zu ſetzen und ihn richtig abzuſtimmen; hierdurch wird er auf den Verſtand des Hörers unfehlbar wirken und Jedem den Sinn ſeiner Rede zugänglich machen. Wie ſehr man häufig dagegen fehlte, lehren die Übungen, welche man unter dem Namen der declamatoriſchen ſtattfinden läßt; Viele, denen die Leitung derſelben übergeben iſt, glauben der Kunſt zu dienen, wenn ſie faſt jedes Wort accentuiren laſſen und eine Rede bewirken, die in ihrer Unnatur dem Ohre als eine Nachahmung einer Kanonade im Kleinen vorkommen muß, und wo man oft nicht weiß, was das Wortgepolter ſagen ſoll.

Den Unterricht in der Declamation würden wir nun, unſerer Anſicht nach, alſo einrichten: wir würden den Lehrling zur Erkenntniß der hohen Wichtigkeit der Sprache zu leiten ſuchen und ihn das Inſtrument, das er gebrauchen lernen ſoll, ſo weit als nöthig iſt, kennen lehren. Dies würde die Einleitung und Vorbereitung zu dem zu ertheilenden Unterrichte ſein. Nach dieſer Vorbereitung ginge es nun an die richtige und naturgemäße Ausſprache und Einübung der Vocale. Jeder Vocal würde mit Nachdruck und im ganz langſamen Tempo aus ſeinem wahren Kehlpunkte und mit richtiger Mundform angeſchlagen, wozu die Charaktertonleiter benutzt würde. Dieſe Übung müßte ſo lange fortgeſetzt werden, bis Feſtigkeit im Tone und ein ſicheres Auf- und Abſtufen gewonnen wären. Nun ginge es zur Modificationsleiter, nach welcher aus dem Kehlpunkte eines jeden Charaktertones die neun Vocale als Töne ſcharf und ſeparirt anzugeben wären, daß alſo z. B. aus dem Kehlpunkte des Charaktertones A die auf ſeiner Leiter befindlichen Vocale, jeder in ſeiner Mundform, hervorgingen. Je ſorgfältiger und je anhaltender dieſe Übung betrieben würde, deſto ſicherer wäre das Gelingen der Bildung; hieraus würde, wenn anders keine bedeutenden organiſchen Fehler Hinderniſſe verurſachen, für die Schärfung des Gehörs und für die Kräftigung der Sprachwerkzeuge und für ihre der Sprache angemeſſene Thätigkeit ſehr viel gewonnnen werden. Wäre nun die Modification der Vocale bis zur Fertigkeit eingeübt, dann folgten die Modulationstöne, als das eigentliche Bild der Sprache. In der Haltung eines jeden Modificationstones lauten nun dieſe als gebundene oder geſchleifte Töne hervor, und in jeder Reihe derſelben müßte ein Jeder, deſſen Gehör glücklich organiſirt und mit anhaltendem Fleiße ausgebildet wäre, angeben können, zu welchem Charaktertone nicht allein, ſondern auch zu welchem Modificationstone ſie gehöre. Wären dieſe Übungen nach Wunſch vollendet und die Abſicht des Lehrers erreicht, ſo würden nun kleine Sätze vorgenommen, und auf ſie Alles angewendet, was über An- und Abſtimmung, über Interpunktion und Accent gelehrt worden wäre; nach dieſen kurzen Sätzen folg-

Digitized by Google

ten Stücke in Proſa und Verſe von kleinem Umfange, und endlich vielumfaſſende. Bei dieſen erſten Stücken würde der Lehrer alle Bezeichnung des Ganges angeben und nach einiger Fortſetzung dieſe Bezeichnung den Schüler verſuchen, und ſo lange damit fortfahren laſſen, ſo lange er mit dem Schüler in Verbindung ſteht. Wie ſehr dadurch die Einſicht in die vorzutragenden Stücke befördert und die Urtheilskraft geſchärft würde, iſt nicht zu veekennen. Dieſer hier in der Kürze angegebenen Methode gemäß würden wir da aufhören, wo gewöhnlich die Declamationsübungen, welche den Unterricht in derſelben ausmachen, anfangen. Denn worin beſteht dieſer anders, als daß man den Schüler ein beliebiges Stück in Proſa oder in Verſen ins Gedächtniß faſſen und vortragen läßt und es mit Bemerkungen begleitet, nach welchen oft der Schüler die Fehler des Lehrers ſich aneignen und ſein Bild entweder gemäßigter oder greller darſtellen wird? Wir glauben behaupten zu können, daß durch ſolch einen Unterricht für die Kunſt nichts gewonnen werde, und daß wir, wenn die Natur nicht kräftiger ſich in Manchem ausſpräche und durch die in dem Menſchengeiſte waltenden Antriebe ſicherer leitete, wir des Ungebührlichen ein überfließendes Maß haben würden.

Groß iſt der Nutzen eines richtigen mündlichen Vortrages einer auf wohlbegründeten, aus der Natur der Sprache und des Menſchen abgeleiteten Regeln beruhenden Declamation, in objectiver und ſubjectiver Hinſicht. Will der Redner den Zuhörer zu Gedanken und Empfindungen erheben, die den Mrnſchen zu dem Ziele führen, nach dem er in ſeinem geſammten Daſein ringen ſoll, zur Vollkommenheit, wodurch vermöchte er es anders, als durch einen, dieſem Endzwecke grmäß eingerichteten und mitgetheilten Vortrag? Will er ihn zu edlen Thaten erwärmen, zu einem dem höchſt moraliſchen Wrſen ähnlichen Wirken, zur Tugend begeiſtern, wie könnte dies durch einen von Unnatürlichkeit, Bildungsloſigkeit und Kälte zeugenden Vortrag geſchehen? Will er in das wunde Herz der Trauernden den Geiſt des Troſtes ſenken, könnte er dies durch Worte, die alles Geiſtes, auch in der äußern Form entbehren, zu erreichen hoffen? Gewiß nur durch einen mit wahrhaft gebildeter Stimme mitgetheilten Vortrag wird er dies vermögen, und ſeines Zweckes, wenn ihm nicht ein vorſätzliches Widerſtreben entgegenſteht, gewiß ſein können. Der Stand, den die höchſten Angelegenheiten der Menſchen durch das Wort oder die Rede (die That liegt auf der andern Schale und darf jenes nicht wanken machen und aus dem Gleichgewichte drängen) beſorgen und fördern ſoll, kann unmöglich der Bildung durch eine Kunſt entbehren, durch die der Geiſt, der in den Buchſtaben gleichſam gefrſſrlt liegt, entfeſſelt, befreit, wohlthätig wirkend und ſchaffend grmacht wird. Er, deſſen Wort der geiſtliche Redner verkündet, war Licht und Wahrheit, Lrben und volle Gnüge. Kann ſein Licht wol leuchten, wenn es durch die Rede verdunkelt wird? Kann ſrine Wahrheit ſtärken und zum Ewigrn erheben, wenn ſie ohne Kraft, ohne Würde, ohne Harmonie mit der Natur dem Menſchen geboten wird? Kann ſich der Geiſt dem Tode entwinden und zum Leben hindurchdringen, wenn die Worte demſelben entgegenſtreben? Eine kräftigende, der Natur abgewonnene Bildung des mündlichen Vortrages iſt dem geiſtlichen Redner unumgänglich nöthig; ohne ſie wird ſeine Rede nur ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle ſein, die zu keinen reinen Empfindungen kommen läßt; ohne ſie wird ſeine Wirkſamkeit auf immer von der Idee entfernt bleiben. Wie wenig wird aber von der Zeit ſeiner Bildung gewöhnlich darauf verwendet! Wie oft wird dieſe Art der Bildung als Nebenſache beachtet und betrieben! Wie ſpät erſt an ſie gedacht! Oft ſind ſchon Fehler eingewurzelt, die dann nicht mehr erkannt und ſogar für Schicklichkeiten gehalten werden. — Und jene Künſtler, deren Aufgabe iſt, das Leben, wie es iſt und ſein ſoll, der Anſchauung durch Handlung und Wort darzuſtellen und den Menſchen in ſeinen verſchiedenen Lagen in ihrem Zuſammenwirken kennen zu lehren, können auch unmöglich ihren Zweck erreichen, wenn ihre Rrde voller Sünden gegen Natur und Wahrheit iſt. Keiner, wer er auch nur ſei, der durch das Wort auf Andere wirken will, kann der Regeln entbehren, die ihm eine auf richtigen Grundſätzen beruhende Declamation gewährt. Selbſt auf die Ausarbeitung einer Rede und auf die Schöpfung eines Dichterwerkes, ſei es von größerm oder kleinerm Umfange, hat ſie einen großen Einfluß; ſie wird jenen wie dieſen mit Sorgfalt darauf ſehen laſſen, daß krine Disharmonie der Gedanken mit dem Vortrage entſtehe. — Noch könnten wir die verſchiedenen Verhältniſſe der Menſchen, worin durch die Rede auf Bildung des Verſtandes und auf Lenkung und Beſtimmung des Willens gewirkt werden ſoll, durchgehen und in allen den großen wohlthätigen Einfluß einer Kunſt darthun, durch welche die Vereinigung der Seelen zu gleichem Denken und Handeln beabſichtigt und erworben werden kann, wenn die Sache nicht ſelbſt für ſich ſpräche und ihre Wichtigkeit noch irgend in Zweifel geſtellt werden könnte. (*Flemming.*)

DECOCT (Abkochung, Abſud), **Decoctum, Apozema**, iſt die entſtehende Auflöſung eines Pflanzen- oder andern Körpers, über den man das liquide Auflöſungsmittel: Waſſer, Weingeiſt ꝛc., kürzere oder längere Zeit hat ſieden laſſen. Ein von dem aufgelöſten Stoffe gefärbtes Decoct heißt auch Tinctur (vergl. den Art. **Aufgiessen**).

Die Decocte werden im Allgemeinen bereitet: 1) über frriem Feuer in offenen Pfannen; 2) im Waſſerdampfbade, wozu man ſich des Hrindorf'ſchen oder Scharlau'ſchen Apparats (ſ. Brandes' Archiv XXXVI. S. 18 fg.) bedienen kann; 3) durch Dampfkochung, wo man zwiſchen die in Gefäßen eingeſchloſſenen Ingredienzen Waſſerdämpfe treten läßt, wozu der Dingler'ſche Ofen oder der Apparat van Dyk's u. a. m. taugen. Auch laſſen ſich wol 4) zu demſelben Zwecke die brkannten Auflöſungs- oder Luftpreſſen (ſ. oben) vortheilhaft benutzen (vergl. Simon's Preisſchrift ꝛc. bei Brandes a. a. O. XXXV. S. 1 fg. und im Pharm. Centralbl. 1831. Nr. 8. S. 113 fg. Nr. 9. S. 129 fg. Nr. 10. S. 145 fg. Fölix, Preisſchr. Ebendaſ. 1831. Nr. 11. S. 161 fg. W. E. Michael's Preisſchr. Ebendaſ. Nr. 19. S. 293 fg.

Digitized by Google

— Die berliner poliz. Bekanntmachung über die neue, vorſchriftmäßige Decoctenbereitung mittels Dampfapparate (ſ. Berl. medic. Zeitung von J. J. Sachs 1832. I. Nr. 2).

Wenn man das auf einen Körper gegoſſene Waſſer mit ihm ſieden läßt, ſo wird die entſtehende Auflöſung ein wäſſeriger Abſud (Decoctum aquosum) genannt. Je länger das auf einem Körper ſtehende Waſſer mit ihm ſiedet, deſto ſtärker wird der Abſud, wiefern um ſo mehre auflösliche Stoffe ausgezogen werden und, wenn man das verdampfende Waſſer nicht durch Nachgießen wieder erſetzt, ſofern das Waſſer nach Verhältniß des enthaltenen Stoffes vermindert wird. Doch iſt, ſobald alle auflöslichen Theile ausgezogen ſind, alles längere Sieden ganz unnütz, ja zwiefach nachtheilig, einmal, indem dadurch mehre flüchtige Stoffe verjagt werden, dann aber auch der Extractivſtoff durch Wirkung des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs zu Flocken gerinnt und nachher niederfällt. Daher ſind alle lange geſottenen Decocte trübe.

Bei jedem Abſud beſtimmt der Arzt in ſeinen Recepten entweder die Zeit und den Hitzgrad des Siedens, oder, weil dieſes ungleich ſtark ſein kann, beſſer die Menge des Waſſers, welche auf den Körper gegoſſen werden (12—16 Unzen z. B. auf eine Unze des Körpers) und die Quantität des Waſſers, die nach der Durchſeihung übrig bleiben ſoll (8 Unzen), indem man aus Erfahrung ſchon dieſe Quantität nach Verhältniß der Quantität des Körpers kennt.

Das Sieden iſt nur bei härtern Körpern (Holz ꝛc.) und bei ſolchen, die ſich nicht leicht ſein genug pülvern laſſen, ſowie bei jenen, welche nichts Flüchtiges enthalten, nöthig, und wenn auf deſſen Erhaltung nichts weiter ankommt, auch nicht nachtheilig. Holzige Rinden, Wurzeln ꝛc. läßt man vor dem Kochen maceriren.

Sollen aus einem Körper ſowol die flüchtigen als die andern Stoffe ausgezogen werden, ſo macht man aus demſelben erſt einen Aufguß, dann, nachdem dieſer abgegoſſen, einen Abſud, und gießt beide zuſammen. Oder man nimmt die Abkochung in einem Deſtillirapparat vor und gießt den im Recipienten geſammelten, tropfbar gewordenen Waſſerdunſt zu dem Abſud zurück. Übrigens laſſen ſich auch bei dieſem die flüchtigen Stoffe ziemlich erhalten, wenn man ihn nicht lange ſiedet, und zwar in einem verſchloſſenen Gefäße, das nur eine kleine Öffnung zum Entweichen der überflüſſigen Dünſte hat.

Ein Abſud dient vorzugsweiſe für ſolche Arzneikörper, deren ausziehbare Theile viele Hitze erfodern, um in das Auflöſungsmittel überzugehen. Dann aber muß man ihn ſo heiß wie möglich filtriren, denn ſonſt ſchlagen ſich jene Theile aus der Auflöſung wieder zu Boden, und man erhält eine Arznei, welche derjenigen Kräfte ermangelt, die man ohne eine ſtarke Abkochung des Arzneiſtoffes nicht erhalten könnte. Auch muß man ſolche Decocte, aus denen in der Kälte wieder ein wirkſamer Miſchungstheil niederfällt, vor dem jedesmaligen Einnehmen wohl umſchütteln laſſen.

Zu Decocten eignen ſich ferner ſolche Arzneiſubſtanzen, welche einzig und allein durch ihre fixen Beſtandtheile Veränderungen im thieriſchen Organismus hervorzubringen im Stande ſind. Hat man daher mehre Species mit einander zu verbinden, wovon einige flüchtige Grundſtoffe enthalten, ſo muß man die letzten blos in wohlverdeckten Gefäßen, warm oder kalt, infundiren, das Auflöſungsmittel längere oder kürzere Zeit auf denſelben ſtehen laſſen und die filtrirte Flüſſigkeit mit dem Abſud zuſammenbringen. Dieſe Arzneiform heißt dann ein Infuso-Decoctum (vgl. oben d. Art. Aufgiessen, Aufguss).

Da durchs Abkochen manche Arzneiſtoffe in ihrem Geſchmacke und in ihren arzneilichen Kräften verändert werden, ſo muß man ſowol den Grad, als die Dauer der Abkochung genau kennen, damit der Apotheker die nöthige Weiſung erhalte. Wird z. B. Rhabarberwurzel zu lange gekocht, ſo wirkt ſie nicht ſowol laxirend, als vielmehr adſtringirend. Soll ſie das Letzte nicht, ſo muß die Dauer des Abkochens ſehr abgekürzt werden. Ebenſo entwickelt ein lang fortgeſetztes Sieden den Bitterſtoff der Arzneien, z. B. des Wermuths ꝛc., ſo auffallend, daß nur wenige Kranke den widrig-bittern Geſchmack derſelben vertragen können.

Die Form des Abſuds, wie des Aufguſſes, zieht der Arzt vor, wenn die Verdauungskräfte ſeines Kranken zu ſchwach ſind, um aus dem in Pulver ꝛc. genommenen Arzneiſtoffe die wirkſamen Theile ausziehen zu können, oder wenn er Bedenken trägt, alle in dem Arzneikörper enthaltene kräftige Theile, beſonders die harzigen ꝛc., anzuwenden, oder endlich, wenn ſeine Kranken eine unüberwindliche Naturſcheu gegen die Pulverform ꝛc. haben.

(*Th. Schreger.*)

DECRET, herſtammend von decernere, bedeutet im Allgemeinen einen auf beſtimmte Gründe geſtützten Ausſpruch oder Satz, daher es von den Claſſikern auch für jede motivirte Meinung, ohne irgend eine Beſchränkung auf beſtimmte Gegenſtände, gebraucht, und mit Sententia ſynonymiſch zuſammengeſtellt wird [1]). In dieſer ſprachlichen Bedeutung wird es jedoch hauptſächlich auf Ausſprüche, die einen Grund- oder Lehrſatz enthalten, bezogen; vornehmlich von den alten Philoſophen, bei denen es einen techniſchen Ausdruck bildet. Daher ſpricht Cicero von Decretis, quae philosophi *δόγματα* vocant [2]). Allein auch in andern Wiſſenſchaften und Künſten hat es dieſe Bedeutung, wie beſonders aus folgender Stelle Seneca's hervorgeht: „Adjice nunc, quod artes quoque pleraeque, immo ex omnibus liberalissimae, habent decreta sua, non tantum praecepta, sicut medicina. Itaque alia est Hippocratis secta, alia Asclepiadis, alia Themisonis. Praeterea nulla ars contemplativa sine decretis suis est, quae Graeci vocant *δόγματα*; nobis vel decreta licet appellare, vel scita, vel placita, quae in geometria et in astronomia invenies [3]). — Abgeſehen von dieſer dem gemeinen Leben und der Wiſſenſchaft angehörenden Bedeutung hat das Wort Decretum in dem römiſchen Canzleiſtyl die Bedeutung eines Ausſpruches oder Beſchluſſes, der

1) *Cicero* ad diversos XV. epist. 5. Daher auch z. B. de consilii sententia decernere. *Cicero* ad Capit. in *Ciceronis* epist. ad Attic. XVI. post epist. 16. 2) *Cicero*, Academ. quaest. IV. Cap. 9. 3) *Seneca*, Epist. 95.

Digitized by Google

dem amtlichen Geſchäftskreiſe desjenigen angehört, von welchem er herrührt. In dieſem Sinne wird von Decreten des Senates[4]), des Conſuls[5]), des Prätors[6]) geſprochen; und Cäſar wählt daher dieſen Ausdruck insbeſondere auch bei den Druiden, von denen er ſagt: „Magno sunt apud eos (Gallos) honore. Nam fere de omnibus controversiis publicis privatisque constituunt; et si quod est admissum facinus, si caedes facta, si de hereditate, si de finibus controversia est, iidem *decernunt;* praemia poenasque constituunt: si qui aut privatus aut publicus eorum *decreto* non stetit, sacrificiis interdicunt[7]). Ein ſolches Decret konnte ſich natürlich auf Alles beziehen, was innerhalb jenes Geſchäftskreiſes des Decretirenden lag, und ſowol die reine Adminiſtration, als die Rechtspflege betreffen; und wenn es gleich in der vorſtehenden Stelle von Cäſar, ſowie auch ſonſt[8]), namentlich in dem Geſetzbuche Juſtinian's[9]), zunächſt auf rechtliche Entſcheidungen ſtreitiger Fälle bezogen wird, weshalb insbeſondere Theophilus unter einem kaiſerl. Decret verſteht eine *ἀπόφασις βασιλέως, μεταξὺ δύο μερῶν παρ' αὐτῷ δικαζομένων ἐκφερομένη*[10]); ſo wird es doch auch oft genug für Verfügung überhaupt genommen[11]), mag dieſe nun beſtimmte einzelne Perſonen (ohne Rückſicht auf irgend einen Rechtsſtreit) betreffen[12]), oder ohne alle Beziehung auf beſtimmte einzelne Perſonen erlaſſen worden ſein[13]).

Unter dieſen Decreten ſind die kaiſerlichen (landesherrlichen) von ganz beſonderer Wichtigkeit. Auch ſie beziehen ſich, nach den Quellen des römiſchen Rechts, zunächſt auf die Entſcheidung ſtreitiger Rechtsſachen, die dem Kaiſer vorgelegt waren. Der Kaiſer entſchied in ſolchen Sachen nach vorgängiger Unterſuchung, unter Hinzuziehung der Beiſitzer ſeines Auditorium principis, d. h. ſeines Tribunals[14]); und es kam hierbei nicht ſelten zu lebhaften Debatten, theils zwiſchen den Beiſitzern unter einander, theils zwiſchen dieſen und dem Kaiſer[15]). Wie wenig Erſtere Anſtand nahmen, ſelbſt den beſtimmt ausgeſprochenen Anſichten des Kaiſers aufs Freimüthigſte zu widerſprechen, bezeugt unter andern folgende Erzählung des Julius Paulus, welcher Beiſitzer des kaiſerl. Tribunals war. Ein gewiſſer Ämilius Laurianus hatte von einem gewiſſen Obinius, unter Auszahlung eines Theiles des Kaufgeldes, ein Grundſtück sub lege commissoria gekauft, ſodaß der Verkäufer an den Vertrag nicht gebunden ſein ſollte, wenn ihm der rückſtändig gebliebene Kaufſchilling nicht innerhalb beſtimmter Termine nachgezahlt werden würde. Der Laurianus ſtarb aber innerhalb dieſer Termine; es ſuccedirte ihm ſeine noch unmündige Tochter, deren Vormünder jedoch, ungeachtet mehrfach erfolgter Mahnung, keine Zahlung leiſteten. Der Obinius verkaufte daher, nach Verlauf eines Jahres, das Grundſtück anderweitig, und die Tochter des Laurianus verlangte nun, hiergegen in den vorigen Stand wieder eingeſetzt zu werden. Nachdem ſie beim Prätor und Praefectus urbi abgewieſen worden, wandte ſie ſich an den Kaiſer, welcher in ſeinem Tribunal mit Julius Paulus darüber in folgende Discuſſion gerieth: „Putabam (ſo lauten die Worte des Paulus) bene judicatum, quod pater ejus, non ipsa contraxerat. Imperator autem motus est, quod dies committendi in tempus pupillae incidisset, eaque effecisset, ne pareretur legi venditionis. Dicebam, posse magis ea ratione restitui eam, quod venditor denunciando post diem, quo placuerat esse commissum, et pretium petendo recessisse a lege sua videretur: non me moveri, quod dies postea transisset: non magis, quam si creditor pignus distraxisset post mortem debitoris, die solutionis finita. Quia tamen lex commissoria displicebat ei, pronunciavit, in integrum restituendam. Movit etiam illud imperatorem, quod priores tutores, qui non restitui desiderassent, suspecti pronunciati erant“[16]).

Dergleichen Entſcheidungen im Auditorium principis waren ſehr häufig, und Julius Paulus hat über die Urtheile des Septimius Severus und Antoninus Caracalla eine eigene weitläufige Schrift verfaßt, aus welcher Fragmente in die Pandekten Juſtinian's übergegangen ſind[17]). Sie hatten an und für ſich dieſelbe Bedeutung, wie eine richterliche Beſcheidung. Sie begründeten daher ihrer Natur nach nur für die ſtreitenden Theile, nicht auch für Dritte, eine entſcheidende Norm, ganz wie es in einer Titelrubrik des Codex von Juſtinian (VI, 60) heißt: „Inter alios acta vel judicata, aliis non nocere,“ und enthielten, mit andern Worten ausgedrückt, nur eine ſpecielle oder perſonelle, nicht eine generelle (für die übrigen Unterthanen ebenfalls verbindliche) Conſtitution des Kaiſers[18]). Ausdrücklich heißt es deshalb auch in einer Verordnung des Theodoſius und Valentinian vom J. 425: „Quae ex relationibus vel suggestionibus judicantium, vel consultatione in commune florentissimorum sacri nostri palacii procerum auditorium introducto negocio statuimus, ... nec *generalia jura* sint, sed leges faciant *his duntaxat negociis atque personis*, pro quibus fuerint promulgata“[19]). Eine andere Bedeutung konnte ſolchen Entſcheidungen in dem Falle, wo es ſich lediglich um factiſche Verhältniſſe handelte, vernünftiger Weiſe auch gar

4) L. 32. §. 24. D. de donationib. inter virum et uxorem (24, 1). 5) *Cicero* ad Plancium epist. 2. (post epist. ad Atticum XVI. epist. 16). 6) L. 75. D. de judiciis (5, 1). 7) *Caesar*, De bello Gallico VI. Cap. 15. 8) Vgl. z. B. *Cicero* pro Murena. Cap. 15. 9) Vgl. z. B. L. 9. §. 1. D. de officio proconsulis (1, 16). 10) *Theophilus* ad §. 6. J. de jure naturali gentium et civili (1, 2). 11) Vgl. z. B. L. 7. pr. D. de jure et justitia (1, 1). 12) L. 5. §. 14. D. de rebus eorum, qui sub tutela (27, 9). 13) L. 7. pr. D. de jure et justitia (1, 1). L. 28. §. 2. ex quib. causis major (4, 6). 14) L. 22. pr. D. ad. S. C. Trebellian. (36, 1). L. 2. C. de legib. et constitutionibus (1, 14). 15) L. 92. D. de heredib. instituend. (28, 5). L. 12. pr. C. de legibus (1, 14).

16) L. 38. pr. D. de minoribus (4, 4). 17) Vgl. insbeſondere die Inſcription zur L. 92. D. de heredib. instituendis (28, 5), ſowie zur L. 240. D. de verbor. significat. (50, 16). 18) §. 6. J. de jure naturali gentium et civili (1, 2). 19) L. 2. C. de legibus (1, 14).

Digitized by Google

nicht beigelegt werden. Anders verhielt es ſich dagegen, wenn es dabei auf Anwendung von Rechtsſätzen ankam. Hier konnte allerdings die Frage entſtehen, ob nicht die vom Kaiſer bei der einen Entſcheidung zum Grunde gelegten Grundſätze auch in andern, gleichen oder ähnlichen, Fällen Norm gebend ſeien. Namentlich behauptet dies Ulpian, wenn er lehrt: „Quodcunque Imperator per epistolam et subscriptionem statuit, vel cognoscens *decrevit*, ... vel edicto praecepit: legem esse constat. Haec sunt, quae vulgo constitutiones appellamus“ [20]). Denn daß er hier die kaiſerl. Decrete nicht als blos perſonelle, ſondern im Gegentheile als generelle Conſtitutionen erwähnt, lehrt der ganze Zuſammenhang des Textes. Offenbar läßt ſich aber die Meinung Ulpian's (wenigſtens für ſeine Zeit) nur für diejenigen Decrete rechtfertigen, welche „inserto edicti vocabulo“ erlaſſen waren, wie Theodoſius und Valentinian ſich ausdrücken [21]), und wie auch aus der vorher wörtlich mitgetheilten Verordnung dieſer beiden Kaiſer ſich ergibt. Enthielten ſie die Clausula edicti nicht, d. h. die ausdrückliche Erklärung des Kaiſers, daß ihre Gültigkeit auch für andere Fälle eintreten ſolle, ſo konnten ſie auch nicht als allgemeine Conſtitutionen oder Edicte gelten; ſie hatten vielmehr für andere Fälle immer nur dasjenige Gewicht, welches auch ſonſt der Anſicht eines Juriſten oder einer Gerichtsbehörde beiwohnte, und verdienten zwar, da der Ausſpruch, nach vorgängiger Berathung mit dem Auditorium principis, vom Kaiſer ſelbſt ausgegangen war, die höchſte Beachtung; es war aber keine juriſtiſche Nothwendigkeit ihrer Befolgung vorhanden; doch war freilich dann eine Ausnahme zu machen, wenn ſich, auf den Grund und in Folge eines Decrets, ein entſchiedener Gerichtsgebrauch gebildet hatte [22]). Solche, mit der Clausula edicti nicht verſehene Decrete werden daher auch von den römiſchen Juriſten nicht zur eigentlichen Begründung ihrer Meinungen angeführt, ſondern nur zur nähern Unterſtützung derſelben, unter Berufung auf anderweitige Argumente. So geht z. B. Marcian bei Beantwortung der Frage zu Werke, ob eine infame Perſon Beiſitzer eines (obrigkeitlichen) Richters ſein könne. Er verneint dieſe Frage und beruft ſich dabei zwar auf ein kaiſerl. Decret, allein blos zur nähern Bekräftigung ſeiner Anſicht, ganz ſo, wie wir uns in einem ſolchen Falle, beim Abgange eines beſtimmten Geſetzes, auf die Meinung dieſes oder jenes ausgezeichneten Rechtslehrers berufen würden. Die Stelle lautet ſo: „Liberti assidere possunt. Infames autem, licet non prohibeantur legibus assidere, attamen arbitror, ut aliquo quoque decreto principali refertur constitutum, non posse officio assessoris fungi“ [23]). Auf dieſe Weiſe verfährt insbeſondere auch Ulpian ſelbſt [24]), weshalb ſeine obige Äußerung um ſo gewiſſer in der bezeichneten Art verſtanden werden muß. Allein es fehlt ſogar nicht an Beiſpielen, daß die den kaiſerl. Decreten direct entgegengeſetzten Meinungen vorgezogen und in der Praxis befolgt wurden. Namentlich verleugnete derſelbe Paulus, der ſich wegen ſeiner Freimüthigkeit ſelbſt im Auditorium principis, wie oben bemerkt worden, ſo vortheilhaft auszeichnete, in dieſer Beziehung ſeine Geſinnung noch viel weniger. Eine Mutter hatte, auf die falſche Nachricht, daß ihr Sohn im Kriege verſtorben, andere Erben im Teſtament eingeſetzt. Nach einem Decret Hadrian's wurde aber die Erbſchaft gleichwol dem Sohne zugeſprochen, jedoch unter der nähern Beſtimmung, daß die Legate bei Kräften bleiben ſollten. Hiegegen bemerkt nun Paulus in Betreff der Legate ohne Weiteres und ohne ſich durch das kaiſerl. Decret irre machen zu laſſen: „cum inofficiosum testamentum arguitur, *nihil* ex eo testamento valet“ [25]). Ebenſo vertheidigte er in der Lehre von der Berechnung der Falcidiſchen Quart eine der Anſicht des Caſſius entgegengeſetzte Meinung des Proculus, unter der Bemerkung, daß ſie die triftigern Gründe für ſich habe, obwol Antonin in einem Decret dem Caſſius den Vorzug gegeben [26]).

Der Satz, daß die kaiſerl. Decrete, ohne die Clausula edicti, an und für ſich nur als perſonelle Conſtitutionen zu betrachten ſeien, dauerte bis auf Juſtinian fort, welcher ihn endlich aufhob, und dieſen Decreten ſchon als ſolchen die Kraft eines Edictes beilegte; bei dieſer Gelegenheit übrigens, wie auch ſonſt wol, es nicht verſchmähte, ſeine Neuerung für etwas auszugeben, was ſchon längſt gegolten habe. Denn wenn er ſagt, daß bereits die veteres juris conditores klar und deutlich ſich darüber ausgeſprochen: „constitutiones, quae ex imperiali decreto processerant, legis vim obtinere,“ ſo behauptet er einen Satz, der mit dem oben dargeſtellten ältern Rechte keineswegs im Einklange ſteht. Seine Verordnung lautet, ſo weit ſie hier Intereſſe hat, folgender Geſtalt: „Si imperialis majestas causam cognitionaliter examinaverit, et partibus cominus constitutis sententiam dixerit: omnes omnino judices, qui sub nostro imperio sunt, sciant hanc esse legem non solum *illi causae, pro qua producta est, sed et omnibus similibus*“ [27]).

Demnach gelten alſo über den Umfang der Gültigkeit der kaiſerl. Decrete, zu Folge des neueſten römiſchen Rechts, ganz andere Grundſätze, als über den Umfang der Gültigkeit der richterlichen Beſcheidungen. Selbſt die von den höchſten Gerichten im Namen ihres Herrn erlaſſene Decrete oder Beſcheide conſtituiren immer nur ein Recht für die Parteien, wie insbeſondere auch im kanoniſchen Rechte anerkannt iſt, wenn es darin heißt, daß aus einer richterlichen Entſcheidung nur ein Jus für die Litigantes ipsos entſpringe [28]). Nur die ſogenannten „gemeinen Beſcheide“ (Decreta communia) machen eine Ausnahme. Sie ſetzen voraus, daß einem Gerichte das Recht einer proviſoriſchen Geſetzgebung eingeräumt ſei,

20) L. 1. §. 1. D. de constitutionib. principum (1, 4). 21) L. 3. C. de legibus (1, 14). 22) L. 3. §. 5. D. de liberis exhibendis (43, 30). 23) L. 2. De officio assessoris (1, 22). 24) L. 3. §. 5. D. de liberis exhibendis (43, 30).

25) L. 28. D. de inofficioso testam. (5, 2). 26) L. 1. §. 14. D. ad legem Falcidiam (35, 2). 27) L. 12. C. de legibus (1, 14). 28) Cap. 13 in fin. X. de sententia (2, 27).

Digitized by Google

und unter gemeinen Beſcheiden ſind dann diejenigen Decrete eines ſolchen Gerichts zu verſtehen, welche von demſelben auf den Grund der proviſoriſchen Geſetzgebung als allgemein verbindliche Verordnung erlaſſen worden ſind. Sie gelten, ſo lange ſie nicht durch eine definitive Verordnung des eigentlichen Geſetzgebers erſetzt werden, gleich förmlichen Geſetzen. Beſonderer Erwähnung verdienen in dieſer Beziehung die gemeinen Beſcheide des ehemaligen Reichskammergerichts. Dem Reichskammergerichte wurden gleich bei ſeiner Errichtung in der Reichskammergerichtsordnung folgende Weiſung gegeben: „So hienach an Camer-Gericht ſürviel, deß verner Verſehnung, Ordnung, Saczung oder Declaration bedürffen würde, daßelbe ſollen Camerrichter unnd Urtailer yeglichs Jars an Unnß, auch unnſer Curfürſten, Fürſten und Sammlung, die deſſelben Jars ... bey einander kommen werden, bringen, deß Wir, mit Rat und Willen derſelben Sammlung, darinnen zu handeln haben“ [29]). Dieſe Verordnung wurde mehrmals erneuert [30]), und veranlaßte endlich im J. 1555 folgende Vorſchrift der Gerichtsordnung: „Ob dieſer Ordnung des Prozeß halben des Cammer-Gerichts Zweiffel innfallen, oder weiter Ordnung und Fürſehung zu thun vonnöthen ſeyn würde, wollen Wir Cammer-Richter und Beyſitzer befohlen haben, jederzeit, wann es die Nothdurfft erfordert, des Prozeß halben, dieſe Ordnung ihres beſten Verſtändnüß zu *declariren*, zu *beſſern*, *auch weitere nothwendige Fürſehung und Ordnung fürzunehmen und zu machen*, und dieſelbig alſo *bis zu der järlichen Viſitation des Kayſerlichen Cammer-Gerichtes* zu halten befohlen und alsdann dieſelbige ſamt andern Mängeln den verordneten Commiſſarien und Viſitatoren fürzubringen, die dann dieſelbig *approbiren* oder ſonſt derhalben gebührliches Einſehens thun ſollen“ [31]). Noch beſtimmter wurde dieſe Einrichtung im J. 1570 ausgebildet, indem in dem Reichsabſchiede dieſes Jahres dem Reichskammerrichter anbefohlen wurde: „etliche Beyſitzer inſonderheit zu verordnen, ſo die Subſtantial-Qualitates, darauff die Proceß, es ſey in erſter oder andern Inſtantz zu erkennen, ... zuſammentragen ſollen, darnach in pleno senatu referiren, darauff ſich das Collegium eines einhelligen Brauchs und alten Styli, in Fundirung des Cammer-Gerichts Juriſdiction und Ertheilung der Proceß, endtich vergleichen, darneben auch diejenigen Opiniones, ſo bey den Rechts-Lehrern gantz ſtreitig, und aber etwan in relationibus causarum mit Approbation deß gantzen Rath angenommen, mit Fleiß colligiren, ſolches alles in ein ſonder Protocoll-Buch ... durch einen Protonotarien nur per modum conclusionis beſchreiben laſſen, und in die Mayntziſche Cantzley, durch Uns auf nechſtkünfftige Reichs-Verſammlung, auf Rath und Gutachten gemeiner Ständ publiciren zu laſſen, ſchriftlich überſchicken. Gleichwol ſollen Cammer-Richter und Beyſitzer, *immittelſt ſolcher verglichenen Puncten*, in decernendo processus et decidendo causas, *ſich gemäß vorhalten*“ [32]). Auf ſolche Weiſe erhält nun das Reichskammergericht das Recht einer proviſoriſchen Geſetzgebung, deren Product die von dieſem Collegium bis in die neueſten Zeiten des Reichs errichteten, gemeinen Beſcheide waren, welche inſoweit, als ſie nicht förmlichen Reichsgeſetzen haben Platz machen müſſen, noch jetzt dieſelbe Auctorität, welche den wirklichen Reichsgeſetzen beiwohnt, haben, alſo eine Quelle unſeres gemeinen Rechts bilden.

Abgeſehen von dieſen den Geſetzen gleich zu achtenden Decreten der ermächtigten Behörden, fragt es ſich, ob (landesherrliche) Decrete im römiſchen Sinne des Worts noch jetzt vorkommen, ob alſo die vom Landesherrn in einer von ihm entſchiedenen Rechtsſache gemachten Ausſprüche nach vorgängiger Unterſuchung auch in gleichen oder ähnlichen Fällen zu befolgen ſeien [33]). Alles kommt hierbei auf die Beantwortung der Vorfrage an, ob der Landesherr lediglich nur als oberſter Richter ſeiner Unterthanen entſchieden, oder ob er ſeine Meinung zugleich als Geſetzgeber ausgeſprochen habe. Für den erſten Fall iſt die aufgeworfene Frage zu verneinen; was auch dann gilt, wenn der Landesherr einen Machtſpruch gethan, oder das Decret aus Gründen der Gnade erlaſſen hat. Anders im letztern Falle. Das Decret kommt hier entweder als Entſcheidung einer Rechtscontroverſe, oder als authentiſche Interpretation eines dunkeln oder zweideutigen Geſetzes in Frage, und muß daher, ſofern es nur gehörig bekannt gemacht worden, auch auf künftige Fälle als Geſetz angewendet werden. Iſt indeſſen die Publication unterblieben, ſo hat es für den Richter immer nur die Auctorität einer Privatmeinung, alſo kein anderes Gewicht, als welches den kaiſerl. Decreten nach älterm römiſchen Rechte anklebte.

So viel über die von der höchſten Staatsgewalt ausgegangenen Decrete. Was nunmehr noch die Decrete des Richters betrifft, ſo ſind ſie entweder entſcheidende, oder blos Proceß leitende. Die erſtern heißen Deciſivdecrete, Urtheile, Erkenntniſſe, und es wird dadurch entweder die Streitſache ſelbſt, oder ein Nebenpunkt derſelben entſchieden; die letztern hingegen Reſolutionen oder Decrete ſchlechthin. Durch die Reſolutionen wird nichts entſchieden, ſondern ſie haben entweder die Vorladung der Parteien zu ihrem Gegenſtande, oder es wird den Intereſſenten dadurch Etwas communicirt; Beides in der Abſicht, um ihnen entweder eine auf ihren Proceß ſich beziehende Handlung anzubefehlen oder zu geſtatten, und ihnen im letztern Falle durch die richterliche Communication namentlich auch Gelegenheit zur Wahrnehmung ihrer Rechte zu verſchaffen. — Die richterlichen Decrete ſind ſtets ſchriftlich zu erlaſſen [34]), und müſſen ihrem Inhalte nach deutlich [35]) und vollſtändig ſein, namentlich in letzterer Beziehung, außer dem eigentlichen Inhalte, den Namen des Gerichts, die Veranlaſſung des Decrets, ſo-

29) Reichskammergerichtsordn. v. 1495. §. 32. 30) Reichskammergerichtsordn. v. 1500. Tit. 23. 31) Kammergerichtsordn. v. 1555. 2. Th. Tit. 36.

32) Reichsabſchied v. 1570. §. 77. 33) Glück, Erläuterung der Pandekten. 2. Th. §. 96 am Ende. 34) L. 2, 3. C. de sententiis ex periculo (7, 44). 35) Tot. Tit. C. de sententia quae sine certa quantitate profertur (7, 46).

Digitized by Google

wie die Angabe, wo und wann es erlaſſen worden, desgleichen für den Fall eines erlaſſenen Gebotes, nach Lage der Umſtände, auch den Ort und die Zeit, wo [36]) und wann [37]) Parition zu leiſten iſt, enthalten. — Sind aber die Decrete ordnungsmäßig eingerichtet, ſo haben ſie für die ſtreitenden Theile begreiflich doch immer erſt Wirkung, nachdem ſie denſelben gehörig bekannt gemacht worden, was bei den Deciſivbeſcheiden durch Publication an Gerichtsſtelle in Gegenwart der Intereſſenten geſchieht [38]), bei den übrigen Beſcheiden durch Überſendung (Inſinuation) zu geſchehen pflegt [39]).

Der Zweck und die Wirkung der richterlichen Decrete iſt demnächſt verſchieden, je nachdem das Decret ein entſcheidendes oder ein blos proceßleitendes iſt. Durch die Beſcheide der letztern Art wird der Gang des Proceſſes geleitet, und den Parteien dasjenige, was in dieſer Beziehung erfoderlich iſt, unter Anberaumung der erfoderlichen Friſten, anbefohlen oder geſtattet; auch werden darin von Seiten des Richters diejenigen, den Parteien zur Laſt fallenden Zweckwidrigkeiten gerügt, wodurch die Klarheit der Sache geſtört, oder eine Unvollſtändigkeit der Verhandlung bewirkt werden würde, die doch noch ſpäterhin, mit unnützem Zeitverluſte und Koſtenaufwande, gehoben werden müßte [40]). — Dagegen enthalten die Deciſivdecrete, ihrer Natur nach, ſtets eine Entſcheidung über ſtreitige, vor dem Richter zur Sprache gebrachte Anſprüche, welche darin amtlich entweder anerkannt oder verworfen werden. Nachdem ſie rechtskräftig geworden, gilt das, was darin entſchieden iſt, formell für recht, ſelbſt wenn der Ausſpruch dem materiellen Rechte widerſtreiten ſollte. Daher ſagt insbeſondere Ulpian: „Et si quidem is obtinuerit, qui servitutem sibi defendit, non debet ei servitus cedi: sive *recte pronunciatum* est, quia habet, sive *perperam*, quia per sententiam servitus non debet servitus constitui, sed, quae est, declarari“ [41]). Sprüchwörtlich ſagt man auch deshalb: „Res judicata ex albo facit nigrum, ex nigro album.“ Daß dies aber nur für die Perſonen, zwiſchen welchen der Proceß obwaltete, gelte, iſt bereits bemerkt und nachgewieſen worden; auch beſchränkt ſich die Rechtskraft immer nur auf den wirklich entſchiedenen, beſondern Gegenſtand des Proceſſes. — Wie daher unter Andern Julian ſagt, ſteht dem Kläger die Einrede der bereits rechtskräftig entſchiedenen Sache entgegen, quotiens inter easdem personas eadem quaestio revocatur [42]). Rechtskräftige Urtheile ſind, wie hieraus folgt, ſtreng auszulegen [43]). Übrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß doch, außer den eigentlichen Parteien, auch diejenigen dritten Perſonen durch das Decret gebunden werden, welche aus einem beſtimmten, anerkannten Rechtsgrunde verpflichtet ſind, das, was die Erſtern gethan haben, als ihre eigene Handlung anzuerkennen; weshalb z. B. die Exceptio rei judicatae, wie Papinian anführt, demjenigen ebenfalls entgegenſteht, qui in dominium successit ejus, qui judicio expertus est [44]). Die Wirkungen der Rechtskraft reichen aber freilich nicht ſo weit, daß ſie ſich auch gegen unheilbare Nichtigkeiten [45]), an welchen das Urtheil leidet, wirkſam äußern ſollten. Eine ſolche Nullität iſt z. B. vorhanden, wenn das Urtheil von einem Richter gefällt iſt, der ohne allen Zweifel entweder über den Beklagten, oder über die Sache, welche er entſchieden, keine Gerichtsbarkeit hat. In dergleichen Fällen entbehrt das Deciſivdecret alle Wirkſamkeit [46]), und obwol die zehntägige Friſt, binnen welcher die Entſcheidungen in den untern Inſtanzen ſonſt durch Ergreifung der geeigneten Rechtsmittel von der Rechtskraft zu entbinden ſind [47]), ungenutzt verfloſſen iſt, kann daher die Nichtigkeitsklage immer noch angeſtellt werden, ſofern dies nur innerhalb 30 Jahren geſchieht [48]). — Da das Deciſivdecret die angegebenen, ſo exorbitanten Wirkungen äußert, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß es erſt erlaſſen werden kann, nachdem beide Theile gehörig gehört worden ſind mit den verſchiedenen Einwendungen, die ſie gegen die Behauptungen ihres Gegners haben. Es hat der ſprüchwörtliche Satz: „Audiatur et altera pars,“ hierauf Bezug, und wie der Kaiſer Gordian verordnet: „Judex, qui disceptationi locum dederat, partium allegationes audire et examinare debet“ [49]), ſo Conſtantin: „Judices oportet imprimis rei qualitatem plena inquisitione discutere, et tunc utramque partem saepius interrogare, numquid novi addere desideret“ [50]). (*Dieck.*)

DEFLAGRATION, Abbrennen, iſt eine chemiſche Operation, vermöge welcher gewiſſe Arzneimittel durch eine jähling entſtehende Flamme gereinigt werden, z. B. das Abbrennen des Salpeters mit Schwefel, des Spießglanzes mit Salpeter u. ſ. w. — Auch erhält man durch Abbrennen von Rum u. a. Spiritus über Zucker ein ſtarkes, geiſtiges Getränk, den ſogenannten Crambamboli ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DEGENBERG, kleiner Weiler, mit den Ruinen einer alten Bergfeſte, in dem Umfange des vormaligen bairiſchen Rentamtes Straubingen, Gericht Schwarzach, war das Stammhaus einer dynaſtiſchen Familie, die in Baiern, ein ſeltener Fall, ihre Reichsunmittelbarkeit bis zu ihrem Erlöſchen behauptete. Eberwin lebte im J. 1290. Hartwich erhielt von Kaiſer Ludwig dem Baiern den weitläufigen Bezirk von Zwiſel, auf welchen die von Degenberg ſchon früher Anſprüche erhoben, und um deretwillen vielfältig mit dem Kloſter Niederaltreich gerechtet hatten, zum Geſchenke. Damals war der ganze Bezirk, welcher, nach den Worten der kaiſerl. Schenkungsurkunde

36) L. 59. D. de judiciis (5, 1). 37) L. 69. eodem. L. 2. extr. D. si quis in jus vocatus (2, 5). 38) Cap. 5. in 6to. De sententiis (2, 14). 39) Reichskammergerichtsordn. v. 1555. 1. Th. Tit. 38. §. 14. 40) Martin, Lehrbuch des bürgerlichen Proceſſes. §. 110, 111. 41) L. 8. §. 4. D. si servitus vindicetur (8, 4). 42) L. 7. §. 4. D. de exceptione rei judicatae (44, 2). 43) L. 5. §. 9. D. de agnoscendis liberis (25, 3).

44) L. 28. D. de except. rei judicatae (44, 2). 45) Reichsabſchied v. 1654. §. 121, 122. 46) L. 1. §. 2. D. quod quisque juris (2, 2). 47) Novella 23. Cap. 1. 15. X. de sentent. (2, 27). 48) L. 3. C. de praescript. XXX. annor. (7, 39). 49) L. 5. C. Comminationes (7, 57). 50) L. 9. C. de judiciis (3, 1).

Digitized by Google

ſich von der Röhrnach drei Meilen lang bis gegen Böbrach, und von der Flanitz zwei Meilen in der Breite gegen Böhmen erſtreckte, ein undurchdringlicher Wald, zu deſſen Lichtung Hartwig die erſten Anſtalten traf. Unter andern fundirte er 1342 die Pfarre in Frauenau, wo er früher ſogar ein Benediktinerkloſter ſtiften wollte. Unter ſeinen Nachkommen, die ſich mehr und mehr in der Gegend ausbreiteten, und außer Zwiſel und der weitläufigen Stammherrſchaft Degenberg oder Schwarzach, auch die Burgen Weißenſtein und Linden beſaßen, war wol der mächtigſte jener Hans von Degenberg, der im J. 1468 mit ſeinem Bruder Gewolff, mit Johann dem Nußberger, und mit mehren andern Rittern vor dem Walde, unter dem Vorwande gekränkter Freiheit mit den benachbarten Huſſiten gemeinſchaftliche Sache machte, und eines der wichtigſten Glieder, endlich Hauptmann des den Herzogen Ludwig und Albrecht von Baiern entgegengeſetzten Böcklerbundes wurde. Dieſe Verbindung mit den Huſſiten bekam ihm jedoch ſehr übel: durch eine päpſtliche Bulle wurden ſämmtliche Mitglieder des Böcklerbundes mit dem Bannfluche belegt, und die bairiſchen Herzoge ließen es ſich angelegen ſein, dieſem Bannfluche den gehörigen Nachdruck zu verſchaffen. Sie brachen die Feſten Weißenſtein, Alten-Nußberg, Falkenfels, Saulburg, u. ſ. w. zerſtörten den Degenberg bis auf den Grund, und übergaben im J. 1472 die Herrſchaft Zwiſel an das Kloſter Niederalteich. Des geächteten Hans Söhne fanden wieder Gnade bei den Herzogen, ihre Beſitzungen wurden ihnen zurückgegeben, und zuletzt gelang es ihnen auch, die Herrſchaft Zwiſel den Händen der geiſtlichen Inhaber zu entwinden. Im J. 1542 machte ein anderer Hans von Degenberg den erſten Verſuch, ſeine Unterthanen in Zwiſel, denen der kaiſerl. Schenkungsbrief Freiheit von allen Abgaben zugeſichert hatte, zu beſteuern; der Verſuch misglückte aber, da der Herzog Albrecht von Baiern ſich der Unterthanen annahm. Siegmund's Sohn, Johann Siegmund, ſtarb im J. 1602 als der letzte Mann ſeines Stammes, und ſeine Beſitzungen fielen an das Herzogthum, theils als eröffnetes Lehen, theils durch Transaction mit denen von Cloſen zu Heidenburg als Allodialerben, vom 26. Febr. 1607. Was den Werth dieſer an ſich ſchon ſehr bedeutenden Erwerbung noch beſonders erhöhete, waren die Brauhäuſer. Siegmund von Degenberg hatte auf ſeinen Reiſen durch Italien das Weißbier kennen gelernt, und ſolchen Geſchmack daran gefunden, daß er deſſen Fabrication nach ſeinen Herrſchaften verpflanzte. Dieſe Neuerung fand weit und breit den allgemeinſten Beifall, ſodaß die herzogl. Brauhäuſer eine bedeutende Verminderung ihres Abſatzes verſpürten; vergeblich eiferten die Herzoge in den ſtrengſten Verboten gegen das Weißbier, theils, wie es in dem Mandat vom J. 1567 heißt, weil es zu viel Weizen koſtet, theils, weil es ein unnützes Getränk, das weder führt, noch nährt, noch Kraft und Macht gibt, ſondern nur zum Trinken reizt; vergeblich warnten die bairiſchen Mediciner in pflichtmäßigen gelehrten Abhandlungen vor dem Genuſſe des neumodiſchen Giftes, die Trinker beſtanden auf ihrem geſetzwidrigen Geſchmacke. Als hierauf die Hofkammer die degenbergiſchen Brauhäuſer an ſich gebracht, wurde die Fabrication des Weißbieres nicht unterdrückt, ſondern als ein regale principis und vornehmes Kammergut ungemein erweitert, und nach und nach bei allen Kammeralbrauhäuſern eingeführt.

Der Degenberge Wappenſchild zeigt im erſten und vierten goldenen Felde das Bruſtbild eines rothgekleideten, mit einer ſilbernen Strahlenkrone geſchmückten Männleins. Im zweiten und dritten blauen Felde erſcheint eine fünfblättrige rothe Staude mit der Wurzel. In der Reichsmatrikel vom J. 1521 iſt Herr Hans, Herr zum Degenberg, mit zwei Mann zu Roß und neun zu Fuß beanſchlagt. Die gewöhnliche Reſidenz war in Schwarzach, welches nur eine halbe Stunde von der Stammburg entfernt liegt; in der Pfarrkirche zu Schwarzach hatten die von Degenberg auch ihr Erbbegräbniß. Titel: N. Freiherr von Degenberg, Herr zu Schwarzach und Weißenſtein, Erblandhofmeiſter in Baiern. Später (1618) wurde dieſes Erbamt an die von Haslang gegeben. (*v. Stramberg.*)

DEGRAISIRBRÜHE, nennen die Färber jene in den Türkiſchrothfärbereien beim Ausweichen der mit Fettbeize ausgearbeiteten Geſpinnſte und Gewebe in bedeutender Menge gewonnene ölig-ſeifige Flüſſigkeit, die man in der neuen Zeit zur Bunt- und Weißbleiche, ſowol Raſen- als Kunſtbleiche, vorzüglich geeignet gefunden hat. Werden nämlich die gut entſchlichteten Baumwollen- und Leinengewebe in einer ſehr ſchwachen Lauge, der ein verhältnißmäßiges Quantum von Degraiſirbrühe zugeſetzt iſt, gekocht, wird die Operation nach dem Auslegen auf dem Bleichplane wechſelsweiſe wiederholt, ſo braucht man zum Bleichproceß nur die Hälfte an Zeit und Bleichmaterialien (ſ. Dingler's Polytechn. Journ. 1829 XXXIII, 2. S. 119 ꝛc.) (*Th. Schreger.*)

Dehnbarkeit, ſ. Elasticität.

DEILEPHILA. Unter dieſer Benennung vereinigt Ochſenheimer *) diejenigen Arten der Gattung Sphinx, deren Raupen ſich durch Augenflecken, nach Vorn verſchmälerten Körper, den ſie in den dritten Leibring zurückzuziehen vermögen, und deren entwickelte Schmetterlinge ſich durch ſpitzigen Hinterleib und unterbrochene oder gänzlich fehlende Querbinden deſſelben auszeichnen. Es gehören dahin Sphinx, Nerii, Celerio, Porcellus, Galii, Euphorbiae u. a. (*Germar.*)

DEIOPEIA Stephens' †), bildet aus der Bombyx pulchella *Fabr.* (Euprepia pulchella *Ochsenh.*) und einigen verwandten amerikaniſchen Arten dieſe Gattung, welche Boisduval Euchelia nennt. (*Germar.*)

DEIRADES (*Δειράδες*), ein Demos in Attika, der zum Leontiſchen Stamme gehörte. Über die Lage deſſelben iſt uns Nichts bekannt geworden; indeſſen ſcheint der Name ſelbſt (*δειράς*, *δειρή*, Hals, Hügel, wie collum und collis) auf den gebirgigen Theil des nördlichen Attika hinzudeuten; daß ein gewiſſer Deirades (*ἄδης*) ihm

*) Schmetterl. v. Eur. 4. Bd.

†) System. Catal. of brit. Ins. Vol. II. p. 60.

Digitized by Google

den Namen gegeben habe, wie Stephanus von Byzanz ſagt, iſt wol kein Localmythus, ſondern Erfindung der Grammatiker. Ein in dieſen Demos eingeſchriebener Bürger hieß Deiradiotes (*Δειραδιώτης*). Ein ſolcher war unter Andern der Gegner des Alkibiades, Phrynichus (*Plut.*, Vit. Alcib. 25). (*C. L. Grotefend.*)

DEJOTARIANA LEGIO, hieß eine der ſeit Auguſtus Zeiten ſtehend gewordenen römiſchen Legionen. Der Umſtand, daß ſie mit der in Germanien lange ſtationirt geweſenen **XXII. Primigenia** gleiche Zahl hatte, hat viele Irrthümer in Bezug auf ihre Geſchichte veranlaßt, um ſo mehr ſcheint es nothwendig, dieſelbe hier, wenn auch nur kurz, anzugeben. Dejotarus, ein Tetrarch von Galatien, hatte den Römern zwei Legionen nachgebildet (Bell. alex. 34) und dieſe dem Domitius, dem Legaten Cäſar's, als Pharnakes das römiſche Reich beunruhigte, zu Hilfe geſandt. Als Domitius von Pharnakes bei Nikopolis geſchlagen wurde, litten beſonders die Truppen des Dejotarus (ib. 39), und die zwei Legionen wurden deshalb zu einer verſchmolzen (ib. 69). Dieſe legio Dejotariana wurde wieder zurückgeſandt (ib. 77). Nach Cäſar's Ermordung ſchickt Dejotarus dem Brutus ſeinen Feldherrn Amyntas zu Hilfe. Dieſer geht zum Antonius über (*Dio Cass.* XLVII, 48) und wird nach des Dejotarus Tode zur Belohnung ſeiner Verdienſte von Antonius mit der Tetrarchie Galatien und einigen angrenzenden Landſtrichen beſchenkt (*Dio Cass.* XLIX, 32). Nach des Amyntas Tode (25 vor Chr. Geb.) aber zog Auguſtus die Beſitzungen deſſelben ein und vereinigte ſie mit dem römiſchen Reiche (ib. LIII, 26). Damals muß die galatiſche Legion von Auguſtus beibehalten und mit dem römiſchen Bürgerrechte beſchenkt worden ſein, wie dies Cäſar ſchon mit der **V. Alauda** gethan hatte. Nur auf dieſe Art läßt es ſich erklären, wie eine römiſche Legion den Namen eines barbariſchen Fürſten tragen konnte. Daß dieſe Legion von Auguſtus nach Ägypten gelegt ſei, daß ſie dort gegen die aufrühriſchen Juden gekämpft habe, und daß 1000 Mann derſelben unter Titus zur Eroberung Jeruſalems mitgewirkt haben, darüber iſt kein Zweifel; alles Übrige aber, was hier noch über die Geſchichte dieſer Legion geſagt werden kann, beruht nur auf Combinationen und bedarf alſo, wie Alles, was auf ſolchen Grund gebaut iſt, der Beſtätigung. Daß die **XXII. Dejotariana** von der **XXII. Primigenia** verſchieden ſei, iſt ſchon von Mehren anerkannt (vgl. **Wiener's Diss. de legione Rom. XXII.** [**Darmst. 1830.**] p. 8 sq.); daß beide Legionen nur durch Theilung Einer unter Claudius entſtanden ſeien, iſt in Seebode's kritiſcher Bibl. 1830. 2. Bd. S. 538 dargethan. Die Gründe dieſer Behauptungen zu wiederholen würde hier zu weit führen; vielmehr will ich, was an beiden eben erwähnten Stellen nicht ausgeführt iſt, zeigen, zu welcher Zeit die legio Dejotariana aufhörte zu ſein. Wiener (in der angeführten Schrift) vermuthet, daß ſie unter Marcus Aurelius in Folge der Empörung des Avidius Caſſius aufgehoben worden ſei. Dieſe Vermuthung wird aber ſchon dadurch wankend gemacht, daß die legio Dejotariana auf den Säulen, welche die Namen der Legionen aus der Zeit des Antoninus Pius in geographiſcher Ordnung enthalten *), nicht mehr vorkommt. Ich glaube vielmehr mit einiger Wahrſcheinlichkeit behaupten zu können, daß unſere Legion ſchon unter Trajan eingegangen iſt. Schon früher (in Seebode's krit. Bibl. 1830. 2. Bd. S. 541) iſt Jacobs' Vermuthung, daß in der Inſchrift **111** bei Wiener, welche unter Hadrian auf dem Fuße der Memnonsſäule bei dem ägyptiſchen Theben eingegraben iſt, der Name der **XXII.** Legion (**K B** mit den griechiſchen Zahlzeichen) vorkomme, beſeitigt, und ſomit der einzige Grund entfernt worden, weshalb ein ſpäterer Zeitpunkt des Unterganges dieſer Legion angenommen werden mußte. Nichts ſteht alſo jetzt folgender Argumentation mehr entgegen. Trajan errichtete zwei neue Legionen, die **II Trajana Fortis** und die **XXX Ulpia Victrix**. Aus dem Namen der Letztern geht hervor, daß er außer dieſen beiden noch 28 Legionen beſeſſen habe. Dieſe waren: **I Adjutrix, I Italica, I Minervia, II Adjutrix, II Augusta, III Augusta, III Cyrenaica, III Gallica, IV Flavia, IV Scythica, V Alauda, V Macedonica, VI Ferrata, VI Victrix, VII Claudia, VII Gemina, VIII Augusta, IX Hispaniensis, X Fretensis, X Gemina, XI Claudia, XII Fulminatrix, XIII Gemina, XIV Gemina Martia Victrix, XV Apollinaris, XVI Flavia, XX Valeria Victrix, XXII Primigenia.** — Unter dieſen Legionen kommen nun zwei nicht vor, an deren Untergange vor Trajan wol nicht zu denken iſt, die **XV Primigenia** in Ober-Germanien und die **XXII Dejotariana** in Ägypten. Beide Legionen ſind, wie ſchon oben von der letztern geſagt iſt, durch Theilung zweier Legionen entſtanden (ſ. die oben angeführte Stelle), und dies in Verbindung mit dem eben Angegebenen muß die Vermuthung in uns erwecken, daß ſie von Trajan mit ihrer andern Hälfte wieder vereinigt, an ihre Stelle aber die beiden neuen Legionen geſchoben ſeien, die ja auch in Ober-Germanien und Ägypten ihre Quartiere erhielten. (*C. L. Grotefend.*)

DELAMBRE (**Jean Baptiste Joseph**), einer der berühmteſten Aſtronomen neuerer Zeit, wurde geboren zu Amiens den 19. Sept. 1749, und erhielt ſeine Schulbildung an dem dortigen Gymnaſium, wo er den Abbé Delille, den berühmten Dichter und Überſetzer des Virgil, zum Lehrer hatte. Delille, welcher nach Vertreibung der Jeſuiten ſeine Lehrſtelle an jenem Gymnaſium erhalten hatte, war ebendeshalb bei den Einwohnern von Amiens, die es mit den Jeſuiten hielten, nicht beliebt, ſchloß ſich daher um ſo inniger an ſeine Zöglinge an, und blieb insbeſondere mit D., den er ſpäterhin zu Paris wiederfand, in der vertrauteſten Freundſchaft bis an ſein Ende. D. erwarb ſich eine ſo gute Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen, daß ihn die Franzoſen zu ihren beſten Helleniſten und Latiniſten rechnen. Zugleich lernte er die

*) *Grut.* Inscr. 513, 2 sq. *Orelli* Inscr. 3363 sq. Vgl. G. F. Grotefend in Seebode's krit. Bibl. 1828. 77. St. S. 613. Daß ſie unter Antoninus Pius verfertigt ſeien, geht daraus hervor, daß die II. und III. Italicae, die doch von Marcus Aurelius, wol vor der Empörung des Avidius Caſſius, errichtet ſind, außer der Reihe aufgeführt werden.

Digitized by Google

vorzüglichſten lebenden Sprachen und las die darin geſchriebenen Meiſterwerke. Daneben trieb er mit Eifer das Studium der mathematiſchen Wiſſenſchaften, und erwarb ſich bald auch hierin ausgezeichnete Kenntniſſe; alles dies mehr noch durch eigenen Fleiß, als durch Unterricht. Im J. 1782 machte er die Bekanntſchaft des berühmten Lalande, deſſen Rath und Beiſpiel ihn bewogen, ſich ganz der Aſtronomie zu widmen, und der ſpäterhin zu ſagen pflegte: „Delambre ſei ſein beſtes Werk.“ Die früheſten Schriften D.'s, welche ſeinen Namen dem größern aſtronomiſchen Publicum bekannt machten, waren wol ſein im dritten Bande der Nova Acta Petropolitana erſchienener Bericht über die Occultation der Venus am 12. April 1785 und eine faſt gleichzeitig in den Memoiren der berliner Akademie erſchienene Abhandlung über die Elemente der Sonnenbahn, mit welchem Gegenſtande er ſich ſpäter noch ſo viel beſchäftigte. Die meiſten kleinern Aufſätze D.'s erſchienen aber nachher in der Connoissance des tems, welche von 1788—1819 faſt jährlich irgend etwas Werthvolles aus ſeiner Feder enthielt. Herſchel's Entdeckung des Uranus im J. 1781 lenkte die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen auf die Beſtimmung der Bahn dieſes Planeten. Für unſern D. war dies ein neues Feld, ſich Lorbeeren zu erwerben. Die von ihm berechneten Tafeln erhielten im J. 1790 den Preis von der pariſer Akademie. Dieſe Tafeln, ſowie andere über den Jupiter und Saturn, mehre andere der pariſer Akademie überreichte Abhandlungen, ſowie endlich eine mit unermeßlichem Fleiße verfaßte Schrift über die Jupitertrabanten öffneten ihm die Pforten dieſer gelehrten Geſellſchaft, in welche er im Februar 1792 einſtimmig von allen Mitgliedern erwählt wurde. Einige Monate ſpäter wurden ſeine Tafeln der Jupitertrabanten von derſelben Akademie gekrönt. In demſelben Jahre wurden D. und Méchain beauftragt, den Bogen des Meridians, welcher Frankreich in ſeiner größeſten Ausdehnung von Süden nach Norden durchſchneidet, zu meſſen. D. fing dieſe Arbeit, welche mit vielen, durch die Ereigniſſe der Revolution veranlaßten Unterbrechungen bis ins J. 1799 dauerte, bei Dünkirchen an, Méchain, der die ſüdliche Hälfte übernommen hatte, beendigte ſie bei Barcelona. In zwei Werken legte D. Rechenſchaft über dieſe ganze Operation ab, nämlich in 1) Méthodes analytiques pour la determination d'un arc du méridien. 1 Vol. (1799. 4) und in 2) Base du système métrique. 3 Voll. (1806—1814. 4.). Dafür wurde ihm vom Institut de France im J. 1810 einer der von Bonaparte geſtifteten Decennalpreiſe zuerkannt; da aber der Kaiſer dieſe Preiſe wirklich zu ertheilen verweigerte, ſo mußte D. ſich mit der Ehre der Zuerkennung begnügen *). Im J. 1795 wurde D. zum Mitgliede des Bureau des longitudes und wenige Monate ſpäter zum Mitgliede der erſten Claſſe des Institut de France ernannt. Unter Bonaparte's Conſulat wurde er im J. 1802 zum Generalinſpector der Studien ernannt und organiſirte als ſolcher die Lyceen zu Moulins und Lyon. Im J. 1803 wählte ihn die erſte Claſſe des Inſtituts von Frankreich zu ihrem beſtändigen Secretair, worauf er ſein Amt als Generalinſpector niederlegte und im J. 1807 den durch Lalande's Tod erledigten Lehrſtuhl der Aſtronomie im Collège de France erhielt und dadurch College ſeines alten Lehrers und Freundes Delille wurde. Im J. 1808 wurde er zum Schatzmeiſter der kaiſerl. Univerſität ernannt, und, als dieſe Stelle im J. 1814 aufgehoben wurde, zum Mitgliede des königl. Conſeils für den öffentlichen Unterricht, an deſſen Stelle aber 1815 die Commiſſion des öffentlichen Unterrichts trat. Schon bei Errichtung der Ehrenlegion war D. zum Mitgliede derſelben ernannt worden. Im J. 1817 erhielt er auch den St. Michaelsorden und wurde 1821 Officier der Ehrenlegion. Lange vorher war er bereits zum erblichen Ritter ernannt, mit einer Dotation von 2000 Francs, die aber ſpäter auf ein Viertel davon reducirt wurde. D. ſtarb am 19. Aug. 1822. Sein ſanfter, menſchenfreundlicher Charakter, ſeine Beſcheidenheit bei ſo ausgebreiteten und vielſeitigen Kenntniſſen und ſein unermüdlicher Fleiß werden von Cuvier, Biot, Arago und Dupin aufs Höchſte geprieſen. Eine ſehr gebildete und liebenswürdige Gattin, die ihn ſelbſt bei ſeinen gelehrten Arbeiten unterſtützte, erheiterte ſeine Lebenstage. Von D.'s Schriften gibt Moll folgende Überſicht:

I. In der Connoissance des tems: 1788. Longitudes et latitudes de 998 étoiles du catalogue de Mayer. 1789. Nouveaux élémens pour le soleil. 1790. Tables d'aberration. 1798. Tables du mouvement horaire de la lune. An 11 (der Republik). Méthode pour tenir compte de l'excentricité de l'orbite terrestre dans le calcul de l'aberration. An 12. Réduction de la distance apparente à la distance vraie dans le calcul des longitudes. Remarque sur la formule de Borda pour changer en distance vraie la distance apparente de la lune au soleil ou à une étoile. Formules pour le réticule rhomboïde. An 13. Des latitudes croissantes dans le sphéroïde. Rapport fait au bureau des longitudes sur les tables de M. Burg. An 14. Formules nouvelles pour la réduction des distances apparentes de la lune au soleil ou aux étoiles en distances vraies. 1808. Tables pour trouver les configurations des satellites de Jupiter. Histoire d'astronomie pour 1804 et 1805. 1810. Méthodes pour trouver les corrections des passages observés à la lunette méridienne. 1811. Méthode pour trouver la latitude et le tems par l'observation de deux étoiles connues. 1812. Sur la solution nouvellement donnée par M. *Gauss* d'un problème d'astronomie sphérique, dans lequel on se propose de déterminer tout à la fois la latitude du lieu, la correction de la pendule et celle d'un instrument par les hauteurs égales de trois étoiles connues. 1812. Sur les différens moyens employés par les astro-

*) „Napoléon,“ ſagt Dupin, „après avoir annoncé les prix décennaux avec un faste imposteur, refusa de les délivrer, lorsque les choix, qu'il avoit demandés, eurent été faits par l'institut et publiés à la face de toute la France. Il montra dès lors que ses pensées s'étaient tournées vers un autre but que celui des progrès de la civilisation des peuples; *ce fut un pas dans la route, qui le menait à sa chute.*

nomes pour observer les éclipses du soleil. Nouvelles remarques sur le calcul des parallaxes et sur les formules de MM. *Olbers* et *Littrow*. 1816. Hipparque a-t-il observé à Alexandrie? Méridienne d'Uranibourg. De l'optique de Ptolemée, comparée à celle qui porte le nom d'Euclide, d'Alhazen et de Vitellon. 1817. Nouvelles recherches sur les méthodes qui servent à trouver la latitude par deux hauteurs d'un même astre hors du méridien. — Formules pour calculer la lettre dominicale, le nombre d'or, l'épacte et la fête de pâques pour une année grégorienne ou julienne quelconque. 1818. Problème de Regiomontan. De Nonius et de ses formules pour les crépuscules. 1819. Théorie purement analytique de l'analemme rectiligne universel et particulier avec des conjectures sur les moyens, dont se servaient les Arabes pour trouver l'heure. Formules pour déterminer la parallaxe d'un astre d'après les premières observations. Des formules qui servent à passer directement du lieu héliocentrique à l'ascension droite et à la déclinaison géocentrique d'une planète ou d'une comète.

II. In den Memoiren der Akademie zu Stockholm: Sur le calcul des Parallaxes 1788.

III. In den Nova Acta Petropolitana: Sur l'occultation de Vénus observée le 12. avril 1785.

IV. In den Memoiren der turiner Akademie: T. IV. Formules nouvelles pour déterminer le maximum de la réduction à l'écliptique. T. V. De l'usage du calcul différentiel dans la construction des tables astronomiques.

V. In den Memoiren der berliner Akademie: Sur les élémens de l'orbite solaire etc. 1785.

VI. In den Memoiren der erſten Claſſe des Institut de France: T. III. Passage de Mercure sur le soleil observé le 18. floréal, an 6. T. V. Rapport sur la description d'un astrolabe de Synesius. Rapport sur les grandes tables trigonométriques décimales du cadastre. De la projection stéréographique. T. XIV. Sur un cadran trouvé à Délos et par occasion de la gnomonique des anciens.

Außerdem hat er als beſtändiger Secretair der erſten Claſſe des Inſtituts für die Memoiren deſſelben die üblichen Lobreden beim Tode folgender Mitglieder deſſelben verfaßt: Méchain (1806), Briſſon (1806), Coulomb (1806), Lalande (1807), Ferd. Berthout (1808), Montgolfier (1810), Bougainville (1811), Maskelyne (1811), Fleurieu (1816), Boſſut (1816), L'Evêque (1816). Ferner für die Memoiren der Académie des sciences die Lobreden auf Malus (1812), Lagrange (1812), Rochon (1817), Meſſier (1817) und Périer (1818).

Die einzeln erſchienenen Werke D.'s ſind in chronologiſcher Ordnung folgende: 1789. Tables de Jupiter et de Saturne. 1 Vol. 4. 1792. Tables du Soleil, de Jupiter, de Saturne, d'Uranus et des satellites de Jupiter. Im Jahre 7 der Republik: Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du méridien. 1 Vol. 4. Im Jahre 9: Tables trigonométriques décimales ou tables des logarithmes des sinus, sécantes et tangentes, suivant la division du quart de cercle en cent degrés et précédées de la table des logarithmes de nombres calculés par *Ch. Borda*, revues, augmentées et publiées par M. *Delambre*. 1 Vol. 4. — 1806 und 1810. Base du système métrique décimal. 3 Voll. 4. — 1806 u. fg. J. Tables publiées par le bureau des longitudes de France. Tables du soleil. 1 Vol. 4. Tables de Jupiter d'après la théorie de M. *Laplace* et la totalité des observations depuis 1662 jusqu'à 1802. 1 Vol. 4. — 1810. Rapport historique sur les progrès des sciences mathématiques depuis l'an 1789, lu au conseil d'état le 6. Février 1808. 4. — 1813. Abrégé d'astronomie. 1 Vol. 1814. Traité d'astronomie théorique et pratique. 3 Voll. 4. — 1817. Histoire de l'astronomie ancienne. 2 Voll. 4. — 1819. Histoire de l'astronomie du moyen âge. 1 Vol. 4. — 1821. Histoire de l'astronomie moderne. 2 Voll. 4. — 1827. Histoire de l'astronomie du dix-huitième siècle, 1 Vol. 4., herausgegeben nach des Verfaſſers Tode von Mathieu.

Ein die Geſchichte der Erdmeſſung enthaltender Band ſollte noch erſcheinen, iſt aber, ſo viel ich weiß, bis jetzt nicht erſchienen. Alle dieſe ſieben Bände der Geſchichte der Aſtronomie ſind mehr Sammlungen von Notizen über einzelne Aſtronomen, als eine wirkliche Geſchichte der Wiſſenſchaft; vgl. die Kritiken in den göttinger gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1819. 2. St., und beſonders in den (berliner) Jahrb. für wiſſenſchaftl. Kritik, Jahrg. 1829. 2. Bd. 21—25. St. (v. Beſſel). Über D.'s Leben vgl. Notice nécrologique sur M. *Delambre* etc. (v. *Dupin*) in der Revue encyclop. Déc. 1822. Notice sur M. *Delambre* aus dem Journal des débats in Bibliothèque univ. Août 1822; Biographie des contemporains, T. V, und eine holländiſche Lobrede auf D. von Prof. Moll in Utrecht, welche einem Aufſatze im Edinburgh philos. Journal, N. 18. p. 209, zum Grunde liegt. (*Gartz*.)

DELAWARE, 1) Fluß, entſpringt aus zwei Hauptäſten im Staate New-York in Nordamerika. Anfangs fließt er ſüdweſtlich, dann in mancherlei Krümmungen ſüdlich, und macht zuerſt die Grenze zwiſchen New-York und Pennſylvanien, dann zwiſchen Pennſylvanien und New-Jerſey und endlich zwiſchen dem letztern und Delaware. Er hat eine ſehr große Länge und endet in der Delawarebai. Bis Philadelphia iſt er auf einer Länge von 120 Meilen und von da weiter auf einer Länge von 130 Meilen ſchiffbar; aber nur auf der erſten Strecke für große Schiffe. — Delaware, Fluß, in Florida, der ſich in den Meerbuſen von Mexiko ergießt. — Delawarekanal, verbindet Philadelphia mit dem Delaware- und Hudſonkanal. — Delaware- und Cheſapeakkanal, dient zur Verbindung des Delaware mit der Cheſapeakbai. Er iſt 24 Meilen lang und hat einen Fall von 76½ Fuß. — Delaware- und Hudſonkanal, geht von Honesdale am Fluſſe Delaware, in Pennſylvanien bis Kingſton am Hudſon, in New-York, hat eine Breite von 32—36 Fuß, eine Tiefe von 4 Fuß, eine Länge von 106 Meilen und einen Fall von 615 Fuß. Er wurde im J. 1825 vollendet. — De-

Digitized by Google

laware, Bai, wird von der Mündung des gleichnamigen Fluſſes gebildet, liegt zwiſchen den Staaten Delaware und New-Jerſey, ſoll 26 □Meilen groß ſein, und hat die beiden Vorgebirge Hentopen und May, jenes zur Rechten und dieſes zur Linken, zu Endpunkten der ſie einſchließenden beiden Ufer.

2) **Delaware**, einer der vereinigten Staaten von Nordamerika, bildet den nordöſtlichen Theil einer Halbinſel, die im Weſten von der Cheſapeakbai und im Oſten von der Delawarebai und dem Meere eingeſchloſſen wird, erſtreckt ſich von 38° 27′ 34″ bis 39° 43′ 20″ nördl. Br. und von 301° 34′ bis 302° 41′ der L., und nimmt einen Raum von 97 geographiſchen □Meilen ein. Im Oſten begrenzt den Staat die Delawarebai und der atlantiſche Ocean, im Norden Pennſylvanien und im Weſten und Süden Maryland. Er beſteht aus drei Grafſchaften — Newcaſtle, Kent und Suſſex, — wovon die erſte am nördlichſten und die letzte am ſüdlichſten liegt. Im Allgemeinen iſt das Land, mit Ausnahme des nördlichſten Theiles, niedrig und eben, ſodaß zu gewiſſen Zeiten im Jahre eine Menge ſtehender Gewäſſer daſſelbe bedecken und nicht nur der Geſundheit nachtheilig, ſondern auch für den Anbau ungeeignet machen. Der höchſte Bergrücken der Halbinſel zieht ſich hindurch und fällt gegen den Delaware ab. Eine Kette von Sümpfen begleitet ihn durch die Grafſchaften von Kent und Suſſex und durch einen Theil von Newcaſtle, und vertheilt ſeine Gewäſſer nach beiden Seiten, hier gegen den Delaware, dort gegen die Cheſapeakbai hin. Von den Stauden und Gewächſen, die ſich in dieſen Sümpfen finden, gleichen viele denen, die man auf den höchſten Bergen antrifft. Der größte von dieſen Sümpfen, der zum Theil in Maryland, zum Theil in Suſſex liegt, einen Raum von beinahe 80,000 preuß. Morgen einnimmt und der indianiſche Fluß oder der Cypreſſenſumpf genannt wird, liefert ſehr viel Stabholz zur Ausfuhr. Inzwiſchen iſt doch das Land zum Anbaue im Ganzen ſehr geeignet. Mit Ausnahme eines Theils der obern Gegenden in Newcaſtle bietet die Oberfläche wenig Verſchiedenheit dar. Zwar ſind die Höhen von Chriſtiana beträchtlich und die Hügel von Brandywine rauh und ſteinig, aber, dieſe und einige andere abgerechnet, erſcheint das Land wie eine große Ebene. In Newcaſtle iſt der Boden ein ſtrenger Kleiboden, in Kent iſt er ſchon ſehr mit Sand gemiſcht und in Suſſex iſt der Sand vorherrſchend. Am fruchtbarſten iſt die Gegend am Delaware und von dieſem Fluſſe gegen zwei Meilen ins Land hinein. Die Ergiebigkeit iſt hier ſo groß und ſo mannichfaltig, daß wenige Striche in den vereinigten Staaten mit dieſem verglichen werden können. Ein beſonderer Reichthum iſt Bauholz. Die Stapelwaare des ganzen Staates iſt Weizen, der hier in ſolcher Vollkommenheit gedeiht, daß man ihn nicht nur in den vereinigten Staaten wegen des äußerſt feinen Mehls, welches ſich daraus bereiten läßt, ſondern auch auf Märkten des Auslandes ſehr hoch ſchätzt. Außer dem Weizen bringt das Land im Allgemeinen indiſches Korn in Fülle, Gerſte, Roggen, Hafer, Flachs, Buchweizen und Kartoffeln hervor. Es hat auch einen Überfluß an natürlichen und künſtlichen Wieſen, und deshalb eine große Mannichfaltigkeit von Gräſern. Von Mineralien wird wenig gefunden; nur Eiſen, zu Gußwaaren ſehr brauchbar, iſt in der Grafſchaft Suſſex, zwiſchen den Armen des Nanticokefluſſes in Menge vorhanden.

Der Staat hat nur eine Bevölkerung von 80,000 Menſchen, ſodaß im Durchſchnitte 824 Menſchen auf die □Meile kommen. Wahrſcheinlich iſt die Ungeſundheit des Klima's daran Schuld, daß die Volksmenge ſehr langſam zunimmt; denn 1820 betrug ſie ſchon 72,749. Die Einwohner beſtehen hauptſächlich aus Abkömmlingen von Briten, Holländern und Schweden. Die Neger und freien Farbigen machen etwa ¼ aus und die Zahl der Franzoſen iſt ſehr gering. Ackerbau und Gartenbau ſind die Hauptnahrungszweige; Viehzucht und Fiſcherei ſind gering und beſchränken ſich auf den eigenen Bedarf; die Fabrication aber hat erſt in der neueſten Zeit begonnen, indeſſen ſchon im J. 1817 zur Entſtehung der Delawaregeſellſchaft zur Beförderung der amerikaniſchen Fabriken in der Stadt Wilmington Veranlaſſung gegeben. Der Handel iſt unbedeutend und hat in der neuern Zeit eher ab- als zugenommen; denn vom J. 1791—1804 ſtieg die Ausfuhr von 119,879 bis auf 697,396 Dollars; aber in den folgenden Jahren verminderte ſie ſich ſehr wegen der Unterbrechung des Handels mit England und belief ſich im J. 1810 nur auf 120,342 Dollars.

Der Lord Delaware entdeckte zuerſt im J. 1610 die Küſten dieſes Staats und den in die Bai ſich ergießenden Fluß, und hat dadurch zu ihrer Benennung Veranlaſſung gegeben (ſ. den folgenden Art). Um das J. 1623 ließen ſich hier Holländer und um 1627 Schweden nieder, die aber mit ihren Ländereien unter die Regierung von Wilhelm Penn kamen. Später wurden jedoch dieſe Niederlaſſungen gewiſſermaßen von Pennſylvanien getrennt, und die drei niedern Grafſchaften genannt. Sie hatten ihre eigenen Verſammlungen, ſtanden aber unter der Oberaufſicht des Gouverneurs von Pennſylvanien. Während der letzten Revolution wurden endlich die drei Grafſchaften ein ſuverainer Staat und gaben ſich eine republikaniſche Verfaſſung. Sie ward im J. 1776 zuerſt abgefaßt, im J. 1792 weſentlich verändert, und im J. 1831 in manchen Punkten mit Zuſätzen oder Verbeſſerungen verſehen. Im Allgemeinen ſpricht ſich darin derſelbe Geiſt aus, der in der Bundesverfaſſung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten herrſcht, und ſelbſt die einzelnen Beſtimmungen haben nichts, was ſie weſentlich von den in dieſe aufgenommenen unterſchiede. Sie ſpricht bürgerliche und religiöſe Freiheit in dem Grade aus, daß bei Beurtheilung der Fähigkeit Jemandes zu einem öffentlichen Amte oder zu einer Ehrenſtelle im Staate auf die Religion gar keine poſitive Rückſicht genommen werden und bei der Wahl zu Repräſentanten in der Generalverſammlung nur inſofern eine Beſchränkung ſtattfinden ſoll, als Niemand gewählt werden darf, welcher unter 24 Jahre alt und nicht eine Reihe von drei Jahren Bürger des Staats und ein Jahr Bürger der Grafſchaft, worin er gewählt worden, und zwar in beiden Fällen von der Zeit der zu bildenden Verſammlung an zurückgerechnet geweſen iſt. Nur von den

Digitized by Google

Mitgliedern des Senats, welcher den andern Beſtandtheil der geſetzgebenden Verſammlung bildet, wird ein gewiſſes Vermögen verlangt, ſodaß in Hinſicht ihrer die demokratiſchen Grundſätze nicht rein erhalten ſind. Die höchſte vollziehende Gewalt beſitzt ein Statthalter. Zur Beſchützung der bürgerlichen Freiheit dienen, außer der durch die Bürger gebildeten geſetzgebenden Verſammlung, die Preßfreiheit, die nur in der gewöhnlichen Geſetzgebung ihre Beſchränkungen findet, das Inſtitut der Geſchwornengerichte, die Öffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen und die Habeas Corpus-Acte, die nur in Fällen eines Aufruhrs oder eines Einfalls, wodurch die öffentliche Sicherheit bedroht wird, ſuſpendirt werden darf.

3) Delaware, eine Grafſchaft in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate New-York, welche im J. 1797 aus Beſtandtheilen der Grafſchaften Ulſter und Otſego gebildet wurde. Ihre Größe beträgt etwa 1,372,000 preuß. Morgen; ihre Oberfläche iſt aber ſehr ungleich. Berge wechſeln mit Ebenen und Thälern ab. Sie iſt erſt in neuerer Zeit angebaut, hat noch ſehr bedeutende Waldungen, aber auch viel fruchtbaren Boden. Die Zahl der Bewohner ſchlägt man auf 20,000 an. — Delaware, eine Grafſchaft in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Pennſylvanien, welche an die Grafſchaft Pennſylvanien und den Delaware ſtößt, hat eine Größe von ungefähr 173,200 preuß. Morgen, nach einer Zählung in der neuern Zeit 14,734 Bewohner, ſehr ſchöne Weiden und Wieſen am Delaware, gegen deſſen Überſchwemmungen ſie durch Deiche, doch nicht zureichend, geſchützt iſt, und treibt anſehnliche Viehzucht; denn von Virginien und Nord-Carolina bringt man viel Vieh hieher, um es fett zu machen und auf dem Markte von Philadelphia zu verkaufen. (*Eiselen.*)

4) **Delaware.** Neben dem Lande und Strome Delaware iſt auch die Familie, die beiden den Namen gegeben hat, zu bemerken. Eigentlich heißt ſie zwar de la Warr, man ſchreibt aber gewöhnlich und ſeit langer Zeit Delawarr. Das Geſchlecht der alten, ſeit dem 8. Jun. 1294 freiherrlichen Delawarr erloſch mit Roger's Söhnen, Johann und Thomas. Sie wurden von ihrer an Thomas Weſt verheiratheten Schweſter Johanna beerbt, und in der Johanna Recht nahm Thomas ſeinen Sitz in dem Oberhauſe von 1402. Thomas, der Lord Delawarr, war ein Enkel jenes Thomas Weſt, der 1324 als Mitglied des Unterhauſes vorkommt, 1326 die Befugniß erhielt, auf ſeinem Gute zu Rughcombe, in Wiltſhire, einen burglichen Bau zu führen, und ſich mit Eleonore, des Ritters Johann von Cantalupe Tochter und Erbin, verheirathet hatte. Der jüngere Thomas ſtarb 1426. Sein Enkel, Thomas, ſtand in beſondern Gnaden bei König Heinrich VII. und wurde Vater von vier Söhnen. Der älteſte, Thomas, unterſchrieb mit andern Pairs den berühmten Abſagebrief an Papſt Clemens VII. (1530), und wurde, zu Belohnung ſeines Eifers, mit mehren Kloſtergütern beſchenkt. Weil er ſelbſt kinderlos, ſo adoptirte er ſeines Bruders Sohn Wilhelm, beſchuldigte denſelben aber nachgehends, daß er ihn zu vergiften getrachtet, und erhielt auf dieſe Anklage eine Parlaments-Acte, welche den Neffen alles Anſpruchs an ſeine Erbſchaft beraubte. Unter der Regierung der Königin Maria wurde Wilhelm nochmals verurtheilt, von Eliſabeth aber begnadigt, in alle Erbſchaftsrechte wieder eingeſetzt, und, ſofern es nothwendig ſein möchte, am 5. Febr. 1570 zum Baron Delawarr ernannt. Er ſtarb 1595. Sein Sohn Thomas erlangte 1596, daß ihm ſeiner Vorfahren Rang im Oberhauſe zwiſchen Lord Willoughby, von Eresby und Lord Berkeley, wieder eingeräumt wurde, und ſtarb 1609. Sein und der Anna Knolles Sohn, Thomas Lord Delawarr, war Gouverneur und Generalcapitain aller britiſchen Colonien in Virginien, woſelbſt er auch im J. 1628 verſtarb, nachdem er dem Delawarreſtrom ſeinen Namen gegeben. Seines Urenkels Johann Sohn, ebenfalls Johann genannt, 13. Baron Delawarre, geb. den 4. April 1693, Generallieutenant von der Armee und Gouverneur von Guernſey, wurde Graf Delawarre und Viscount Cantalupe durch königl. Briefe vom 18. März 1761, und ſtarb den 16. März 1766. Der heutige (4.) Graf und 17. Lord, Georg Johann, iſt ſein Urenkel. Der älteſte Sohn führt den Titel Viscbunt Cantalupe. Von den Beſitzungen des Hauſes wiſſen wir nur Whorewell, an den Ebenen von Salisbury, und in der Nähe von Andover, in Hampſhire, zu nennen. Das Wappen iſt ein rother, eckig gezogener Querbalken im ſilbernen Felde. (*v. Stramberg.*)

DEMAS. Unter dieſer Benennung trennt Stephens*) die **Bombyx Coryli** *Linn. Fabr.* als beſondere Gattung. (*Germar.*)

DEMANTIUS (Christoph), geb. zu Reichenberg 1567, wurde 1596 Cantor zu Zittau und 1607 zu Freiberg, gab viele Compoſitionen heraus, allerlei Tänze, Convivalien, geiſtliche und weltliche Lieder, beſonders **Threnodiae**, d. i. auserleſene troſtreiche Begräbnißgeſänge für 4, 5 und 6 Stimmen, zu Freiberg 1620. Unter dieſen Liedern befinden ſich auch: „Freu dich ſehr, o meine Seele" ꝛc. und „Von Gott will ich nicht laſſen" (oder: „Helft mir Gottes Güte preiſen"), weshalb man ihm gewöhnlich dieſe Melodien zuſchreibt. Sie ſind aber beide älter. Die erſte iſt die Weiſe des 42. Pſalms von Goudimel und Lobwaſſer, wahrſcheinlich nach einer ſchon vorhandenen Melodie gegeben. Von der zweiten wurde ſchon im J. 1571 bemerkt, ſie ſei von einem gewiſſen Hans von Göttingen verfaßt worden, und ſoll urſprünglich zu einem weltlichen Liede gehört haben: „Ich ging einmal ſpazieren." Auch wurde ſie ſchon mit einiger Änderung von J. Bapt. Beſard in ſeinem **Thesauro harmonico** (Cöln 1603) auf den Text mitgetheilt: „**Ma belle, si ton ame se sent orallumes.**" Auch Beſard hat die Melodien nicht verfertigt, ſondern nur zuſammengetragen. Die Threnodien enthalten auch nicht lauter eigene Arbeiten des D., wie er ſelbſt ſagt. — Unter allen ſeinen Werken, die Otto in ſeinem Lex. der oberlauſitz. Schriftſt. I, 233 und III, 660 aufführt, hat keins mehr Theilnahme gefunden, als eine Anweiſung zum Geſange unter dem Titel: **Isagoge artis musicae ad incipientium captum maxime accommodatae.** Kurze Anleitung, recht und

*) System. Catal. of brit. Ins. Voll. II. p. 51.

Digitized by Google

leicht ſingen zu lernen, nebſt Erklärung der griechiſchen Wörtlein, ſo bei neuen Muſicis in Gebrauch ſind (Freiberg 1607). Den lateiniſchen Regeln ſteht die teutſche Überſetzung gegenüber, daher der doppelte Titel. Das Buch erlebte zehn Auflagen, deren letzte im J. 1671 gedruckt wurde. Der thätige Mann ſtarb am 20. April (Einige ſetzen den 10. April) 1643. (*G. W. Fink.*)

DEMETRIOS, des Euthydemos von Baktrien Sohn, zeichnete ſich in ſeiner Jugend durch ſein Äußeres und ſein majeſtätiſches Benehmen ſo ſehr aus, daß Antiochos der Große von Syrien, der ihn bei Gelegenheit der Friedensunterhandlungen mit Euthydemos (etwa 205 v. Chr. Geb.) kennen lernte, ihm eine ſeiner Töchter verlobte [1]). Ob Demetrios dieſelbe ſpäter auch geheirathet habe, iſt uns ſo wenig bekannt, als die Zeit, wann er in Baktrien zur Regierung gekommen iſt. Daß dies aber wirklich nach dem Tode ſeines Vaters der Fall geweſen ſei, ſchließt Raoul-Rochette [2]) aus dem Vorhandenſein einer offenbar baktriſchen Tetradrachme mit dem Bildniſſe und Namen des Demetrios. Seine Regierung war nichts weniger als ruhig und endete, trotz frühern großen Glückes, traurig. Er unterwarf ſich nämlich einen großen Theil des an Baktrien grenzenden Indiens [3]), wurde aber, wahrſcheinlich als er dieſer Eroberungen wegen grade längere Zeit von Baktrien entfernt war, von Eukratides I. ſeiner väterlichen Herrſchaft beraubt [4]), ſodaß er nun ſtatt des Königreiches Baktrien ein indiſches Königreich beſaß [5]). Um wieder in den Beſitz ſeines väterlichen Reiches zu gelangen, führte er (vermuthlich) langwierige Kriege mit Eukratides, den er endlich auch ſo weit in die Enge trieb, daß er verloren zu ſein ſchien. Eukratides aber vertheidigte ſich ſo tapfer, daß er durch beſtändige Ausfälle aus der belagerten Feſte mit nur 300 (?) Mann, die Armee des Demetrios, welche 60,000 (?) Mann ſtark war, beſiegte, und vier Monate darauf Indien ſelbſt unterjochte [6]). Von Demetrios' Tode wiſſen wir Nichts. Außer der oben erwähnten baktriſchen Tetradrachme exiſtiren bis jetzt nur noch e i n e Tetradrachme und e i n Triobolos des Demetrios, die beide in Indien geprägt zu ſein ſcheinen [7]). (*C. L. Grotefend.*)

DENDROCALAPTES *Herm.* (in **Dendrocopus** von Vieillot verändert), Vogelſippe aus der Familie der Certhiaden, welche ſpäter von Illiger, ohne Berückſichtigung der Schnabelformen, angenommen, von Neuern aber in viele zerſpalten wurde, über deren Zweckmäßigkeit ſich mancherlei ſagen ließe. Man vergl. **Dendroplex** *Sweins.*, **Sittasomus** *Sweins.*, **Oxyurus** *Sweins.*, **Xyphorhynchus** *Sweins.*, **Glyphorhynchus** *Wied.* In urſprünglicher Bedeutung umfaßten die **Dendrocalaptes** eine lange Reihenfolge von Certhiaden, die zum Theil ſo nahe mit der Sippe **Certhia** im Sinne der Neuern verwandt waren, daß deren Abſonderung, wenigſtens nach den damaligen allgemeinen Anſichten, überflüſſig ſcheinen mag, und denen noch die Steigſchnäbel **Xenops** *Illiger* conſequenterweiſe hätten beigezählt werden müſſen. In dieſem Sinne könnten das ſehr auffallende kaffeebraune Gefieder, die zum Klettern eingerichteten Füße mit drei vordern und einer Hinterzehe und der Kletterſchwanz als Unterſcheidungsmerkmale der Abtheilung dienen, die ſich noch (ſo viel bekannt) durch große Übereinſtimmung in der Lebensweiſe auszeichnet. Nach den frühern ſyſtematiſchen Grundſätzen ſteht aber die Schnabelform im Widerſpruche, die alle Modificationen des Geraden bis zum Sichelförmigen durchläuft, und die Claſſification auch noch dadurch erſchwert, daß ſie ſich bei mehren Arten denen der Droſſeln und Fliegenſchnäpper nähert. Nach den Berichten der Reiſenden klettern die **Dendrocalaptes** nach Art der Spechte an den Bäumen umher und ſpalten, wie dieſe, die Rinden ab, und es läßt ſich zur Zeit nur vermuthen, welche unter ihnen mehr die Rolle unſers Baumläufers ſpielen, oder vielleicht nur auf von den Rinden aufgeſcheuchte Fliegen Jagd machen. Alle die bekannten Arten ſind meiſtentheils im Süden von Amerika einheimiſch und Bewohner der Waldungen und Vorhölzer. Einige der ausgezeichnetſten ſind:

1) **Oriolus picus** *Linn.* *Buffon* enl. pl. 605. Schnabel gerade, etwas länger als der Kopf, zuſammengedrückt; Kopf, Hals und Bruſt mit breiten, weißen, dunkelbraun eingefaßten, länglichen Perlflecken; Schwanz, Flügel und Rücken rothbraun. Länge 7 Zoll. In den größern Waldungen des ſüdlichen Amerika, wo er mit verwandten Arten nach Art der Spechte an den Bäumen pocht.

2) **D. guttatus** *Lichtenst.* Spix t. 87. Schnabel ſtark, ſanft gewölbt, zuſammengedrückt; Schwanz dunkel röthlichbraun; Körper olivenbraun; Kehle gelblichweiß; Kopf und Bruſt ſchwärzlichbraun, mit hellgelblichen, länglichen Fleckchen; Bruſt mit ſchmalen, länglichen, blaßgelblichen Schaftflecken; Bauch ſchwärzlich, quergewellt. Länge 10 Zoll.

3) **D. tenuirostris** *Licht.* Spix t. 90. f. 2. Schnabel länger als der Kopf, ſchlank; Schwanz und Unterrücken rothbraun; Kehle und Unterhals weißlich; Kopf und Hals graubraun, mit gelblichweißen Perlflecken bezeichnet, die meiſt dunkler eingefaßt ſind; Bauch gefleckt. In Braſilien, wo dieſer Vogel wie die zuerſt aufgeführte Art lebt.

4) **D. trochilirostris** *Licht.* Tem. pl. col. 28. Schnabel ſehr lang, bogenförmig gekrümmt, dünn, zugeſpitzt; Naſenlöcher eiförmig; die ſteifen Schäfte der Ruderfedern an der Spitze etwas gewunden; Schnabel röthlichbraun; Rumpf olivenbraun; Kopf, Hals und Bruſt

1) *Polyb.* XI, 32. 2) Premier supplément à la notice sur quelques médailles grecques inédites de rois nouveaux de la Bactriane et de l'Inde, p. 9 (im Journal des Savans, Nov. 1835). 3) *Strabo* XI, 11, 1. 4) Dies geſchah ums J. 170 v. Chr. Geb. Juſtin (XLI, 6) ſagt nämlich: „Eodem ferme tempore, sicuti in Parthis Mithridates, ita in Bactris Eucratides, magni uterque viri, regna ineunt.“ Der Regirrungsantritt des Arſakes VI. Mithridates aber fällt etwa in das Jahr 174 v. Chr. Geb. 5) Daher nennt ihn Juſtin (XLI, 6) rex Indorum. Auch führt eine Stadt in Arachoſien von ihm den Namen D e m e t r i a s; cf. *Th. Chr. Tychsen*, De numis graecis et barbaris in Bochara repertis, in den Comment. soc. reg. scient. Gott. recent. Vol. VI. Cl. hist. et philol. p. 12. 6) *Justin.* XLI, 6. 7) *Tychsen* l. l. p. 10 sq. *Köhler*, Méd. de la Bactr. Suppl. p. 1—8. *Raoul-Rochette*, Deuxième suppl. à la notice etc. p. 16 (im Journal des Savans, Juin 1836).

Digitized by Google

gelblichweiß geſtrichelt; Kehle weiß; Flügel und Schwanz dunkel röthlichbraun. Länge 9 Zoll. Dieſer ſonderbare Vogel, Typus der Sippe Xyphorhynchus *Sweins.*, iſt in den braſiliſchen Wäldern zu Hauſe und klettert daſelbſt an den Baumſtämmen herauf.

5) **D. sylviellus** *Tem.* **pl. col. 72. f. 1.** Schnabel kürzer als der Kopf, gerade, zugeſpitzt, mit kolbiger Spitze; Naſenlöcher ritzenförmig; Schwanzfedern mit gewundenen Schäften; der Hinternagel wie bei Sylvia; Körper olivengrün; Schwanz, Unterrücken und hintere Schwungfedern roſtroth, die übrigen mit einem gelben Flecken an der hintern Fahne. Länge 6½ Zoll. Aus den braſiliſchen Wäldern, woſelbſt auch dieſe Art kletternd angetroffen worden. Typus von Sittasomus *Sweins.*

6) **D. cuneatus** *Licht.* Spix t. 91. f. 3. Schnabel kegelförmig, gerade, an der Spitze etwas ausgebreitet, ſanft zuſammengedrückt; Firſte abgeflacht; Spitze horizontal meißelartig plattgedrückt, vorn ſcharf und abgerundet; Unterkiefer aufſteigend; Schwanz mit gewundenen Stachelſpitzen, lang, abgeſtuft; Gefieder olivenbraun; Kehle, Seiten des Kopfs und Oberbruſt gelblichweiß gefleckt; Schwanz dunkel rothbraun. Länge 4 Zoll 8 Linien. Typus der Sippe **Glyphorhynchus** *Wied.* In Braſilien an Stämmen und Äſten umherkletternd.

7) **D. turdinus** *Licht.*, mit dem Schnabel einer Muscicapa, allein ohne Bartborſten. Ungefleckt olivenbraun; Schwanz dunkel rothbraun; Spitze der Schwungfedern dunkel graubraun; Kehle fahl, röthlichgelb. Manche Individuen am Kopfe mit erloſchenen Schaftſtrichen. Länge 8 Zoll und darüber. In allen braſiliſchen Wäldern. (*Boie.*)

DENDROCHELIDON *H. Boie* in litter. Vogelſippe aus der Familie der ſchwalbenähnlichen Vögel, deren Arten den Seglern beigezählt wurden, von denen ſie ſich aber weſentlich unterſcheiden. Die Schwungfedern erſter Ordnung ſind ſehr lang und haben eine ganz eigenthümliche Abrundung der Schäfte. Drei vordere und eine Hinterzehe; Füße mit nicht ganz kurzen Ferſen und eine ſich wiederholende Zeichnung; der ſehr lange Schwanz und die Bildung der Kopffedern können im Übrigen als Unterſcheidungsmerkmale dienen. Die Gruppe ſteht den zahlreichen Abtheilungen der Stachelſchwalben (Cecropis *B.*) am nächſten und gehört dem indiſchen Archipelagus an. Die bekannten Arten ſind:

1) **Hirundo longipennis** *Reinw.* **Tem. col. p. 83. Hir. silecho** *Horsf.* mit bräunlichgrüner Holle; Obertheil des Körpers gleichfarbig; Backen roſtroth, untere Theile grau. Länge 8 Linien. Heimath Java, woſelbſt ſie ſich geſellſchaftlich auf belaubte Äſte ſetzt und von ſolchen Plätzen aus ihre Excurſionen macht.

2) **Cyp. comatus.** Tem. col. 268 mit azurblauer Holle; an den Seiten des Kopfes zwei weiße Streifen; Ohrgegend roſtroth; ſonſt olivengrün, mit Metallglanz; Flügel und Schwanz indigoblau, untere Theile weiß. Länge 5 Zoll 8 Linien. Von Sumatra.

3) **Cyp mysteceus** *Less.* **voyage de la Coquille t. 22.** Der vorigen Art ſehr ähnlich, allein bedeutend größer. Länge 11 Zoll. Schaarenweiſe auf Neuguinea beobachtet. (*Boie.*)

DENDROCOPUS *Boie*, Baumhacker. Vogelſippe aus der Familie der Spechte, eine Reihefolge von Arten enthaltend, die dem europäiſchen Schwarzſpechte mehr oder weniger nahe ſtehen. Die Unterſcheidungsmerkmale derſelben ſind das mit in Maſſen vertheiltem Weiß wechſelnde, vorherrſchende Schwarz des Gefieders; eine Körperlänge von 12—18 Zoll; ein flammenartiger, aus rothen Federn von eigenthümlicher Bildung beſtehender Schopf; die genetzten Ferſen und ein hellfarbiger Schnabel. Hierher gehören die größten Arten der Linné'ſchen Gattung **Picus**, die als das Centrum der ganzen Abtheilung betrachtet werden können, weil die Eigenthümlichkeiten der ganzen Abtheilung hier am vollkommenſten ausgebildet wurden. Ihr ungemein harter, gerader, vieleckiger Schnabel iſt der vollkommenſte Meißel, ihre Klammerfüße haben die größte Gelenkigkeit, der Schwanz verleihet dem Körper eine ſehr ſichere Stütze. Dagegen machen ihre Flügel ſie weniger geſchickt zu einem anhaltenden Fluge. Die Iris hellfarbig. Bewohner der Urwälder, machen ſie ſich nicht nur durch ihr weitſchallendes Gehämmer, ſondern noch durch das geräuſchvolle Einſchlagen ihrer Klauen in die Baumrinden und durch ihr Geſchrei bemerkbar. Indeſſen vertritt die Stelle des Liebesrufes der Männchen die ihnen mit andern Sippen gemeinſchaftliche Gewohnheit, die dürren Zacken der Bäume zu erſchüttern und dadurch ein Getöſe hervorzubringen. Ihre Neſter ſind runde, künſtliche Höhlungen, in denen die Eier auf einer Unterlage von Holzſpähnen ruhen. Die Nahrung machen Termiten, Ameiſen, Käfer und Schmetterlingslarven aus. Amerika hat die Mehrzahl der hierher gehörigen Arten aufzuweiſen, welche ſowol der heißen als der kalten Zone angehören, andere Aſien.

1) **Picus martius** *Linn.* Naum., Vögel Teutſchlands, t. 25. f. 49. Die einzige europäiſche Art iſt bis in das nördliche Sibirien verbreitet und hegt eine Vorliebe für Nadelwälder, wenn ſie gleich noch im Laubholze vorkommt. Schwarz, ohne Metallglanz, ohne eigentliche Holle, aber mit rothem Kopfflecke, Schnabel gelblich. Länge 16 Zoll.

2) **Picus principalis** *Linn.* *Wilson*, Amer. ornitholog. Vol. IV. t. 29. f. 1. Die größte bekannte Art. Schwarz, mit weißen Halsſtreifen und ähnlichen Schwungfedern zweiter Ordnung. Auf dem Hinterkopfe eine rothe Holle, der Schnabel elfenbeinweiß. Länge über 18 Zoll. Aufenthalt von Mexiko bis Pennſylvanien. Der Schnabel dient den Ureinwohnern als Zierath, die Stimme gleicht dem Kindergeſchrei.

3) **Picus pileatus** *Linn.* *Wilson* l. c. t. 29. f. 2. Schwarz, mit rother Holle und ähnlichem Backenſtreif; über und unter den Augen ein weißer Streif, der ſich an den Seiten des Halſes bis zur Bruſt herabzieht; Flügelbug, Kinn und Spiegel ebenfalls weiß; Schnabel bleifarben. Länge 16 Zoll. Ein Bewohner von Canada, der bis nach Guiana hinabgeht. Die rothen Federn werden als Schmuck benutzt.

4) **Picus rubicollis** *Linn.* *Buffon* pl. enl. 612. Mit unvollkommener Holle, die wie Kopf und Hals, mit Ausnahme eines weißen Kehlſtreifes und ihrer ſchwarzen

Digitized by Google

Umſäumung, von ſcharlachrother Farbe; Bruſt, Bauch und Seiten gelblichbraun, alle übrigen Theile ſchwarz; Schnabel weißlich. Länge 14 Zoll. Guiana und Cayenne.

5) **Picus leucogaster** *Tem.* Schwarz, Holle ſcharlachroth, untere Theile weiß; Schnabel dunkel, unten gegen die Spitze weiß. Länge 14 Zoll. Von der Inſel Mindanao.

6) **Picus Macloti** *Wagl.* Schieferfarben; Kinn und Kehle iſabellfarben; Spitze der Holle des Hinterkopfes weiß. Länge 16 Zoll. Fernere Arten ſind: **P. lineatus** *Linn.*, **P. albirostris** *Vieill. Azz.* (*Boie.*)

DENDROPLEX *Sweins.*, von Dendrocalaptes getrennte Vogelſippe aus der Familie der Certhiaden. Als Kennzeichen derſelben ſind angegeben: Ein gerader Schnabel und abgerundete Flügel von mittelmäßiger Länge, an welchen die vierte und fünfte Schwungfeder die längſten. Als Art iſt der bekannte **Oriolus picus** *Linn.* **Dendropicus** *Illig.* namhaft gemacht. (*Boie.*)

Denkmal, ſ. Monument.

DENKZETTEL, nennt man ein Blatt, einen Streifen Papier, auf welchem man ſich bemerkt, was man noch zu beſorgen hat, um Nichts zu vergeſſen; oder auch die gerichtliche Vorladung des Klägers, an einem beſtimmten Tage zu erſcheinen, weil ſie ſich ſonſt mit den Worten: „Zu gedenken ꝛc." anfing; auch wol im Scherz die kleine Strafe für den, welcher einen Auftrag übernommen, aber nicht beſorgt hatte. Der erſten Bedeutung am nächſten kommt die alterthümliche eines Denkriemens.

Der Moſaiſchen Vorſchrift (2 Moſ. 13, 9) zufolge ſollten die Israeliten ein Zeichen auf der Hand und einen Denkzettel zwiſchen den Augen tragen, ſich ſtets an Jehovah's Geſetze und die Liebe zu erinnern, welche ſie von Ägyptens Joche befreiet habe. Genauer ſpricht 5 Moſ. 6, 7. 8, wiederholt 11, 18: daß ſie nie vergeſſen ſollten, Jehovah nur zu verehren und zu dem Ende dieſes Gebot geſchrieben auf der Hand, als Band um die Stirn tragen und ebenfalls geſchrieben an die Thürpfoſte und die Thore heften. Dieſes Erinnerungszeichen, זִכָּרוֹן (2 Moſ. 13, 9) טוֹטָפוֹת (16) von טוּף, um etwas herum ſich ausdehnen, umgeben, ſollte die Verehrung Jehovah's, auf welche Moſes ſeine ganze Verfaſſung gründete, als die erſte aller Pflichten einprägen. Wahrſcheinlich kannte Moſes die im Morgenlande verbreitete, noch jetzt gewöhnliche und von den Israeliten angenommene Sitte, ſich mit der Aſche der Henna unverlöſchliche Zeichen, z. B. heilige Städte, Tempel, in die rechte Hand oder auf den Arm zu brennen [1]), wie die Heiden den Namen ihres Gottes [2]), die römiſchen Sklaven den Namen ihres Herrn [3]). Dieſe Sitte benutzte der weiſe Geſetzgeber und veredelte ſie, wenn er die Hauptgeſetze ſeiner theokratiſchen Verfaſſung zur ſteten Erinnerung geſchrieben am Arm und Kopf zu tragen befahl. Daß man ſie als Amulete, Verwahrungsmittel gegen Gefahren, Schutzmittel gegen Krankheit betrachten ſollte, konnte der, welcher Zeichendeuter und Todtenbeſchwörer nicht duldete, nicht wollen.

Die ältern Juden ſchrieben auf Pergamentſtreifen folgende vier Stellen: 2 Moſ. 13, 9. 16. 5 Moſ. 6, 4. 11. 13—15, und trugen einen um den linken Arm, dem Herzen nah, den andern um die Stirn. Die ſpätern Juden ließen von beſondern Schreibern, Sophrim, mit beſonderer Tinte ſehr ſorgfältig folgende vier Stellen: 2 Moſ. 13, 3—10. 11—17. 5 Moſ. 6, 4—10. 11. 13—22 auf Pergament ſchreiben, legten ſie auf vorgeſchriebene Weiſe zuſammen, bargen ſie in kleine, viereckige, lederne Käſtchen und banden ſie mit den daran befindlichen Riemen um den linken Arm in der Gegend der Handwurzel und um die Stirn, wann ſie beten wollten. Sie nannten ſie תְּפִלִּין [4]), Gebetsriemen. Man ſcheint nicht immer jene Stellen, ſondern nur den Namen Gottes, שַׁדַּי oder אֱלֹהֵי יִשְׂרָאֵל [5]), alſo nur heilige Charaktere, bisweilen auch den ganzen Dekalog [6]), aufgeſchrieben zu haben.

Zur Zeit Jeſu, und wahrſcheinlich Jeſus ſelbſt, trug man ſie mäßig breit und nannte ſie *φυλακτήρια*, als Erinnerung an *φυλάσσειν τὸν νόμον*, nicht als Schutzmittel gegen böſen Einfluß; man trug ſie nicht immer und öffentlich, ſondern wenn man beten wollte, wie noch heute. Die Phariſäer verleugneten ſich nie; die Scheinheiligen banden ſie mit gewiſſen Feierlichkeiten um, trugen ſie immer und viel breiter, als Andere. Nur das tadelt Jeſus Matth. 23, 5. (*Schincke.*)

DENSO (**Johann Daniel**), geboren zu Neuſtettin in Hinterpommern im J. 1708, war erſt Profeſſor an dem gröningſchen Collegium zu Stargard und Conrector der dortigen Stadtſchule, ſeit dem J. 1753 Profeſſor und Rector der großen Stadtſchule zu Wißmar, und ſtarb daſelbſt den 4. Jan. 1795. Er war ein vielſeitig gebildeter Gelehrter, beſchäftigte ſich aber vorzugsweiſe mit den Naturwiſſenſchaften, und weckte unter ſeinen Zeitgenoſſen den Sinn für das Studium derſelben. Seine zahlreichen Schriften ſ. bei Meuſel, Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller 2. Bd. S. 331, 332. Es befinden ſich darunter viele Programme und Gelegenheitsſchriften, die jetzt zum Theil von keiner Bedeutung mehr ſind. Doch ſind noch bemerkenswerth: **De usu rei etymologicae in historia rei sacrae Pomeranorum (Stargard 1732. 4.). De re scholastica Pomeranorum (Ibid. eod. 4.).** Von den übrigen erwähnen wir: Von pommeriſchen gegrabenen Seltenheiten. 1—7. Anzeige (Stettin 1747—1752. 4.). Johann Gottſchalk Wallerius' Mineralogie, oder Verzeichniß aller Erdarten, Steine, Verſteinerungen und Metalle, nach ihren Geſchlechtern und Arten; ins Teutſche überſetzt (Berlin 1750). Deſſelben Hydrologie, oder Waſſer-

1) Hoffmann, Hebr. Alterth. S. 507. Roſenmüller, Altes und neues Morgenland. 1. Th. S. 307. 2) Jeſ. 44, 5 und *Gesenius*, Comment. T. II. p. 80. Gal. 6, 17. 3) *Curtius* V, 5, 6. *Juvenal.* Sat. XIV, 24. *Pignorius*, De servis. p. 20.

4) *Menachot* fol. 35. „Alligatio Tephillae est traditio Mosis a Sinai ..... Notum est, quod Deus ipse docuerit Mosen alligare Tephillin." 5) *Joseph.* Archaeolog. 4, 8. 13. *Justin.* Dial. c. Tryph. p. 120. ed. Würzburg. 6) Hieronymus zu Ezech. 24, 17.

Digitized by Google

reich; ins Teutſche überſetzt (Ebendaſ. 1751). Phyſikaliſche Briefe. 1. Bds. 1. Th. 12 Briefe. (Stettin 1751. 4.) Monatliche Beiträge zur Naturkunde. 6 Stücke (Berlin 1752). Phyſikaliſche Bibliothek. 1—8. St. (oder 1. Bd.) (Roſtock und Wismar 1754—1759). 2. Bds. 1. u. 2. St. (Ebend. 1761, 1762). Plinius, Naturgeſchichte; überſetzt. 1. Bd. (Roſtock und Greifswalde 1764). 2. Bd. (Ebend. 1765. 4.). Plinianiſches Wörterbuch (Greifsw. 1764. 4.). Neunmonatliche Beiträge zur Naturkunde (Schwerin 1770). Verzeichniß der Manuſcripte in der Bibliothek zu Stargard in Olrichs' Hiſtoriſch-diplomatiſchen Beiträgen, Nr. 6. Nachricht von drei darin noch nicht vorkommenden Manuſcripten (Ebendaſ.). (*Franke.*)

DENTALITES (Moll. fossil.), ſind die foſſilen Arten der Gattung Dentalium genannt. (D. *Thon.*)

DENTIROSTRA *Illig. Cuv.?* Abtheilung aus der Ordnung der ſperlingsartigen Vögel (Passeres *Linn.*), deren Kriterium ein einfacher oder doppelter Einſchnitt in die obere Kinnlade, der darauf hinzudeuten pflegt, daß die ſolchergeſtalt ausgerüſteten Vögel mehr oder weniger von Inſekten leben. Der genannte Naturforſcher zählt nachfolgende Linné'ſche und ſonſtige Genera mit ihren Untergattungen hierher: Lanius *Linn.*, Tanagra *Linn.*, Muscicapa *Linn.*, Ampelis *Linn.*, Edolius *Cuv.*, Turdus *Linn.*, Pyrrhocorax *Cuv.*, Oriolus *Linn.*, Mycothera *Illig.*, Cinclus *Becht.*, Melliphaga *Lewin.* oder Philedon *Cuv.*, Gracula *Cuv.*, Maenura *Shaw.*, Pipra *Linn.*, Motacilla *Linn.* (*Boie.*)

DENTOPHORUS oder **ODONTOPHORUS** *Vieill.* Vogelſippe aus der Familie der Tetraoniden, auf Perdix guianensis *Lath.* wegen des ſtark gezähnten Schnabels, mit Ausſchluß anderer, in einer natürlichen Reihenfolge folgenden Arten begründet. Dieſe hatte bereits Buffon unter dem Namen Colin (Ortygia *Boie*, auf welchen Artikel wir verweiſen) von den Rebhühnern geſondert. Die natürliche Geſchichte des in Frage ſtehenden Vogels iſt von *d'Azzara*, Art. Uru' mitgetheilt. (*Boie.*)

DERBY, 1) eine Grafſchaft in England, zwiſchen 15° 27′ und 26° 25′ öſtl. L. und 52° 35′ und 53° 25′ nördl. Br., eingeſchloſſen im Norden von Yorkſhire, im Oſten von den Grafſchaften Nottingham und Leiceſter, im Süden von den Grafſchaften Leiceſter und Stafford und im Weſten von denen von Stafford und Cheſter, und von einer Größe von 47¼ □Meilen oder 622,080 Acres, wovon 500,000 bebaut oder doch anbaufähig oder Viehweide ſind. Die Oberfläche des Landes und der Boden ſind ungleich. Gegen Nordweſten iſt das Land bergig und wird das hohe Peak genannt; im Oſten und im Süden iſt es ebener, ſehr fleißig und gut angebaut, und heißt das niedere Peak. In den Gebirgen gibt es viele Klüfte und Höhlen, wie die Peakhöhle, unweit Caſtleton im Middletonthale, durchſtrömt von einem Bache, die Elden- und Pooleshöhle bei Buxton, worin ſich die ſchönſten und abwechſelndſten Tropfſteinbildungen befinden und ein Strom, durch Felſen gewaltſam brechend, hinabſtürzt. Auch befindet ſich hier das durch ſeine wunderbar geformten Felſen, ſeine über einander geſtürzten Trümmer und den zwiſchen den Bergen hinrauſchenden Fluß ſehenswerthe Dovethal, ſowie der Knowles-Hill, von welchem man einer ſehr ſchönen Ausſicht genießt. Derby wird von mehren Flüſſen bewäſſert, von welchen der Trent, Derwent, Wye, Schov, Amber, Dove und Errewaſh die beträchtlichſten ſind. Dazu kommen ſechs ſchiffbare Kanäle, eine Menge von Teichen und eine ſehr beträchtliche Zahl von Mineralquellen, unter denen ſich die von Burton, Matlak und Keddleſtone vornehmlich auszeichnen. Die Grafſchaft hat einen großen Überfluß verſchiedener Mineralien, die einen hohen Werth für ſie beſitzen. Eiſen, Blei, Steinkohlen, Spießglas, Galmei, Alaun, Marmor, Alabaſter, Kryſtall, elaſtiſches Petroleum werden zum Theil in Menge gewonnen. Auch gibt es recht gute Mühlſteine. Der Ackerbau in Derbyſhire iſt im ſtetigen Fortſchreiten, aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, wozu ſich noch die Ungunſt des Klima's geſellt, welches rauh iſt, wird in dem nördlichen Theile wenig Getreide angebaut. Am beſten iſt der öſtliche Theil angebaut. Auf die Verbeſſerung der Viehzucht hat man in der neueſten Zeit viel Sorgfalt verwandt. Kamillen gewinnt man in einer außerordentlichen Menge; denn 200 Acres Land ſind für ſie allein beſtimmt. Die Käſebereitung ſoll ſehr lohnend ſein; 2000 Tonnen Käſe ſollen jährlich blos auf den Markt nach London geſchickt werden. Die Pferde und Schafe, die man im Norden zieht, ſind zwar kleiner, als die des Südens, aber ſie ſind von einer härtern Natur, als die letztern und daher leichter zu unterhalten. Auch mit Handel und verarbeitenden Gewerben beſchäftigen ſich viele Einwohner. In den nordöſtlichen Gegenden gibt es viele Eiſenarbeiter, auch wird Marmor in Menge gebrochen und polirt, und derbyſhirer Marienglas bearbeitet. Wollen-, Leinen-, Baumwollen- und Seidenmanufacturen haben eine große Ausdehnung. Die Ausfuhr von Derbyſhire beſteht in Käſe, Wolle, Häuten, Blei, Mennig, Bleiweiß, Horn, Mühl- und Schleifſteinen, Steinkohlen, Baumwollengarn, groben Hüten, Porcellan, Töpfer- und Eiſenwaaren.

In dieſer Grafſchaft gibt es auch noch viele Überreſte aus alten Zeiten, und mehre ſchöne Landſitze. So beſitzt hier der Lord von Scarsdale Keddleſtonhouſe, welches eine Front von 360 Fuß zeigt. Dem Herzoge von Devonſhire gehört Chatswoth, eine herrliche, durch künſtliche Waſſerwerke unter andern ausgezeichnete Beſitzung. Haddon, bei Bakewell, Eigenthum des Herzogs von Rutland, iſt vielleicht einer der am beſten erhaltenen herrſchaftlichen Wohnſitze von ſo großem Alter.

Die Grafſchaft wird in 6 Hundreds eingetheilt, enthält einen Burg- und 10 Marktflecken, 136 Kirchſpiele und 40,054 Häuſer, worin im J. 1821 213,333 Menſchen lebten. Nach einer frühern Zählung, die nur 185,487 Menſchen ergab, nährten ſich 14,283 Familien vom Ackerbaue, 15,825 von Handel und Gewerben, und 7352 auf eine andere Weiſe.

2) Derby, der Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft, liegt am weſtlichen Ufer des Derwent, über welchen eine ſteinerne Brücke führt, und in einer romantiſchen Gegend, nicht viel über ¼ teutſche Meile von dem herrlichen Landſitze des Lords Scarsdale, Keddleſtonhouſe,

Digitized by Google

mit ſeinem 1100 Morgen großen Park, und drei Stunden von dem Knowles-Hill, der wegen ſeiner ſchönen Ausſichten bekannt iſt. Die Stadt beſteht aus fünf Kirchſpielen, iſt gut gebaut und enthält einen 300 □Fuß großen Marktplatz. Jedes Kirchſpiel hat ſeine Kirche, aber außerdem gibt es Bethäuſer für Presbyterianer, Independenten, Wiedertäufer, Methodiſten der frühern und neuern Zeit, Quäker, Schwedenborgianer und Katholiken. Die ſchönſte Kirche iſt die Kirche Allerheiligen, deren gothiſche Bauart ſehr gerühmt wird. Sie hat einen Thurm von 173' Höhe, welcher aus den Zeiten Heinrich's VIII. herrührt. Es gibt hier zwei Armenhäuſer von geringem Umfange, und ein Grafſchaftskrankenhaus von einer großen Ausdehnung und von einer ſo zweckmäßigen Einrichtung, wie ſie ſelten in Europa gefunden wird. Unter Andern befinden ſich darin fünf geräumige Bäder, die durch Dampf erwärmt werden, und zu ihrem Gebrauche eine Dampfmaſchine anwenden, die zugleich für mehre andere Zwecke dient. In der Nähe dieſes Gebäudes iſt ein bedeutendes Waffendepot, mit welchem zwei Pulvermagazine verbunden ſind. Das Gemeindehaus auf dem Markte iſt hübſch gebaut, das Theater der Stadt iſt nur klein, aber das Geſellſchaftshaus nicht unbeträchtlich. Derby enthält auch eine literariſche und philoſophiſche Societät. Die Einwohner, deren Zahl ſich auf 17,428 beläuft, zeigen im Handel und in der Induſtrie eine große Thätigkeit. Die Baumwollenſpinnerei iſt ſehr erheblich, die Seidenmühlen liefern eine außerordentliche Menge von Seidengarn, in den Marmor- und Spathfabriken werden die verſchiedenſten Gegenſtände verfertigt und die Porcellanfabrik bringt Erzeugniſſe hervor, die an Feinheit der Maſſe und an Farbenglanz dem chineſiſchen Porcellan ſehr nahe kommen. Beſonders ſehenswerth iſt wegen ihrer trefflichen Einrichtung die hier beſtehende Schrotgießerei und Bleiweiß- und Bleiröhrenfabrik. Was den Handel des Orts betrifft, ſo ſetzt er außer den Gegenſtänden der Fabrikation auch noch die in der Gegend gewonnenen Mineralien, vornehmlich Steinkohlen und Marmor, um. — Derby iſt der Geburtsort des bekannten im J. 1761 geſtorbenen Dichters Samuel Richardſon. (*Eiselen.*)

DERMBACH (Therenbach). Ein Marktflecken und Amt gleiches Namens im Großherzogthume Sachſen-Weimar, Kreis Eiſenach. Das Amt beſteht aus einem Marktflecken, 13 Amtsdörfern, 7 Höfen, einem großherzogl. Schloſſe, 2 Kammergütern und 30 Mühlen mit 6181 Einwohnern und 1198 Feuerſtellen. Der Marktflecken D., der Sitz des Juſtiz- und Rentamtes, des Criminalgerichtes für das eiſenachiſche Oberland, einer Poſterpedition und einer Apotheke, hat 879 Einwohner und 171 Feuerſtellen. — Das Gericht Dermbach (Therenbach) gehörte den Dynaſten von Frankenſtein, wo im J. 1317 Ludwig von Frankenſtein und Adelheit ſeine eheliche Wirthin das Gericht Therenbach um 450 Pfund Heller an den Abt Heinrich von Fulda verkaufte. Seine hinterlaſſenen Kinder widerſprachen dieſem Verkaufe, und verkauften es noch einmal mit dem Schloſſe Fiſchberg und ſeinen Zubehörungen an ihren Oheim, den Grafen Bertold von Henneberg. Derſelbe ſcheint aber nicht in Beſitz gekommen zu ſein, denn der Abt Heinrich von Fulda verſetzte das Landgericht Dermbach mit dem Schloſſe Fiſchberg an Giſo von Steinau (1365). Bald darauf kam dieſe Pfandſchaft an Mainz, dann an Heſſen (1427). Der Abt Reinhard löſte es wieder ein, und verſetzte die eine Hälfte im J. 1455 an die Grafen Wilhelm und Georg von Henneberg um 1600 Fl. Die andere Hälfte, welche an Fritz von der Tann im J. 1460 verſetzt worden war, löſte im J. 1468 der Graf Wilhelm um 1100 Fl. ein. Nach dem Ausſterben des hennebergiſchen Geſchlechts wollte der Abt von Fulda das Amt wieder einlöſen (1583); daher entſtand im J. 1594 ein neuer Receß zwiſchen Fulda und Sachſen, wodurch die Pfandſumme um 24,000 Fl. erhöht und nach 31 Jahren Fiſchberg und Dermbach an Fulda abgetreten werden ſollte. Nach langen Streitigkeiten wurde es endlich von Sachſen am 6. April 1707 an den Abt Adelbert von Fulda überlaſſen. Obgleich die Rechte der proteſtantiſchen Unterthanen in ihrer Religion ungekränkt bleiben ſollten, ſo baute doch der Abt eine Kirche und ein Kloſter in Dermbach und übergab es den Franziskanern, um die katholiſche Religion nach und nach im Amte wieder einzuführen. Nach dem Ausſterben der Linie von Sachſen-Eiſenach fielen deren Beſitzungen an Sachſen-Weimar (1741). Weimar, welches bei der Ablöſung von Fulda nicht zugeſtimmt hatte, ergriff pro rata Beſitz von der hennebergiſchen Erbgerechtigkeit. Der Biſchof Heinrich von Fulda verglich ſich im J. 1764 mit Sachſen-Weimar und trat die Dorfſchaften Fiſchbach, Wieſenthal und Urnshauſen an daſſelbe ab. Im Jahre 1816 erhielt der Großherzog von Sachſen-Weimar und Eiſenach das fuldaiſche Amt Dermbach. Einige Jahre darauf ſäculariſirte der Landesherr das Franziskanerkloſter, und ſeine Bewohner, die keinen Pfarrſtellen dabei vorſtanden, nahm das Franziskanerkloſter in Fulda auf. — Über dem Marktflecken Dermbach findet man auf einem maleriſch geformten, waldigen, iſolirten Bergrücken in zwei Spitzen ausgehend, die Grundmauern von zwei alten Schlöſſern, die durch eine lange Mauer in Verbindung ſtanden. (*Albert Freih. Boyneburg Lengsfeld.*)

DERMOBRANCHIATA (Mollusca) ſind von Einigen, z. B. Dumeril, diejenigen Gaſteropoden (Weichthiere) genannt, welche durch äußere Kiemen, welche die Geſtalt von Blättchen, Faden oder Büſchen haben, athmen, wie z. B. Doris u. ſ. w. (D. *Thon.*)

DERNBACH. Der Stammvater dieſes alten berühmten Geſchlechts ſcheint der Ritter Conrad v. D. geweſen zu ſein, welcher im J. 1226 in Wetzlar auf dem Kirchhofe die Urkunde unterzeichnet, worin der Ritter Giſelbert von Eſchborn auf das Patronatrecht der Kirche zu Richolfskirchen zu Gunſten des Kloſters Arensburg reſignirt. Er iſt vielleicht der nämliche Ritter Konrad v. D., der mit mehren Andern, worunter auch der Graf Heinrich von Sayn ſich befand, von dem Meiſter Konrad von Marburg, Beichtvater der Landgräfin Eliſabeth von Thüringen, auf dem Reichstage zu Mainz (1233 am Tage Jakobi) als Ketzer angeklagt, aber auch, da die vom Papſte Gregor IX. neu eingerichteten Ketzergerichte nicht aufkommen konnten, mit den übrigen Angeklagten freigeſprochen

Digitized by Google

wurde. Die Erbitterung gegen Konrad von Marburg, auf deſſen Betrieb ſchon früher Viele den Tod in den Flammen erlitten hatten, war ſo groß, daß derſelbe auf ſeiner Rückreiſe nach Marburg durch Konrad v. D. mit ſeinen Gehilfen unter ihren Stichen ſein Leben endete. In Heſſen, wo die Dernbacher ſchon ſeit dem J. 1329 das Schloß Frauenberg bei Marburg vom Landgrafen Ludwig pfandweiſe beſaßen, fanden ſie ein zweites Vaterland im Anfange des 16. Jahrh., nachdem ſie ihr Schloß Dernbach und ihre ſonſtigen beträchtlichen Beſitzungen an die Grafen von Naſſau, theils durch Verkauf, theils durch andere Verträge, abgetreten hatten. Sie wurden Burgmänner zu Homburg an der Ohm und zu Gieſen, trugen die Burg Riedling unweit Marburg, die Dörfer Günderode, Krumbach und Riedenau, auch Güter zu Rosdorf, Altenbuſeck und Veitsrode zu Mannlehn. Auch ſtifteten ſie mit mehren andern heſſiſchen Rittergeſchlechtern in der Stadt Wetter in Oberheſſen eine Ritterſchule, die in der damaligen Zeit in großem Anſehen ſtand, und woraus mancher berühmte Mann im 16. Jahrh. hervorging.

Die noch blühende Linie in Heſſen ſtammt von Heinrich v. D. (1400), dem Sohne Konrad's, und Margaretha, Gräfin von Solms, und Bruder von Otto v. D., dem Stifter der ältern und gräflichen Linie. In der ſechsten Generation erhielten die Brüder Walter, Capitular zu Fulda, und Hans Philipp v. D. vom Landgrafen Philipp von Heſſen das aufgehobene Kloſter Wieſenfeld für eine Summe von 2707 Fl. verpfändet (1559). Mit den Söhnen des Letztern, als Hans Jakob (geb. 1670, geſt. 1708), fürſtl. heſſen-caſſelſcher Hauptmann, und Karl Sigismund (geb. 1679, geſt. 1740), fürſtl. heſſen-darmſtädtiſcher Geheimerath und Oberſt über ein Regiment zu Fuß, theilte ſich dieſe Linie wieder in zwei Nebenlinien. Die von Karl Sigismund erloſch in der Mitte des 18. Jahrh., nur die von Hans Jakob pflanzte ſich dauerhafter fort. Er beſaß die Burg Riedling bei Marburg und das Dorf Riedenau, und war mit Hedwig Julie von Bohlen zu Bohlendorf aus Pommern verheirathet, die ihm drei Söhne gebar, von denen der jüngſte Karl Heinrich fürſtl. heſſiſcher Oberforſtmeiſter zu Schmalkalden, mit Maria Katharina von Ilten zu Döllſtedt verheirathet war. Sein einziger Sohn, Ulrich Friedrich Amand, Freih. v. D., ſtarb am 21. Mai 1800 zu Fulda als fürſtl. fuldaiſcher Geheimerath und Oberſt des oberrheiniſchen Kreisregiments. Mit ſeiner Gemahlin, Maria Wilhelmina, Freiin von Mayrhofen, hatte er vier Kinder, von denen Heinrich Franz Chriſtian (geb. 1771) königl. würtembergiſcher Generalmajor und Lothar Conſtantin, Freih. v. D. (geb. 1781), kurfürſtl. heſſiſcher Rath in Fulda, lebt und Fortpflanzer dieſes Geſchlechtes iſt.

(*Albert Freih. Boyneburg Lengsfeld.*)

DETTELBACH, ein Städtchen am rechten Mainufer und an der Straße von Würzburg nach Kitzingen, im Landgerichte Dettelbach des bairiſchen Untermainkreiſes, zwei Stunden von Kitzingen. Daſſelbe begreift 416 Häuſer mit 2370 Einwohnern, unter welchen viele Juden, die Sitze des gleichnamigen Landgerichts und Rentamtes; hat eine Poſterpedition, einen Pfarramts- und Decanatsſitz im Bisthume Würzburg, viele bürgerliche Gewerbe, mehre Jahr- und Wochenmärkte, ein von den Brüdern Horn geſtiftetes Spital, ein Armenhaus, reichlichen Weinbau und Weinhandel, zwei Ziegelhütten, einige Steinbrüche und eilf Mühlen. Außerhalb des Städtchens auf einem Berge, mit Weinbergen umgeben, befindet ſich ein Franziskanerkloſter, mit einer häufig beſuchten Wallfahrtskirche. Die Wallfahrten dahin haben ſchon im J. 1505 begonnen. — Das Landgericht Dettelbach, im Untermainkreiſe ſich ausbreitend, enthält auf drei □Meilen 9590 Einwohner in 2115 Familien. (*Eisenmann.*)

DETTINGEN, Filialkirchdorf der katholiſchen Pfarrei Klein-Oſtheim, im bairiſchen Landgerichte Aſchaffenburg, an der Straße nach Hanau, mit 570 Einwohnern, einer Poſterpedition, einem Zollamte und einer ſteinernen Brücke über den Wildgraben, drei Stunden von Aſchaffenburg. Auf daſiger Markung bricht ein grobkörniger Granit, welcher, da grauer Glimmer ziemlich breit darin liegt, dem erzgebirgiſchen Gneuß ſich etwas nähert. Der Ort iſt durch das im J. 1743 daſelbſt zwiſchen den Franzoſen und den verbündeten Engländern und Öſterreichern vorgefallene Treffen bekannt. (*Eisenmann.*)

DIANA *Risso* (Pisces). Riſſo hat dieſe Gattung unter dieſem Namen aufgeſtellt; Cuvier (Règne animal éd. 2), der ſie als Untergattung von Coryfaena betrachtet, hat den von Bonelli gegebenen Namen Astrodermus beibehalten, obgleich jener Naturforſcher ſie ſo als ausgezeichnet verſchieden betrachtet, daß er ſogar eine eigene Familie, Dianidea, für ſie errichtet, welche folgendermaßen charakteriſirt iſt. Der Körper eiförmig lang, zuſammengedrückt, mit ſehr feinen Schuppen bedeckt; die Haut rauh anzufühlen; der Kopf ſchneidend; der Schwanz bildet einen großen Halbmond. Die Gattung hat folgende Kennzeichen: Der Körper zuſammengedrückt, länglich, rauh; die Rücken- und Afterfloſſen ſehr groß, an der Mitte abgeſetzt erhaben; die Schnauze ſtumpf; die Augen groß, in der Mitte des Kopfes; der Kiefer mit kugelförmigen, ſpitzigen, aus einander ſtehenden Zähnen; der Schwanz auf beiden Seiten etwas gekielt.

Die einzige Art D. semilunata (in Nizza pei d'America). Riſſo ſagt von dieſem Fiſche (abgeb. l. c. t. 7. f. 14), daß er ein ſo ausgezeichnetes Anſehen und ſo eigenthümliche Charaktere habe, daß man ihn ſofort von allen andern Gattungen und Arten der Jugularen unterſcheidet. Der Körper iſt länglich, zuſammengedrückt, ſilberfarben, mit Schiller und beſtreut mit runden, blauſchwarzen Flecken, bedeckt mit kleinen panzerartigen, ſternförmig ſtehenden Schuppen, die wenig an der Haut hängen; der Kopf iſt groß, rund, mit Goldſchiller, mit einem Bogen, der oben vom Nacken ausgeht, über den Augen ſich wegzieht und ſich bis an die Kiemenöffnung erſtreckt; die Schnauze iſt ſtumpf, der Mund klein, der Oberkiefer ausgerandet, der untere zurückziehbar, viel länger, alle beide mit feinen, einzelnen, kegelförmigen, ſpitzigen Zähnen beſetzt; die Zunge iſt frei und glatt, die Augen rund, die Naſenlöcher klein, nur mit einer Öffnung; der Kiemendeckel beſteht aus zwei runden Platten;

Digitized by Google

die Seitenlinie iſt wenig ſichtbar; Rücken- und Afterfloſſe ſind indigoblau, ihre Strahlenhaut erhebt ſich gegen die Mitte; die Bauchfloſſen ſind ſehr kurz, blaßroſa; die Bruſtfloſſen ſehr breit, ſchön roth, ſowie der Schwanz, der an der Wurzel gekielt und halbmondförmig ausgeſchnitten iſt. Der Magen iſt mit fleiſchigen drüſigen Höckern beſetzt, die Leber iſt ſehr groß, die Wirbel wenig feſt und die Größe höchſtens 420 Millimeter lang und 0,148 breit. Das Fleiſch iſt weiß, weich, hat aber wenig Geſchmack. Der Fiſch zeigt ſich bei Nizza im Sommer und Herbſt an der Oberfläche des Waſſers. Das Weibchen hat im Sommer Eier. Rückenfloſſe 22, Br. 16, Bauchfl. 1/, Afterfl. 17, Schwanzfl. 30. (D. *Thon.*)

DICHOBUNI (Mammalia fossil). Eine Abtheilung der Gattung Anoplotherium, von G. Cuvier in der neuern Zeit aufgeſtellt und die Arten A. leporinum, murinum und obliquum umfaſſend. Alle drei finden ſich in den geologiſch ſo berühmten Lagern des Beckens von Paris. (D. *Thon.*)

DICHTERKRÖNUNG. Zwar reden griechiſche und römiſche Dichter oft von Bekränzung ihres Hauptes mit Epheu oder Lorbeer, nach Art des Dionyſos und Apollon; allein dabei fand kein feierlicher Akt, keine wirkliche Krönung wie bei einem Triumphator ſtatt. Hievon iſt keine frühere Spur im Alterthume nachzuweiſen, als unter der Regirung Nero's (*Tac.* Ann. XIV, 20 im J. Roms 814 und n. Chr. Geb. 61). Dieſer Kaiſer, dem als Dichter ſeine Römlinge ſchon in frühern Jahren aufs Äußerſte geſchmeichelt hatten (*Sueton.* Nero, Cap. 10), führte unter vielen andern Spielen auch poetiſche Wettkämpfe ein, welche je im Anfange eines fünften Jahres auf dem Capitolium gehalten wurden. Ein Kranz war des Sieges Preis. Da der Kaiſer ſelbſt als Wettkämpfer auftrat, ſo verſteht ſich, daß Keiner es wagte, ihm den Preis ſtreitig zu machen [1]), wenn man dabei auch nicht die Anklage des Hochverraths hätte fürchten müſſen, wie ſchon der, welcher nicht aufmerkſam zuhörte, wenn die kaiſerl. Verſe geſungen wurden [2]), die doch ſchon die Schuljugend einlernte [3]). So war denn der von ſeinen Zeitgenoſſen zum Ungeheuer geſchmeichelte Nero in der That der erſte kaiſerl. gekrönte Poet. Unter ſeinen Nachfolgern wurden von dem Nero's würdigen Domitianus dieſe Wettkämpfe erneuert, weiter ausgedehnt und die Anzahl der gekrönten Dichter vermehrt; allein er ſelbſt machte auf dieſe Ehre keinen Anſpruch (*Sueton.* Domit. Cap. 4). Daß auch unter den ſpätern Kaiſern dieſe Sitte ſich erhielt, bezeugt eine noch vorhandene Inſchrift zu Guaſto di Amone, dem alten Hiſtonium, wo unter der Regirung des Antoninus dem Valerius Pudens eine erzene Bildſäule errichtet wurde, weil er als 13jähriger Knabe in einem dieſer Wettkämpfe geſiegt hatte. Die Inſchrift ſagt: „A. L. Valerio L. F. Pudenti. Hic cum esset annorum XIII Romae Certamine Sacro Jovis Capitolini lustro sexto claritate ingenii coronatus est inter Poetas latinos omnibus sententiis judicum etc.“ [4]). Dieſe Krönung im ſechsten Luſtrum fällt in das J. 106 n. Chr. Geb. unter der Regirung des Trajanus; die Bildſäule wurde ſpäter errichtet. Daß die capitoliniſchen Wettkämpfe bis zum J. 238 n. Chr. Geb. fortgedauert haben, erſieht man aus Cenſorinus, welcher zur Zeit des Maximinus und Gordianus ſchrieb, und berichtet, daß in dem Jahre, in welchem er ſchrieb, der 39. capitoliniſche Wettkampf ſeit Domitianus ſei gehalten worden [5]). Ob auch eine Dichterkrönung dabei ſtattgefunden, wird zwar nicht ausdrücklich geſagt, darf aber wol angenommen werden. An Dichtern wenigſtens kann es nicht gefehlt haben, da bei einer Auffoderung von Gallienus, ſich mit ihm in einen poetiſchen Wettkampf einzulaſſen, ſich deren nicht weniger als 100 einfanden (*Trebell. Pollio* in Galienus, Cap. 11) Dieſer Wettkampf war freilich kein capitoliniſcher. Von dieſem, ſowie von Dichterkrönungen bei den Römern, verlieren ſich von jetzt an alle Spuren.

In den Liebeshöfen der Provenzalen, deren Anfang man nach Eichhorn in das 11. Jahrh. ſetzen kann, traten wol Dichter auf, die als gekrönte bezeichnet werden [6]); allein, wenn auch gekrönt hier nicht blos auf Erlangung des Preiſes, einer Blume in den Jeux fleuraux, hindeutete, ſo würde doch dieſe Krönung nicht hieher gehören. Man kann ſie der bei den Nürnberger Meiſterſängern gleichſtellen, bei denen der, welchem der zweite Preis zuerkannt wurde, einen von ſeidenen Blumen ſchön verfertigten Kranz erhielt, den er ſich aufſetzte [7]). Nur von jenen Krönungen kann hier die Rede ſein, welche unter höchſter Autorität ſtattfanden, und insbeſondere von denen, welche zu dem Titel eines kaiſerl. gekrönten Dichters berechtigten.

In Rom auf dem Capitol fand erſt nach Verlauf

---

1) Orationis carminisque latini coronam, de qua honestissimus quisque (?) contenderat, ipsorum consensu concessam, recepit. *Suet.* Cap. 12. Cf. *Tacit.* Ann. XIV, 21. 2) *Philostrat.*, Vita Apollon. 4, 39. 3) Die Stelle bei Perſius (Sat. I, 29 sq.) ſcheint allerdings auf Nero bezogen werden zu können.

4) *Muratori*, Nov. Thes. Inscript. Vol. II. p. 653 et 1109. 5) De die natali XVIII, 15. Cenſorinus nennt dieſen den 39. Wettkampf von dem erſten an, welchen Domitian anordnete, *duodecimo* ejus et Ser. Cornelii Dolabellae consulatu. Da nun dieſes Conſulat in das J. 86 n. Chr. Geb. fällt (Ol. 216, 2. U. C. 838), ſo kann ein ſolcher Wettkampf nicht je nach fünf Jahren ſtattgefunden haben, ſondern je im fünften Jahre, wie denn auch Cenſorinus (XVIII, 4) ausdrücklich ſagt, dieſer agon — — quinto quoque anno *redeunte* celebratur. Dieſes ſtimmt mit allen übrigen angegebenen Berechnungen. Cenſorinus gibt ſeine Zeit an als das zweite Jahr der 254. Olympiade, und dieſe entſpricht dem J. R. 989 und dem Jahre 237 n. Chr. Geb. Sonach ſchrieb er in dem Todesjahre des Kaiſers Maximinus. Berechnet man nun, der angegebenen Beſtimmung gemäß, die Zeit vom J. 86—237 n. Chr. Geb., ſo ergibt ſich allerdings, daß der 39. Wettkampf in dieſes Jahr fällt. Um jeden Zweifel auszuſchließen, ſagt Cenſorinus ausdrücklich noch bei Erwähnung der Olympiade: „idem tempus anni magni Romanis fuit, quod Lustrum appellabant.“ §. 19. 6) Eichhorn, Allg. Geſch. d. Liter. und Cultur des neuern Europa. Im Anhange S. 86. 7) *Wagenseil*, De civitate Noribergensi, p. 545. Was Goldaſt in ſeinen „Paraeneticis“ von Winsbeck's Gemahlin ſagt, daß ſie am Hofe Friedrich's I. bei den poetiſchen Wettgeſängen Schiedsrichterin geweſen und die Lorbeerkränze den Siegern zugetheilt habe, gehört um ſo weniger hierher, da ſelbſt die Exiſtenz dieſer Dame nicht erwieſen iſt.

Digitized by Google

vieler Jahrhunderte wieder eine feierliche Krönung ſtatt [8]); aber ein Würdigerer war da gewiß nicht gekrönt worden. Es war Petrarca, der es ſelbſt bekennt, daß der geliebte Name ſeiner Laura nicht wenig zu ſeinem Verlangen nach der laurea corona, dem Lorbeerkranze, beigetragen habe. Sein Wunſch wurde unvermuthet und über Erwarten erfüllt, denn am 23. Aug. 1340 erhielt er zwei Einladungen zur Krönung zugleich, die eine von Rom, die andere von der Univerſität zu Paris. Er zog jene vor, unterwarf ſich aber freiwillig vorher einer dreitägigen Prüfung, zu welcher er den gelehrteſten der damals lebenden Fürſten, Robert, König von Neapel, erwählte. Am 8. April, dem erſten Oſtertage des Jahres 1341, empfing er, in der Umgebung der vornehmſten Römer, unter dem Zujauchzen des ganzen Volkes, auf dem Capitol aus den Händen des römiſchen Senators Orſo, Grafen von Anguillera, die Lorbeerkrone. Die ganze Feierlichkeit hat des Dichters Biograph, der Abt von Sade, ausführlich beſchrieben, und man findet bei ihm auch die dabei ausgefertigten Diplome. — Dem unglücklichen Taſſo hatte ſein Gönner, der Cardinal Cinzio Aldobrandini, dieſe Ehre auch zugedacht; wie aber alle Hoffnungen im Leben, ſo ſollte auch dieſe letzte ihm fehlſchlagen, und er ſtarb im J. 1595, bevor noch die Krönung zu Stände kam.

In Betreff der Dichterkrönungen durch Kaiſer führen der Pater Wading [9]) und Bonaventura [10]) als den erſten gekrönten Dichter einen Pater Pacifico an. Wading gibt als Zeit der Krönung das J. 1212 an, und Bonaventura ſagt von dieſem Dichter: „Quidam saecularium cantionum curiosus inventor, qui ab Imperatore propter hoc fuerat coronatus, et exinde Rex versuum dictus.“ Crescimbeni und Quadrio haben zwar dieſe Nachricht ohne Bedenken aufgenommen, und nennen als krönenden Kaiſer Friedrich II.; nicht aber ſo Tiraboſchi [11]), welcher zuerſt den chronologiſchen Irrthum nachweiſt, daß Friedrich II., der erſt im J. 1220 Kaiſer wurde, nicht habe im J. 1212 den Pacifico krönen können. Da dieſes nun aber blos Angabe jener Geſchichtſchreiber der italieniſchen Poeſie iſt, ſo fügt er hinzu, daß man, bei aller Achtung vor der Autorität des H. Bonaventura, überhaupt an dieſem Berichte zweifeln könne, weil es doch kaum glaublich ſei, daß alle Geſchichtſchreiber über eine Begebenheit, welche großes Aufſehen (gran meraviglia) in jener Zeit habe erregen müſſen, ein ſo gänzliches Stillſchweigen ſollten beobachtet haben, wie bei dieſer der Fall ſei.

8) In dem Privilegium, welches Petrarca erhielt, heißt es: „Hoc poeticum decus aetate nostra, quod dolentes referimus, incertum, qua seu ingeniorum tarditate, seu temporum malitia usque adeo oblitum esse videmus, ut etiam quod per ipsum Poetae nomen importetur, pene incognitam nostris hominibus habeatur. Sane autem Poetas egregios in morem triamphantium accepimus in Capitolio coronari, usque adeo et in desuetudinem nobis abiit illa solennitas, ut jam a 1300 annis (wol als runde Zahl) nullum ibi legamus tali honore decoratum.“ 9) Annal. Minorit. ad ann. 1212. 10) Acta Sanctorum Octob. Vol. II. p. 752. Ed. *Ant.* 11) Storia della Letteratura italiana. Tom. IV. Libr. III. p. 314 sq.

Unter den Dichtern in Teutſchland war der erſte von einem Kaiſer gekrönte (Poeta Caesareus laureatus) Konrad Celtes. Er wurde von Friedrich III. im J. 1491 in ſeinem 32. Jahre zu Nürnberg, wo damals Reichstag gehalten wurde, gekrönt, und ſchrieb von ſich ſelbſt:

„*Primus* ego titulum gessi nomenque Poetae,
Caesareis manibus laurea nexa mihi.“

ſagt aber dann auch:

„Si me non pietas, virtus, doctrina coronant,
Ecquid proderit haec nexa corona mihi?“

Erſter kaiſerl. gekrönter Poet überhaupt konnte ſich Celtes jedoch nicht nennen, denn vom J. 1442 iſt das Diplom Friedrich's III. für Äneas Sylvius ausgeſtellt (ſ. *Gudenus*, Sylloge varior. diplom. p. 679).

Reimmann in ſeiner Einleitung in die Historiam literariam der Teutſchen (S. 330) führt von dem verdienſtvollen Domherrn Rudolf Lange an: er ſolle der erſte gekrönte Poet unter den Teutſchen geweſen ſein. Wer dieſes behauptet haben ſoll, weiß ich nicht, wol aber, daß dies auf einem Irrthume beruhen muß, wenn Hamelmann (narratio de vita Herm. Buschii) und Melchior Adami (vitae Philos. germ.) als Gewährsmänner angeführt werden; denn beide ſagen nichts von einem erſten gekrönten Dichter, ſondern nur von einem erſten, der früher noch als Celtes durch lateiniſche Gedichte in Teutſchland ſich berühmt gemacht habe.

Kaiſer Maximilian I. ſetzte zu Augsburg am 15. Jul. 1517 Ulrichen von Hutten den Lorbeerkranz auf, den Peutinger's Tochter Conſtantia für ihn geſlochten hatte, und ſo wurde nachmals der mannliche Hutten gemalt, den Lorbeerkranz auf dem Haupte, den Leib im Harniſch, die Hand am Schwerte [12]). In teutſcher Sprache hatte auch er damals noch nicht gedichtet, denn ſein erſtes teutſches Gedicht, auf deſſen Titel er ſich „Poeten und Orator der ganzen Chriſtenheit“ nannte, erſchien erſt im J. 1520; man kann aber in dieſer Hinſicht wol annehmen, daß er unter den in Teutſchland teutſch Dichtenden der erſte gekrönte geweſen. Unter denen, die um teutſcher Gedichte willen gekrönt wurden, weiß ich vor Opitz keinen zu nennen, welcher während ſeines Aufenthaltes zu Wien im J. 1625 von Ferdinand II. gekrönt und mit Beilegung des Namens v. Boberfeld geadelt wurde.

Man findet Beiſpiele von Dichterkrönungen auch durch andere Fürſten [13]); allein ſolche gekrönte Dichter in Teutſchland können nur inſofern auf den Titel „kaiſerlicher gekrönter Dichter“ Anſpruch haben, als die krönenden Fürſten zugleich kaiſerl. Pfalzgrafen waren, und alſo im Auftrage des Kaiſers, zu Folge der ihnen ertheilten Privilegien, die ihnen zugeſtandenen Handlungen ausüben. Hienach ſtand es ihnen auch zu, Dichter zu krönen, die als „kaiſerlich gekrönte“ anzuerkennen waren. Solche Pfalzgrafenprivilegien kommen vor dem 14. Jahrh.

12) Hutten's Werke in Epist. ad *Peutinger*. p. 106 sq. Das Diplom ſ. b. *Burkhard*, De Ulr. de Hutten fatis ac meritis Comm. III. p. 75. 13) Die Krönung des Muſatus in Padua — er ſtarb im J. 1329 — durch Albert, Herzog von Sachſen, die allerdings noch der von Petrarca vorhergeht, gehört jedoch nicht hierher.

Digitized by Google

nicht vor (ſ. Eichhorn's Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. 3. Th. §. 449. Not. 1). Nachdem im 15. Jahrh., von der Regirung Friedrich's III. und Maximilian's I. an, immer mehre Univerſitäten entſtanden, denen kaiſerl. Privilegien ertheilt wurden, gingen auch auf dieſe die pfalzgräfl. Rechte über, und namentlich auch die Befugniß zur Dichterkrönung. Wenn derſelben in den Privilegien mancher Univerſität nicht gedacht iſt, wie z. B. der Wittenberger, ſo ſcheint dieſe Befugniß doch in der völligen Gleichſtellung dieſer Univerſität mit frühern, und namentlich der Leipziger, mit begriffen. Dagegen werden in dem Privilegium der Univerſität Halle vom 19. Oct. 1693 vom Kaiſer Leopold dem jedesmaligen Prorector nicht nur alle Rechte zugeſtanden, „prout iisdem *caeteri Lateranensis Palatii comites* hactenus usi et potiti sunt, seu quomodolibet utuntur et potiuntur," ſondern es heißt dann auch ausdrücklich: „Similiter eadem auctoritate nostra Imperiali praenominato Pro-Rectori, seu Rectoratus munere functuro indulgemus, ut possit et valeat personas idoneas, et in poetica facultate excellentes per Laureae impositionem et annuli traditionem, Poetas laureatos facere, creare et insignire, qui quidem Poetae laureati per eundem sic creati et insigniti possint et valeant in omnibus Civitatibus, Communitatibus, Universitatibus, Collegiis et Studiis, quorumcunque locorum et terrarum S. Romani Imperii, et ubique libere absque omni impedimento et contradictione in Praefatae Artis Poeticae scientia legere, repetere, scribere, disputare, interpretari et commentari, ac caeteros Poeticos actus facere et exercere, quos scilicet caeteri Poetae et Laurea poetica insigniti facere et exercere consueverunt, nec non omnibus et singulis ornamentis, insignibus, privilegiis, praerogativis, exemptionibus, libertatibus, concessionibus, honoribus, praeeminentiis, favoribus et indultis, uti, frui, potiri et gaudere, quibus caeteri Poetae laureati, ubivis locorum et Gymnasiorum promoti, gaudent, fruuntur et utuntur, consuetudine vel de jure."

Aus dieſer Stelle, welche, weil ſie wörtlich auch in dem Diplom des gekrönten Dichters Prätorius vom J. 1661 vorkommt, auf die allgemein hiebei übliche Formel ſchließen läßt, erhellt, daß die kaiſerl. poetiſche Lorbeerkrone nicht blos Ehre, ſondern auch Vortheil gewähren ſollte. In dem angeführten Diplom findet ſich, den Punkt der Ehre betreffend, daß ein ſo gekrönter Dichter den erhaltenen Kranz zu jeder Zeit, an jedem Orte, ſelbſt in Gegenwart kaiſerl. Majeſtät, ſich aufſetzen dürfe; was aber den Vortheil betrifft, ſo ſcheint dieſer ſich wol auf die Befugniß zu beſchränken, im ganzen römiſch-teutſchen Reiche aller Orten und auf allen gelehrten Anſtalten als Lehrer der poetiſchen Kunſt aufzutreten, wodurch der gekrönte Poet aller Rechte akademiſcher Lehrer, als ſolcher, theilhaft wurde. Wenn man dieſes erwägt, ſo dürfte die Vermuthung eines Ungenannten in einer Abhandlung: „De ritu Poetas laureatos creandi" [14]), nicht wenig an Wahrſcheinlichkeit gewinnen, daß nämlich der poetiſche Lorbeer einen akademiſchen Grad habe verleihen ſollen. Der Verfaſſer, ein Gelehrter in Leipzig (Jak. Thomaſius?) wurde zunächſt auf dieſe Vermuthung geführt durch das Diplom eines Pfalzgrafen aus dem 17. Jahrh., worin es heißt: „Weiter geben wir auch obgedachten Theodoro Securio Macht und Gewalt, daß er in allen Facultäten, als in der Jurisprudentia, Artzney und Philosophia Doctores und Licentiaten, auch der freyen Künſte Magistros, Baccalaureos und Poetas Laureatos creiren und machen ſol und mag. Welche Doctores, Licentiati, Magistri, Baccalaurei und Poetae, ſo von ernandten, Theodoro Securio creiret und gemachet werden, auff allen Vniversitäten zu lehren, zu leſen, zu disputiren, und andere dergleichen actus zu üben Macht und Gewalt, auch alle Gnade, Freyheit, Vortheil, Recht, Gerechtigkeit und gute Gewohnheit haben ſollen und mögen, als andere Doctores, Licentiaten, Magistri, Baccalaurei und Poetae, ſo auff hernach benambten Vniversitäten, als nehmlich Pariß, Bononien, Padua, Perusa, Pisa, Löven, Wien, Ingolſtadt, Leipzig, Wittenberg und Marpurg creiret werden, üben, verrichten, haben, gebrauchen und genießen, von allermänniglich unverhindert." Er findet Ähnlichkeit zwiſchen den gekrönten Doctoren zu Salerno und den gekrönten Poeten, in deren Krönung er eigentlich die Ertheilung der Magiſterwürde einer *fünften* Facultät ſieht [15]). Wie in allen übrigen Facultäten die Promotionsformel laute (do tibi facultatem disputandi, docendi, legendi, hic et ubique terrarum), ſo auch hier. Weil man aber in die Barbarei noch ſo tief verſunken geweſen, daß man die Dichter für Zauberer und Ketzer gehalten (ſ. die epp. obscur. virorum), ſo hätten die Univerſitäten, wenn auch nicht alle, es verſchmäht, eine ſolche Facultät anzuerkennen, ja ſie feindſelig verfolgt. Die Kaiſer hätten darum die Dichter ſelbſt gekrönt, um durch dieſen feierlichen Act zu erklären, daß ſie dieſelben gegen die Wuth der ſcholaſtiſchen Philoſophen und Theologen, die Alles, was über ihren Verſtand hinausging, vom Teufel ableiteten, in Schutz zu nehmen bereit ſeien.

So gern man nun aber zugeben wird, daß die Erlangung des poetiſchen Lorbeers dieſelben Rechte ertheilt habe, welche mit den übrigen akademiſchen Graden verbunden waren, ſo wird man doch *dieſe* kaiſerl. Intention hiebei in der angegebenen Art bezweifeln, beſonders aus dem Grunde, weil ſonſt die Kaiſer bei Übertragung ihrer Machtvollkommenheit an die Pfalzgrafen dieſen wol *blos* die Dichterkrönung, und nicht zugleich auch das Recht, alle übrigen akademiſchen Grade, mit alleiniger Ausnahme der *theologiſchen* Doctorwürde, zu ertheilen, würden zugeſtanden haben. Bei dieſen konnte die

14) Observationes selectae ad rem literariam spectantes (Hall. 1702). Tom. VI. p. 46 sq.

15) Zu beachten iſt es, daß es ſchon in Petrarca's Diplom heißt: „(Hunc) magnum Poetam et Historicum declaramus, praeclaro Magisterii nomine insignimus — — — dantes eidem tam in dicta arte poetica quam in dicta historica arte — — tam in hac sanctissima urbe quam alibicunque locorum legendi, disputandi atque interpretandi veterum scripturas — — potestatem."

Digitized by Google

angeführte Bedenklichkeit nicht ſtattfinden, und es iſt daher die von den Kaiſern ſelbſt vorgenommene Krönung nur als eine beſondere Auszeichnung zu betrachten. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß die Privilegien für gekrönte Dichter auf die Beförderung der humaniſtiſchen Studien Anfangs ſehr vortheilhaft gewirkt haben, und als im J. 1501 das **Collegium poetarum et oratorum** in Wien geſtiftet und dem Rector deſſelben das Recht zu Dichterkrönungen ertheilt wurde (ſ. den Art. Celtes), könnte hiebei wol auf die größere Beförderung jener Studien beſondere Rückſicht genommen ſein.

Seit der Übertragung des Rechtes der Dichterkrönung an die Univerſitäten und an Privatperſonen, welche die Pfalzgrafenwürde erhalten hatten, verlor aber dieſe Krönung immer mehr an ihrem Ehrenhaften, weil ſie käuflich wurde. Jedoch blieben die Krönungen von Seiten einer Univerſität immer noch in größerm Anſehen, als die von Pfalzgrafen vorgenommenen, beſonders ſeitdem die Pfalzgrafenwürde ſelbſt käuflich geworden war. Es fehlte daher auch ſchon im 16. Jahrh. nicht an Stimmen, die ſich dagegen erhoben, wie Lipſius in ſeiner „**Satira Menippea**:“ Mehre noch erhoben ſich im 17. Jahrh. dagegen, wie Conring, Morhof u. A. Zu Nordhauſen erſchien im J. 1673 eine beſondere Schrift darüber: „Reim dich oder ich freß dich, oder Schellen- und Scheltenswürdige Thorheit Böotiſcher Poeten in Teutſchland, Hans Wurſten zu ſonderbahren Nutz und Ehren, vorgeſtellet von Hartmann Reinholden dem Frankfurtere.“ Bernhard in ſeiner „Kurzgefaßten Curieuſen Hiſtorie derer Gelehrten“ (Frankf. a. M. 1718) ſagt: „Die Cronen gehören ſonſt vor Majeſtäten; aber in der **Republica Literaria** giebt es auch gekrönte Häupter. Es iſt aber unter beyden Cronen ein mercklicher Unterſchied. Jene werden von denen Künſtlern aufs allerkoſtbareſte ausgezieret, dieſe aber von denen Jägern des Berges **Parnassi** erbrochen. Nichtsdeſtoweniger bilden ſich einige dieſer Leute ein, die Majeſtät wäre ihnen mit einem ſolchen Crantz auf den Kopff geſetzet worden. Dieſe Cronen ſind zuweilen Irrwiſche, die uns zu einem abgeſchmackten Kerl führen, da wir einen ſonderbaren Helden geſucht, der unſerer Einbildung nach eine lange Zeit mit Ennio auf dem Berg **Parnasso compagnie** gemacht.“

Man wird wol von ſelbſt vermuthen, daß man je länger um ſo weniger nach einer Ehre begierig wurde, welche aufgehört hatte, eine Ehre zu ſein, und auch unter veränderten Verhältniſſen den Vortheil nicht mehr gewährte, welcher urſprünglich damit verbunden war. Moſer ſchrieb im J. 1772: „Heutiges Tages höret man jezuweilen noch etwas von gekrönten Poeten, die durch **Comites Palatinos** dazu gemacht worden ſeynd, von immediaten Poeten Crönungen aber dürfte die Reichs Canzlei ſchon lange ſchlechte Einkünfte gemacht haben.“ (Von des Kaiſers Regierungsrechten II, 475). Im **Codex judiciarius Bavaricus** vom J. 1752 (Cap. 2. §. 7) wurde den Pfalzgrafen bei Strafe der Nullität verboten, **Poetas laureatos** zu creiren; indeſſen verlieh Kurpfalz ſelbſt noch im J. 1762 eine zur Poetenkrönung berechtigende Comilive (Faber, Neue Staatskanzlei. 15. Th. S. 326). Überhaupt aber hat das 18. Jahrh. nur noch wenige Beiſpiele ſolcher Krönungen aufzuweiſen, die ſich aber immer noch auf lateiniſch Dichtende beſchränkten, weil ſie von Univerſitäten angeordnet wurden. Von allen Dichtern, die durch ihre Gedichte im 18. Jahrh. die Ehre des teutſchen Namens in dieſer Hinſicht wieder retteten, iſt kein einziger ein gekrönter, denn Göthe's ſilberner Kranz, den ſeine Vaterſtadt ihm überreichen ließ, gehört nicht hieher. Indeſſen bietet doch das 18. Jahrh. zwei Beiſpiele von teutſchen gekrönten Dichtern dar, deren einer auf einer Univerſität, der andere von einem Pfalzgrafen gekrönt wurde. In Leipzig hatte man von dem Rechte, Dichter zu krönen, niemals Gebrauch gemacht [16]), als endlich Gottſched im J. 1752 auf den Gedanken kam, eine feierliche Krönung zu veranſtalten [17]). Gegen Klopſtock's „Meſſias,“ von welchem die erſten Geſänge erſchienen waren, trat der Freiherr v. Schönaich mit einem Heldengedichte in zwölf Geſängen: „Herrmann,“ in die Schranken. Gottſched begnügte ſich nicht, in ſeiner Vorrede daſſelbe der Ilias, Äneis, der **Gierusalemma liberata** und der Henriade an die Seite zu ſtellen, ſondern beſchloß, den Dichter deſſelben durch feierliche Krönung über Klopſtock glänzend zu erheben. Schönaich empfing den Kranz durch einen ſtellvertretenden Freund, und wurde ſeitdem als der belorbeerte Baron begrüßt; für die Unſterblichkeit ſeines Dichterruhmes aber hatte er die unſicherſte Bürgſchaft erhalten. Der letzte von allen teutſchen kaiſerl. gekrönten Poeten aber iſt Karl Reinhard (oder v. Reinhard), der Herausgeber von Bürger's Gedichten. Reinhard wurde von einem Pfalzgrafen, dem damaligen Bürgermeiſter zu Minden, gekrönt.

Mit dem Untergange des römiſch-teutſchen Reiches hörten die Pfalzgrafenwürde und die Dichterkrönungen auf. (*H.*)

DICROCERUS (**Annulata? Helmintha?**). Eine von Rafinesque (**Précis des découvertes semiologiques, p. 31**) aufgeſtellte Wurm- (**Helmintoxia**) Gattung, welche zu unbeſtimmt, wie ſo häufig bei dieſem Beobachter, charakteriſirt iſt, daß man ihr eine beſtimmte Stelle im Syſtem nicht anweiſen kann. Vielleicht gehört ſie zu den Annulaten in die Nähe der Nereiden, doch haben ſie Audouin und Edwards in ihrer neueſten Aufſtellung nicht erwähnt. Kennzeichen: Fadenförmiger Körper, zwei Augen, zwei Fühler am Kopfe, Seiten waffenlos. Nur eine Art, **D. rubescens**. Röthlich, Kopf ſtumpf, Schwanz ſpitzig, Leibesringe mehr breit als lang. Im Meere bei Sicilien. (D. *Thon.*)

---

16) Wenigſtens ſagt der Verfaſſer der oben angeführten Abhandlung: „Pleraeque academiae, ut Lipsiensis nostra, nullum usurpant jus renunciandi Poetas Laureatos.“ 17) Gottſched ſchrieb bei dieſer Gelegenheit zwei mir nicht zu Geſicht gekommene Diſſertationen: „De solemniori laureae in coronandis poetis usu,“ und „De laurea Apollinari poetica.“ Andere Schriften findet man angeführt in *Fabricii* Bibliographia antiquaria ed. *Schaffshausen*, p. 718. Intereſſante Notizen hat der Bibliothekar Bübil in Wien mitgetheilt in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt, Literatur, Theater und Mode, Jahrgang 1835.

DICRURUS *Vieillot* (Aves). Nicht angenommener Gattungsname, ſtatt Edolius (ſ. d. Art.). (D. *Thon.*)

DIEDE. Ein im Anfange dieſes Jahrhunderts ausgeſtorbenes heſſiſches Adelsgeſchlecht, welches bis zu ſeinem Erlöſchen folgende anſehnliche Beſitzungen beſaß; in Heſſen: das Schloß Fürſtenſtein an der Werra, unweit Allendorf, mit den Dörfern und Höfen Albungen, Hitzelroda, Niddawitzhauſen, Hitteroda, Wellingeroda, Urletiich und Ubach; das ehemalige Kloſter Immichenhayn, nebſt dem Hofe Volkershof; die Ganerbſchaft Frielingen mit den Dörfern Gersdorf, Willingshayn, Heddersdorf und Allendorf gemeinſchaftlich mit denen von Meiſebug. In der Wetterau das Schloß Ziegenberg mit dem Dorfe Langenhayn und in Sachſen-Eiſenach das Rittergut Madelungen mit einem Burggute zu Gerſtungen. Der Ritter Ludwig Dythe tritt zuerſt unter dieſem Namen als Zeuge auf, wie Heinrich v. Boyneburg-Hohenſtein als Lehensherr, ſeinen Conſens zum Verkaufe einiger Güter zu Hohnde an das Kloſter Germoroda im J. 1341 ertheilt. Sein Sohn Friedrich D. war mit L. Heinrich II. von Heſſen auf dem Turniere zu Bamberg (1353). Die Brüder Hermann I. und Reinhard D., wahrſcheinlich ſeine Söhne, erhielten von L. Heinrich als ein Mannlehn im J. 1376 einen Antheil am Schloſſe Fürſtenſtein und das Dorf Gräbendorf. Im nämlichen Jahre erkauften dieſe Brüder Güter zu Blankenbach und Keyboldeſſen. Hermann I. kommt im J. 1383 als fuldaiſcher Vaſall vor, wie ihm wegen Verluſtes von Pferden, die er in einer Fehde des Abts verloren hätte, 200 Fl. zur Vergütung gegeben worden wären. Seine Söhne Friedrich II. und Hermann II. wurden für ihre geleiſteten Dienſte mit den Gütern der Flemminge zu Allendorf vom Landgrafen Hermann von Heſſen im J. 1409 beliehen. Sie, wie die Flemminge und mehre andere Geſchlechte, waren Beſitzer der Saline zu Allendorf, die erſt im Anfange des 16. Jahrh. von L. Philipp käuflich an ſich gebracht wurde. Hermann II. und ſeine Söhne Hermann III. und Ludwig II. erhielten im J. 1425 die durch Lotz von Mauderode heimgefallenen Güter, als das Gericht Wellingeroda, Mauderoda, Bechsdorf und Ubach; dann im J. 1428 Albungen, Gräbendorf, Allendorf, Oberhone. Im J. 1430—1441 kommt Hermann III. als heſſiſcher Amtmann zu Ludwigſtein, der im J. 1439 als Beſitzer der Hälfte des Schloſſes Fürſtenſtein erſcheint, vor. Die andere Hälfte des Schloſſes beſaßen die von Eſchwege. Im J. 1440 trugen die Dieden den Jeſterſtein, die Schellenburgk und eine Kemnade zu Rotenburg als ein heſſiſches Mannlehn. Ludwig II. lebte noch im J. 1454, wo er mit in der Fehde zwiſchen Werner v. Elben, deſſen Schwager er war, und Friedrich v. Herlingshauſen als Theilhaber vorkommt. Ludwig III., wahrſcheinlich ein Sohn von ihm, wird unter den heſſiſchen Rittern gezählt, die im J. 1475 mit dem Erzbiſchofe Hermann von Cöln, einem geborenen Landgrafen von Heſſen, die Stadt Neuß wider die Burgunder tapfer vertheidigen halfen. Sein Bruder Goswin war im J. 1485 teutſcher Ritter in der Ballei Heſſen. Hans I. D. ſtand im J. 1487 als Küchenmeiſter vor am Hofe Landgraf Wilhelm's des ältern von Heſſen; deſſen Sohn Ernſt war Amtmann des Stifts Hersfeld (1515). Einer ſeiner Söhne Curt D., der mit Landgraf Philipp von Heſſen erzogen worden und in großer Gunſt ſtand, wurde, um ſeine Dienſte zu belohnen, mit dem Schloſſe Landsburg im J. 1533 und 1538 und dem aufgehobenen Kloſter Immichenhayn 1533 und 1538 belehnt. Zum Pathen erwählte ihn der Landgraf im J. 1537 bei ſeinem Sohne Ludwig und ernannte ihn in ſeinem Teſtament zum Vormund ſeiner Söhne. Er ſtarb im J. 1565 und hinterließ von ſeiner Frau Ottilia von Drachsdorf mehre Kinder, worunter Philipp D. auf Seiten der Heſſen vor Ingolſtadt und bei Schweinfurt wider Markgrafen Albrecht von Brandenburg focht (1554). Der Landgraf verſetzte ihm das Schloß Beilſtein, das unweit Fürſtenſtein auf dem linken Werraufer liegt, um 4326 Fl., welches ſpäter wieder eingelöſt wurde. Als ſein Großvaters-Bruder Balthaſar D. ohne männliche Erben ſtarb (1557), wollten die Lehensherren, als der Abt von Fulda und der Landgraf von Heſſen, deſſen Güterantheil einziehen; desgleichen auch das Schloß Ziegenberg und Langenhayn in der Wetterau, welches durch ſeine Mutter, als die letzte ihrer Linie, auf ihn vererbt war; doch ein Vergleich kam zu Stande und der Landgraf überließ ihm alle dieſe Beſitzungen (1557). Seine Söhne waren: 1) Quirin, 2) Georg, 3) Hans II. und 4) Chriſtoph. Quirin wurde der Stammvater der Linie zu Oberhohnde, welche die Mobisburg bei Erfurt beſaß und ihren Anſprüchen an Fürſtenſtein entſagte, da ſie den Adelsſtand nicht weiter fortführte; 2) Georg war auf dem Beilager L. Wilhelm IV. mit Sabina von Würtemberg im J. 1565 als Marſchall angeſtellt; er erkaufte 1580 die andere Hälfte des Schloſſes Fürſtenſtein von denen von Eſchwege; 3) Hans II. D. Obervorſteher der adeligen Stifter in Heſſen (1592) und 4) Chriſtoph, der ſein Geſchlecht durch Hans III., der die nämliche Stelle ſeines Vaters bekleidete (1640), und Chriſtoph Wilhelm fortpflanzte. Er war ein ausgezeichneter General bei dem Heere des Prinzen von Naſſau-Oranien, der ſich großen Ruhm durch die ſchnelle Eroberung von Weſel erwarb. In Einverſtändniß mit drei Einwohnern der Feſtung überwältigte er am 19. Aug. 1627 mit 800 Mann vor Anbruch des Tages die Wachen an den Thoren und war binnen einer Stunde Meiſter der Stadt. Hier machte er den ſpaniſchen Commandanten Francisco Lonzano mit vielen Officieren und 2400 Mann zu Gefangenen. An Munition fand man drei Mörſer, 46 Kanonen, 515 Tonnen Pulver und 2727 Säcke Mehl. Die Beute war unermeßlich, da man nicht allein die feindliche Kriegscaſſe als 40,000 Dukaten und 500,000 Fl. nebſt vielen Kleinodien eroberte, ſondern auch bei den brabantiſchen Kaufleuten fünf Fäßlein mit Dukaten und 22 Fäßlein mit Realen entdeckte. Der holländiſche Verluſt beſtand nur aus einem Lieutenant und zehn Grenadieren und ebenſo viel Bleſſirten; von der ſpaniſchen Seite aber zählte man 180 Mann. Dieſer für die Stadt ſo glückliche Tag wurde noch bis in die neueſte Zeit jährlich daſelbſt gefeiert. Von mehren Kindern, die er hinterließ, war Hans Eitel D. kaiſerl. Geheimerath, Burggraf zu

Digitized by Google

Friedberg, Ritterhauptmann der rheiniſchen Reichsritterſchaft, heſſen-darmſtädtiſcher Geheimerath, Hofrichter zu Marburg und Oberamtmann in der Grafſchaft Nidda, ein tüchtiger Staatsmann, der im J. 1685 ſtarb und mit Clara Anna von Buttlar nur einen Sohn Georg Ludwig erzeugt hatte, welcher als königl. großbritanniſcher und kurbraunſchweigiſcher Staatsminiſter und Geheimerath in ſeinem 66. Jahre (1720) das Leben beſchloß. Seine vier Söhne bekleideten die erſten Stellen des Staats; ſo ſtiegen Hans Wilhelm und Karl Philipp nach und nach bis zu dem Range eines Staatsminiſters und Geheimenraths in Hanover, eine Stelle, der ihr Vater ſchon rühmlichſt vorgeſtanden hatte. Dieſer Hans Wilhelm gehört unter die Rechtsgelehrten, die nie auf einer Univerſität waren. Derſelbe erwarb ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe in Wetzlar durch den Kammergerichts-Aſſeſſor von Ludolf, und hielt öffentlich darauf unter dem Vorſitze des Geheimenraths Wildvogel in Jena eine von ihm ſelbſt verfertigte Disputation: de eo quod justum sed non decorum. Als Hofrath trat er in kurbraunſchweigiſche Dienſte, wo er bald wegen ſeiner Kenntniſſe zum Oberappellationsrath nach Zelle verſetzt wurde. Im J. 1728 wurde er als Comitialgeſandter nach Regensburg geſchickt und 1733 nach Wien, um die Lehne über die Herzogthümer Bremen und Verden zu empfangen. Er war ein gründlicher Kenner des Staats- und bürgerlichen Rechts, der Philoſophie und der Geſchichte; auch ein großer Verehrer der alten Sprachen, der ſogar das Hebräiſche noch als Staatsminiſter erlernte. 3) Diedrich ſtarb im J. 1758 als Komthur des teutſchen Ordens und war auch heſſiſcher Generallieutenant und Gouverneur von Caſſel. 4) Johann Friedrich bekleidete in kurſächſiſchen Dienſten ebenfalls die Stelle eines Generals, und Hans Eitel II., Burggraf zu Friedberg, pflanzte ſein Geſchlecht nur allein durch einen einzigen Sohn Wilhelm Chriſtoph fort. Er ſtarb im J. 1747. Man hat von ihm ſogenannte friedberger Zwei-Guldenſtücke, die mit ſeinem und ſeiner Frauen Wappen geprägt ſind. Wilhelm Chriſtoph, geb. im J. 1732, war königl. däniſcher Staatsminiſter und Reichstagsgeſandter zu Regensburg bis zur Auflöſung des teutſchen Reichs. Er ſtarb im J. 1807 als der Letzte der Dieden zum Fürſtenſtein, indem er von ſeiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin Conſtantia Luiſe von Callenberg zu Muskau (geſt. 1803), ebenfalls die Letzte ihres Geſchlechtes, nur zwei Töchter hinterlaſſen hatte, wovon die älteſte, Charlotte, an den Grafen Chriſtian Detlev Karl von Ranzau, königl. däniſchen Kammerherrn, Oberpräſidenten der Stadt und Curator der Univerſität Kiel, verheirathet war. Ihre Söhne ſind Erben der Allodialgüter; die heſſiſchen Lehne, z. B. das Schloß Fürſtenſtein, wurde vom Könige von Weſtfalen als Dotation ſeinem Miniſter Le Camus gegeben, der unter dem Namen Fürſtenſtein in den Grafenſtand erhoben, und eine Gräfin Hardenberg erheirathete. Nach Aufhebung des Königreichs zog der Kurfürſt von Heſſen alle Dotationen ein, ſowie auch Fürſtenſtein. Die Allodialerben ſtehen auch noch wegen dieſes Schloſſes mit der heſſiſchen Staatsregierung in Unterhandlungen.

Das Wappen: ein kreuzweiſe ſchwarz und Silber getheiltes Schild, auf deſſen Helm ein runder Hut mit Hahnenfedern geziert.

(*Albert Freih. Boyneburg Lengsfeld.*)

DIEMAR, 1) Johann Adolf, Freiherr von, königl. polniſcher und kurſächſiſcher Generallieutenant, ein Bruder des Folgenden, war im J. 1674 geboren. In ſeiner Jugend wurde er Soldat und diente vom J. 1692—1696 unter den gothaiſchen Truppen als Gemeiner und Unterofficier, ging darauf nach Ansbach und kam im J. 1704 mit dem Seckendorf'ſchen Regiment im holländiſchen Dienſte als Major. Er war bei der Schlacht von Höchſtedt im J. 1704 und trat nach Beendigung des brabantiſchen Feldzugs im J. 1709 in kurſächſiſche Dienſte, wo er ſich, ehe der polniſche Krieg anfing, ſchon zum Generallieutenant emporgeſchwungen hatte. Er bekam Befehl, Krakau zu beſetzen, und begleitete auch den König, nach der Krönung daſelbſt, an die ſchleſiſche Grenze mit 6000 Mann. Auf dem Rückwege ſchickte er ein Corps gegen den General Kirovsky, welches aber ganz zerſtreut wurde. Dieſes brachte ihm des Königs Auguſt's Ungnade zuwege, daß er kein Commando mehr erhielt, bis der ſiebenjährige Krieg anging, wo er die Grenze des Landes beſchützen mußte. In dem Treffen bei Keſſelsdorf commandirte er den linken Flügel und trieb den alten Fürſten von Deſſau mehrmals zurück, mußte aber doch endlich der verſtärkten Macht weichen. Er ſtarb in Naumburg am 28. März 1747 unverheirathet.

2) Ernst Hartmann D., Freiherr von, k. k. Generalfeldmarſchall, war im J. 1682 geboren. Als Page begleitete er den Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach auf Reiſen. Als Officier im Schmettau'ſchen Regiment in den Niederlanden angeſtellt, wurde er bei Malplaquet ſchwer verwundet. Hier nahm ihn der Erbprinz Friedrich von Heſſen-Caſſel, nachheriger König von Schweden, zu ſeinem Adjutanten, wo er im J. 1717 Generalmajor wurde. Im folgenden Jahre ſchickte man ihn als Geſandten nach Stockholm, im J. 1725 nach London in der nämlichen Eigenſchaft, wo er den Subſidientractat abſchloß. Er blieb nach des Landgrafen Tode in heſſiſchen und königl. ſchwediſchen Dienſten, ob er gleich auch in öſterr. Dienſten als Generalfeldmarſchall-Lieutenant angeſtellt ward. Im Türkenkriege (1737) zeichnete er ſich als Commandant eines Theiles der Armee vortheilhaft aus. Im J. 1745 avancirte er zum Generalfeldmarſchall, verließ aber bald alle Dienſte und bereiſte Frankreich und Italien. Nachher erhielt er das im Fürſtenthume Ansbach, unweit Cadolzburg liegende Rittergut und wohlgebaute Schloß Deberndorf von Ansbach zu Lehen, und ſtarb auch daſelbſt am 16. Jul. 1754 im 72. Jahre ſeines Alters. Er wurde in der nächſt gelegenen Seckendorf'ſchen Filialkirche zu Bautendorf, dahin der Ort eingepfarrt war, beigeſetzt, wo auch ein ſchönes Epitaphium ſein Andenken erneuert. Sein Panegyriker beſchreibt ihn folgendermaßen: „Ernſt Hartmann war brav wie ſein Degen, großmüthig wie ein König, ehrlich wie ein Teutſcher, frei und ſonderbar, voll Kenntniſſe, ohne grade ſchulgerecht erzogen worden zu ſein." Einer ſeiner Söhne, Georg Auguſt Karl, Frei-

Digitized by Google

herr v. D., war kurcölniſcher Kammerherr, trat aber wegen ſeiner Entfernung und ſeines beſtändigen Aufenthalts in England, das Rittergut Deberndorf im J. 1756 an die fürſtl. ansbachiſche Lehnsherrſchaft gegen eine bedungene Summe Geldes ab, und ſtarb unverheirathet.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DIEMEN (Anton van), wurde im J. 1593 zu Kuylenburg in Holland, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, geboren. Er ſelbſt widmete ſich dem Kaufmannsſtande, jedoch mit ſo geringem Erfolge, daß er ſein Geſchäft aufzugeben gezwungen war, und ſich, um den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu entgehen, im Militairdienſte als Cadet nach Oſtindien begab. Die kalligraphiſchen Fertigkeiten van Diemen's veranlaßten den damaligen Gouverneur der holländiſchen Beſitzungen in Oſtindien, ihn in ſein Büreau zu nehmen; und nicht lange darauf war derſelbe bereits zum Poſten eines Hauptbuchhalters aufgerückt. Nicht minder ſchnell ſtieg van Diemen in ſeiner Laufbahn bis zur Würde eines wirklichen Raths. Im J. 1631 führte er die indiſche Flotte als Admiral nach Holland, und kehrte von dort als erſter Rath und Generaldirector zurück. Am 1. Jan. 1636 wurde er ſogar zum Generalgouverneur der holländiſch-indiſchen Beſitzungen ernannt. Als ſolcher entwickelte er die größte Geſchäftskenntniß und Thätigkeit in der Verwaltung der ihm anvertrauten Bürden. Van Diemen führte erfolgreiche Kriege gegen die indiſchen Fürſten und gegen die portugieſiſchen Colonien in Indien, ſowie er gleichzeitig die diplomatiſchen Verhandlungen mit den fremden Mächten mit nicht minderer Gewandtheit leitete. Namentlich unterwarf er die portugieſiſchen Beſitzungen auf Ceylon und Malakka der Herrſchaft der Holländer. Zugleich etablirte oder erweiterte er den holländiſchen Handel in Tunkin und in Japan. Im J. 1642 ſendete er Abel Tasman mit zwei Schiffen nach den ſüdlichen Gegenden auf Entdeckungen aus. Tasman, zu deſſen bedeutendſten Entdeckungen Neu-Seeland gehört, nannte eine Inſel ſüdlich von Neu-Holland, und wahrſcheinlich auch einen Strich auf der Nordküſte von Neu-Holland nach van Diemen (ſ. d. Art. Van Diemensland). Im J. 1643 entſendete van Diemen Devrin mit zwei andern Schiffen in die Gegenden nördlich von Japan, wo dieſer wirklich verſchiedene neue Entdeckungen machte. Van Diemen war unausgeſetzt bemüht, die Geſetzgebung und Verwaltung ſeines Gouvernements zu verbeſſern. Er ſelbſt legte zu dem Ende officielle Sammlungen der Geſetze an. Die Erbauung von Kirchen und Begründung von Schulen lag ihm nicht minder am Herzen.

Seine Kräfte wurden allmälig durch dieſe ungewöhnliche Thätigkeit aufgerieben, und er ſtarb am 19 April 1645 mit dem Rufe eines getreuen Adminiſtrators und geſchickten Staatsmannes. (*Falkenstein.*)

DIESIA, *Fischer* (Insecta, *δίεσις*). Eine von G. Fiſcher in der Entomographia rossica I. p. 166 aufgeſtellte Käfergattung mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler verlängert, deutlich eilfgliederig, das letzte Glied kegel- oder ſpindelförmig, frei, mehr oder weniger verlängert; die Lefze hinten ſchmal, an der Spitze erweitert und ausgerandet; die Mandibeln dreieckig, ſtark, an der Spitze ſpitzig; die Maxillen kurz, hakenförmig; die Palpen ungleich, die vordere lang, die hintere kürzer, beide fadenförmig; das Kinn rund, mit dreieckigem Ausſchnitte; der Körper hat eine faſt dreieckige Geſtalt; der Kopf iſt groß, die Augen halbmondförmig; der ringförmige Thorax iſt hinten etwas eingezogen; die Flügeldecken ſind nicht breiter als der Thorax, dreieckig mit aufgebogenen Winkeln; die langen Füße ſind haarig, die vordern Schienen faſt dreieckig, außen gezähnt. Fiſcher meint, daß dieſe Gattung zwar mit Akis und Platyope in mehren Kennzeichen übereinſtimme, durch Geſtalt überhaupt, namentlich aber durch die Bildung des letzten Fühlergliedes, der ihrer ganzen Länge nach gezahnten Vorderſchenkel von allen Pimeliarien abweiche. Latreille (*Cuvier*, Règne animal ed. V. p. 6) glaubt aber, daß die angegebenen Kennzeichen kaum zur Sonderung hinreichend ſeien, und läßt ſie mit Pimelia vereint. Als Arten ſind l. c. angeführt:

1) **D. sexdentata** *Fischer* (l. c. Coleoptera t. 14. f. 8). Von der Größe der Platyope granulata (einen Zoll lang); der Kopf groß, eingebogen, etwas rauhhaarig ſchwarz; Lefze, Palpen und Fühler braun; das letzte Glied lang, ſpindelförmig, roſtfarben; der Thorax faſt ringförmig, rauh, matt, in der Mitte etwas eingeſchnürt, auf beiden Seiten mit kurzen gelben Haaren beſetzt; das Schildchen kurz, verkehrt dreieckig; die Flügeldecken rauh, von eingedrückten und erhabenen rauhen Punkten, übrigens glänzend, dreieckig, mit kielförmigem Winkel; der Kiel gekerbt; Körper unten gelb behaart; die Füße lang, dornig, die vordern Schienen faſt dreieckig, innen doppeldornig, außen mit 6 oder mehr Zähnen. Lebt in den kirgiſiſchen Steppen zwiſchen Orenburg und dem Aralſee.

2) **D. quadridentata** *Fischer* (ib. t. 14. f. 7). Sieben Linien lang, 3½ Linie breit; der Kopf breit, ſparſam klein punktirt, glänzend, die Freßwerkzeuge braun; Thorax cylindriſch, durch erhabene Punkte rauh ſtachelig, glänzend, gewölbt, hinten eingezogen, klein eingedrückt punktirt, glatt; Schildchen kurz, verkehrt dreieckig; Flügeldecken nicht breiter als der Thorax, gewölbt, netzförmig rauh, kleinſtachelig, mit gekielten Winkeln; Körper unten braunhaarig; alle Füße ſehr ſtark behaart, die vordern innen doppeldornig, außen vierzähnig. Mit vorigen in denſelben Gegenden. (*D. Thon.*)

DIESSEN, ein Markt im bairiſchen Landgerichte Landsberg des Oberdonaukreiſes, am Ammerſee und an der Straße von Landsberg nach Starnberg und Weilheim, ſechs Stunden von Starnberg, mit 213 Häuſern, 1900 Seelen, den Sitzen eines Pfarramtes und Dekanates im Bisthum Augsburg, einer Poſterpedition, Verfertigung ſchöner weißer Töpferwaaren, guter Bierbrauerei und ergiebigem Hopfenbaue. Die Pfarr- (ehemalige Stifts-) Kirche iſt wegen ihrer Schönheit ſehenswerth. Die Gebäude des vormaligen Stiftes regulirter Chorherren, das im J. 1132 entſtanden und im J. 1803 aufgehoben worden iſt, krönen den Hügel, an deſſen Abhange der Markt liegt. Das Hauptkloſtergebäude, nun Schloß genannt,

Digitized by Google

iſt gegenwärtig Eigenthum eines Privaten. Dieſer Markt wird, zum Unterſchiede vom Schloſſe Schwabdießen, am linken Ufer des Lechs, auch Baierdießen genannt. Dießen war in früheſten Zeiten eine Burg, von welcher ſich ein eigenes Grafengeſchlecht geſchrieben. (*Eisenmann.*)

DIETFURT, ein Städtchen im bairiſchen Landgerichte Riedenburg des Regenkreiſes, drei Stunden von Doßwang entfernt, mit 200 Häuſern, 850 Einwohnern, einem Armenhauſe, zwölf Brauhäuſern, einer Ziegelhütte, zwei Mühlen und einem Franziskanerkloſter in einem Thale, wo die Lober in die Altmühl fällt. Der Herzog Theodo I. von Baiern ſchlug hier im J. 508 eine Überfahrt (Furt) über die Altmühl, und im J. 1703 fiel hier zwiſchen den Baiern und Öſterreichern ein Treffen, zum Nachtheile der erſtern, vor. (*Eisenmann.*)

DIETLAS (**Tuttlas, Tuttelins**), ein herzogl. ſachſen-meiningiſches Dörfchen, an der Felda, ganz vom großherzogl. ſachſen-weimariſchen Gebiete umgeben, liegt in der Provinz Eiſenach, eine halbe Stunde von dem Dorfe Dorndorf, wo ſich die Felda in die Werra ergießt. Es beſteht nur aus 24 Häuſern und 160 Seelen, die nach Dorndorf eingepfarrt ſind. Es iſt ein Gerichtsort der Freiherren von Buttlar zu Willprechtroda, die zugleich Beſitzer von dem dicht daran liegenden Schloſſe Feldeck ſind. Im J. 1317 wird Dietlas. Tuttelins als einer Wüſtung, welche Ditzel und Johann von Taſta beſaß, gedacht, aber im J. 1330 kommt es als ein Dorf vor in dem Verkaufsbriefe über mehre Dörfer und Lehne der edlen Herren Ludwig und Sibodo von Frankenſtein, an ihren Oheim, den Grafen Berthold von Henneberg, welches Eberhard und Hertnid von Taſta als ein Erblehn beſaß. Nach Ausſterben dieſes Geſchlechtes waren Werner und Wetzilo von Bennhauſrn (1416) Beſitzer des Schloſſes Feldeck nebſt Dietlas, nach deren Ableben es an den Ritter Georg von Buchenau kam, welcher würzburgiſcher Pfandherr der Stadt, des Schloſſes und Amtes Meiningen war, und als Tochtermann von Wetzilos v. B. vom Grafen Wilhelm von Henneberg im J. 1444 damit belehnt wurde. In den vielen Fehden, welche die mächtigen Ritter von Buchenau gegen die Grafen von Henneberg führten, waren erſtere mit den Landgrafen von Thüringen verbunden, denen ſie auch ihr Schloß Feldeck eröffneten. Nach Ausſterben dieſer Linie von Buchenau erhielt es im Anfange des 16. Jahrh. Rudolph von Boyneburg zu Gerſtungen, Pfandherr des Amtes Frauenſee, und Amtmann des hennebergiſchen Antheils der Herrſchaft Schmalkalden. Sein Enkel Melchior Rudolf v. B. z. G., kaiſerl. Oberſter, verkaufte dieſes Schloß und Dorf im J. 1622 an Hans Melchior von Buttlar, Amtmann zu Lichtenberg, deſſen Nachkommen es noch beſitzen. (*Alb. Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DIETTENITZ, 1) eine dem k. k. Geheimenrathe ꝛc. Johann Philipp Freiherr von Weſſenberg gehörige Allodialherrſchaft im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, welche aus der eigentlichen Herrſchaft Diettenitz und dem Gute Mzel beſteht und nach dem Cataſtralzergliederungs-Summarium vom J. 1832 an landwirthſchaftlich benutzter Bodenfläche 7166 Joch 481 □Kl. enthielt; davon ſind 3900 J. 382 □Kl. Dominial- und 3266 J. 99 □Kl. Ruſticalgründe. Der Ackerboden der größtentheils flachen, nur bei Mzel und Studetz hügeligen Gegend iſt größtentheils humusreich und fruchtbar, beſonders an Getreide, welches auf 994 J. 366 □Kl. obrigkeitlichen und 2489 J. 695 □Kl. unterthänigen Äckern gewonnen wird. An Wieſen beſitzt die Herrſchaft 386 J. 1201 □Kl. Dominial- und 292 J. 1445 □Kl. Ruſticalgründe, welche hinreichendes Futter für den nicht unbedeutenden Viehſtand liefern, welcher im J. 1833 aus 13 obrigkeitlichen und 211 Pferden der Unterthanen, 1400 Stück Rindvieh, wovon 284 der Obrigkeit gehörten und 1831 Schafen (davon gehörten 1305 Stück der Herrſchaft) beſtand. An Hutweiden beſitzt das Dominium 298 J. 1358 □Kl., an Waldungen 2279 J. 107□ Kl., an Gärten 158 J. 763 □Kl., endlich an mit Wieſen und Äckern verglichenen Teichen 266 J. 946 □Kl. Von den letztern ſind die meiſten, bis auf acht, ſchon im J. 1798 durch den damaligen Beſitzer, den k. k. Oberſten Jak. Freiherrn von Wimmer, der ſich um die Vervollkommnung der Landwirthſchaft auf dieſer Herrſchaft die größten Verdienſte erworben hat, in Äcker oder Wieſen umgeſtaltet worden; der Abfluß der noch übrig gebliebenen bildet, nebſt zwei Bächen, den Vorrath, den die Herrſchaft an fließenden Gewäſſern hat. Die Zahl der Bewohner der Herrſchaft belief ſich im J. 1830 auf 3326 Seelen; ſie ſind größtentheils Czechen, mit Ausnahme von einigen Proteſtanten und zehn israelitiſchen Familien, ſämmtlich der römiſch-katholiſchen Kirche zugethan, und vorzugsweiſe mit dem Ackerbaue, der Viehzucht und Obſtcultur beſchäftigt; zur Bewirthſchaftung der obrigkeitlichen Gründe beſtehen vier Meierhöfe; auf den Feldern trifft man ebenſo wie auch in den vielen Gärten zahlreiche Obſtbäume an. Einige Bewohner beſchäftigen ſich auch mit der Bienenzucht. Die ausgedehnten Wälder der Herrſchaft liefern an wildem Geflügel im Durchſchnitte jährlich ungefähr 400 Stück Faſanen, gegen 450 Rebhühner, 20 Stück Rothwild und 700 Haſen, welche theils nach Prag und zum Theil auch nach Schleſien verhandelt werden, und an Holz über 2000 Kl., welches, außer dem, was auf der Herrſchaft ſelbſt verbraucht, an die Bewohner des Flachlandes abgeſetzt wird. Die von den Bewohnern der Herrſchaft betriebenen Gewerbe und Nebenbeſchäftigungen ſind: die Leinweberei (22 Weber) und die gewöhnlichen ſtädtiſchen Beſchäftigungen, welche die nothwendigſten Geräthe und Kleidungsſtücke liefern. Durch das Gebiet dieſer Herrſchaft führt auch die von Bautzen nach Nimburg gehende Commercialſtraße, und eine von Gitſchin aus dem bidſchower Kreiſe über Libau kommende Landſtraße, die ſich mit der früher erwähnten vereinigt. — Die Herrſchaft Diettenitz gehörte im 11. Jahrh. der Collegiatkirche zu Alt-Bunzlau, welche ſie von ihrem Stifter, dem Herzoge Bretiſlaw im J. 1052 zum Geſchenke erhalten hatte. Zur Zeit des Regierungsantrittes Ferdinand's II. beſaß es Georg Krinetzky, der es nach der Schlacht am weißen Berge, da er an dem Aufſtande gegen den Kaiſer Theil genommen, durch Confiscation verlor. Im J. 1623

Digitized by Google

erkaufte es Albrecht Graf von Waldſtein, Herzog von Friedland ꝛc., um den Preis von 53,531 Schock. Durch Heirath kam es ſpäter an die Familie Kuenburg, und hierauf nach einander an mehre Beſitzer, bis es endlich der gegenwärtige Beſitzer um die Summe von 350,000 Fl. Conv.-M. erkaufte. — 2) Ein Dorf der gleichnamigen Herrſchaft im bunzlauer Kreiſe Böhmens, böhmiſch Dietenice, auch Jettnitz genannt, in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, an der von Gitſchin aus dem bidſchower Kreiſe kommenden Landſtraße, welche ſich ungefähr eine Stunde ſüdweſtlich von hier mit der von Bautzen nach Nimburg führenden Commercialſtraße vereinigt, 2¼ Meilen oſtſüdöſtlich von der Kreisſtadt entfernt, gelegen, mit einem alten, aber hübſchen Schloſſe, in welchem eine mit einem ſchönen Altarblatte, die heil. Familie, von einem unbekannten Meiſter verſehene Schloßkapelle bemerkenswerth iſt, einem Amthauſe, mit dem obrigkeitlichen Wirthſchaftsamte, einem Brauhauſe, einem Branntwein- und zwei Wirthshäuſern, einem Meierhofe, einer Ziegelhütte und einer Pottaſchenſiederei, und einer abſeits liegenden Mahlmühle, einer geprüften Hebamme, 89 Häuſern und 556 Einwohnern. Mit der Schule und Kirche iſt das Dorf der Pfarre Waſſenitz (Bisthum Leitmeritz, Diſtrictsvicariat Jungbunzlau) zugewieſen *). (*G. F. Schreiner.*)

DIFFERENTIAL †). Es ſeien x, y, z ... veränderliche Größen, welche durch eine oder mehr gegebene Gleichungen mit einander in Verbindung ſtehen. Sollen dieſe Gleichungen gültig bleiben, wenn x in $x + \triangle x$ übergeht (wo $\triangle x$ irgend eine poſitive oder negative, der x gleichartige Größe, alſo eine Zunahme oder Abnahme von x bedeutet), ſo müſſen im Allgemeinen auch y, z ... ſich ändern, und wir wollen daher annehmen, daß y in $y + \triangle y$, z in $z + \triangle z$ u. ſ. w. (vgl. d. Art. Differenz und Veränderliche Grösse) übergehe. Denkt man ſich nun $\triangle x$ unendlich klein, ſo werden gewöhnlich auch $\triangle y$, $\triangle z$ u. ſ. w. unendlich klein ſein. Gibt es alsdann eine Grenze, der ſich das Verhältniß $\triangle y : \triangle x$ nähert, während $\triangle x$ ſich dem Werthe Null nähert (vgl. den Art. Grenze), ſo heißt dies letzte Verhältniß oder Grenzverhältniß der $\triangle y$ und $\triangle x$ das Differentialverhältniß von y und x und der Exponent dieſes Verhältniſſes der Differentialquotient oder auch Verſchwindungsquotient. Ebenſo erhellt, was man ſich unter dem Differentialverhältniſſe von z und x u. ſ. w. zu denken habe. Solche Größen nun, deren Verhältniſſe zu einander den Differentialverhältniſſen der Größen x, y, z ... gleich ſind, nennt man Differentiale von x, y, z ... und bezeichnet dieſelben durch dx, dy, dz, ... Dieſer Erklärung gemäß kann man den Werth des einen, dieſer mit einander verknüpften Differentiale, etwa dx, ganz willkürlich annehmen, wenn man dann nur die Werthe der übrigen ſo beſtimmt, daß $dy : dx$, $dz : dx$ u. ſ. w. den gedachten Grenzverhältniſſen entſprechen. Um dies durch ein Beiſpiel zu erläutern, ſei $y = x^2$, ſo iſt $y + \triangle y = (x + \triangle x)^2 = x^2 + 2x\triangle x + \triangle x^2$, alſo $\triangle y = 2x\triangle x + \triangle x^2$, folglich $\triangle y : \triangle x = (2x\triangle x + \triangle x^2) : \triangle x = (2x + \triangle x) : 1$. Läßt man nun $\triangle x$ ſich dem Werthe Null nähern, ſo nähert ſich vorſtehendes Verhältniß der Grenze $2x : 1$, daher iſt im vorliegenden Falle $dy : dx = 2x : 1$ oder $dy = 2xdx$. Aus dieſem Beiſpiele erhellt zugleich, daß, wenn auch, wie im vorliegenden Falle, $\triangle y$ mit $\triangle x$ zugleich verſchwindet, doch das Verhältniß $\triangle y : \triangle x$ grade dann ein ganz beſtimmtes werden kann, was dem Anfänger auch klar wird, wenn er z. B. daran denkt, daß $a^2 - x^2 : a - x = a + x : 1$, oder was ebenſo viel iſt, $\frac{a^2 - x^2}{a - x} = a + x$, mithin, für $x = a$, $\frac{a^2 - x^2}{a - x} = \frac{0}{0} = a + a$ (vergl. den Art. Grenze). (*Gartz.*)

Differentialcoëfficient, Differentialformel, Differentialgleichung, Differentialquotient, ſ. **Differentialrechnung.**

DIFFERENTIALRECHNUNG iſt derjenige Theil der Mathematik, welcher die Differentialverhältniſſe von veränderlichen Größen finden lehrt, wenn die Relationen dieſer Variabeln zu einander gegeben ſind. — Iſt demnach $y = f(x)$ eine zwiſchen zweien gegebenen Grenzen von x ſtetige Function (ſ. d. Art. Function) der veränderlichen x, und legt man nun dem x einen zwiſchen jenen Grenzen liegenden Werth bei, ſo wird, für eine unendlich kleine Zunahme von x, welche wir $\triangle x = i$ nennen wollen, auch das Increment von y, d. i. $\triangle y = f(x + i) - f(x)$ unendlich klein ſein, und es wird der Differentialquotient $\frac{dy}{dx}$ nichts Anderes ſein, als die Grenze (wenn es eine ſolche gibt), welcher ſich der Differenzquotient $\frac{\triangle y}{\triangle x}$ nähert, während $\triangle x$ verſchwindet; mithin

$$(1) \quad \frac{dy}{dx} = \lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{f(x + i) - f(x)}{i}$$

Dieſe Grenze iſt entweder eine conſtante Größe, oder ſie iſt eine neue Function von x. Letzteres iſt z. B. der Fall, wenn $y = x^2$, wo $\frac{dy}{dx} = 2x$ (ſ. d. Art. Differential); Erſteres iſt z. B. der Fall, wenn $y = ax$, alſo $y + \triangle y = a(x + \triangle x)$ iſt, wo dann $\triangle y = a\triangle x$, und mithin $\frac{\triangle y}{\triangle x} = a$, folglich auch $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = a$, d. i. $\frac{dy}{dx} = a$. Da alſo im Allgemeinen die Größe (1) von der Form der Function $y = f(x)$ abhängig iſt, ſo hat man ſie paſſend die derivirte Function [oder kurz: die Derivirte] *) genannt, und bezeichnet ſie durch y' oder $f'(x)$, ſodaß, wenn $y = f(x)$,

*) ſ. J. G. Sommer's Böhmen, bunzlauer Kreis (Prag 1834). S. 21 fg.

†) In dieſem und den folgenden Artikeln iſt die von Cauchy verbeſſerte Methode der Grenzen zum Grunde gelegt, weil, wie in den Artikeln Differentialrechnung, Mac-Laurin'sche Reihe und Taylor'sche Reihe gezeigt werden wird, die von Lagrange und den meiſten andern neuern Analytikern befolgte Methode jener Methode der Grenzen an Strenge nachſteht.

*) Minder paſſend nennen Einige ſie Derivation oder Ableitung, welche Benennung leicht Zweideutigkeiten erzeugt.

(2) $\frac{dy}{dx} = \frac{df(x)}{dx} = y' = f'(x)$,

oder, was aus (2) folgt,

(3) $dy = df(x) = y'dx = f'(x)dx$.

Aus der Gleichung (3) erhellt, daß $y' = f'(x)$ derjenige Coëfficient ſei, womit man für jeden beliebig angenommenen Werth (vgl. d. Art. Differential) von dx nur dieſes dx zu multipliciren braucht, um den entſprechenden Werth von dy zu erhalten. Deshalb wird die derivirte Function auch von Einigen der Differentialcoëfficient genannt.

Um die derivirte Function geometriſch darzuſtellen [zu conſtruiren], wollen wir annehmen, daß die Veränderung der Werthe, welche $y = f(x)$ ſucceſſive annimmt, während x alle zwiſchen $x = a$ und $x = b$ liegenden Werthe durchläuft, durch die auf rechtwinkelige Coordinaten bezogene Curve MSN dargeſtellt werde (Fig. 1—8) (vgl. d. Art. Function und Krumme Linien). Soll nun an dieſe Curve in einem ihrer Punkte M eine Berührungslinie AMT gelegt werden, ſo wird es offenbar nur nöthig ſein, den Winkel α zu beſtimmen, welchen dieſe Berührende mit der Abſciſſenaxe OQ nach der Seite hin, wo die Abſciſſen und Ordinaten poſitiv angenommen werden, oder mit einer durch M der Abſciſſenaxe parallel gezogenen Geraden MR (Fig. 1) machen muß. Hierzu gelangt man ſo: Man ſtelle ſich zuerſt eine Gerade SM vor, welche die gegebene Curve in M und einem ſehr nahe an M liegenden Punkte S ſchneidet. Sind alſo die Coordinaten des Punktes M, $x = OP$ und $y = MP$, die des Punktes S aber $x + \triangle x = OQ$ und $y + \triangle y = SQ$, ſo ſtellt $MR = PQ$ die Größe $\triangle x$ und $SR = SQ - RQ = SQ - MP$ die Größe $\triangle y$ dar, folglich iſt $\operatorname{tg} SMR = \frac{SR}{MR} = \frac{\triangle y}{\triangle x}$. Rückt nun der Punkt S in der Curve NSM gegen M zu, bis er mit M zuſammenfällt, ſo nähert ſich die Schneidende SM immer mehr derjenigen Lage, welche die Berührende MT hat, und fällt zuletzt mit ihr zuſammen, zugleich aber nähern ſich $\triangle x$ und $\triangle y$ der Grenze Null, mithin wird, indem der Winkel SMR in AMR übergeht, $\operatorname{tg} \alpha = \operatorname{tg} AMR = \lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \frac{dy}{dx} = y' = f'(x)$. Demnach wird die derivirte Function von $y = f(x)$ geometriſch dargeſtellt durch die trigonometriſche Tangente des Winkels α, welchen eine Berührungslinie an die der $y = f(x)$ entſprechende Curve mit der Abſciſſenaxe nach der Seite hin, wo Abſciſſen und Ordinaten poſitiv gedacht werden, macht *). Geometriſche Betrachtungen dieſer Art haben die Erfindung der Differentialrechnung veranlaßt, welche daher auch Anfangs oft **Methodus tangentium directa**, ſowie die ihr entſprechende entgegengeſetzte Operation, welche wir jetzt Integralrechnung nennen, **Methodus tangentium inversa** genannt wurde.

I. Differentiale der einfachen Functionen von einer einzigen veränderlichen Größe.

Soll $y = f(x)$ eine einfache Function von x ſein, ſo hat ſie (ſ. d. Art. Function) eine von den Formen

$$a + x,\ a - x,\ ax,\ \frac{a}{x},\ x^a,\ A^x,\ L(x),\ \sin(x),$$
$$\cos x,\ \operatorname{arc}\sin x,\ \operatorname{arc}\cos x,$$

wo a irgend eine conſtante, entweder poſitive oder negative Größe, A eine conſtante Zahl und L den Logarithmus in demjenigen Syſtem, deſſen Baſis A iſt, bedeutet.

Iſt $y = a + x$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{(a+x+i)-(a+x)}{i}$

$$= 1, \text{ alſo } y' = \frac{dy}{dx} = 1.$$

Iſt $y = a - x$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{(a-x-i)-(a-x)}{i}$

$$= -1, \text{ alſo } y' = \frac{dy}{dx} = -1.$$

Iſt $y = ax$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{a(x+i) - ax}{i}$

$$= a, \text{ alſo } y' = \frac{dy}{dx} = a.$$

Iſt $y = \frac{a}{x}$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{\frac{a}{x+i} - \frac{a}{x}}{i}$

$$= \lim -\frac{a}{x(x+i)}, \text{ alſo } y' = \frac{dy}{dx} = -\frac{a}{x^2}.$$

Iſt $y = \sin x$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{\sin(x+i) - \sin x}{i}$

$$= \lim \frac{2\sin(\frac{1}{2}i)\cos(x+\frac{1}{2}i)}{i} = \lim \frac{\sin\frac{1}{2}i}{\frac{1}{2}i}\cos(x+\frac{1}{2}i).$$

Nun iſt $\lim \frac{\sin\frac{1}{2}i}{\frac{1}{2}i} = 1$ (ſ. d. Art. Grenze), daher $\lim \frac{\sin\frac{1}{2}i}{\frac{1}{2}i}\cos(x+\frac{1}{2}i) = \cos x$, folglich $y' = \frac{dy}{dx} = \cos x = \sin(x + \frac{1}{2}\pi)$.

Iſt $y = \cos x$, ſo iſt $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{\cos(x+i) - \cos x}{i}$

$$= \lim \frac{-2\sin\frac{1}{2}i\sin(x+\frac{1}{2}i)}{i} = -\lim \frac{\sin\frac{1}{2}i}{\frac{1}{2}i}\sin(x+\frac{1}{2}i),$$

alſo $y' = \frac{dy}{dx} = -\sin x = \cos(x + \frac{1}{2}\pi)$.

Iſt $y = A^x$, und ſetzt man $A^i = 1 + J$, ſo iſt J eine Größe, welche mit i zugleich ſich der Grenze Null nähert, und da alsdann $L(1+J) = iL(A) = i$, ſowie ferner (ſ. d. Art. Grenze und Logarithmus) $\lim \frac{L(1+J)}{J} = L(e)$, alſo $\lim \frac{J}{L(1+J)} = \frac{1}{L(e)}$, wo e die Baſis der natürlichen Logarithmen bedeutet, ſo iſt in die-

*) Nimmt man den Winkel α immer in der hier angegebenen Bedeutung, ſo wird derſelbe, auch in Fällen, wo y negativ iſt, wie in Fig. 3, 4, 7, 8, doch nie die Grenzen 0 und 180° überſchreiten, alſo auch immer poſitiv ſein; wol aber wird da, wo α zwiſchen 90° und 180° liegt, wie in Fig. 5—8, die Größe $y' = \operatorname{tg}\alpha$ negativ ſein.

Digitized by Google

ſem Falle $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{A^{x+i} - A^x}{i} = \lim \frac{A^i - 1}{i} A^x$ $= \lim \frac{J}{L(1+J)} A^x = \frac{A^x}{L(e)}$. Da aber (ſ. d. Art. Logarithmus) $L(e) = \frac{L(e)}{L(A)} = \frac{l(e)}{l(A)} = \frac{1}{l(A)}$, wenn wir mit l die natürlichen Logarithmen bezeichnen, ſo iſt $\frac{A^x}{L(e)} = A^x l(A)$. Demnach iſt für $y = A^x$, $y' = \frac{dy}{dx} = \frac{A^x}{L(e)} = A^x l(A)$.

Iſt $y = L(x)$ und ſetzen wir Kürze halber $\frac{i}{x} = \alpha$, ſo iſt α eine Größe, welche zugleich mit i ſich der Grenze Null nähert; daher (ſ. d. Art. Grenze) $\lim \frac{L(1+\alpha)}{\alpha} = L(e)$, mithin $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x} = \lim \frac{L(x+i) - L(x)}{i}$ $= \lim \frac{L\left(1 + \frac{i}{x}\right)}{i} = \lim \frac{L(1+\alpha)}{\alpha} \cdot \frac{1}{x}$, folglich $y' = \frac{dy}{dx} = \frac{L(e)}{x}$.

Iſt $y = x^a$ und ſetzt man, wie vorher, $\frac{i}{x} = \alpha$, ſowie ferner $(1+\alpha)^a - 1 = \beta$, ſo iſt nicht allein α, ſondern auch β eine Größe, welche mit i zugleich ſich der Grenze Null nähert, und da dann $\lim \frac{\triangle y}{\triangle x}$ $= \lim \frac{(x+i)^a - x^a}{i} = \lim \frac{\left(1 + \frac{i}{x}\right)^a - 1}{\alpha x} x^a$ $= \lim \frac{(1+\alpha)^a - 1}{\alpha} x^{a-1} = \lim \frac{\beta}{\alpha} x^{a-1}$ wird, ſo bleibt nur die Grenze des Quotienten $\frac{\beta}{\alpha}$ zu ſuchen. Der Annahme nach iſt aber $(1+\alpha)^a = 1 + \beta$, alſo $a\,l(1+\alpha) = l(1+\beta)$. Da nun (ſ. d. Art. Grenze) $\lim \frac{l(1+\alpha)}{\alpha} = \lim \frac{l(1+\beta)}{\beta} = 1$, ſo muß, wenn γ und δ unendlich kleine, mit α und β zugleich verſchwindende Größen bedeuten, für ſehr kleine Werthe von i, alſo auch von α und β, $\frac{l(1+\alpha)}{\alpha} = 1 + \gamma$, $\frac{l(1+\beta)}{\beta} = 1 + \delta$ ſein. Die Gleichung $a\,l(1+\alpha) = l(1+\beta)$ verwandelt ſich daher in $a\alpha(1+\gamma) = \beta(1+\delta)$, woraus folgt $\frac{\beta}{\alpha} = a\,\frac{1+\gamma}{1+\delta}$, mithin $\lim \frac{\beta}{\alpha} = a$. Für $y = x^a$ iſt alſo $y' = \frac{dy}{dx} = a x^{a-1}$.

Setzt man in den Functionen A^x und $L(x)$ die Zahl $A = e$, d. i. gleich der Baſis der natürlichen Logarithmen, ſo muß das Zeichen L mit l vertauſcht werden; daher erhält man

$$\text{für } y = e^x,\ y' = \frac{dy}{dx} = e^x l(e) = e^x,$$

$$\text{für } y = l(x),\ y' = \frac{dy}{dx} = \frac{l(e)}{x} = \frac{1}{x}.$$

Wir haben alſo jetzt folgende Differentialformeln erhalten:

$$(4)\quad \begin{cases} d(a+x) = dx,\ d(a-x) = -dx,\ d(ax) \\ = a\,dx,\ d\left(\frac{a}{x}\right) = -a\frac{dx}{x^2},\ d(x^a) = a x^{a-1} dx, \\ d(A^x) = A^x l(A) dx,\ d.e^x = e^x dx,\ dL(x) \\ = L(e)\frac{dx}{x},\ dl(x) = \frac{dx}{x}, \\ d\sin x = \cos x\,dx = \sin\left(x + \frac{\pi}{2}\right) dx,\ d\cos x \\ = -\sin x\,dx = \cos\left(x + \frac{\pi}{2}\right) dx. \end{cases}$$

Bis hierher ſind dieſe Formeln nur für reelle Werthe von x aufgeſtellt, welchen reelle Werthe der hinter dem d ſtehenden Functionen entſprechen. Aus dieſem Grunde muß in den Formeln, welche ſich auf die Functionen $L(x)$ und $l(x)$ beziehen, die Größe x poſitiv angenommen werden, ſelbſt in der auf x^a bezüglichen Formel iſt dies nothwendig, wenn a einen Bruch von geradem Nenner oder eine Irrationalzahl bedeutet. — Aus den Formeln (4) laſſen ſich leicht auch die Differentiale der Functionen arc sin x, arc cos x ableiten. Nämlich für $y = \arcsin x$ iſt $\sin y = x$, daher $\cos y\,dy = dx$,

$$\text{alſo } \frac{dy}{dx} = \frac{1}{\cos y} = \frac{1}{\sqrt{1-x^2}};$$

für $y = \arccos x$ iſt $\cos y = x$, daher $-\sin y\,dy = dx$,

$$\text{alſo } \frac{dy}{dx} = -\frac{1}{\sin y} = -\frac{1}{\sqrt{1-x^2}};$$

mithin

$$(5)\quad d\arcsin x = \frac{dx}{\sqrt{1-x^2}},\ d\arccos x = -\frac{dx}{\sqrt{1-x^2}}$$

Da dieſe beiden Gleichungen nur unter der Vorausſetzung, daß y reell ſei, aus dem Vorhergehenden folgen, ſo iſt es nöthig, in denſelben x zwiſchen den Grenzen − 1 und + 1 liegend anzunehmen.

II. Differentiale der Functionen von Functionen, der zuſammengeſetzten und der imaginären Functionen von einer einzigen reellen veränderlichen Größe.

Iſt y eine Function von x, die wir durch f(x) andeuten wollen, und iſt z wieder eine Function von y, die wir mit F(y) bezeichnen wollen, ſo iſt $z = F(y) = F[f(x)]$ eine Function von einer Function der x. Da alsdann $\triangle y = f(x + \triangle x) - f(x)$ und $\triangle z = F(y + \triangle y) - F(y)$, ſo iſt klar, daß $\triangle y$ und daher auch $\triangle z$ ſich der Grenze Null nähert, wenn $\triangle x$ unendlich klein wird. Man erhält daher

$$(6)\quad \frac{dz}{dy} = F'(y) = \lim \frac{\triangle z}{\triangle y},\ \text{ſowie } \frac{dy}{dx} = y' = f'(x) = \lim \frac{\triangle y}{\triangle x},\ \text{alſo}$$

Digitized by Google

$$(7)\quad dz = F'(y)dy.$$

Da nun $\frac{dz}{dx}$ die Derivirte von z, ſowie $\frac{dy}{dx}$ die Derivirte von y iſt, und daher analog $\frac{dz}{dx}$ durch z' zu bezeichnen iſt, ſo erhält man aus (7) leicht

$$(8)\quad z' = \frac{dz}{dx} = F'(y)\frac{dy}{dx} = y'F'(y) = f'(x)F'[f(x)].$$

Mittels der Formeln (7) und (8) kann man die Differentiale und Derivirten der Functionen von Functionen berechnen; z. B. $d\sec x = d\frac{1}{\cos x} = -\frac{d\cos x}{\cos^2 x} = \frac{\sin x\, dx}{\cos^2 x}$, $d\,\mathrm{cosec}\, x = d\frac{1}{\sin x} = \frac{-\cos x\, dx}{\sin^2 x}$, $d\,l\sin x = \frac{d\sin x}{\sin x} = \frac{dx}{\mathrm{tg}\, x}$, $d\,l\cos x = \frac{d\cos x}{\cos x} = -\frac{dx}{\cot x}$, $dA^{B^x} = A^{B^x} l(A)\, dB^x = A^{B^x} l(A) l(B) B^x dx$, $de^{e^x} = e^{e^x} d(e^x) = e^{e^x} e^x dx$.

Ferner ſeien s, u, v, w, ... Functionen von einerlei Veränderlichen x und $\Delta s, \Delta u, \Delta v, \Delta w$ ... die Incremente, welche dieſe Functionen erhalten, wenn x um Δx wächſt. Iſt nun $s = u + v + w + \ldots$, ſo iſt $s + \Delta s = u + \Delta u + v + \Delta v + w + \Delta w + \ldots$, alſo $\Delta s = \Delta u + \Delta v + \Delta w + \ldots$, mithin $\frac{\Delta s}{\Delta x} = \frac{\Delta u}{\Delta x} + \frac{\Delta v}{\Delta x} + \frac{\Delta w}{\Delta x} + \ldots$ Läßt man jetzt Δx ſich der Grenze Null nähern, ſo nähern ſich jene Differenzquotienten alle zugleich ihren Grenzen, d. i. es wird $\frac{ds}{dx} = \frac{du}{dx} + \frac{dv}{dx} + \frac{dw}{dx} + \ldots$, oder was daſſelbe iſt, $s' = u' + v' + w' + \ldots$ Daraus folgt $ds = du + dv + dw + \ldots$, d. i. in Worten: „Das Differential der Summe von zwei oder mehr Functionen iſt gleich der Summe der Differentialien von den einzelnen Functionen.“ Dies bleibt auch dann gültig, wenn die Anzahl der zu einer Summe vereinigten Functionen unendlich groß iſt; z. B. für das Polynom $y = ax^\alpha + bx^\beta + cx^\gamma + \ldots$ bleibt $dy = (\alpha a x^{\alpha-1} + \beta b x^{\beta-1} + \gamma c x^{\gamma-1} + \ldots)dx$, mag die Anzahl der Glieder endlich oder unendlich ſein.

Aus dem, was ſo eben über das Differential einer durch algebraiſche Addition zweier oder mehrer Functionen entſtandenen zuſammengeſetzten Function erwieſen worden iſt, folgt leicht auch das Differential einer durch Multiplication von zwei oder mehr reellen Functionen entſtehenden zuſammengeſetzten Function. Iſt nämlich $s = uvw\ldots$, ſo iſt in jedem Falle $s^2 = u^2v^2w^2\ldots$, und da nun die Quadrate von s, u, v, w ... gewiß poſitiv, alſo ihre Logarithmen reelle Größen ſind, mögen s, u, v, w ... poſitiv oder negativ ſein, ſo iſt $\frac{1}{2}l(s^2) = \frac{1}{2}l(u^2) + \frac{1}{2}l(v^2) + \frac{1}{2}l(w^2) + \ldots$, woraus man nach dem Vorſtehenden durch Differentiation (vgl. Formel (4)) erhält $\frac{ds}{s} = \frac{du}{u} + \frac{dv}{v} + \frac{dw}{w} + \ldots$, alſo wenn man mit $s = uvw\ldots$ auf beiden Seiten multiplicirt: $d(uvw\ldots) = uvw\ldots\left(\frac{du}{u} + \frac{dv}{v} + \frac{dw}{w} + \ldots\right) = vw\ldots du + uw\ldots dv + uv\ldots dw + \ldots$ Alſo: „Das Differential des Productes aus zwei oder mehr reellen Functionen einer Veränderlichen x iſt gleich der Summe der Producte, welche man erhält, wenn man jede von den Functionen einzeln differentiirt und ihr Differential mit den übrigen Functionen multiplicirt.“ Hieraus folgt wieder leicht das Differential einer zuſammengeſetzten Function, die dadurch entſtanden iſt, daß man zwei reelle Functionen u und v von einer Veränderlichen x in einander dividirt hat. Es iſt nämlich $\frac{u}{v} = u \cdot \frac{1}{v}$, daher $d\left(\frac{u}{v}\right) = \frac{1}{v}du + u\,d\left(\frac{1}{v}\right) = \frac{du}{v} - \frac{u\,dv}{v^2} = \frac{v\,du - u\,dv}{v^2}$. Alſo: „Das Differential einer reellen gebrochenen Function $\frac{u}{v}$ wird gefunden, wenn man das Differential des Zählers mit dem Nenner und das Differential des Nenners mit dem Zähler multiplicirt, letzteres Product vom erſtern abzieht und den Reſt durch das Quadrat des Nenners dividirt.“ Hiernach iſt z. B.

$$(9)\quad d\,\mathrm{tg}\,x = d\frac{\sin x}{\cos x} = \frac{\cos x\, d\sin x - \sin x\, d\cos x}{\cos^2 x} = \frac{\cos^2 x + \sin^2 x}{\cos^2 x}dx = \frac{dx}{\cos^2 x}.$$

$$(10)\quad d\cot x = d\frac{\cos x}{\sin x} = \frac{\sin x\, d\cos x - \cos x\, d\sin x}{\sin^2 x} = -\frac{\sin^2 x + \cos^2 x}{\sin^2 x}dx = -\frac{dx}{\sin^2 x}.$$

Für $y = \mathrm{arc\,tg}\,x$ wird $\mathrm{tg}\,y = x$, daher $\frac{dy}{\cos^2 y} = dx$, folglich $dy = \cos^2 y\, dx = \frac{dx}{1+x^2}$, und für $y = \mathrm{arc\,cot}\,x$ wird $\cot y = x$, daher $-\frac{dy}{\sin^2 y} = dx$, folglich $dy = -\sin^2 y\, dx = -\frac{dx}{1+x^2}$. Alſo iſt

$$(11)\quad d\,\mathrm{arc\,tg}\,x = \frac{dx}{1+x^2},\quad d\,\mathrm{arc\,cot}\,x = -\frac{dx}{1+x^2}.$$

Die Differentiation von Ausdrücken, wie u^v, wo u und v reelle Functionen einer Veränderlichen x bedeuten, läßt ſich ebenfalls leicht auf die Differentiation von Producten zurückführen, indem man aus der Gleichung $s = u^v$ die Gleichung $s^2 = u^{2v}$ und daraus $\frac{1}{2}l(s^2) = \frac{1}{2}v\,l(u^2)$, folglich $\frac{ds}{s} = v\frac{du}{u} + \frac{1}{2}l(u^2)\,dv$ ableitet.

Auch die Differentiale imaginärer Functionen einer reellen Veränderlichen x laſſen ſich nach den bisher entwickelten Sätzen finden, wenn dieſe Functionen ſich, wie

Digitized by Google

gewöhnlich der Fall iſt, auf einen Ausdruck, wie $u+v\sqrt{-1}$, bringen laſſen, wo u und v reelle Functionen von x bedeuten. Denn iſt $s = u + v\sqrt{-1}$, ſo iſt $\Delta s = \Delta u + \Delta v\sqrt{-1}$, daher $\frac{\Delta s}{\Delta x} = \frac{\Delta u}{\Delta x} + \frac{\Delta v}{\Delta x}\sqrt{-1}$, folglich auch $\lim \frac{\Delta s}{\Delta x} = \lim \frac{\Delta u}{\Delta x} + \lim \frac{\Delta v}{\Delta x} . \sqrt{-1}$ (vgl. d. Art. Grenze), d. i. $\frac{ds}{dx} = \frac{du}{dx} + \frac{dv}{dx}\sqrt{-1}$, mithin $ds = du + dv\sqrt{-1}$. Iſt z. B. $s = \cos x + \sqrt{-1}\sin x$, ſo iſt

$$(12)\quad ds = d(\cos x + \sqrt{-1}\sin x) = -\sin x\, dx + \sqrt{-1}\cos x\, dx = s\sqrt{-1}.dx.$$

III. Differentiale und Derivirte höherer Ordnungen für die Functionen von einer einzigen Veränderlichen. Vertauſchung der unabhängigen Veränderlichen.

Iſt $y = f(x)$ eine Function von x, ſo iſt, nach dem Vorhergehenden, die Derivirte $y' = f'(x)$ im Allgemeinen wieder eine Function von x, von welcher man daher abermals eine Derivirte, ſowie von dieſer wieder eine Derivirte u. ſ. w. ableiten kann. Hieraus erhellt, was man unter Derivirten der erſten, zweiten, dritten u. ſ. w., allgemein nten Ordnung verſteht, welche man, wenn $y = f(x)$ die Stammfunction iſt, folgeweiſe mit $y', y'', y''', \ldots y^{(n)}$ oder mit $f'(x)$, $f''(x)$, $f'''(x)$, …, $f^{(n)}(x)$ bezeichnet. Es iſt demnach $y' = \frac{dy}{dx}$, $y'' = \frac{dy'}{dx}$, $y''' = \frac{dy''}{dx}$, …, $y^{(n)} = \frac{dy^{(n-1)}}{dx}$, folglich $dy = y'dx$, $dy' = y''dx$, $dy'' = y'''dx$, …, $dy^{(n-1)} = y^{(n)}dx$.

Ganz ähnlich erklärt ſich, was man unter Differentialen der erſten, zweiten u. ſ. w. Ordnung zu verſtehen habe. Da nämlich, wenn $y = f(x)$ iſt, das Differential von y im Allgemeinen wieder eine Function von x iſt, ſo kann man es aufs Neue differentiiren, und nennt es darum auch das erſte Differential von y oder das Differential erſter Ordnung von y, ſowie das daraus abgeleitete neue Differential das Differentio-Differential, oder das zweite Differential, oder das Differential zweiter Ordnung von y. Gleichermaßen entſteht aus dem zweiten Differential von y das dritte oder das Differential dritter Ordnung u. ſ. w. Da nun $dy = y'dx$, und da dx, wenn x als unabhängige Veränderliche angeſehen wird, eine conſtante Größe iſt, ſo iſt $ddy = dx.dy' = y''dx^2$ *), $dddy = d(y''dx^2) = y'''dx^3$ u. ſ. w. Statt ddy ſchreibt man kürzer d^2y, ſtatt dddy kürzer d^3y u. ſ. w. Demnach iſt

$$(13)\quad \begin{cases} dy = y'dx,\ d^2y = y''dx^2,\ d^3y = y'''dx^3, \ldots, \\ \qquad \text{allgemein } d^ny = y^{(n)}dx^n, \\ y' = \frac{dy}{dx},\ y'' = \frac{d^2y}{dx^2},\ y''' = \frac{d^3y}{dx^3}, \ldots\ldots y^{(n)} \\ \qquad = \frac{d^ny}{dx^n}. \end{cases}$$

Aus der Gleichung $d^ny = y^{(n)}dx^n$ erſieht man, weshalb die nte Derivirte zuweilen auch Differentialcoëfficient der nten Ordnung genannt wird.

Beiſpiele. $d(x^a) = ax^{a-1}dx$, $d^2(x^a) = adx\,d(x^{a-1}) = a(a-1)x^{a-2}dx^2$, $d^3x = a(a-1)dx^2d(x^{a-1}) = a(a-1)(a-2)x^{a-3}dx^3, \ldots, d^n(x^a) = a(a-1)(a-2)\ldots(a-n+1)x^{a-n}dx^n$, daher

$$d^n(x^n) = n(n-1)\ldots3.2.1\,dx^n$$

$d(A^x) = A^x l(A)dx$, $d^2(A^x) = l(A)dx\,d(A^x) = A^x[l(A)]^2dx^2 \ldots$

$d^n(A^x) = A^x[l(A)]^ndx^n$, woraus folgt $d^n(e^x) = e^xdx^n$.

$dl(x) = \frac{dx}{x} = x^{-1}dx$, $d^2l(x) = dx.d(x^{-1}) = -1.x^{-2}dx^2$, $d^3l(x) = -1.dx^2d(x^{-2}) = 1.2.3x^{-3}dx^3, \ldots,$

$d^nl(x) = (-1)^{n-1}1.2.3\ldots(n-1)x^{-n}dx^n$.

$d\sin x = \sin(x+\frac{1}{2}\pi)dx$, $d^2\sin x = dx.d\sin(x+\frac{1}{2}\pi) = dx\sin(x+\pi)d(x+\frac{1}{2}\pi) = \sin(x+\pi)dx^2$, $d^3\sin x = dx^2.d\sin(x+\pi) = dx^2.\sin(x+\frac{3}{2}\pi)d(x+\pi) = \sin(x+\frac{3}{2}\pi)dx^3, \ldots, d^n\sin x = \sin\left(x+\frac{n}{2}\pi\right)dx^n$.

$$d\sin ax = a\sin(ax+\tfrac{1}{2}\pi)dx, \ldots d^n\sin ax = a^n\sin\left(ax+\frac{n}{2}\pi\right)dx^n$$

$$d\cos x = \cos(x+\tfrac{1}{2}\pi)dx, \ldots, d^n\cos x = \cos\left(x+\frac{n}{2}\pi\right)dx^n \text{ ꝛc.}$$

Iſt $z = F(y)$ und $y = f(x)$, iſt alſo z eine Function von einer Function der unabhängigen Veränderlichen x, ſo iſt

$$dz = F'(y)dy,\ d^2z = F''(y)dy^2 + F'(y)d^2y,\ d^3z = F'''(y)dy^3 + 3F''(y)dyd^2y + F'(y)d^3y \text{ u. ſ. w.}$$

Hört x auf, eine unabhängige Veränderliche zu ſein, ſo iſt ſchon $y = f(x)$ Function von einer Function, daher iſt dann

$$dy = f'(x)dx,\ d^2y = f''(x)dx^2 + f'(x)d^2x,\ d^3y = f'''(x)dx^3 + 3f''(x)dxd^2x + f'(x)d^3x$$

u. ſ. w. Alſo iſt dann

$$(14)\quad \begin{cases} f'(x) = \frac{dy}{dx}, \\ f''(x) = \frac{dx\,d^2y - dy\,d^2x}{dx^3} = \frac{1}{dx}d\left(\frac{dy}{dx}\right), \\ f'''(x) = \frac{dx(dxd^3y-dyd^3x)-3d^2x(dxd^2y-dyd^2x)}{dx^5} \\ \qquad = \frac{1}{dx}d\left[\frac{dx\,d^2y - dy\,d^2x}{dx^3}\right], \end{cases}$$

u. ſ. w.

*) Man verwechſle nicht dx^2, dx^3 u. ſ. w., welches gleichbedeutend iſt mit $(dx)^2$, $(dx)^3$ u. ſ. w., mit den Differentialen $d(x^2)$, $d(x^3)$ u. ſ. w.

Digitized by Google

Um von dieſem Falle auf den zurückzugehen, wo x unabhängige Veränderliche iſt, braucht man nur dx als conſtant anzuſehen, wodurch die höhern Differentiale von x, alſo d^2x, d^3x u. ſ. w., alle gleich Null werden und die Formeln (14) wieder in die Formeln (13) verwandelt werden. Umgekehrt hat man dagegen ſtatt der Ausdrücke für y', y'', y''' ... in (13) die Ausdrücke für $f'(x)$, $f''(x)$, $f'''(x)$ ... in (14) zu ſetzen, wenn man die vorher als unabhängig angenommene Veränderliche x mit einer andern vertauſcht, wovon x ſelbſt eine Function iſt.

IV. Relationen zwiſchen den reellen Functionen von einer einzigen Veränderlichen und ihren Derivirten oder Differentialen der erſten, zweiten u. ſ. w. Ordnung.

Lehrſatz 1. Iſt die Function $y = f(x)$ reell und ſtetig in Bezug auf die Veränderliche x in der Nähe eines beſondern Werthes von x, den wir mit x_0 bezeichnen wollen, ſo wird ſie zugleich mit x wachſen oder abnehmen, während x, von dem Werthe x_0 an, wächſt oder abnimmt, wenn der dem $x = x_0$ entſprechende Werth von $y' = \frac{dy}{dx}$ endlich und poſitiv iſt. Hingegen wird y abnehmen, während x von x_0 an wächſt, oder zunehmen, während x von x_0 an abnimmt, wenn y' endlich und negativ iſt.

Beweis. Da $y' = \frac{dy}{dx}$ die Grenze iſt, welcher ſich $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ bei ſehr kleinen Werthen von Δx nähert, ſo darf man annehmen, daß, wenn y' poſitiv iſt, auch $\frac{\Delta y}{\Delta x}$, bei hinreichend kleinen Werthen von Δx, poſitiv, alſo Δy mit Δx von gleichem Vorzeichen ſein werde, und daß, wenn y' negativ iſt, auch $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ bei ſehr kleinen Werthen von Δx negativ, folglich Δy dann mit Δx von entgegengeſetztem Vorzeichen ſein werde. Haben aber Δy und Δx gleiche Vorzeichen, ſo nimmt y zugleich mit x zu oder ab; haben hingegen Δy und Δx entgegengeſetzte Vorzeichen, ſo nimmt y ab, wenn x zunimmt, und zu, wenn x abnimmt. Die geometriſche Darſtellung von $y' = \frac{dy}{dx}$ zeigt daſſelbe. Denn iſt die Veränderung in den Werthen der ſtetigen Function $y = f(x)$ in der Nähe von $x = x_0 = OP$ durch die Curve NSM (Fig. 1—8) dargeſtellt, ſo nimmt (vorausgeſetzt, daß wir, wie in der algebraiſchen Analyſis üblich iſt, negative Größen für um ſo größer anſehen, je weniger ſie von Null verſchieden ſind) die Function y in der Nähe von $x = x_0$ zugleich mit x zu oder ab, wenn, wie in Fig. 1—4, $y' = \operatorname{tg} \alpha$ poſitiv iſt; hingegen nimmt y da, wo $y' = \operatorname{tg} \alpha$, wie in Fig. 5—8, negativ iſt, in der Nähe von $x = x_0$ ab, wenn x zunimmt, und zu, wenn x abnimmt.

Zuſatz 1. Bleibt $y = f(x)$ ſtetig, ſo lange x zwiſchen den Grenzen $x = x_0$ und $x = X$ bleibt, und läßt man x allmälig von der einen Grenze zur andern hin wachſen, ſo wird y zunehmen, ſo lange y' einen poſitiven Werth hat, und abnehmen, ſobald y' einen negativen Werth erhält. Wenn alſo $y = f(x)$, während ſie allmälig von dem Werthe $f(x_0)$ zu dem Werthe $f(X)$ übergeht, Anfangs wächſt und nachher abnimmt, oder erſt abnimmt und dann wächſt, ſo muß im erſten Falle ihre Derivirte y' vom Poſitiven zum Negativen, im zweiten vom Negativen zum Poſitiven übergehen. Wenn bei dieſem Übergange nicht etwa y' aufhört, ſtetig zu ſein (wie z. B. Fig. 11 und 12, wo bei M der Winkel $\alpha = 90°$, daher $y' = \operatorname{tg} \alpha = \infty$ wird), ſo muß y' durch Null gehen (z. B. in Fig. 9 vgl. mit Fig. 1 und 5, und in Fig. 10 vgl. mit Fig. 6 und 2, wo α bei M gleich Null oder gleich 180°, und daher $y' = \operatorname{tg} \alpha = 0$ wird. So nimmt unter Andern die Function $y = \sin x$, welche ſtetig iſt, für alle reelle Werthe von x, oder, was ebenſo viel iſt, ſo lange x zwiſchen den Grenzen $-\infty$ und $+\infty$ bleibt, mit x zugleich zu oder ab, da, wo ihre Derivirte $y' = \cos x$ poſitiv iſt, hingegen zu, wo x abnimmt, und ab, wo x zunimmt, da, wo die Derivirte $y' = \cos x$ negativ iſt. Auch wird die Derivirte $y' = \cos x$ allemal da Null, wo die Stammfunction $y = \sin x$ aufhört zuzunehmen, um nachher abzunehmen, oder aufhört abzunehmen, um nachher zu wachſen.

Zuſatz 2. Wenn die Function $y = f(x)$ für den beſondern Werth $x = x_0$ verſchwindet und in der Nähe dieſes Werthes ſtetig iſt, wenn aber der entſprechende Werth von $y' = f'(x)$ nicht Null und nicht unendlich, ſondern entweder endlich und poſitiv, oder endlich und negativ iſt, ſo wird, wenn man x ſehr wenig von x_0 verſchieden annimmt, bei einem poſitiven y'

$f(x) > 0$ für $x > x_0$, und $f(x) < 0$ für $x < x_0$,

aber bei einem negativen y'

$f(x) < 0$ für $x > x_0$, und $f(x) > 0$ für $x < x_0$.

Geometriſch dargeſtellt wird dies, wenn man in Fig. 1—8 die Abſciſſenaxe OP ihrer bisherigen Lage parallel durch den Punkt M legt, ſodaß P und M zuſammenfallen und $x_0 = OP = OM$ annimmt.

Lehrſatz 2. Es ſeien $f(x)$ und $F(x)$ zwei reelle Functionen, welche für $x = x_0$ beide verſchwinden und welche ſtetig bleiben, ſo lange x zwiſchen den Grenzen $x = x_0$ und $x = X$ bleibt. Ferner ändere die derivirte Function $F'(x)$ ihr Vorzeichen nicht, ſo lange x zwiſchen jenen Grenzen bleibt. Iſt nun A der kleinſte und B der größeſte unter allen Werthen, welche der Quotient $\frac{f'(x)}{F'(x)}$ nach und nach annimmt, während x alle zwiſchen $x = x_0$ und $x = X$ liegenden Werthe durchläuft, ſo iſt auch dee Bruch $\frac{f(X)}{F(X)}$ zwiſchen den beiden Grenzen A und B enthalten.

Beweis. Da, nach der Vorausſetzung, für alle zwiſchen $x = x_0$ und $x = X$ liegende Werthe von x,

$$\frac{f'(x)}{F'(x)} - A > 0, \quad \frac{f'(x)}{F'(x)} - B < 0$$

iſt, und da die derivirte Function $F'(x)$ für alle jene

Digitized by Google

Werthe von x ihr Vorzeichen nicht ändert, ſo muß für alle ſolche Werthe eines der beiden Producte

$$F'(x)\left(\frac{f'(x)}{F'(x)} - A\right) = f'(x) - AF'(x),$$

$$F'(x)\left(\frac{f'(x)}{F'(x)} - B\right) = f'(x) - BF'(x),$$

beſtändig poſitiv, das andere beſtändig negativ ſein. Dieſe Producte ſind aber reſpective gleich den Derivirten der beiden Functionen

$$f(x) - AF(x), \quad f(x) - BF(x),$$

daher wird (nach Lehrſatz 1. Zuſatz 1) die eine dieſer Functionen immerfort zu-, die andere immerfort abnehmen, während x von x_0 bis X wächſt. Da nun letztgedachte beide Functionen, ebenſo wol als f(x) und F(x), beide zugleich für $x = x_0$ verſchwinden, ſo müſſen die Werthe, welche ſie für $x = X$ erhalten, nämlich

$$f(X) - AF(X), \quad f(X) - BF(X),$$

Größen von entgegengeſetzten Vorzeichen ſein. Daraus folgt, wenn man jene beiden Werthe durch F(X) dividirt, daß auch

$$\frac{f(X)}{F(X)} - A, \quad \frac{f(X)}{F(X)} - B$$

Größen von entgegengeſetzten Vorzeichen ſeien, daß daher der Bruch $\frac{f(X)}{F(X)}$ zwiſchen den Grenzen A und B liegen müſſe.

Zuſatz 1. Bleiben nicht nur f(x) und F(x), ſondern auch f′(x) und F′(x) ſtetig, während x von x_0 bis X wächſt, ſo wird, während x allmälig von einer Grenze zur andern übergeht, der Quotient $\frac{f'(x)}{F'(x)}$ ſich ſo ändern, daß er zwar ſtets zwiſchen A und B enthalten bleibt, aber nach und nach alle Zwiſchenwerthe durchläuft. Dann wird alſo jede zwiſchen A und B liegende Größe, z. B. der Bruch $\frac{f(X)}{F(X)}$ ein Werth des Quotienten $\frac{f'(x)}{F'(x)}$ ſein, der einem zwiſchen den Grenzen x_0 und X enthaltenen Werthe von x, etwa dem Werthe $x = \xi$ entſpricht, ſodaß dann

$$(15) \qquad \frac{f(X)}{F(X)} = \frac{f'(\xi)}{F'(\xi)}$$

ſein wird. Setzt man $X = x_0 + h$, ſo wird ξ von der Form $x_0 + h_1$ ſein, wo h_1 eine Größe bezeichnet, welche gleiches Vorzeichen mit h, aber einen geringern numeriſchen Werth hat, und die Gleichung (15) wird dann $\frac{f(x_0+h)}{F(x_0+h)} = \frac{f'(x_0+h_1)}{F'(x_0+h_1)}$, oder, was ebendaſſelbe ausſagt, wenn θ eine Zahl bezeichnet, welche kleiner als die Einheit iſt, ſo iſt es unter obigen Vorausſetzungen allemal möglich, dieſe Zahl ſo zu wählen, daß dadurch die Formel

$$(16) \qquad \frac{f(x_0+h)}{F(x_0+h)} = \frac{f'(x_0+\theta h)}{F'(x_0+\theta h)}$$

wahr wird.

Zuſatz 2. Wenn nicht blos f(x) und F(x), ſondern auch f′(x) und F′(x), f″(x) und F″(x) u. ſ. w. ..., $f^{(n-1)}x$ und $F^{(n-1)}(x)$ alle für $x = x_0$ verſchwinden, und alle dieſe Functionen, ſowie auch $f^{(n)}(x)$ und $F^{(n)}(x)$ ſtetig bleiben, während x von x_0 bis $x_0 + h$ zunimmt; wenn ferner von den Derivirten F′(x), F″(x), F‴(x), ... $F^{(n)}(x)$ jede für ſich ihr Vorzeichen nicht ändert, ſo lange x zwiſchen den Grenzen x_0 und X bleibt, ſo wird man eine Folge von Gleichungen erhalten, die alle der zweiten Gleichung des vorigen Zuſatzes ähnlich ſind; alſo wird es dann eine Folge von Größen $h_1, h_2 \ldots h_n$, welche mit h gleiches Vorzeichen haben, und von denen jede der Reihe nach einen kleinern numeriſchen Werth hat, als die nächſt vorhergehende, welche aber die Formel

$$\frac{f(x_0+h)}{F(x_0+h)} = \frac{f'(x_0+h_1)}{F'(x_0+h_1)} = \frac{f''(x_0+h_2)}{F''(x_0+h_2)} = \ldots = \frac{f^{(n)}(x_0+h_n)}{F^{(n)}(x_0+h_n)}$$

wahr machen. Begnügt man ſich, in dieſer Formel den erſten Bruch gleich dem letzten zu ſetzen, ſo läßt ſich die dadurch entſtehende Gleichung auch ſo ſchreiben:

$$(17) \qquad \frac{f(x_0+h)}{F(x_0+h)} = \frac{f^{(n)}(x_0+\theta h)}{F^{(n)}(x_0+\theta h)},$$

wo θ wieder einen echten Bruch bedeutet.

Zuſatz 3. Iſt $x_0 = 0$, $F(x) = x$, ſo iſt $F(x_0+h) = F(h) = h$, und, da $F(x) = x$ iſt, ſo iſt $F'(x) = 1$ für jeden reellen Werth von x, z. B. für $x = x_0 + \theta h$, mithin $F'(x_0 + \theta h) = 1$. Demnach zieht man dann aus Formel (16)

$$f(h) = hf'(\theta h).$$

Ebenſo zieht man aus Formel (17), wenn dort $x_0 = 0$, $F(x) = x^n$, alſo $F^{(n)}(x) = 1.2.3\ldots n$ geſetzt wird, $\frac{f(h)}{h^n} = \frac{f^{(n)}(\theta h)}{1.2.3\ldots n}$, folglich

$$f(h) = \frac{h^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta h).$$

Man kann daher folgende zwei Lehrſätze aufſtellen:

Lehrſatz 3. Wenn die Function f(x) zugleich mit der Variabeln x verſchwindet und ebenſo wol als ihre Derivirte f′(x) ſtetig bleibt, während x die Werthe von Null bis h durchläuft, ſo gibt es zwiſchen 0 und 1 einen Werth von θ, welcher die Formel

$$(18) \qquad f(h) = hf'(\theta h)$$

wahr macht.

Lehrſatz 4. Wenn die Functionen f(x), f′(x), f″(x)... $f^{(n-1)}(x)$ alle mit der Variabeln x zugleich verſchwinden und ebenſo wol als $f^{(n)}(x)$ ſtetig bleiben, während x die Werthe von $x = 0$ bis $x = h$ durchläuft, ſo gibt es zwiſchen den Grenzen 0 und 1 einen Werth von θ, welcher die Formel

$$(19) \qquad f(h) = \frac{h^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta h)$$

verificirt.

Es ſei jetzt *f*(x) eine Function von x, welche für $x = x_0$ einen endlichen poſitiven oder negativen Werth

Digitized by Google

annimmt und ebenſo wol als ihre Derivirte $f'(x)$ ſtetig bleibt, während x die Werthe von x_o bis X durchläuft. Setzt man nun $f(x) = f(x) - f(x_o)$, $F(x) = x - x_o$, ſo iſt $f'(x) = f'(x)$, $F'(x) = 1$. Aus den Formeln (15) und (16) folgt dann $\frac{f(X) - f(x_o)}{X - x_o} = f'(\xi)$, oder, was ebenſo viel iſt, $\frac{f(x_o + h) - f(x_o)}{h} = f'(x_o + \theta h)$.

Daher gilt folgender Satz:

Lehrſatz 5. Wenn die Function $f(x)$ für $x = x_o$ einen endlichen Werth behält und ebenſo wol als ihre Derivirte $f'(x)$ ſtetig bleibt, während x von $x = x_o$ bis $x = x_o + h$ fortſchreitet, ſo gibt es zwiſchen 0 und 1 einen Werth θ, welcher die Gleichung verificirt:

$$(20)\quad f(x_o + h) - f(x_o) = h f'(x_o + \theta h).$$

Ebenſo wird man aus der Formel (17), wenn man in derſelben $f(x) = f(x) - f(x_o)$, $F(x) = (x - x_o)^n$ ſetzt, folgenden Satz ableiten:

Lehrſatz 6. Wenn für $x = x_o$ von den Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x) \ldots f^{(n-1)}(x)$ ſich die erſte auf eine endliche Größe, die folgenden auf Null reduciren und jede derſelben ebenſo wol als $f^{(n)}(x)$ ſtetig bleibt, während x die Werthe von x_o bis $x_o + h$ durchläuft, ſo gibt es zwiſchen 0 und 1 eine Zahl θ, welche die Gleichung

$$(21)\quad f(x_o + h) - f(x_o) = \frac{h^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(x_o + \theta h)$$

wahr macht.

V. Beſtimmung der Werthe, welche die reellen Functionen von einer einzigen Veränderlichen annehmen, wenn ſie ſich unter den unbeſtimmten Formen $\frac{0}{0}$, $\frac{\pm\infty}{\pm\infty}$, $0 \times \pm\infty$, 0^0, ∞^0, $1^{\pm\infty}$ darſtellen.

Es ſeien $f(x)$ und $F(x)$ zwei Functionen von x, welche für einen beſondern Werth von x, etwa für $x = x_o$, beide verſchwinden, ſo wird der Bruch $z = \frac{f(x)}{F(x)}$ für $x = x_o$ unter der unbeſtimmten Form $\frac{0}{0}$ auftreten; allein der Werth deſſelben kann doch in dieſem Falle ein ganz beſtimmter ſein (vgl. d. Art. Differential). Offenbar nämlich wird dieſer Werth nichts Anderes ſein, als die Grenze, wenn es eine ſolche gibt, welcher ſich z nähert, während ſich x dem Werthe x_o nähert. Es ſei nun X eine ſehr wenig von x_o verſchiedene und ξ eine andere zwiſchen x_o und X liegende Größe. Da im Allgemeinen jede der Functionen $f(x)$, $F(x)$, $f'(x)$, $F'(x)$ ſtetig bleibt und von dem durch x_o dargeſtellten Werthe von x an bis zu einem ſehr nahen Werthe $x = X$ ihr Vorzeichen nicht ändert, ſo kann man (nach Lehrſatz 2, Zuſatz 1 des vorigen Abſchnittes) die Größe ξ ſo wählen, daß die Gleichung $\frac{f(X)}{F(X)} = \frac{f'(\xi)}{F'(\xi)}$ wahr wird. Nähert ſich nun X unendlich der Grenze x_o, ſo thut ξ dies um ſo mehr, mithin hat die rechte Seite der eben aufgeſtellten Gleichung zur Grenze denjenigen Werth des Bruches $\frac{f'(x)}{F'(x)}$, welcher dem $x = x_o$ entſpricht. Daher

Lehrſatz 1. Wenn ein beſonderer Werth des Quotienten $\frac{f(x)}{F(x)}$ ſich unter der Form $\frac{0}{0}$ darſtellt, ſo fällt dieſer Werth zuſammen mit dem entſprechenden Werthe des Quotienten $\frac{f'(x)}{F'(x)}$.

Z. B. für $x = 0$ iſt $\frac{e^x - e^{-x}}{\sin x} = \frac{e^x + e^{-x}}{\cos x} = 2$, $\frac{\sin(x^2)}{x} = \frac{2x\cos(x^2)}{1} = 0$, $\frac{\sin x}{x^2} = \frac{\cos x}{2x} = \frac{1}{0}$ ꝛc., für $x = 1$ iſt $\frac{l(x)}{x-1} = \frac{1}{x} = 1$, $\frac{x-1}{x^2-1} = \frac{1}{2x} = \frac{1}{2}$ ꝛc., für $x = a$ iſt $\frac{x^m - a^m}{x^n - a^n} = \frac{m x^{m-1}}{n x^{n-1}} = \frac{m}{n} a^{m-n}$.

Anmerkung. Vorſtehender Lehrſatz gilt auch in dem Falle, wo die Conſtante x_o unendlich wird. In dieſem Falle ſtellen X und ξ Größen vor, welche mit x_o gleiche Vorzeichen haben und deren numeriſche [d. h. unabhängig vom Vorzeichen betrachtete] Werthe ſehr groß ſind, jedoch der numeriſche Werth von ξ größer als der von X.

Verſchwinden für $x = x_o$ nicht blos $f(x)$ und $F(x)$, ſondern auch $f'(x)$ und $F'(x)$, ſo ſchließt man, daß $\frac{f'(x)}{F'(x)}$, und alſo auch $\frac{f(x)}{F(x)}$, mit dem $x = x_o$ entſprechenden Werthe von $\frac{f''(x)}{F''(x)}$ zuſammenfalle. So fortſchließend, erhält man folgenden Satz:

Lehrſatz 2. Wenn die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)$, ..., $f^{(n-1)}(x)$ und $F(x)$, $F'(x)$, $F''(x)$, ..., $F^{(n-1)}(x)$ alle für den beſondern Werth $x = x_o$ verſchwinden, ſo fällt der dem $x = x_o$ entſprechende Werth des Quotienten $\frac{f(x)}{F(x)}$ mit dem entſprechenden Werthe von $\frac{f^{(n)}(x)}{F^{(n)}(x)}$ zuſammen.

Z. B. für $x = 0$ iſt $\frac{x - \sin x}{x^3} = \frac{1 - \cos x}{3x^2} = \frac{\sin x}{6x} = \frac{\cos x}{6} = \frac{1}{6}$; für $x = c$ iſt $\frac{ax^2 - 2acx + ac^2}{bx^2 - 2bcx + bc^2} = \frac{2ax - 2ac}{2bx - 2bc} = \frac{2a}{2b} = \frac{a}{b}$.

Setzt man im Lehrſatz 1 und 2 $f(x) = y$, $F(x) = z$, ſo iſt, nach Lehrſatz 1, für $x = x_o$, $\frac{y}{z} = \frac{y'}{z'}$, wenn y und z beide für $x = x_o$ verſchwinden, und nach Lehrſatz 2 $\frac{y}{z} = \frac{y^{(n)}}{z^{(n)}}$ für $x = x_o$, wenn $y, y', y'', \ldots y^{(n-1)}$,

Digitized by Google

$z, z', z'' \ldots z^{(n-1)}$ alle zugleich für $x = x_0$ verſchwinden.

Es ſeien ferner y und z zwei Functionen von x, welche beide, für $x = x_0$, unendlich werden, ſo werden $\frac{1}{y}$ und $\frac{1}{z}$ beide, für $x = x_0$, verſchwinden, und da $-\frac{y'}{y^2}$ und $-\frac{z'}{z^2}$ ihre Derivirten ſind, ſo wird für $x = x_0$, nach dem erſten Lehrſatze dieſes Abſchnittes,

$$\frac{\frac{1}{y}}{\frac{1}{z}} = \frac{-\frac{y'}{y^2}}{-\frac{z'}{z^2}},$$

oder, was ebenſo viel iſt, $\frac{z}{y} = \frac{z^2}{y^2} \times \frac{y'}{z'}$, woraus durch Multiplication mit $\frac{y^2}{z^2}$ folgt $\frac{y}{z} = \frac{y'}{z'}$. Daher

Lehrſatz 3. Wenn ein beſonderer Werth des Quotienten $\frac{f(x)}{F(x)}$ ſich unter der unbeſtimmten Form $\frac{\pm\infty}{\pm\infty}$ darſtellt, ſo fällt dieſer Werth zuſammen mit dem entſprechenden Werthe des Quotienten $\frac{f'(x)}{F'(x)}$.

Anmerkung. Auch dieſer Lehrſatz gilt noch, wie Lehrſatz 1, in dem Falle, wo der beſondere Werth $x_0 = \pm\infty$ iſt. Wenn demnach $f(x)$ mit x zugleich ins Unendliche wächſt, ſo iſt, für $x = \pm\infty$, $\frac{f(x)}{x} = \frac{f'(x)}{1}$. Daraus folgt z. B. leicht, wenn A eine Zahl, die größer als die Einheit iſt, und $L(x)$ den Logarithmus von x in dem Syſtem von der Baſis A bedeutet, daß, indem x ſich der Grenze ∞ nähert, $\lim \frac{A^x}{x} = \infty$, $\lim \frac{L(x)}{x} = 0$ ſei.

Aus Lehrſatz 1 und 3 leitet man leicht ab:

Lehrſatz 4. Wenn die Quotienten $\frac{f(x)}{F(x)}, \frac{f'(x)}{F'(x)}, \ldots \frac{f^{(n-1)}(x)}{F^{(n-1)}(x)}$ ſich alle für den beſondern Werth $x = x_0$ unter der unbeſtimmten Form $\frac{\pm\infty}{\pm\infty}$, oder einige unter dieſer, andere unter der Form $\frac{0}{0}$ darſtellen, ſo fällt der Werth von $\frac{f(x)}{F(x)}$ für $x = x_0$ zuſammen mit dem entſprechenden Werthe von $\frac{f^{(n)}(x)}{F^{(n)}(x)}$.

Z. B. für $x = 0$ iſt $\frac{l\left(\frac{1}{x}\right)}{\cot x} = \frac{+\infty}{+\infty} = \frac{\sin^2 x}{x} = \frac{0}{0} = \frac{2\cos x \sin x}{1} = 0$; für $x = \infty$ iſt, wenn a eine poſitive Conſtante und n diejenige ganze Zahl, welche zunächſt größer als a iſt, bedeutet, $\frac{x^a}{e^x} = \frac{\infty}{\infty} = \frac{a x^{a-1}}{e^x} = \frac{\infty}{\infty} = \ldots = \frac{a(a-1)\ldots(a-n+1).x^{a-n}}{e^x} = \frac{a(a-1)\ldots(a-n+1)}{x^{n-a}e^x} = 0.$

Auf die Formen $\frac{0}{0}$ und $\frac{\pm\infty}{\pm\infty}$ laſſen ſich andere unbeſtimmte Formen, wie $0 \times \pm\infty$, 0^0, ∞^0, $1^{\pm\infty}$ u. ſ. w., zurückführen. Denn ſind erſtlich y und z zwei Functionen von x von der Beſchaffenheit, daß, für $x = x_0$, die erſte Null, die zweite unendlich wird, ſo tritt, für $x = x_0$, die Function $s = yz$ unter der Form $0 \times \pm\infty$ auf; da aber $yz = \frac{y}{\frac{1}{z}} = \frac{z}{\frac{1}{y}}$ iſt, welche letzte beide Quotienten für $x = x_0$ die Formen $\frac{0}{0}$ und $\frac{\pm\infty}{\pm\infty}$ annehmen, ſo braucht man nur dieſe Quotienten nach Lehrſatz 1 — 4 zu unterſuchen. So z. B. für $x = \infty$ iſt $e^{-x}l(x) = 0 \times \infty = \frac{l(x)}{e^x} = \frac{\infty}{\infty} = \frac{\frac{1}{x}}{e^x} = 0$; für $x = 0$ iſt $x\,l(x) = 0 \times -\infty = \frac{l(x)}{x^{-1}} = \frac{-\infty}{\infty} = \frac{x^{-1}}{-x^{-2}} = -x = 0.$

Sind ferner y und z Functionen von der Beſchaffenheit, daß, für $x = x_0$, $y = 0$ und $z = 0$, oder $y = \infty$ und $z = 0$, oder endlich $y = 1$ und $z = \pm\infty$ wird, ſo erſcheint derjenige Werth von y^z, welcher dem $x = x_0$ entſpricht, unter einer von den unbeſtimmten Formen 0^0, ∞^0, $1^{\pm\infty}$. Es iſt aber $l(y^z) = z\,l(y) = \frac{l(y)}{z^{-1}}$, alſo $y^z = e^{\frac{l(y)}{z^{-1}}}$. Da nun $\frac{l(y)}{z^{-1}}$ für $x = x_0$ eine von den Formen $\frac{\infty}{\infty}$ oder $\frac{0}{0}$ annimmt, ſo braucht man nur den Werth dieſes Quotienten nach Lehrſatz 1 — 4 zu beſtimmen, um daraus den Werth von $e^{\frac{l(y)}{z^{-1}}} = y^z$ zu erhalten. Dies führt auf folgenden Satz:

Lehrſatz 5. Wenn ein beſonderer Werth des Ausdrucks y^z ſich unter einer von den unbeſtimmten Formen 0^0, ∞^0, $1^{\pm\infty}$ darſtellt, ſo fällt dieſer Werth zuſammen mit dem entſprechenden Werthe der Exponentialgröße $e^{-\frac{y'z^2}{yz'}}$.

Z. B. für $x = 0$ iſt $(\sin x)^x = 0^0 = e^{-\frac{x^2\cos x}{\sin x}} = e^{-\frac{x^2}{\operatorname{tg} x}} = e^{-\frac{0}{0}} = e^{-2x\cos^2 x} = e^{-0} = 1$; für $x = \infty$ iſt $x^{\frac{1}{x}} = \infty^0 = e^{\frac{1}{x}} = e^0 = 1$; für $x = 0$ iſt $(\cos x)^{\cot x} = 1^{\infty} = e^{-\sin x \cos x}$

$= e^{-0} = 1$; für $x = 1$ iſt $x^{\frac{1}{1-x}} = 1^{\infty} = e^{-\frac{1}{x}} = \frac{1}{e}$; für $x = 0$ iſt $(1+x)^{\frac{1}{x}} = e^{\frac{x^2}{x^2(1+x)}} = e$.

VI. Über die verſchiedenen Ordnungen des unendlich Kleinen und über die Derivirten derjenigen Functionen, welche unendlich kleine Größen darſtellen.

Bedeutet i eine unendlich kleine Größe, ſo nennt man alle ſolche Functionen von i, welche mit i zugleich verſchwinden, ein **Syſtem** unendlich kleiner Größen von der **Baſis** i. Wenn nun a eine conſtante, gleichviel ob rationale oder irrationale Zahl, r aber eine veränderliche Zahl bezeichnet, ſo wird die Function f(i) ein **unendlich Kleines von der Ordnung a** ſein, wenn die Grenze des Quotienten $\frac{f(i)}{i^r}$ Null iſt für alle Werthe von r, die kleiner als a ſind, und unendlich für alle Werthe von r, die größer als a ſind. Es iſt hiernach in den meiſten Fällen leicht die Ordnung einer unendlich kleinen Größe zu beſtimmen, nur wird man dabei zuweilen die Werthe von Größen aufſuchen müſſen, welche unter einer von den im vorigen Abſchnitte betrachteten unbeſtimmten Formen erſcheinen. Iſt z. B. das Product $i^a l(i)$ zu unterſuchen, ſo erhellt 1) daß dies Product, welches für $i = 0$ die Form $0 \times -\infty$ annimmt, zugleich mit i verſchwinde, wie man nach dem vorigen Abſchnitte leicht findet. Es iſt alſo $i^a l(i)$ ein unendlich Kleines in dem Syſtem von der Baſis i. 2) Um die Ordnung dieſes unendlich Kleinen in dem genannten Syſtem auszumitteln, beachte man, daß der Quotient $\frac{i^a l(i)}{i^r} = i^{a-r} l(i) = \frac{l(i)}{i^{r-a}}$ für poſitive Werthe von $a - r$ verſchwindet, hingegen für poſitive Werthe von $r - a$ unendlich wird, wie Erſteres aus dem vorigen Abſchnitte, Letzteres von ſelbſt folgt. Demnach iſt $i^a l(i)$ ein unendlich Kleines von der Ordnung a. Daſſelbe beweiſt man leicht von dem Ausdrucke $\frac{i^a}{l(i)}$, ſowie auch von $i^a e^i l(i)$ und von $\frac{i^a e^i}{l(i)}$, welche aus jenen beiden Ausdrücken entſtehen, wenn man mit dem Factor e^i, der ſich für $i = 0$ auf 1 reducirt, multiplicirt. Ebenſo erhellt leicht, daß $\frac{1}{l(i)}$ ein unendlich Kleines von der Ordnung 0 und $e^{-\frac{1}{i}}$ ein unendlich Kleines von der Ordnung ∞ iſt.

Es ſei nun f(i) ein unendlich Kleines von der Ordnung a und n diejenige ganze Zahl, welche entweder gleich a oder zunächſt größer als a iſt; alsdann wird unter den Gliedern der geometriſchen Progreſſion f(i), $\frac{f(i)}{i}$, $\frac{f(i)}{i^2}$, $\frac{f(i)}{i^3}$ u. ſ. w. im Allgemeinen $\frac{f(i)}{i^n}$ das erſte ſein, welches nicht mehr mit i zugleich verſchwindet. Iſt a keine ganze Zahl, ſo wird dies, zu Folge der vorſtehenden Erklärung des unendlich Kleinen von der Ordnung a, allemal ſtattfinden. Iſt aber a eine ganze Zahl und $a = n$, ſo wird in manchen Fällen der Ausdruck $\frac{f(i)}{i^n}$ auch noch zugleich mit i verſchwinden (z. B. wenn $f(i) = \frac{i^a}{l(i)}$ oder $= \frac{i^a e^i}{l(i)}$ iſt), in andern Fällen jedoch nicht (z. B. wenn $f(i) = i^a e^i$ oder $= i^a l(i)$ iſt). Wenn $\frac{f(i)}{i^n}$ auch noch zugleich mit i verſchwindet, ſo iſt $\frac{f(i)}{i^{n+1}}$ das erſte nicht mehr mit i zugleich verſchwindende Glied in obiger Progreſſion. Wenn alſo i ſich dem Werthe Null nähert, ſo erhält man, indem man die Lehrſätze 1 und 2 des vorigen Abſchnittes beachtet,

$$\lim f(i) = 0, \text{ das iſt } f(0) = 0,$$

$$\lim \frac{f(i)}{i} = \frac{0}{0} = \lim f'(i) = 0,\ f'(0) = 0,$$

$$\lim \frac{f(i)}{i^2} = \frac{0}{0} = \lim \frac{f'(i)}{2i} = \frac{0}{0} = \lim \frac{f''(i)}{1.2} = 0,\ f''(0) = 0,$$

u. ſ. w. u. ſ. w.

$$\lim \frac{f(i)}{i^{n-1}} = \lim \frac{f'(i)}{(n-1)i^{n-2}} = \ldots = \lim \frac{f^{(n-1)} i}{1.2.3\ldots(n-1)} = 0,\ f^{(n-1)}(0) = 0,$$

$$\lim \frac{f(i)}{i^n} = \lim \frac{f'(i)}{n\, i^{n-1}} = \ldots = \lim \frac{f^{(n)}(i)}{1.2.3\ldots n} = \frac{f^{(n)}(0)}{1.2.3\ldots n},\ f^{(n)}(0) = 1.2.3\ldots n \lim \frac{f(i)}{i^n}.$$

Wenn daher $\frac{f(i)}{i^n}$ nicht mit i zugleich verſchwindet, ſo wird $f^{(n)}(0)$ die erſte unter den Größen $f(0)$, $f'(0)$, $f''(0)$, $f'''(0)$ u. ſ. w. ſein, welche nicht Null iſt. Verſchwindet aber $\frac{f(i)}{i^{(n)}}$ zugleich mit i, ſo iſt die Größe $f^{(n)}(0) = 1.2.3\ldots n \lim \frac{f(i)}{i^n}$ auch noch Null, daher dann

$$\lim \frac{f(i)}{i^{n+1}} = \lim \frac{f'(i)}{(n+1)i^n} = \ldots = \lim \frac{f^{(n+1)}(i)}{1.2.3\ldots n(n+1)} = \frac{f^{(n+1)}(0)}{1.2.3\ldots n(n+1)},$$ alſo $f^{(n+1)}(0) = 1.2.3\ldots n(n+1) \lim \frac{f(i)}{i^{n+1}}$.

In dieſem Falle wird, da, nach dem Obigen, der Ausdruck $\frac{f(i)}{i^{n+1}}$ gewiß nicht mit i zugleich verſchwindet, $f^{(n+1)}(0)$ das erſte nicht Null ſeiende Glied der Reihe $f(0)$, $f'(0)$, $f''(0)$, $f'''(0)$ u. ſ. w. ſein. Dies zuſammengefaßt gibt folgenden Satz:

Lehrſatz 1. Es ſei f(i) ein unendlich Kleines von der Ordnung a in dem Syſtem von der Baſis i, und n ſei diejenige ganze Zahl, welche ebenſo groß oder zunächſt größer als a iſt. Iſt nun $n > a$, oder verſchwindet, wenn $n = a$ iſt, der Quotient $\frac{f(i)}{i^n}$ nicht, für $i = 0$, ſo wird $f^{(n)}(i)$ die erſte unter den Functio-

nen f(i), f'(i), f''(i), f'''(i) u. ſ. w., welche nicht mehr zugleich mit i verſchwindet. Wenn aber n = a und zugleich $\frac{f(i)}{i^n} = 0$, für i = 0, iſt, ſo wird $f^{(n+1)}(i)$ die erſte unter den Größen f(i), f'(i), f''(i) u. ſ. w. ſein, welche nicht mehr zugleich mit i verſchwindet.

Denken wir uns jetzt unter f(x) eine Function der x von ſolcher Beſchaffenheit, daß der Quotient $\frac{f(x)}{x^{n-1}}$ mit x zugleich verſchwinde, ſo wird jeder Quotient, wie $\frac{f(x)}{x^{n-k}} = x^{k-1}\frac{f(x)}{x^{n-1}}$, wo k irgend eine Zahl, die größer als 1 iſt, bedeutet, offenbar auch mit x zugleich verſchwinden. Betrachtet man daher x als ein unendlich Kleines der erſten Ordnung, ſo wird f(x) ein unendlich Kleines von einer Ordnung, die entweder die (n — 1)te oder eine höhere iſt, und es wird nicht nur $f(x) = \frac{f(x)}{x^{n-n}}$, ſondern auch, nach Lehrſatz 1, f'(x), f''(x), ..., $f^{(n-1)}(x)$ mit x zugleich verſchwinden. Vergleicht man hiermit den vierten Lehrſatz in Abſchnitt IV, ſo erhält man:

Lehrſatz 2. Vorausgeſetzt, daß die Functionen f(x), f'(x), f''(x), ..., $f^{(n)}(x)$ ſtetig ſeien, während x die Werthe von x = 0 bis x = h durchläuft, und daß der Quotient $\frac{f(x)}{x^{n-1}}$ zugleich mit x verſchwinde, ſo wird es, wenn man dem x den Werth h oder einen zwiſchen den Grenzen 0 und h liegenden Werth beilegt, ſtets eine Zahl $\theta < 1$ geben, welche folgende Formel wahr macht:

$$(22) \qquad f(x) = \frac{x^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta x).$$

Zuſatz. Iſt im Lehrſatze 2 das n = 1, ſo reducirt ſich die Formel (22) auf

$$(23) \qquad f(x) = x f'(\theta x).$$

Aus Formel (22) und (23) laſſen ſich manche merkwürdige Folgerungen über die Grenzen gewiſſer Ausdrücke und über die Ordnung gewiſſer unendlich kleiner Größen ziehen (ſ. die Art. Grenze und Unendlich Kleines).

VII. Entwickelung reeller Functionen von x nach aufſteigenden Potenzen mit ganzen Exponenten von der Veränderlichen x oder von der Differenz x — a, wo a einen beſondern Werth von x bezeichnet.

Iſt $f(x)$ eine reelle Function von x, welche, ſowol als ihre Derivirten, von der erſten bis zur nten Ordnung für x = 0 einen endlichen Werth behält, und bleiben die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)$, ..., $f^{(n)}(x)$ alle reell und ſtetig, während x die Werthe von x = 0 bis x = h durchläuft, ſo ſchließt man,

1) indem man n = 1 und $f(x) - f(0) = f(x)$ ſetzt, aus Formel (23), $f(x) - f(0) = x f'(\theta x)$. Nimmt man hier $f'(\theta x) = f'(0) + P$ an, ſo wird

$$P = \frac{f(x) - f(0) - x f'(0)}{x};$$

2) indem man n = 2 und $f(x) - f(0) - x f'(0) = f(x)$ ſetzt und Formel (22) anwendet*), $f(x) - f(0) - x f'(0) = \frac{x^2}{1.2} f''(\theta x) = \frac{x^2}{1.2} f''(\theta x)$. Nimmt man nun $f''(\theta x) = f''(0) + Q$ an, ſo wird $\frac{1}{1.2} Q$

$$= \frac{f(x) - f(0) - x f'(0) - \frac{x^2}{1.2} f''(0)}{x^2};$$

3) indem man n = 3 und $f(x) - f(0) - x f'(0) - \frac{x^2}{1.2} f''(0) = f(x)$ ſetzt und Formel (22) anwendet**), $f(x) - f(0) - x f'(0) - \frac{x^2}{1.2} f''(0) = \frac{x^3}{1.2.3} f'''(\theta x) = \frac{x^3}{1.2.3} f'''(\theta x)$. Nimmt man hier $f'''(\theta x) = f'''(0) + R$ an, ſo wird $\frac{1}{1.2.3} R$

$$= \frac{f(x) - f(0) - x f'(0) - \frac{x^2}{1.2} f''(0) - \frac{x^3}{1.2.3} f'''(0)}{x^3}.$$

Fährt man ſo fort und beachtet, daß die Functionen P, Q, R u. ſ. w. alle zugleich mit x verſchwinden***), alſo auch P, $\frac{1}{1.2}$ Q, $\frac{1}{1.2.3}$ R u. ſ. w. zugleich mit x verſchwinden, ſo erhält man endlich die Gleichung

$$f(x) - f(0) - x f'(0) - \frac{x^2}{1.2} f''(0) - \ldots - \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n-1)}(0) = \frac{x^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta x),$$

woraus folgt:

$$(24) \quad f(x) = f(0) + \frac{x}{1} f'(0) + \frac{x^2}{1.2} f''(0) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n-1)}(0) + \frac{x^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta x).$$

Zu Folge dieſer Formel kann die Function $f(x)$ als aus einer ganzen Function von x, nämlich:

$$(25) \quad f(0) + \frac{x}{1} f'(0) + \frac{x^2}{1.2} f''(0) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n-1)}(0)$$

und einem Reſte

$$(26) \qquad \frac{x^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(\theta x),$$

beſtehend angeſehen werden.

---

*) Dies darf man, weil dann wirklich, wie es zur Anwendung von Formel (22) nöthig iſt, die Function f(x) für x = 0 verſchwindet, indem ſie $f(0) - f(0) - 0\, f'(0)$ wird, wo die erſten beiden Glieder einander aufheben und das letzte, da $f'(0)$ nach der Vorausſetzung eine endliche Größe iſt, wegen des Factors 0 verſchwindet. Weil ferner dann $\frac{f(x)}{x} = P = f'(\theta x) - f'(0)$ für x = 0 übergeht in $f'(0) - f'(0)$, alſo verſchwindet. Endlich weil dann $f(x) = f(x) - f(0) - x f'(0)$ und $f'(x) = f'(x) - f'(0)$ ſtetig bleiben für x = 0 bis x = h.

**) Daß auch dies erlaubt ſei, erhellt ähnlich wie das Vorige.

***) Dies folgt offenbar aus den Gleichungen $f'(x) = f'(0) + P$, $f''(x) = f''(0) + Q$ u. ſ. w.

Digitized by Google

Beiſpiele. Es ſei μ eine conſtante Größe. Betrachtet man nun der Reihe nach die Functionen e^x, $\cos x$, $\sin x$, $(1+x)^\mu$, $l(1+x)$, ſo findet man dieſelben ebenſo wol als ihre Derivirten der verſchiedenen Ordnungen ſtetig, und zwar die drei erſten für jeden Werth von x, die beiden letzten, wenn $1+x$ poſitiv iſt. Auch erhalten die genannten Functionen ſowol als ihre Derivirten für $x=0$ endliche Werthe. Man kann daher dieſe Functionen nach einander ſtatt $f(x)$ in die Formel (24) ſetzen, und erhält dann für $f^{(r)}(x)$, wo r jede beliebige ganze Zahl bedeutet, folgeweiſe: e^x, $\cos(x+\frac{r}{2}\pi)$, $\sin(x+\frac{r}{2}\pi)$, $\mu(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-r+1)(1+x)^{\mu-r}$, $(-1)^{r-1}\frac{1.2.3\ldots(r-1)}{(1+x)^r}$, daher für $f^{(r)}(0)$ folgeweiſe: 1, $\cos\frac{r\pi}{2}$, $\sin\frac{r\pi}{2}$, $\mu(\mu-1)\ldots(\mu-r+1)$, $(-1)^{r-1}1.2.3\ldots(r-1)$. Folglich iſt für alle reelle Werthe von x:

$$(27)\quad e^x = 1+\frac{x}{1}+\frac{x^2}{1.2}+\ldots+\frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)} + \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}e^{\theta x},$$

$$(28)\quad \cos x = 1-\frac{x^2}{1.2}+\frac{x^4}{1.2.3.4}-\ldots+\frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\cos\frac{n-1}{2}\pi + \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\cos\left(\theta x+\frac{n\pi}{2}\right),$$

$$(29)\quad \sin x = x - \frac{x^3}{1.2.3}+\frac{x^5}{1.2.3.4.5}-\ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\sin\frac{n-1}{2}\pi + \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\sin\left(\theta x+\frac{n\pi}{2}\right),$$

und für Werthe von x, welche größer als -1 ſind,

$$(30)\quad (1+x)^\mu = 1+\mu x+\frac{\mu(\mu-1)}{1.2}x^2+\ldots + \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+2)}{1.2\ldots n-1}x^{n-1} + \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+1)}{1.2\ldots n}x^n(1+\theta x)^{\mu-n},$$

$$(31)\quad l(1+x) = x-\frac{x^2}{2}+\frac{x^3}{3}-\frac{x^4}{4}+\ldots\pm\frac{x^{n-1}}{n-1}\mp\frac{1}{n}\left(\frac{x}{1+\theta x}\right)^n.$$

Betrachtet man ferner die Function arc tg x, ſo findet man dieſelbe ſowol als alle ihre Derivirten, während x die Werthe von $x=-\infty$ bis $x=+\infty$ durchläuft, reell und ſtetig. Auch behalten die Derivirten aller Ordnungen von arc tg x, ſowol als die Stammfunction, für $x=0$, endliche Werthe. Man kann daher in Formel (24) ſtatt $f(x)$ ſetzen arc tg x. Alsdann iſt $f'(x) = \frac{1}{1+x^2}$. Um aber dieſe Größe für unſern Zweck bequemer zu machen, geben wir derſelben die gleichgeltende Form $f'(x) = \frac{1}{2}\left(\frac{1}{1-x\sqrt{-1}}+\frac{1}{1+x\sqrt{-1}}\right)$.

Dann finden wir leicht $f^{(r)}(x)$

$$=(\sqrt{-1})^{r-1}\frac{1.2.3\ldots(r-1)}{2}\left[\left(\frac{1}{1-x\sqrt{-1}}\right)^r-\left(\frac{-1}{1+x\sqrt{-1}}\right)^r\right],$$

daher $f^{(r)}(0) = \frac{1.2.3\ldots(r-1)}{2}[1-(-1)^r](\sqrt{-1})^{r-1}$. Iſt nun r eine gerade Zahl, ſo wird der Factor $1-(-1)^r = 0$, daher $f^{(r)}(0)=0$; iſt aber r eine ungerade Zahl, ſo wird $1-(-1)^r=2$ und $(\sqrt{-1})^{r-1} = \pm 1$ (nämlich $\pm$, je nachdem r von der Form $4k+1$ oder von der Form $4k+3$ iſt), daher iſt dann $f^{(r)}(0) = (-1)^{\frac{r-1}{2}}1.2.3\ldots(r-1)$. Zu Folge der Formel (24) findet man alſo, für alle reelle Werthe von x, wenn n eine gerade Zahl bedeutet,

$$(32)\quad \operatorname{arc\,tg} x = x-\frac{x^3}{3}+\frac{x^5}{5}-\ldots\pm\frac{x^{n-1}}{n-1} \mp \frac{x^n}{n}\,\frac{(1-\theta x\sqrt{-1})^{-n}-(1+\theta x\sqrt{-1})^{-n}}{2\sqrt{-1}},$$

wenn aber n eine ungerade Zahl bedeutet,

$$(33)\quad \operatorname{arc\,tg} x = x-\frac{x^3}{3}+\frac{x^5}{5}-\ldots\pm\frac{x^{n-2}}{n-2} \mp \frac{x^n}{n}\,\frac{(1-\theta x\sqrt{-1})^{-n}+(1+\theta x\sqrt{-1})^{-n}}{2}.$$

Es ſei jetzt $f(x)$ eine Function der x von ſolcher Beſchaffenheit, daß für $x=a$ die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)\ldots f^{(n)}(x)$ alle endliche Werthe behalten und reell und ſtetig bleiben, während x die Werthe von $x=a$ bis $x=a+h$ durchläuft. Setzt man nun $x=a+z$ und $F(z)=f(a+z)=f(x)$, ſo iſt $F'(z)=f'(a+z)$, $F''(z)=f''(a+z)$, $\ldots$, $F^{(n)}(z)=f^{(n)}(a+z)$, daher $F(0)=f(a)$, $F'(0)=f'(a)$, $F''(0)=f''(a)$, $\ldots$, $F^{(n)}(0)=f^{(n)}(a)$.

Alſo behalten dann $F(z)$, $F'(z)$, $F''(z)$, $\ldots$, $F^{(n)}(z)$, für $z=0$, endliche Werthe und bleiben ſtetig, während z die Werthe von $z=0$ bis $z=h$ durchläuft. Man kann folglich auf $F(z)$ die Formel (24) anwenden, wodurch man erhält:

$$F(z) = F(0)+\frac{z}{1}F'(0)+\frac{z^2}{1.2}F''(0)+\ldots + \frac{z^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}F^{(n-1)}(0)+\frac{z^n}{1.2.3\ldots n}F^{(n)}(\theta z),$$

das iſt

$$(34)\quad f(x) = f(a)+\frac{x-a}{1}f'(a)+\frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a)+\ldots + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}f^{(n-1)}(a)+\frac{(x-a)^n}{1.2.3\ldots n}f^{(n)}[a+\theta(x-a)].$$

Es gibt alſo, wenn $f(x)$ die vorausgeſetzte Beſchaffenheit hat, allemal eine Zahl $\theta < 1$, welche macht, daß die Gleichung (34) richtig wird, ſo lange x zwiſchen den Grenzen $x=a$ und $x=a+h$ bleibt. Demnach kann dann die Function $f(x)$ angeſehen werden als zuſammengeſetzt aus der ganzen Function

$$(35)\quad f(a)+\frac{x-a}{1}f'(a)+\frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a)+\ldots + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}f^{(n-1)}(a)$$

Digitized by Google

und aus dem Reſte oder der Ergänzung

$$(36)\quad \frac{(x-a)^n}{1.2.3\ldots n}\, f^{(n)}[a+\theta(x-a)].$$

Um für die in (26) und (36) angegebenen Reſtausdrücke noch andere, für einige ſpätere Betrachtungen bequemere, Formen zu finden, ſehe man einmal in dem Ausdrucke (34) die Größe a als veränderlich und x als conſtant an, und bezeichne daher die zu der ganzen Function (35) hinzuzufügende Ergänzung als Function von a betrachtet durch $\varphi(a)$. Alsdann geht die Formel (34) über in folgende:

$$(37)\quad f(x) = f(a) + \frac{x-a}{1} f'(a) + \ldots + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n-1)}(a) + \varphi(a).$$

Dieſe letzte Gleichung differentiire man in Bezug auf a und dividire dann mit da. Da alsdann $\frac{df(x)}{da} = 0$, $\frac{df(a)}{da} = f'(a)$, $\frac{d[(x-a)f'(a)]}{da} = -f'(a) + (x-a)f''(a)$, $\frac{d\left[\frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a)\right]}{da} = -(x-a)f''(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f'''(a)$ u. ſ. w., endlich $\frac{d\varphi(a)}{da} = \varphi'(a)$ ſein wird, ſo erhält man: $0 = f'(a) - f'(a) + (x-a)f''(a) - (x-a)f''(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f'''(a) - \frac{(x-a)^2}{1.2}f'''(a) + \ldots + \frac{(x-a)^{n-2}}{(1.2\ldots(n-2))}f^{(n-1)}(a) - \frac{(x-a)^{n-2}}{(1.2\ldots(n-2))}f^{(n-1)}(a) + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}f^{(n)}(a) + \varphi'(a)$, wo alle Glieder bis auf die beiden letzten einander aufheben, daher

$$(38)\quad \varphi'(a) = -\frac{(x-a)^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)} f^{(n)}(a)$$

ſein muß. Hieraus erhellt, daß $\varphi'(a)$ ebenſo wol als $\varphi(a)$ eine reelle Function von a iſt, und auch von endlichem Werthe und ſtetig bleibt, während a die Werthe von $a = x - h$ bis $a = x$ durchläuft. Man kann daher die Formel (34) auf die Function $\varphi(a)$ anwenden, wenn man $n = 1$ ſetzt und f mit φ, a mit x vertauſcht. Dies gibt

$$(39)\quad \varphi(a) = \varphi(x) - (x-a)\,\varphi'[x-\theta(x-a)].$$

Nun folgt aber aus Formel (37), wenn man dort $a = x$ ſetzt, $f(x) = f(x) + 0.f'(x) + \ldots + 0.f^{(n-1)}(x) + \varphi(x)$, mithin $\varphi(x) = 0$.

Ferner folgt aus Formel (38), wenn man dort $x - \theta(x-a)$ ſtatt a ſetzt,

$$\varphi'[x-\theta(x-a)] = -\frac{\theta^{n-1}(x-a)^{n-1}}{1.2.3..(n-1)} f^{(n)}[x-\theta(x-a)].$$

Wenn man die ſo eben gefundenen Werthe von $\varphi(x)$ und $\varphi'[x-\theta(x-a)]$ in Formel (39) ſubſtituirt, erhält man

$$(40)\quad \varphi(a) = \frac{\theta^{n-1}(x-a)^n}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n)}[x-\theta(x-a)].$$

Da hier θ noch immer eine Zahl bedeutet, die kleiner als die Einheit iſt, ſo kann man $\theta = 1 - \theta_1$ ſetzen, wo θ_1 dann wieder einen echten Bruch bedeutet. Dadurch wird

$$\varphi(a) = \frac{(1-\theta_1)^{n-1}(x-a)^n}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n)}[a+\theta_1(x-a)].$$

Es iſt nun erlaubt, ſtatt θ_1 wieder θ zu ſchreiben, wenn man nur feſthält, daß θ dann nicht nothwendig mehr denſelben Werth hat, wie in den Formeln (26), (36) und (40), aber immer noch eine Zahl, die kleiner als 1 iſt, bedeutet. Man hat alſo

$$(41)\quad \varphi(a) = \frac{(1-\theta)^{n-1}(x-a)^n}{1.2.3\ldots(n-1)} f^{(n)}[a+\theta(x-a)].$$

Setzt man dies in die Formel (37), ſo entſteht

$$(42)\quad f(x) = f(a) + \frac{x-a}{1}f'(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}f^{(n-1)}(a) + \frac{(1-\theta)^{n-1}(x-a)^n}{1.2.3..(n-1)}f^{(n)}[a+\theta(x-a)],$$

und wenn man hier $a = 0$ und dann, nach dem Obigen, f ſtatt f ſetzt, erhält man, ſtatt der Formel (24), folgende:

$$(43)\quad f(x) = f(0) + \frac{x}{1}f'(0) + \frac{x^2}{1.2}f''(0) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}f^{(n-1)}(0) + \frac{(1-\theta)^{n-1}x^n}{1.2\ldots(n-1)}f^{(n)}(\theta x).$$

Vergleicht man dieſe Formel mit der Formel (24), ſo erhellt, daß man den Ausdruck (26) vertauſchen kann mit

$$(44)\quad \frac{(1-\theta)^{n-1}x^n}{1.2\ldots(n-1)} f^{(n)}(\theta x),$$

nur daß θ in dieſem Ausdrucke nicht nothwendig mehr denſelben Werth hat, wie in der Formel (26), wol aber immer noch eine zwiſchen 0 und 1 liegende Zahl bedeutet.

Die Formel (43) auf die Functionen $(1+x)^\mu$ und $l(1+x)$ angewendet, gibt:

$$(45)\quad (1+x)^\mu = 1 + \mu x + \frac{\mu(\mu-1)}{1.2}x^2 + \ldots + \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+2)}{1.2\ldots(n-1)}x^{n-1} + \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+1)}{1.2\ldots(n-1)}(1-\theta)^{n-1}x^n(1+\theta x)^{\mu-n},$$

$$(46)\quad l(1+x) = x - \frac{x^2}{2} + \frac{x^3}{3} - \ldots \pm \frac{x^{n-1}}{n} \mp (1-\theta)^{n-1}\left(\frac{x}{1+\theta x}\right)^n.$$

VIII. Der Mac-Laurin'ſche und der Taylor'ſche Lehrſatz.

Wenn von der Function $f(x)$ und ihren Derivirten der verſchiedenen Ordnungen die im vorigen Abſchnitte gemachten Vorausſetzungen gelten, und wenn nun für Werthe von x, die zwiſchen gewiſſen Grenzen enthalten ſind, und für Werthe von θ, die zwiſchen 0 und 1 liegen, einer der Ausdrücke (26) oder (44) unendlich wenig von Null verſchieden wird, ſobald $n = \infty$ wird, ſo kann man aus den Formeln (24) oder (43), indem man darin $n = \infty$ ſetzt, ableiten:

Digitized by Google

$$(47)\quad f(x) = f(0) + \frac{x}{1} f'(0) + \frac{x^2}{1.2} f''(0) + \frac{x^3}{1.2.3} f'''(0) \ldots \text{ in infinit.}$$

Die unendliche Reihe $f(0)$, $\frac{x}{1} f'(0)$, $\frac{x^2}{1.2} f''(0)$ u. ſ. w., deren allgemeines Glied $\frac{x^n}{1.2\ldots n} f^{(n)}(0)$ iſt, bleibt alſo dann convergirend (ſ. d. Art. **Reihe**), ſo lange x zwiſchen den gegebenen Grenzen bleibt, und hat dann eine der Function $f(x)$ gleiche Summe. Dies iſt der ſogenannte Mac-Laurin'ſche oder richtiger Stirling'ſche Satz (ſ. d. Art. **Mac-Laurin's Satz**).

Was den in dem Ausdrucke (26) enthaltenen Quotienten $\frac{x^n}{1.2.3\ldots n}$ betrifft, ſo verſchwindet derſelbe allemal für unendliche Werthe von n, ſo lange nur x einen endlichen Werth behält. Es iſt nämlich, wenn mehre Producte, jedes von zwei Factoren, gebildet werden, bei deren jedem die Summe der Factoren gleich $n+1$ iſt, eines von den Producten nach dem andern um ſo größer, je weniger deſſen beide Factoren von einander verſchieden ſind, indem $\left(\frac{n+1}{2}-d\right)\left(\frac{n+1}{2}+d\right) = \left(\frac{n+1}{2}\right)^2 - d^2$ offenbar um ſo größer iſt, je näher d dem Werthe Null iſt (vgl. meine „Elemente der reinen allgemeinen Arithmetik" [Halle 1825]. §. 43. Zuſ. 2). Daher iſt $1.n < 2(n-1) < 3(n-2) < \ldots$, woraus folgt 1) für ein gerades n: $\overbrace{1.n}^{1} \times \overbrace{1.n}^{2} \times \ldots \times \overbrace{1.n}^{\frac{n}{2}}$

$$< \overbrace{1}^{1}.n \times 2\overbrace{(n}^{2}-1) \times 3\overbrace{(n}^{3}-2) \times \ldots \times \overbrace{\frac{n}{2}\left(\frac{n}{2}\right.}^{\frac{n}{2}}\left.+1\right);$$

2) für ein ungerades n: $\overbrace{1.n}^{1} \times \overbrace{1.n}^{2} \times \ldots \times \overbrace{1.n}^{\frac{n-1}{2}}$

$$< \overbrace{1}^{1}.n \times 2\overbrace{(n}^{2}-1) \times \ldots \times \overbrace{\frac{n-1}{2}.\frac{n+3}{2}}^{\frac{n-1}{2}},$$ d. i.

für ein gerades n iſt $n^{\frac{n}{2}} < 1.2.3\ldots\frac{n}{2}\left(\frac{n}{2}+1\right)\ldots(n-2)(n-1)n$,

für ein ungerades n iſt $n^{\frac{n-1}{2}}$

$$< 1.2.3\ldots\frac{n-1}{2}.\frac{n+3}{2}\ldots(n-2)(n-1)n$$

um ſo mehr

$$< 1.2.3\ldots\frac{n-1}{2}.\frac{n+1}{2}.\frac{n+3}{2}\ldots(n-2)(n-1)n,$$

mithin iſt der Bruch $\frac{x^n}{1.2.3\ldots n}$ ſtets von geringerm Zahlenwerthe, als einer der Brüche $\frac{x^n}{n^{\frac{n}{2}}} = \left(\frac{x}{\sqrt{n}}\right)^n$ oder $\frac{x^n}{n^{\frac{n-1}{2}}} = x\left(\frac{x}{\sqrt{n}}\right)^{n-1}$. Dieſe letztern beiden Brüche verſchwinden aber, wenn $n = \infty$ wird; um ſo mehr alſo muß $\frac{x^n}{1.2.3\ldots n}$ für $n = \infty$ verſchwinden.

Daſſelbe gilt offenbar von dem Bruche $\frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}$, folglich auch von dem in dem Ausdrucke (44) enthaltenen Quotienten $\frac{x^n}{1.2\ldots(n-1)} = x \times \frac{x^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}$, ſo lange nur x einen endlichen Werth behält. Da $1-\theta < 1$, alſo $(1-\theta)^{n-1}$ für $n=\infty$ verſchwindet, ſo muß dann um ſo mehr $\frac{(1-\theta)^{n-1}x^n}{1.2.3\ldots(n-1)}$ für $n = \infty$ verſchwinden.

Dies vorausgeſetzt, ſieht man ſogleich, daß in allen Fällen, wo in den Ausdrücken (26) oder (44) die Größe $f^{(n)}(\theta x)$, oder, was ebenſo viel iſt, $f^{(n)}(x)$, einen endlichen Werth behält, während $n = \infty$ wird, jeder dieſer Ausdrücke nothwendig für $n = \infty$ verſchwindet. In ſolchen Fällen iſt alſo die Formel (47) allemal anwendbar. So z. B. ſind für die Functionen e^x, $\cos x$, $\sin x$ die Derivirten der nten Ordnung e^x, $\cos\left(x+\frac{n\pi}{2}\right)$, $\sin\left(x+\frac{n\pi}{2}\right)$, Größen, welche für jeden reellen endlichen Werth von x endlich bleiben, mag n ſo groß werden, als es will. Für jeden ſolchen Werth von x iſt daher, nach dem Mac-Laurin'ſchen Satze:

$$(48)\quad e^x = 1 + \frac{x}{1} + \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^3}{1.2.3} + \ldots \text{ in inf.},$$

$$(49)\quad \cos x = 1 - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^6}{1.2\ldots6} + \ldots \text{ in inf.},$$

$$(50)\quad \sin x = x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1.2.3.4.5} - \frac{x^7}{1.2\ldots7} + \ldots \text{ in inf.}$$

Setzt man in die Formel (48) $x\,l(A)$ ſtatt x, wo A irgend eine poſitive Conſtante bezeichnet, und beachtet man, daß $e^{l(A)} = A$, alſo $e^{x\,l(A)} = [e^{l(A)}]^x = A^x$ iſt, ſo erhält man

$$(51)\quad A^x = 1 + \frac{x}{1}\,l(A) + \frac{x^2}{1.2}[l(A)]^2 + \frac{x^3}{1.2.3}[l(A)]^3 + \ldots \text{ in inf.}$$

Doch nicht nur dann, wenn $f^{(n)}(\theta x)$ für $n = \infty$ einen endlichen Werth behält, ſondern oft auch, wenn dieſe Function mit n zugleich ins Unendliche wächſt, kann doch der Ausdruck (26) oder (44) für $n = \infty$ verſchwinden, weil dieſe Ausdrücke dann die unbeſtimmte Form $0 \times \pm\infty$ annehmen, welche in gewiſſen Fällen den Werth 0 haben kann. Betrachtet man z. B. die Function $l(1+x)$, ſo findet man, daß dieſelbe für $x = 0$ verſchwindet und daß ſie, ſowie auch ihre Derivirten aller Ordnungen, reell und ſtetig bleibt, ſo lange x zwiſchen den Grenzen -1 und $+\infty$ genommen wird. Setzt man aber $l(1+x)$

Digitized by Google

$= f(x)$, ſo iſt $f^{(n)}(x) = \pm \frac{1.2.3\ldots(n-1)}{(1+x)^n}$, alſo, da nach dem Obigen ſtets $1.2.3\ldots(n-1) > (n-1)^{\frac{n-1}{2}}$, iſt der numeriſche Werth von $f^{(n)}(x) > \frac{(n-1)^{\frac{n-1}{2}}}{(1+x)^n}$, d. i. $> \frac{1}{1+x}\left(\frac{\sqrt{n-1}}{1+x}\right)^{n-1}$, und da letzterer Ausdruck für alle endliche Werthe von x unendlich wird, ſobald $n = \infty$ wird, ſo wird um ſo mehr $f^{(n)}(x)$, bei jedem endlichen Werthe von x, mit n zugleich unendlich groß werden. Ebenſo offenbar auch $f^{(n)}(\theta x) = \pm \frac{1.2.3\ldots(n-1)}{(1+\theta x)^n}$. Der Ausdruck (44) geht aber in dieſem Falle über in

$$\pm \frac{x^n(1-\theta)^{n-1}}{(1+\theta x)^n} = \pm \frac{x^n}{1-\theta}\left(\frac{1-\theta}{1+\theta x}\right)^n.$$

Da nun der Quotient $\frac{1-\theta}{1+\theta x} = 1 - \frac{\theta(1+x)}{1+\theta x}$ gewiß kleiner als die Einheit iſt, ſo lange x zwiſchen den Grenzen -1 und $+\infty$ bleibt, ſo verſchwindet $\left(\frac{1-\theta}{1+\theta x}\right)^n$, für $n = \infty$, bei allen ſolchen Werthen von x. Es kommt daher nur noch darauf an, ob der Quotient $\frac{x^n}{1-\theta}$ für $n = \infty$ einen endlichen Werth behalte. Dies wird er aber nur dann, wenn der numeriſche Werth von x die Einheit nicht überſteigt. Für Werthe von x, welche die Grenzen -1 und $+1$ nicht überſchreiten, wird demnach die Größe $\pm \frac{x^n(1-\theta)^{n-1}}{(1+\theta x)^n}$ gewiß verſchwinden, wenn $n = \infty$ wird.

Daraus ſchließt man nach dem Mac-Laurin'ſchen Satze, daß für Werthe von x, welche nicht über die Grenzen -1 und $+1$ hinausgehen,

(52) $l(1+x) = \frac{x}{1} - \frac{x^2}{2} + \frac{x^3}{3} - \frac{x^4}{4} + \ldots$ in inf.

Daß für Werthe von x, welche die Grenzen -1 und $+1$ überſchreiten, die Formel (52) nicht gelten könne, wird ferner klar, wenn man beachtet, daß für ſolche Werthe von x das allgemeine Glied der Reihe (52), nämlich $\pm \frac{x^n}{n}$, ſich der Grenze $\pm\infty$ nähert, während n ins Unendliche wächſt, wie ſehr leicht aus Abſchnitt V, Lehrſatz 3 folgt. Für ſolche Werthe von x divergirt demnach die Reihe $\frac{x}{1}, -\frac{x^2}{2}, +\frac{x^3}{3}$ u. ſ. w., und hat folglich dann keine Summe (vgl. d. Art. Reihe).

Setzen wir ferner $f(x) = (1+x)^\mu$, ſo iſt $f^{(n)}(x) = \mu(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-n+1)(1+x)^{\mu-n}$. Iſt nun μ eine ganze poſitive Zahl, ſo wird dieſer Ausdruck, ſobald $n = \mu + 1$ wird, verſchwinden, bei jedem Werthe von x. Für ganze poſitive Werthe von μ erhält man daher nach Formel (24) $(1+x)^\mu = 1 + \mu x + \frac{\mu(\mu-1)}{1.2}x^2 + \ldots + \frac{\mu}{1}x^{\mu-1} + x^\mu$, was auch mit der Formel (47) übereinſtimmt, nur daß im hier vorliegenden Falle keine unendliche Reihe entſteht.

Daß vorſtehende Gleichung für jeden ganzen poſitiven Exponenten gelte, mag x einen Werth haben, welchen es will, läßt ſich bekanntlich ſchon durch elementariſches Multipliciren und den Schluß von n auf $n + 1$ beweiſen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn μ keine ganze poſitive Zahl iſt, da dann nicht mehr $n = \mu + 1$ werden, und $f^{(n)}(x)$ hierdurch verſchwinden kann. In dieſem Falle gehen die Ausdrücke (26) und (44) über in

(53) $\frac{\mu(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-n+1)}{1\,.\,2\,.\,3\ldots n}x^n(1+\theta x)^{\mu-n}$ und

$\frac{\mu(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-n+1)}{1\,.\,2\,.\,3\ldots(n-1)}(1-\theta)^{n-1}x^n(1+\theta x)^{\mu-n}$,

und es iſt nun, nach Formel (24) und (43), für reelle Werthe von x zu der Reihe

(54) $1 + \frac{\mu}{1}x + \frac{\mu(\mu-1)}{1\,.\,2}x^2 + \ldots + \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+2)}{1\,.\,2\ldots(n-1)}x^{n-1}$

einer jener beiden Reſte hinzuzufügen, wenn die Reihe gleich $(1+x)^\mu$ werden ſoll. Übrigens iſt klar, daß man für n eine beliebig große ganze Zahl annehmen kann. Es kommt alſo nun darauf an, ob für gewiſſe Werthe von x einer jener beiden Reſtausdrücke Null werde. Bezeichnet man die Reihe (54) durch $u_0, u_1, u_2, \ldots, u_k, u_{k+1}, \ldots, u_m, \ldots$, wo k und m beliebig große ganze Zahlen bedeuten, von denen $k < m$ iſt, ſo erhellt, daß $u_k = \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-k+1)}{1\,.\,2\ldots k}x^k$ und

$$u_m = \frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-k+1)(\mu-k)\ldots(\mu-m+1)}{1\,.\,2\ldots k(k+1)\ldots m}x^m = \frac{(\mu-k)(\mu-k-1)\ldots(\mu-m+1)}{(k+1)(k+2)\ldots m}u_k x^{m-k}$$

zu ſetzen ſei. Nun iſt $\frac{\mu-k}{k+1} = (-1)\frac{k-\mu}{k+1} = (-1)\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)$,

$\frac{\mu-k-1}{k+2} = (-1)\frac{k+1-\mu}{k+2} = (-1)\left(1-\frac{\mu+1}{k+2}\right)$, …,

$\frac{\mu-m+1}{m} = (-1)\frac{m-\mu-1}{m} = (-1)\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)$, alſo

$$u_m = (-1)^{m-k}\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)\left(1-\frac{\mu+1}{k+2}\right)\ldots\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)u_k x^{m-k}.$$

Iſt nun der numeriſche [abgeſehen vom Vorzeichen betrachtete] Werth von x gleich r, ſo läßt ſich

1) wenn $r > 1$ iſt, eine Zahl $\rho < r$ aber > 1 annehmen, und es läßt ſich, wenn wir

$\frac{u_m}{u_k} = (-1)^{m-k}\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)\left(1-\frac{\mu+1}{k+2}\right)\ldots\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x^{m-k}$

unter der Form $(-1)^{m-k} \times \left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x \times \left(1-\frac{\mu+1}{k+2}\right)x \times \ldots \left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ darſtellen,

Digitized by Google

der numeriſche Werth jedes Doppelfactors von $\frac{u_m}{u_k}$ größer als ϱ machen, wenn man nur k hinreichend groß annimmt. Offenbar nämlich iſt unter dieſen Doppelfactoren entweder $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x$ oder $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ vom kleinſten numeriſchen Werthe, je nachdem μ zwiſchen den Grenzen $+\infty$ und -1, oder zwiſchen den Grenzen -1 und $-\infty$ liegt. Nimmt man alſo die Zahl k, und mithin auch die Zahl $m > k$, hinreichend groß, um den numeriſchen Werth des kleinern der beiden Doppelfactoren $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x$ und $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ größer als ϱ zu machen, ſo wird ganz gewiß der numeriſche Werth jedes der übrigen Doppelfactoren auch größer als ϱ. Um nun den numeriſchen Werth von $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x > \varrho$ zu machen, braucht man nur $k > \frac{\mu r+\varrho}{r-\varrho}$ zu machen, und um den numeriſchen Werth von $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ größer als ϱ zu machen, braucht nur $m > \frac{(\mu+1)r}{r-\varrho}$ gemacht zu werden, wo beide Male unter μ der numeriſche Werth dieſer Größe, ohne Rückſicht auf ihr Vorzeichen, zu verſtehen iſt. In dem beſondern Falle, wo μ gerade $= -1$ iſt, wird jeder Doppelfactor von $\frac{u_m}{u_k}$, ſeinem numeriſchen Werthe nach, gleich r, alſo ebenfalls größer als ϱ. Man kann alſo, für $r > \varrho > 1$, den numeriſchen Werth jedes der Doppelfactoren $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x$, $\left(1-\frac{\mu+1}{k+2}\right)x$, $\left(1-\frac{\mu+1}{k+3}\right)x$, ... $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ größer als ϱ machen, wenn man nur k und m hinreichend groß annimmt. Thut man dies, ſo wird der numeriſche Werth von $\frac{u_m}{u_k} > \varrho^{m-k}$, alſo $u_m > \varrho^{m-k} u_k$, mithin, da $m-k$ ſo groß werden kann, als man will, und u_k einen von Null verſchiedenen Werth behält, größer als jede gegebene Zahl. In dieſem Falle wird daher die Reihe (54), wenn man darin $n=\infty$ ſetzt, gewiß divergiren, alſo keine Summe haben, folglich auch nicht gleich $(1+x)^\mu$ ſein.

2) Wenn $r < 1$ iſt, ſo kann man ſtets den numeriſchen Werth jedes der Doppelfactoren von $\frac{u_m}{u_k}$ kleiner machen, als eine Zahl ϱ, die kleiner als die Einheit iſt, wenn man nur m und k hinreichend groß werden läßt. Unter jenen Doppelfactoren hat nämlich, wenn nicht $\mu = -1$ iſt, $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ oder $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x$ den größeſten numeriſchen Werth; Erſteres, wenn μ zwiſchen $+\infty$ und -1 liegt, Letzteres, wenn μ zwiſchen -1 und $-\infty$ liegt. Findet das Erſtere ſtatt, ſo iſt, wenn man m größer als $\mu+1$ annimmt, der numeriſche Werth von $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ kleiner als r, folglich kleiner als ϱ, wenn $r < \varrho < 1$ iſt. Findet das Zweite ſtatt, ſo iſt, wenn man $\mu = -\mu'$ ſetzt, μ' eine zwiſchen $+1$ und $+\infty$ liegende Zahl, und $\left(1-\frac{\mu+1}{k+1}\right)x=\left(1+\frac{\mu'-1}{k+1}\right)x$. Um nun den numeriſchen Werth dieſes Doppelfactors kleiner als ϱ zu machen, braucht man nur k größer als $\frac{\mu' r-\varrho}{\varrho-r}$ anzunehmen. In dem beſondern Falle, wo μ gerade $=-1$ iſt, wird jeder Doppelfactor von $\frac{u_m}{u_k}$, ſeinem numeriſchen Werthe nach, gleich r, alſo ebenfalls kleiner als ϱ, wenn $r < \varrho < 1$ iſt. Man kann demnach, für $r<1$, allemal den numeriſchen Werth jedes Doppelfactors von $\frac{u_m}{u_k}$ kleiner machen als eine Zahl ϱ, die kleiner als die Einheit iſt. Thut man dies, ſo wird der numeriſche Werth von $\frac{u_m}{u_k} < \varrho^{m-k}$, alſo $u_m < \varrho^{m-k}.u_k$, mithin, da man $m-k$ ſo groß werden laſſen kann, als man will, und da u_k ſtets einen endlichen Werth behält, kleiner als jede gegebene Zahl. Gilt dies von dem Ausdrucke $u_m = \frac{\mu(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-m+1)}{1\,.\,2\,.\,3\,.\,.\,.\,m} x^m$, ſo gilt es um ſo mehr von $\frac{\mu(\mu-1)\ldots(\mu-n+1)}{1\,.\,2\,.\,.\,.\,n} x^n$, wenn $n > m$ iſt, folglich auch von $\frac{(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-n+1)}{1\,.\,2\,.\,.\,.\,(n-1)} x^{n-1}$, welches aus dem nächſt Vorhergehenden entſteht, wenn man $\mu-1$ und $n-1$ ſtatt μ und n ſetzt. Ebendarum gilt daſſelbe von dem zweiten der beiden Ausdrücke (53), welcher aus $\frac{(\mu-1)(\mu-2)\ldots(\mu-n+1)}{1\,.\,2\,.\,.\,.\,(n-1)} x^{n-1}$ abgeleitet wird, wenn man dieſe Größe mit dem Product $\mu x(1+\theta x)^{\mu-1}\left(\frac{1-\theta}{1+\theta x}\right)^{n-1}$ multiplicirt, denn letztgedachtes Product behält einen endlichen Werth, wie groß auch n werden mag. Demnach läßt ſich, für $r < 1$, allemal die Function $(1+x)^\mu$ nach Formel (47) in eine unendliche Reihe entwickeln.

3) Wenn $x = \pm 1$, alſo $r = 1$ iſt, ſo hat, für Werthe von μ, die zwiſchen $+\infty$ und -1 liegen, unter den Doppelfactoren von $\frac{u_m}{u_k}$ der Factor $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ den größeſten numeriſchen Werth. Macht man nun $m > \mu + 1$, ſo wird der numeriſche Werth von $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ gewiß kleiner als 1, alſo gleich einer Zahl $\varrho<1$; daher wird dann der numeriſche Werth jedes der übrigen Doppelfactoren von $\frac{u_m}{u_k}$ kleiner als ϱ werden, und man kann nun, wie bei $r < 1$, weiter

Digitized by Google

ſchließen. Hingegen für Werthe von μ, die zwiſchen -1 und $-\infty$ liegen, iſt der Doppelfactor $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ unter allen Doppelfactoren von $\frac{u_m}{u_k}$ vom kleinſten numeriſchen Werthe, aber offenbar von einem größern, als die Einheit. Setzt man daher dann dieſen numeriſchen Werth von $\left(1-\frac{\mu+1}{m}\right)x$ gleich einer Zahl ϱ, ſo läßt ſich hier ebenſo, wie bei $r > 1$, weiter ſchließen. In dem beſondern Falle, wo $\mu = -1$ iſt, wird der numeriſche Werth jedes Doppelfactors von $\frac{u_m}{u_k}$ gleich der Einheit; daher tritt dann, wenn man m ins Unendliche zunehmen läßt, der numeriſche Werth von u_m unter der unbeſtimmten Form 1^{∞} auf. Es iſt aber in dieſem Falle $(1-1)^{-1} = 0^{-1} = \frac{1}{0} = \infty$ und $(1+1)^{-1} = 2^{-1} = \frac{1}{2}$. Erſteres ſtimmt mit dem Werthe, welchen die Anwendung der Mac-Laurin'ſchen Formel geben würde, nämlich $1+1+1+1+$ in inf. überein, Letzteres hingegen nicht, da man nach der Mac-Laurin'ſchen Formel für $(1+1)^{-1}$ finden würde $1-1+1-1+$ ꝛc. in inf., eine Reihe, welche zwar nicht divergirt, aber auch nicht convergirt, und bei welcher die Summe der Glieder entweder 0 oder 1 iſt, je nachdem man die Anzahl der Glieder gerade oder ungerade ſein läßt, welche ebendeshalb aber niemals $= (1+1)^{-1} = \frac{1}{2}$ ſein kann *).

Faßt man das Vorhergehende zuſammen, ſo erhellt, daß für Werthe des Exponenten μ, welche keine ganze poſitive Zahlen ſind, die Entwickelung der Function $(1+x)^{\mu}$ nach Mac-Laurin's Formel, nämlich

$$(55)\quad (1+x)^{\mu} = 1 + \frac{\mu}{1}x + \frac{\mu(\mu-1)}{1.2}x^2 + \frac{\mu(\mu-1)(\mu-2)}{1.2.3}x^3 + \text{ in inf.},$$

nur dann zuläſſig ſei, wenn der Werth von x die Grenzen $+1$ und -1 nicht überſteigt und, für $\mu = -1$ bis $\mu = -\infty$, die Grenze $+1$ ſelbſt nicht erreicht **). Zu welchen Widerſprüchen es führe, wenn man, wie es leider noch in ſo vielen Lehrbüchern geſchieht, dieſe Bedingungen bei der binomiſchen Regel außer Acht läßt, davon überzeugt man ſich leicht, z. B. wenn man $\sqrt{-1} = (1-2)^{\frac{1}{2}}$ ſetzt und auf dieſes Binom die Formel (55) anwendet.

Unterſuchen wir endlich noch die Anwendbarkeit der Mac-Laurin'ſchen Formel auf die Function arc tg x, ſo finden wir, nach Formel (33), daß für ein ungerades n der Reſtausdruck (26) hier ſein werde

$$\mp \frac{x^n}{n}\,\frac{(1-\theta x\sqrt{-1})^{-n} + (1+\theta x\sqrt{-1})^{-n}}{2}$$
$$= \mp \frac{x^n}{n}\,\frac{(1+\theta x\sqrt{-1})^n + (1-\theta x\sqrt{-1})^n}{2(1+\theta^2x^2)^n}.$$

Nun können, da n eine ganze poſitive Zahl iſt, die Größen $(1+\theta x\sqrt{-1})^n$ und $(1-\theta x\sqrt{-1})^n$ gewiß beide nach der binomiſchen Regel entwickelt werden, und, wenn wir Kürze halber $\frac{x^n}{n}(1+\theta x\sqrt{-1})^n = p + q\sqrt{-1}$ ſetzen, ſo wird $\frac{x^n}{n}(1-\theta x\sqrt{-1})^n$ nothwendig $= p - q\sqrt{-1}$ werden, wo p und q reelle Größen, und zwar in der letzten Gleichung dieſelben, wie in der vorletzten, bedeuten. Daher iſt dann

$$\frac{x^n}{n}\,\frac{(1+\theta x\sqrt{-1})^n + (1+\theta x\sqrt{-1})^n}{2(1+\theta^2x^2)^n} = \frac{p}{(1+\theta^2x^2)^n},$$

und, wenn man die Gleichungen für $p + q\sqrt{-1}$ und für $p - q\sqrt{-1}$ in einander multiplicirt,

$$\left(\frac{x^n}{n}\right)^2 (1+\theta^2x^2)^n = p^2 + q^2,$$

alſo

$$\frac{p^2+q^2}{(1+\theta^2x^2)^n} = \left(\frac{x^n}{n}\right)^2.$$

Da nun $\frac{x^n}{n}$ offenbar dann, aber, wie leicht aus Abſchnitt V, Lehrſatz 3 folgt, nur dann für $n = \infty$ verſchwindet, wenn der numeriſche Werth von x nicht größer als die Einheit iſt, ſo wird, wenn man dem x einen Werth beilegt, der die Grenzen $+1$ und -1 nicht überſchreitet, und nun $n = \infty$ ſetzt, gewiß $\frac{x^n}{n}$, und um ſo mehr $\left(\frac{x^n}{n}\right)^2$, alſo auch $\frac{p^2+q^2}{(1+\theta^2x^2)^n}$ verſchwinden. Dieſer Bruch kann aber nicht dadurch verſchwinden, daß $\frac{p^2}{(1+\theta^2x^2)^n}$ und $\frac{q^2}{(1+\theta^2x^2)^n}$ einander aufheben; denn p und q ſind, nach der Vorausſetzung, beide reell, alſo ihre Quadrate poſitiv, folglich $\frac{p^2}{(1+\theta^2x^2)^n}$ und $\frac{q^2}{(1+\theta^2x^2)^n}$ beide von gleichen Vorzeichen.

---

*) Leibnitz, Euler und viele andere ältere und neuere Mathematiker ſetzen $\frac{1}{2}$ für die Summe der unendlichen Reihe $1-1+1-1+$ u. ſ. w. an, weil ſie nicht ſtreng genug darauf halten, daß unendliche Reihen nur dann eine Summe im eigentlichen Sinne des Worts haben können, wenn ſie convergiren.

**) Bei dem Beweiſe dieſes Satzes iſt ſelbſt der ſonſt ſo ſtrenge Cauchy nicht genau genug. Er zeigt in ſeinen übrigens trefflichen Leçons sur le calcul différentiel p 85 eigentlich nur für den Fall, wo μ zwiſchen den Grenzen $+\infty$ und -1 liegt, daß ſich m hinreichend groß nehmen laſſe, um den numeriſchen Werth von $\frac{u_n}{u_m}$ zwiſchen die Grenzen 1 und ϱ^{n-m} einzuſchließen, und folgert hieraus, für $n = \infty$, daß, wenn $\varrho > 1$, der numeriſche Werth von $\frac{u_n}{u_m}$ unendlich, wenn aber $\varrho < 1$, der numeriſche Werth von $\frac{u_n}{u_m}$ gleich Null werde. Dieſe Folgerung iſt aber falſch, denn, da blos gezeigt worden iſt, daß 1 und ϱ^{n-m} die Grenzen des numeriſchen Werthes von $\frac{u_n}{u_m}$ werden, ſo könnte es ja ſein, daß dieſer Werth ganz nahe an die Grenze 1 ſiele, alſo weder unendlich groß, noch Null würde. — Auch darin ſcheint mir Cauchy zu fehlen, daß er die Entwickelung von $(1+x)^{\mu}$ ſpäter als die von arc tg x vorträgt, während er jene bei dieſer ſtillſchweigend vorausſetzt. Ganz ſtreng genommen, dürfte bei ihm die Entwickelung von arc tg x erſt hinter der Formel (86) vorkommen, weil er dabei Potenzen von imaginären Binomien mit negativen Exponenten als nach der binomiſchen Regel entwickelbar vorausſetzt.

Digitized by Google

Soll alſo die Summe dieſer beiden Größen, d. i. der Ausdruck $\frac{p^2 + q^2}{(1+\theta^2 x^2)^n}$, verſchwinden, ſo muß jeder einzelne von jenen beiden Brüchen, aber beide zugleich, verſchwinden. Mithin muß für Werthe von x, die nicht über die Grenzen $+1$ und -1 hinausgehen, der Ausdruck $\frac{p^2}{(1+\theta^2 x^2)^n}$, folglich auch $\frac{p}{(1+\theta^2 x^2)^n}$ verſchwinden, wenn $n = \infty$ wird, d. i. der hier zu unterſuchende Reſtausdruck

$$\mp \frac{x^n}{n} \frac{(1-\theta x\sqrt{-1})^{-n} + (1+\theta x\sqrt{-1})^{-n}}{2}$$

für $n = \infty$ *) verſchwinden. Wir ſchließen demnach, daß für Werthe von x, welche die Grenzen -1 und $+1$ nicht überſchreiten, die Function arc tg x nach der Formel (47) entwickelt werden könne, oder, was ebenſo viel iſt, daß für ſolche Werthe von x die Formel (33) übergebe in

$$(56)\quad \operatorname{arc\,tg} x = x - \frac{x^3}{3} + \frac{x^5}{5} - \frac{x^7}{7} + \text{ in inf.}$$

Daß dieſe Formel für Werthe von x, welche die Grenzen -1 und $+1$ überſchreiten, nicht gelte, erkennt man ferner, wenn man beachtet, daß für jeden ſolchen Werth von x der numeriſche Werth des allgemeinen Gliedes der Reihe (56), nämlich $\pm \frac{x^{2n+1}}{2n+1}$ mit n zugleich ins Unendliche wächſt, wie man leicht aus Abſchnitt V, Lehrſatz 3 folgern kann. Aus Formel (56) folgt

$$\frac{\pi}{4} = \operatorname{arc\,tg}(1) = 1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \ldots$$

$$= 2\left(\frac{1}{1.3} + \frac{1}{5.7} + \frac{1}{9.11} + \ldots\right), \text{ daher}$$

$$(57)\quad \pi = 8\left(\frac{1}{1.3} + \frac{1}{5.7} + \frac{1}{9.11} + \ldots\right) = 3{,}14159265\ldots$$

Wenn für alle Werthe von x, welche zwiſchen gewiſſen Grenzen $x = a$ und $x = a + h$ liegen, und für Werthe von θ, welche kleiner als die Einheit ſind, einer der beiden Ausdrücke

$$\frac{(x-a)^n}{1\,.\,2\,.\,3\ldots n} f^{(n)}[a + \theta(x-a)] \text{ oder}$$

$$\frac{(x-a)^n}{1.2.3\ldots(n-1)} (1-\theta)^{n-1} f^{(n)}[a + \theta(x-a)]$$

unendlich klein wird, ſobald n ins Unendliche wächſt, ſo geht die Formel (34) oder (42) für $n = \infty$ über in

$$f(x) = f(a) + \frac{x-a}{1} f'(a) + \frac{(x-a)^2}{1\,.\,2} f''(a) + \frac{(x-a)^3}{1\,.\,2\,.\,3} f'''(a) + \text{ in inf.}$$

Setzt man hier $x = a + h$, ſo erhält man

$$f(a+h) = f(a) + \frac{h}{1} f'(a) + \frac{h^2}{1.2} f''(a) + \frac{h^3}{1.2.3} f'''(a) + \ldots \text{ in inf.}$$

*) Das unendliche n iſt hier ungerade zu denken, weil ſonſt der Reſtausdruck nicht der hier betrachtete, ſondern der am Ende der Formel (52) ſtehende ſein würde, von welchem man indeſſen auf ganz ähnliche Weiſe, wie von dem hier betrachteten, zeigen kann, daß er für $n = \infty$ verſchwinde.

Schreibt man nun, da a nur ein beſonderer Werth von x iſt, wieder x ſtatt a, ſo erhält man

$$(58)\quad f(x+h) = f(x) + \frac{h}{1} f'(x) + \frac{h^2}{1\,.\,2} f''(x) + \frac{h^3}{1\,.\,2\,.\,3} f'''(x) + \ldots \text{ in inf.}$$

Wenn alſo dieſe Formel gültig ſein ſoll, ſo iſt es nothwendig, daß die Functionen $f(x+z)$, $f'(x+z)$, $f''(x+z)$ u. ſ. w. alle zwiſchen den Grenzen $z = 0$ und $z = h$ ſtetig ſeien, und daß eine der beiden Größen

$$(59)\quad \frac{h^n}{1\,.\,2\,.\,3\ldots n} f^{(n)}(x+\theta h) \text{ oder}$$

$$\frac{h^n}{1\,.\,2\,.\,3\ldots(n-1)} (1-\theta)^{n-1} f^{(n)}(x+\theta h)$$

für $n = \infty$ verſchwinden. Alsdann iſt die Reihe $f(x)$, $\frac{h}{1} f'(x)$, $\frac{h^2}{1.2} f''(x)$, $\frac{h^3}{1.2.3} f'''(x)$ u. ſ. w., deren allgemeines Glied $\frac{h^n}{1.2.3\ldots n} f^{(n)}(x)$ iſt, eine convergirende Reihe, und hat eine Summe, welche gleich $f(x+h)$ iſt. Dieſer Satz iſt es, welchen man den Taylor'ſchen Satz nennt.

Auch wenn die Function $f(x)$ oder $f(x)$ imaginär wird, bleibt unter Bedingungen, die ſich aus dem Vorſtehenden leicht ableiten laſſen, die Mac-Laurin'ſche und die Taylor'ſche Formel gültig. Denn iſt $f(x) = \varphi(x) + \sqrt{-1}\,\chi(x)$, und ſind $\varphi(x)$ und $\chi(x)$ reelle Functionen, von denen die oben für Anwendbarkeit des Mac-Laurin'ſchen Satzes gemachten Bedingungen gelten, ſo iſt nach Formel (47) $\varphi(x) = \varphi(0) + \frac{x}{1}\varphi'(0) + \frac{x^2}{1.2}\varphi''(0) + \frac{x^3}{1\,.\,2\,.\,3}\varphi'''(0) + \ldots$ in inf. und $\chi(x) = \chi(0) + \frac{x}{1}\chi'(0) + \frac{x^2}{1.2}\chi''(0) + \frac{x^3}{1.2.3}\chi'''(0) + \ldots$ in inf., daher

$$(60)\quad \begin{cases} \varphi(x) + \sqrt{-1}\,\chi(x) = \varphi(0) + \sqrt{-1}\,\chi(0) \\ + \frac{x}{1}[\varphi'(0) + \sqrt{-1}\,\chi'(0)] + \frac{x^2}{1.2}[\varphi''(0) + \sqrt{-1}\,\chi''(0)] \\ \qquad + \ldots \text{ in inf.,} \\ \text{d. i. } f(x) = f(0) + \frac{x}{1} f'(0) + \frac{x^2}{1.2} f''(0) + \ldots \text{ in inf.,} \end{cases}$$

welche Formel offenbar mit Formel (47) einerlei iſt, obgleich hier $f(x)$ eine imaginäre Function der reellen Variabeln x iſt. — Ganz ähnliche Schlüſſe laſſen ſich offenbar in Bezug auf Taylor's Formel machen.

Iſt z. B. $f(x) = e^{ax}(\cos bx + \sqrt{-1}\sin bx)$, ſo gelten von den Functionen $e^{ax}\cos bx$ und $e^{ax}\sin bx$ alle für die Anwendbarkeit der Mac-Laurin'ſchen Formel nöthigen Vorausſetzungen, und da, mit Rückſicht auf Formel (12), alsdann $f'(x) = e^{ax}(\cos bx + \sqrt{-1}\sin bx)a + e^{ax}(\cos bx + \sqrt{-1}\sin bx)\, b\sqrt{-1} = (a+b\sqrt{-1})e^{ax}(\cos bx + \sqrt{-1}\sin bx) = (a+b\sqrt{-1})f(x)$, alſo $f''(x) = (a+b\sqrt{-1})f'(x) = (a+b\sqrt{-1})^2 f(x)$ u. ſ. w. …, $f^{(n)}(x) = (a+b\sqrt{-1})^n f(x)$, folglich $f(0) = 1$,

Digitized by Google

$f'(0) = a + b\sqrt{-1}$, $f''(0) = (a + b\sqrt{-1})^2, \ldots,$ $f^{(n)}(0) = (a + b\sqrt{-1})^n$ iſt, ſo erhält man

$$e^{ax}(\cos bx + \sqrt{-1}\sin bx) = 1 + \frac{a + b\sqrt{-1}}{1}x + \frac{(a + b\sqrt{-1})^2}{1 \, . \, 2}x^2 + \frac{(a + b\sqrt{-1})^3}{1 \, . \, 2 \, . \, 3}x^3 + \ldots \text{ in inf.}$$

Setzt man hier $ax = p$ und $bx = q$, ſo entſteht die Gleichung

$$(61) \quad e^p(\cos q + \sqrt{-1}\sin q) = 1 + \frac{p + q\sqrt{-1}}{1} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^2}{1 \, . \, 2} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^3}{1 \, . \, 2 \, . \, 3} + \ldots \text{ in inf.},$$

welche für jeden reellen Werth der Veränderlichen p und q gültig bleibt.

Wenn es bei einer gegebenen reellen oder imaginären Function $f(x)$ überhaupt möglich iſt, dieſelbe in eine Reihe zu entwickeln, welche nach Potenzen mit ganzen poſitiven Exponenten der Veränderlichen x fortſchreitet, ſo wird dieſe Entwickelung allemal dieſelbe ſein, welche man durch Anwendung der Mac-Laurin'ſchen Formel auf die Function $f(x)$ erhält. Denn iſt $f(x) = a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + a_3 x^3 + \ldots.,$ ſo iſt $f'(x) = 1 \, . \, a_1 + 2a_2 x + 3a_3 x^2 + \ldots.,$ $f''(x) = 1 \, . \, 2a_2 + 2 \, . \, 3a_3 x + \ldots.,$ $f'''(x) = 1 \, . \, 2 \, . \, 3a_3 + \ldots.$ u. ſ. w. Alſo $f(0) = a_0$, $f'(0) = 1 \, . \, a_1$, $f''(0) = 1 \, . \, 2a_2$, $f'''(0) = 1 \, . \, 2 \, . \, 3a_3$ u. ſ. w., mithin $a_0 = f(0)$, $a_1 = f'(0)$, $a_2 = \frac{1}{1.2}f''(0)$, $a_3 = \frac{1}{1 \, . \, 2 \, . \, 3}f'''(0)$ u. ſ. w.

Ebenſo iſt leicht erweislich, daß, wenn die Entwickelung einer Function $f(x + h)$ in eine nach aufſteigenden Potenzen mit ganzen poſitiven Exponenten von h geordnete Reihe überhaupt möglich iſt, dieſe Entwickelung keine andere ſein werde, als die, welche man durch Anwendung der Taylor'ſchen Formel auf die Function $f(x+h)$ erhält. Nicht immer iſt aber eine ſolche Entwickelung zuläſſig, wie theils ſchon aus dem Vorhergehenden erhellt, theils dadurch klar wird, wenn man verſucht, Functionen, wie $a^{-\left(\frac{1}{x}\right)^2}$, $a^{-x^2} + a^{-\left(\frac{1}{x}\right)^2}$ u. dgl. in Reihen aufzulöſen. Es iſt daher auch nicht zuläſſig, die ganze Differentialrechnung auf dieſe Entwickelung zu gründen, wie Lagrange und die meiſten nach ihm folgenden Schriftſteller über die höhere Analyſis gethan haben, welche die derivirten Functionen einer Function $f(x)$ geradezu als Coëfficienten in einer ſolchen Entwickelung der Stammfunction $f(x)$ erklären.

IX. Differentiale und Derivirte der verſchiedenen Ordnungen für die Functionen von einer imaginären veränderlichen Größe.

Wenn $\triangle x = i$ ein unendlich kleines Increment einer imaginären Variabeln x und $y = f(x)$ eine Function dieſer imaginären Veränderlichen bedeutet, ſo können wir doch immer noch, wie vorher, die Grenze, welcher ſich der Quotient $\frac{\triangle y}{\triangle x} = \frac{f(x + i) - f(x)}{i}$ unendlich nähert, während i gegen Null convergirt, ſofern es eine ſolche Grenze gibt, als Derivirte der y anſehen und mit y' oder $f'(x)$ bezeichnen. Alsdann ſind dx, dy, wie vorher, wo x reell war, noch immer Größen, deren Verhältniß genau gleich iſt der Grenze des Verhältniſſes zwiſchen den unendlich kleinen Incrementen $\triangle x$, $\triangle y$, alſo, wie dieſe Incremente, im Allgemeinen imaginäre Ausdrücke, welche durch die Gleichung $\frac{dy}{dx} = y'$ oder $dy = y'dx$ mit einander in Verbindung ſtehen, ſodaß der Werth von dy von der Form der Function $y = f(x)$ und von dem willkürlich anzunehmenden Werthe des Differentials dx abhängt. Demnach erhält man durch ähnliche Schlüſſe, wie in (I)

1) für jeden beliebigen Werth der Veränderlichen x und der Conſtante a

$$(62) \quad \begin{cases} d(a+x) = dx, \; d(a-x) = -dx, \; d(ax) = adx, \\ \qquad d\left(\frac{a}{x}\right) = -\frac{a\,dx}{x^2}, \\ de^x = e^x dx, \; d\sin x = \cos x\, dx = \sin\left(x + \frac{\pi}{2}\right)dx, \\ d\cos x = -\sin x\, dx = \cos\left(x + \frac{\pi}{2}\right)dx \; ^{*)}; \end{cases}$$

2) für Werthe der Conſtante A, bei denen der reelle Theil poſitiv iſt,

$$(63) \qquad dA^x = A^x l(A)\,dx;$$

3) für Werthe von x, deren reeller Theil poſitiv iſt,

$$(64) \; dx^a = a x^{a-1}dx, \quad (65) \; dL(x) = L(e)\frac{dx}{x},$$

$$(66) \qquad dl(x) = \frac{dx}{x},$$

aber für Werthe von x, deren reeller Theil negativ iſt,

$$(67) \qquad d(-x)^a = -a(-x)^{a-1}dx,$$

$$(68) \; dL(-x) = L(e)\frac{dx}{x}, \quad (69) \; dl(-x) = \frac{dx}{x}.$$

Da für imaginäre Werthe von x entweder $l((x))$ **) $= l(x) + l((1))$ oder $l((x)) = l(-x) + l((-1))$, je nachdem der reelle Theil von x poſitiv oder negativ iſt, ſo wird in jedem Falle

$$(70) \qquad dl((x)) = \frac{dx}{x},$$

und da $L((x)) = \frac{1}{l(A)}l((x))$, ſo iſt

$$(71) \; dL((x)) = \frac{1}{l(A)} \cdot \frac{dx}{x} = L(e)\frac{dx}{x}.$$

---

*) Über die Bedeutung, welche den Zeichen e^x, $\sin x$, $\cos x$, A^x, x^a, $l(x)$, $L(x)$, $\operatorname{arc}\sin x$, $\operatorname{arc}\cos x$, $\operatorname{tg} x$, $\cot x$, $\operatorname{arc}\operatorname{tg} x$, $\operatorname{arc}\cot x$ beizulegen iſt, wenn x, A, a imaginär angenommen werden, ſ. d. Art. Imaginäre Grösse und Function, wo auch, ſowie in dem Art. Logarithmus, gezeigt werden wird, warum hier bei dem Differential von A^x der reelle Theil von A poſitiv angenommen werden muß, ſowie ferner, welche Relationen jener Functionen gültig bleiben, wenn ſie imaginär werden. **) Über die von Cauchy eingeführten Bezeichnungen $(x)^a$, $l(x)$, $L(x)$, $\operatorname{arc}\sin(x)$ u. ſ. w., wovon x^a, $l(x)$, $L(x)$, $\operatorname{arc}\sin(x)$ u. ſ. w. ſpecielle Fälle ſind, ſ. die in der vorigen Anmerkung angeführten Artikel.

Digitized by Google

Iſt für imaginäre Werthe von x, $y = \text{arc}\sin((x))$, ſo iſt $\sin y = x$, daher auch dann noch (22) $\cos y\, dy = dx$, mithin $dy = \frac{dx}{\cos y}$. Da nun die Relation $\cos^2 y = 1 - \sin^2 y$ auch dann gültig bleibt (ſ. d. Art. Imaginäre Grössen), ſo iſt $\cos^2 y = 1 - x^2$, alſo

$$(72)\qquad d\,\text{arc}\sin((x)) = \frac{dx}{((1-x^2))^{\frac{1}{2}}}.$$

Ebenſo erhält man

$$(73)\qquad d\,.\,\text{arc}\cos((x)) = -\frac{dx}{((1-x^2))^{\frac{1}{2}}}.$$

Iſt daher der reelle Theil von $1 - x^2$ poſitiv, ſo iſt

$$(74)\qquad d\,\text{arc}\sin((x)) = -d\,\text{arc}\cos((x)) = \pm\frac{dx}{\sqrt{1-x^2}};$$

iſt aber der reelle Theil von $1 - x^2$ negativ, ſo iſt

$$(75)\qquad d\,\text{arc}\sin((x)) = -d\,\text{arc}\cos((x)) = \pm\frac{dx}{\sqrt{x^2-1}}\sqrt{-1}.$$

Für Functionen von Functionen und für zuſammengeſetzte Functionen einer imaginären Veränderlichen x findet man die Differentiale und derivirten Functionen nach denſelben Principien, wie wenn x reell iſt, daher auch für imaginäre x (vgl. d. Art. Imaginäre Grösse)

$$(76)\quad \begin{cases} d\,\text{tg}\,x = \dfrac{dx}{\cos^2 x}, & d\cot x = -\dfrac{dx}{\sin^2 x}, \\ d\sec x = \dfrac{\sin x\, dx}{\cos^2 x}, & d\,\text{cosec}\,x = -\dfrac{\cos x\, dx}{\sin^2 x}, \\ d\,\text{arctg}((x)) = \dfrac{dx}{1+x^2}, & d\,\text{arccot}((x)) = -\dfrac{dx}{1+x^2}, \end{cases}$$

und da, auch wenn u, v, w, ... Functionen einer imaginären Veränderlichen x ſind, doch immer $l((uvw\ldots)) = l((u)) + l((v)) + l((w)) + \ldots$, alſo, wenn man differentiirt, $\frac{d(uvw\ldots)}{uvw\ldots} = \frac{du}{u} + \frac{dv}{v} + \frac{dw}{w} + \ldots$ wird, ſo bleibt auch dann

$$(77)\qquad d(uvw\ldots) = uvw\ldots\left(\frac{du}{u} + \frac{dv}{v} + \frac{dw}{w} + \ldots\right),$$

woraus auch hier folgt:

$$(78)\qquad d\left(\frac{u}{v}\right) = d\left(u\,.\,\frac{1}{v}\right) = \frac{v\,du - u\,dv}{v^2}.$$

Leicht erhellt nun, daß man, da die Derivirten und Differentiale einer Function von einer imaginären Veränderlichen x wieder Functionen dieſer Veränderlichen ſind (beſondere Fälle, wie $a + x$, ax, wo die Derivirte conſtant wird, ausgenommen), auch aufs Neue dieſelben differentiiren und dadurch Derivirte und Differentiale der zweiten, dritten u. ſ. w. Ordnung auch für ſolche Functionen finden können. So erhält man z. B., auch bei imaginären Werthen von x, $de^x = e^x dx$, $d^2 e^x = e^x dx^2$, ..., $d^n e^x = e^x dx^n$, $d\sin x = \sin(x + \frac{1}{2}\pi)\, dx$, $d^2 \sin x = \sin(x + \pi)\, dx^2$, ..., $d^n \sin x = \sin\left(x + \frac{n}{2}\pi\right) dx^n$ u. ſ. w. Auch iſt, für $y = f(ax)$, $\frac{dy}{dx} = y' = af'(ax)$, daher $y'' = \frac{d^2 y}{dx^2} = a^2 f''(ax)$, ... $y^{(n)} = a^n f^{(n)}(ax)$.

X. Relationen, welche zwiſchen den Functionen von einer imaginären Veränderlichen x und ihren Derivirten oder Differentialen der verſchiedenen Ordnungen beſtehen.

Iſt $x = p + q\sqrt{-1}$ eine imaginäre veränderliche Größe, ſo kann x auf die Form $r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)$ gebracht werden, wo $r = \sqrt{p^2 + q^2}$ und $t = \text{arctg}\frac{q}{p}$ reelle Größen ſind (ſ. d. Art. Imaginäre Grösse). Wenn nun $f(x) = f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)]$ eine Function von dieſer Veränderlichen iſt, und wenn man hier r allein als unabhängig Veränderliche betrachtet *), ſo läßt ſich $f(x)$ unter der Form $\varphi(r) + \sqrt{-1}\chi(r)$ darſtellen, wo $\varphi(r)$ und $\chi(r)$ reelle Functionen von r ſind. Aus der Gleichung $f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi(r) + \sqrt{-1}\chi(r)$ zieht man nun, mit Rückſicht auf die am Schluſſe des vorigen Abſchnittes angegebenen Derivirten der Function $y = f(ax)$, ſogleich

$$(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)\, f'[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi'(r) + \sqrt{-1}\chi'(r),$$
$$(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^2 f''[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi''(r) + \sqrt{-1}\chi''(r),$$
$$\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots$$
$$(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n f^{(n)}[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi^{(n)}(r) + \sqrt{-1}\chi^{(n)}(r).$$

Wenn hier die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, ... $f^{(n-1)}(x)$ alle für $x = 0$ verſchwinden, wenn alſo $f(0)$, $f'(0)$, $f''(0)$ ... $f^{(n-1)}(0)$ alle $= 0$ ſind, ſo erhält man: $\varphi(0) + \sqrt{-1}\chi(0) = 0$, $\varphi'(0) + \sqrt{-1}\chi'(0) = 0$, ..., $\varphi^{(n-1)}(0) + \sqrt{-1}\chi^{(n-1)}(0) = 0$, woraus dann folgt: $\varphi(0) = 0$, $\varphi'(0) = 0$, ..., $\varphi^{(n-1)}(0) = 0$ und $\chi(0) = 0$ $\chi'(0) = 0$, ... $\chi^{(n-1)}(0) = 0$.

Sind ferner die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)$ ... $f^{(n-1)}(x)$, $f^{(n)}(x)$ in Bezug auf x in der Nähe des Werthes $x = 0$ ſtetig, ſo ſind auch die Functionen $\varphi(r)$, $\varphi'(r)$, ..., $\varphi^{(n-1)}(r)$, $\varphi^{(n)}(r)$ und $\chi(r)$, $\chi'(r)$, ..., $\chi^{(n-1)}(r)$, $\chi^{(n)}(r)$ in Bezug auf r in der Nähe des Werthes $r = 0$ ſtetig, und man erhält dann, wenigſtens für poſitive Werthe von r, die kleiner als eine gewiſſe Grenze k ſind, aus Formel (19) die Gleichungen

$$\varphi(r) = \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\varphi^{(n)}(\theta_1 r),\quad \chi(r) = \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\chi^{(n)}(\theta_2 r),$$

wo θ_1 und θ_2 Zahlen bedeuten, die kleiner als die Einheit ſind. Daher dann

$$(79)\quad f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi(r) + \sqrt{-1}\chi(r) = \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\left[\varphi^{(n)}(\theta_1 r) + \sqrt{-1}\chi^{(n)}(\theta_2 r)\right].$$

Die Bedingungen, unter welchen dieſe Gleichung

---

*) Die Größen q und p können unzählige Werthe durchlaufen, ohne ihr Verhältniß zu einander zu ändern. Läßt man dies Verhältniß unverändert, ſo bleibt $\frac{q}{p}$ und alſo auch $t = \text{arctg}\frac{q}{p}$ unverändert, während r nach und nach unzählige, von einander verſchiedene Werthe annimmt, und unendlich klein wird, wenn p und q beide unendlich klein werden, wobei der Quotiente $\frac{q}{p}$, und alſo auch der Bogen t, noch immer unverändert bleiben kann.

Digitized by Google

für Werthe von r, die zwiſchen $r = 0$ und $r = k$ liegen, gilt, ſind demnach 1) daß die Functionen $f(x)$, $f'(x) \ldots f^{(n)}(x)$ ſtetig ſeien, ſo lange r zwiſchen jenen Grenzen bleibt; 2) daß $\varphi(r)$, $\chi(r)$, $\varphi'(r)$, $\chi'(r)$, ..., $\varphi^{(n-1)}(r)$, $\chi^{(n-1)}(r)$ für $r = 0$ verſchwinden.

Letztere Bedingung wird erfüllt, wenn $\frac{\varphi(r)}{r^{n-1}}$ und $\frac{\chi(r)}{r^{n-1}}$ für $r = 0$ verſchwinden, wie in Abſchnitt VI bei Lehrſatz 2 gezeigt worden iſt.

Nimmt man an, daß r unendlich klein werde, ſo kann man offenbar $\varphi^{(n)}(r) = \varphi^{(n)}(0) + \alpha$ und $\chi^{(n)}(r) = \chi^{(n)}(0) + \beta$ ſetzen, wo α und β zwei unendlich kleine Größen bedeuten, die mit r zugleich verſchwinden. Alsdann folgt aus Formel (79)

$$(80)\quad f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\,[\varphi^{(n)}(0) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(0) + \alpha + \beta\sqrt{-1}].$$

Um dieſe Formel noch zu vereinfachen, zieht man aus der vorher dageweſenen Gleichung

$$(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n f^{(n)}[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi^{(n)}(r) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(r),$$

indem man $r = 0$ ſetzt, $\varphi^{(n)}(0) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(0) = (\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n f^{(n)}(0)$. Wenn man nun $\frac{\alpha + \beta\sqrt{-1}}{(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n} = (\alpha + \beta\sqrt{-1})(\cos nt - \sqrt{-1}\sin nt) = J$ ſetzt, ſo erhält man

$$(81)\quad f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \frac{r^n(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n}{1.2.3\ldots n}\,[f^{(n)}(0) + J],\ \text{d. i.}$$

$$f(x) = \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\,[f^{(n)}(0) + J],$$

wo J ein mit r oder x zugleich verſchwindender imaginärer Ausdruck iſt. Dies gibt folgenden Lehrſatz:

Lehrſatz 1. Sind die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x)$, ..., $f^{(n)}(x)$, in der Nähe des beſondern Werthes $x = 0$, ſtetige Functionen, und verſchwinden ſie alle, die letzte ausgenommen, zugleich mit x, behält ferner $f^{(n)}(0)$ einen endlichen Werth, ſo wird, wenn man x unendlich klein werden läßt,

$$(82)\quad f(x) = \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\,[f^{(n)}(0) + J],$$

wo J eine imaginäre Größe iſt, welche zugleich mit x verſchwindet.

Anmerkung. Die Formel (82) iſt der Gleichung (22) ſehr ähnlich, und kann in dem Falle, wo zwar die Function $f(x)$ imaginär, die Veränderliche x aber reell iſt, aus dieſer Gleichung leicht abgeleitet werden.

Es ſei $f(x)$ eine Function von x, welche ebenſo wol, als jede ihrer Derivirten, bis zur $f^{(n)}(x)$ einſchließlich, einen endlichen Werth behält, wenn $x = 0$ wird, und es ſeien alle dieſe Functionen für imaginäre Werthe von x von der Form $r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)$ ſtetig, ſo lange r zwiſchen den Grenzen 0 und k bleibt. Wenn man nun r allein als veränderlich anſieht und mit $\varphi(r)$ und $\chi(r)$ zwei reelle Functionen von r bezeichnet, welche der Gleichung

$$(83)\quad f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = \varphi(r) + \sqrt{-1}\,\chi(r)$$

genügen, ſo wird man für jeden ganzzahligen Werthe von m erhalten:

$$(84)\quad \begin{cases} (\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^m f^{(m)}[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] \\ \qquad = \varphi^{(m)}(r) + \sqrt{-1}\,\chi^{(m)}(r), \\ (\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^{(m)} f^{(m)}(0) = \varphi^{(m)}(0) + \sqrt{-1}\,\chi^{(m)}(0) \end{cases}$$

und wird, nach Formel (24), für Werthe von x, die zwiſchen den Grenzen $r = 0$ und $r = k$ liegen, ſchließen:

$$\begin{cases} \varphi(r) = \varphi(0) + \frac{r}{1}\,\varphi'(0) + \frac{r^2}{1.2}\,\varphi''(0) + \ldots \\ \qquad + \frac{r^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\,\varphi^{(n-1)}(0) + \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\,\varphi^{(n)}(\theta_1 r), \\ \chi(r) = \chi(0) + \frac{r}{1}\,\chi'(0) + \frac{r^2}{1.2}\,\chi''(0) + \ldots \\ \qquad + \frac{r^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\,\chi^{(n-1)}(0) + \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\,\chi^{(n)}(\theta_2 r), \end{cases}$$

wo θ_1 und θ_2 zwei Zahlen bezeichnen, die kleiner als die Einheit ſind.

Aus der Gleichung (83), verbunden mit der zweiten Gleichung unter (84), wird daher folgen:

$$f[r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)] = f(0) + \frac{r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)}{1}\,f'(0) + \ldots + \frac{r^{n-1}(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\,f^{(n-1)}(0) + \frac{r^n}{1.2.3\ldots n}\,[\varphi^{(n)}(\theta_1 r) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(\theta_2 r)],$$

d. i.

$$(85)\quad f(x) = f(0) + \frac{x}{1}\,f'(0) + \frac{x^2}{1.2}\,f''(0) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\,f^{(n-1)}(0) + \frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\,\frac{\varphi^{(n)}(\theta_1 r) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(\theta_2 r)}{(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n}.$$

Dann kann alſo die Function $f(x)$ angeſehen werden als beſtehend aus einer ganzen Function von x, nämlich der Function

$$f(0) + \frac{x}{1}\,f'(0) + \frac{x^2}{1.2}\,f''(0) + \ldots + \frac{x^{n-1}}{1.2.3\ldots(n-1)}\,f^{(n-1)}(0),$$

und aus einem Reſte, nämlich

$$\frac{x^n}{1.2.3\ldots n}\,\frac{\varphi^{(n)}(\theta_1 r) + \sqrt{-1}\,\chi^{(n)}(\theta_2 r).}{(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)^n}$$

Wird dieſer Reſt unendlich klein, während n ins Unendliche wächſt, ſo iſt die Reihe

$$f(0),\ \frac{x}{1}\,f'(0),\ \frac{x^2}{1.2}\,f''(0)\ \text{u. ſ. w.}$$

convergirend, und ihre Summe iſt dann genau gleich der Function $f(x)$, ſodaß in dieſem Falle

$$(86)\quad f(x) = f(0) + \frac{x}{1}\,f'(0) + \frac{x^2}{1.2}\,f''(0) + \ldots \text{ in inf.}$$

Offenbar iſt dieſe Formel einerlei mit der Mac-Laurin'ſchen Formel (47), welche alſo hierdurch ausgedehnt wird, auf den Fall, wo die Veränderliche x imaginär wird.

Digitized by Google

Ferner ſei a ein beſonderer Werth der imaginären Veränderlichen x, und es ſei $(x-a) = z = \varrho(\cos v + \sqrt{-1}\sin v)$, wo v einen reellen Bogen bedeutet. Setzt man nun

$$(87)\quad f(x) = f(a+z) = f[a+\varrho(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)] = \Phi(\varrho) + \sqrt{-1}\,X(\varrho),$$

und nimmt an, daß jede der Functionen f(x), f′(x), f″(x), … $f^{(n)}(x)$ einen endlichen Werth behalte und ſtetig bleibe, ſo lange der Modul ϱ der Differenz $x-a$ zwiſchen den Grenzen 0 und k bleibt, ſo iſt

$$(88)\quad \begin{cases} (\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^m f^{(m)}[a+\varrho(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)] \\ \qquad = \Phi^{(m)}(\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(m)}(\varrho) \\ (\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^m f^{(m)}(a) = \Phi^{(m)}(0)+\sqrt{-1}\,X^{(m)}(0), \end{cases}$$

und die Anwendung der Formel (24) gibt

$$\Phi(\varrho) = \Phi(0) + \frac{\varrho}{1}\Phi'(0) + \frac{\varrho^2}{1.2}\Phi''(0) + \dots + \frac{\varrho^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}\Phi^{(n-1)}(0) + \frac{\varrho^n}{1.2.3\dots n}\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho),$$

$$X(\varrho) = X(0) + \frac{\varrho}{1}X'(0) + \frac{\varrho^2}{1.2}X''(0) + \dots + \frac{\varrho^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}X^{(n-1)}(0) + \frac{\varrho^n}{1.2.3\dots n}X^{(n)}(\theta_2\varrho),$$

wo θ_1 und θ_2 zwei Zahlen bedeuten, die kleiner als die Einheit ſind.

Aus der Gleichung (87) wird daher, mit Rückſicht auf die zweite Gleichung unter (88), folgen:

$$f[a+\varrho(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)] = f(a) + \frac{\varrho(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)}{1}f'(a) + \dots + \frac{\varrho^{n-1}(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}f^{(n-1)}(a) + \frac{\varrho^n}{1.2.3\dots n}[\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(\theta_2\varrho)],$$

d. i.

$$(89)\quad f(x) = f(a) + \frac{x-a}{1}f'(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a) + \dots + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}f^{(n-1)}(a) + \frac{(x-a)^n}{1.2.3\dots n}\,\frac{\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(\theta_2\varrho)}{(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^n}.$$

Dann kann alſo die Function f(x) angeſehen werden als zuſammengeſetzt aus der ganzen Function

$$f(a) + \frac{x-a}{1}f'(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a) + \dots + \frac{(x-a)^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}f^{(n-1)}(a),$$

welche nach aufſteigenden Potenzen von $x-a$ geordnet iſt, und aus einem Reſte, welcher durch das Product

$$\frac{(x-a)^n}{1.2.3\dots n}\;\frac{\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(\theta_2\varrho)}{(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^n}$$

dargeſtellt wird. Verſchwindet dieſer Reſt, wenn $n=\infty$ wird, ſo iſt die Reihe

$$f(a),\quad \frac{x-a}{1}f'(a),\quad \frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a) \text{ u. ſ. w. } \dots$$

nothwendig convergirend, und aus der Formel (89) folgt dann

$$(90)\quad f(x) = f(a) + \frac{x-a}{1}f'(a) + \frac{(x-a)^2}{1.2}f''(a) + \dots \text{ in inf.},$$

oder, was ebenſo viel iſt,

$$f(a+z) = f(a) + \frac{z}{1}f'(a) + \frac{z^2}{1.2}f''(a) + \dots \text{ in inf.}$$

Vertauſcht man in dieſer letzten Gleichung a mit x und z mit h, ſo erhält man

$$(91)\quad f(x+h) = f(x) + \frac{h}{1}f'(x) + \frac{h^2}{1.2}f''(x) + \dots \text{ in inf.},$$

alſo die Tayloe'ſche Formel [vergl. (58)] auch für den Fall, wo die Veränderliche x und ihr Increment h imaginär ſind.

Wenn ϱ, alſo auch $x-a = \varrho(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)$, unendlich klein angenommen wird, ſo unterſcheidet ſich der Quotient $\frac{\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(\theta_2\varrho)}{(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^n}$ ſehr wenig von $\frac{\Phi^{(n)}(0)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(0)}{(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^n}$, d. i., zu Folge der zweiten Formel untee (88), ſehe wenig von $f^{(n)}(a)$. Setzt man alſo dann $\frac{\Phi^{(n)}(\theta_1\varrho)+\sqrt{-1}\,X^{(n)}(\theta_2\varrho)}{(\cos v+\sqrt{-1}\sin v)^n} = f^{(n)}(a) + J$, ſo iſt J eine zugleich mit $x-a$ verſchwindende imaginäre Größe, und man erhält aus Formel (89), indem man $x-a=i$ ſetzt,

$$f(a+i) = f(a) + \frac{i}{1}f'(a) + \frac{i^2}{1.2}f''(a) + \dots + \frac{i^{n-1}}{1.2.3\dots(n-1)}f^{(n-1)}(a) + \frac{i^n}{1.2\dots n}[f^{(n)}(a)+J].$$

Schreibt man nun wieder x ſtatt a, ſo hat man folgenden Satz:

Lehrſatz 2. Legt man der Veränderlichen x einen Werth bei, in deſſen Nähe die Functionen f(x), f′(x), f″(x), … $f^{(n)}(x)$ ſtetig bleiben, und der imaginären Veränderlichen i einen unendlich kleinen Werth, ſo erhält man

$$(92)\quad f(x+i) = f(x) + \frac{i}{1}f'(x) + \frac{i^2}{1.2}f''(x) + \dots + \frac{i^{n-1}}{1.2\dots(n-1)}f^{(n-1)}(x) + \frac{i^n}{1.2\dots n}[f^{(n)}(x)+J],$$

wo J einen Ausdruck bedeutet, welcher mit i zugleich verſchwindet.

Der erſte Lehrſatz dieſes Abſchnittes kann leicht aus Lehrſatz 2 als ein beſonderer Fall abgeleitet werden; ebenſo auch die beiden folgenden Sätze:

Lehrſatz 3. Legt man der imaginären Veränderlichen x einen Werth bei, in deſſen Nähe ſowol die Function f(x) als ihre Derivirte f′(x) ſtetig bleibt, und der imaginären Variabeln i einen unendlich kleinen Werth, ſo erhält man

$$(93)\quad f(x+i) = f(x) + i[f'(x)+J],$$

wo J zugleich mit i verſchwindet.

So iſt z. B.

$$(94)\quad (x+i)^{\frac{1}{2}} = x^{\frac{1}{2}} + i\left(\frac{1}{2x^{\frac{1}{2}}} + J\right).$$

Digitized by Google

Lehrſatz 4. Sind die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, $f''(x) \ldots$, $f^{(n)}(x)$ alle ſtetig, ſo lange x in der Nähe des beſondern Werthes a bleibt; verſchwinden ſie aber alle, die erſte und letzte ausgenommen, für $x = a$, alſo zugleich mit $i = x - a$, während $f(x)$ und $f^{(n)}(x)$, für $x = a$, endliche Werthe behalten, ſo erhält man für unendlich kleine Werthe von i

$$(95)\quad f(x+i) = f(x) + \frac{i^n}{1.2\ldots n}\left[f^{(n)}(x) + J\right],$$

wo J einen zugleich mit i verſchwindenden Ausdruck bedeutet.

Es ſei die Function $f(x)$, worin x eine imaginäre Veränderliche iſt, auf die Form

$$(96)\quad f(x) = R(\cos T + \sqrt{-1}\sin T)$$

gebracht, wo R und T reell ſind. Wächſt nun x um eine unendlich kleine Größe $\Delta x = i = \rho(\cos v + \sqrt{-1}\sin v)$, ſo erhalten R und T gleichzeitig Incremente, die wir mit ΔR und ΔT bezeichnen wollen. Da nun $f(x) = R(\cos T + \sqrt{-1}\sin T)$, ſo iſt

$$(97)\quad f(x+i) = (R+\Delta R)\left[\cos(T+\Delta T) + \sqrt{-1}\sin(T+\Delta T)\right].$$

Setzt man jetzt $f'(x) = R_1(\cos T_1 + \sqrt{-1}\sin T_1)$, wo R_1 und T_1 reelle Größen bezeichnen, und drückt man Kürze halber das Product $J(\cos v + \sqrt{-1}\sin v)$ durch $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ aus, wo α und β ebenfalls reell ſind, ſo erhält man durch Vergleichung der Formeln (93) und (97) folgende Gleichung:

$$(98)\quad \begin{aligned}(R+\Delta R)\left[\cos(T+\Delta T)+\sqrt{-1}\sin(T+\Delta T)\right] &= R(\cos T + \sqrt{-1}\sin T) + \rho\{R_1[\cos(v+T_1)\\ &\quad + \sqrt{-1}\sin(v+T_1)] + \alpha + \beta\sqrt{-1}\},\end{aligned}$$

welche von ſelbſt zerfällt in die beiden reellen Gleichungen

$$(99)\quad \begin{cases}(R+\Delta R)\cos(T+\Delta T) = R\cos T + \rho[R_1\cos(v+T_1) + \alpha],\\ (R+\Delta R)\sin(T+\Delta T) = R\sin T + \rho[R_1\sin(v+T_1) + \beta].\end{cases}$$

Erhebt man dieſe beiden Gleichungen ins Quadrat und addirt ſie dann, wobei man zur Abkürzung $\gamma = 2R(\alpha\cos T + \beta\sin T) + \rho\{[R_1\cos(v+T_1)+\alpha]^2 + [R_1\sin(v+T_1)+\beta]^2\}$ ſetzt, ſo erhält man

$$(100)\quad (R+\Delta R)^2 = R^2 + \rho[2RR_1\cos(v+T_1-T)+\gamma].$$

Aus den Gleichungen, welche die Bedeutung der Größen α, β, γ beſtimmen, erhellt ſogleich, daß dieſe Größen unendlich klein ſind. Wenn man daher auf beiden Seiten der Gleichung (100) die poſitiven Quadratwurzeln auszieht, ſo kann man dabei auf die rechte Seite der Gleichung die Formel (94) anwenden. Dadurch erhält man, wenn δ eine Größe bezeichnet, die zugleich mit ρ, alſo mit i, verſchwindet,

$$(101)\quad R + \Delta R = R + \rho[2RR_1\cos(v+T_1-T) + \gamma]\left(\frac{1}{2R} + \delta\right).$$

Das Product $[2RR_1\cos(v+T_1-T)+\gamma]\left(\frac{1}{2R}+\delta\right)$ wird ſehr wenig von $R_1\cos(v+T_1-T)$ verſchieden ſein, daher kann die Gleichung (101) auch auf die Form gebracht werden

$$(102)\quad \Delta R = \rho[R_1\cos(v+T_1-T)+\omega],$$

wo ω eine unendlich kleine Größe iſt. Folglich wird $\rho R_1\cos(v+T_1-T)$ ein Näherungswerth von ΔR ſein. Ausgenommen hiervon iſt nur der Fall, wenn man dem x einen Werth beilegt, welcher $f(x)$ oder $f'(x)$, und daher auch R oder R_1, gleich Null oder gleich dem Unendlichen macht. — Wenn für einen gegebenen Werth von x die Functionen $f'(x)$, $f''(x)$, $\ldots f^{(n-1)}(x)$ alle verſchwinden, die Functionen $f(x)$ und $f^{(n)}(x)$ aber endliche, von Null verſchiedene Werthe erhalten; ſo wird zwar mit $f'(x)$ zugleich auch R_1, und daher das Product $\rho R_1\cos(v+T_1-T)$, verſchwinden, allein dann kann man mit Hilfe der Formel (95) einen Näherungswerth von ΔR finden. Setzt man nämlich in dieſem Falle $f^{(n)}(x) = R_n(\cos T_n + \sqrt{-1}\sin T_n)$ und $J(\cos v + \sqrt{-1}\sin v)^n = J(\cos nv + \sqrt{-1}\sin nv) = \alpha + \beta\sqrt{-1}$, wo R_n, T_n, α, β reelle Größen ſind, ſo führen die Gleichungen (97) und (95) auf folgende Formel:

$$(103)\quad \begin{cases}(R+\Delta R)[\cos(T+\Delta T)+\sqrt{-1}\sin(T+\Delta T)]\\ = R(\cos T + \sqrt{-1}\sin T) + \frac{\rho^n}{1.2\ldots n}\{R_n[\cos(nv+T_n)\\ \quad + \sqrt{-1}\sin(nv+T_n)] + \alpha + \beta\sqrt{-1}\},\end{cases}$$

welche in die beiden reellen Gleichungen zerfällt:

$$(104)\quad \begin{cases}(R+\Delta R)\cos(T+\Delta T) = R\cos T + \frac{\rho^n}{1.2\ldots n}[R_n\cos(nv+T_n)+\alpha],\\ (R+\Delta R)\sin(T+\Delta T) = R\sin T + \frac{\rho^n}{1.2\ldots n}[R_n\sin(nv+T_n)+\beta].\end{cases}$$

Aus dieſen beiden Gleichungen läßt ſich, ganz auf ähnliche Weiſe, wie aus den Gleichungen (99) die Gleichung (102), folgende Formel ableiten:

$$(105)\quad \Delta R = \frac{\rho^n}{1.2\ldots n}[R_n\cos(nv+T_n-T)+\omega].$$

Daher wird, unter den angegebenen Vorausſetzungen, das Product $\frac{\rho^n R_n}{1.2.3\ldots n}\cos(nv+T_n-T)$ der angenäherte Werth des Increments ΔR ſein.

Bei Herleitung der Formeln (102) und (105) aus den Gleichungen (99) und (104) wurde bisher ſtillſchweigend vorausgeſetzt, daß die Functionen $f(x)$, und mithin R, für den gegebenen Werth von x nicht verſchwinde. Verſchwindet nun aber $f(x)$ und behält die erſte unter den Functionen $f'(x)$, $f''(x)$, $\ldots f^{(n)}(x)$, welche nicht auch zugleich verſchwindet, einen endlichen Werth, ſo ſchließt man

1) wenn ſchon $f'(x)$, alſo R_1, nicht verſchwindet, aus den Gleichungen (99)

$$(106)\quad \begin{cases}\Delta R.\cos(T+\Delta T) = \rho[R_1\cos(v+T_1)+\alpha],\\ \Delta R.\sin(T+\Delta T) = \rho[R_1\sin(v+T_1)+\beta],\end{cases}$$

und leitet hieraus auf ähnliche Art, wie die Formel (102) aus der Formel (99) abgeleitet wurde, die Gleichung her

$$(107)\quad \Delta R = \rho(R_1 + \omega),$$

wo ω eine unendlich kleine Größe bedeutet;

2) wenn $f'(x)$, $f''(x)$, ... $f^{(n-1)}(x)$, und alſo auch R_1, R_2, ... R_{n-1} zugleich mit $f(x)$ für den gegebenen Werth von x verſchwinden, aber $f^{(n)}(x)$, alſo auch R_n, nicht verſchwindet,

$$(108)\left\{\begin{aligned}\Delta R\cos(T+\Delta T)&=\frac{\rho^n}{1.2\ldots n}[R_n\cos(nv+T_n)+\alpha],\\ \Delta R.\sin(T+\Delta T)&=\frac{\rho^n}{1.2\ldots n}[R_n\sin(nv+T_n)+\beta],\end{aligned}\right.$$

woraus man auf ähnliche Art, wie oben, ableitet:

$$(109)\qquad \Delta R=\frac{\rho^n}{1.2\ldots n}(R_n+\omega),$$

wo ω ebenfalls unendlich klein iſt.

Um die mit $\Delta x = i = \rho(\cos v + \sqrt{-1}\sin v)$ bezeichnete Zunahme von x unendlich klein zu machen, wie es bei Herleitung der vorſtehenden Formeln angenommen wurde, braucht offenbar nur ρ unendlich klein gemacht zu werden, während der Bogen v willkürlich angenommen werden kann. Nimmt man nun $v = (2m+1)\pi + T - T_1$, wo m eine beliebige ganze Zahl iſt, ſo wird $\cos(v + T_1 - T) = -1$; nimmt man aber $v = \frac{(2m+1)\pi + T - T_n}{n}$, ſo wird $\cos(nv+T_n-T) = -1$. Durch erſtere Annahme geht die Formel (102) über in

$$(110)\qquad \Delta R = -\rho(R_1 - \omega),$$

durch letztere Annahme hingegen die Formel (105) in

$$(111)\qquad \Delta R = -\frac{\rho^n}{1.2\ldots n}(R_n - \omega).$$

Der angenäherte Werth des Increments ΔR wird daher dann entweder

$$(112)\qquad -\rho R_1, \text{ oder } -\rho^n R_n,$$

mithin negativ. Dies gibt folgenden Satz:

Lehrſatz 5. Sind die Functionen $f(x)$, $f'(x)$, ... $f^{(n)}(x)$ in der Nähe eines beſondern Werthes von x, welcher die Function $f(x)$ nicht auf Null bringt; endlich und ſtetig, und iſt $f(x) = R(\cos T + \sqrt{-1}\sin T)$, ſo läßt ſich ſtets dem x eine unendlich kleine Zunahme Δx beilegen, welche macht, daß der entſprechende Werth von ΔR negativ, d. i. daß der Modul von $f(x+\Delta x)$, nämlich $R + \Delta R$, kleiner wird als der Modul von $f(x)$, nämlich R.

Anmerkung. Dieſer Satz wird in dem Artikel Gleichung eine wichtige Anwendung finden. Wir bemerken noch, daß man, ohne grade dem v einen von den beiden oben angegebenen Werthen beizulegen, ΔR auch dadurch negativ, und daher $R + \Delta R$ kleiner als R machen kann, wenn man nur bewirkt, daß entweder in der Formel (102) der Factor $\cos(v + T_1 - T)$, oder in der Formel (105) der Factor $\cos(nv + T_n - T)$, negativ werde. Dies kann man aber immer leicht, da erſterer Factor allemal ſein Vorzeichen ändert, wenn man v um π, letzterer Factor, wenn man v um $\frac{\pi}{n}$ wachſen läßt.

XI. Differentiale der Functionen von mehr als einer veränderlichen Größe. Partielle Derivirte und partielle Differentiale.

Es ſei $u = f(x, y, z\ldots)$ eine Function von mehren von einander unabhängigen Veränderlichen x, y, z, ..., und es ſei i ein unendlich kleines Increment, welches man irgend einer von dieſen Veränderlichen beilegt; ferner ſeien $\varphi(x, y, z\ldots)$, $\chi(x, y, z\ldots)$, $\psi(x, y, z\ldots)$ u. ſ. w. ... die Grenzen, denen ſich die Quotienten $\frac{f(x+i, y, z\ldots) - f(x, y, z\ldots)}{i}$, $\frac{f(x, y+i, z, \ldots) - f(x, y, z\ldots)}{i}$, $\frac{f(x, y, z+i, \ldots) - f(x, y, z\ldots)}{i}$ u. ſ. w. ... unendlich nähern, während i ſich dem Werthe Null nähert. Alsdann iſt $\varphi(x, y, z\ldots)$ dasjenige, was man die *partielle Derivirte* von u in Bezug auf x nennt, d. i. diejenige Derivirte, welche man aus der Function $u = f(x, y, z\ldots)$ ableitet, wenn man in derſelben blos x als veränderlich anſieht. Ebenſo iſt $\chi(x, y, z\ldots)$ die partielle Derivirte von u in Bezug auf y, $\psi(x, y, z\ldots)$ die partielle Derivirte von u in Bezug auf z u. ſ. w. Nun ſeien Δx, Δy, Δz, ... gleichzeitige Zunahmen der Veränderlichen x, y, z... und Δu die entſprechende Zunahme der Function u, ſodaß $\Delta u = f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)$ wird. Legt man hier den Größen Δx, Δy, Δz, ... endliche Werthe bei, ſo iſt Δu dasjenige, was man die *endliche Differenz* der Function u nennt, und wird im Allgemeinen eine endliche Größe ſein. Legt man hingegen den Größen Δx, Δy, Δz, ... unendlich kleine Werthe bei, ſo wird gewöhnlich der Werth von Δu auch unendlich klein ſein. Während aber die Incremente Δx, Δy, Δz, ... Δu gleichzeitig der Grenze Null unendlich nahe kommen, können ihre Verhältniſſe zu einander (d. i. die Quotienten, welche man erhält, wenn man eine dieſer Größen durch die andere dividirt, und welche dann unter der unbeſtimmten Form $\frac{0}{0}$ auftreten) ſich doch endlichen Grenzen nähern. Dies ſind dann die *Grenzverhältniſſe* oder *letzten Verhältniſſe* jener Incremente. Nimmt man dann willkürlich Größen dx, dy, dz, ..., du an, deren Verhältniſſe genau gleich den eben erklärten letzten Verhältniſſen von Δx, Δy, Δz, ... Δu ſind, ſo ſind dies *Differentiale der Größen* x, y, z, ..., u. — Da die Variabeln x, y, z... als von einander unabhängig angeſehen werden, ſo ſind ihre Incremente Δx, Δy, Δz..., und daher auch ihre Differentiale dx, dy, dz, ... willkürlich. Es iſt nun zu unterſuchen, wie ſich das Differential der Function u durch die Differentiale der unabhängigen Veränderlichen beſtimmen laſſe. Dies geſchieht, wie folgt:

Da die Zunahmen Δx, Δy, Δz, ... Δu, je näher ſie dem Werthe Null kommen, deſto genauer den Größen dx, dy, dz, ..., du proportional werden, d. i. da $\lim(\Delta x : \Delta y : \Delta z : \ldots : \Delta u) = dx : dy : dz : \ldots : du$, ſo werden, für ſehr kleine Werthe von Δx, Δy, Δz...,

Digitized by Google

die Quotienten $\frac{\Delta x}{dx}$, $\frac{\Delta y}{dy}$, $\frac{\Delta z}{dz}$, ... $\frac{\Delta u}{du}$ nur ſehr wenig von einander verſchieden ſein. Iſt alſo dann $\frac{\Delta x}{dx} = \alpha$, ſo wird auch die Gleichung $\frac{\Delta u}{du} = \alpha$, oder, was ebenſo viel iſt, $\frac{\Delta u}{\alpha} = du$, faſt völlig genau ſein. Setzt man daher dann $\frac{\Delta u}{\alpha} = du + \beta$, ſo muß β gegen α unendlich klein ſein. Je näher nun Δx dem Werthe Null kommt, während dx irgend einen endlichen Werth behält, deſto näher muß offenbar $\alpha = \frac{\Delta x}{dx}$ dem Werthe Null kommen, um ſo eher muß dann β verſchwinden. Umgekehrt muß, wenn α verſchwinden ſoll, nothwendig auch Δx und ebenſo auch Δy, Δz, ... Δu verſchwinden. Indem man alſo ſetzt

$$(113) \qquad dx = \lim \frac{\Delta x}{\alpha},$$

erhält man gleichzeitig

$$(114) \qquad du = \lim \frac{\Delta u}{\alpha},$$

und ebenſo

$$dy = \lim \frac{\Delta y}{\alpha},\ dz = \lim \frac{\Delta z}{\alpha},\ \ldots$$

In die erſte Gleichung unter (114) den vorher angegebenen Werth von Δu ſetzend, findet man

$$(115)\ du = \lim \frac{f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)}{\alpha}$$
$$= \lim \frac{f(x+\alpha dx,\ y+\alpha dy,\ z+\alpha dz, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)}{\alpha}.$$

Läßt man in der Function $u = f(x, y, z \ldots)$ die Veränderlichen $x, y, z \ldots$ nicht gleichzeitig, ſondern eine nach der andern wachſen, ſo erhält man

1) wenn $x, y, z \ldots$ reelle Veränderliche ſind, nach Formel (20), folgende Gleichungen:

$$f(x+\Delta x, y, z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots) = \Delta x\, \varphi(x+\theta_1 \Delta x, y, z, \ldots),$$
$$f(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z, \ldots) - f(x+\Delta x,\ y, z \ldots)$$
$$= \Delta y\, \chi(x+\Delta x,\ y+\theta_2 \Delta y,\ z, \ldots),$$
$$f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \ldots) - f(x+\Delta x, y+\Delta y, z \ldots)$$
$$= \Delta z\, \psi(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z+\theta_3 \Delta z, \ldots)$$

u. ſ. w. ...,

wo $\theta_1, \theta_2, \theta_3, \ldots$ unbekannte Zahlen bezeichnen, welche aber alle zwiſchen Null und der Einheit liegen. Addirt man alle eben erhaltenen Gleichungen, ſo findet man

$$f(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z+\Delta z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)$$
$$= \Delta x\, \varphi(x+\theta_1 \Delta x, y, z, \ldots) + \Delta y\, \chi(x+\Delta x, y+\theta_2 \Delta y, z \ldots)$$
$$+ \Delta z\, \psi(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\theta_3 \Delta z, \ldots) + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Dividirt man beide Seiten dieſer Gleichung mit α und nimmt, indem man α gegen Null convergiren läßt, Rückſicht auf die Gleichungen (113), (114) und (115), ſo erhält man

$$(116)\ du = \varphi(x, y, z, \ldots)\, dx + \chi(x, y, z, \ldots)\, dy + \psi(x, y, z, \ldots)\, dz + \text{u. ſ. w.} \ldots,$$

2) wenn $x, y, z \ldots$ nicht alle reell, ſondern entweder alle oder zum Theil imaginär ſind, nach Formel (93), für unendlich kleine Werthe von Δx, Δy, Δz, ...:

$$f(x+\Delta x, y, z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots) = \Delta x [\varphi(x, y, z, \ldots) + J],$$
$$f(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z \ldots) - f(x+\Delta x,\ y,\ z \ldots)$$
$$= \Delta y [\chi(x+\Delta x,\ y,\ z \ldots) + J_1],$$
$$f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \ldots) - f(x+\Delta x, y+\Delta y, z \ldots)$$
$$= \Delta z [\psi(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z, \ldots) + J_2]$$

u. ſ. w. ...,

wo $J, J_1, J_2, \ldots$ Größen ſind, die zugleich mit Δx, Δy, Δz, ... verſchwinden. Addirt man vorſtehende Gleichungen zuſammen, ſo findet man

$$f(x+\Delta x,\ y+\Delta y,\ z+\Delta z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)$$
$$= [\varphi(x, y, z, \ldots) + J] \Delta x + [\chi(x+\Delta x, y, z, \ldots) + J_1] \Delta y$$
$$+ [\psi(x+\Delta x, y+\Delta y, z, \ldots) + J_2] \Delta z + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Dividirt man beide Seiten dieſer Gleichung mit α und läßt dann α gegen Null convergiren, ſo erhält man, wie oben, die Gleichung (116), welche alſo ebenſo wol für imaginäre als für reelle Werthe der Veränderlichen $x, y, z \ldots$ gilt, wenn nur die Function $u = f(x, y, z \ldots)$, in Bezug auf jede dieſer Veränderlichen, zwiſchen gewiſſen Grenzen derſelben ſtetig bleibt. In der Formel (116) iſt $\varphi(x, y, z \ldots)\, dx$ augenſcheinlich dasjenige, was man als Differential von u finden würde, wenn x allein veränderlich und $y, z \ldots$ conſtant wären. Ebenſo iſt $\chi(x, y, z \ldots)\, dy$ dasjenige, was man als Differential von u finden würde, wenn y allein veränderlich, hingegen $x, z, \ldots$ conſtant wären u. ſ. w. Man nennt darum die Größe, welche wir mit $\varphi(x, y, z \ldots)\, dx$ bezeichnet haben, das **partielle Differential** von u in Bezug auf x, die Größe $\chi(x, y, z \ldots)\, dy$ das partielle Differential von u in Bezug auf y u. ſ. w. Deutet man demnach das partielle Differential von u in Bezug auf x durch $\underset{x}{du}$, das partielle Differential von u in Bezug auf y durch $\underset{y}{du}$ *) u. ſ. w. an, ſo iſt

$$(117)\ \varphi(x, y, z \ldots) = \frac{\underset{x}{du}}{dx},\ \chi(x, y, z \ldots) = \frac{\underset{y}{du}}{dy},$$

$$\psi(x, y, z, \ldots) = \frac{\underset{z}{du}}{dz}\ \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Die Gleichung (116) kann folglich dann unter einer der beiden folgenden Formen aufgeſtellt werden:

$$(118) \quad du = \underset{x}{du} + \underset{y}{du} + \underset{z}{du} + \ldots$$

$$(119) \quad du = \frac{\underset{x}{du}}{dx} dx + \frac{\underset{y}{du}}{dy} dy + \frac{\underset{z}{du}}{dz} dz + \ldots$$

Das **vollſtändige** oder **totale Differential** von u, d. i. die Größe du, welche man auch das Differential von u ſchlechtweg nennt, iſt hiernach die Summe aller partiellen Differentiale von u.

*) Paſquich u. A. ſchreiben die partiellen Differentiale von u in Bezug auf x, auf y u. ſ. w. reſpective ſo: ^{x}du, ^{y}du u. ſ. w., welches aber leichter Misverſtändniſſe veranlaſſen kann, als die obige Bezeichnung; z. B. wenn man andeuten will, daß u nicht blos ein, ſondern n Mal, in Bezug auf x, und nachher r Mal, in Bezug auf y, differentiirt werden ſoll, welches dann $^{x}d^{n}\,{}^{y}d^{r}u$ geſchrieben werden müßte.

Der Kürze halber läßt man in den Formeln (117) gewöhnlich die rechts an das d unten geſetzten Buchſtaben x, y, z … weg, und bezeichnet die partiellen Derivirten in Bezug auf x, y, z … reſpective durch

$$\frac{du}{dx}, \quad \frac{du}{dy}, \quad \frac{du}{dz} \text{ u. ſ. w. } \ldots$$

Alsdann muß man aber nicht $\frac{du}{dx}$ als den Quotienten anſehen, den das vollſtändige Differential von u, durch dx dividirt, gibt, und muß, um das partielle Differential von u in Bezug auf x zu bezeichnen, die Schreibart

$$\frac{du}{dx}\,dx$$

gebrauchen, wo man aber nun nicht mehr reduciren darf, es ſei denn, daß man den Buchſtaben x wieder unten rechts an das d hinge, alſo $d_x u$ ſchriebe, wie in Formel (118). Daſſelbe gilt von den Bezeichnungen $\frac{du}{dy}$, $\frac{du}{dz}$ u. ſ. w. Nach dieſer gewöhnlichen Schreibart iſt alſo

$$(120) \quad du = \frac{du}{dx}dx + \frac{du}{dy}dy + \frac{du}{dz}dz + \ldots$$

z. B. $dx^y = yx^{y-1}dx + x^y l(x)dy$, $d(x^a y^b z^c) = x^a y^b z^c\left(a\frac{dx}{x} + b\frac{dy}{y} + c\frac{dz}{z}\right)$.

Die Auffuchung des vollſtändigen Differenlials einer Function von mehren veränderlichen Größen kann leicht auf die Berechnung der Derivirten von einer Function mit einer einzigen Veränderlichen zurückgeführt werden. Denn ſieht man in dem Ausdrucke $f(x + \alpha dx, y + \alpha dy, z + \alpha dz, \ldots)$ blos α als veränderlich an, ſo kann man denſelben, als Function von α, gleich $F(\alpha)$ ſetzen, dann iſt offenbar $u = f(x, y, z\ldots) = F(0)$, und daher, zu Folge der Formel (115), $du = \lim \frac{F(\alpha) - F(0)}{\alpha}$. Läßt man nun α gegen Null convergiren, ſo nimmt letzterer Ausdruck die unbeſtimmte Form $\frac{0}{0}$ an, hat aber dann, wie aus Abſchnitt V, Lehrſatz 1 folgt, den Werth $F'(0)$, daher

$$(121) \quad du = \lim \frac{f(x+\alpha dx, y+\alpha dy, z+\alpha dz, \ldots) - f(x,y,z,\ldots)}{\alpha}$$

$$= \lim \frac{F(\alpha) - F(0)}{\alpha} = F'(0).$$

XII. Differentiation der zuſammengeſetzten Functionen von mehr als einer veränderlichen Größe. Differentiation der unentwickelten Functionen. Lehrſatz über die homogenen Functionen.

Sind u, v, w, … Functionen von den unabhängigen Veränderlichen x, y, z, … und iſt $s = F(u, v, w\ldots)$ irgend eine Function von u, v, w, …, ſo iſt s eine zuſammengeſetzte Function von x, y, z, …. Bezeichnet man nun, wie vorher, mit Δx, Δy, Δz … willkürliche Zunahmen der x, y, z, … und mit Δu, Δv, Δw, … Δs die entſprechenden Incremente von u, v, w, …, s, ſo iſt

$$\Delta s = F(u+\Delta u, v+\Delta v, w+\Delta w, \ldots) - F(u, v, w, \ldots).$$

Sind dann $\Phi(u, v, w, \ldots)$, $X(u, v, w, \ldots)$, $\Psi(u, v, w, \ldots)$ u. ſ. w. die partiellen Derivirten von s, erſtere in Bezug auf u, die zweite in Bezug auf v, die dritte in Bezug auf w u. ſ. w., ſo laſſen ſich ganz, wie im vorigen Abſchnitte, die beiden folgenden Gleichungen ableiten:

1) wenn ſowol u, v, w … als ihre Incremente Δu, Δv, Δw, … reell ſind,

$$(122) \quad F(u+\Delta u, v+\Delta v, w+\Delta w, \ldots) - F(u, v, w, \ldots)$$
$$= \Delta u\,\Phi(u+\theta_1\Delta u, v, w, \ldots) + \Delta v\,X(u+\Delta u, v+\theta_2\Delta v, w, \ldots)$$
$$+ \Delta w\,\Psi(u+\Delta u, v+\Delta v, w+\theta_3\Delta w, \ldots) + \ldots,$$

wo θ_1, θ_2, θ_3, … noch immer unbekannte, zwiſchen Null und Eins liegende Zahlen bedeuten.

2) Wenn u, v, w, … und ihre Incremente Δu, Δv, Δw, … nicht mehr alle reell ſind, aber Δu, Δv, Δw, … unendlich klein genommen werden,

$$(123) \quad F(u+\Delta u, v+\Delta v, w+\Delta w, \ldots) - F(u, v, w, \ldots)$$
$$= [\Phi(u, v, w, \ldots) + J_1]\Delta u + [X(u+\Delta u, v, w\ldots) + J_2]\Delta v$$
$$+ [\Psi(u+\Delta u, v+\Delta v, w\ldots) + J_3]\Delta w \text{ u. ſ. w. } \ldots,$$

wo J_1, J_2, J_3, … u. ſ. w. Größen bedeuten, welche zugleich mit Δx, Δy, Δz, … verſchwinden. Setzt man nun, wie im vorigen Abſchnitte,

$$\Delta x = \alpha dx, \quad \Delta y = \alpha dy, \quad \Delta z = \alpha dz \text{ u. ſ. w.},$$

wo α eine unendlich kleine Größe bezeichnet, ſo erhält man, wie dort,

$$du = \lim\frac{\Delta u}{\alpha}, \quad dv = \lim\frac{\Delta v}{\alpha}, \quad dw = \lim\frac{\Delta w}{\alpha}, \quad \ldots,$$

$$ds = \lim\frac{\Delta s}{\alpha}.$$

Dividirt man darauf beide Seiten der Gleichungen (122) und (123) durch α und läßt α gegen Null convergiren, ſo erhält man

$$(124) \quad ds = \Phi(u, v, w, \ldots)du + X(u, v, w, \ldots)dv + \Psi(u, v, w, \ldots)dw + \ldots$$

Das vollſtändige Differential von s iſt alſo hier wieder gleich der Summe der partiellen Differentiale von s in Bezug auf u, auf v, auf w u. ſ. w., nur daß die hier vorkommenden Differentiale du, dv, dw, … ſelbſt wieder Functionen der Veränderlichen x, y, z … ſind, wie aus dem vorigen Abſchnitte erhellt.

Iſt r eine zweite Function der Veränderlichen x, y, z…, welche für alle Werthe dieſer Veränderlichen gleich s, alſo identiſch mit s iſt, ſo iſt

$$(125) \qquad ds = dr.$$

In dem beſondern Falle, wo r ſich auf eine Conſtante c oder auch auf Null reducirt, iſt $dr = 0$, daher dann

$$(126) \qquad ds = 0.$$

Gleichungen, wie dieſe (125) und (126), ſind es, welche man Differentialgleichungen nennt. Die zweite von ihnen kann auch unter der Form

$$(127) \quad \Phi(u, v, w, \ldots)du + X(u, v, w, \ldots)dv + \Psi(u, v, w, \ldots)dw + \ldots = 0,$$

dargeſtellt werden, und bleibt auch in dem Falle gültig, wenn einige von den Größen u, v, w, … ſich auf ei-

Digitized by Google

nige von den unabhängigen Veränderlichen x, y, z, ... reduciren. So erhält man z. B.

wenn $z = F(x, v) = 0$ iſt, $\Phi(x,v)dx + X(x,v)dv = 0$;
wenn $z = F(x,y,w) = 0$ iſt, $\Phi(x,y,w)dx + X(x,y,w)dy + \Psi(x, y, w)\,dw = 0$ u. ſ. w.

In der erſten von dieſen Gleichungen iſt offenbar v eine unentwickelte Function von x; in der zweiten iſt w eine unentwickelte Function von x und y u. ſ. w.

Nimmt man ferner an, daß die Veränderlichen x, y, z, ... nicht mehr von einander unabhängig, ſondern durch eine Gleichung von der Form

$$u = f(x, y, z, \ldots) = 0$$

mit einander verbunden ſind, ſo erhält man, wenn man die Bezeichnung des vorigen Abſchnittes wieder gebraucht, die Differentialgleichung

$$du = \varphi(x,y,z,\ldots)\,dx + \chi(x,y,z\ldots)dy + \psi(x,y,z\ldots)dz + \ldots = 0,$$

mittels welcher man das Differential von einer dieſer Veränderlichen, als unentwickelte Function aller übrigen betrachtet, finden kann. Z. B. wenn $x^2 + y^2 = a^2$ iſt, ſo erhält man $x\,dx + y\,dy = 0$, daher $dy = -\frac{x}{y}dx$, d. i. $d\sqrt{a^2 - x^2} = -\frac{x\,dx}{\sqrt{a^2 - x^2}}$, was man auch leicht direct beweiſen kann.

Sind die Veränderlichen x, y, z ... durch zwei Gleichungen der Art, wie $u = 0$, $v = 0$, mit einander verbunden, ſo erhält man zu gleicher Zeit zwei Differentialgleichungen $du = 0$, $dv = 0$, mittels welcher man die Differentiale von zweien unter den veränderlichen Größen, als unentwickelte Functionen aller übrigen betrachtet, finden kann.

Allgemein: Wenn n Variable x, y, z ... mit einander durch m Gleichungen, wie $u = 0$, $v = 0$, $w = 0$ u. ſ. w., verbunden ſind, ſo erhält man zugleich m Differentialgleichungen, wie $du = 0$, $dv = 0$, $dw = 0$ u. ſ. w., mittels welcher man die Differentiale von m Veränderlichen, die man als unentwickelte Functionen aller übrigen betrachtet, beſtimmen kann.

Die in dieſem Abſchnitte aufgeſtellten Principia über die Differentiation der zuſammengeſetzten Functionen liefern auch den Beweis eines merkwürdigen Satzes, welchen man den **Lehrſatz von den homogenen Functionen** nennt. Eine Function von mehr als einer veränderlichen Größe heißt nämlich dann **homogen**, wenn, ſofern man alle Veränderlichen mit einer beliebigen neuen Veränderlichen t multiplicirt, jedesmal der primitive Werth der Function, multiplicirt durch eine Potenz von t herauskommt. Der Exponent dieſer Potenz iſt dann der Grad der homogenen Function. Dem gemäß wird $f(x, y, z, \ldots)$ alsdann eine homogene Function des aten Grades von x, y, z, ... ſein, wenn

(128) $f(tx, ty, tz, \ldots) = t^a f(x, y, z \ldots)$

iſt. Der von ſolchen Functionen geltende Satz iſt nun folgender:

Lehrſatz. Wenn man die partiellen Derivirten einer homogenen Function des aten Grades durch die Veränderlichen, worauf ſie ſich beziehen, multiplicirt, ſo wird die Summe der dadurch entſtehenden Producte gleich dem Producte, welches man erhält, wenn man die Stammfunction ſelbſt mit a multiplicirt.

Beweis. Es ſei $u = f(x, y, z \ldots)$ die gegebene homogene Function und $\varphi(x, y, z, \ldots)$, $\chi(x, y, z, \ldots)$, $\psi(x, y, z, \ldots)$ u. ſ. w. ſeien ihre partiellen Derivirten; erſtere in Bezug auf x, die zweite in Bezug auf y u. ſ. w. Differentiirt man nun beide Seiten der hier geltenden Gleichung (128), indem man blos t als veränderlich anſieht, ſo erhält man

$$\varphi(tx, ty, tz, \ldots)x\,dt + \chi(tx, ty, tz, \ldots)y\,dt + \psi(tx, ty, tz, \ldots)z\,dt + \ldots = at^{a-1} f(x, y, z, \ldots)\,dt.$$

Dividirt man jetzt mit dt und ſetzt nachher $t = 1$, ſo findet man

$$x\varphi(x, y, z, \ldots) + y\chi(x, y, z, \ldots) + z\psi(x, y, z, \ldots) + \ldots = af(x, y, z, \ldots),$$

oder, was ebenſo viel iſt,

$$(129)\quad x\frac{du}{dx} + y\frac{du}{dy} + z\frac{du}{dz} + \ldots = au.$$

Zuſatz. Iſt $a = 0$, iſt alſo die gegebene homogene Function vom 0ten Grade, ſo iſt $x\frac{du}{dx} + y\frac{du}{dy} + z\frac{du}{dz} + \ldots = 0$.

Beiſpiele. Die Function $u = \frac{1}{2}(Ax^2 + By^2 + Cz^2 + 2Dyz + 2Ezx + 2Fxy)$ iſt, wie man ſogleich ſieht, eine homogene Function zweiten Grades; auch iſt nach Formel (129) $(Ax + Fy + Ez)x + (Fx + By + Dz)y + (Ex + Dy + Cz)z = 2u$. Hingegen iſt $\frac{x}{y}$ eine homogene Function vom 0ten Grade, daher auch $\frac{1}{y}x - \frac{x}{y^2}y = 0$.

XIII. Differentiale der verſchiedenen Ordnungen für die Functionen von mehr als einer veränderlichen Größe.

Iſt $u = f(x, y, z \ldots)$ eine Function von mehren von einander unabhängigen Veränderlichen x, y, z ..., und differentiirt man dieſe Function mehrmals hinter einander, entweder in Bezug auf alle Variabeln, oder blos in Bezug auf eine derſelben, ſo erhält man mehre neue Functionen, von denen jede die totale oder partielle Derivirte der nächſt vorhergehenden iſt. Man kann ſogar annehmen, daß die ſucceſſiven Differentiationen ſich bald auf die eine, bald auf die andere Veränderliche beziehen. In allen Fällen iſt das Reſultat von einer, von zwei, von drei u. ſ. w. hinter einander vorgenommenen Differentiationen dasjenige, was man ein **totales** oder **partielles Differential der erſten, zweiten, dritten u. ſ. w. Ordnung** nennt. So z. B. erhält man, indem man mehre Male hinter einander in Bezug auf alle Variabeln differentiirt, die totalen Differentiale du, ddu, dddu, ..., welche man zur Abkürzung durch du, d^2u, d^3u, ... bezeichnet. Wenn man hingegen mehrmals blos in Bezug auf x differentiirt, erhält man die partiellen Differentiale $d_x u$, $dd_{xx} u$, $ddd_{xxx} u$, ..., welche man auch durch

Digitized by Google

$\underset{x}{d}u$, $\underset{x}{d}^2u$, $\underset{x}{d}^3u$, ... bezeichnet. Allgemein wird man, wenn n irgend eine ganze Zahl bedeutet, das totale Differential der nten Ordnung mit $d^n u$ und das nte Differential in Bezug auf eine einzige von den Veränderlichen x, y, z... mit $\underset{x}{d}^n u$, $\underset{y}{d}^n u$, $\underset{z}{d}^n u$, ... bezeichnen.

Differentiirt man zwei oder mehre Male hinter einander, das eine Mal in Bezug auf die eine, das andere Mal auf eine andere Veränderliche, ſo erhält man die durch $\underset{x\,y}{dd}u$, $\underset{y\,x}{dd}u$, $\underset{x\,z}{dd}u$, ..., $\underset{x\,y\,z}{ddd}u$, ... angedeuteten Differentiale der zweiten oder einer höhern Ordnung. Differentiale der Art, wie die eben angeführten, ändern ihren Werth nicht, wenn man die Folge verändert, in welcher die auf die verſchiedenen Variabeln bezüglichen Differentiationen vorgenommen werden. Um dies zu beweiſen, brauchen wir nur zu zeigen, daß

(130) $$\underset{x\,y}{dd}u = \underset{y\,x}{dd}u$$

ſei, welches leicht folgendermaßen klar wird: Es ſei $\underset{x}{\Delta}u$ dasjenige Increment, welches die Function $u = f(x, y, z...)$ erhält, wenn man x allein um eine unendlich kleine Größe αdx wachſen läßt. Alsdann iſt

$$\underset{x}{\Delta}u = f(x+\alpha dx, y, z...) - f(x, y, z...),$$

$$\underset{x\,y}{\Delta d}u = \underset{y}{d}(u+\underset{x}{\Delta}u) - \underset{y}{d}u = \underset{y\,x}{d\Delta}u,$$

folglich

$$\frac{\underset{x\,y}{\Delta d}u}{\alpha} = \frac{\underset{y\,x}{d\Delta}u}{\alpha} = \underset{y}{d}\frac{\underset{x}{\Delta}u}{\alpha}.$$

Läßt man nun α gegen Null convergiren, und bedenkt, daß $\lim \frac{\underset{x}{\Delta}}{\alpha}$ nichts Anderes iſt als $\underset{x}{d}$, ſo entſteht die Gleichung (130). Aus dieſer Gleichung folgt, daß man in einem Ausdrucke von der Form $\underset{x\,y\,z}{ddd}...u$ immer die Variabeln, worauf ſich zwei einander unmittelbar folgende Differentiationen beziehen, mit einander vertauſchen kann. Durch ein- oder mehrmalige Vertauſchung der Art iſt man aber im Stande, die Folge der Differentiationen in einem ſolchen Ausdrucke beliebig zu verändern. Dies gilt auch dann, wenn zwei oder mehr von den ſucceſſiven Differentiationen ſich auf einerlei Veränderliche, etwa auf x, beziehen, wie z. B. in den Ausdrücken $\underset{x\,y\,x}{ddd}u$, $\underset{x\,y\,x\,x}{dddd}u$. Tritt dieſer Umſtand ein, und beziehen ſich zwei oder mehr unmittelbar auf einander folgende Differentiationen auf einerlei Veränderliche, etwa auf x, ſo ſchreibt man zur Abkürzung $\underset{x}{d}^2$ ſtatt $\underset{x\,x}{dd}$, $\underset{x}{d}^3$ ſtatt $\underset{x\,x\,x}{ddd}$ u. ſ. w. Demnach iſt $\underset{x}{d}^2\underset{y}{d}u = \underset{x\,y\,x}{ddd}u = \underset{y\,x}{dd}^2u$, $\underset{x}{d}^3\underset{y\,z}{dd}u$, $= \underset{x}{d}^2\underset{y\,x\,z}{ddd}u = \underset{x\,y\,x\,z\,x}{ddddd}u =$ u. ſ. w. allgemein, wenn l, m, n, ... beliebige ganze Zahlen ſind, iſt

(131) $$\underset{x}{d}^l\underset{y}{d}^m\underset{z}{d}^n\dots u = \underset{x}{d}^l\underset{z}{d}^n\underset{y}{d}^m\dots u = \underset{y}{d}^m\underset{x}{d}^l\underset{z}{d}^n\dots u$$
$$= \text{u. ſ. w.}$$

Da man, wenn eine Function von mehren von einander unabhängigen Veränderlichen x, y, z ... in Bezug auf eine von ihnen differentiirt wird, zum Reſultate eine neue Function dieſer Veränderlichen multiplicirt mit einer endlichen Conſtante dx, oder dy, oder dz ... erhält, und da bei Differentiirung eines Productes die conſtanten Factoren bleiben, wie ſie ſind, ſo iſt klar, daß wenn man an einer Function $u = f(x, y, z...)$ nach einander l Differentiationen in Bezug auf x, m Differentiationen in Bezug auf y, n Differentiationen in Bezug auf z, ... vollzieht, das Endreſultat dieſer Operationen, nämlich $\underset{x}{d}^l\underset{y}{d}^m\underset{z}{d}^n\dots u$, nichts Anderes ſein werde, als das Product einer neuen Function von x, y, z... in die Factoren dx, dy, dz..., erſtern zur lten, den zweiten zur mten, den dritten zur nten, ... Potenz erhoben. Die hier erwähnte neue Function von x, y, z... iſt dasjenige, was man eine partielle Derivirte der u von der (l + m + n + ...)ten Ordnung nennt. Bezeichnet man ſie durch $\varpi(x, y, z...)$, ſo iſt

(132) $$\underset{x}{d}^l\underset{y}{d}^m\underset{z}{d}^n\dots u = \varpi(x, y, z...)\,dx^l dy^m dz^n\dots,$$

daher

(133) $$\varpi(x, y, z...) = \frac{\underset{x}{d}^l\underset{y}{d}^m\underset{z}{d}^n\dots u}{dx^l dy^m dz^n\dots}.$$

Durch die partiellen Differentiale oder Derivirten einer Function $u = f(x, y, z...)$ kann man leicht die totalen Differentiale d^2u, d^3u, ... ausdrücken. Durch Anwendung der Formel (118) erhält man nämlich:

$$d^2u = ddu = \underset{x}{d}du + \underset{y}{d}du + \underset{z}{d}du + \dots = \underset{x}{d}(\underset{x}{d}u + \underset{y}{d}u + \underset{z}{d}u + \dots) + \underset{y}{d}(\underset{x}{d}u + \underset{y}{d}u + \underset{z}{d}u + \dots)$$
$$+ \underset{z}{d}(\underset{x}{d}u + \underset{y}{d}u + \underset{z}{d}u + \dots) + \dots,$$

d. i.

(134) $$d^2u = \underset{x}{d}^2u + \underset{y}{d}^2u + \underset{z}{d}^2u + \dots + 2\underset{x\,y}{dd}u + 2\underset{x\,z}{dd}u + \dots + 2\underset{y\,z}{dd}u + \dots,$$

oder anders geſchrieben:

(135) $$d^2u = \frac{\underset{x}{d}^2u}{dx^2}dx^2 + \frac{\underset{y}{d}^2u}{dy^2}dy^2 + \frac{\underset{z}{d}^2u}{dz^2}dz^2 + \dots + 2\frac{\underset{x\,y}{dd}u}{dxdy}dxdy + 2\frac{\underset{x\,z}{dd}u}{dxdz}dxdz + \dots + 2\frac{\underset{y\,z}{dd}u}{dydz}dydz + \dots$$

Hieraus läßt ſich wieder ebenſo d^3u, daraus dann d^4u u. ſ. w., ableiten. — Gewöhnlich läßt man in Ausdrücken, wie (133) und (135), die von uns unten an das d gehängten Buchſtaben x, y, z... weg und ſchreibt daher z. B. die rechte Seite der Gleichung (133) kurz ſo:

(136) $$\frac{d^{l+m+n\dots}u}{dx^l dy^m dz^n\dots}.$$

Nach dieſer abgekürzten Bezeichnung ſind die partiellen Derivirten der zweiten Ordnung zu ſchreiben: $\frac{d^2u}{dx^2}$,

Digitized by Google

$$\frac{d^2u}{dy^2},\ \frac{d^2u}{dz^2},\ \ldots\ \frac{d^2u}{dx\,dz},\ \frac{d^2u}{dy\,dz},\ \ldots\ \frac{d^2u}{dy\,dz},\ \ldots;$$

die partiellen Derivirten der dritten Ordnung ſind zu ſchreiben: $\frac{d^3u}{dx^3}, \frac{d^3u}{dx^2dy}, \frac{d^3u}{dx\,dy^2}, \ldots$ u. ſ. w. Multiplicirt man nun aber, um die partiellen Differentiale darzuſtellen, jede auf dieſe abgekürzte Art ausgedrückte Derivirte mit den entſprechenden Potenzen von dx, dy, ..., ſo iſt es nicht mehr erlaubt, die im Nenner ſtehenden Differentiale gegen die zum Zähler hinzutretenden aufzuheben, da ein Ausdruk wie der (136) nicht den Quotienten bedeutet, welchen man erhält, wenn man das totale $(l + m + n + \ldots)$te Differential durch $dx^l dy^m dz^n$ dividirt. Daher iſt z. B. das zweite vollſtändige Differential von u, ſtatt wie in (135), nun ſo zu ſchreiben:

$$d^2u = \frac{d^2u}{dx^2}dx^2 + \frac{d^2u}{dy^2}dy^2 + \frac{d^2u}{dz^2}dz^2 + \ldots$$
$$+ 2\frac{d^2u}{dx\,dy}dx\,dy + 2\frac{d^2u}{dx\,dz}dx\,dz + \ldots$$
$$+ 2\frac{d^2u}{dy\,dz}dy\,dz + \ldots$$

Betrachtet man ſtatt $u = f(x, y, z\ldots)$ die Function $s = F(u, v, w, \ldots)$, wo u, v, w... ſelbſt Functionen von den unabhängigen Veränderlichen x, y, z... ſind, ſo laſſen ſich die Werthe von d^2s, d^3s, ... ebenſo leicht nach den im vorigen Abſchnitte angegebenen Principien entwickeln, wenn man nur beachtet, daß du, dv, ... dann ſelbſt Functionen von x, y, z..., alſo veränderlich ſind. Man erhält z. B.

$$ds = \frac{dF(u, v, w, \ldots)}{du}du + \frac{dF(u, v, w\ldots)}{dv}dv$$
$$+ \frac{dF(u, v, w\ldots)}{dw}dw + \ldots,$$
$$d^2s = \frac{d^2F(u, v, w\ldots)}{du^2}du^2 + \ldots + 2\frac{d^2F(u, v, w\ldots)}{du\,dv}du\,dv$$
$$+ \ldots + \frac{d^2F(u, v\,w\ldots)}{dv^2}dv^2 + \ldots + \frac{dF(u, v, w\ldots)}{du}d^2u + \ldots$$

u. ſ. w.

In dem beſondern Falle, wo u, v, w, ... lineare Functionen der unabhängigen Veränderlichen x, y, z... ſind, werden ihre Differentiale erſter Ordnung ſchon conſtante Größen ſein (z. B. für $u = ax + by + cz + \ldots + k$ iſt $du = a\,dx + b\,dy + c\,dz + \ldots$ conſtant), daher werden dann die höhern Differentiale d^2u, d^3u, ..., d^2v, d^3v, ... u. ſ. w. alle gleich Null; woraus folgt, daß in dieſem beſondern Falle die Differentiale der Functionen F(u), F(u, v), F(u, v, w, ...) dieſelbe Form behalten, welche ſie haben würden, wenn u, v, w... ſelbſt unabhängige Veränderliche wären; z. B.

für $s = F(u)$, $ds = F'(u)du$, $d^2s = F''(u)du^2, \ldots,$
$$d^ns = F^{(n)}(u)\,du^n;$$

für $s = F(u, v)$, $d^ns = \frac{d^nF(u, v)}{du^n}du^n$

$$+ \frac{n}{1}\frac{d^nF(u, v)}{du^{n-1}dv}du^{n-1}dv + \ldots + \frac{n}{1}\frac{d^nF(u, v)}{du\,dv^{n-1}}du\,dv^{n-1}$$
$$+ \frac{d^nF(u, v)}{dv^n}dv^n;$$

für $s = F(u)F(v)$, $d^ns = F^{(n)}(u)F(v)du^n$
$$+ \frac{n}{1}F^{(n-1)}(u)F'(v)du^{n-1}dv + \ldots$$
$$+ \frac{n}{1}F'(u)F^{(n-1)}(v)du\,dv^{n-1} + F(u)F^{(n)}(v)dv^n$$

u. ſ. w.

Dieſe Gleichungen bleiben auch dann gültig, wenn die Coëfficienten von x, y, z, ... in den linearen Functionen u, v, w, ... imaginär ſind.

Die höhern Differentiale der unentwickelten Functionen von mehren unabhängigen Veränderlichen erhält man gleichfalls leicht, wenn man nur bei wiederholter Differentiation ſolcher Functionen beachtet, daß die Differentiale der unabhängigen Veränderlichen als Conſtanten, die übrigen Differentiale aber als neue Functionen dieſer Veränderlichen anzuſehen ſind.

XIV. Vereinfachung des Aufſuchens der totalen Differentiale für die Functionen von mehr als einer unabhängigen Veränderlichen. Symboliſche Werthe dieſer Differentiale.

Schon am Schluſſe des Abſchnittes XI iſt gezeigt worden, daß, wenn $u = f(x, y, z\ldots)$ eine Function der unabhängigen Veränderlichen x, y, z... iſt, und wenn man $f(x + \alpha dx, y + \alpha dy, z + \alpha dz, \ldots) = F(\alpha)$ ſetzt, ſich die Aufſuchung des totalen Differentials du reduciren laſſe auf Aufſuchung der Derivirten $F'(\alpha)$ für $\alpha = 0$, indem $du = \lim \frac{F(\alpha) - F(0)}{\alpha}$ wird. Ganz auf ähnliche Weiſe erhellt nun leicht, daß $d^2u = \lim \frac{F'(\alpha) - F'(0)}{\alpha} = F''(0)$, $d^3u = \lim \frac{F''(\alpha) - F''(0)}{\alpha} = F'''(0), \ldots,$ $d^nu = \lim \frac{F^{(n-1)}(\alpha) - F^{(n-1)}(0)}{\alpha} = F^{(n)}(0)$ ſein werde.

Eine andere vorzüglich merkwürdige Vereinfachung des Aufſuchens der Totaldifferentiale gründet ſich auf die Betrachtung der ſymboliſchen Werthe dieſer Differentiale.

Symboliſchen Ausdruck oder Symbol nennt man nämlich in der Analyſis jede Verbindung von algebraiſchen Zeichen, welche an ſich gar keine Bedeutung haben würde, oder welcher man einen Werth beilegt, der von demjenigen verſchieden iſt, welchen ſie ihrer Natur nach haben ſollte. Symboliſche Gleichungen nennt man diejenigen Gleichungen, welche, buchſtäblich genommen, oder nach der gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen ausgelegt, ungenau ſind, oder gar keinen Sinn haben, aus welchen man aber richtige Reſultate ableiten kann, indem man nach beſtimmten Regeln entweder dieſe Gleichungen ſelbſt, oder die darin enthaltenen Symbole modificirt. Von dieſer Art ſind die Gleichungen, welche wir jetzt aufſtellen werden:

Digitized by Google

Sind a, b, c, … conſtante Größen und l, m, n, …, p, q, r, … ganze Zahlen, ſo wird das totale Differential des Ausdrucks

$$(137)\quad a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots,$$

durch die Formel gegeben:

$$(138)\quad d[a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots]$$

$$= d_x[a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots]$$

$$+ d_y[a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots]$$

$$+ d_z[a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots] + \ldots$$

$$= a\,d_x^{l+1} d_y^m d_z^n \ldots u + a\,d_x^l d_y^{m+1} d_z^n \ldots u$$

$$+ a\,d_x^l d_y^m d_z^{n+1} \ldots u + \ldots + b\,d_x^{p+1} d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots$$

Aus Betrachtung dieſer Formel und der Formel (131) leitet man leicht folgenden Satz ab:

Lehrſatz. Um das totale Differential des Ausdrucks (137) zu finden, braucht man nur 1) mit d das Product der beiden Factoren u und $a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots + \ldots$ zu multipliciren, indem man $d = d_x + d_y + d_z + \ldots$ ſetzt, und ſo zu Werke geht, als ob d, d_x, d_y, d_z, … keine Operationszeichen, ſondern wirkliche von einander verſchiedene Größen vorſtellten; hierauf 2) das dadurch entſtehende Product zu entwickeln und dabei in den einzelnen Gliedern deſſelben die Factoren a, b, c, … voran, den Buchſtaben u aber zuletzt zu ſetzen; endlich 3) ſich nun zu denken, daß die Zeichen d_x, d_y, d_z, … keine Größen vorſtellen, ſondern ihre urſprüngliche Bedeutung wieder annehmen.

Dies Verfahren wird ausgedrückt durch die ſymboliſche Gleichung:

$$(139)\quad \begin{cases} d[a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots u + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots u + \ldots] \\ = [a\,d_x^l d_y^m d_z^n \ldots + b\,d_x^p d_y^q d_z^r \ldots + \ldots][d_x + d_y \\ \qquad + d_z \ldots]\,u. \end{cases}$$

Beſondere Fälle hiervon ſind:

$$d^2u = \left(d_x + d_y + d_z + \ldots\right)\left(d_x + d_y + d_z + \ldots\right)u$$

$$= \left(d_x + d_y + d_z + \ldots\right)^2 u,$$

$$d^3u = dd^2u = \left(d_x + d_y + d_z \ldots\right)\left(d_x + d_y + d_z + \ldots\right)^2 u$$

$$= \left(d_x + d_y + d_z \ldots\right)^3 u$$

u. ſ. w. allgemein, wenn n irgend eine ganze Zahl iſt:

$$(140)\quad d^n u = \left(d_x + d_y + d_z \ldots\right)^n u.$$

XV. Entwickelung der Functionen von mehren Veränderlichen. Ausdehnung des Taylor'ſchen Satzes auf dieſe Functionen.

Iſt u = f(x, y, z, …) eine Function von den unabhängigen Veränderlichen x, y, z … und ſetzt man, wie in Abſchnitt XI und XIV,

$$f(x + \alpha dx,\ y + \alpha dy,\ z + \alpha dz, \ldots) = F(\alpha),$$

ſo iſt (vorausgeſetzt, daß die Function u ſowol, als die Derivirten der $F(\alpha)$ für $\alpha = 0$, und zwiſchen gewiſſen Grenzen der x, y, z … endlich und ſtetig ſeien), zu Folge der Formeln (24) oder (85),

$$(140)\quad F(\alpha) = F(0) + \frac{\alpha}{1}F'(0) + \frac{\alpha^2}{1.2}F''(0) + \ldots$$

$$+ \frac{\alpha^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}F^{(n-1)}(0) + \frac{\alpha^n}{1.2\ldots n}F^{(n)}(\theta\alpha),$$

wo θ eine zwiſchen Null und Eins liegende Zahl bedeutet.

Die Größen F(0), F′(0), F″(0), … ſind, wie aus Abſchnitt XI und XIV bekannt iſt, reſpective gleich den Größen u, du, d^2u, …, und die Größe $F^{(n)}(\theta\alpha)$ kann leicht aus $d^nu = F^{(n)}(0)$ abgeleitet werden, wenn man in d^nu ſtatt x, y, z … ſetzt $x + \theta\alpha dx$, $y + \theta\alpha dy$, $z + \theta\alpha dz$ u. ſ. w. Bezeichnet man dieſen Werth von $F^{(n)}(\theta\alpha)$ der Kürze halber mit D_n, ſo geht die Gleichung (140) über in

$$(141)\quad f(x + \alpha dx,\ y + \alpha dy,\ z + \alpha dz, \ldots) = u + \frac{\alpha}{1}du$$

$$+ \frac{\alpha^2}{1.2}d^2u + \ldots + \frac{\alpha^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}d^{n-1}u + \frac{\alpha^n}{1.2\ldots n}D_n.$$

Bedeutet alſo Δu die Zunahme, welche u = f(x, y, z …) erhält, wenn x um $\Delta x = \alpha dx$, y um $\Delta y = \alpha dy$ u. ſ. w. wächſt, ſo erhellt, daß

$$(142)\quad \Delta u = f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \ldots) - f(x, y, z \ldots)$$

$$= f(x + \alpha dx,\ y + \alpha dy,\ z + \alpha dz, \ldots) - u$$

$$= \frac{\alpha}{1}du + \frac{\alpha^2}{1.2}d^2u + \ldots + \frac{\alpha^{n-1}}{1.2\ldots(n-1)}d^{n-1}u$$

$$+ \frac{\alpha^n}{1.2\ldots n}D_n.$$

Setzt man $\alpha = 1$, ſo reduciren ſich die Zunahmen Δx, Δy, Δz, … der unabhängigen Veränderlichen auf die Differentiale dx, dy, dz …, welche man als beliebige endliche Größen h, k, l, … anſehen kann. Aus den Formeln (141) und (142) folgt dann

$$(143)\quad f(x + dx,\ y + dy,\ z + dz, \ldots) = u + \frac{du}{1}$$

$$+ \frac{d^2u}{1.2} + \ldots + \frac{d^{n-1}u}{1.2\ldots(n-1)} + \frac{D_n}{1.2\ldots n},$$

$$(144)\quad \Delta u = \frac{du}{1} + \frac{d^2u}{1.2} + \frac{d^3u}{1.2.3} + \ldots + \frac{d^{n-1}u}{1.2\ldots(n-1)}$$

$$+ \frac{D_n}{1.2\ldots n},$$

wo D_n dasjenige iſt, was aus dem Differential d^nu wird, wenn man in demſelben $x + \theta dx$ ſtatt x, $y + \theta dy$ ſtatt y u. ſ. w. ſetzt.

Wird in der Formel (141) das Product $\frac{\alpha^n}{1.2\ldots n}D_n$ unendlich klein, während n unendlich groß wird, ſo ſchließt man, daß für $n = \infty$

Digitized by Google

(145) $f(x+\alpha dx,\ y+\alpha dy,\ z+\alpha dz,\ \dots) = u + \frac{\alpha}{1} du$

$+ \frac{\alpha^2}{1.2} d^2u + \frac{\alpha^3}{1.2.3} d^3u + \dots$ in inf.

Wird in der Formel (143) die Größe $\frac{D_n}{1.2\dots n}$ unendlich klein, wenn $n = \infty$ wird, ſo ſchließt man ebenſo, indem man $n = \infty$ ſetzt,

(146) $f(x+dx,\ y+dy,\ z+dz,\ \dots) = u + \frac{du}{1}$

$+ \frac{d^2u}{1.2} + \frac{d^3u}{1.2.3} + \dots$ in inf.

Dieſe Formel und diejenige, welche aus ihr entſteht, wenn man in ihr jede der Größen x, y, z ... gleich Null, und nachher ſtatt dx, dy, dz ... die Größen x, y, z ... ſetzt, geben das Mittel an die Hand, den Taylor'ſchen und Mac-Laurin'ſchen Lehrſatz auf Functionen von mehr als einer Veränderlichen auszudehnen.

Wird in den Formeln (140) und (141) die Größe α unendlich klein, ſo wird auch die Differenz $F^{(n)}(\theta\alpha) - F^{(n)}(0) = D_n - d^n u$ unendlich klein, und wenn man dann dieſe Differenz mit β bezeichnet, wenn man alſo $D_n = d^n u + \beta$ ſetzt, ſo ſchließt man aus den Gleichungen (141) und (142)

(147) $f(x+\alpha dx,\ y+\alpha dy,\ z+\alpha dz,\ \dots) = u + \frac{\alpha}{1} du$

$+ \frac{\alpha^2}{1.2} d^2u + \dots + \frac{\alpha^{n-1}}{1.2\dots(n-1)} d^{n-1}u + \frac{\alpha^n}{1.2\dots n}(d^n u + \beta),$

(148) $\Delta u = \frac{\alpha}{1} du + \frac{\alpha^2}{1.2} d^2u + \dots + \frac{\alpha^{n-1}}{1.2\dots(n-1)} d^{n-1}u$

$+ \frac{\alpha^n}{1.2\dots n}(d^n u + \beta).$

Geſchieht es nun, daß für gewiſſe Werthe von x, y, z ... die Differentiale du, d^2u, ... $d^{n-1}u$ alle verſchwinden, ſo geht dieſe Formel über in

(149) $\Delta u = \frac{\alpha^n}{1.2\dots n}(d^n u + \beta).$

Setzt man ferner $n = 1$, ſo folgt aus der Gleichung (148) oder (149)

(150) $\Delta u = \alpha(du + \beta),$

welche Formel auch ſchon in Abſchnitt XI erwieſen wurde und mit der Formel (149) als Grundlage der Theorie von den größten und kleinſten Werthen der Functionen von mehren Veränderlichen dienen kann. (*Gartz.*)

DIFFERENTIATION oder **DIFFERENTIIREN** nennt man die Operation, vermittels welcher man das Differential einer gegebenen Function findet (ſ. d. Art. Differential und Differentialrechnung). (*Gartz.*)

DIFFERENZ in mathematiſcher Bedeutung iſt 1) im Allgemeinen der Unterſchied zweier gleichartigen Größen, welchen man findet, wenn man die eine dieſer Größen von der andern abzieht (vgl. d. Art. Subtraction), und iſt inſofern gleichbedeutend mit Reſt (ſ. d. Art.). 2) Insbeſondere wird Differenz einer Function $y = f(x)$ diejenige Zunahme oder Abnahme der Function genannt und mit Δy oder $\Delta f(x)$ bezeichnet, welche entſteht, wenn man der Veränderlichen x irgend ein poſitives oder negatives Increment Δx, welches man auch wol Differenz von x nennt, beilegt. Hiernach iſt $y + \Delta y = f(x + \Delta x)$ alſo

(1) $\Delta y = y + \Delta y - y = f(x+\Delta x) - f(x).$

Ebenſo iſt die Differenz einer Function $u = f(x, y, z\dots)$ von mehren veränderlichen Größen x, y, z ... dasjenige, was übrig bleibt, wenn man in der Function u jeder der Veränderlichen x, y, z ... ein Increment, reſpective Δx, Δy, Δz ... beilegt, und von der ſo veränderten Function die Stammfunction abzieht. Alſo

(2) $\Delta u = \Delta f(x,y,z\dots) = f(x+\Delta x, y+\Delta y, z+\Delta z, \dots) - f(x, y, z\dots).$

Legt man aber in einer Function von mehren veränderlichen Größen $u = f(x, y, z\dots)$ blos einer der Veränderlichen, etwa der x, ein Increment Δx bei und zieht von der ſo veränderten Function die Stammfunction ab, ſo iſt das Übrigbleibende eine partielle Differenz von u in Bezug auf x, und mag mit $\Delta_x u$ bezeichnet werden. Ebenſo iſt leicht klar, was man unter partiellen Differenzen in Bezug auf y, auf z u. ſ. w. verſtehe. Hiernach iſt

(3) $\Delta_x u = f(x+\Delta x, y, z, \dots) - f(x, y, z, \dots),$

$\Delta_y u = f(x, y+\Delta y, z, \dots) - f(x, y, z, \dots)$ u. ſ. w.

Die in Formel (2) angegebene Differenz nennt man zum Unterſchiede von den partiellen Differenzen zuweilen auch Totaldifferenz von u. — Die Differenzen der Functionen überhaupt nennt man auch wol, zum Unterſchiede von den Differentialen, endliche Differenzen, welches Prädicat beizufügen jedoch weder nöthig, noch paſſend iſt, da die Differentiale keineswegs nothwendig unendlich kleine Größen ſind, ſondern endliche Werthe haben können (vgl. d. Art. **Differential** und **Differentialrechnung**).

Es iſt in vielen Fällen ſehr leicht, nach den Formeln (1), (2), (3) die Differenzen gegebener Functionen zu finden. So iſt z. B., wenn n eine ganze poſitive Zahl iſt, $\Delta . x^n = (x + \Delta x)^n - x^n = \frac{n}{1} x^{n-1} \Delta x$

$+ \frac{n(n-1)}{1.2} x^{n-2} \Delta x^2 + \frac{n(n-1)(n-2)}{1.2.3} x^{n-3} \Delta x^3$

$+ \dots + \frac{n(n-1)}{1.2} x^2 \Delta x^{n-2} + \frac{n}{1} x \Delta x^{n-1} + \Delta x^n.$

Wie hier geſchrieben iſt, ſo wird gewöhnlich die Differenz von x^n durch $\Delta . x^n$, welches alſo gleichbedeutend mit $\Delta(x^n)$, hingegen die nte Potenz der Größe Δx durch $\Delta x^n = (\Delta x)^n$ geſchrieben. Ebenſo leicht erhält man $\Delta\left(\frac{a}{x}\right) = \frac{a}{x+\Delta x} - \frac{a}{x} = -\frac{a\Delta x}{x(x+\Delta x)}$, $\Delta . xy = (x+\Delta x)(y+\Delta y) - xy = x\Delta y + y\Delta x + \Delta x . \Delta y$. Aus dieſen Beiſpielen, ſowie aus den Formeln (1), (2), (3) ſelbſt ſieht man ſchon, daß die Differenz einer Function von den Veränderlichen x, y, z, ... im Allgemeinen wieder eine Function von denſelben Ver-

Digitized by Google

änderlichen ſein wird. Wenn dieſes ſtattfindet, ſo kann man natürlich von dieſer neuen Function abermals die Differenz, und, wenn auch dieſe noch eine Function von denſelben Veränderlichen iſt, davon wiederum die Differenz u. ſ. w. nach denſelben Principien ableiten. Hieraus geht hervor, was man unter der zweiten, dritten u. ſ. w. allgemein nten Differenz oder Differenz der zweiten, dritten u. ſ. w. allgemein nten Ordnung einer Function u verſtehe, welche Differenzen man respective durch $\triangle^2 u$, $\triangle^3 u$, ... $\triangle^n u$ bezeichnet. (*Gartz.*)

DIFFERENZENRECHNUNG nennt man diejenige Rechnung, durch welche man das Verhältniß der Differenzen aller Ordnungen von einer Function $u = f(x, y, z...)$ zu den Differenzen oder Incrementen der Veränderlichen $x, y, z...$ beſtimmt. Umgekehrte Differenzenrechnung hingegen nennt man die Rechnung, vermittels welcher man aus den Verhältniſſen der Differenzen die Function ſelbſt herleitet. — Man hat es alſo hier wieder, wie in der Differentialrechnung, mit den Differenzquotienten $\frac{\triangle u}{\triangle x}$, $\frac{\triangle u}{\triangle y}$ u. ſ. w. zu thun, nur daß man jetzt nicht, wie dort, die Grenzen dieſer Quotienten ſucht, ſondern die Quotienten ſelbſt zu betrachten hat. Wir wollen die Hauptoperationen dieſer Rechnung analog der in dem Artikel Differentialrechnung befolgten Ordnung, aber in der uns hier gebotenen noch größern Kürze zuſammenſtellen, und, zur Erſparung des Raumes, ſo oft es angeht, auf andere verwandte Artikel dieſer Encyklopädie verweiſen.

I. Differenzen der einfachen Functionen von einer einzigen veränderlichen Größe.

Grade wie in dem erſten Abſchnitte des Artikels Differentialrechnung haben wir hier, mit Rückſicht auf Formel (1) des Artikels Differenz:

für $y = a + x$, $\triangle y = a + x + \triangle x - (a + x) = \triangle x$;
für $y = a - x$, $\triangle y = a - (x + \triangle x) - (a - x) = -\triangle x$;
für $y = ax$, $\triangle y = a(x + \triangle x) - ax = a\triangle x$;
für $y = \frac{a}{x}$, $\triangle y = \frac{a}{x + \triangle x} - \frac{a}{x} = -\frac{a\triangle x}{x(x + \triangle x)}$;
für $y = \sin x$, $\triangle y = \sin(x + \triangle x) - \sin x$
$= 2\sin(\tfrac{1}{2}\triangle x) \, . \cos(x + \tfrac{1}{2}\triangle x)$
$= 2\sin(\tfrac{1}{2}\triangle x)\sin\left(x + \frac{\triangle x + \pi}{2}\right)$;
für $y = \cos x$, $\triangle y = \cos(x + \triangle x) - \cos x$
$= -2\sin(\tfrac{1}{2}\triangle x)\sin(x + \tfrac{1}{2}\triangle x)$
$= 2\sin(\tfrac{1}{2}\triangle x)\cos\left(x + \frac{\triangle x + \pi}{2}\right)$;
für $y = A^x$, $\triangle y = A^{x + \triangle x} - A^x = A^x(A^{\triangle x} - 1)$;
für $y = L(x)$, $\triangle y = L(x + \triangle x) - L(x) = L\left(1 + \frac{\triangle x}{x}\right)$;
für $y = x^a$, $\triangle y = (x + \triangle x)^a - x^a$
$= \left[\left(1 + \frac{\triangle x}{x}\right)^a - 1\right] x^a$.

Iſt hier der Exponent a eine ganze poſitive Zahl, ſo kann die Größe $\left(1 + \frac{\triangle x}{x}\right)^a$ leicht nach der binomiſchen Formel entwickelt werden, und man erhält dann, wenn man für dieſen Fall $a = n$ ſetzt, die ſchon in dem Artikel Differenz gefundene $\triangle . x^n$. Iſt aber a keine ganze poſitive Zahl, ſo iſt die Entwickelung von $\left(1 + \frac{\triangle x}{x}\right)^a$ in eine Reihe, nach Differentialrechnung Formel (55), nur dann zuläſſig, wenn der Werth von $\frac{\triangle x}{x}$ die Grenzen $+1$ und -1 nicht überſteigt, und, für Werthe von a, die zwiſchen -1 und $-\infty$ liegen, die Grenze $+1$ nicht einmal erreicht. Unter dieſen Vorausſetzungen iſt

$$\triangle . x^a = a x^{a-1} \triangle x + \frac{a(a-1)}{1 . 2} x^{a-2} \triangle x^2 + \frac{a(a-1)(a-2)}{1 . 2 . 3} x^{a-3} \triangle x^3 + \ldots \text{ in inf.}$$

Für $y = \text{arc} \sin x$ wird $\triangle y = \text{arc} \sin(x + \triangle x) - \text{arc} \sin x$. Bleibt ſowol $x + \triangle x$ als x zwiſchen den Grenzen -1 und $+1$, ſo läßt ſich ſowol $\text{arc} \sin(x + \triangle x)$ als $\text{arc} \sin x$ durch eine convergirende Reihe darſtellen (ſ. den Art. Integralrechnung). Zieht man dieſe Reihen von einander ab, ſo findet man, daß zwiſchen den angegebenen Grenzen

$$\triangle \text{ arc} \sin x = \triangle x + \tfrac{1}{2} \frac{\triangle . x^3}{3} + \frac{1 . 3}{2 . 4} \frac{\triangle . x^5}{5} + \frac{1 . 3 . 5}{2 . 4 . 6} \frac{\triangle . x^7}{7} + \ldots$$

Für $y = \text{arc} \cos x$ wird $\triangle y = \text{arc} \cos(x + \triangle x) - \text{arc} \cos x$. Da $\text{arc} \cos x = \tfrac{1}{2}\pi - \text{arc} \sin x$, ſo iſt auch $\triangle \text{ arc} \cos x = \text{arc} \sin x - \text{arc} \sin(x + \triangle x)$; folglich iſt, wenn ſowol $x + \triangle x$ als x zwiſchen den Grenzen -1 und $+1$ liegt,

$$\triangle . \text{arc} \cos x = -\left(\triangle x + \tfrac{1}{2} \frac{\triangle . x^3}{3} + \frac{1 . 3}{2 . 4} \frac{\triangle . x^5}{5} + \frac{1 . 3 . 5}{2 . 4 . 6} \frac{\triangle . x^7}{7} + \ldots\right).$$

Es iſt leicht, die Veränderungen zu finden, welche dieſe Formeln erleiden müſſen, wenn die Variable x oder die Conſtanten a und A imaginär werden, oder wenn die letzten beiden Functionen dadurch imaginär werden, daß die Variable x die Grenzen -1 und $+1$ überſchreitet. Die letzten ſieben von den hier betrachteten Functionen werden dann meiſtens, zugleich mit ihren Stammfunctionen, vieldeutig (vergl. die Art. Imaginäre Grösse und Differentialrechnung, Abſchnitt IX).

II. Differenzen der Functionen von Functionen, der zuſammengeſetzten und der imaginären Functionen von einer einzigen veränderlichen Größe. Entwickelung der Differenzen durch die Differentialquotienten und ſymboliſcher Ausdruck dafür.

Iſt y eine Function von x, welche durch $f(x)$ bezeichnet werden mag, und iſt z wieder eine Function von y, die mit $F(y)$ bezeichnet wird, ſo iſt $z = F(y)$

Digitized by Google

$= F[f(x)]$ eine Function von einer Function der x, und es iſt $\Delta z = F(y + \Delta y) - F(y) = F[f(x + \Delta x)] - F[f(x)]$.

Z. B. $\Delta\, l \sin x = l \sin(x + \Delta x) - l \sin x = l \frac{\sin(x + \Delta x)}{\sin x} = l \cos \Delta x + l\left(1 + \frac{tg\, \Delta x}{tg\, x}\right)$. Iſt hier der numeriſche Werth von $\frac{tg\, \Delta x}{tg\, x}$ kleiner als die Einheit, ſo läßt ſich die Größe $l\left(1 + \frac{tg\, \Delta x}{tg\, x}\right)$ leicht durch eine ſchnell convergirende Reihe berechnen, vermittels der Formel (52) in dem Artikel Differentialrechnung. Nach derſelben Formel erhält man auch $l \cos \Delta x = \frac{1}{2} l(1 - \sin^2 \Delta x) = -(\frac{1}{2} \sin^2 \Delta x + \frac{1}{4} \sin^4 \Delta x + \frac{1}{6} \sin^6 \Delta x + \ldots)$, welche Reihe für kleine Werthe von Δx ungemein ſchnell convergirt.

Sind s, u, v, w, ... Functionen von einerlei Veränderlichen x und iſt $s = u + v + w + \ldots$, ſo iſt, wenn man $x + \Delta x$ ſtatt x ſetzt, $s + \Delta s = u + \Delta u + v + \Delta v + w + \Delta w + \ldots$, folglich $\Delta s = \Delta u + \Delta v + \Delta w + \ldots$ Iſt alſo s eine durch Addition zweier oder mehrer Functionen u, v, w ... von einerlei Veränderlichen x zuſammengeſetzte Function, ſo iſt die Differenz von s gleich der Summe der Differenzen von u, v, w, ...

Iſt $s = uv$, ſo iſt $s + \Delta s = (u + \Delta u)(v + \Delta v) = uv + v\Delta u + u\Delta v + \Delta u \Delta v$, daher $\Delta s = v\Delta u + u\Delta v + \Delta u \Delta v$. Ebenſo findet man leicht für $s = uvw$, $\Delta s = vw\Delta u + uw\Delta v + uv\Delta w + w\Delta u\Delta v + v\Delta u\Delta w + u\Delta v\Delta w + \Delta u\Delta v\Delta w$, woraus ſich ohne Mühe die Zuſammenſetzung der Differenz eines Productes von noch mehr Functionen erkennen läßt. Hiernach iſt z. B. $\Delta\,.\, x(x + 1) = (2x + 1)\Delta x + \Delta x^2$ u. ſ. w.

Iſt $s = \frac{u}{v}$, ſo iſt $\Delta s = \frac{u + \Delta u}{v + \Delta v} - \frac{u}{v} = \frac{v\Delta u - u\Delta v}{v(v + \Delta v)}$.

Iſt $s = u + v\sqrt{-1}$, ſo iſt $\Delta s = u + \Delta u + (v + \Delta v)\sqrt{-1} - (u + v\sqrt{-1}) = \Delta u + \Delta v\sqrt{-1}$.

Iſt f(x) eine Function von x von der Beſchaffenheit, daß die Functionen $f(x+z)$, $f'(x+z)$, $f''(x+z)$, ... $f^{(n)}(x+z)$ alle zwiſchen den Grenzen $z = 0$ und $z = h$ ſtetig ſind, ſo iſt nach den Formeln (34), (58), (60), (89) des Artikels Differentialrechnung

$$f(x + h) = f(x) + \frac{h}{1} f'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \ldots + \frac{h^n}{1.2\ldots n} f^{(n)}(x + \theta h) = f(x) + \frac{h}{1} f'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \ldots + \frac{h^n}{1.2\ldots(n-1)} (1 - \theta)^{n-1} f^{(n)}(x + \theta h),$$

wo θ einen echten Bruch bedeutet, der aber in der zweiten Reihe nicht nothwendig derſelbe, wie in der erſten, iſt. In dieſem Falle iſt alſo, wenn $\Delta x = h$ geſetzt wird,

$$\Delta f(x) = f(x + h) - f(x) = hf'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \ldots + \frac{h^n}{1.2\ldots n} f^{(n)}(x + \theta h) = hf'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \ldots + \frac{h^n}{1.2\ldots(n-1)} (1 - \theta)^{n-1} f^{(n)}(x + \theta h).$$

Wenn nun alle derivirte Functionen von f(x), ſelbſt bis von unendlich großer Ordnungszahl, ſtetig blriben, und wenn für $n = \infty$ das letzte Glied in der erſten oder in der zweiten Reihe für $\Delta f(x)$ verſchwindet, ſo iſt

$$\Delta f(x) = hf'(x) + \frac{h^2}{1.2} f''(x) + \frac{h^3}{1.2.3} f'''(x) + \ldots \text{ in inf.},$$

oder blos anders geſchrieben, wenn $f(x) = u$ iſt,

$$\Delta u = h\frac{du}{dx} + \frac{h^2}{1.2}\frac{d^2u}{dx^2} + \frac{h^3}{1.2.3}\frac{d^3u}{dx^3} + \ldots$$

Nun iſt, wenn e die Baſis der natürlichen Logarithmen bedeutet, und wenn man $\frac{d}{dx}$ als eine wirkliche Größe betrachtet, $e^{h\frac{d}{dx}} = 1 + h\frac{d}{dx} + \frac{h^2}{1.2}\frac{d^2}{dx^2} + \frac{h^3}{1.2.3}\frac{d^3}{dx^3} + \ldots$, wodurch man die ſymboliſche Gleichung erhält:

$$\Delta u = \left(e^{h\frac{d}{dx}} - 1\right)u\text{ *)}.$$

III. Differenzen höherer Ordnungen. Relationen zwiſchen den Functionen und ihren Differenzen der erſten, zweiten u. ſ. w. Ordnung.

Was unter einer Differenz der zweiten, dritten u. ſ. w. Ordnung zu verſtehen ſei, iſt ſchon in dem Artikel Differenz erklärt worden. Iſt nun $u = f(x)$ eine Function von x, in welcher man ſtatt x erſt $x + \Delta x$, dann $x + 2\Delta x$, dann $x + 3\Delta x$ u. ſ. w. ſetzt, ſo mögen die dadurch erhaltenen Werthe der Function folgeweiſe durch u_1, u_2, u_3 u. ſ. w. bezeichnet werden, ſodaß $u = f(x)$, $u_1 = f(x + \Delta x)$, $u_2 = f(x + 2\Delta x)$, $u_3 = f(x + 3\Delta x)$, ..., $u_n = f(x + n\Delta x)$ wird. Ferner mögen die Unterſchiede je zweier unmittelbar auf einander folgender Glieder der Reihe nach mit Δu, Δu_1, Δu_2, ... bezeichnet werden, ſodaß

$$u_1 - u = \Delta u,\ u_2 - u_1 = \Delta u_1,\ u_3 - u_2 = \Delta u_2,\ \ldots,\ u_n - u_{n-1} = \Delta u_{n-1}$$

wird. Alsdann iſt

$$\Delta u_1 - \Delta u = \Delta^2 u,\ \Delta u_2 - \Delta u_1 = \Delta^2 u_1,\ \Delta u_3 - \Delta u_2 = \Delta^2 u_2,\ \ldots,\ \Delta u_{n-1} - \Delta u_{n-2} = \Delta^2 u_{n-2}.$$

Ebenſo findet man weiter

$$\Delta^2 u_1 - \Delta^2 u = \Delta^3 u,\ \Delta^2 u_2 - \Delta^2 u_1 = \Delta^3 u_1,\ \ldots,\ \Delta^2 u_{n-2} - \Delta^2 u_{n-3} = \Delta^3 u_{n-3}$$

und ſo fort.

---

*) Aus dieſer ſymboliſchen Gleichung leitet man leicht, indem man mit dem als Factor angeſehenen u beide Seiten dividirt, die neuen ſymboliſchen Gleichungen $h\frac{d}{dx} = l(1 + \Delta)$, alſo $\frac{du}{dx}h = [l(1 + \Delta)]u$ ab, woraus, wenn man die willkürliche Größe $dx = h$ ſetzt, folgt $du = [l(1 + \Delta)]u$.

Digitized by Google

Da nun $u_1 = u + \triangle u$, $u_2 = u_1 + \triangle u_1$ u. ſ. w., ſo iſt $\triangle u_1 = \triangle(u + \triangle u)$, d. i. mit Rückſicht auf die im vorigen Abſchnitte gefundene Regel für die Differenz einer Summe von Functionen, $\triangle u_1 = \triangle u + \triangle^2 u$, was auch ſchon aus der Gleichung $\triangle u_1 - \triangle u = \triangle^2 u$ hervorgeht. Daraus folgt, daß

$$u_2 = u_1 + \triangle u_1 = u + \triangle u + \triangle(u + \triangle u) = u + 2\triangle u + \triangle^2 u,$$

und ebenſo

$$u_3 = u_2 + \triangle u_2 = u + 2\triangle u + \triangle^2 u + \triangle(u + 2\triangle u + \triangle^2 u) = u + 3\triangle u + 3\triangle^2 u + \triangle^3 u.$$

Man ſieht leicht, daß die hier vorkommenden numeriſchen Coëfficienten keine andern ſind, als die Binomialcoëfficienten; daß daher, wenn dies Geſetz ſich auch auf die folgenden Glieder der Reihe $u, u_1, u_2, u_3, \ldots, u_n, u_{n+1}, \ldots$ erſtreckt,

$$u_n = u + \frac{n}{1}\triangle u + \frac{n(n-1)}{1.2}\triangle^2 u + \frac{n(n-1)(n-2)}{1.2.3}\triangle^3 u + \ldots$$

ſein werde. Daß dies aber wirklich der Fall ſei, erkennt man, wenn man annimmt, daß dies Geſetz bis zu irgend einem Gliede u_m hin gelte, und nun das folgende Glied $u_{m+1} = u_m + \triangle u_m$ bildet, wo ſich dann zeigt, daß

$$u_{m+1} = u + \frac{m+1}{1}\triangle u + \frac{(m+1)m}{1.2}\triangle^2 u + \frac{(m+1)m(m-1)}{1.2.3}\triangle^3 u + \ldots \text{ ſein müſſe.}$$

Da nun das angegebene Geſetz für die Glieder u_1, u_2, u_3 gilt, ſo gilt es auch für u_4, folglich auch für u_5 u. ſ. w.

Dieſes Geſetz der Zuſammenſetzung eines Gliedes der Reihe $u, u_1, u_2, u_3, \ldots$ aus dem erſten Gliede u und den Differenzen der verſchiedenen Ordnungen läßt ſich kurz durch die **ſymboliſche** Gleichung

$$u_n = (1 + \triangle)^n u$$

ausdrücken, wo man die Potenz des Binoms $(1 + \triangle)^n$ nach der binomiſchen Regel entwickelt, als ob $\triangle$ kein Operationszeichen, ſondern eine wirkliche Größe wäre, aber hernach die Größen $\triangle^2 u$, $\triangle^3 u$ u. ſ. w. wieder in ihrem eigentlichen Sinne nimmt.

Offenbar hängt jedes Glied der Reihe $\triangle u$, $\triangle u_1$, $\triangle u_2, \ldots$ von zwei unmittelbar auf einander folgenden Gliedern der Hauptreihe $u, u_1, u_2, \ldots$ ab. Subſtituirt man ferner in den Gleichungen $\triangle^2 u = \triangle u_1 - \triangle u$, $\triangle^2 u_1 = \triangle u_2 - \triangle u_1$ u. ſ. w. die Werthe $\triangle u = u_1 - u$, $\triangle u_1 = u_2 - u_1$ u. ſ. w., ſo erkennt man, daß jedes Glied der Reihe $\triangle^2 u, \triangle^2 u_1, \triangle^2 u_2, \ldots$ von drei unmittelbar auf einander folgenden Gliedern der Hauptreihe abhängig ſei. Ebenſo hängt jedes Glied der Reihe $\triangle^3 u$, $\triangle^3 u_1$, $\triangle^3 u_2$ u. ſ. w. von vier unmittelbar einander folgenden Gliedern der Hauptreihe ab u. ſ. w. Das allgemeine Geſetz dieſer Abhängigkeit läßt ſich leicht folgendermaßen klar machen. Es iſt

$$\triangle^2 u = \triangle u_1 - \triangle u = u_2 - u_1 - (u_1 - u) = u_2 - 2u_1 + u.$$

Ebenſo auch

$$\triangle^2 u_1 = u_3 - 2u_2 + u_1, \quad \triangle^2 u_2 = u_4 - 2u_3 + u_2$$

u. ſ. w. Daher iſt

$$\triangle^3 u = \triangle^2 u_1 - \triangle^2 u = u_3 - 2u_2 + u_1 - (u_2 - 2u_1 + u) = u_3 - 3u_2 + 3u_1 - u.$$

Ebenſo

$$\triangle^3 u_1 = u_4 - 3u_3 + 3u_2 - u_1, \quad \triangle^3 u_2 = u_5 - 3u_4 + 3u_3 - u_2$$

u. ſ. w. Daher

$$\triangle^4 u = \triangle^3 u_1 - \triangle^3 u = u_4 - 3u_3 + 3u_2 - u_1 - (u_3 - 3u_2 + 3u_1 - u) = u_4 - 4u_3 + 6u_2 - 4u_1 + u \text{ u. ſ. w.}$$

Die hier vorkommenden numeriſchen Coëfficienten ſind offenbar wieder die Binomialcoëfficienten, ſodaß, wenn das bei den Differenzen $\triangle u$, $\triangle^2 u$, $\triangle^3 u$, $\triangle^4 u$ ſtattfindende Geſetz auch noch bei $\triangle^m u$ gilt, nothwendig

$$\triangle^m u = u_m - \frac{m}{1}u_{m-1} + \frac{m(m-1)}{1.2}u_{m-2} - \frac{m(m-1)(m-2)}{1.2.3}u_{m-3} + \ldots$$

ſein wird. Dann aber iſt

$$\triangle^{m+1} u = \triangle^m u_1 - \triangle^m u$$

$$= u_{m+1} - \frac{m}{1}u_m + \frac{m(m-1)}{1.2}u_{m-1} - \frac{m(m-1(m-2)}{1.2.3}u_{m-2} + \ldots$$

$$- u_m + \frac{m}{1}u_{m-1} - \frac{m(m-1)}{1.2}u_{m-2} + \ldots$$

$$= u_{m+1} - \frac{m+1}{1}u_m + \frac{(m+1)m}{1.2}u_{m-1} - \frac{(m+1)m(m-1)}{1.2.3}u_{m-2} + \ldots$$

Hieraus ſieht man, daß, wenn das erwähnte Geſetz bis zu $\triangle^m u$ gilt, es auch für $\triangle^{m+1} u$ gelten müſſe. Da es nun für die Differenzen der erſten vier Ordnungen gilt, ſo gilt es auch für die Differenz der fünften, daher auch für die der ſechsten u. ſ. w. Ordnung. Demnach iſt allgemein

$$\triangle^n u = u_n - \frac{n}{1}u_{n-1} + \frac{n(n-1)}{1.2}u_{n-2} - \frac{n(n-1)(n-2)}{1.2.3}u_{n-3} + \text{u. ſ. w.} \ldots,$$

welches man auch durch die **ſymboliſche** Gleichung

$$\triangle^n u = (u - 1)^n$$

ausdrücken kann, ſofern man nur nach Entwickelung der Binomialpotenz $(u - 1)^n$ ſtatt der Exponenten n, $n - 1$ u. ſ. w. die Stellenzahlen, alſo ſtatt der Größen u^n, u^{n-1} u. ſ. w. die Größen u_n, u_{n-1} u. ſ. w., und am Ende ſtatt $1 = u^0$ die Größe u_0, d. i. u, ſetzt. — Wenn die Function $u = f(x)$ von der Beſchaffenheit iſt, daß ſich $u_1 = f(x + h)$, $u_2 = f(x + 2h)$, ..., $u_n = f(x + nh)$ nach dem Taylor'ſchen Satze entwickeln laſſen (wo offenbar $\triangle x = h$) iſt, ſo kann man ſtatt der ſymboliſchen Gleichungen $u_n = (1 + \triangle)^n u$ und $\triangle^n u = (u - 1)^n$ noch ein Paar andere gebrauchen. Es iſt nämlich dann, zu Folge der ſymboliſchen Gleichung am Schluſſe des vorigen Abſchnittes, $u + \triangle u = e^{h\frac{d}{dx}} u$, das iſt

$$u_1 = e^{h\frac{d}{dx}} u.$$

Da nun $u_n = f(x + nh)$ aus $u_1 = f(x + h)$

entſteht, ſobald man in letzterer Function nh ſtatt h ſetzt, ſo erhält man für u_n die ſymboliſche Gleichung

$$u_n = e^{nh\frac{d}{dx}}u.$$

Da ferner $\Delta^n u = u_n - \frac{n}{1}u_{n-1} + \frac{n(n-1)}{1.2}u_{n-2} - \frac{n(n-1)(n-2)}{1.2.3}u_{n-3} + \ldots$, ſo erhält man, indem man für u_n, u_{n-1}, u_{n-2} ... ihre ſymboliſchen Werthe ſetzt,

$$\Delta^n u = \left[e^{nh\frac{d}{dx}} - \frac{n}{1}e^{(n-1)h\frac{d}{dx}} + \frac{n(n-1)}{1.2}e^{(n-2)h\frac{d}{dx}} - \frac{n(n-1)(n-2)}{1.2.3}e^{(n-3)h\frac{d}{dx}} + \ldots\right]u,$$

welches kurz durch die ſymboliſche Gleichung

$$\Delta^n u = \left[e^{h\frac{d}{dx}} - 1\right]^n u\ {}^{*)}$$

dargeſtellt wird.

Noch andere merkwürdige Ausdrücke für u_n und $\Delta^r u_n$ müſſen wir hier, um nicht für dieſe Encyklopädie zu weitläufig zu werden, übergehen. Cf. *Lacroix*, Traité du calcul différentiel et du calc. intégral. T. III. p. 54 sq. Nur ein Ausdruck, welcher aus der Addition der Gleichungen $u_1 - u = \Delta u$, $u_2 - u_1 = \Delta u_1$, ..., $u_n - u_{n-1} = \Delta u_{n-1}$ unmittelbar folgt, mag hier noch erwähnt werden, nämlich:

$$u_n = u + \Delta u + \Delta u_1 + \Delta u_2 + \ldots + \Delta u_{n-1}.$$

Laſſen ſich die Functionen $u_1 = f(x+h)$, $u_2 = f(x+2h)$, ..., $u_n = f(x+nh)$ nach dem Taylor'ſchen Satze entwickeln, ſo kann man aus der durch die ſymboliſche Gleichung $\Delta^n u = (u-1)^n$ angedeuteten Formel noch Folgendes ableiten, wobei wir aus der von Thibaut gebrauchten Bezeichnung der Binomialcoëfficienten (ſ. d. Art. **Binomischer Lehrsatz**) bedienen werden. Es iſt

$$\begin{array}{lllllll}
u_n & = f(x+nh) & = f(x) & + nhf'(x) & + n^2\frac{h^2f''(x)}{1.2} & + \ldots + n^r\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & + \ldots \\
-{}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}u_{n-1} & = {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}f[x+(n-1)h] & = -{}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}f(x) & - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)hf'(x) & - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^2\frac{h^2f''(x)}{1.2} & - \ldots - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^r\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & - \ldots \\
+{}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}u_{n-2} & = +{}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}f[x+(n-2)h] & = {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}f(x) & + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)hf'(x) & + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^2\frac{h^2f''(x)}{1.2} & + \ldots + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^r\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & + \ldots \\
\vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \\
\pm{}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}u_{n-m} & = \pm{}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}f[x+(n-m)h] & = \pm{}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}f(x) & \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)hf'(x) & \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^2\frac{h^2f''(x)}{1.2} & \pm \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^r\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & \pm \ldots \\
\vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \vdots & \\
\pm{}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}u_2 & = \pm{}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}f[x+2h] & = \pm{}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}f(x) & \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}\,2hf'(x) & \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}\,2^2\frac{h^2f''(x)}{1.2} & \pm \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}\,2^r\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & \pm \ldots \\
\mp{}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}u_1 & = \mp{}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}f[x+h] & = \mp{}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}f(x) & \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}hf'(x) & \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}\frac{h^2f''(x)}{1.2} & \mp \ldots \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}\frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r} & \mp \ldots \\
\pm u & = \pm f(x) & = \pm f(x). & & & &
\end{array}$$

Summirt man hier jede Verticalcolumne für ſich, ſo findet man

$$\begin{aligned}
\Delta^n u = {} & f(x)\left[1 - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}} + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}} - \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}} \mp \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}} \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}} \pm 1\right] \\
& + hf'(x)\left\{n - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1) + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2) - \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m) \mp \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}\,2 \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}\,1\right\} \\
& + \frac{h^2f''(x)}{1.2}\left\{n^2 - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^2 + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^2 - \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^2 \mp \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}.2^2 \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}.1^2\right\} \\
& \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \\
& + \frac{h^rf^{(r)}(x)}{1.2\ldots r}\left\{n^r - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^r + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^r - \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^r \mp \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}\,2^r \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}\right\} \\
& \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots
\end{aligned}$$

Nun iſt $1 - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}} + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}} - \ldots \pm {}^n\overset{m}{\mathfrak{B}} \mp \ldots \pm {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}} \mp {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}} \pm 1 = (1-1)^n$, alſo Null. Es bleiben demnach in der Gleichung für $\Delta^n u$ nur diejenigen Glieder, welche h enthalten. Um die Coëfficienten dieſer Glieder zu beſtimmen, iſt es nöthig, einige Unterſuchungen über die Reihen von der Form $n^r - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^r + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^r - {}^n\overset{3}{\mathfrak{B}}(n-3)^r + \ldots$ anzuſtellen. Mit dieſen Reihen hat ſich Grunert in ſeinen „mathematiſchen Abhandlungen" (Altona 1822) S. 67—93 ausführlicher beſchäftigt, woraus wir für unſern Zweck nur Folgendes entlehnen: Die Reihe $n^r - {}^n\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^r + {}^n\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^r - \ldots$ ſoll Kürze halber mit $\overset{r}{N}$ bezeichnet werden, und es ſoll n die Grundzahl, r der Ex-

*) Auch hier kann man leicht den umgekehrten ſymboliſchen Ausdruck $\frac{d^n u}{dx^n}h^n = [l(1+\Delta)]^n u$ finden, woraus, wenn $dx = h$ geſetzt wird, folgt: $d^n u = [l(1+\Delta)]^n u$.

Digitized by Google

ponent dieſer Reihe heißen. Die den poſitiven Grundzahlen 1, 2, 3, 4 u. ſ. w. entſprechenden Reihen ſollen der Ordnung nach durch $\overset{r}{A}$, $\overset{r}{B}$, $\overset{r}{C}$, $\overset{r}{D}$ u. ſ. w. bezeichnet werden, ſodaß $\overset{r}{A} = 1^r$, $\overset{r}{B} = 2^r - 2 \,.\, 1^r$, $\overset{r}{C} = 3^r - 3 \,.\, 2^r + 3^r$, $\overset{r}{D} = 4^r - 4 \,.\, 3^r + 6 \,.\, 2^r - 4 \,.\, 1^r$ u. ſ. w. Iſt die Baſis zuſammengeſetzt, etwa $= n \pm k$, ſo ſoll die entſprechende Reihe durch $[N \overset{r}{\pm} k]$ bezeichnet werden, ſodaß z. B. die Reihe, deren Baſis Null iſt, durch $[A \overset{r}{-} 1]$ angedeutet wird. Dies vorausgeſetzt, behaupten wir

1) Es iſt $\overset{r}{N} = n \left\{ [N \overset{r-1}{-} 1] + \overset{r-1}{N} \right\}$.

Beweis. $\overset{r-1}{N} = n^{r-1} - {}^{n}\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^{r-1} + {}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^{r-1} - {}^{n}\overset{3}{\mathfrak{B}}(n-3)^{r-1} + \ldots \pm {}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^{r-1} \mp \ldots$

$[N \overset{r-1}{-} 1] = (n-1)^{r-1} - {}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-2)^{r-1} + {}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-3)^{r-1} - \ldots \mp {}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}}(n-m)^{r-1} \pm \ldots$

$\overset{r-1}{N} + [N \overset{r-1}{-} 1] = n^{r-1} - ({}^{n}\overset{1}{\mathfrak{B}} - 1)(n-1)^{r-1} + ({}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}} - {}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}})(n-2)^{r-1} - ({}^{n}\overset{3}{\mathfrak{B}} - {}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}})(n-3)^{r-1} + \ldots \pm ({}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}} - {}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}})(n-m)^{r-1} \mp \ldots$

Da nun (ſ. den Art. Binomischer Lehrsatz) ${}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}} = {}^{n-1}\overset{m}{\mathfrak{B}} + {}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}}$, ſo iſt ${}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}} - {}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}} = {}^{n-1}\overset{m}{\mathfrak{B}}$, folglich $[N \overset{r-1}{-} 1] + \overset{r-1}{N} = n^{r-1} - {}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^{r-1} + {}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^{r-1} - {}^{n-1}\overset{3}{\mathfrak{B}}(n-3)^{r-1} + \ldots \pm {}^{n-1}\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^{r-1} \mp \ldots$ Es iſt aber ${}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}} = n - 1$, ${}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}} = {}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}}\,\frac{n-2}{2}$, ${}^{n-1}\overset{3}{\mathfrak{B}} = {}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}}\,\frac{n-3}{3}$ und allgemein ${}^{n-1}\overset{m}{\mathfrak{B}} = {}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}}\,\frac{n-m}{m}$, daher wird $[N \overset{r-1}{-} 1] + \overset{r-1}{N} = n^{r-1} - 1 \,.\, (n-1)^r + \frac{1}{2}\,{}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}}\,(n-2)^r - \frac{1}{3}\,{}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}}\,(n-3)^r + \ldots \pm \frac{1}{m}\,{}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}}\,(n-m)^r \mp \ldots$ Multiplicirt man beide Seiten dieſer Gleichung mit n, und beachtet, daß $\frac{n}{2}\,{}^{n-1}\overset{1}{\mathfrak{B}} = \frac{n(n-1)}{1 \,.\, 2} = {}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}}$, $\frac{n}{3}\,{}^{n-1}\overset{2}{\mathfrak{B}} = \frac{n(n-1)(n-2)}{1 \,.\, 2 \,.\, 3} = {}^{n}\overset{3}{\mathfrak{B}}$ u. ſ. w., allgemein $\frac{n}{m}\,{}^{n-1}\overset{m-1}{\mathfrak{B}} = \frac{n(n-1)\ldots(n-m+1)}{1 \,.\, 2 \ldots m} = {}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}}$, ſo findet man $n \left\{ [N \overset{r-1}{-} 1] + \overset{r-1}{N} \right\} = n^r - {}^{n}\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^r + {}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^r - {}^{n}\overset{3}{\mathfrak{B}}(n-3)^r + \ldots \pm {}^{n}\overset{m}{\mathfrak{B}}(n-m)^r \mp \ldots = \overset{r}{N}$.

2) Nach dem eben erwieſenen Satze iſt $\overset{r}{N} = n\overset{r-1}{N} + n[N \overset{r-1}{-} 1]$, $\overset{r-1}{N} = n\overset{r-2}{N} + n[N \overset{r-2}{-} 1]$, $\overset{r-2}{N} = n\overset{r-3}{N} + n[N \overset{r-3}{-} 1]$ u. ſ. w., folglich

$$\overset{r}{N} = n\overset{r-1}{N} + n[N \overset{r-1}{-} 1] = n\left\{ n\overset{r-2}{N} + n[N \overset{r-2}{-} 1] \right\} + n[N \overset{r-1}{-} 1] = n^2\overset{r-2}{N} + n^2[N \overset{r-2}{-} 1] + n[N \overset{r-1}{-} 1].$$

Daraus erhält man durch abermalige Zerlegung des erſten Gliedes auf der rechten Seite

$$\overset{r}{N} = n^3\overset{r-3}{N} + n^3[N \overset{r-3}{-} 1] + n^2[N \overset{r-2}{-} 1] + n[N \overset{r-1}{-} 1]$$

Fährt man ſo fort, ſo ſieht man, daß allgemein, wenn k eine ganze Zahl, die kleiner als r iſt, bedeutet,

$$\overset{r}{N} = n^k\overset{r-k}{N} + n^k[N \overset{r-k}{-} 1] + n^{k-1}[N \overset{r-k+1}{-} 1] + n^{k-2}[N \overset{r-k+2}{-} 1] + \ldots + n^2[N \overset{r-2}{-} 1] + n[N \overset{r-1}{-} 1].$$

Wird $k = r$ und iſt $n > 0$, ſo iſt $n^k\overset{r-k}{N} = n^k\overset{0}{N} = n^k\left\{ n^0 - {}^{n}\overset{1}{\mathfrak{B}}(n-1)^0 + {}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}}(n-2)^0 - \ldots \right\} = 1 - {}^{n}\overset{1}{\mathfrak{B}} + {}^{n}\overset{2}{\mathfrak{B}} - {}^{n}\overset{3}{\mathfrak{B}} + \ldots = (1-1)^n = 0^n = 0$. Daher iſt $\overset{k}{N} = n^k[N \overset{0}{-} 1] + n^{k-1}[N \overset{1}{-} 1] + n^{k-2}[N \overset{2}{-} 1] + \ldots + n^2[N \overset{k-2}{-} 1] + n[N \overset{k-1}{-} 1]$.

3) Aus der angegebenen Bedeutung der Zeichen $\overset{r}{A}$, $\overset{r}{B}$ u. ſ. w. und aus der ſo eben erwieſenen Formel folgt nun

$\overset{0}{A} = 0$, $\overset{1}{A} = 1$,

$\overset{0}{B} = 0$, $\overset{1}{B} = 2 \,.\, \overset{0}{A} = 0$, $\overset{2}{B} = 2^2\overset{0}{A} + 2\overset{1}{A} = 0 + 2 \,.\, 1 = 2 \,.\, 1$,

$\overset{0}{C} = 0$, $\overset{1}{C} = 3\overset{0}{B} = 0$, $\overset{2}{C} = 3^2\overset{0}{B} + 3\overset{1}{B} = 0$,

$\overset{3}{C} = 3^3\overset{0}{B} + 3^2\overset{1}{B} + 3\overset{2}{B} = 3^3 \,.\, 0 + 3^2 \,.\, 0 + 3 \,.\, 2 \,.\, 1 = 3 \,.\, 2 \,.\, 1$.

Geht man ſo weiter, ſo erkennt man, daß für jedes ganze poſitive n ſtets $\overset{0}{N} = 0$, $\overset{1}{N} = 0$, $\overset{2}{N} = 0$, $\ldots \overset{n-1}{N} = 0$, aber $\overset{n}{N} = n(n-1)(n-2)\ldots 3 \,.\, 2 \,.\, 1$ ſei. Hiernach iſt

$$\Delta^n u = \frac{\overset{n}{N}}{1.2..n} h^n f^{(n)}(x) + \frac{\overset{n+1}{N}}{1.2..(n+1)} h^{n+1} f^{(n+1)}(x) + \frac{\overset{n+2}{N}}{1.2..(n+2)} h^{n+2} f^{(n+2)}(x) + \ldots$$

$$= h^n f^{(n)}(x) + \frac{\overset{n+1}{N}}{1.2..(n+1)} h^{n+1} f^{(n+1)}(x) + \frac{\overset{n+2}{N}}{1.2..(n+2)} h^{n+2} f^{(n+2)}(x) + \ldots$$

Iſt $u = f(x)$ eine ganze Function von x, etwa $= a_0 x^v + a_1 x^{v-1} + \ldots + a_{v-1} x + a_v$, ſo iſt $f^{(v)}(x) = 1.2\ldots v a_0$ und $f^{(v+1)}(x) = 0$, $f^{(v+2)}(x) = 0$ u. ſ. w. (ſ. d. Art. Differentialrechnung). Daher iſt dann, für $n < v$,

$$\Delta^n u = h^n f^{(n)}(x) + \frac{\overset{n+1}{N}}{1.2\ldots(n+1)} h^{n+1} f^{(n+1)}(x) + \ldots + \frac{\overset{v}{N}}{1.2..v} h^v f^{(v)}(x)$$

Digitized by Google

$$= h^n f^{(n)}(x) + \frac{\overset{n+1}{N}}{1.2\ldots(n+1)_v} h^{n+1} f^{(n+1)}(x) + \ldots + a_0 h^v N.$$

Für $n = v$ reducirt ſich dieſer Ausdruck auf

$$\Delta^n u = a_0 h^n \overset{n}{N} = 1.2.3\ldots n a_0 h^n,$$

daher dann $\Delta^{n+1} u = 0$, $\Delta^{n+2} u = 0$ u. ſ. w. So iſt z. B. für die ganze rationale Function x^n, $\Delta^n . x^n = 1.2.3\ldots n h^n$.

Für die Exponentialgröße a^x ſtellen ſich die Differenzen der verſchiedenen Ordnungen ebenfalls unter ſehr einfacher Form dar. Da nämlich $\Delta . a^x = a^{x+h} - a^x = a^x(a^h - 1)$ iſt, ſo iſt $\Delta^2 . a^x = (a^h - 1)\,\Delta . a^x = a^x (a^h - 1)^2$, woraus man leicht weiter ſchließt $\Delta^n a^x = a^x(a^h - 1)^n$.

Für die Functionen $\sin x$ und $\cos x$ findet man, da, wenn wir $\Delta x = h$ ſetzen, nach Abſchnitt I, $\Delta \sin x = 2 \sin \frac{1}{2} h \sin\left(x + \frac{h+\pi}{2}\right)$ iſt,

$$\Delta^2 \sin x = 2 \sin \tfrac{1}{2} h\, \Delta \sin\left(x + \frac{h+\pi}{2}\right) = (2 \sin \tfrac{1}{2} h)^2 \sin(x + h + \pi),$$

$$\Delta^3 \sin x = (2 \sin \tfrac{1}{2} h)^2\, \Delta \sin(x + h + \pi) = (2 \sin \tfrac{1}{2} h)^3 \sin\left(x + 3\frac{h+\pi}{2}\right),$$

u. ſ. w. Allgemein

$$\Delta^n \sin x = (2 \sin \tfrac{1}{2} h)^n \sin\left[x + \frac{n}{2}(h + \pi)\right].$$

Ebenſo

$$\Delta^n \cos x = (2 \sin \tfrac{1}{2} h)^n \cos\left[x + \frac{n}{2}(h + \pi)\right].$$

IV. Differenzen der Functionen von mehr als einer veränderlichen Größe. Relationen dieſer Differenzen und Functionen.

In dem Artikel Differenz iſt ſchon erklärt worden, was man unter partieller und totaler Differenz einer Function von mehr als einer Veränderlichen verſtehe, ſowie auch eine bequeme Bezeichnung dieſer Differenzen dort angegeben iſt.

Iſt nun $u = f(x, y, z, \ldots)$ eine Function von mehren von einander unabhängigen Veränderlichen x, y, $z\ldots$, ſo geht, wenn man zuerſt blos $x + \Delta x$ ſtatt x ſetzt, u über in

$$u + \underset{x}{\Delta} u = f(x + \Delta x, y, z\ldots).$$

Dieſer Ausdruck wird, wenn man in demſelben $y + \Delta y$ ſtatt y ſetzt, übergehen in

$$u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta}(u + \underset{x}{\Delta} u) = u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u,$$

welches durch die ſymboliſche Gleichung

$$f(x + \Delta x, y + \Delta y, z, \ldots) = (1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta}) u$$

ausgedrückt werden kann. Hätte man in der Function u erſt $y + \Delta y$ ſtatt y, und darauf in den neuen, hierdurch entſtandenen Ausdruck $x + \Delta x$ ſtatt x geſetzt, ſo würde man erhalten haben:

$$u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{x}{\Delta}(u + \underset{y}{\Delta} u) = u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{x}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u.$$

Da dies aber offenbar dem Vorigen gleich ſein muß, ſo muß $\underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u = \underset{x}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u$ ſein. Setzt man ferner in dem Ausdrucke für $f(x + \Delta x, y + \Delta y, z, \ldots)$ nun auch $z + \Delta z$ ſtatt z, ſo geht derſelbe über in

$$u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u + \underset{z}{\Delta}(u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u)$$

$$= u + \underset{x}{\Delta} u + \underset{y}{\Delta} u + \underset{x}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u + \underset{z}{\Delta} u + \underset{z}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u + \underset{z}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u + \underset{z}{\Delta}\underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u,$$

ſymboliſch: $= (1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) u$, und man überzeugt ſich leicht, daß nicht nur $\underset{x}{\Delta}\underset{z}{\Delta} u = \underset{z}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u$, $\underset{z}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u = \underset{y}{\Delta}\underset{z}{\Delta} u$, ſondern auch $\underset{z}{\Delta}\underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta} u = \underset{z}{\Delta}\underset{x}{\Delta}\underset{y}{\Delta} u = \underset{y}{\Delta}\underset{x}{\Delta}\underset{z}{\Delta} u =$ u. ſ. w. ſei. Geht man ſo weiter, ſo erkennt man, daß ſich jede partielle ſowol, als die totale Veränderung von u auf die angegebene Art ſymboliſch darſtellen laſſe, und daß, wenn man Differenzen von Differenzen der Function u nach verſchiedenen in dieſer Function enthaltenen Veränderlichen bildet, ſtets einerlei Reſultat erhalten werde, mag man die Ordnung, in welcher man dieſe Differenzen aus einander herleitet, ändern, wie man will.

Die totale Differenz Δu iſt nichts Anderes, als der Reſt, welcher bleibt, wenn man in der Function $f(x, y, z, \ldots)$ jeder der Veränderlichen $x, y, z\ldots$ ein Increment beilegt, und von dem dadurch entſtehenden Ausdrucke die Stammfunction $u = f(x, y, z\ldots)$ abzieht. Alſo iſt

$$\Delta u = f(x + \Delta x, y + \Delta y, z + \Delta z, \ldots) - f(x, y, z, \ldots)$$
$$= (1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots u - u$$
$$= [(1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots - 1] u.$$

Um aus dieſer erſten Totaldifferenz die zweite abzuleiten, braucht man in jener nur ſtatt u überall Δu zu ſetzen, wodurch man erhält:

$$\Delta^2 u = [(1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots - 1] \Delta u,$$

oder, wenn man nun ſtatt Δu wieder ſeinen Werth ſetzt,

$$\Delta^2 u = [(1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots - 1]^2 u.$$

Ebenſo entſteht

$$\Delta^3 u = [(1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots - 1]^3 u,$$

und endlich allgemein der ſymboliſche Ausdruck

$$\Delta^n u = [(1 + \underset{x}{\Delta})(1 + \underset{y}{\Delta})(1 + \underset{z}{\Delta}) \ldots - 1]^n u.$$

Wenn die partiellen Differenzen $\underset{x}{\Delta} u$, $\underset{y}{\Delta} u$, $\underset{z}{\Delta} u, \ldots$ alle nach der am Schluſſe des zweiten Abſchnittes aufgeſtellten ſymboliſchen Gleichung ausgedrückt werden können, wenn alſo $\underset{x}{\Delta} u = \left(e^{h\frac{d}{dx}} - 1\right) u$, $\underset{y}{\Delta} u = \left(e^{i\frac{d}{dy}} - 1\right) u$, $\underset{z}{\Delta} u = \left(e^{k\frac{d}{dz}} - 1\right) u$ u. ſ. w., folglich ebenfalls ſymbo-

und entſetzte unter Vocula's Anführung Magontiacum, das von den Germanen belagert wurde; allein bald darauf wurde Vocula doch das Opfer der Verrätherei der in dem römiſchen Heere dienenden Gallier und der Schlechtigkeit ſeiner Soldaten, die ſogar größtentheils zum Feinde übergingen. Ämilius Longinus, ein Überläufer von der erſten Legion, in der Vocula ſelbſt früher Tribun geweſen war, ermordete ſeinen Feldherrn auf Befehl des Galliers Julius Claſſicus (*Tac.* Hist. IV, 59). Seine Gattin ließ ihm zu Rom ein Denkmal ſetzen, das noch dort exiſtirt (*Murat.* 697, 5). Da wir aus der Inſchrift deſſelben mehre Einzelheiten aus Vocula's Leben kennen lernen, ſo mag es hier einen Platz finden:

C. DILLIO A. F. SER. VOCVLAE
TRIB. MIL. LEG. I. IIIIVIRO VIARVM
CVRANDAR. Q. PROVINC. PONTI ET
BITHYNIAE TRIB. PL. PR. LEG. IN
GERMANIA LEG. XXII PRIMIGENIAE
HELVIA T. F. PROCVLA VXOR FECIT.

Zu derſelben Zeit wird als Legat der Legio III Gallica ein Dillius Aponianus genannt, der, weil er früher unter Veſpaſian gedient hatte, ein eifriger Anhänger deſſelben war (*Tac.* Hist. III, 10). (*C. L. Grotefend.*)

DINGET (Hugo), numismatiſcher Schriftſteller der neueſten Zeit, war geboren zu Coblenz den 18. Dec. 1767, ein Sohn von dem Conſulenten, Archivar und Caſſirer des Rittercantons Niederrhein, Karl Joſeph Dinget und von Maria Winkelmann. Er war kaum als Hofkammerrath in kurtrieriſche Dienſte getreten, als die Auflöſung des Kurſtaates erfolgte. Seiner Dienſtpflichten ledig, wählte er die Vaterſtadt zu ſeinem Wohnſitze, die er, zum zweiten Male verehlicht am 25. Febr. 1821, ſodann mit jenem von Brohl vertauſchte. Bei Brohl, dem durch ſeinen Tuffſteinhandel ſo bekannten Flecken zwiſchen Andernach und Remagen, beſaß D. ein Landhaus in höchſt reizender Lage. Hier ſtarb er den 9. Dec. 1827. Aus zwei Ehen hinterließ er mehre Kinder. Sein Werk erſchien urſprünglich unter dem Titel: „Berichtigungen zur Münzkunde des Mittelalters und neuerer Zeit — erſte Lieferung — verlegt in Heidelberg bei J. Engelmann, auf Koſten des Verfaſſers“ (1821.) 328 S. Es waren kaum einige Exemplare ausgegeben, als ſich der überſehene Druckfehler in dem Titelblatte (Mitteltalters) bemerkbar machte. Er nöthigte den Verfaſſer, einen neuen Titel drucken zu laſſen, der alſo lautet: „Münz- und Medaillen-Kunde des vormaligen Erzſtifts und Churfürſtenthums Trier.“ — Zeitraum 974—1803. Hier iſt die Anzeige des Verlegers unterlaſſen, ſtatt ihrer die Jahrzahl 1821 beigefügt. Im J. 1824 ließ D. 12 Seiten, unter dem Titel, „Weitere Zuſätze“ in fortlaufender Seitenzahl zu dem Werke drucken und beilegen. In dieſen Zuſätzen ſind 21 Münzen, zwei goldene, 18 ſilberne und eine kupferne, beſchrieben. Zur Zeit von des Verfaſſers Ableben beſtand in ſolcher Weiſe ſein Werk. Am 23. Aug. 1830 wurde ſein Nachlaß in Gemälden, Münzen und Büchern zu Coblenz verauctionirt, und das numismatiſche Werk blieb der Hölſcher'ſchen Buchhandlung. Dieſe ließ ſodann einen neuen Titel, mit dem Zuſatze: „Coblenz, 1830. Auf Koſten des Verfaſſers, in Commiſſion bei Hölſcher,“ drucken, und hat das bisher wenig bekannte Werk in Circulation gebracht. Unter andern kam es auf dieſe Weiſe in den Bereich gelehrter Blätter, und eine und die andere Zeitſchrift hat ihre Freude ausgedrückt über ein Werk, welches Bohl's „Trieriſche Münzen,“ (1823) an Vollſtändigkeit und Ordnung übertreffe. Es iſt ihnen damit ergangen, wie es nicht nur Recenſenten, ſondern auch den fleißigſten Sammlern von Citaten nicht ſelten ergehen ſoll, ſie haben von Dingen geurtheilt, die ſie nicht geleſen hatten, und verführt durch die Jahrzahl des letzten Titelblattes, (1830) geglaubt, Dinget ſtehe auf Bohl's Schultern; ein Vortheil, der bei einem Werke von ſo materieller Grundlage durch nichts aufgewogen werden könnte. Es verhält ſich damit aber umgekehrt, Dinget's Werk iſt von 1821, Bohl ſchrieb 1823; Dinget hat 878, Bohl 967 trieriſche Münzen beſchrieben. Übrigens verkennen wir keineswegs das Verdienſt, das ſich Dinget als fleißiger Sammler und durch manche ſcharfſinnige Erklärung erworben hat. (*v. Stramberg.*)

DINGHOF, DINCKHOF [1]). In einem alten Lehensregiſter heißt es unter Anderm: „Domina Johanna Comitissa Montisbilgardi habet in feodo *curiam placiti* ibidem, vulgariter *Dinghof*.“ Zugleich wird in dieſer Urkunde das Wort Dinghof anderwärts durch Curia judicialis überſetzt [2]). Dinghof iſt demnach aufzulöſen durch: Hof des Gedinges, oder, wie Schilter ſich ausdrückt, durch: Curia placiti inter colonos emphyteuticos ad illam curiam pertinentes et eo praestationes suas apportantes; es iſt alſo ein herrſchaftlicher Hof, unter deſſen Gerichtsbarkeit die dazu gehörigen Zinsleute ſtehen. Hiernach leidet es für denjenigen, der die teutſche Rechtsgeſchichte überhaupt, und die hiſtoriſche Verbindung zwiſchen Lehen- und Hofrecht insbeſondere kennt, keinen Zweifel, daß das Dinghofsrecht zunächſt in einer beſondern Gerichtsbarkeit beſteht, welche mit der lehensherrlichen Jurisdiction Ähnlichkeit hat [3]). Wie daher der Lehensherr über ſeine Vaſallen in allen Lehensſachen eine richterliche Gewalt übt, ſo auch der Dinghofsherr über ſeine Hüfner (die ebendeshalb auch dingpflichtig heißen), in allen Sachen, welche dem Hofrechte (jus curiae) angehören; und wie Erſterer zur Zeit des Mittelalters zwar ſelbſt zu Gerichte ſaß, jedoch ſo, daß ſeine Vaſallen dabei im Lehensgerichte als Schöffen (pares) erſchienen, um unter ſeinem Vorſitze das Recht zu finden, wogegen der Lehensherr und die Vaſallen an der Entſcheidung ſchon ſeit Jahrhunderten dieſen Theil nicht mehr nehmen, indem die Lehensgerichte ebenſo, wie unſere gewöhnlichen Gerichte organiſirt ſind, — auf dieſelbe Weiſe verhielt es ſich ehedem, und verhält es ſich gegenwärtig mit der Ausübung der Dinghofsgerichtsbarkeit [4]). Dieſe letztere beſteht alſo in der beſon-

1) *Schilter*, De curiis dominicalibus, vulgo von Dinckhoeffen (Argent. 1691). Dieſe Abhandlung findet ſich auch hinter dem Schilter'ſchen Commentar zum ſchwäbiſchen Lehnrechte; in der Ausgabe von 1728. S. 350 fg. 2) *Schilter* l. c. §. 4. 3) Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. §. 305. 4) *Schilter* loc. laud. §. 9.

Digitized by Google

dern Jurisdiction, welche dem Hofherrn über die zu ſeinem Gute gehörigen Höfner oder Dingpflichtigen in allen hofrechtlichen Sachen gebührt [5]). Sie hat, wie wir heutiges Tages zu ſprechen gewohnt ſind, die Natur der Patrimonialgerichtsbarkeit und bildet ebendarum den Gegenſatz zur landesherrlichen Jurisdiction, gegen die ſie ſich übrigens in einem ſubordinirten Verhältniſſe befindet [6]). (*Dieck.*)

DINGSTUL, DINGSTUHL. Das Wort Ding, Thinch, Tinx, heißt in der teutſchen Rechtsſprache insbeſondere auch ſo viel als Gericht. Daher heißt es in einer Urkunde vom J. 1129: „Placitum, quod vulgo *Thinch* vocatur" (*Schilter*, Codex juris Alemannici feudalis, edit. Argent. 1727. p. 351. col. 2). Dingſtuhl iſt demnach gleichbedeutend mit Gerichtsſtuhl, Sitz des Gerichts (*Schilter* l. c. p. 353. col. 1). Tropiſch wird es auch für das Gericht ſelbſt, oder für das Recht gebraucht, Gerichte einzuſetzen. In dieſer Bedeutung nahm es unter Andern Maximilian II. in einem 1566 ausgeſtellten Lehenbriefe, in welchem er den Abt Albrecht zu St. Cornelii-Münſter mit der Gerechtigkeit belehnt, „Schultheiß, Schöpffen und Gerichtsbothen in den Dinckſtühlen zu ſetzen" (*Lünig*, Corp. jur. feudal. Tom. I. p. 516). (*Dieck.*)

DIOSCORIDES, richtiger Dioscurides [1]), übertraf zu Auguſtus' Zeit als Gemmenſchneider alle ſeine Kunſtgenoſſen und ſchnitt den Kopf des Kaiſers ſo ähnlich, daß nicht allein dieſer das in diplomatibus libellisque et epistolis signandis gebrauchte, mit der Sphinx oder dem Kopfe Alexander's des Großen geſchmückte Siegel mit dem ſein eigenes Bild darſtellenden wechſelte, ſondern auch alle nachfolgende Imperatoren, ausgenommen Galba [2]), daſſelbe gebrauchten [3]). Außer dieſer tragen noch viele Gemmen ſeinen Namen, deren Echtheit in der jüngſten Zeit ganz oder zum Theil bezweifelt worden iſt. Der Kunſtverſtändige H. Meyer [4]) und nach ihm Sillig [5]) erkennen ſechs, K. O. Müller [6]) ſieben, nämlich: zwei mit Auguſtus' Kopf, einen ſogenannten Mäcen, einen Demoſthenes, zwei Merkure und einen Palladienraub, und endlich derſelbe Meyer [7]), durch v. Köhler's unten angeführte Abhandlung aufmerkſam gemacht, nur drei, nämlich: einen ſtehenden, den Kopf eines Widders auf einer Patera tragenden Merkur [8]), einen andern ſtehenden Merkur in kurzem, bis auf die Kniee reichendem Gewande [9]) und den bekannten Diomedes mit dem Schwerte in der Rechten und dem Palladium in der Linken [10]) als echt an. Dieſelben zeichnete auch Müller aus, welcher für ſeine Sieben noch genauern Unterſuchungen entgegenſieht, wahrſcheinlich v. Köhlers [11]). Der mit der Glyptik der alten Welt Vertraute ſcheint durch den bis jetzt erſchienenen „Erſten Abſchnitt: eine Einleitung zu einer wichtigen Abhandlung: „„Dioscorides und Solon"" Nebſt einer Einleitung über die Gemmen mit dem Namen der Künſtler," die ganz faule Maſſe unſerer Kataloge nicht allein in Bewegung zu ſetzen, ſondern auch bald abzuklären und zu reinigen (Worte Böttiger's). Er will in derſelben durch einen auffallenden Beweis den Satz außer allen Zweifel ſetzen, daß die geſchnittenen Steine, welchen der Name der Steinſchneider eingegraben iſt, größtentheils entweder ganz verfälſcht ſind, oder, wenn ſie auch wirkliche Antiken wären, nur einen ſpäter eingegrabenen Namen trügen, oder in den ihnen eingegrabenen Namen nicht den Steinſchneider, ſondern den Beſitzer, den Donatar für die Tempelweihe, auch wol eine andere Andeutung an der Stirn hätten.

Die Freunde des Alterthums bedauern, daß nur dieſer erſte Abſchnitt abgedruckt und der zweite mit dem zweiten Stücke der dem Alterthume geweiheten Zeitſchrift nicht erſchienen iſt. Nach Böttiger's Verſicherung befand er ſich ſchon in der Druckerei [12]) und ſetzte den Gegenſtand ins volle Licht. Da keine Hoffnung, ihn unter den von Sillig verſprochenen „Kleinen Schriften Böttiger's" in teutſcher Sprache [13]) zu finden, vorhanden iſt, ſo genüge für den Augenblick das geprüfte Urtheil Böttiger's über ihn: „Denn hier — ich darf es nach Leſung der Handſchrift im Voraus verſichern — wird klar und zur Evidenz, ſo weit ſie hier möglich iſt, erwieſen, daß wir von Dioscorides unter ſo vielen gerühmten Steinen, die ſeinen Namen tragen, und die uns Mariette, Stoſch, Bracci vorführen, auch keinen einzigen im Alterthume wirklich mit ſeinem Namen bezeichnet beſitzen, obgleich unter den Gemmen aus den Zeiten Auguſt's ſich Werke befinden können, die dieſen Künſtler zum Verfaſſer haben, daß aber auch ferner kein Werk der Steinſchneidekunſt von Solon auf uns gekommen ſein kann, weil es wahrſcheinlich nie einen Steinſchneider dieſes Namens gegeben hat." — Preiſet Dioscorides' Kunſtgeſchick auch kein ſeinen Namen tragendes Werk, auch die beiden Bildnißköpfe Auguſt's im Hauſe Maſſimi zu Rom und im Muſeum Strozzi [14]), deren echtes Kunſtverdienſt von Stoſch und Bracci übereinſtimmend anerkannt wird, nicht, ſo kommt ihnen doch vor allen andern dieſes Zeitalters das eines überaus zierlichen Styles der Formen (vielleicht Nachahmung ſchöner Vorbilder), eine gut verſtandene Zeich-

5) *Schilter* §. 11. 6) Über die nähere Beſchaffenheit der Dinghöfe vgl. die angeführte Schilter'ſche Abhandlung.

1) Dioscurides bemerkte ſchon Lävin Torrentius in einigen codd. Mss. des *Sueton*. Aug. 50 und mehre Gemmen *ΔΙΟCΚΟΥΡΙΔ*... Verzeichniß der geſchnittenen Steine in dem königl. Muſeum zu Berlin (Berlin 1827). S. 181. 2) Dio Caſſius (LI, 3) führte einen aus dem Vordertheile eines Schiffes hervorſpringenden Hund im Siegel. 3) *Suet.* Aug. 50. *Plin.* H. N. XXXVII. 1. Sect. 4. 4) In den Anmerk. zu Winckelmann's Werken. 6. Bd. 2. Th. S. 298. 5) Catalog. artific. sq. p. 195. 6) Handbuch der Archäologie der Kunſt. 2. Aufl. 1835. S. 221. 7) Geſchichte der bildenden Künſte bei den Griechen und Römern. 3. Th. Zeit ihres Abnehmens. Herausgegeben mit einer Vorrede von F. W. Riemer (Dresden 1836). S. 173 und 208, 209. 8) *Bracci*, Mémorie tav. 64. 9) Ibid. tav. 65.

10) Ibid. tav. 61. 11) In Archäologie und Kunſt. Im Vereine mit mehren Freunden des Alterthums im Inlande und Auslande in freien Heften herausgegeben von C. A. Böttiger. 1. Bds. 1. St. Mit vier Bildtafeln (Breslau 1828). S. 1—49. 12) Derſ. ebend. Zeitſchrift. Vorr. S. XI. 13) Ideen zur Kunſt-Mythologie. 2. Bd. von Sillig (Dresd. und Leipz. 1836). S. V. Vorr. 14) *Stosch*, Pierres grav. pl. 25, 26. *Bracci*, Mémorie tav. 57, 58.

Digitized by Google

nung, das Geiſtreiche und Belebte des Ganzen, eine liebliche Ausrundung aller Glieder, das Leichte und nichtsdeſtoweniger ſorgfältig Gepflegte der Arbeit zu.

Wichtiger, als die Gemmen, iſt eine Reihe von Kameen, welche das Juliſche und Claudiſche Geſchlecht in beſtimmten Epochen darſtellen und außer der Herrlichkeit des Materials und der geſchickten Benutzung auch durch vieles Andere Bewunderung verdienen. Im Geiſte ſinnreicher Schmeichelei werden jene Fürſten als weltbeherrſchende und ſegensreich waltende Weſen, als gegenwärtige Erſcheinungen der höchſten Götter ausdrucksvoll und ſorgfältig mit eigenthümlich römiſcher, durch eine gewiſſe Schwerfälligkeit von der griechiſchen ſich unterſcheidender Körperbildung dargeſtellt. Die drei größten Kameen ſind: a) Die Gemma Augustea zu Wien [15]) von der ſorgfältigſten Arbeit. Auguſt mit dem Lituus, als Zeichen der Auſpicien, thront als ſiegreicher Jupiter mit Roma zuſammen; Gäa, Okeanos, Abundantia umgeben den Thron und kränzen ihn. Tiberius, über die Pannonier triumphirend, ſteigt vom Wagen, den eine Victoria führt, um ſich vor Auguſt niederzuwerfen. Germanicus hat zugleich honores triumphales erhalten. Unten wird von römiſchen Legionaren und Auxiliaren ein Tropäon errichtet, wobei der Skorpion auf einem Schilde vielleicht auf Tiberius' Horoſkop deutet [16]). b) Der größte von Allen zu Paris im Cabinet du Roi, ein Sardonyx in fünf Lagen, die Auguſtiſche Familie einige Zeit nach Auguſt's Tode darſtellend [17]). Oben bewillkommnen Auguſt im Himmel Äneas, Divus Julius und Druſus; in der Mitte Tiberius als Zeus Ägiochos neben Livia-Ceres, unter deſſen Auſpicien Germanicus im J. 17 nach dem Orient geht. Umher Agrippina, Caligula, Druſus II., Klio und Polymnia; unten die überwundenen Nationen Germaniens und des Orients [18]). c) Der am Wenigſten gelungene, aber trefflich entworfene in den Niederlanden [19]), ein Sardonyx von drei Lagen, auf welchem Claudius als triumphirender Jupiter (nach dem britanniſchen Siege), Meſſalina, Octavia und Britannicus auf einem Wagen, welchen Centauren als Tropäenträger führen und dem Victoria voranfliegt, dargeſtellt werden. (*Schincke.*)

Diplomatische Buchstabenkunde, ſ. Diplomatische Schriftkunde.

DIPLOMATISCHE CHRONOLOGIE, oder **Zeitbestimmungskunde**, iſt diejenige Lehre der Diplomatik, welche ſich mit den in Urkunden und andern Geſchäftsſchriften, vornehmlich älterer Zeit, vorkommenden Zeitangaben beſchäftigt. So wenig nämlich die eigentliche Chronologie oder Zeitrechnungskunde als eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft, namentlich nach den mathematiſchen und hiſtoriſchen Grundlagen, auf denen im Allgemeinen die Berechnung der Zeiteintheilung u. ſ. w. beruht, in das ſpecielle Gebiet der Urkundenwiſſenſchaft gezogen werden kann, ſo nöthig iſt es doch, die oft von den unſrigen ſehr abweichenden Formen für die Zeitbeſtimmung der in den Urkunden früherer Zeiten enthaltenen Thatſachen und die Ausfertigung derſelben genau zu kennen, um theils dieſe Kenntniß auf die Prüfung der Urkunden und anderer Schriften älterer Zeiten anwenden, theils ein weniger bekanntes Datum auf die bei uns gewöhnliche Zeitrechnung zurückführen und hiernach jeder vollſtändig datirten Urkunde ihre richtige, jeder unvollkommen datirten aber wenigſtens ihre möglichſt annähernde Stelle in der Zeitfolge anweiſen zu können; und dieſe Lehre kann für die Diplomatik nicht etwa aus der allgemeinen Chronologie vorausgeſetzt, ſondern muß wenigſtens den Hauptſachen nach, in jener ſelbſt entwickelt werden, da es bei den Zeitbeſtimmungen der Urkunden, außer ihrer allgemeinen Wichtigkeit für das geſammte Urkundenweſen überhaupt, vornehmlich auf die eigenthümliche Ausdrucksweiſe derſelben, als einen für die Charakteriſtik der Urkunden bedeutenden Gegenſtand, ankommt, und überhaupt manche eigenthümliche Rückſichten hier obwalten, welche in der allgemeinen Chronologie weniger bedeutend hervortreten. Sie iſt deshalb auch von allen Schriftſtellern über Diplomatik, ſeit der literariſchen Bildung dieſer Wiſſenſchaft, unter dem Namen der L e h r e v o n d e n D a t e n, in das Syſtem derſelben, wenngleich nicht immer in angemeſſener Stellung, aufgenommen worden. Wir haben es aber in der diplomatiſchen Chronologie, vermöge der eigenthümlichen Verhältniſſe des heutzutage bekannten Urkundenvorraths und ſeiner hiſtoriſchen Beziehungen, vornehmlich mit dem Zeitrechnungsweſen der chriſtlichen Völker und Staaten des Mittelalters und der neuern Zeit, und für Teutſchland insbeſondere mit den Zeitbeſtimmungsformen der römiſchen Kirche und des teutſchen Reiches zu thun, indem andere theils weniger bekannt, theils von weniger allgemeiner Bedeutung ſind.

Zeitbeſtimmungen kommen in den Urkunden überhaupt unter zweierlei Verhältniſſen vor. In dem einen und häufigern Falle wird die Zeit beſtimmt, in welcher die Verhandlung, welche den Gegenſtand der Urkunde ausmacht, geſchloſſen, und die Urkunde ſelbſt ausgefertigt worden iſt; in dem andern, zwar weniger gemeinen, aber doch nicht ganz ungewöhnlichen Falle, findet ſich die Zeitangabe eines Vorganges, welcher nicht den Hauptgegenſtand der Urkunde ausmacht, ſondern in derſelben nur hiſtoriſch erwähnt wird. Beide Umſtände haben das mit einander gemein, daß ſie im Ganzen auf den zu ihrer Zeit gewöhnlichen Bedingungen der Zeitberechnung beruhen, und in ſachlicher Hinſicht auf einerlei Weiſe ausgedrückt werden; darin aber weichen ſie von einander ab, daß die Zeitbeſtimmung der Urkunde ſelbſt, oder der Verhandlung, welche den Hauptgegenſtand derſelben ausmacht, gewöhnlich mit einer beſondern Ankündigung eingeführt, und von dem übrigen Texte der Urkunde ausgezeichnet wird, welches natürlich bei den blos hiſtoriſch berichteten Zeitver-

15) *Eckhel*, Pierr. grav. pl. 1. *Millin*, Mythol. Galler. 179, 677. *Eckhel*, Doctr. num. Tom. VI. p. 109. Köhler, über zwei Gemmen der k. k. Sammlung zu Wien. Taf. 2. 16) Zur Erklärung. Paſſow in Zimmermann's Zeitſchr. f. Alterth. 1834. Nr. 1, 2. 17) *Le Roy*, Achates Tiberianus (Paris 1683). *Millin*, Gall. mythol 181, 676. 18) *Sueton.*, Calig. 10. Mus. Borbon. V, 56. Thierſch, Epochen. 2. Aufl. S. 305. 19) *Jonge*, Notice sur le Cab. des Médailles du Roi de Pays-Bas. 1. Supplém. 1824. p. 14. *Millin*, Gall. myth. 177, 678.

hältniſſen nicht der Fall iſt. Bei letztern iſt daher auch in formeller Hinſicht nichts Beſonderes zu bemerken. Bei den weſentlichen Zeitbeſtimmungen der Urkunden aber iſt die Zeit der Verhandlung (Actum) und die Zeit der Ausfertigung der Urkunde (Datum) zu unterſcheiden. Beide fallen zwar gemeiniglich zuſammen, indem man unmittelbar nach der Verhandlung auch die Urkunde über dieſelbe ausfertigte, oder, wenn man letztere auch etwas länger verſchob, — welches oft nothwendig war, da manche weitläufige Urkunde gewiß nicht leicht in einem Tage geſchrieben werden konnte, — doch dafür annahm, daß die Urkunde gleichzeitig mit der Verhandlung ſelbſt hätte aufgeſetzt werden müſſen, und ſie deshalb auf den Tag der Verhandlung zurückdatirte. Oft wird dies auch durch die Formel **Actum et datum etc.**, oder **Acta et data sunt haec etc.**, oder eine ähnliche, ausdrücklich erklärt. Indeſſen finden ſich doch von dieſer Regel manche Abweichungen. Zuweilen wird das **Actum** von dem **Datum** ausdrücklich unterſchieden; und dies findet ſich beſonders in ſolchen Fällen, wo die Verhandlung an einem Orte geſchah, wo man keine Gelegenheit hatte, etwas Schriftliches abzufaſſen, wie etwa im freien Felde, namentlich bei Grenz- und Flurbeſichtigungen u. dgl.; oder wo eine Verhandlung aus mehren einzelnen Acten beſtand, die man nicht gleichzeitig vornehmen konnte, ſondern auf verſchiedene Zeiten zu vertheilen nöthig fand [1]). Zuweilen iſt zwar ein ausdrücklicher Unterſchied zwiſchen **Actum** und **Datum** in der Urkunde nicht angegeben, er geht aber aus den Umſtänden hervor, wenn z. B. ein Anderer, als der in der Urkunde genannte Ausſteller, dieſelbe beſiegelt hat, ohne daß in der Urkunde ein beſonderer Grund für dieſe Abnormität angegeben iſt [2]). Zuweilen endlich iſt ſowol **Actum** als **Datum** ganz vergeſſen, was wenigſtens in manchen Fällen daher zu kommen ſcheint, daß man zwiſchen der Verhandlung und der Ausfertigung der Urkunde ſo lange Zeit hatte verſtreichen laſſen, daß man den eigentlichen Tag der erſtern nicht mehr zu beſtimmen im Stande war; obgleich nicht zu leugnen iſt, daß der Mangel des Datums auch durch mancherlei andere Urſachen bedingt werden konnte.

Das Datum der Urkunde, oder die Zeitangabe ihrer Ausfertigung, findet ſich nun gemeiniglich entweder am Anfange, oder am Ende derſelben. Letzteres iſt allerdings, beſonders in ältern Zeiten, der häufigere, aber keineswegs der einzige Fall, und es leuchtet hiernach ein, wie unſchicklich es war, die Daten der Urkunden zu den Schlußformeln derſelben zu rechnen, da ſie ſo oft gleich im Eingange derſelben erſcheinen. Im erſtern Falle, wo nämlich das Datum gleich zu Anfange der Urkunde angegeben iſt [3]), pflegt dieſe Beſtimmung manchmal mit der Eingangsformel der Urkunde verſchmolzen zu ſein, z. B.: „**In nomine Domini, Amen. Anno a nativitate ejusdem**“ **etc.**, oder: „Zu wiſſen, daß auf heut dato“ u. ſ. w., oder: „Kund und zu wiſſen ſei hiermit, daß im Jahr, als man ſchrieb“ u. ſ. w., oder ſonſt noch auf mancherlei ähnliche Weiſe; zuweilen aber macht, ohne eigentliche Einleitungsformel, das Datum unmittelbar den Anfang [4]). Steht

---

1) So iſt z. B. eine durch den Kurfürſten von Cöln, die Biſchöfe von Münſter und Osnabrück, den Herzog von Cleve und die Reichsſtadt Dortmund im J. 1439 aufgerichtete Münzordnung, am Gudenstag nach Misericordias Domini (6. Mai), abgeredet, aber erſt am Saterstag nach Bonifacii (6. Jun.) ratificirt worden; die Originalausfertigung führt alſo ein doppeltes Datum. (Ich bemerke hierbei ein für allemal, daß hier und in den folgenden diplomatiſchen Artikeln, wo bei den allegirten Urkunden kein gedrucktes Werk citirt iſt, mir jedesmal entweder das Original, oder eine unmittelbar aus dem Original von mir ſelbſt genommene Abſchrift vorlag.) Notariats- und Gerichtsdocumente über Zeugenverhöre, Grenzberichtigungen u. dgl. ſind oft abtheilungsweiſe von mehren nach einander folgenden Tagen datirt. 2) Mir liegt z. B. eine Urkunde des Grafen Gottfried von Arnsberg für das weſtfäliſche Kloſter Olinghauſen vom J. 1256 vor, in welcher der Graf ſo redend eingeführt wird: „Tenore praesentium *cum sigilli nostri appensione* protestamur etc.“ Gleichwol iſt aus dem angehängten, obwol ſehr beſchädigten, Siegel doch deutlich genug zu erſehen, daß es kein gräflich-arnsbergiſches, ſondern ein erzbiſchöflich-cölniſches iſt. Ebenſo iſt mir das Original eines Familienvertrages zwiſchen zwei verſchiedenen Linien der Grafen von Schwarzburg vom J. 1357 bekannt, welchen, den Worten der Urkunde zufolge, unter Andern Graf Günther von Kevernberg mit unterſiegelt haben ſoll; allein das Siegel deſſelben findet ſich nicht vor, ſondern ſtatt deſſen iſt das Siegel Grafen Heinrich's des Jüngern von Schwarzburg, aus der ſchwarzburgiſchen Speciallinie, angehängt, der an dem Vertrage ſelbſt nicht Theil nahm, ſondern deſſen darin nur einmal gelegentlich Erwähnung geſchieht. Da gegen die Richtigkeit dieſer Urkunden übrigens durchaus kein Zweifel obwaltet, ſo möchte ſich dieſer Widerſpruch nur aus der oben bemerkten Urſache erklären laſſen. Hierher möchten auch die Landesvereinigungen und ähnliche Urkunden zu rechnen ſein, welche von ſämmtlichen anweſenden Mitgliedern des Ritterſtandes unterſiegelt ſein ſollen, wobei aber gemeiniglich einige Siegel fehlen, und ſtatt deren nur leere Kapſeln oder Wachsformen ohne Siegelabdruck angehängt ſind, weil vermuthlich die Urkunde erſt vollzogen wurde, als mehre der Betheiligten ſich ſchon wieder aus der Verſammlung entfernt hatten.

3) Regelmäßig iſt die Stellung des Datums am Anfange der Urkunde: 1) bei allen Notariatsinſtrumenten, ſie mögen nun in lateiniſcher oder in teutſcher Sprache abgefaßt ſein; b) bei den ſogenannten Noteln, d. h. vorläufigen Beſtimmungen wegen eines Vertrages, deſſen ausführlichere Abfaſſung und Vollziehung noch vorbehalten wird; c) bei Protokollen; d) bei Statuten und Verordnungen, inſofern dieſe den Urkunden beizuzählen ſind. Außer der Regel aber findet man ſie bei Urkunden jeder Art, am meiſten bei Verträgen, Kaufbriefen u. dgl., wie zum Theil die nachfolgenden Beiſpiele beweiſen werden. 4) Als Beiſpiele beider Formen mögen folgende Urkundeneingänge hinreichen. **Anno Domini Millesimo ducentesimo quadragesimo secundo, XIII. Kal. Maji, Nos Symon Paderburnensis Ecclesiae Praepositus, hoc scripto publice profitemur etc.** (Verzichtleiſtung auf ein Gut.) — **Anno Domini M. CC. Nonagesimo quarto, fer. III. post festum beatorum Jacobi et Christophori, Nos Egidius Dei patientia Floreffiensis abbas, ... visitavimus ecclesiam Sororum de Kappele etc.** (Viſitationsabſchied.) — Wir bruder Heinrich von gotes gnaden Erzebiſchof von Meince, ... Tun kunt allen den, di diſen brief ſehent oder hörent leſen, daz wir allen den unwillen vnd werren, ... die wie hatten vf diſen hutigen tac, der da iſt do man zalt von Gotes geburte Tuſent zwei hundert vnde ſiben vnd ahzich Jar (1287), an dem vierden tage dez manodes des merzen, gegen dem Rate vnd den burgeren allen gemeine von Eryforte, haben luterliche vergeben u. ſ. w. (Vertrag mit der Stadt Erfurt.) — In den Jarn vnſers hern Duſent verhondert In dem vertigeſten Jar (1450), des Satertages na des hilgen Cruces dage exaltacio, do word eyne ſchedynge ghedebynget tho Arnſberge u. ſ. w. (Vergleich wegen Flurirrungen.) — It ys to weten, dat in dem Jare vnſes heren, als men ſchreff Duſent verhundert ind LXX (1470),

das Datum am Ende der Urkunde, ſo iſt es entweder, wie in den ältern kaiſerl., und einer Claſſe päpſtlicher Urkunden (den ſogenannten Conſiſtorial-Bullen), von dem eigentlichen ſchriftlichen Texte derſelben ganz getrennt, und ganz am Schluſſe, als ein beſonderer Satz beigefügt [5]), oder es iſt, welches wir als den häufigern und am allgemeinſten verbreiteten Gebrauch finden an den übrigen ſchriftlichen Text der Urkunde unmittelbar angeſchloſſen, zuweilen mit ganz einfacher Angabe des Jahres und Tages, oder des erſtern allein, zuweilen mehr oder weniger durch formelle Einkleidung ausgezeichnet [6]), und zwar entweder in einem beſondern, in ſich abgeſchloſſenen Satze enthalten, oder mit andern Schlußformeln der Urkunde, namentlich mit der Anführung der Zeugen und der Ankündigung des Siegels, verſchmolzen [7]). In einzelnen, beſonders ſeltenen, Fällen hat das Datum keine der ihm ſonſt eigentlich gebührenden Stellen, ſondern kann nur aus einem in der Urkunde hiſtoriſch angeführten Umſtande erſehen werden [8]). Übrigens iſt das Datum gemeiniglich in derſelben Sprache gegeben, in welcher die ganze Urkunde abgefaßt iſt; doch findet man in den teutſchen Urkunden des 14. und 15. Jahrh. auch nicht ſelten die Angabe des Datums in lateiniſcher Sprache.

Bei jeder vollſtändig datirten Urkunde findet ſich ſowol die Angabe des Jahres als des Tages der Ausſtellung. Häufig fehlt jedoch, beſonders in den Urkunden des 12. und 13. Jahrh., der Tag, und es iſt allein das Jahr angegeben; ſeltener iſt es in eigentlichen Urkunden, daß der Tag ohne das Jahr angegeben iſt, und man kann dies wol nur einem Verſehen des Schreibers beimeſſen; in Briefen findet ſich dagegen dieſe Angabe des Tages ohne das Jahr häufig, und gewiß abſichtlich, weil der Schreiber des Briefes in der Regel wol annahm, daß letzterer für den Empfänger ausſchließlich beſtimmt ſei, nach dem Durchleſen ſeine Beſtimmung erfüllt habe, und der Empfänger ihn ohne Zweifel noch in eben dem Jahre, wo er geſchrieben wurde, erhalten werde, daher die Benennung des Jahres unnöthig ſei. Bei Urkunden waren alle dieſe Umſtände ganz anders; ſie waren zu öffentlichen Zwecken und noch für die Nachwelt beſtimmt, welcher die Kenntniß des eigentlichen Ausſtellungsjahres von beſonderer Wichtigkeit ſein konnte; die fehlende Angabe des letztern, mag nun der Tag ausgedrudt ſein, oder auch fehlen, gehört daher bei den Urkunden zur Ausnahme, und iſt allemal ein weſentlicher Mangel. Sowol Tag als Jahr können nun aber auf ſehr verſchiedene Weiſe bezeichnet werden, und oft ſind mehre Bezeichnungsarten unmittelbar mit einander verbunden. Wir haben die erheblichſten derſelben einzeln zu betrachten, wobei wir zuerſt von den Bezeichnungen der Jahre, und dann von denen der Tage ſprechen.

Wie das Jahr überhaupt berechnet wird, welche Verſuche und Irrwege vorhergingen, ehe man darauf kam,

---

up Fridagh neſt Sont Pauls bekeringe, is men eyndrechtlike ouerkomen u. ſ. w. (Stiftung einer Meſſe.) — To wetene ind kont ſy allen luden, die duſſe tegenwordige openbair Gebeten ſullen ſeyn ind horen leſen, Dat in den Jaeren vnſſes heren vyſſteynhondert ind XXIIII (1524) vp ſunt Appollonien dach ... gekomen ind erſchenen ſynt u. ſ. w. (Kaufbrief über ein Stück Feldes.) — In den Jaren vnſers herren Funffziehenhondert acht vnd zwentzig (1528), Montags nach ſanct Remigiustag, iſt in der irrung vnd gebrech, ſo ſich u. ſ. w. (Grenzeercß zwiſchen Kur-Cöln und Naſſau.)

5) Beiſpiele: In einer Urkunde König Konrad's I. für das weſtfäliſche Kloſter Meſchede ſteht am Ende des eigentlichen urkundlichen Textes erſt das aufgedruckte Siegel, hierauf das Monogramm mit ſeiner Ankündigungsformel, dann die Recognitionsformel des Kanzlers mit dazu gehörigen Recognitionszeichen, und endlich ganz unten: Data XII. Kal. Mar. anno incarn. Dni. DCCCC. XIII. Indict. I. Anno vero regni domni Chuonradi II. Actum Chaseelln feliciter in Dei nomine Amen. In Papſt Urban's IV. Beſtätigung der Privilegien des eichsfeldiſchen Kloſters Reiffenſtein, folgt am Schluſſe des mit einer Bekräftigungsformel und dem zweimaligen Amen ſchließenden urkundlichen Textes, erſt das bekannte Monogramm: Bene valete; dann das kreisförmige ſymboliſche Zeichen des Papſtes mit der Umſchrift: Fac mecum domine signum in bonum; hierauf die Unterſchrift des Papſtes, dann die von zwei Kardinal-Biſchöfen, zwei Kardinal-Prieſtern und ſieben Kardinal-Diakonen; zuletzt endlich: Datum Viterbii per manum Magistri Jordani sacrosanctae Romanae ecclesiae notarii et vicecancellarii, Id. Febr. Indict. V. Incarnationis dominicae anno MCC. LXI. pontificatus vero domini Urbani pp. IIII. anno primo. 6) Beiſpiele ſolcher einfacherer und zuſammengeſetzterer Datirungsformeln ſind: Actum est autem Susati ab anno dominicae incarnationis MCXIX. (Erzbiſchof Friedrich I. von Cöln.) — Acta sunt haec anno dominicae incarnationis MCLXXV. domino Calixto apostolicae sedi praesidente, et domino Friderico imperatore regnante. (Erzbiſchof Philipp von Cöln.) — Acta sunt haec pacifice anno millesimo ducentesimo nono decimo, indictione septima. Data XV. Kal. Maji in Erphordin. (Landgraf Ludwig von Thüringen.) — Acta sunt anno gratiae MCCXXXI. praesidente sedi Romanae Gregorio IX. regnante Fretherico Romanorum imperatore et semper Augusto, Pontificatus nostri anno VI. (Biſchof Ludolf von Münſter.) — Data Monasterii, anno ab incarnatione Domini Millesimo ducentesimo quadragesimo quinto, XVII. Kalendas Novembris, Pontif. nostri anno XX. indictione tertia. (Derſelbe.) — Datum et actum incarnati verbi anno MCCCVI. in die beati Matthaei apostoli et evangelistae. (Graf Wilhelm von Arnsberg.) — Datum Franckenfurt, in vigilia nativitatis Domini, anno Millesimo Trecentesimo tricesimo primo, Regni nostri XVIII. Imperii vero quarto. (Kaiſer Ludwig IV.) — Datum anno MCCCLXVI. ipso die beatae Caeciliae virginis. (Biſchof Florenz von Münſter.) — Ghegheuen vnde gheſcreuen na Godes ghebort do men ſcriue vnde ſcref duſent jar drehundert jar in deme ſes vnde zeſtigheſten jare (1366) vp ſunte Jacopes dach des hilghen Apoſteles. (Graf Nikolaus von Tecklenburg.) — Geben zu Prage, des Montags nach dem Oberſten tage, vnſerer Reiche des Behemiſchen in dem XXVII. vnd des Romiſchen in dem XIV. Jaren. (1398. — König Wenzeslaus.)

7) Am einfachſten geſchieht dies, wenn es heißt: Sigillum meum apposui huic scripto, dato etc., oder ähnlich. Zuſammengeſetztere Formeln ſind z. B. folgende: Aller dieſer vurgemelten ſachen hain wir ... vnſer ſigel zu gezuge der an dein hangen, der gegeuen iſt u. ſ. w. (Erzbiſchof Dieterich von Cöln, 1450.) — Mit vrkund diſs briefs verſigelt mit vnſerm kaiſerl. anhangendem Inſigl, Geben zu Cili u. ſ. w. (Kaiſer Friedrich, 1457.) 8) In einer Schenkungsurkunde des Grafen Gottfried von Arnsberg an das Kloſter Scheda heißt es bei Gelegenheit der Grenzbeſtimmung der mitgeſchenkten Fiſcherei auf dem Ruhrfluſſe: a ponte videlicet in Egtenen, ubi cum comite Engelberto et quatuor aliis comitibus, quorum tres captivos duximus, victoriose conflximus anno dominicae incarnationis M. C. LXXXV. indictione III regnum Romanum gubernante Friderico imperatore glorioso, usque Appelderbach etc. Das Datum am Schluſſe der Urkunde heißt nur: Anno primo victoriae nostrae, und muß aus der obigen hiſtoriſchen Bemerkung erklärt werden.

Digitized by Google

das Jahr nach der noch jetzt gebräuchlichen Weiſe zu berechnen und einzutheilen, welcher Epochen für den Anfang ihrer Jahresrechnung, ſowie für den Umlauf und die Eintheilung ihrer Jahre ſich die verſchiedenen Völker der Vorwelt bedienten, und die nicht-chriſtlichen Nationen noch heute bedienen, das alles gehört nicht hierher, ſondern es iſt wegen dieſer Kenntniſſe auf die Lehren der Chronologie im Allgemeinen zu verweiſen. Im Geſchäftsleben der chriſtlichen Staaten finden wir, ſo weit uns das Urkundenweſen derſelben bekannt iſt, nicht nur die bei uns noch übliche Jahreseintheilung, ſondern auch, wenigſtens ſeit einer langen Reihe von Jahrhunderten, die chriſtliche Zeitrechnung vorherrſchend, und da dieſe ſich überhaupt unter allen am allgemeinſten verbreitet hat, da ſie auch noch heute die bekannteſte und im bürgerlichen Leben aller chriſtlichen Staaten die allein gebräuchliche iſt, und alle andere Jahresangaben, um allgemein verſtändlich zu werden, auf ſie zurückgeführt werden müſſen, ſo haben wir nothwendig mit ihr den Anfang zu machen.

Die chriſtliche Ära wurde in den erſten Jahrhunderten, nachdem ſie in Gebrauch gekommen war, auf verſchiedene Weiſe berechnet, indem man theils den **Terminum a quo** bald von der Empfängniß, bald von der Geburt, bald von dem Leiden Chriſti annahm, theils auch in der Zeitbeſtimmung dieſer Begebenheiten ſelbſt abwich, wodurch in die Zeitrechnung manche Verwirrung kommen muß, wenn man dieſe verſchiedenen Angaben nicht genau unterſcheidet. Seit dem 6. Jahrh. kam zwar die Zeitrechnung des Dionyſius, welche mit der noch jetzt gebräuchlichen in der Hauptſache übereinſtimmt, in allgemeinere Anwendung, und unter Karl dem Großen wurde ſie in das Urkundenweſen, unter öffentlicher Autorität, eingeführt; indeſſen finden wir doch noch im 11. Jahrh. Beiſpiele, daß man ſich der ſogenannten evangeliſchen Zeitrechnung bediente, welche vor der unſrigen um 22 Jahre voraus war. So beſtimmt z. B. der engliſche Geſchichtſchreiber Florentius von Worcheſter die von ihm erzählten Begebenheiten nach Jahren **secundum Evangelium** und **secundum Dionysium**, ſodaß das J 1051 **s. D.** ſchon 1073 **s. E.** iſt; und in einer Bulle Papſt Urban's II. findet ſich die Zeitbeſtimmung: **Data . . . anno ab incarnatione Domini secundum Dionysium millesimo nonagesimo octavo, secundum vero certiorem Evangelii probationem millesimo centesimo XXI**[9]). Seit den Zeiten Karl's des Großen kann man indeſſen als Regel annehmen, wenn ein Anderes nicht ausdrücklich bemerkt, oder ſonſt aus beſtimmten Gründen zu vermuthen iſt, daß die gewöhnliche, noch jetzt gebräuchliche Zeitrechnung verſtanden wird. Über die Zeit, wo man anfing, das Jahr Chriſti auf den Urkunden wirklich anzugeben, ſind verſchiedene Meinungen aufgeſtellt worden, welche für die diplomatiſche Kritik nicht ohne Bedeutung ſind; denn ſo hat man z. B. die Behauptung, daß erſt im 11. Jahrh. der Gebrauch der chriſtlichen Jahrzahl auf Urkunden eingeführt worden ſei, benutzt, um frühere Urkunden verdächtig zu machen. Es iſt aber keinem Zweifel unterworfen, daß von Karl dem Großen an Urkunden der fränkiſchen und teutſchen Kaiſer und Könige, mit der Angabe des Jahres Chriſti exiſtiren, wenngleich dieſe unter den Karolingern noch nicht allgemein gebräuchlich war; daß aber in Frankreich ſeit der Regierung der Kapetinger, und in Teutſchland ſeit Arnulf, in der Regel auf allen Urkunden, die überhaupt vollſtändig datirt ſind, auch das Jahr Chriſti benannt iſt. Auffallend iſt es dagegen, daß die Urkunden der Päpſte, obgleich vom 9. Jahrh. an auch in ihnen das Jahr Chriſti zuweilen bemerkt iſt, doch weit ſeltener, als die Urkunden der weltlichen Regenten, mit der Angabe deſſelben verſehen, und bis in das 15. Jahrh. in der Regel nur nach den Pontifikatjahren datirt ſind. In den Urkunden wird die Jahrzahl entweder ohne alle weitere Bezeichnung angegeben; z. B. anno MCCCLXVI.; oder es wird, was das Gewöhnlichſte iſt, geſagt: anno Domini; oder es wird ausführlicher erklärt: **anno ab incarnatione Domini, a. dominicae incarnationis, anno verbi incarnati, anno a nativitate Domini, anno gratiae**, u. dgl. m. Seltnere Ausdrücke ſind: **humanatio** oder **trabeatio Domini**, die aber daſſelbe bedeuten. Formeln, wie: **anno postquam verbum caro factum est** u. dgl., ſind geſuchter, und können nur für Einfälle einzelner Schreiber gelten. In teutſchen Urkunden wird entweder das Jahr ebenfalls ohne weitere Bezeichnung angegeben; oder es heißt: im Jahre (oder in den Jahren) unſers Herrn; oder: nach der Geburt unſers Herrn; oder auch wol: nach Gottes Geburt (für welchen, in teutſchen Urkunden ſehr häufigen Ausdruck, der entſprechende lateiniſche, meines Wiſſens, nicht gefunden wird; denn wenn man in gedruckten Urkundenſammlungen zuweilen lieſt: **anno Dei**, ſo iſt dies ein aus Misverſtändniß der für **anno Domini** gebrauchten Abkürzung entſtandener Fehler). Im 15. Jahrh. und ſpäter, als man in der Weitſchweifigkeit eine beſondere Würde ſuchte, ſchrieb man: nach der Menſchwerdung und Geburt; oder: nach der heilſamen, gnadenreichen Geburt u. ſ. w., oder man vermehrte die **Epitheta** Chriſti, als: unſeres lieben Herrn und Heilandes, unſeres einigen Erlöſers und Seligmachers, und was dergleichen Erweiterungen mehr waren.

War man nun aber auch über die Jahresrechnung im Ganzen ſo ziemlich einig, ſo herrſchte doch noch über den Anfang des Jahres große Verſchiedenheit, die ſich zum Theil bis in die neuern und neueſten Zeiten erhielt. Unſere Art, das Jahr mit dem erſten Januar zu beginnen, obgleich ſie ihren Urſprung noch von den Römern herleitet, war doch im Mittelalter grade die ſeltenſte. In Italien war es gewöhnlich, das Jahr mit dem 25. März, als dem Tage der Empfängniß Chriſti, den man als den eigentlichen Zeitpunkt ſeiner Menſchwerdung betrachtete, anzufangen; insbeſondere pflegen die meiſten päpſtlichen Bullen nach dieſer Zeitrechnung datirt zu ſein. Doch muß auch hier wieder die florentiniſche Zeitrechnung von der piſaniſchen unterſchieden werden. Jene folgt unſerer gewöhnlichen um drei Monate nach, dieſe aber geht derſelben um neun Monate voraus, ſodaß beide um ein

9) Neues Lehrgebäude der Diplomatik; a. d. Franzöſ. überſ. 6. Th. S. 492.

Digitized by Google

volles Jahr von einander abweichen, und z. B. derſelbe 25. März, welcher nach unſerer gewöhnlichen Rechnung in das Jahr 1224 gehört, und mit welchem, nach der florentiniſchen dieſes Jahr beginnt, nach der piſaniſchen ſchon das Jahr 1225 anfängt. Indeſſen iſt die florentiniſche Zeitrechnung bei weitem die gewöhnlichere; wenigſtens in den päpſtlichen Urkunden findet ſich die piſaniſche nur ſelten [10]). Die florentiniſche Zeitrechnung hingegen findet ſich dort nicht nur in den frühern Jahrhunderten, ſondern iſt, wenigſtens von einzelnen Päpſten, noch bis zu den neueſten Zeiten gebraucht worden [11]). In Teutſchland iſt dieſe Zeitrechnung ungewöhnlich, und kommt, außer dem Erzſtifte Trier, in welchem ſie von den Notarien noch bis tief ins 16. Jahrh. hinein gebraucht wurde, nur einzeln und ausnahmsweiſe vor; ebendeßhalb aber erfodern auch die Fälle, in welchen ſie angewandt wurde, beſondere Aufmerkſamkeit, um ſich nicht in den Zeitangaben zu täuſchen und daraus falſche Schlüſſe zu ziehen, oder auch ohne Grund Fehler in den Urkunden zu vermuthen [12]). Deſto häufiger, ja faſt als Regel, wird, wenigſtens im nördlichen Teutſchland, die Zeitrechnung gefunden, welche das Jahr ſchon mit dem 25. December, als dem Feſte der Geburt Chriſti, anfängt. Die von Gregorius dem Großem nach England geſendeten Miſſionarien führten daſelbſt mit der chriſtlichen Religion auch die chriſtliche Zeitrechnung ein, und ein altes Herkommen veranlaßte oder begünſtigte dort nach dem Berichte des Beda Venerabilis den Gebrauch, das chriſtliche Jahr mit dem 25. December zu beginnen; da aber ein großer Theil Teutſchlands durch Miſſionarien aus England zum Chriſtenthume bekehrt wurde, ſo kam durch dieſe Veranlaſſung wahrſcheinlich auch jene Zeitrechnung nach Teutſchland, wo ſie auch um deswillen um ſo viel mehr Anklang finden mußte, als das Weihnachtsfeſt dem Tage der Winterſonnenwende am nächſten lag, auf welchen die teutſche Volksſitte in der vorchriſtlichen Zeit bekanntlich eine ſo große Bedeutung legte. Ohne Zweifel aber trug in der Folge, neben der beſondern Heiligkeit des Weihnachtsfeſtes ſelbſt, auch das Andenken an die Einführung jener Jahresrechnung durch die erſten Begründer des Chriſtenthums in Teutſchland vieles dazu bei, daß dieſer Zeitpunkt für den Jahresanfang ſich vor allen andern im Gebrauche erhielt; denn auch lange, nachdem der Jahresanfang mit dem 1. Januar geſetzlich eingeführt war, finden wir Beiſpiele, daß man ſich des Jahresanfanges mit dem Weihnachtsfeſte im gemeinen Leben und ſogar in öffentlichen Schriften fortwährend, namentlich noch im 16. Jahrh., bediente [13]). In Teutſchland iſt, wie

10) Papſt Urban II. (1088—1099) und Paſchalis II. (1099—1118) datirten zuweilen nach Art der Piſaner. Daſſelbe that Gelaſius II. (1118—1119), von dem man daher eine den 20. Dec. 1119 datirte Bulle findet, ungeachtet er ſchon am 29. Jan. 1119 (nach unſerer Zeitrechnung) geſtorben war. Auch Caliſtus III. (1455—1458) datirte nach Art der Piſaner (Helwig, Zeitrechnung ꝛc. S. 131 fg.). Eine Urkunde von der Kirchenverſammlung zu Soiſſons iſt datirt: Datum Suessione anno Domini MCCCCLVI. indictione tertia, mensis Julii die Veneris undecima, Pontificatus sanctissimi in Christo patris et domini nostri, domini Calisti Papae III. anno I. Da aber Papſt Caliſtus III. am 20. April 1455 (nach unſerer Zeitrechnung) gekrönt wurde, ſo würde der Julius des J. 1456 in ſein zweites Pontificatjahr fallen, wenn man jenen nicht nach der piſaniſchen Zeitrechnung annimmt (N. Lehrgeb. d. Dipl. 6. Th. S. 498). 11) Papſt Julius II. datirt eine, in einer Angelegenheit der Stadt Erfurt ausgefertigte, Bulle: Pridie Nonas Martii (6. März) MDXI. Pontificatus a. IX. Da er aber am 19. Nov. 1505 gekrönt war, mithin ſein neuntes Pontificatjahr am 19. Nov. 1511 anfing, ſo fällt der 6. März ſeines neunten Pontificatjahres nach unſerer Zeitrechnung in das J. 1512. Als nach dem Tode des Kurfürſten Clemens Auguſt von Cöln, der bekanntlich zugleich Biſchof von Münſter war, hier, wegen der Kriegsverhältniſſe, die Wahl ſeines Nachfolgers nicht innerhalb des kanoniſchen Termins vor ſich gehen konnte, verlängerte Papſt Clemens XIII. dieſen Termin zuerſt auf drei Monate in einem Breve: Datum in arce Castri Gandulphi Alban. dioec. die XIX. Octobris MDCCLXI. Pontif. a. IV., und dann weiter auf unbeſtimmte Zeit in einer Bulle: Datum Romae apud sanctam Mariam majorem, anno Incarnationis dominicae Millesimo septingentesimo *sexagesimo primo*, *Nonis Januarii*, Pontif. a. IV. Da die letztere Urkunde, ihrem Inhalte und dem ganzen Verlaufe der Geſchichte nach, ſpäter als die erſtere ausgefertigt ſein muß, überdies der 5. Januar 1761, unſerer Zeitrechnung, nicht in das vierte, ſondern in das dritte Pontificatjahr Clemens' XIII. gehören würde, da erſteres erſt am 16. Jul. 1761 beginnt, ſo iſt klar, daß die letztere Urkunde, nach unſerer Rechnungsart, in das J. 1762 gehört, mithin auch Papſt Clemens XIII. ſich noch der florentiniſchen Jahresrechnung bediente. 12) Konrad von Berg, der an die Stelle des abgeſetzten Otto von Rittberg, gegen das Ende des J. 1306, zum Biſchofe von Münſter erwählt wurde, hat mehre Urkunden ausgeſtellt, die vom Februar und März 1306 datirt ſind. Dies würde auffallen, da ſein Vorgänger bis zum October 1306 noch im anerkannten Beſitze der Regierung war, wenn nicht durch Erinnerung an die florentiniſche Zeitrechnung, nach welcher das J. 1306 ſich bis zum 25. März 1307 erſtreckte, oder vielleicht gar an eine ſolche, die das Jahr mit Oſtern anfing, welches im J. 1307 den 26. März fiel, ſodaß obige Urkunden, unſerer Rechnungsart gemäß, dem J. 1307 angehören, das Räthſel ſich löſte. Jene Zeitrechnung iſt zwar ſonſt in der münſterſchen Diöceſe ungebräuchlich; dem Biſchofe Konrad aber, der zu Cöln die Würde eines Dompropſtes bekleidete, war ſie vermuthlich von da her geläufig.

13) Aus frühern Jahrhunderten ſind die Beweiſe für den Gebrauch dieſer Zeitrechnung ſo häufig, daß es faſt gar nicht nöthig iſt, einzelne derſelben anzuführen. So wurde z. B. in dem Kriege, welchen die Biſchöfe von Münſter und Osnabrück gegen den Grafen von Teklenburg führten, zwiſchen beiden Biſchöfen ein Bündniß am Tage Innocentium (28. Dec.) 1397 geſchloſſen; eine andere, durch dieſes Bündniß veranlaßte, alſo nothwendig mit derſelben gleichzeitig oder ſpäter, unmöglich aber früher ausgeſtellte Urkunde iſt dagegen am Tage Circumcisionis Domini (1. Jan.) 1397 datirt. Dies führt nothwendig zu dem Schluſſe, daß das J. 1397, wie es dieſe Urkunden annahmen, ſchon am 25. Dec. 1396 unſerer Zeitrechnung begann. Dergleichen Beiſpiele ließen ſich in großer Menge nachweiſen. Aus dem letzten Viertel des 15. Jahrh. will ich nur folgendes anführen. Kurfürſt Ernſt und Herzog Albrecht von Sachſen, welche bekanntlich mit der Stadt Erfurt in einem Streite wegen ihrer Hoheitsrechte begriffen waren, der durch den weimarſchen Vertrag im J. 1483 beigelegt wurde, gaben der Stadt Erfurt am Tage Johannis Evangelistae (27. Dec.) 1483 eine ſchriftliche Verſicherung, daß ſie den Schutz, welchen ſie derſelben bis auf den nächſtkünftigen Neujahrstag bewilligt hätten, bis auf den darauf folgenden Tag Mariä Reinigung (2. Febr.) verlängern wollten. Da nun aber am Montage nach M. R. (3. Febr.) 1483 der oben gedachte weimarſche Vertrag abgeſchloſſen wurde, welcher namentlich auch wegen des ſächſiſchen Schutzrechtes feſte Beſtimmungen enthält, und welchem daher jene blos proviſoriſche und particuläre Verſchreibung noth-

geſagt, dieſer Gebrauch ſo allgemein verbreitet, daß man — wo nicht beſtimmte Gründe für eine andere Rechnungsweiſe ſprechen — die Gültigkeit der neuen Jahrzahl vom 25. December ab, wenigſtens bis in das 14. Jahrh., als durchgängige Regel annehmen und bis in das erſte Viertel des 16. Jahrh. noch als möglich vermuthen kann. Die Nichtbeachtung dieſes Umſtandes hat in der Anordnung und Benutzung der Urkunden und in der Datirung der in ihnen, ſowie in den Geſchichtſchreibern des Mittelalters, erwähnten Thatſachen nicht wenige Fehler und Verwirrungen verurſacht. — In Frankreich war dagegen beſonders die Rechnung nach dem Oſterfeſte ſchon ſeit den älteſten Zeiten gebräuchlich. Zwar kam unter Karl dem Großen der Jahresanfang mit dem Weihnachtsfeſte, und im 10. Jahrh. der Anfang mit dem 25. März in Gang; beide aber erhielten ſich nicht, und ſeit dem 12. Jahrh. findet ſich wieder die vom Oſterfeſte anfangende Jahresrechnung in allgemeinem Gebrauche. Dieſe Rechnung traf in frühern Jahrhunderten mit der zuerſt erwähnten, nach dem Feſte der Empfängniß Chriſti, zuſammen, weil man gewohnt war, das Oſterfeſt auf den 25. März, oder den nächſten Sonntag darnach, zu feiern, und ſie war namentlich in Frankreich an die Stelle einer alten einheimiſchen Volkszeitrechnung getreten, welche das Jahr mit dem 1. März anfing, und ſich, neben jener kirchlichen Zeitrechnung, als die des bürgerlichen Lebens, noch eine Zeit lang geltend erhielt. Als man aber ſpäter ſich an die Anordnungen der nikäniſchen Kirchenverſammlung anſchloß, nach welcher der Tag des Oſterfeſtes veränderlich iſt, mußte, da man gleichwol das Oſterfeſt als den Termin des Jahreswechſels betrachtete, natürlich auch in dem eigentlichen Zeitpunkte des Jahresanfanges und hiermit in der Dauer des bürgerlichen Jahres eine große Veränderlichkeit eintreten, die ſo weit ging, daß ein und derſelbe Monat in einem Jahre zweimal vorkommen konnte. So enthielt z. B. das Jahr 1358, das ſich am 1. April angefangen hatte, und am 20. Tage des folgenden Aprils endigte, beinahe den ganzen Aprilmonat zweimal, und es kommen Urkunden aus dieſem Jahre vor, bei denen es, ihrem Datum nach, völlig zweifelhaft bleiben muß, ob ſie in den Anfang oder in das Ende dieſes Jahres gehören[14]). Zuweilen ſuchte man jedoch ſolchen Ungewißheiten dadurch vorzubeugen, daß man in dergleichen zweifelhaften Monaten die Tage vor oder nach dem Oſterfeſte bemerkte. In Teutſchland war es, beſonders in dem rheiniſchen Erzſtifte Cöln, gebräuchlich, das Jahr von Oſtern anzufangen. Zwar verordnete eine Synode im J. 1310, das Jahr mit Weihnachten zu beginnen, allein man befolgte dies nur in geiſtlichen Sachen, und ſeitdem wurde daſelbſt der Stilus ecclesiasticus von dem Stilus Curiae, welcher im bürgerlichen Leben galt, und noch lange bei Oſtern blieb, unterſchieden. Die Univerſität zu Cöln aber rechnete wieder anders, und machte ihren Jahresanfang am 25. März; ſodaß man alſo an einem Orte gleichzeitig dreierlei Zeitrechnungen befolgte. Die heutzutage gebräuchliche Rechnung, das Jahr mit dem 1. Januar anzufangen, ging zwar, das ganze Mittelalter hindurch, neben den übrigen Jahresberechnungen her, war aber doch nirgends allgemein oder auch nur vorzugsweiſe im Gebrauche. Seit der Erneuerung der römiſchen Kaiſerwürde pflegte man es zwar zum kaiſerl. Curialſtyl zu rechnen, in den kaiſerl. Urkunden die neue Jahrzahl von den Kalendis Januarii an zu ſchreiben, doch fehlt es auch hier nicht an zahlreichen Ausnahmen, die in den zweifelhaften Monaten oft eine beſondere Aufmerkſamkeit, und eine Reduction der vorkommenden Jahrzahl auf die bei uns gebräuchliche erfodern. Dieſe Sorgfalt iſt oft, ja faſt gewöhnlich, überſehen worden, und es ſcheint, daß ſelbſt Böhmer in ſeinen ſonſt mit ſo muſterhafter Genauigkeit bearbeiteten Kaiſerregeſta, dieſem beſondern Gegenſtande nicht die gebührende Aufmerkſamkeit gewidmet hat, und deshalb manche ſeiner chronologiſchen Beſtimmungen einer nähern Unterſuchung bedürfen. — Dieſe Verſchiedenheit in der Zeitrechnung, welche nicht nur in verſchiedenen Ländern, ſondern auch, bei der Willkür, mit welcher man dem einen oder dem andern Gebrauche folgte, ſelbſt innerhalb einer und derſelben Provinz ſtattfand, mußte nicht nur im gemeinen Leben, beſonders im Rechnungsweſen, manche Verwirrung herbeiführen, ſondern ſie veranlaßte auch manche Unordnung im Datiren der Urkunden ſelbſt, wenn z. B. die Schreiber, an eine Zeitrechnung gewöhnt, aus beſondern Gründen ſich einer andern bedienen mußten, die ihnen nicht geläufig war und in der ſie deshalb Fehler begingen; oder wenn ſie bei der Zuſammenſtellung verſchiedener Jahresangaben, z. B. der Regierungsjahre, der Indiction u. dgl. m., mit der chriſtlichen Jahrzahl die eine nicht richtig auf die andere reducirten. Daher ſind unrichtige Daten in einer oder der andern Art nicht ſelten, ohne daß man dadurch allemal berechtigt iſt, auf die Richtigkeit der Urkunde ſelbſt einen Verdacht zu werfen. — Es konnte nicht unterbleiben, daß man ſchon vorlängſt dieſe Unordnungen bemerkte, und auf Mittel bedacht war, ihnen abzuhelfen. Eins dieſer Mittel beſtand darin, daß man in den Urkunden, bei der Angabe des Datums die biſchöfliche Kirche benannte, nach deren herrſchender Sitte es beſtimmt war, z. B. secundum morem ecclesiae Coloniensis, Trevirensis, u. dgl., oder auch die Landeskirche, z. B. secundum morem ecclesiae Gallicanae. Da aber dieſe Vorſicht theils nicht allgemein angewandt wurde, theils ſich auch oft unſicher und unzureichend erwies, ſo ſuchte man der Ungewißheit über den Jahresanfang auch wol durch geſetzliche Beſtimmungen abzuhelfen, die aber im Ganzen wenig fruchteten. So befahl unter Anderm Papſt Eugen IV. in einer Bulle vom J.

wendig vorangegangen ſein muß, ſo ſieht man, daß die Fürſten von Sachſen den 27. Dec. 1482 (unſerer Zeitrechnung) ſchon zum J. 1483 rechneten. Aus dem 16. Jahrh. führe ich ſtatt aller anderer ein Beiſpiel aus dem Necrologio des münſterſchen Domcapitels an, wo es von dem berühmten Papſte Rudolf von Langen heißt: Migravit autem ab hoc exilio anno domini XV$^{\underline{C}}$XX. (1520) *novo anno incepto*, scilicet ipsa die Nativitatis domini nostri Jesu Christi. Hier wird alſo der Chriſttag noch ausdrücklich für den Neujahrstag angegeben, ungeachtet der über 200 Jahre ältern Verordnung, das neue Jahr mit dem 1. Jan. zu beginnen.

14) N. Lehrgeb. d. Dipl. 6. Th. S. 505. Not. (H.)

Digitized by Google

1440, das Jahr mit Weihnachten anzufangen; aber weder er ſelbſt, noch ſeine Nachfolger blieben bei dieſer Beſtimmung. In Teutſchland wurde z. B. für die münſterſche Diöceſe, durch ein Synodalſtatut Biſchof Ludwig's II. vom 5. März 1313, zur Beendigung aller bisher aus den verſchiedenen Berechnungsarten des Jahresanfanges entſpringenden Irrungen, beſtimmt, daß der Anfang eines neuen Jahres jedesmal mit dem 1. Jan., als dem Tage Circumcisionis Domini, gemacht werden ſollte; aber wir finden deſſenungeachtet, daß man in noch viel ſpätern Zeiten von dieſer Beſtimmung abwich. Indeſſen finden wir doch in Teutſchland, wahrſcheinlich in Folge der am kaiſerl. Hofe vorzüglich geltenden Zeitrechnung, den Gebrauch, das Jahr mit dem 1. Jan. anzufangen, ſchon in den Urkunden des 15. Jahrh. überwiegend, und vom Anfange des 16. Jahrh. an faſt ausſchließlich gültig, bis er im Laufe des 16. Jahrh. die andern Rechnungsarten, beſonders die mit Weihnachten anfangende, allmälig ganz verdrängte. In Frankreich aber wurde erſt durch Karl IX., vermöge des Decrets von Rouſſillon, im J. 1563 beſtimmt, daß das bis dahin auf Oſtern angefangene Jahr mit dem 1. Jan. beginnen ſollte, ſodaß der 1. Jan. 1563 (nach alter Zeitrechnung) der erſte Tag des J. 1564 wurde; das Parlament aber zögerte lange, ſich dieſer Verordnung zu fügen, und befolgte ſie erſt vom 1. Jan. 1567 (unſerer Zeitrechnung) an, ſodaß das J. 1566 nicht mehr als acht Monate und 17 Tage hatte, nämlich vom 14. April bis zum 31. Dec.[15]).

Nächſt den Jahren Chriſti kommen nun die Regierungs- oder Amtsjahre der Kaiſer, Könige, Päpſte, Biſchöfe und anderer Ausſteller der Urkunden, als eine der gewöhnlichſten Zeitbeſtimmungsarten, in Betrachtung.

Die Zeitbeſtimmung nach den jedesmaligen regierenden Häuptern iſt eine der älteſten, die man bei öffentlichen Geſchäften im Gebrauche findet, denn bekanntlich wurde nicht nur bei den Römern das Jahr nach den regierenden Conſuln, oder den ihre Stelle vertretenden Obrigkeiten benannt, ſondern man findet einen ähnlichen Gebrauch ſchon in noch weit ältern Staaten. Während des römiſchen Kaiſerreichs wurde es Sitte, die Regierungsjahre der Kaiſer als Zeitbeſtimmung anzuwenden, und dieſer Gebrauch ging auf die Staaten über, die auf den Trümmern des römiſchen Reichs entſtanden. Wir finden ihn ſchon bei den Merowingiſchen Königen Frankreichs, von denen er auf die folgenden Regentenhäuſer überging; und in Teutſchland mußte er nicht nur durch die Übertragung der fränkiſchen Sitte durch die Karolingiſchen Könige, ſondern noch mehr durch die Annahme der Kaiſerwürde, vermöge deren man das teutſche Reich als eine Wiedergeburt und Fortſetzung des altrömiſchen betrachtete, und im Curialſtyl möglichſt an dieſes zu erinnern ſuchte, ſich geltend machen. Es findet ſich aber dieſe Regierungs-Chronologie theils in den Urkunden der Könige ſelbſt, theils in denen ihrer Vaſallen und Unterthanen. In den Urkunden der Merowingiſchen Könige findet man blos die Angabe ihres Regierungsjahres, ohne Bemerkung des Jahres Chriſti; und zwar werden ſie in jener, wie in der ganzen Urkunde, in eigner Perſon redend eingeführt, während in den Urkunden der Karolinger bei der Angabe des Regierungsjahres von dem Könige in der dritten Perſon die Rede iſt, die Formel alſo nicht ihm ſelbſt, ſondern dem Concipienten der Urkunde in den Mund gelegt wird. In den Urkunden Karl's des Großen und ſeines Sohnes Ludwig's des Frommen, wird ebenfalls in der Regel nur das Regierungsjahr angegeben, und zwar pflegt Karl die Jahre ſeiner fränkiſchen, ſeiner lombardiſchen Regierung und ſeines Kaiſerthums zu unterſcheiden. Indeſſen fangen doch dieſe beiden Monarchen ſchon an, auf einzelnen ihrer Urkunden das Jahr Chriſti neben ihren eignen Regierungsjahren zu bemerken; es ſind daher ihre Urkunden, in denen jenes vorkommt, ohne anderweitige Verdachtsgründe, nicht für unrichtig zu halten; wol aber gilt es in Anſehung der Merovingiſchen Urkunden als allgemeine Regel, eine ſolche, welche das Jahr Chriſti im Datum führt, unbedingt als unecht zu verwerfen. Unter den ſpätern Karolingern wird der Gebrauch, das Jahr Chriſti zugleich mit dem Regierungsjahre des Königs anzugeben, allgemein, und ebenſo findet er ſich, mit ſehr wenigen Ausnahmen, bei den teutſchen Kaiſern und Königen. Hinſichtlich der formellen Einführung gilt bei den letztern die Regel, daß der König dabei in eigner Perſon redend eingeführt wird, wenn die Angabe des Datums mit dem übrigen ſchriftlichen Texte der Urkunde in fortlaufendem Zuſammenhange ſteht; wenn dagegen das Datum als ein von dem eigentlichen urkundlichen Texte ganz abgeſonderter Satz am Ende derſelben angefügt iſt, pflegt darin auch von dem Könige in dritter Perſon geſprochen zu werden[16]). Man unterſcheidet aber bei den teutſchen Kaiſern und Königen bis zum 16. Jahrh. insgemein eine zweifache Zeitbeſtimmung, nämlich der Königskrönung (Regni), und der Kaiſerkrönung (Imperii). Jene erfolgte, wie bekannt, in Teutſchland ſelbſt bald nach der Wahl; die letztere aber wurde in Rom empfangen, und da mehre Könige gar nicht zu derſelben gelangten, ſo finden wir bei dieſen natürlich auch keine Jahre des Kaiſerthums (Imperii); ja es hat dieſer Umſtand ſogar auf die Zahl gleichnamiger Kaiſer und Könige einen bemerkenswerthen Einfluß. Außerdem finden wir aber

15) Vgl. Helwig, Zeitrechnung ꝛc. S. 65.

16) Als Beiſpiel für den letztern Fall kann die oben angeführte Not. 5 zu einem andern Zwecke allegirte Urkunde Konrad's I. dienen, in deren Datum es heißt: anno regni domni Chuonradi etc. Ebenſo in einer Urkunde Konrad's III. für das thüringiſche Kloſter Ichtershauſen vom J. 1147 heißt es im Datum, nach der Angabe des Jahres Chriſti: Regnante Domino Cunrado Romanorum Rege secundo, anno regni X. Dagegen ſagt Rudolf I. in einer für die Stadt Erfurt ausgeſtellten Urkunde: Datum Erfordiae IX. Kal. Martii indictione tertia, anno Domini Millesimo ducentesimo LXXXX. Regni vero nostri anno septimo decimo. Karl IV. in ſeiner Beſtätigung der Privilegien des Kloſters Ichtershauſen: Datum Nuremberg anno Domini Millesimo trecentesimo sexagesimo secundo, Indict. XV. Idus Februarii, Regnorum vero nostrorum anno sexto decimo, Imperii vero septimo. In den teutſchen Kaiſerurkunden folgt gewöhnlich, nach der Benennung des Jahres Chriſti, die Angabe: Unſerer Reiche im ꝛc. In allen dieſen Fällen aber iſt das Datum als integrirender Theil des urkundlichen Textes geſchrieben.

bei den Kaiſern aus dem fränkiſchen Hauſe, wo noch bei Lebzeiten des Vaters die Wahl des Sohnes zum Thronfolger geſchah, noch eine dritte Zeitangabe, nämlich die Ordination (Ordinatio). Unter dieſer Ordination wird nämlich die erſte Wahl und Krönung, unter Regnum aber der wirkliche Regierungsantritt, und unter Imperium, wie gewöhnlich, die Kaiſerkrönung verſtanden. Außerdem wird dieſer Unterſchied nicht beobachtet, ſondern ein bei Lebzeiten ſeines Vorgängers als Thronfolger gewählter und gekrönter König pflegt von dieſer Krönung an ſeine annos Regni zu ſchreiben. Maximilian I. machte bekanntlich den Anfang, ſich vor der römiſchen Krönung den Kaiſertitel beizulegen; ſeine Nachfolger thaten dies ſogleich beim Antritte ihrer Regierung, und ſeitdem iſt, in Beziehung auf die Reichsregierung, auch von dem Unterſchiede zwiſchen annis Regni und annis Imperii mehrmals die Rede. Findet ſich die Angabe der Regenten im Datum der Urkunden ihrer Vaſallen und ſonſtigen Untergebenen, ſo wird entweder nur der Name des jedesmaligen Königs oder Kaiſers, ohne Angabe des Jahres ſeiner Regierung, genannt, z. B. Domino Friderico imperatore regnante, oder es wird auch die Jahresbeſtimmung, wie in den königl. Urkunden ſelbſt, hinzugefügt. — Daß auch ſolche Perſonen, welche nicht den Königen unmittelbar, ſondern den größern Vaſallen derſelben untergeben waren, die von ihnen ausgeſtellten Urkunden nach den Regierungsjahren der Könige datirten, verdient nur inſofern beſonders bemerkt zu werden, als man hieraus für das ältere Staatsrecht gewiſſe Folgerungen, hinſichtlich des Abhängigkeitsverhältniſſes der Vaſallen ziehen kann [17]. — Als beſondere Ausnahme iſt jedoch zu betrachten, wenn unabhängige Fürſten die Regierungsjahre fremder Monarchen in ihren Urkunden bemerken [18]. — Etwas complicirt wird dieſe Regierungszeitrechnung, wenn bei einem und demſelben Monarchen mehre Reiche, die er gleichzeitig beherrſchte, und zwar jedes in einer beſondern Jahresreihe, angegeben werden. So zählt z. B. Friedrich I. neben den Jahren ſeiner römiſchen Königs- und Kaiſerwürde zuweilen noch die Jahre ſeiner burgundiſchen Königskrönung; Friedrich II. ſeine Jahre als König von Sicilien und als König von Jeruſalem u. ſ. w., der neuern und bekanntern Beiſpiele von den Monarchen aus dem luxemburgiſchen und öſterreichiſchen Hauſe nicht zu gedenken. In den ältern Fällen dieſer Art ſind aus einer ſolchen Verwickelung nicht ſelten Irrthümer im Datum entſtanden.

Die Päpſte pflegten, vor dem Anfange des 9. Jahrh., ihre Urkunden nach den Regierungsjahren der byzantiniſchen Kaiſer und zum Theil auch der Exarchen zu Ravenna, ſpäterhin, ſeit der Übertragung des Kaiſerthums auf Karl den Großen, nach den Regierungsjahren der abendländiſchen Kaiſer zu datiren. Seit der letztern Periode aber fingen ſie auch an, ſich der Angabe ihrer eignen Amts- oder ſogenannten Pontificatsjahre als Datum zu bedienen, und durch dieſen Gebrauch wurde in Kurzem die Angabe der kaiſerl. Regierungsjahre aus den päpſtlichen Urkunden völlig verdrängt. Hierzu trugen zwei Umſtände vorzüglich bei: Anfangs nämlich die Verwirrung, in welche das Kaiſerthum in den letzten Zeiten der Karolinger und nach dem Abgange derſelben gerieth, und hernach das Streben der Päpſte, keinem weltlichen Herrn den Rang neben ſich zu geſtatten, ſondern vielmehr ſich ſelbſt den Vorrang vor den Königen und Kaiſern anzueignen, welches ſie nothwendig veranlaſſen mußte, alles, was an die vormalige Abhängigkeit der römiſchen Kirche von dem Kaiſerthume erinnern konnte, möglichſt zu entfernen. Die Päpſte blieben aber im Datiren ihrer Urkunden den ältern Gebräuchen inſofern treu, daß ſie gemeiniglich nur ihr Pontificatjahr, ohne Beifügung des Jahres Chriſti, angaben. Das Jahr Chriſti findet man in ältern Zeiten in der Regel nur bei den ſogenannten Conſiſtorialbullen bemerkt, welche in ihrer äußern Einrichtung einigermaßen mit den ältern kaiſerl. Urkunden übereinkommen, mit den Namensunterſchriften des Papſtes und der anweſenden Cardinäle verſehen ſind, und das Datum, abgeſondert von dem eigentlichen urkundlichen Texte, ganz am Ende in einem beſondern Schlußſatze enthalten, wie davon oben (Not. 5) ſchon ein Beiſpiel angegeben iſt. In andern erſcheint das Jahr Chriſti nur als ſeltene Ausnahme, und erſt ſeit Eugen IV. wurde es allgemeiner Gebrauch, ſich des Jahres Chriſti im Datum aller päpſtlichen Bullen und Breven zu bedienen. Die bloße Angabe des Pontificatjahres kann übrigens die Beſtimmung des richtigen Datums einer päpſtlichen Urkunde oft ſehr ſchwierig und zweifelhaft machen, da mehre Päpſte faſt jedes Namens exiſtiren, und die Zahl, wodurch ſich die gleichnamigen Päpſte unterſcheiden, im Texte der Bullen nicht angegeben zu werden pflegt. Die Schriftform der Originalurkunde gibt uns zur Zeitbeſtimmung derſelben ſelten ein genügendes Hilfsmittel an die Hand, da nicht nur die Schrift der päpſtlichen Bullen aus den verſchiedenſten Jahrhunderten ſich ſehr ähnlich bleibt, ſondern auch öfters mehre Päpſte gleiches Namens in einem Jahrhunderte lebten. Iſt nun eine Bulle noch mit ihrem Siegel verſehen, ſo hilft uns dieſes aus der Noth, da auf demſelben, neben dem Namen des Papſtes, auch die Zahl angegeben iſt, aus welcher wir ſehen, der wievielſte ſeines Namens er war, und hiernach die Zeit ſeiner Regierung leicht ermitteln können; iſt aber, durch einen ungünſtigen Zufall, das Siegel abhanden gekommen, oder beſitzen wir die Urkunde nur in Abſchrift, wo ohnehin von dem Siegel nicht die Rede iſt, ſo kommen wir wegen der Zeitbeſtimmung, wenn dieſe nicht aus andern, auf ſie bezüglichen Urkunden, oder aus den in ihr ſelbſt erwähnten geſchichtlichen Umſtänden hervorgeht, zuweilen in große Verlegenheit.

17) Im N. Lehrgeb. d. Dipl. 7. Th. S. 6 wird als Beiſpiel der Fall eines Herrn von Bernon angeführt, der, als Vaſall des Herzogs von der Normandie, eine Urkunde datirte: Regnante impavido Rege Henrico, et Willelmo illustri Comite tenente Normanniae monarchiam; und hieraus gefolgert, daß die Herren in den von der Krone abgeriſſenen Provinzen dennoch die Oberhoheit des Königs von Frankreich urkundlich anerkannten. 18) Im N. Lehrgeb. d. Dipl. a. a. O. ſteht ein ſolches Beiſpiel, wo Wilhelm der Eroberer im J. 1082 eine Urkunde datirt: apostolicae sedis cathedram possidente Papa Gregorio VII. regni mei XVI. anno, in Francia regnante Philippo, Romanis in partibus imperiali jure dominante Henrico; ungeachtet er doch wenigſtens zu dem letztern in keinem Vaſallenverhältniſſe ſtand.

Digitized by Google

Weder bei den Kaiſern und Königen, noch bei den Päpſten kann nun die Zeitrechnung ihrer Regierung mit den Jahresabſchnitten der gleichlaufenden chriſtlichen Zeitrechnung, auf welche Weiſe auch die letztere berechnet ſein mag, congruent ſein, da ſie ihre Regierungsjahre mit dem Tage beginnen, an welchem ſie zur Regierung gelangten, oder die Inſignien derſelben empfingen. Es kommen zwar einzelne Fälle vor, wo das Jahr, in welchem eine Regierung begann, und von welchem dieſer alſo nur ein Theil angehört, für voll gerechnet, und hiernach, mit dem chriſtlichen Jahre parallel fortſchreitend, weiter gezählt wird; allein dieſe ſind kaum als Ausnahmen, ſondern eigentlich mehr nur als Verſehen des Schreibers zu betrachten. Dieſe Abweichung des Regierungsjahres von dem chriſtlichen Jahre erfodert beſonders deshalb Aufmerkſamkeit, um da, wo das Regierungsjahr ohne das Jahr Chriſti genannt iſt, das erſte richtig auf das letztere zu reduciren, und Fehler in der Zeitbeſtimmung der in den Urkunden erwähnten Thatſachen, wie ſie aus Nichtbeachtung jenes Unterſchiedes manchmal hervorgegangen ſind, zu vermeiden[19]). Nicht minder iſt zu bemerken, daß der Termin, von welchem die Berechnung der Regierungsjahre ausgeht, nicht bei allen Gliedern einer ganzen Regentenreihe auf gleiche Weiſe beſtimmt wird. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art iſt ſchon bei der Regierungszeitrechnung der römiſchen Kaiſer bemerkt worden, nämlich der eigenthümliche Gebrauch der Ordination in den Urkunden Heinrich's III. IV. und V., welcher ſich bei den Kaiſern aus andern Häuſern nicht findet; ſonſt aber kommt es darauf an, ob die Regierungsjahre von der Wahl, der Beſitznahme, oder der Krönung gezählt werden, welche Zeitpunkte öfters einander nicht ganz nahe liegen, und beſonders dann zweifelhaft werden, wo eine und dieſelbe Perſon mehrmals unter verſchiedenen Verhältniſſen erwählt wurde. So iſt es z. B. von Wichtigkeit, zu wiſſen, daß Kaiſer Karl IV. ſeine **annos Regni** von ſeiner erſten, obgleich ſtreitigen und unregelmäßigen, Wahl zu Renſe, am 11. Jul. 1346, und nicht von ſeiner ſpätern allgemeinen Anerkennung oder ſeiner Krönung an rechnet. Bei den Päpſten iſt es gewöhnlich, ihre Regierungsjahre nicht von ihrer Wahl, ſondern erſt von ihrer Krönung oder Inthroniſation an zu rechnen[20]), und es iſt eine ſeltene Ausnahme, wenn erſteres doch zuweilen vorkommt. Gewöhnlich bezeichnen die Päpſte, wenn ſie in den Fall kamen, vor ihrer Krönung Bullen auszuſtellen, dieſe durch den Ausdruck: **a die suscepti a nobis apostolatus officii.**

Dem Beiſpiele der Päpſte folgten auch die Erzbiſchöfe und Biſchöfe in der Angabe ihrer Amtsjahre auf ihren Urkunden, wobei ſie ſich gemeiniglich deſſelben Ausdruckes wie die Päpſte (**Pontificatus**), zuweilen aber auch des Wortes **Ordinatio** bedienen. Sie pflegen gemeiniglich von ihrer Wahl an zu rechnen, beſonders ſeitdem es immer mehr gewöhnlich wurde, die eigentliche biſchöfliche Conſecration, und zwar manchmal ziemlich lange, zu verſchieben; ſetzen aber in der Regel nicht nur das Jahr Chriſti voraus, ſondern geben auch, bis in das 13. Jahrh., wenigſtens in größern und wichtigern Urkunden, den regierenden Papſt und Kaiſer an, manchmal blos dem Namen nach, manchmal aber auch mit mehr oder weniger ausführlicher Bemerkung der Zahl ihrer Regierungsjahre[21]). Die Biſchöfe benannten zuweilen auch die Amts-

19) Ein Beiſpiel dafür geben unter Andern die erſten Stiftungsurkunden der Univerſität Erfurt von dem zu Avignon reſidirenden Gegenpapſte Clemens VII. Dieſe beſtehen in einer Bulle, dat. Avinion. XVI. Kal. Octobr. Pontif. a. I., und einem Breve, dat. Avinion. Kal. Octobr. Pontif. a. I. Rehefeld im Trophaeum Hermetico-Hippocraticum etc. (Erf. 1634. 4.) und Motſchmann im gel. Erfurt, 1. Samml. S. 13 fg., welche dieſe Urkunden mittheilen, nehmen das J. 1378, in welchem Clemens VII erwählt wurde, als ſein erſtes Pontificatjahr an, und der Letztere hat dadurch nicht nur die bis auf meine Zeit ihm nachgeſchriebene irrige Angabe, als habe die erfurter Univerſität ihre erſten Privilegien 1378 erhalten, in Umlauf gebracht, ſondern ſich auch mit der Aufſtellung von mancherlei Muthmaßungen beſchäftigt, wie es zugegangen ſei, daß Clemens VII., deſſen Wahl am 20. Sept. 1378 geſchehen, ſchon am 1. Oct., da man in Erfurth von ſeiner Wahl kaum unterrichtet ſein konnte, das obige Breve erlaſſen habe, und wie das Datum der Bulle emendirt werden müſſe, da Clemens VII., am 20. Sept. erwählt, unmöglich ſchon am 16. Sept. eine Bulle habe ausfertigen können. Ich ſelbſt ſah nun zwar den einen von Motſchmann begangenen Fehler ein, wo er nämlich das Pontificatjahr als identiſch mit dem Jahre Chriſti betrachtete, und ſetzte (in meiner Geſch. des Wiederaufbl. wiſſenſchaftl. Bildung, 1. Th. S. 161) die vom 16. Sept. datirte Bulle richtig in das J. 1379; allein ich beging doch zugleich noch den Irrthum, die Pontificatsjahre von der Wahl (20. Sept.) an zu rechnen, und verwickelte mich daher, in Anſehung des Breve's vom 1. Oct. (a. a. O. S. 158 fg.), in ähnliche ſchwierige und unnöthige Conjecturen, wie Motſchmann. Die Sache klärt ſich aber ganz leicht und einfach auf, wenn man erkennt, daß Clemens VII., wie die meiſten Päpſte, ſeine Pontificatsjahre erſt von ſeiner Krönung (31. Oct.) an rechnet, ſodaß alſo auch der 1. Oct. des erſten Pontificatjahres in das J. 1379 fällt; daher auch das fragliche Breve in letzteres Jahr gehört und jünger als die Bulle iſt, mithin alle Unterſuchungen, die ſich auf die Annahme einer beſonders eiligen Ausführung dieſes Geſchäftes gründen, ganz wegfallen. Hiernach habe ich denn ſpäter auch meinen eigenen Irrthum berichtigt.

20) Wie wichtig es iſt, auf dieſen Umſtand zu achten, dafür ſpricht ſchon das in der vorigen Note gegebene Beiſpiel. Ein anderes führt Helwig (Zeitrechnung ꝛc. S. 134) an, nämlich eine an den römiſchen König Rudolf gerichtete Urkunde Papſt Gregor's X., dat. VI. Kal. Octob. Pontif. a. III. Wollte man die Pontificatsjahre von der Wahl (1. Sept. 1271) an rechnen, ſo würde jenes Datum auf den 26. Sept. 1273 fallen, wo Rudolf noch gar nicht zum Könige gewählt war; rechnet man ſie aber von der Krönung (27. März 1272), ſo trifft die Urkunde richtig in das J. 1274.

21) Beiſpiele hiervon geben ſchon die oben Not. 6 erwähnten Urkunden des Biſchofs Ludolf von Münſter, und ſie ſind überhaupt, beſonders im 12. und 13. Jahrh., ſo häufig, daß es nicht nöthig iſt, mehre anzuführen. Des Ausdrucks: Ordinatio, bedient ſich unter Andern Biſchof Erpho von Münſter in einer Urk. vom J. 1185: Actum Mimigardeford in Camera Episcopi, anno domin. incarn. millesimo octogesimo sexto, Indict. VIIII., III. Calendas Januarii, Anno vero ordinationis domini Episcopi Erphonis primo feliciter Amen; und in einer vom J. 1190: Actum Friccenhorst anno domin. incarn. millesimo nonagesimo, Indict. XIII., IV. Non. Septembris, anno ordinationis meae quinto feliciter Amen. Merkwürdig ſind die verſchiedenen Datirungsformeln, deren ſich Erzbiſchof Konrad I. von Mainz bedient. Zuweilen beſteht ſein Datum zwar auch nur in gewöhnlichen Formeln, deren ſich andere gleichzeitige Biſchöfe auch bedienen, ſelbſt ohne Angabe ſeiner eignen Pontificatsjahre,

Digitized by Google

jahre ihrer Metropolitan-Erzbiſchöfe, ſowie die zum **Clerus secundarius** gehörigen Geiſtlichen, die Amtsjahre ihrer Diöceſanen in ihren Urkunden; ſeltener iſt es, daß Perſonen weltlichen Standes die Regierung geiſtlicher Herren, wenn ſie nicht zugleich ihre unmittelbaren weltlichen Obern waren, angeben, wie dies z. B. in des Grafen Ludwig von Arnsberg Stadtprivilegien für die Freiheit Hagen, vom J. 1296, der Fall iſt, wo es, nach der Angabe des römiſchen Königs, weiter heißt: **Syfrido Archiepiscopo sanctam Coloniensem Ecclesiam regente.** Dem Beiſpiele der Biſchöfe folgten wieder die weltlichen Fürſten und größern Reichsvaſallen, doch iſt bei dieſen die Angabe ihrer Regierungsjahre auf ihren Urkunden niemals allgemein und zur Regel geworden.

Außer den Jahren Chriſti und den Regierungsjahren finden ſich in den Urkunden noch einige andere Zeitbeſtimmungen, die ſich theils auf aſtronomiſche, theils auf politiſche Berechnungen und Gewohnheiten gründen. Die bekannteſte und gebräuchlichſte hierunter iſt die Indiction, oder, wie ſie die teutſchen Notarien zu nennen pflegen, die Römer-Zinszahl. Dieſe beſteht in einem Cyklus von 15 Jahren, nach deren Ablaufe die Zahl wieder von Neuem mit 1 begonnen wird. Die Angabe der Indiction in den Urkunden bezieht ſich aber nicht auf die Zahl des ganzen Indictionscyklus, auf welche nie Rückſicht genommen wird, ſondern auf die Zahl des einzelnen Jahres innerhalb des laufenden Indictionscyklus, ſodaß z. B. **Indictio VI.** das ſechste Jahr im laufenden Indictionscyklus bedeutet. Es gibt aber dreierlei verſchiedene Indictionen, nämlich die griechiſche oder conſtantinopolitaniſche, die römiſche oder päpſtliche, und die Conſtantiniſche oder kaiſerliche, welche letztere, nach der gemeinen Meinung, eigentlich die von Kaiſer Conſtantin dem Großen eingeführte ſein ſoll. Alle drei unterſcheiden ſich nicht nur durch die verſchiedenen Anfangsjahre des Cyklus, ſondern auch durch den Tag, mit welchem ſie die Indictionsjahre beginnen, und welcher bei der erſten der 1. Sept., bei der zweiten der 1. Jan., und bei der dritten eigentlich der 24. Sept. iſt, wiewol man ſie ſpäterhin auch, durch Paralleliſirung mit dem chriſtlichen Jahre, auf den 1. Jan. zurückgeführt hat. Die griechiſche Indiction war nicht nur, wie ihr Name lehrt, bei den Griechen, ſondern auch in Italien, und ſelbſt bei den Päpſten bis um die Mitte des 12. Jahrh. gebräuchlich, welche ſie gewöhnlich durch den Zuſatz **more Graecorum** bezeichnen. Andere italieniſche Fürſten und Städte bedienten ſich ihrer noch länger, und man findet ſie zuweilen auch als **secundum consuetudinem Mediolanensem** angegeben. Die römiſche oder päpſtliche Indiction findet ſich bei den Päpſten beſtimmt ſeit Alexander III. (1158), iſt aber bei den teutſchen Königen und Kaiſern ſchon früher üblich geweſen, und auch nachher von mehren gebraucht worden. Als Regel findet man jedoch bei den Königen und Kaiſern in Teutſchland, vor Heinrich I. und bei dieſem ſelbſt immer, und bei den meiſten folgenden wenigſtens vorherrſchend, die kaiſerl. Indiction, welche auch ſonſt, wo auf den in Teutſchland ausgefertigten Urkunden eine Indiction angegeben iſt, als die gewöhnliche angenommen wird. Man findet ſie bekanntlich für jedes beliebige Jahr, indem man zu der chriſtlichen Jahrzahl drei addirt, und in die Summe mit 15 dividirt; der Quotient wird nicht beachtet; der Reſt aber gibt die Zahl der Indiction; bleibt kein Reſt, ſo iſt es die funfzehnte. Es finden ſich indeſſen bei keiner Art der Zeitbeſtimmung in den Urkunden ſo viele Fehler und Irrthümer, als bei der Indiction, wovon der Grund theils in einer falſchen Berechnung überhaupt, theils in einer Verwechſelung der verſchiedenen Indictionen, theils in einer fehlerhaften Reduction auf das laufende Jahr, der chriſtlichen Zeitrechnung liegen kann; und da man überdies in vielen Fällen nicht einmal genau wiſſen kann, welcher Indictionsrechnung ſich der Concipient einer Urkunde bediente, ſo wird der Werth, welchen die Indiction ſonſt für die Zeitbeſtimmung und Prüfung der Urkunden haben könnte, hierdurch beträchtlich vermindert. Am allerwenigſten kann man aus einer falſchen Indiction für ſich allein einen Grund zur Verdächtigung der Echtheit einer Urkunde hernehmen, weil man ſonſt eine große Menge der beſten Urkunden würde verwerfen müſſen (ſo iſt z. B. die Indiction in den Ottoniſchen Kaiſerurkunden überaus häufig, und in den Urkunden Papſt Innocenz' III. faſt durchgängig falſch), ſondern ſie iſt in dieſer Hinſicht nur in Verbindung mit andern Gründen zu beachten. Bis zum Ausgange des 12. Jahrh. finden wir die Indiction beim Datiren der Urkunden in allgemeinem, und bis zum Anfange des 14. Jahrh., wenigſtens noch in häufigem Gebrauche. Die mancherlei mit ihrer Berechnung verbundenen Schwierigkeiten und Irrungen, ſowie der gänzliche Mangel einer praktiſchen Bedeutung derſelben ſcheinen jedoch Urſache geweſen zu ſein, daß ſie in Teutſchland ſchon ſeit dem 14. Jahrh. außer Gebrauch kam, worauf nur die kaiſerl. Notarien, in ihren Notariatsinſtrumenten, ſich ihrer fortwährend bis zu den neueſten Zeiten bedienten.

Weit ſeltener als die Indiction findet man im Datum der Urkunden die Epakten und Concurrenten. Beide haben ihren Grund in dem alten Kalenderweſen, namentlich in dem Sonnen- und Mondescirkel, mit welchem erſtern der Sonntagsbuchſtabe, ſowie mit letzterm die ſogenannte goldne Zahl in Verbindung ſteht; die goldne Zahl aber liegt wieder den Epakten zum

wie z. B. in zwei Urkunden aus dem J. 1196, in deren einer, für das Neuwerkskloſter zu Erfurt, es heißt: **Acta sunt haec anno dominicae incarnationis Millesimo Centesimo nonagesimo sexto, Indictione quarta decima, Domino Coelestino apostolicae sedi praesidente, Henrico sexto gloriosissimo Romanorum imperatore imperium et regnum Siciliae feliciter gubernante;** in der andern, für das Kloſter Ichtershauſen: **Acta sunt haec anno MCLXXXXVI. indict. XIV. Regnante glorioso Romanorum Imperatore et Rege Siciliae Henrico ejus nominis Sexto. Data Erphordiae XVI. Kal. Novembris.** In andern Urkunden aber iſt er dagegen in der Bezeichnung ſeiner Perſonalverhältniſſe beſonders genau, z. B. in einer vom J. 1192 (bei *Gudenus* Cod. dipl. Tom. I. p. 315), wo es heißt: **Acta sunt haec anno domin. incarn. MCXCII. Indict. X. Domno Coelestino apostolicae sedi praesidente. Heinrico VI. gloriosissimo Romanorum Imperatore imperium gubernante, et anno nostrae Electionis in Archiepiscopatum sanctae Moguntinae ecclesiae XXXII. Exilii nostri XXVIII. Reversionis vero ab exilio VIIII. . . . . Datum Erphordiae III. Idus Novembris, in die S. Martini.**

Digitized by Google

Grunde. Die goldne Zahl, welche ſich auf das Alter des Mondes an einem beſtimmten Tage jedes Jahres bezieht, umfaßt nämlich einen Cyklus von 19 Jahren (**Calculus s. Circulus decennovennalis**), nach deſſen jedesmaligem Ablaufe, wie man in dem alten Kalenderrechnungsweſen annahm, die Sonnenjahre mit den Mondenjahren wieder zuſammentreffen. Weil nun ein gemeines Sonnenjahr von 365 Tagen das gewöhnliche Mondenjahr von 354 Tagen um 11 Tage übertrifft, ſo gründete man auf dieſe Differenz, welche ſich natürlich mit jedem Jahre vermehrt, (wobei man aber jedesmal nur die über einen vollen Monat, nämlich über 30, überſchüſſigen Tage in Anſatz brachte) eine beſondere cykliſche Rechnung, unter dem Namen der Epakten (eigentlich kleine, oder Mondsepakten, **Epactae minores s. lunares**), deren man ſich in der kirchlichen Zeitrechnung hauptſächlich zur Beſtimmung des Oſterfeſtes bediente, und noch bedient, obgleich in Folge der bekannten Gregorianiſchen Kalenderverbeſſerung auch die Epaktenrechnung ſich weſentlich verändert hat. — Der Sonnencirkel aber umfaßt eine Periode von 28 Jahren, nach deren Ablauf alle Monatstage wieder auf dieſelben Wochentage und in derſelben Ordnung fallen. Man bezeichnet nun die ſieben Wochentage mit den ſieben erſten Buchſtaben des Alphabets. Wenn die Zahl der Tage des Jahres mit ſieben rein theilbar wäre, und alſo das Jahr aus 52 Wochen, ohne einen Überſchuß beſtände, ſo würde jedes Jahr mit einem Sonntage anfangen können, und mithin auf jeden Sonntag der Buchſtab A kommen; da aber jedes gemeine Jahr aus 52 Wochen und einem Tage beſteht, jedes alſo mit einem andern Wochentage anfängt, ſo kommt, wenn man den erſten Tag des Jahres mit A bezeichnet, in jedem Jahre ein anderer Buchſtab auf den Sonntag, und dieſer wird dann der Sonntagsbuchſtab genannt. Die Ordnung der Buchſtaben geht rückwärts von G bis A von einem Jahre zum andern fort, nur mit der Ausnahme, daß in einem Schaltjahre, welches einen Tag mehr hat als ein gemeines Jahr, der Sonntagsbuchſtab, mit welchem daſſelbe anfängt, nur bis zum Schalttage gilt, und dann der in der Reihe zunächſt folgende an deſſen Stelle tritt, ſodaß jedes Schaltjahr zwei Sonntagsbuchſtaben hat. Auch dieſe ſind vorzüglich bei der Feſtrechnung von Wichtigkeit. Mit dieſen Sonntagsbuchſtaben ſtimmen nun die Concurrenten, (die man auch große oder Sonnenepakten, **Epactae majores s. solares**, nennt) dem Weſen nach überein, nur daß man, anſtatt der Buchſtaben, die Zahlen von 1 bis 7 zur Bezeichnung der Jahre gebraucht, und bei jedem Schaltjahre eine Zahl ausfallen läßt; ſodaß die Concurrenten z. B. folgende Reihe bilden: 1. 2. 3. 4. 6. 7. 1. 2. 4. 5. 6. 7. 2. 3. 4. 5. 7. u. ſ. w. — Die Epakten und Concurrenten, ſowie der im Datum der Urkunden noch ſeltner gebrauchte Decennovennalcirkel, können zwar, den möglichen Fall eines Schreibfehlers ausgenommen, nicht ſo leicht, wie die Indiction, einem Irrthume unterworfen ſein, ſind aber im Allgemeinen für das urkundliche Zeitbeſtimmungsweſen von geringerer Bedeutung, weil ſie nicht als regelmäßige Jahresbeſtimmung dienen, ſondern nur zuweilen angegeben werden, ohne daß ein beſtimmter Grundſatz hinſichtlich ihres Gebrauches zu bemerken iſt. Es würde daher auch nur eine unnöthige Weitläufigkeit ſein, über die Art ihrer Berechnung, und die Hilfsmittel, ſie für jedes Jahr aufzufinden, hier noch weiter zu ſprechen.

Außer dieſen allgemein geltenden Zeitbeſtimmungen, nach den Jahren Chriſti, den Regierungs- und Pontificatsjahren der weltlichen und geiſtlichen Regenten, der Indiction, den Epakten, Concurrenten, und dem Decennovennalcirkel, die zwar ſelten alle zuſammen in einer Urkunde gebraucht werden, aber doch für jedes mögliche Jahr gebraucht werden können, findet man nun noch auf einzelnen Urkunden, als beſondere Zuſätze zu dem Datum, die nur auf gewiſſe Jahre paſſenden hiſtoriſchen Zeitangaben, d. h. die Anführung beſonderer merkwürdiger Begebenheiten, die ſich entweder in dem Ausſtellungsjahre der Urkunde ſelbſt, oder einige Zeit vorher, zugetragen hatten, und entweder allgemeines Aufſehen machten, oder den Ausſteller der Urkunde vorzugsweiſe betrafen. Dieſe hiſtoriſchen Zeitangaben ſind nun zwar ſehr mannichfaltig, indem die verſchiedenſten Umſtände, welche dem Gedächtniſſe des Ausſtellers oder des Concipienten der Urkunde eben nahe lagen, dazu benutzt werden konnten; auch findet ſich jede einzelne derſelben meiſt nur in einer oder wenigen Urkunden; denn wenige ſind von ſo allgemeiner Bedeutung, daß wir ſie in den Urkunden eines ganzen Landes, oder gar mehrer Länder übereinſtimmend finden; indeſſen ſind ſie uns doch ſehr wichtig, weil ſie uns manchmal Begebenheiten aufbewahren, die wir bei den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern entweder gar nicht finden, oder für welche wir doch die richtige Zeitbeſtimmung vermiſſen. So, um nur einige Beiſpiele dieſer Art anzuführen, wird in einer Urkunde vom J. 1006 eines Geſprächs, welches zwiſchen dem Könige Robert von Frankreich und Kaiſer Heinrich II. ſtattfand, mit folgenden Worten gedacht: **„Actum publice supra Mosam, apud regale colloquium gloriosissimi Regis Rotberti atque Heinrici Regis serenissimi, anno ab incarn. Dom M VI. etc.“**[22]). — Biſchof Erpho zu Münſter datirt eine Urkunde, vom 11. Febr. 1091: **„cum in majori ecclesia Monasteriensi altare in honorem S. Joannis Baptistae consecrarem, quo etiam die poenitentes in ecclesiam induxi, ...** *utpote insequenti die Hierosolymam iturus*, **etc.“** — In einer Urkunde des Biſchofs Martin von Meißen, vom J. 1185, wird, nach Angabe des Jahres Chriſti, der Indiction und der Regierungsjahre des Papſtes, des Kaiſers und des Erzbiſchofs von Magdeburg, u. a. noch hinzugefügt: **„Quo etiam tempore Dominus Fridericus Imperator duos filios suos Mogontiae militaribus balteis gloriose cinxit, Ipso quoque anno, Rege expeditionem in Poloniam, Pacem inter Moguntinum Conradum et Lodewicum Lantgravium disponente, apud Erpesfort, trabibus domus prae vetustate confractis, Fridericus comes Avenbergensis etc.** (Mehre werden hier noch namentlich angeführt) **cum domo ruentes hen mi-**

22) N. Lehrgeb. d. Diplom. 7. Th. S. 11. §. 16.

ſerabili morte interierunt“[23]). Wegen des zuletzt gedachten Ereigniſſes ſchwanken die Angaben der Geſchichtſchreiber zwiſchen verſchiedenen Jahren, von 1183 bis 1187; die richtige Jahrzahl wird aber durch dieſe Urkunde unwiderſprechlich auf 1185 feſtgeſtellt. Öfter finden ſich Beiſpiele, wo der Eroberung der Stadt Jeruſalem, der Gefangenſchaft oder Wiederbefreiung eines Königs, eines Sieges, der Einweihung einer Kirche, der Reiſe eines Papſtes oder Königs, und ähnlicher Begebenheiten, auf dieſe Weiſe in Urkunden gedacht wird. Gewiſſermaßen gehört hierher auch die Zeitbeſtimmung in der ſchon oben (Not. 8) angeführten Urkunde des Grafen Gottfried von Arnsberg, in Betreff ſeines Sieges über den Grafen Engelbert von Berg. Zuweilen ſind dieſe Zeitangaben ſchimpflich und ſpöttiſch, oder ſonſt auf eine Art ausgedrückt, durch welche ſie zu Kennzeichen einer gewiſſen Partei wurden. So finden ſich z B. franzöſiſche Urkunden aus der Zeit, in welcher Karl der Einfältige abgeſetzt, und Rudolf gegen ihn auf den Thron erhoben worden war, von des Erſtern Anhängern auf folgende Weiſe datirt: „**Anno ſexto quo Franci dehoneſtaverunt Regem ſuum Carolum, et contra legem elegerunt Radulphum ſibi in regem**, oder: **Anno tertio regnante Radulpho Rege cum infidelibus ſuis mente captis.**“ Anders als durch einen ſehr geſuchten Spott läßt ſich auch die berüchtigte Zeitangabe einer Urkunde vom J.. 1114: „**imperante Carolo ſecundo Romanis, Ludovico vero ſecundo Francis,**“ nicht erklären[24]). Zuweilen endlich vertreten ſolche hiſtoriſche Zeitangaben die Stelle einer wirklichen Zeitrechnung, namentlich der Regentenchronologie; ſo findet man z. B. in manchen Urkunden teutſcher Fürſten, welche einige Zeit nach der ſtreitigen Königswahl Philipp's von Schwaben und Otto's von Braunſchweig ausgeſtellt wurden, anſtatt der Benennung eines regierenden Königs, die Formel: **duobus de Imperio dimicantibus**, oder eine gleichbedeutende; und ähnliches in andern gleichartigen Fällen.

So viel von den urkundlichen Zeitbeſtimmungen in Anſehung der Jahre. — Was nun den zweiten Haupttheil der diplomatiſchen Zeitrechnung, nämlich die Angabe der Tage, betrifft, ſo haben wir eine zweifache Bezeichnungsart derſelben, nämlich nach Monatstagen, und nach kirchlichen Feſt- und Heiligentagen. Jene kann man die bürgerliche, dieſe die kirchliche Zeitrechnung nennen; doch gilt dies nur von ihrem Grundbegriffe, aber nicht von ihrem Gebrauche, da man die erſtere grade ſehr häufig in den Urkunden geiſtlicher, und die letztere faſt noch häufiger in den Urkunden weltlicher Perſonen findet.

Der bürgerlichen Zeitrechnung liegt die Eintheilung des Jahres in zwölf Monate zum Grunde, deren Einrichtung uud Folge bekannt iſt, und daher keiner beſondern Auseinanderſetzung bedarf. Was die Namen derſelben betrifft, ſo iſt hier nur im Allgemeinen zu merken, daß die gewöhnlichen lateiniſchen Benennungen nicht nur in den lateiniſchen, ſondern auch in den meiſten teutſchen Urkunden, wiewol in den letztern öfters mit germaniſirten Endſylben und ſonſt in mannichfaltiger Umgeſtaltung gebraucht werden, die teutſchen Monatsnamen dagegen ſeltener vorkommen, und in den Urkunden aus verſchiedenen Gegenden Teutſchlands, verſchiedentlich von einander abweichen. Die Nomenklatur der Monate iſt übrigens mehr ein Gegenſtand der Sprachkunde, weshalb wir uns hier, um Weitläufigkeit zu vermeiden, nicht dabei aufhalten. — Für die Angabe der Monatstage hat man zweierlei Methoden, welche man die antike und die moderne nennen kann. Nach der antiken Art werden die Tage auf die im alten römiſchen Kalender gebräuchliche Weiſe nach Kalenden, Nonen und Idus bezeichnet. Dieſe Bezeichnungsweiſe findet ſich nur in lateiniſchen Urkunden, und zwar am meiſten in den ältern, bis in das erſte Viertel des 13. Jahrh.; in den lateiniſchen Kaiſerurkunden iſt ſie jedoch bis durch das 14. Jahrh. vorherrſchend, und in den päpſtlichen Bullen bis in die neueſten Zeiten fortwährend gebräuchlich geblieben; in andern Urkunden der ſpätern Jahrhunderte kommt der Gebrauch der antiken Zeitrechnung nur einzeln und willkürlich vor. Nach der modernen Art werden die Tage eines jeden Monats vom erſten bis zum letzten in einer fortlaufenden Reihe gezählt. Dieſe iſt zwar die leichteſte, einfachſte und überſichtlichſte von allen, aber dennoch unter allen am ſpäteſten in Gebrauch gekommen, wenigſtens kann ich mich nicht erinnern, ſie früher als in Urkunden des 14. Jahrh. gefunden zu haben; ausgenommen einige Notariatsinſtrumente, in denen ſie ſchon gegen das Ende des 13. Jahrh. vorkommt. Sie wird ſowol in lateiniſchen als in teutſchen Urkunden, in den letztern jedoch häufiger gebraucht, doch ohne Unterſchied in Beziehung auf weſentliche Verhältniſſe der Urkunden, ſodaß man wol beobachtet, wie zwei Urkunden, von einem Ausſteller an einem Tage gegeben, auf verſchiedene Weiſe, die eine nach dem römiſchen oder Kirchenkalender, die andere mit der Zahl des Monatstages, datirt ſind[25]). Indeſſen iſt doch dieſe moderne Zeitrechnung nicht nur das 14., ſondern auch beinahe das ganze 15. Jahrh. hindurch, die ſeltnere geblieben, und hat erſt während des 16. Jahrh. die andere

23) Kreyſig, Beiträge zur Hiſtorie der Kur- und fürſtl. ſächſiſchen Lande. 1. Bd. S. 12. 24) N. Lehrgeb. d. Diplom. 7. Th. S. 12. §. 17.

25) Die älteſte Urkunde, in welcher ich (Notariatsinſtrumente u. dgl. ausgenommen) die moderne Datirung nach der Zahl der Monatstage gefunden zu haben mich erinnere, iſt die ſchon oben (Note 4) erwähnte Urkunde Erzbiſchof Heinrich's II. von Mainz, vom J. 1287. Als Beiſpiele merkwürdigerer Urkunden des 14. Jahrh. mit dieſer Datirung führe ich an: Grafen Gottfried's von Arnsberg Kaufbrief über die Grafſchaft Arnsberg, an das Erzſtift Cöln: **Datum et actum anno a nativitate Domini Milleſimo trecenteſimo ſexageſimo octava, menſis Auguſti die viceſima quinta.** — Erzbiſchof Friedrich's von Cöln aufgerichteter Vergleich unter den Bürgern zu Werl: Gegeuen int geſchiet zu Werle In den Jairen unſſ herren Duſent druyhundert zwey ind eichtzich (1382), des Seiſſzienden dags in dem hardemaynde, Januarius genannt zu latyne. — Ein Beiſpiel verſchiedenartiger Datirung geben unter Andern zwei Urkunden Erzbiſchof Dieterich's von Cöln aus dem J. 1435, und ganz ähnlichen Inhalts, die eine **feria ſexta poſt dominicam Judica**, die andere **tertia die menſis Aprilis** datirt; beides aber iſt ein und derſelbe Tag.

Digitized by Google

allmälig verdrängt, bis ſie endlich die allgemein herrſchende wurde. Der vorherrſchende Gebrauch des Jahresanfanges mit dem 1. Januar ſcheint vorzüglich auch auf die allgemeinere Einführung der modernen Zählung der Monatstage Einfluß gehabt zu haben, und inſofern mit ihr in Verbindung zu ſtehen, als durch die Vereinigung beider Zeitrechnungen die Bequemlichkeit gegeben wurde, das Jahr mit dem erſten Tage eines vollen Monates anzufangen. Wir finden ſie daher auch ſchon im 15. Jahrh. am gewöhnlichſten und regelmäßigſten in den kaiſerl. Urkunden, in welchen um dieſe Zeit auch die gedachte Jahresrechnung, ſo viel mir wenigſtens bekannt iſt, ausſchließlich befolgt wird Ein beſonderer und ſchon ziemlich alter Gebrauch, welcher gleichſam einen Theil der antiken Zeitrechnung in die moderne übertrug, iſt der, daß man den Monat in zwei Hälften, den eingehenden und ausgehenden (intrans und exiens) theilte, und im ausgehenden Monate die Tage von dem letzten an rückwärts zählte, ſodaß z. B. der zwölfte Tag des ausgehenden Maien, der 20. Mai iſt, u. dgl. m. Übrigens ſind beide Arten der bürgerlichen Zeitrechnung, ſowol die antike als die moderne, ſo einförmig und von allen formellen Modificationen ſo unabhängig, daß über ſie weiter nichts zu bemerken iſt.

Weit complicirter erſcheint die kirchliche Zeitrechnung, die wir, ihres am meiſten ausgedehnten Gebrauches wegen, als die dem Urkundenweſen des Mittelalters eigenthümliche betrachten können. In ihr wird das Datum mittels eines Sonn-, Feſt- oder Heiligentages beſtimmt, welcher entweder ſelbſt der anzugebende Tag iſt, oder durch Angabe der Entfernung des zu bezeichnenden Tages von ihm ſelbſt als Grundlage der Zeitbeſtimmung benutzt wird. Denn obgleich in den Kalendern jeder Tag mit dem Namen eines oder mehrer Heiligen bezeichnet wird, alſo jeder auch nach ſeinem eignen Heiligen oder ſonſt nach ſeiner kirchlichen Bedeutung, ohne Beziehung auf einen andern, hätte benannt werden können, ſo pflegte man doch einige, entweder wegen ihrer höhern Feierlichkeit, oder ſonſt aus einer beſondern Vorliebe, vorzugsweiſe ſelbſtändig zu gebrauchen, und die andern nur nach ihrer Entfernung von denſelben zu beſtimmen, wodurch man zugleich dem Gedächtniſſe beſſer zu Hilfe kam, indem es leichter möglich war, einige wenige, als alle Tage des ganzen Jahres nach ihren kirchlichen Benennungen zu behalten. Für uns iſt indeſſen dieſe Erleichterung nicht hoch anzuſchlagen; denn obgleich jeder Monat einzelne Tage hat, die man allenthalben und zu allen Zeiten beſonders in Ehren hielt, ſo war doch von den übrigen Tagen in der einen Gegend dieſer, in einer andern wieder jener beſonders beliebt, oder es kam in einer gewiſſen Zeit ein und der andere Heilige, an den man ſonſt weniger gedacht hatte, aus irgend einem Grunde beſonders in Ruf, und ſo iſt faſt kein Tag im Jahre, der nicht irgendwo in Urkunden ſelbſtändig nach ſeinem Heiligen oder ſeiner ſonſtigen kirchlichen Geltung genannt wird; und es iſt deshalb nöthig, ſich mit dem ganzen Kirchenkalender in Bekanntſchaft zu erhalten. Wir müſſen aber, zu einer ordnungsmäßigen Überſicht dieſes weitläufigen und zum Theil ſehr verwickelten Gegenſtandes, dreierlei verſchiedene Cykli unterſcheiden, nämlich den Cyklus der unbeweglichen Feiertage, der beweglichen Feiertage, und der Sonntage, an welche dann die übrigen Wochentage ſich anſchließen.

Unbewegliche Feiertage heißen diejenigen, welche in jedem Jahre auf denſelben Monatstag fallen, ohne ſich an einen beſtimmten Wochentag zu binden. Da jedes Jahr einen Tag, und ein Schaltjahr zwei Tage über die volle Wochenzahl hat, ſo rücken die unbeweglichen Feiertage mit jedem Jahre um einen Wochentag, in einem Schaltjahre aber um zwei Wochentage weiter vor, ſodaß im Schaltjahre ſelbſt die nach dem 24. Febr., in dem darauf folgenden Jahre aber die vor dem 24. Febr. eintretenden Feſt- und Heiligentage, um einen Wochentag ſpäter fallen, als ſie in einem gemeinen Jahre thun würden. Auf die Ordnung der Monatstage hat dies weiter keinen Einfluß, als daß, da man den 24. Febr. als den Schalttag annimmt, die in einem gemeinen Jahre dem 24—28. Febr. angehörigen kirchlichen Bezeichnungen, in einem Schaltjahre dem 25—29. deſſelben Monats gegeben werden. Als das wichtigſte der hierher gehörigen Feſte iſt das Weihnachtsfeſt zu betrachten, weil es nicht nur ehemals, wie ſchon geſagt wurde, häufig für den Anfang des Jahres galt, ſondern weil nach ihm auch alle, den eigentlichen Weihnachtscyklus bildenden Feſte unmittelbar, und gewiſſermaßen auch die übrigen unbeweglichen Feiertage mittelbar ſich richten, indem auf den achten Tag nach Weihnachten der 1. Jan. (unſer Neujahrstag) fällt, welchen man als den Anfangspunkt der geſammten Monatsrechnung betrachten kann. Das Weihnachtsfeſt ſelbſt, oder das Feſt der Geburt Chriſti, (in ältern Urkunden gewöhnlich der heilige Chriſttag, **Nativitas s. Natalis Domini**, genannt) fällt bekanntlich auf den 25. Dec., und die zum eigentlichen Weihnachtscyklus gehörigen, d. h. mit der Geburt Chriſti in einer chronologiſchen Verbindung ſtehenden, Feiertage ſind: a) vor Weihnachten: 1) das Feſt der Empfängniß Chriſti (**Conceptionis Domini**, auch oft das Feſt der Empfängniß, ohne weitern Zuſatz, genannt, und daher nicht mit dem jüngern Feſte der Empfängniß Mariä zu verwechſeln), neun Monate vor Weihnachten, alſo am 25. März. Die Feier dieſes Feſtes galt urſprünglich dem Erlöſer ſelbſt, und es wurde als das eigentliche Feſt ſeiner Menſchwerdung, daher auch, wie ſchon oben bemerkt, häufig als der Anfangstag des chriſtlichen Jahres betrachtet; ſpäter aber geſtaltete es ſich zu einem Marienfeſte, und heißt dann, beſonders ſeitdem das Feſt der Empfängniß Mariä in allgemeinere Aufnahme gekommen war, um es von dieſem zu unterſcheiden, Mariä Verkündigung (**Annunciatio**), auch **Festum Virginis gloriosae**, und im Teutſchen Unſer Frauen Tag im Märzen genannt. Was man mit dieſem Feſte, weil es öfters mit den Gedächtnißtagen des Leidens und der Auferſtehung Chriſti collidirt, für mannichfaltige Veränderungen vorgenommen hat, gehört nicht hierher, und hat auf die eigentliche Chronologie deſſelben keinen Einfluß. 2) Der Geburtstag Johannes des Täufers (**Nativitas Johannis**

Digitized by Google

Baptistae, gewöhnlich auch nur Johannistag, oder Johannis Tag in Mittenſommer u. dgl. genannt), ſechs Monate vor Weihnachten, am 24. Jun. Dieſer Tag darf mit dem Tage der Enthauptung Johannis (Decollatio), der in den ältern Kirchenkalendern, in dem Sinne, als man den Todestag der Märtyrer für den Tag ihrer himmliſchen Geburt annahm, zuweilen auch Natalis genannt wird, nicht verwechſelt werden. b) Nach Weihnachten: 1) das Feſt der Beſchneidung Chriſti (Circumcisio Domini), acht Tage nach Weihnachten, am 1. Jan., daher auch im Teutſchen öfters der Neujahrstag, der Tag des eingehenden Jahres, oder auch blos der Jahrstag genannt. 2) Das Feſt der Erſcheinung oder Offenbarung Chriſti (Epiphania Domini, auch das Feſt der Anbetung der Weiſen, Adoratio Magorum, und im gemeinen Leben der heiligen drei Könige, Trium Regum, ſonſt auch der oberſte Tag, der Zwölfte, nämlich von Weihnachten, oder der Dreizehnte, wenn man den Weihnachtstag ſelbſt mitzählt, und der große Neujahrstag genannt), am 6. Jan. (in Beziehung auf den Namen des Zwölften iſt zu bemerken, daß auf ähnliche Weiſe auch der 12. Jan. der Achtzehnte genannt wird); und 3) das Feſt der Darſtellung Chriſti (Praesentatio Domini, gewöhnlich aber Mariä Reinigung, Purificatio Mariae, oder Mariä Lichtmeſſe, Lichtweihe, genannt), am 2. Febr. — Die übrigen unbeweglichen Feſt- und Heiligentage, welche mit dem eigentlichen Weihnachtscyklus in keinem chronologiſchen Zuſammenhange ſtehen, aber herkömmlich auf beſtimmte Zeiten angeſetzt ſind, können, ihrer großen Anzahl wegen, da nicht ſelten mehre auf einen Tag fallen, unmöglich alle einzeln hier namhaft gemacht werden; wir begnügen uns daher, nach Ordnung der Monate, einige der bedeutendſten und am meiſten gebräuchlichen anzuführen. Solche ſind z. B. im Januar: d. 10. Paulus Eremita; d. 18. Cathedra Petri; d. 20. Fabian und Sebaſtian; d. 21. Agnes; d. 25. Pauli Bekehrung; im Februar: d. 5. Agatha; d. 10. Scholaſtica; d. 14. Valentin; d. 24. (oder im Schaltjahre d. 25.) Matthias; im März: d. 12. Gregorius Magnus; d. 19. Joſeph; d. 21. Benedictus; im April: d. 4. Ambroſius; d. 24. Georg; d. 25. Marcus; im Mai: d. 1. Philippus und Jakobus, auch Walpurgis; d. 3. Inventio Crucis; d. 6. Johannes ante portam latinam; d. 13. Servatius; d. 25. Urbanus; im Junius: d. 5. Bonifacius; d. 8. Medardus; d. 11. Barnabas; d. 15. Vitus; d. 26. Johannes et Paulus; d. 29. Petrus und Paulus; d. 30. Pauli Commemoratio; im Julius: d. 2. Mariä Heimſuchung; d. 4. Ulrich; d. 15. Divisio Apostolorum; d. 22. Maria Magdalena; d. 25. Jakob der Ältere (auch Chriſtoph, daher dieſer Tag zuweilen, doch ſelten, Jacobi et Christophori genannt wird); d. 26. Anna; im Auguſt: d. 1. Petri Vincula; d. 3. Inventio Stephani; d. 6. Sixtus; d. 10. Laurentius; d. 12. Clara; d. 15. Mariä Himmelfahrt (Assumtio; auch Würzweih, und gemeinſchaftlich mit dem Weihnachts-, Oſter- und Pfingſtfeſte, die vier Hochzeiten genannt); d. 24. Bartholomäus; d. 28. Auguſtinus; d. 29. Johannis Enthauptung (Decollatio); im September: d. 1. Ägidius; d. 8. Mariä Geburt; d. 13. Kreuz-Erhöhung; d. 17. Lambertus; d. 21. Matthäus; d. 22. Mauritius; d. 27. Cosmas und Damianus; d. 29. Michael der Erzengel; d. 30. Hieronymus; im October: d. 1. Remigius; d. 4. Franciſcus; d. 9. Dionyſius; d. 16. Gallus; d. 18. Lucas; d. 21. Urſula, auch 11,000 Jungfrauen; d. 28. Simon und Judas; im November: d. 1. Aller Heiligen: d. 2. Aller Seelen (Omniam animarum s. defunctorum); d. 11. Martin der Biſchof; d. 19. Eliſabeth; d. 21. Mariä Opferung (Praesentatio Mariae); d. 25. Katharina; d. 30. Andreas; im December: d. 4. Barbara; d. 6. Nikolaus; d. 8. Mariä Empfängniß; d. 13. Lucia; d. 21. Thomas der Apoſtel; d. 26. Stephanus der erſte Märtyrer; d. 27. Johannes der Evangeliſt; d. 28. die unſchuldigen Kinder (Innocentes); d. 31. Sylveſter. — Außer daß nun von dieſen und andern weniger häufig vorkommenden Feſt- und Heiligentagen in den Urkunden das Datum ſelbſt angegeben wird, wenn die Ausfertigung unmittelbar an einem dieſer Tage geſchehen iſt, findet man von ihnen auch bemerkt: a) die Vigilie, d. h. den unmittelbar vorhergehenden Tag, im Teutſchen auch der Abend oder Vorabend genannt; wobei zu bemerken, daß bei dem Weihnachtsfeſte auch die Vigilia Vigiliae vorkommt; b) der unmittelbar darauf folgende Tag, Crastinus s. Crastina; nach dem gewöhnlichen Ausdrucke der teutſchen Urkunden: des Tages, oder des andern Tages nach ꝛc. Seltener iſt der Gebrauch, den dritten Tag (nudius tertius) anzugeben[26]. — c) Die Octave, oder der achte Tag, d. h. derſelbe Wochentag in der auf das Feſt unmittelbar folgenden Woche, an welchem, bei den bedeutendern Feſten, noch eine beſondere Nachfeier ſtattfand, und in der katholiſchen Kirche zum Theil noch ſtattfindet. Von Feſten, deren Octave nicht beſonders kirchlich gefeiert wird, möchte ſich auch wol eine Erwähnung in echten Urkunden nicht nachweiſen laſſen; wol aber dienen die kirchlich gefeierten Octaven, um auf ähnliche Weiſe, wie bei den Feiertagen ſelbſt, die ihnen zunächſt vorhergehenden oder folgenden Tage nach ihnen zu beſtimmen. — Mehren Feſt- und Heiligentagen hat der Volksgebrauch verſchiedene, zum Theil aus den Geſchäften des gemeinen Lebens hergenommene, zum Theil auch lächerliche und ſpöttiſche Namen gegeben, unter denen ſie nicht ſelten auch in Urkunden erwähnt ſind. Zuweilen ſind aber dieſe Namen nur in einzelnen Gegenden gebräuchlich, oder haben ſich wieder aus dem Gebrauche verloren; und dann iſt ein ſolches Datum ſchwer zu erklären. Manche Daten werden auch dadurch zweifelhaft, daß mehre Heilige gleiches Namens auf verſchiedene Tage fallen, und das Prädicat, wodurch ſich der eine von dem andern unterſcheidet, nicht dabei bemerkt iſt; oder auch daß ein und derſelbe Heilige in verſchiedenen Kalendern auf verſchiedene Tage geſetzt wird, und man nicht genau weiß, welchem Kalender der Concipient einer Urkunde folgte.

26) Eine Urkunde des Biſchofs Gerhard von Münſter iſt datirt: Anno Domini MCCLXXII, nudius tertius post festum nativitatis Johannis Baptistae.

Digitized by Google

Dergleichen Umſtände können zuweilen die Ermittelung des wahren Datums einer Urkunde erſchweren; indeſſen kann man ſich in den meiſten Fällen doch mit ziemlicher Sicherheit helfen, da gemeiniglich einer unter mehren Namen oder Tagen, entweder im Allgemeinen, oder in einem Lande, einer Verbindung u. ſ. w., der gewöhnlichſte und beliebteſte iſt, und man als Regel annehmen kann, daß dieſer gemeint ſein ſoll, wo nicht ein anderer ausdrücklich bemerkt wird. Die Möglichkeit einer Ausnahme von dieſer Regel bleibt freilich immer übrig; ihre Beachtung aber kann eben auch dazu dienen, manche chronologiſche Schwierigkeit zu entfernen. Tiefer in ſpecielle Erörterungen dieſer Gegenſtände einzugehen, geſtattet hier der Raum nicht, und wir müſſen deshalb wegen des Weitern auf die ausführlichern, dieſer Lehre beſonders gewidmeten, Werke verweiſen.

Bewegliche Feiertage ſind diejenigen, welche allemal auf einen beſtimmten Wochentag fallen müſſen, aber theils ebendeshalb, theils auch wegen einer auf veränderliche Umſtände gegründeten Berechnung, nicht in jedem Jahre auf denſelben Monatstag fallen können. Außer den gewönlichen Sonntagen, welche, wie es ſchon in der Natur der Sache liegt, zu den beweglichen Tagen gehören, von denen aber hernach beſonders die Rede ſein wird, gehören hierhee alle diejenigen Sonn- und Feſttage, welche mit dem *Oſterfeſte* in Verbindung ſtehen, und nach dieſem geregelt werden, und die man deshalb zuſammengenommen auch den *Oſtercyklus* nennt. Das Oſterfeſt wird bekanntlich nach uralter kirchlicher Beſtimmung allemal auf einen Sonntag, und zwar auf den erſten Sonntag, gefeiert, welcher unmittelbar auf den zunächſt nach Frühlingsanfang eintretenden Vollmond folgt, der deshalb auch der *Oſtervollmond* genannt wird; für den kirchlichen Gebrauch wird jedoch der Oſtervollmond, und mithin das Oſterfeſt ſelbſt, nicht nach einer genauen aſtronomiſchen Berechnung des Mondeslaufs, ſondern nach einem eignen Cyklus beſtimmt, welchem im Julianiſchen Kalender die goldne Zahl und ein darnach gebildeter ſogenannter **Clavis terminorum**, im Gregorianiſchen Kalender aber die Epakten zum Grunde liegen. Je nachdem nun der Oſtervollmond früher oder ſpäter eintritt, kann das Oſterfeſt auf 35 verſchiedene Tage fallen, nämlich auf alle, die zwiſchen dem 22. März und dem 25. April liegen, ſodaß jener der früheſte, dieſer aber der ſpäteſte mögliche Termin iſt. Sowol das Oſterfeſt ſelbſt, als alle nach demſelben ſich richtende Tage können alſo verhältnißmäßig um einen vollen Monat and darüber, zurück- oder hinausgeſchoben werden. Die kirchlichen Zeiten und Tage aber, die ſich nach dem Oſterfeſte richten, ſind vornehmlich: a) vor Oſtern, die Paſſions- oder Faſtenzeit; und b) nach Oſtern, das Himmelfahrts- und Pfingſtfeſt; beide mit den dazwiſchen liegenden, oder von ihnen wieder abhängigen Sonntagen und andern auf verſchiedene Weiſe benannten Tagen. Aber nicht nur wegen der Beſtimmung dieſer Feſte iſt es wichtig, den Oſtertag eines jeden Jahres zu kennen, ſondern da das Oſterfeſt in jedem Jahre nothwendig und gewiß auf einen Sonntag fallen muß, ſo gewährt es auch das ſicherſte Hilfsmittel, um alle Sonn- und Wochentage des ganzen Jahres auf ihre richtigen Monatstage, und umgekehrt auch alle unbeweglichen Feſte auf ihre richtigen Wochentage zu ſetzen, ſobald man nur weiß, auf welchen Monatstag das Oſterfeſt fällt; es bildet alſo gleichſam den Schlüſſel des ganzen Kalenders. Um nun in allen vorkommenden Fällen jene Reductionen ohne allzu weitläufige Rechnung vornehmen zu können, hat man mancherlei Hilfsmittel und Kunſtgriffe in Vorſchlag gebracht, bei deren Angabe wir uns aber hier nicht aufhalten wollen, theils weil ein Jeder, der ſich viel mit Urkunden und ihrer Zeitrechnung zu beſchäftigen hat, leicht durch eigne Praxis auf dergleichen ihm bequeme Hilfsmittel geführt wird, theils aber auch, weil für den gewöhnlichen Gebrauch eine ſolche Berechnung in einzelnen Fällen gar nicht nöthig iſt, da wir ſchon ausgerechnete Kalendarien beſitzen, unter denen das vortreffliche, mit ungemeinem Fleiße bearbeitete **Calendarium chronologicum** von *Pilgram* den Vorzug verdient, welches, anderer chronologiſcher Hilfsmittel und dahin gehöriger kritiſcher Bemerkungen nicht zu gedenken, 35 vollſtändig berechnete Kalendarien enthält, in welchen alle in Urkunden und andern hiſtoriſchen Schriften vorkommende bewegliche und unbewegliche Feſttage jedes Jahres leicht aufgefunden werden können. — Wir nehmen nun das, was übee die Feſte des Oſtercyklus in chronologiſch-diplomatiſcher Hinſicht noch geſagt werden müßte, mit dem geſammten *Sonntagscyklus* zuſammen, welchem wir zuerſt die nöthigen Bemerkungen über die *Wochentage* im Allgemeinen vorausſchicken.

Daß jede Woche aus ſieben Tagen beſteht, welche, nach der chriſtlichen Rechnungsweiſe, mit dem Sonntage anfangen und mit dem Sonnabend endigen, iſt eine allgemein bekannte Sache. Dieſe Tage nun werden, wo in Urkunden und andern hiſtoriſchen Schriften von ihnen die Rede iſt, auf zweierlei Weiſe bezeichnet, nämlich entweder nach der Zahl iheer Reihenfolge, odee nach ihren eigenthümlichen Namen. Was die eeſtere Bezeichnungsweiſe betrifft, ſo iſt ſie hauptſächlich der lateiniſchen Urkundenſprache eigen, und beſteht darin, daß man jeden Wochentag **Feria** nennt, und dieſe von I bis VII ſo fortzählt, daß **Feria I.** den Sonntag, **F. II.** den Montag, **F. III.** den Dinstag, **F. IV.** den Mittwoch, **F. V.** den Donnerstag, **F. VI.** den Freitag, und **F. VII.** den Sonnabend bedeutet. Die Ausdrücke **Feria prima** und **Feria septima** kommen jedoch ſelten vor, indem man für jenen gemeiniglich **Dies dominica**, und für letztern **Dies Sabbati** ſagt. Der Ausdruck **Feria octava** iſt ſehr ſelten, und wird nur dann, wenn ein Sonntag grade in die Octave eines bedeutenden Feſtes fällt, in Beziehung auf dieſes gebraucht. Die Meinung aber, daß man die Ferien noch über acht hinaus, alſo etwa die neunte Ferie, gezählt habe, iſt ganz ungegründet, und nur aus Misverſtand eines etwas verworren ausgedrückten Datums entſtanden. Übrigens bezeichnet die zu dem Worte **Feria** geſetzte Zahl allemal den Wochentag, welchem dieſe Zahl gilt, und keineswegs, wie man irrig angenommen hat, die Entfernung des angegebenen Tages von dem Feſte, neben welchem er etwa genannt wird. Geſetzt z. B. es würde **Feria sexta post festum b. Marci** angegeben,

Digitized by Google

und der Tag des heil. Marcus (25. April) wäre in dem betreffenden Jahre auf einen Dinstag gefallen, ſo würde jene Ferie nicht den ſechsten Tag nach dem Marcustage (welches Sonntag d. 30. April ſein würde), ſondern den Freitag nach Marcus (28. April) anzeigen, obgleich dieſes erſt der vierte Tag nach dem Feſte iſt; und ſo in allen Fällen. Dies findet ſogar dann ſtatt, wenn ein Wochentag angegeben iſt, an welchem der genannte Feſttag ſelbſt fällt, und die Ferie iſt dann eine ganze Woche ſpäter anzunehmen. So würde, um bei dem vorhin gebrauchten Beiſpiele zu bleiben, **Feria III. post b. Marci**, den Dinstag nach Marcus, alſo in dem angegebenen Falle, Dinstag den 2. Mai, oder die Octave des Marcustages bedeuten. — Sollte irgendwo das Wort **Feria** ohne Zuſatz einer Zahl vorkommen (was mir jedoch noch nie in einer Originalurkunde begegnet iſt), ſo kann man dies für nichts anderes, als für ein Verſehen des Schreibers halten, der die dazu gehörige Zahl wegließ.

Von den eigenthümlichen Namen der Wochentage kommen die bekannten lateiniſchen Benennungen (**Dies Lunae, Martis, Mercurii, etc.**) gemeiniglich nur da vor, wo unmittelbar daneben die laufende Zahl des Monatstages genannt wird, z. B. **die Jovis decima quarta mensis Maji**; welches in den lateiniſchen Notariats- und Gerichtsinſtrumenten gewöhnlich der Fall, in andern Urkunden aber ſelten iſt. Die Benennungen **Dies Solis** für den Sonntag und **Dies Saturni** für den Sonnabend, findet man jedoch ſelten, und die letzte faſt nie, ſondern es werden ſtatt deren die ſchon bei den Ferien erwähnten Ausdrücke gebraucht. — Die teutſchen Namen der Wochentage kommen dagegen in den teutſchen Urkunden (indem die teutſche Urkundenſprache eine den Ferien analoge Bezeichnung nicht hat) ganz regelmäßig vor. Im Allgemeinen ſind ſie dieſelben, welche in dem größten Theile Teutſchlands noch jetzt gebräuchlich ſind, nur daß ſie mundartlich auf verſchiedene Weiſe geſchrieben werden, wobei wir uns nicht aufhalten. Ungewöhnlichere Benennungen, die aber zum Theil in den Urkunden gewiſſer Gegenden zur Regel gehören, ſind: After-Sonntag, für den Montag; After-Montag, Eritag oder Erchtag, für den Dinstag; Gudenstag, für den Mittwoch; Pfinztag, für den Donnerstag; der Sonnabend heißt häufig, wie noch jetzt in einem großen Theile Teutſchlands, Samstag, zuweilen auch Satertag.

Da ſowol die Zahlen als die Namen der Wochentage in jeder Woche wiederkehren, alſo für ſich allein zu einer beſtimmten Zeitangabe nicht hinreichen, ſo wird ihnen entweder der Monatstag nach der modernen Zählung beigefügt, z. B. Montags den 16. Tag Novembris u. dgl., oder ſie werden nach einem ihnen nahe vorhergehenden oder folgenden Sonn-, Feſt- oder Heiligentage beſtimmt, ſodaß es z. B. heißt **Feria secunda ante** oder **post festum b. Jacobi**; oder im Teutſchen: des Montags u. ſ. w. vor oder nach S. Jakob's Tage u. dgl. m., und zwar werden nicht nur die eigentlichen Wochen- oder Werktage, ſondern häufig auch die Sonntage, die nicht zugleich Feſte, oder deren eigenthümliche Benennungen nicht ſehr gebräuchlich ſind, nach den ihnen vorangehenden oder folgenden Feſt- und Heiligentagen benannt. Iſt der Heiligentag ſelbſt der Tag der Ausſtellung der Urkunde, oder der, auf welchen eine in derſelben erzählte Begebenheit bemerkt wird, ſo wird er häufig ohne Beifügung des Wochentages, auf welchen er eben gefallen iſt, genannt; nicht ſelten aber wird auch der Wochentag zugleich angegeben; z. B. Montags S. Laurentii u. dgl. — Die Benennung eines Wochentages nach einem vorhergegangenen Feſt- oder Heiligentage wird übrigens bis zu dem achten Tage, d. h. dem gleichnamigen Wochentage der auf den Feiertag ſelbſt folgenden Woche, fortgeſetzt, ſodaß z. B. wenn der Bonifaciustag auf einen Mittwoch fiel, bis zum Mittwoch nach Bonifacii gezählt wird; und dies geſchieht bei Feiertagen, auf die man allgemein oder local ein beſonderes Gewicht legte, ſelbſt dann, wenn ein anderer, ſonſt wol auch beachteter, Heiligentag dazwiſchen fällt. — Wird ein vor oder nach einem Feiertage angegebener Wochentag der *nächſte* (**Feria proxima**) genannt, ſo bedeutet dies gewöhnlich, daß er demſelben *unmittelbar* voranging oder folgte; indeſſen gilt dies nicht immer, und oft ſoll durch den Zuſatz der nächſte oder **proxima** nur geſagt werden, daß kein anderer Tag gleiches Namens dazwiſchen lag; er iſt alſo gewiſſermaßen als ein ganz müßiger Zuſatz zu betrachten. Dies ergibt ſich deutlich aus manchen Urkunden, in deren Datum der Zuſatz **proxima** ſich bei Tagen findet, auf welche der Begriff des unmittelbar folgenden ſchon der Natur der Sache nach nicht paßt; ſo finde ich z. B. in einer Urkunde vom J. 1331 das Datum: **feria sexta proxima post Dominicam Exurge Domine**; da doch ſelbſtredend die **Fer. VI.** (der Freitag) nie unmittelbar auf einen Sonntag folgen kann.

Es gibt auch für einzelne Wochen beſondere Benennungen, nach welchen die in denſelben fallenden Tage benannt werden. Außer den Wochen, deren Namen von beſtimmten Sonn- und Feſttagen herrühren, wie die Faſtnachtswoche, Palmenwoche, Charwoche, Oſterwoche und Pfingſtwoche, gehören hierher beſonders die Betwoche und die Gemeinwoche. Unter jenem Namen wird die Woche verſtanden, in welcher das Feſt der Himmelfahrt Chriſti fällt; unter dem letztern aber die volle Woche nach dem Michaelisfeſte, nämlich die, welche mit dem nächſten Sonntage nach Michaelis beginnt. In lateiniſchen Urkunden heißen die Tage der erſtern gewöhnlich **Dies rogationum**, z. B. der Montag, **prima dies rogationum**; für die letztern findet man den lateiniſchen Namen **Septumana** (oder für die einzelnen Tage, **Fer. II.** u. ſ. w.) **post Communes**. (**Septumana vulgaris** iſt eine fehlerhafte, den ältern Urkunden nicht angehörende Überſetzung).

Der *Sonntagscyklus* beginnt nun für das Kirchenjahr vier Wochen vor Weihnachten, mit dem erſten Sonntage des Advents. Da das Jahr aus 52 vollen Wochen beſteht, ſo können zwar in einem Kirchenjahre auch nur 52 Sonntage *wirklich* vorkommen; indeſſen iſt die Zahl der *möglichen* Sonntage etwas größer; denn da durch das Oſterfeſt, welches jedesmal auf einen Sonntag fällt, der Zeit nach aber innerhalb fünf Wochen, vom 22. März bis zum 25. April, beweglich iſt, der

Digitized by Google

Sonntagscyklus des ganzen Jahres in zwei ungleiche Theile getheilt wird, ſo müſſen nothwendig, je nachdem das Oſterfeſt früher oder ſpäter fällt, um ſo mehr Sonntage nach Oſtern wegfallen, als ihrer vor Oſtern eintreten, und umgekehrt. Zur Bezeichnung der Sonntage aber bedient man ſich, außer den ihnen eigenthümlich, der Zeit nach, oder nach vorhergegangenen Feſten, angehörenden Benennungen, als der Sonntage des Advents, der Faſten, nach Oſtern, nach Pfingſten u. ſ. w., auch der ſogenannten Introitus, oder der Anfangsworte der Verſe, welche als Eingänge der Meſſen an beſtimmten Sonntagen gebraucht wurden, und deren, mit wenigen Ausnahmen, jeder Sonntag ſeinen eigenthümlichen hatte; nur iſt dieſe Bezeichnungsart für einige Sonntage häufiger, für andere ſeltner im Gebrauche; auch wird der Sonntag manchmal nur mit einem oder zwei Anfangsworten, manchmal aber mit mehren, und wol gar mit dem ganzen Eingangsverſe angegeben. — Nachſtehendes iſt nun die Reihenfolge aller möglichen Sonntage des ganzen Kirchenjahres, mit ihren Eingängen, wobei die Anfangsworte, deren man ſich, der Kürze wegen, gewöhnlich zur Bezeichnung der einzelnen Sonntage bedient, durch den Druck ausgezeichnet ſind:

1. I. Advent. *Ad te levavi* animam meam.
2. II. „ *Populus Sion*, ecce Dominus veniet etc.
3. III. „ *Gaudete* in Domino semper.
4. IV. „ *Rorate* coeli desuper et nubes pluant justum [27]).
5. Sonntag nach Weihnachten. *Dum medium silentium* tenerent omnia etc. (Sap. XVIII, 14.)
6. Sonntag nach Neujahr; hat kein beſtimmtes Officium, und heißt daher Dominica vacans.
7. I. nach Epiphanias. *In excelso* throno vidi sedere etc. (Jes. VI, 1)
8. II. „ „ *Omnis terra* adorat te et psallet tibi.
9. III. „ „ *Adorate* Dominum omnes angeli ejus etc. (Ps. 97, 8.)

10—12. IV—VI. nach Epiph. haben denſelben Introitus wie III., und heißen deshalb *Adorate* II, III. und IV.

13. Septuagesima. *Circumdederunt* me gemitus mortis
14. Sexagesima. *Exsurge*, quare dormis, Domine [28]).
15. Quinquagesima. *Esto mihi* in Deum protectorem et in locum munitum.
16. I. Faſten. (Quadragesima.) *Invocavit* me et exaudiam eum.
17. II. „ *Reminiscere* Domine miserationum tuarum.
18. III. „ *Oculi* mei semper ad Dominum etc. (Ps. 25, 15.)
19. IV. „ *Laetare* Jerusalem, et exultate in ea omnes etc. (Jes. 66, 10.)
20. V. „ *Judica* me, Deus, et discerne causam meam.
21. VI. „ (Palm-Sonntag.) *Domine ne longe* facias miserationes tuas a me.
22. Oſtern. *Resurrexi* et adhuc tecum sum.
23. I. nach Oſtern. *Quasi modo geniti* infantes rationabile sine dolo lac concupiscite.
24. II. „ „ *Misericordias Domini* in aeternum cantabo; oder auch: *Misericordia Domini* plena est terra.
25. III. „ „ *Jubilate* Deo omnis terra.
26. IV. „ „ *Cantate* Domino canticum novum.
27. V. „ „ *Vocem jucunditatis* annunciate, redemit Deus servum suum.
28. VI. „ „ *Exaudi* Domine vocem meam, qua clamavi ad te.
29. Pfingſt-Sonntag. *Spiritus Domini* replevit omnem terram.
30. Trinitatis oder Dreieinigkeitsfeſt. *Domine in tua* misericordia speravi [29]).
31. I. nach Trin. *Factus est Dominus* protector meus.
32. II. „ „ *Respice* in me, Domine, et miserere mei.
33. III. „ „ *Dominus illuminatio* mea et salus mea.
34. IV. „ „ „ *Exaudi* Domine vocem meam etc. (wegen des 6. Sonntags nach Oſtern, *Exaudi* II.).

27) Dieſer Sonntag hat auch noch zwei andere Introitus, nämlich: *Memento* nostri, Domine, in beneplacito populi tui, und: *Exsurge*, Domine, ne praevaleat homo. 28) Obgleich, wie vorher bemerkt, auch dem vierten Adventſonntage ein mit Exsurge anfangender Introitus gegeben wird, ſo iſt doch, wo in Urkunden, ohne weitere Beſtimmung, der Sonntag Exsurge genannt wird, allemal der gegenwärtige zu verſtehen, und zwar auch dann, wenn der Introitus *Exsurge Domine* angegeben wird. In dem ſchon oben angeführten Beiſpiele, wo die Feria sexta post Dominicam *Exsurge Domine* des Jahres 1331 genannt wird, kann z. B. ſchon deshalb gar nicht an den Adventſonntag gedacht werden, weil im J. 1331 der Freitag nach dem 4. Advent auf den 27. Dec., alſo den dritten Feiertag des Weihnachtsfeſtes, oder den Tag Johannes des Evangeliſten, im J. 1330 aber (wenn man einen frühern Jahresanfang annehmen wollte) auf den 28. Dec., alſo den Tag nach den Weihnachtsfeiertagen, oder Innocentium fiel, und daher gewiß eher auf eine ſolche Art, als nach dem vorhergegangenen, ſchon durch das Feſt von ihm getrennten Sonntage würde benannt worden ſein.

29) Im ſüdlichen Teutſchland wird dieſer Sonntag gemeiniglich als der erſte nach Pfingſten betrachtet, und ſo weiter gerechnet; daher man, anſtatt der 27 Sonntage nach Trinitatis, 28 Sonntage nach Pfingſten zählt. Ungegründet iſt es, daß dieſe Rechnung der katholiſchen Kirche eigenthümlich ſei, denn man findet ſchon vor der Reformation, und noch heute an vielen katholiſchen Orten, den Trinitatisſonntag als ein eigenes Feſt erwähnt und die folgenden Sonntage nach demſelben gezählt. Dieſe Verſchiedenheit der Sonntagsbenennungen hat aber auch auf die Miſſalien Einfluß gehabt und manche Verwechſelung der Introitus veranlaßt; daher man zuweilen, wo die Sonntage nach Pfingſten gezählt werden, einen Introitus für den acht Tage früher fallenden Sonntag angegeben findet. Im Datiren der Urkunden verurſacht dies jedoch nicht leicht Unordnung, da, wenn auch ein ſolcher Sonntag nach dem Introitus bemerkt ſein ſollte, doch gemeiniglich noch eine andere Bezeichnung, z. B. nach einem vorhergehenden Heiligen, dabei ſteht.

Digitized by Google

35. V. nach Trin. *Dominus fortitudo* plebis suae et protector.
36. VI. „ „ *Omnes gentes* plaudite manibus.
37. VII. „ „ *Suscepimus*, Deus, misericordiam tuam in medio templi tui.
38. VIII. „ „ *Ecce Deus* adjuvat me.
39. IX. „ „ *Dum clamarem* ad Dominum, exaudivit vocem meam.
40. X. „ „ *Deus in loco sancto* suo.
41. XI. „ „ *Deus in adjutorium* meum intende.
42. XII. „ „ *Respice*, Domine, in testamentum tuum. (Wegen des 2. Sonnt. nach Trin., *Respice* II.)
43. XIII. „ „ *Protector noster* aspice Deus.
44. XIV. „ „ *Inclina* Domine aurem tuam.
45. XV. „ „ *Miserere mei*, Domine, quoniam ad te clamavi.
46. XVI. „ „ *Justus es, Domine*, et rectum judicium tuum.
47. XVII. „ „ *Da pacem, Domine*, sustinentibus te.
48. XVIII. „ „ *Salus populi* ego sum, dicit Dominus.
49. XIX. „ „ *Omnia quae fecisti*, Domine, in vero judicio fecisti.
50. XX. „ „ *In voluntate tua*, Domine, universa sunt posita.
51. XXI. „ „ *Si iniquitates* observaveris, Domine, quis sustinebit?
52. XXII „ „ *Dicit Dominus:* Ego cogito cogitationes pacis.
53—57. XXIII—XXVII. nach Trin. haben denſelben Introitus wie XXII., und heißen daher *Dicit* II., III., IV., V. und VI.

Von dieſen 57 Sonntagen müſſen nun die 4 Adventſonntage, der erſte Sonntag nach Epiphanias, die 9 Sonntage zunächſt vor Oſtern, der Oſterſonntag ſelbſt und die nächſten 30 Sonntage nach Oſtern nothwendig in jedem Jahre vorkommen, und heißen deshalb unwandelbare; von den übrigen fehlen in jedem Jahre einige, und ſie werden deshalb wandelbare genannt. Von dieſen richten ſich die beiden Sonntage nach Weihnachten und nach Neujahr nach dem Wochentage, auf welchen das Weihnachtsfeſt fällt; wenn nämlich der Weihnachtstag ein Sonnabend oder Sonntag iſt, ſo bleibt der Sonntag nach Weihnachten weg; denn im erſten Falle trifft derſelbe mit dem zweiten Weihnachtsfeiertage zuſammen, welchem der gewöhnliche Sonntag weicht; im andern Falle aber iſt der nächſte Sonntag nach Weihnachten die Octave des Feſtes, auf welche das Circumciſions- oder Neujahrsfeſt fällt. Ferner wenn Weihnachten, und ſomit das Neujahrsfeſt, auf den Sonntag, Montag oder Dinstag fällt, gibt es keinen Sonntag nach Neujahr; denn in den beiden erſten Fällen fällt noch innerhalb der Neujahrswoche das Epiphaniasfeſt, der nächſte Sonntag nach Neujahr iſt alſo ſchon der erſte nach Epiphanias; im letzten Falle aber trifft das Epiphaniasfeſt ſelbſt auf den Sonntag nach Neujahr, welcher jenem weicht. Alle übrigen wandelbaren Sonntage werden durch das frühere oder ſpätere Eintreten des Oſterfeſtes beſtimmt, und zwar nach folgender Regel. 1) Sehr frühe Oſtern, am 22., 23. und 24. März, haben blos den Sonntag In excelso, und weder Omnis terra noch Adorate. 2) Frühe Oſtern, vom 25. bis 31. März, haben Omnis terra, aber kein Adorate. 3) Mittlere Oſtern, vom 1. bis 7. April, haben ein Adorate; ſpätere, vom 8. bis 14. April, haben zwei, vom 15. bis 21. April, drei, und endlich die ſpäteſten, vom 22. bis 25. April, vier Adorate. 4) Dagegen haben die Oſtern vom 22. bis 26. März ſechs, vom 27. März bis zum 2. April fünf, vom 3. bis 9. April vier, vom 10. bis 16. April drei, vom 17. bis 23. April zwei, und endlich vom 24. und 25. April nur ein Dicit Dominus; ſodaß alſo in demſelben Verhältniſſe, in welchem ein Jahr mehr oder weniger Adorate hat, die Dicit Dominus ſich vermindern oder vermehren.

Nach den Eingängen werden nun insbeſondere die Sonntage von Circumdederunt bis Judica und von Quasimodogeniti bis Exaudi regelmäßig benannt, doch ſo, daß bei den Faſtenſonntagen und den Sonntagen nach Oſtern öfters auch die Zahl derſelben in ihrer Reihe beigefügt wird, wie z. B. am vierten Sonntage in der Faſten, als man ſinget Laetare; oder: am dritten Sonntage nach Oſtern, da man in der heiligen Kirchen ſinget Jubilate; und ähnlich in lateiniſchen Urkunden, z. B. Dominica tertia in Quadragesima, qua cantatur in ecclesia Oculi mei etc. Bei den übrigen Sonntagen findet ſich in Urkunden die Benennung nach den Eingängen nur ſelten, und ſie werden öfter nach ihrer Reihenfolge, oder nach gewiſſen vorhergehenden oder nachfolgenden Heiligentagen benannt. Jenes iſt in der Regel bei den Sonntagen des Advents und nach Epiphanias, letzteres am meiſten bei den Sonntagen nach Trinitatis der Fall, bei welchen, ihrer langen Reihenfolge wegen, die Zahl leicht verwechſelt werden konnte, und überdies, bei ihrer großen Veränderlichkeit, keine ſo ſichere Zeitbeſtimmung abgab. Die Sonntage nach Epiphanias und nach Trinitatis oder nach Pfingſten, werden überdies in Urkunden gemeiniglich nur dann genannt, wenn von ihnen unmittelbar die Rede iſt, und nicht, um andere Tage nach ihnen zu bezeichnen, als wozu man ſich in dieſen Zeiten, aus leicht erklärlichen Gründen, lieber der unbeweglichen Heiligentage bediente. Es haben aber gewiſſe Sonntage noch ihre beſondern, theils kirchlichen, theils volksthümlichen Benennungen, unter denen ſie auch in Urkunden nicht ſelten vorkommen. Die wichtigſten darunter ſind folgende. Der vierte Adventſonntag heißt gewöhnlich: Dominica proxima ante Natale Christi; der erſte nach Epiphanias, Dominica infra Octavas Epiphaniae s. Trium Regum; der Sonntag Estomihi wird gemeiniglich der Faſtnachtsſonntag (nämlich der Sonntag vor Faſtnacht), auch der Herren oder Pfaffen Faſtnacht genannt, ſowie der Sonntag Invocavit, Allermanns-Faſtnacht; letzterer auch der weiße Sonntag, wo dann aber hinzugeſetzt zu werden pflegt: in der Faſten; der Sonntag Lae-

tare heißt von ſeinem Evangelium auch Dominica de quinque panibus, oder quinque panum; der Sonntag Judica der ſchwarze Sonntag; der Sonntag vor Oſtern heißt allgemein der Palmſonntag (Dominica Palmarum); der erſte Sonntag nach Oſtern wird der weiße Sonntag (Dominica in albis), auch Octava Paschae oder Pascha clausum genannt; der fünfte Sonntag nach Oſtern führt, wegen der darauf folgenden Bettage, den Namen Rogate, oder der Betſonntag, auch der Sonntag vor der Kreuzwoche; der Trinitatisſonntag endlich heißt Octava Pentecostes. Verſchiedene andere Benennungen und Umſchreibungen einzelner Sonntage bedürfen, weil da, wo ſie vorkommen, in der Regel der gewöhnliche kirchliche Name dazu geſetzt und der ungewöhnliche Ausdruck dadurch von ſelbſt erläutert wird, keiner beſondern Erwähnung.

Außer den Sonntagen haben nun nicht nur die größern Kirchenfeſte, ſondern auch mehre Wochentage, namentlich die Vigilien und Octaven der Feſte, und alle Tage die ganze Faſtenzeit hindurch ihre beſondern Officien, nach denen ſie, auf ähnliche Weiſe wie die Sonntage nach den angeführten Eingängen, benannt zu werden pflegen; da dieſe Benennungen aber eigentlich nur den Ritualbüchern angehören, und in Urkunden nie, wenigſtens nur äußerſt ſelten und nicht ohne einen erklärenden Zuſatz, vorkommen, ſo können wir ſie hier füglich übergehen[30]). Dagegen haben wir noch von den Feſten und ſonſtigen ausgezeichneten Tagen, welche zwiſchen die Sonntage fallen, und ihrer Berechnung nach in den Cyklus der beweglichen Feiertage gehören, Einiges zu ſagen.

Die an dergleichen beſonders benannten Tagen am meiſten reiche Zeit des Jahres iſt die Faſtenzeit (Quadragesima, Tempus quadragesimale, s. Carnisprivium), welche die ſieben Wochen von Estomihi bis Oſtern umfaßt, wiewol zuweilen auch noch frühere Tage durch die Angabe vor der Faſten bezeichnet zu werden pflegen. Insbeſondere wird der Montag nach Estomihi, der Faſtelabend; der Dinstag darauf die Faſtnacht (Vigilia Carnisprivii, Carenae, s. Jejunii quadragesimalis; Quadragesima intrans); der Mittwoch darnach der Aſchermittwoch, Aſchertag (Dies cinerum), und gemeinſchaftlich mit den ihm folgenden drei Wochentagen die vier Tage oder die vier Faſten genannt; der Sonnabend dieſer Woche führt zuweilen den Namen der alten Faſtnacht. Die Woche nach Invocavit heißt die ganze Faſtenwoche; die Woche nach Oculi, die mittlere Faſtenwoche, und der Mittwoch in derſelben die Mittfaſten, wovon der darauf folgende Sonntag Laetare auch der Sonntag zu Mittfaſten oder Halbfaſten genannt wird. In der Woche nach Judica fällt das Feſt der ſieben Schmerzen Mariä (septem dolorum, s. Compassionis Mariae), oder, wie es in ältern Zeiten genannt wurde, Mariä Ohnmachtsfeier (Spasmi Mariae). Die ganze Woche zwiſchen dem Palmſonntage und Oſtern wird die Charwoche (Septumana sancta, magna, poenosa, laboriosa, luctuosa), und in derſelben der Mittwoch der krumme Mittwoch; der Donnerstag der grüne Donnerstag (Dies viridium), auch der große Donnerstag (Feria quinta magna), und die Leidensnacht (Nox s. Vigilia Passionis), desgleichen Dies mysteriorum, Coena Domini und Natalis Calicis; der Freitag der Charfreitag, gute oder ſtille Freitag, auch der Leidenstag (Dies passionis Domini), und Dies Parasceues; der Sonnabend endlich, Charſamſtag, auch der hohe Samſtag (Sabbatus magnus s. sanctus), und Vigilia Paschae genannt. Die drei letzten Tage der Charwoche heißen zuſammen Dies lamentationum. Die Woche nach dem Oſterſonntage heißt die Oſterwoche; auch werden beide Wochen, die zunächſt vor und nach Oſtern unter dem Namen Quindena Paschae, oder der Oſterzeit, begriffen. Alle in der Oſterwoche vorkommenden Tage pflegen mit dem Namen: in der Oſterwoche, oder in Oſtern (infra Pascha, s. in Septumana Paschae) bezeichnet zu werden; insbeſondere aber iſt der Name des Oſtermontages, und für den Mittwoch in dieſer Woche der Name Pascha medium gebräuchlich. Auf den Freitag nach Quasimodogeniti fällt das ſogenannte Heilthumsfeſt oder der Nägeltag (Festum armorum Christi, instrumentorum dominicae passionis, lanceae et clavorum Domini). Daß die Woche nach Rogate die Bet- oder Kreuzwoche genannt wird, iſt ſchon bemerkt, und daher hier nur zu erinnern, daß auch einzelne Tage der vorhergehenden Woche (nach Cantate), vor den Kreuzen benannt werden. Am Donnerstage nach Rogate, als den 40. Tag nach Oſtern, iſt das Feſt der Himmelfahrt oder Auffahrt Chriſti (Ascensionis Domini). Die Woche nach Exaudi wird, in Beziehung auf das bevorſtehende Pfingſtfeſt, Septumana exspectationis, und die Tage in derſelben Dies exspectationum genannt. Die Woche nach dem Pfingſtſonntage heißt die Pfingſtwoche, und die einzelnen Tage in derſelben werden, als in der Pfingſtwoche, oder in den Pfingſten (infra Pentecosten) angegeben, worunter aber der Pfingſtmontag und der Pfingſtmittwoch, welcher zuweilen den Beinamen des hohen oder guten führt, zuweilen auch ſogar als der vierte Pfingſttag betrachtet wird, ſich beſonders auszeichnen. Am Donnerstage nach Trinitatis fällt das Frohnleichnamsfeſt (Festum Corporis Christi), auch unſers Herrn Leichnam, des heil. Sakraments Tag, Gottestracht, und in verdorbener Mundart Barleichnams-, Barleihens-, ja ſogar Barleihensfeſt genannt (wiewol mir nicht bekannt iſt, daß die letztern Benennungen in Urkunden, die freilich, zumal im 15. Jahrh., ähnlicher corrumpirter Ausdrücke genug enthalten, vorkommen).

Endlich ſind hier noch die ſogenannten Quatem-

30) Außer daß in Pilgram's Calendarium und andern Werken die Introitus angegeben ſind, beſitzen wir auch eine beſondere, fleißige und kritiſche Zuſammenſtellung derſelben: Die Eingänge der Meſſen, Introitus Missarum. Ein Beitrag zur Chronologie von Ant. Chr. Wedekind (Braunſchw. 1815). Hier ſind auch die den Wochentagen angehörigen Introitus und andere auf Evangelien u. ſ. w. bezügliche Namen, alles in alphabetiſcher Ordnung, zu finden.

der (Quatuor tempora), auch Weihfaſten, Frohnfaſten und Angaria genannt, zu bemerken. Der eigentliche Quatembertag fällt jedesmal auf den Mittwoch, und es ſind deren, wie ſchon der Name lehrt, vier im Jahre, nämlich in der Woche zwiſchen Invocavit und Reminiſcere (Quartal Reminiſcere, Quatember in der Faſten, nach den vier Tagen, Quatuor tempora Quadragesimae, Angaria Cinerum); in der Pfingſtwoche (Quartal Trinitatis, Pfingſtquatember, Quatuor tempora s. Angaria Pentecostes); in der Woche nach Kreuzerhöhung (Quartal Crucis, Quatember vor Michaelis, Quatuor tempora in Septembri); und in der Woche zwiſchen dem dritten und vierten Adventſonntage (Quartal Luciae, Quatuor tempora hiemalia). Man ſieht, daß ſie alle zu den beweglichen Tagen gehören, wie denn auch die beiden erſten ganz nach beweglichen Tagen beſtimmt werden. Sie werden ebenſo, wie andere Feiertage, zur Beſtimmung des Datums ſowol für ſich allein, als auch in Beziehung auf die ihnen zunächſt vorangehenden und folgenden Wochentage gebraucht.

Dieſes ſind nun die in Urkunden und andern mit ihnen verwandten Schriften der ältern Zeit gewöhnlich vorkommenden Arten, die Tage des Jahres zu bezeichnen, ſo viel davon im Allgemeinen zu ſagen iſt. Zuweilen finden ſich, wie ſchon früher gelegentlich erinnert wurde, zwei verſchiedene Bezeichnungsarten, nämlich nach dem Monatstage und nach einem Feſt- oder Heiligentage, neben einander. Dies geſchieht manchmal nur, um dadurch das Datum deſto gewiſſer anzugeben, und iſt dann für einen wahren Pleonasmus zu halten, manchmal aber iſt die Abſicht dabei, einen nicht allgemein bekannten, oder ſonſt zweifelhaften Heiligentag, durch Hinzuſetzung des Monatstages, deutlicher zu erklären, und in dieſem Falle verdient ein ſolches verdoppeltes Datum beſondere Aufmerkſamkeit [31]).

Bei einer vollſtändig datirten Urkunde kommt es nun blos darauf an, das auf eine bei uns ungewöhnliche Art ausgedrückte Datum auf ein gebräuchlicheres zurückzuführen, und die hierbei allerdings ſtattfindenden Schwierigkeiten werden uns durch einige brauchbare literariſche Hilfsmittel, in welchen der hierzu nöthigen Berechnung bereits vorgearbeitet iſt, bedeutend erleichtert [32]). Indeſſen können dieſe doch nicht überall aushelfen, denn in vielen Fällen richtet ſich die Beſtimmung des Datums darnach, welcher beſondern Zeitrechnung der Concipient einer Urkunde folgte, mit welchem Tage er das Jahr anfing, und nach manchen andern Verhältniſſen, welche theils nur aus der betreffenden Urkunde ſelbſt, theils aus ihrer Vergleichung mit verwandten Urkunden und ſonſtigen theils bekannten, theils beſonders zu ermittelnden hiſtoriſchen Umſtänden abhangen, und worüber ſich allgemeine Regeln nicht geben laſſen. Es kommen aber auch nicht wenige Urkunden vor, die nur unvollſtändig oder gar nicht datirt ſind, d. h. die entweder blos das Jahr, oder auch dieſes nicht einmal angeben. In dieſen Fällen iſt, wenn nicht ganz beſondere Umſtände uns zu Hilfe kommen, das fehlende Datum immer nur annähernd zu finden. Fehlt das Jahr, welches immer der wichtigere Gegenſtand iſt, ſo kann man — wo uns nicht eine beſtimmte Beziehung auf eine andere, datirte Urkunde, oder auf eine mit dem Inhalte der Urkunde in Verbindung ſtehende hiſtoriſche Thatſache leitet — daſſelbe hauptſächlich nur aus gewiſſen Verhältniſſen der in der Urkunde genannten und übrigens bekannten Perſonen, z. B. aus den Regierungs- oder Amtsjahren der Fürſten, Biſchöfe, höhern Beamten und anderer geſchichtlich ausgezeichneter Perſonen, welche die Urkunde ausgeſtellt haben, oder ſonſt bei derſelben betheiligt und darin genannt ſind, ermitteln; aber freilich kann dies in den meiſten Fällen ſolcher Art nur annähernd geſchehen, ſodaß man zwiſchen zwei Jahren ſtehen bleibt, deren eines das früheſte, das andere aber das ſpäteſte iſt, in welches die Urkunde möglicher Weiſe gehören kann [33]).

---

31) Dies iſt z. B. der Fall in einem Revers, welchen Heinrich von Nimwegen, Prior zu Huy und General des ganzen Ordens der Brüder des heil. Kreuzes, wegen der ſeinem Orden durch den Biſchof Heinrich von Münſter incorporirten Kapelle zu Bentlage ausſtellte, und welcher datirt iſt: die XV. Martii, hoc est in profesto S. Heriberti, MCCCCXXXVII, da der heil. Heribert nicht überall bekannt iſt und in vielen Kalendarien auf den 16. März nicht Heribertus, ſondern Polieuctus ſteht.

32) Unter den compendiöſern Werken ſind, insbeſondere für Teutſchland, die nützlichſten: *Joh. Jac. Rabe*, Calendarium festorum dierumque mobilium atque immobilium in usum chronologiae et rei diplomaticae etc. (Onold. 1735. 4.) War das erſte ausgearbeitete Hilfsmittel dieſer Art, und iſt auch noch immer nicht zu verachten, wird aber an Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Brauchbarkeit weit übertroffen durch das: Calendarium chronologicum medii potissimum aevi monumentis accommodatum ab *Anton. Pilgram.* (Vienn. 1781. 4.) Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden für Teutſchland, von Joſ. Helwig (Wien 1787. Fol.). Die chronologiſchen Tabellen für die beweglichen und unbeweglichen Feſte ſind nicht das Vorzüglichſte an dieſem Buche, und für das, was ſie leiſten ſollen, iſt das Pilgram'ſche Calendarium brauchbarer; dagegen ſind die alphabetiſchen Verzeichniſſe der in dem Mittelalter gebräuchlichen Benennungen der Tage und Kirchenfeſte, ſowie der Feſte und Heiligentage ſelbſt, desgl. die Regierungschronologie der Päpſte und Kaiſer u. A. ſehr vollſtändig und zweckmäßig. — Greg. Gruber's Lehrſyſtem diplomatiſcher Zeitenkunde, als d. 3. Th. ſeines diplomatiſchen Werkes rc. (Wien 1784), iſt nicht nur als Syſtem für ſeine Zeit gelungen, ſondern gibt auch einige ſchätzbare Hilfsmittel zum Nachſchlagen, beſonders über Regierungschronologie, Heiligentage u. dgl. m., wiewol es in letzterer Hinſicht von den beiden vorhergenannten Werken für den praktiſchen Gebrauch übertroffen wird. — Chr. Gottlob Haltaus, Jahrzeitbuch der Teutſchen des Mittelalters, in einer freien Überſetzung mit vielen Zuſätzen und Berichtigungen u. ſ. w. von G. A. Scheffer (Erlang. 1797. 4.). Das alte, von Haltaus ſchon im J. 1729 in lateiniſcher Sprache herausgegebene Calendarium medii aevi iſt hier aus den neuern Schriften allerdings ſehr bereichert und berichtigt, und das Werk vorzüglich für den hiſtoriſchen und ſpeciellen Theil der diplomatiſchen Zeitbeſtimmungskunde ſehr brauchbar. Insbeſondere iſt die Synonymik der einzelnen Tage, zumal mit Rückſicht auf ſeltnere, ſonderbare und ſchwer verſtändliche Benennungen, gut zuſammengetragen.

33) Es ſteht z. B. in *Gudenus*, Cod. dipl. Tom. I. p. 392 eine undatirte Urkunde Kaiſer Heinrich's V., worin eine Schenkung des Grafen Ulrich von Weimar an das Erzſtift Mainz beſtätigt wird, und welche Gudenus aufs Gerathewohl circa an. 1120 ſetzt. Da aber Graf Ulrich von Weimar, deſſen die Urkunde als ſchon verſtorben gedenkt, nach dem Annalista Saxo, im J. 1112, und Biſchof Burchard von Münſter, welcher unter den Zeugen in der erſten Stelle genannt wird, im März 1118 ſtarb, ſo muß

Selten wird es möglich ſein, ſo weit zu kommen, daß man einer undatirten Urkunde ein Jahr mit Gewißheit anweiſen kann. Die Unterſuchung aber ſo weit fortzuſetzen, daß man einer Urkunde — das Jahr mag nun auf derſelben angegeben ſein oder nicht — auch innerhalb des Jahres eine nähere Zeitbeſtimmung anweiſen könnte, wenn der Tag der Ausſtellung nicht genannt iſt, das kann nur in äußerſt wenigen Fällen zu einem wahren Reſultat führen. Der möglichſte Fall iſt noch der, daß man zwei oder mehr in einem Jahre gegebene Urkunden unter ſich nach der Zeitfolge ordnen kann. Dies iſt z. B. dann möglich, wenn von verſchiedenen Ausſtellern ſolcher Urkunden einer der Amtsnachfolger des andern war, da denn natürlich die von dieſem ausgeſtellte Urkunde die ältere ſein muß [34]); oder wenn thatſächliche Umſtände in ihnen vorkommen, die ſich auf einander beziehen, und hinſichtlich deren eine die Exiſtenz der andern vorausſetzt. Durch Nichtbeachtung dieſer, freilich oft nur bei beſonderer Aufmerkſamkeit ſich herausſtellenden, Rückſichten ſind bei der Anordnung der Urkunden in manchen Urkundenſammlungen und Urkundenverzeichniſſen nicht unbedeutende chronologiſche Fehler und Verwirrungen entſtanden. *(H. A. Erhard.)*

DIPLOMATISCHE FORMELKUNDE (Formularia s. Phraseologia diplomatica), iſt derjenige Zweig der Diplomatik, der ſich mit der eigenthümlichen urkundlichen Redeweiſe, der formellen Faſſung der Urkunden, oder den Redensarten und Sätzen beſchäftigt, welche theils zur weſentlichen Einkleidung der in den Urkunden vorgetragenen Gegenſtände gehören, theils mehr oder weniger außerweſentlich und willkürlich, nur in der Abſicht beigefügt werden, um der Urkunde ein gewiſſes Anſehen von Feierlichkeit und Würde zu geben, jedenfalls aber die eigenthümliche ſchriftliche Form der Urkunde beſtimmen. Den Inbegriff dieſes Formelweſens pflegt man auch den Kanzleiſtyl (Stilus Curiae) oder die Kanzleipraxis zu nennen.

Die ſtyliſtiſche Beſchaffenheit der Urkunden richtet ſich natürlich in vieler Hinſicht nach der Sprache, in welcher ſie abgefaßt ſind; die Unterſuchung der Urkundenſprachen ſelbſt aber gehört nicht hierher, ſondern wird unter der Aufſchrift: Diplomatiſche Sprachkunde, beſonders abgehandelt werden. Es iſt daher hier nur zu bemerken, daß die älteſte Urkundenſprache durchgängig die lateiniſche war, und zwar hauptſächlich deshalb ſich in ſo langem und ausgedehntem Gebrauche erhielt, weil man ſich in ihr einmal an gewiſſe Formeln gewöhnt hatte, wodurch die Abfaſſung der Urkunden, beſonders über die gewöhnlich vorkommenden Gegenſtände, ſehr erleichtert wurde. Zum Gebrauche der Notarien und anderer Urkundenconcipienten exiſtirten ganze Sammlungen ſolcher Formulare, ſo abgefaßt und auf die im Geſchäftsleben vorkommenden Fälle eingerichtet, daß man nur nöthig hatte, den beſondern Gegenſtand, die Namen, Jahrzahlen u. dgl. einzurücken, und übrigens alles nach dem vorliegenden Muſter abzuſchreiben. Eine der älteſten Sammlungen dieſer Art iſt die eines gewiſſen Mönches, Namens Markulf, aus dem 7. Jahrh.; auch ſind die ſogenannten Formulae Andegavenses bekannt, welche wenigſtens zu Anfange des 8. Jahrh. ſchon handſchriftlich exiſtirten. In der Folge gab es mehre ſolcher Formularien, beſonders ſcheint ein ſo betiteltes Syntagma dictandi, aus dem 11. oder 12. Jahrh., welches Mabillon in einer Handſchrift zu Metz fand, ſehr beliebt geweſen und häufig benutzt worden zu ſein. Da nun dieſe Formeln alle lateiniſch abgefaßt waren, ſo mußte man es natürlich am bequemſten finden, ſich auch bei ihrer Nachbildung der lateiniſchen Sprache zu bedienen, bei welcher es der wenigſten eignen Zuſätze, daher des mindeſten Aufwandes an Zeit und Mühe bedurfte. Dazu kam nun noch ein Hauptumſtand, daß man nämlich in der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit die lateiniſche Sprache als die kirchliche Sprache betrachtete, und daher alle auf die Kirche und ihre Angelegenheiten bezüglichen Urkunden — und deren war bei weitem die Mehrzahl — lateiniſch abzufaſſen für ſchicklich und nothwendig hielt. Da nun aber die Notarien und Schreiber in der Regel geiſtlichen Standes waren, ſo geſchah es ganz natürlich, daß ſie den Gebrauch der lateiniſchen Sprache ſchon der Gewohnheit wegen auch auf rein weltliche Geſchäfte übertrugen. Bei den teutſchen Kaiſern und Königen kam nun noch insbeſondere die Idee hinzu, daß ſie ſich als Nachfolger der altrömiſchen Kaiſer betrachteten, und dem zufolge auch verpflichtet glaubten, ſich der Sprache derſelben zu bedienen; und da hierdurch die lateiniſche Sprache zugleich das Anſehen einer beſondern Würde erhielt, ſo fanden es auch die andern regierenden Häupter ihrem Anſehen entſprechend, von derſelben nicht abzugehen. Wiewol daher auch aus frühern Jahrhunderten einzelne Documente in verſchiedenen Landesſprachen bekannt ſind, ſo kamen letztere doch erſt ſeit dem 13. Jahrh. allmätig in etwas allgemeinern Gebrauch. Was insbeſondere die teutſche Sprache betrifft, ſo gehören in derſelben ausgefertigte Originalurkunden ſelbſt im 13. Jahrh. und im erſten Jahrzehente des 14. Jahrh. noch zu den Seltenheiten, und wie ſich eben hieraus ein Mangel an Übung im Gebrauche der teutſchen Sprache zu Geſchäftsſchriften leicht erklären läßt, ſo war hiervon wieder eine zweifache Folge, daß man die Form der lateiniſchen Urkunden in den teutſchen ſo viel als möglich nachbildete, zugleich aber auch in den letztern ſich mehr als in jenen der Kürze befleißigte, und daher alles, was bloße Formel war, und nicht grade zum weſentlichen Inhalte der Urkunde nothwendig gehörte, im Teutſchen ebenſo kurz zuſammenfaßte, als man im Lateiniſchen gern einer gewiſſen Breite ſich hingab. Dadurch ſind

nothwendig die Urkunde zwiſchen die Jahre 1112 und 1118 gehören; genauer läßt ſich ihr Datum aus ihrem Inhalte nicht beſtimmen.

34) Es befinden ſich z. B. unter den Urkunden des ehemaligen Kloſters Olinghauſen zwei aus dem Jahre 1230, jede von einem Abte zu Deutz ausgeſtellt, der aber in der einen Heinrich, in der andern Philipp heißt. Da nun der Abt Heinrich auch in einer Urkunde vom J. 1229, der Abt Philipp hingegen in einer von 1233 vorkommt, ſo iſt klar, daß jener des Letztern Vorgänger war, mithin die von ihm ausgeſtellte Urkunde nothwendig die ältere iſt.

unter andern auch die zahlreichen Überſetzungen, die wir von urſprünglich lateiniſchen Urkunden des 11., 12. und 13. Jahrh. beſitzen, von teutſchen Originalen leicht zu unterſcheiden, daß letztere ſich möglichſt auf das Weſentliche beſchränken, und dies in einer kurzen, gedrungenen und kräftigen, wenngleich zuweilen etwas harten und unbeholfenen Sprache ausdrücken, dagegen erſtere den ganzen weitläufigen Formelkram der lateiniſchen Urkunden, mit allen Einleitungen und ſonſtigen Ausſchmückungen, in noch größerer Breite, als das lateiniſche Original ſelbſt (weil man, aus Mangel an ganz entſprechenden Ausdrücken, oft zu Umſchreibungen ſeine Zuflucht nehmen mußte), wiedergeben. Je mehr aber die Concipienten der Urkunden mit dem Gebrauche der teutſchen Sprache vertraut wurden, um ſo mehr trugen ſie die gewohnte Umſtändlichkeit und Weitſchweifigkeit im Ausdrucke, die man theils der Deutlichkeit wegen anwandte, theils zum Anſtande rechnete, auf die Faſſung der teutſchen Urkunden über, und wir finden daher dieſe ſchon im 14. Jahrh. von bedeutender formeller Ausdehnung, die in den folgenden Jahrhunderten, bis zum 16., immer mehr zunimmt, und von hier an in den famöſen Kanzleiſtyl der neuern Zeiten ausartet, der erſt in der letzten Hälfte des 18. Jahrh. allmälig einem beſſern und vernünftigern Sprachgebrauche weichen mußte.

In den frühern Jahrhunderten, für welche die diplomatiſche Formelkunde vorzüglich ihre eigenthümliche wiſſenſchaftliche Bedeutung hat, und welche wir im Allgemeinen bis in das 16. Jahrh. annehmen können, pflegte man jedoch nicht allen Urkunden einerlei Ausdehnung und Faſſung zu geben; vielmehr richtete man ſich hierin theils nach der Würde des Ausſtellers, theils nach dem Stande der Perſonen, für welche die Urkunde beſtimmt war, theils nach der größern oder geringern Bedeutung des Gegenſtandes, theils endlich darnach, ob die Urkunde nur eine vorübergehende, oder eine bleibende Bedeutung haben ſollte. In der letztern Hinſicht ſind z. B. Geſuche um Belehnung oder Lehensübertragung nur ganz kurz und ohne alles Ceremoniell abgefaßt[1]), während die darauf ertheilten Lehenbriefe mit aller Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit ausgeſtattet ſind; denn dieſe waren von bleibendem Werthe, jene aber hatten mit der Erledigung des Geſuchs ihre Bedeutung verloren, und man kann ſelbſt ihre Aufbewahrung nur als zufällig betrachten. Es finden ſich daher auch begreiflicher Weiſe nicht alle die nachher aufzuzählenden Arten von Formeln in allen Urkunden, abgeſehen davon, daß manche derſelben ſich auf Verhältniſſe beziehen, die nur in einzelnen Urkunden erſcheinen. Es ſind aber die beim urkundlichen Formelweſen zu betrachtenden Gegenſtände hauptſächlich: 1) der Anfang der Urkunde, und die Einleitung in den Vortrag des eigentlichen Gegenſtandes derſelben; 2) die bei Erwähnung der Perſonen, von welchen die Urkunde ausgeſtellt, für welche ſie beſtimmt iſt, oder von denen ſonſt darin geſprochen wird, gebräuchlichen Worte und Redensarten; 3) der Vortrag des Hauptgegenſtandes, um deſſen willen die Urkunde eigentlich ausgeſtellt wurde; 4) die Anführung gewiſſer Nebenumſtände, welche zu dem Hauptinhalte der Urkunde in weſentlicher Beziehung ſtehen; 5) die Bekräftigung der in der Urkunde geſagten Gegenſtände; 6) die Beglaubigung der Urkunde ſelbſt; 7) die Schluß- oder Abſchiedsformel.

I. Für den Anfang einer Urkunde kann man im Allgemeinen viererlei verſchiedene Förmlichkeiten annehmen, die bald einzeln, bald mehre oder alle zuſammen vorhanden ſind; ſie beginnt nämlich a) mit einer Anrufung Gottes oder der Heiligen; b) mit dem Namen des Ausſtellers; c) mit einer Anrede an die Empfänger oder Leſer der Urkunde; d) mit der hiſtoriſchen Entwickelung des Gegenſtandes ſelbſt. — Die erſte ſteht, wenn ſie überhaupt als Anfangsformel gilt, allemal an der Spitze des Ganzen; die drei letzten Arten können aber ſowol unmittelbar als mittelbar den Anfang der Urkunde bilden, letzteres nämlich, indem, nach einer vorangehenden Anrufungsformel, der weitere Fortgang der Urkunde mittels einer der drei übrigen Eingangsformen an jene ſich anſchließt, wie denn auch gewöhnlich zwei der letztern, oder alle drei, ſich in einer Urkunde beiſammen finden.

Die erſte Art, eine Urkunde anzufangen, nämlich mit der Anrufung Gottes oder der Heiligen, umfaßt die ſogenannten Anrufungsformeln. Wir rechnen zu dieſen, dem wörtlichen Begriffe gemäß, nur wirkliche, in Worten ausgedrückte Redensarten, daher wir die von den Verfaſſern des Nouveau Traité de Diplomatique und Andern ſogenannten verſteckten oder geheimen Anrufungen, d. h. die an den Namen und die Perſon Chriſti erinnernden Zeichen, welche häufig am Anfange der ältern Urkunden erſcheinen, ganz ausſchließen und der diplomatiſchen Zeichenlehre überlaſſen, indem wir uns hier auf die von jenen Schriftſtellern ſogenannten offenbaren, d. h. mit gewöhnlicher Buchſtabenſchrift ausgeſchriebenen Anrufungen beſchränken. Dieſe gingen hervor aus dem Grundſatze des Chriſtenthums, alles im Namen Gottes anzufangen, an welchen man auch in Ge-

1) Als ein Beiſpiel mag das Beſtätigungsgeſuch des Landgrafen Albert von Thüringen an König Albert I. wegen des dem Kloſter Ichtershauſen verkauften Blutbannes dienen, das folgendergeſtalt lautet: „Serenissimo Domino suo, Domino Alberto Romanorum Regi et semper Augusto, Albertus Dei gratia Thuringorum Lantgravius Saxoniaeque Comes palantinus, plenitudinem servitii et se ad omnia penitus indefessum. Cum nos, divinae retributionis intuitu, jurisdictionem seu judicium sanguinis in terminis villae Uchtrishusen cum attinentiis suis, quod a nobis Nobiles viri Otto de Orlamunde et Heinricus de Houstein junior Comites tenuerunt in feudo, post liberam resignationem ipsorum, praeposito et conventui sanctimonialium in Uchtrishusen et eorum monasterio, quantum in nobis est, donaverimus libere et appropriaverimus simpliciter propter Deum, Serenitati vestrae tenore praesentium supplicamus, Quatenus ipsam donationem et appropriationem eidem monasterio et conventui per nos factam ratam habentes et gratam, eam auctoritate regia confirmetis. Datum anno Domini Millesimo CCCVI. VII. Kalend. Martii.“ — Hier findet ſich, außer den nöthigſten Curialien, beinahe kein Wort, das nicht zur Darſtellung der Sache nothwendig gehörte. Damit vergleiche man die weitläufigen Einleitungen, Wiederholungen u. dgl., die ſich z. B. in einem kaiſerl. Lehenbriefe, einer päpſtlichen Bulle und ähnlichen Urkunden finden, und nur in den wenigſten Fällen durch die Sache bedingt werden.

Digitized by Google

ſchäftsſchriften ausdrücklich erinnern wollte, und wurden deshalb ſchon von den ältern chriſtlich-römiſchen Kaiſern bei ihren Verordnungen u. dgl. angewandt. Auf den Urkunden der Päpſte findet man ſie niemals, vielmehr beginnen dieſe immer ſogleich mit ihren Namen. Ebenſo hielten es die Könige von Frankreich aus dem Merovingiſchen Stamme; doch findet man auf einigen, während ihrer Regierungsperiode, von andern Perſonen ausgeſtellten Urkunden, den Eingang: In Christi nomine [2]), oder: In Dei nomine [3]). Pipin und Karl der Große, vor ſeiner Erhebung zur Kaiſerwürde, folgten dem Gebrauche ihrer Vorgänger; als Kaiſer aber änderte Karl denſelben, und begann ſeine Urkunden mit der Anrufungsformel: In nomine patris et filii et spiritus sancti [4]). Ludwig der Fromme ſetzte an deren Stelle: In nomine domini Dei et salvatoris nostri Jesu Christi. Dieſelbe Formel wird, theils ebenſo, theils etwas verändert, auch von den Söhnen Ludwig's des Frommen und von andern Perſonen, welche gleichzeitig Urkunden ausſtellten, gebraucht; ſo heißt es z. B. in einer Urkunde Lothar's I. vom J. 855: In nomine Domini nostri Jesu Christi aeterni; noch kürzer in einer Urkunde des Erzbiſchofs Theutgaudus von Trier (849—870): In nomine Domini nostri Jesu Christi [5]). — Eigenthümlich iſt der Eingang einer Urkunde des angelſächſiſchen Königs Cutfred von Kent (803—819): In nomine Altithroni, qui solus regat ac gubernat omnia omnipotenter in aevum [6]). Unter Karl dem Kahlen in Frankreich und Ludwig dem Teutſchen in Teutſchland kam die Anrufungsformel: In nomine sanctae et individuae Trinitatis, in Gebrauch, und erhielt ſich von dieſer Zeit an bis zum Ausgange des 12. Jahrh., ſowol in den Urkunden der Könige, als der Biſchöfe und Anderer, ſo allgemein und faſt ausſchließlich, daß Urkunden aus dieſem Zeitraume, welche mit einer verſchiedenen Anrufungsformel anfangen, oder überhaupt einen andern Eingang haben, nur als beſondere Seltenheiten vorkommen. Eine ſolche Abweichung zeigt z. B. eine undatirte, wahrſcheinlich aber um das Jahr 1100 gegebene Urkunde des münſterſchen Domcapitels, mit dem Eingange: In nomine sanctae Trinitatis et individuae Unitatis. Zuweilen findet man, nach der gewöhnlichen Anrufungsformel, den Zuſatz: in perpetuum. Das Stadtrechtsprivilegium der Stadt Hamm fügt jener, gleichſam als eine zweite Anrufungsformel, hinzu: Sancti spiritus assit nobis gratia [7]). Ebenſo ſind es beſondere Seltenheiten, ja eigentlich nur diplomatiſche Curioſitäten, wenn der Anrufung Gottes, Jeſu Chriſti oder der heiligen Dreieinigkeit, noch hinzugeſetzt wird: et omnium Sanctorum, oder nec non beatae Mariae virginis, oder S. Michaëlis Archangeli, S. Stephani protomartyris, oder wol gar S. sepulchri Domini nostri Jesu Christi, oder ſonſt etwas dergleichen [8]). — Auch das ganze 13. Jahrh. hindurch blieb die Formel: In n. s. e. i. Trinitatis, zwar noch im Gebrauche, doch kommen wenigſtens ſeit 1220—1230 die vorher ſeltenern Formeln: In nomine Domini Amen, und: In Dei nomine Amen, häufiger mit ihr abwechſelnd vor; auch wurde es ſeitdem immer gebräuchlicher, die Urkunden, ohne Anrufungsformel, mit dem Namen des Ausſtellers oder auf andere Weiſe zu beginnen. Am längſten erhielt jene Formel ſich auf den Urkunden der Kaiſer und der Biſchöfe, jedoch nur abwechſelnd und ohne beſtimmte Regel. So beginnt z. B. der wichtige mainzer Reichsabſchied von 1235, ohne Anrufungsformel: Fridericus secundus divina favente clementia Romanorum Imperator etc. [9]). — Nach Ablauf des 13. Jahrh. kamen die Anrufungsformeln überhaupt faſt ganz außer Gebrauch; regelmäßig finden wir ſie ſeitdem nur auf den Inſtrumenten der Notarien und der geiſtlichen Richter, und zwar ſowol in lateiniſcher als in teutſcher Sprache, jedoch ohne feſtſtehende Form, mit mancherlei beliebigen Erweiterungen und Abänderungen. Auf einzelnen kaiſerl. Urkunden, beſonders Privilegien, jedoch nur in lateiniſcher, nicht in teutſcher Sprache, zeigen ſie ſich noch als eine, aus abſichtlicher Nachbildung einer alterthümlichen Form hervorgegangene Seltenheit [10]). Zuweilen finden ſich verſchiedenartige Anrufungen auch in jüngerer Zeit noch auf biſchöflichen und andern Urkunden, doch blos willkürlich, ohne eine dafür anzugebende Regel. Als beſondere Seltenheit iſt eine ſolche Anrufungsformel in teutſcher Sprache zu betrachten [11]).

Der Anfang unmittelbar mit dem Namen des Ausſtellers findet ſich, wie ſchon vorhin erwähnt wurde, bei allen päpſtlichen Urkunden, ſowol Bullen als Breven; nur iſt zwiſchen beiden der Unterſchied, daß in den Breven der Name des Papſtes oben in einer beſondern Zeile ſteht, in den Bullen hingegen mit den Einleitungsformeln und dem übrigen Texte der Urkunde in einer Continuität fortläuft. Die Urkunden der frühern fränkiſchen Könige, vor der Annahme der Kaiſerwürde durch Karl den Großen,

2) So z. B. in des thüringiſchen Herzogs Hedenus Schenkungsurkunde der Orte Arnſtadt, Mühlberg und Monra an den Biſchof Wilibrord vom J. 704 (*Eckhart*, Franc. orient. T. I. p. 311); Wilibrord's Teſtamente (*Miraei* Opp. diplom. T. I. p. 11); zwei Schenkungsurkunden, aus *Neugart* Cod. dipl., in Schönemann's Codex, 1. Th. S. 29, 30, u. a. m. 3) So in einer Schenkungsurkunde eines gewiſſen Lantbertus, in Schönemann's Codex, 1. Th. S. 27. 4) Dies iſt unter andern auch ein Grund, weshalb die vielmal abgedruckte, angebliche Schenkungs- und Beſtätigungsurkunde Karl's des Großen für das Kloſter Wenden vom J. 802 (*Boehmer*, Reg. Kar. No. 171) mit dem Eingange: In nomine sanctae et individuae Trinitatis, den keine Urkunde Karl's des Großen hat, unmöglich für echt anerkannt werden kann. 5) *Günther* Cod. dipl. T. I. p. 45, 47. 6) Aus *Madox*, Formul. angl. in Schönemann's Codex, 1. Th. S. 42.

7) Zeitſchrift für Archivkunde rc. 1. Bd. 3. H. S. 465. 8) Im N. Lehrg. d. Diplom. 6. Th. S. 394. §. 641 werden dieſe Anrufungsformeln erwähnt, doch ohne beweiſende Urkunden dafür anzuführen. 9) Zeitſchr. f. Archivk. 2. Bd. 2. H. S. 190. 10) So haben z. B. zwei lateiniſche Beſtätigungsurkunden der Privilegien der Stadt Erfurt durch Kaiſer Karl IV., die eine vom 18. Dec. 1355, die andere vom 4. Jan. 1356, den Eingang: In nomine sanctae et individuae Trinitatis feliciter Amen. Karolus quartus divina favente clementia Roman. Imperator etc. 11) Eine ſolche hat der von dem Biſchofe Johann von Münſter im J. 1458 unter den Bürgern zu Münſter aufgerichtete Vertrag, der ſich anfängt: In den namen der hilligen ungedeelten dryvoldicheit Amen. To wetten dat op huden datum deſſes breffs rc.

Digitized by Google

namentlich alſo aller Merovinger, beginnen ebenfalls unmittelbar mit dem Namen des Königs, und zwar ohne demſelben das Wort **Nos** oder **Ego** vorzuſetzen; z. B. **Childericus Rex Francorum vir inluster.** Nach Karl's des Großen Annahme der Kaiſerwürde findet ſich, ſo viel mir bekannt, ein ſolcher Eingang nur in einer Urkunde des aquitaniſchen Königs Pipin, vom J. 835 [12]), mit den Worten: **Pipinus ordinante divinae majestatis gratia Aquitanorum Rex,** ſonſt beginnen ſowol die Urkunden der Karolinger, als der nachherigen teutſchen und römiſchen Könige und Kaiſer, mit der vorhin gedachten Anrufungsformel: auf dieſe aber pflegt alsdann unmittelbar der Name des Ausſtellers, ebenfalls ohne Vorſetzung eines Pronomens, zu folgen; z. B. **In nomine Patris et Filii et Spiritus sancti. Karolus Imperator Augustus etc. — In nomine Domini Dei et Salvatoris nostri Jesu Christi. Hludovvicus divina ordinante providentia Imperator Augustus etc. — In nomine sanctae et individuae Trinitatis. Otto divina favente clementia Rex etc.** — Andere geiſtliche und weltliche Fürſten pflegen bis gegen die Mitte des 12. Jahrh. ebenfalls ihrem Namen kein **Nos** oder **Ego** vorzuſetzen; auch im 12. Jahrh. geſchieht dies noch ſelten, vom 13. Jahrh. an aber häufiger, wiewol nicht durchgängig, und ſo, daß man ſelbſt in den Urkunden eines und deſſelben Fürſten keine Regel hierin beobachtet findet. So habe ich z. B. zwei Urkunden des thüringiſchen Landgrafen Ludwig, ganz ähnliche Angelegenheiten betreffend, die eine von 1219, die andere von 1220, vor mir, wo, nach der gewöhnlichen Anrufungsformel, jene den einfachen Namen, dieſe aber: **Ego Ludewicus etc.** ſetzt. Ähnliche Beiſpiele könnte ich auch in Anſehung der Urkunden verſchiedener Biſchöfe u. a. anführen. In den teutſchen Urkunden pflegt das Prädicat Wir, oder bei Ausſtellern geringern Standes, Ich, vor dem Namen nie zu fehlen. Selten iſt es in den frühern Jahrhunderten, daß die Formel **Dei gratia,** von Gottes Gnaden, oder eine ähnliche, welche gewöhnlich dem Namen der dazu berechtigten Perſonen zu folgen pflegt, demſelben vorangeſetzt wird; doch wurde dies im 16. Jahrh. faſt allgemein gebräuchlich. Von den Titeln, welche ſich die Ausſteller der Urkunden beilegen, wird übrigens weiterhin beſonders geſprochen werden. — Bei Urkunden, die von einer ganzen Corporation, z. B. von einer Stadtgemeinde, ausgeſtellt ſind, vertritt gemeiniglich die Benennung dieſer Gemeinde die Stelle des Namens; z. B. Wir Bürgermeiſter und Rath der Stadt N. N. u. ſ. w., welche Titulatur dann, nach Maßgabe der beſondern Verfaſſung, öfters auf mancherlei Weiſe erweitert wird. Bei Verträgen, Statuten und andern wichtigen Verhandlungen findet man jedoch auch nicht ſelten, beſonders vor dem 15. Jahrh., daß die einzelnen Rathsperſonen namentlich aufgeführt werden. — Bei Capiteln der Kathedral- und Collegiatkirchen, Kloſterconventen u. ſ. w. werden gemeiniglich die höhern Dignitarien oder ein beſonderes Amt bekleidenden Conventualen namentlich aufgeführt, und dann das ganze **Corpus** zuſammengefaßt; z. B. **Herimannus Dei gratia Capenbergensis abbas, Theodericus prior, Volcnandus supprior, Ruthgerus cellerarius, ceterique fratres ejusdem loci etc.** (vom J. 1209); u. dgl. m. Zuweilen geſchieht es aber auch, daß der Vorſteher des Stifts die Urkunde in ſeinem Namen allein ausſtellt, wo dann die Beiſtimmung des Capitels oder Conventes am Ende derſelben beſonders erklärt zu werden pflegt.

Anreden an die Empfänger oder an die künftigen Leſer der Urkunde folgen nicht nur nach der Anrufungsformel, oder nach dem Namen des Ausſtellers, ſondern ſie können auch unmittelbar die Urkunde eröffnen. Sie ſind entweder an einzelne Perſonen, oder an die Geſammtheit aller, denen die Urkunde jetzt oder künftig vorkommen wird, gerichtet, und zwar werden im erſten Falle entweder die Perſonen, für welche die Urkunde zunächſt beſtimmt iſt, allein, oder zuerſt vorzugsweiſe, und nach ihnen alsdann die Geſammtheit aller gegenwärtigen oder künftigen Leſer angeredet. Anreden an beſtimmte Perſonen können natürlich nur da ſtattfinden, wo in einer Urkunde einzelnen oder mehren etwas bekannt gemacht, aufgetragen oder bewilligt wird. Ein Beiſpiel des Anfanges einer Urkunde mit der Anrede eines Einzelnen gibt ſchon das oben (Not. 1) mitgetheilte Geſuch des Landgrafen von Thüringen an König Albert I., und gleichmäßig ſind auch die meiſten andern Lehens- und Bewilligungsgeſuche beſchaffen, und es ergibt ſich bei ihnen der Umſtand, daß die Anrede dem Namen des Ausſtellers voran ſteht, von ſelbſt ſchon daraus, daß jene gemeiniglich an einen höhern gerichtet iſt. Übrigens ſind die Anredeformeln ſelbſt im Allgemeinen ganz dieſelben, ſie mögen nun unmittelbar die Urkunde anfangen, oder eine Anrufung, oder auch den Namen des Ausſtellers noch vor ſich haben; wir faſſen ſie daher auch hier gemeinſchaftlich zuſammen. Mehrentheils ſind, namentlich in den ältern und feierlichern Urkunden, mit den Anreden zugleich Grüße, Segenswünſche oder Ermahnungen verbunden. So wird in denjenigen päpſtlichen Bullen, in welchen gewiſſen Perſonen irgend ein Geſchäft aufgetragen oder eine Bewilligung ertheilt wird, dem Namen der letztern, welche unmittelbar auf den Namen des Papſtes folgt, immer hinzugefügt: **salutem et apostolicam benedictionem;** die Urkunden der Biſchöfe und anderer Geiſtlichen führen gewöhnlich den Gruß: **salutem in Domino sempiternam,** oder: **salutem in eo, qui est omnium vera salus,** oder einen ähnlichen; die Urkunden der päpſtlichen Commiſſarien oder ihrer Subdelegirten aber: **salutem et cognoscere veritatem;** oder auch wol: **salutem et obedire nostris, imo verius apostolicis mandatis.** Die Urkunden der Kaiſer haben, wenn beſtimmte Perſonen darin angeredet werden, gewöhnlich die Formel: **Gratiam nostram et omne bonum;** oder im Teutſchen: Entbieten ... unſere Gnade und alles Gute. Die Anreden an beſtimmte Perſonen ſelbſt richten ſich übrigens in ihrem Ausdrucke natürlich darnach, ob ſie nur Einzelnen oder ganzen Gemeinden, Corporationen, oder vielen Perſonen eines gewiſſen Standes, z. B. allen Geiſtlichen einer gewiſſen Diöceſe, gelten, und dann nach dem Stande und der Würde der ange-

12) *Mabillon*, De Re dipl. p. 523.

Digitized by Google

redeten Perſonen, ſowol an ſich, als im Verhältniſſe zu dem Ausſteller der Urkunde; und es iſt hierbei nur zu bemerken, daß wenn die Anrede an viele Perſonen gleichen oder verſchiedenen Standes gerichtet iſt, dieſe entweder in einer Collectivformel zuſammengefaßt, oder einzeln aufgezählt werden. So findet ſich z. B. in kaiſerl. Urkunden die Anrede an die Reichsſtände und Unterthanen zuweilen in die Worte: Omnibus nostris et imperii fidelibus zuſammengefaßt; zuweilen heißt es aber auch: Omnibus electoribus, principibus ecclesiasticis et secularibus, praelatis, comitibus, nobilibus, capitaneis, ecclesiarum civitatumque rectoribus u. ſ. w., welches ebenſo auch von den Urkunden in teutſcher Sprache und von andern unter ähnlichen Verhältniſſen gilt. Für Anreden an die Geſammtheit aller Leſer gelten dagegen meiſtens gewiſſe allgemeine Formeln, in Anſehung deren jedoch, unter übrigens gleichen Umſtänden, mit mehren abgewechſelt wird. In den kaiſerl. Urkunden, bei denen die Anrede, wie ſchon geſagt, allemal nach der etwanigen Anrufungsformel und dem Namen des Kaiſers oder Königs folgt, gehören unter andern folgende Anredeformeln zu den gewöhnlichern: Noverit omnium fidelium nostrorum praesentium et futurorum industria, qualiter etc. — Pateat cunctis sanctae Dei ecclesiae nostrisque praesentibus atque futuris fidelibus etc. — Omnibus fidelibus nostris praesentibus atque futuris notum esse volumus etc. — Die teutſchen Kaiſerurkunden pflegen ſich kürzer zu faſſen, und ſagen gewöhnlich nur: Wir ... bekennen und thun kund allermänniglichen in dieſem Briefe u. ſ. w. (die teutſchen Urkunden Ludwig's des Baiern und Karl's IV. haben, anſtatt *bekennen*, den Ausdruck: *verjehen*). — In den Urkunden anderer Perſonen höhern und niedern Standes gehört folgende Anredeformel für den unmittelbaren Anfang der Urkunden, zu den gebräuchlichſten: Universis (oder Omnibus et singulis) praesentia (oder praesentes literas) visuris et audituris (oder inspecturis, Nos ... notum facimus publice protestando etc. — Zu den ſeltenern und nur einzeln vorkommenden Formeln dieſer Art ſind folgende zu rechnen: Ad omnium, qui in praesenti subsistunt vel in futuro successerint, fidelium notitiam pervenire desideramus, qualiter ego Erpho septimus decimus sanctae Mimigardevordensis ecclesiae divina miserante clementia episcopus etc. (vom J. 1085, mehrfach merkwürdig; wegen der fehlenden Anrufungsformel, und anderer Eigenthümlichkeiten); Omnibus hanc literam visuris, Godefridus Dei gratia Comes in Arnesberg, pacem et veritatem diligere. Tenore praesentium modernis et futuris innotescimus, etc. (vom J. 1255). — Die teutſchen Urkunden dieſer Art beginnen gewöhnlich: Kund und zu wiſſen ſei hiermit allen und jeden u. ſ. w., oder kürzer: Zu wiſſen ſei hiermit u. ſ. w., oder ſonſt auf ähnliche Weiſe [13]). — Übrigens geht aus dieſen Beiſpielen hervor, und verſteht ſich ohnedies von ſelbſt, daß der Name des Ausſtellers, oder bei Verträgen, die Namen der Contrahenten, wenn ſie der Anrede nicht vorangehen, auf verſchiedenartige Weiſe in dieſelbe verflochten ſind. — Macht der Name des Ausſtellers den Anfang der Urkunde, ſo folgt ihm in ältern Zeiten, und zwar regelmäßig bis in das 13. Jahrh., mehrentheils eine der oben angegebenen Formeln, oder eine ähnliche, die ſich entweder an den Namen unmittelbar anſchließt, oder von ihm unterſchieden, eine neue Redefolge anfängt; letzteres z. B. Ego Warnherus Dei gratia sanctae Monasteriensis ecclesiae Episcopus. Notum esse cupimus omnibus fidelibus etc. (vom J. 1142); jenes: Hermannus, Dei gratia Corbeiensis abbas, universis praesentem literam inspecturis in perpetuum. Commodum duximus etc. (vom J. 1227). — Zuweilen fehlt aber auch die Anrede ganz, und auf den Namen des Ausſtellers folgt ſogleich die Einleitung; oder letzterer iſt erſt die Anrede angehängt. — Bei den Urkunden ſpäterer Zeit, insbeſondere bei denen in teutſcher Sprache, pflegte man ſich kürzer zu faſſen, und meiſtens nur einen kurzen Übergang zu der Sache ſelbſt zu machen, der etwa in den Worten beſtand: Nos ... notum facimus, oder: tenore praesentium profitemur, quod etc.; oder: Wir ... bekennen und bezeugen offenbar in dieſem gegenwärtigen Briefe ꝛc. u. dgl. m.

Die *hiſtoriſche Entwickelung* des in der Urkunde enthaltenen Gegenſtandes muß natürlich allemal folgen, wenn auch die Urkunde auf eine der drei vorhergegangenen Weiſen begonnen hat; ſie kann aber auch die Urkunde unmittelbar, oder nach der bloßen Anrufungsformel, anfangen, und zwar geſchieht dies wieder auf dreierlei Art, nämlich a) mit dem Datum, b) mit der Geſchichtserzählung des in der Urkunde enthaltenen Factums, und c) mit einer beſondern Einleitung. Daß Urkunden ſogleich mit dem Datum, oder der Zeitangabe für die darin verhandelten Thatſachen anfangen können, iſt ſchon in dem Artikel: Diplomatische Chronologie bemerkt und mit verſchiedenen Beiſpielen belegt worden. Der Anfang unmittelbar mit der Geſchichtserzählung iſt der einfachſte, und beſonders in teutſchen Urkunden gebräuchlich, z. B.: Dat ſint de ſachen, da mynde dat wy Greue Syfrid van Widegenſteyn ... beladen waren tuſchen den edelen luden u. ſ. w. (Sühne zwiſchen Grafen Otto von Naſſau und Johann von Wildenberg vom J. 1348). In ſpätern Zeiten kommt z. B. vor: Als ſich zwiſchen den ... eine Zeit lang von wegen ... Zwiſt und Mangel erhalten, ſind ſie nun ... entſchieden und vertragen, dergeſtalt u. ſ. w.; oder: Demnach eine Zeit hero zwiſchen dem ... Streit und Misverſtand erhalten ꝛc. u. dgl. m.

Die *Einleitungen* in den urkundlichen Vortrag machen dagegen eine beſondere und ſehr reichhaltige Partie des eigentlichen Formelweſens aus. Gemeiniglich werden in ihnen die Motive entweder zu der in der Urkunde erwähnten Handlung ſelbſt, oder zu ihrer ſchriftlichen Auf-

13) Eine der älteſten Urkunden in dieſer Form aus dem J. 1338 fängt an: Kundich ſy allen luden, dey duſſen Breff ſeyt efte hort leſen, dat ich u. ſ. w. Und dieſer Eingang iſt lange Zeit der gewöhnliche geblieben, wie er ſich denn z. B. in einer Urkunde vom J. 1380, die verſchiedene Mundart abgerechnet, wörtlich ſo wiederfindet.

zeichnung angegeben. Erſtere beſtehen mehrentheils in moraliſchen oder theologiſchen Betrachtungen, und ſind nicht ſelten in bibliſchen Worten ausgeſprochen; letztere ſind gewöhnlich hergenommen von der Vergänglichkeit des menſchlichen Gedächtniſſes, oder dem Streben der Böſen, die Handlungen der Guten zu ſtören, welches beides ſchriftliche Sicherſtellung nöthig mache. Die Einleitungsformeln der erſtern Art ſind ſowol den Gedanken als dem Ausdrucke nach ſehr zahlreich und mannichfaltig, und bald von dem Stande und Berufe des Ausſtellers, bald von der Beſchaffenheit der vorzutragenden Sache hergenommen. In den kaiſerl. lateiniſchen Urkunden folgt die Einleitungsformel, wenn eine ſolche vorhanden iſt, unmittelbar nach dem Namen und Titel des Kaiſers, und pflegt alſo der Anredeformel vorauszugehen, welche letztere ihr dann nachfolgt, oder auch in ihr ſelbſt mit eingeſchloſſen iſt. Gewöhnlich iſt ſie von der Pflicht des Kaiſers, Gerechtigkeit zu handhaben, ſeine Untergebenen zu ſchützen, billige Foderungen zu bewilligen, den Dienſt Gottes und die Ehre der Kirche zu befördern u. dgl. m., und von den daraus entſpringenden Vortheilen hergenommen; z. B. Si fidelium nostrorum petitionibus clementer annuerimus, non solum regium morem decenter implemus, verum etiam eosdem ad servitium nostrum promptiores efficimus, et si eorum petitio de ecclesiasticis est rebus, aeternae mercedis remunerationem accipimus. Ideo noverint omnes fideles nostri etc. (*Otto* I, 937). Ähnlich iſt der Gebrauch in den päpſtlichen Bullen, nur mit dem Unterſchiede, daß einige die Anredeformel, ſei es nun an alle Gläubigen oder an beſtimmte Perſonen, voranſtellen, gemeiniglich mit dem Schluſſe: salutem et apostolicam benedictionem; ſeltener ſtatt deſſen: in perpetuum; worauf hernach erſt die Einleitung folgt; andere aber an den Namen des Papſtes die Worte ad perpetuam (oder futuram) rei memoriam anſchließen, auf dieſe ſodann die Einleitung, und auf letztere erſt die Anrede an alle Gläubigen folgen laſſen, z. B.: Urbanus Episcopus servus servorum Dei. Ad perpetuam rei memoriam. In eminentis dignitatis specule superni dispensatione consilii licet immeriti constituti, ad cunctas fidei regiones nostrae vigilantiae creditas etc. (vom J. 1389). Die letztere Form findet ſich vorzugsweiſe bei ſolchen Bullen, in denen allgemeine Geſetze und Verordnungen, Stiftungen, Privilegien u. dgl. enthalten ſind; doch gibt es ſo viele Ausnahmen und Willkürlichkeiten hierin, daß für den Gebrauch der verſchiedenen Anredeformen in den päpſtlichen Bullen durchaus keine allgemeinen uud ſichern Regeln aufzufinden ſind. Die Einleitungsformeln der päpſtlichen Bullen ſind übrigens ungemein mannichfaltig, und man war um ſo mehr auf Abwechſelung im Ausdrucke derſelben bedacht, weil es gewöhnlich iſt, der Kürze wegen, die päpſtlichen Bullen nach ihren Anfangsworten zu citiren. Dies leidet nur in ſolchen Fällen eine Ausnahme, wo die einen beſondern Gegenſtand betreffende Bulle eines Papſtes nur als Wiederholung und Erneuerung einer denſelben Gegenſtand angehenden Bulle ſeines Vorgängers zu betrachten iſt, in welchen Fällen dann auch mehr allgemeine Formeln mit gleichgültigen Anfangsworten gewählt werden; ſo beginnt z. B. eine Bulle Papſt Nikolaus' IV. vom J. 1291, in welcher die Abtretung des Patronats gewiſſer Kirchen an das Stift Kappenberg beſtätigt wird: Dilectis filiis, Praeposito et Conventui Monasterii in Cappenberge etc. Sal. et apost. bened. Cum a nobis petitur quod justum est et honestum, tam vigor aequitatis quam ordo exigit rationis, ut id per sollicitudinem officii nostri ad debitum perducatur effectum. Sane petitio vestra nobis exhibita continebat etc., und ganz auf dieſelbe Weiſe beginnen auch die auf den nämlichen Gegenſtand bezüglichen Bullen Clemens' V. vom J. 1305, und Johann's XXII. vom J. 1332. Die päpſtlichen Breven haben gemeiniglich gar keine Einleitung, ſondern beginnen, nach einer kurzen Anrede der betreffenden Perſonen, ſogleich mit der abzuhandelnden Sache. In den Urkunden der Biſchöfe und anderer höherer Geiſtlichen iſt die Einleitungsformel gemeiniglich von den Verpflichtungen ihres geiſtlichen Amtes oder von allgemeinen Regeln der Gerechtigkeit und Frömmigkeit hergenommen. Selten oder nie pflegt indeſſen eine ſolche Einleitungsformel die Urkunde ganz von Vorn anzufangen, ſondern ſie folgt entweder nach dem Namen des Ausſtellers der Urkunde, oder unmittelbar nach der Anrufungsformel, oder auch erſt nach der Anrede. Beiſpiele von allen drei Arten ſind folgende: In n. s. e. i. Trin. Philippus Dei gratia sanctae Coloniensis ecclesiae Archiepiscopus etc. Justitia exigit, et ratio expostulat, ut ea quae tempore nostro rationabiliter fiunt, auctoritatis nostrae munimine roboremus. Quocirca notum fecimus etc. (vom J. 1169). — In n. s. e. i. Trin. Quae in tempore nascuntur, cum tempore labuntur, et sollempniter instituta plerumque senescunt oblivione. Unde ego Herimannus sola Dei gratia Monasteriensis Ecclesiae minister, tam praesentibus quam posteris etc. (vom J. 1183). — In n. s. e. i. Trin. Ludolfus Dei gr. eccl. Monaster. Episcopus, universis hanc paginam inspecturis salutem in autore salutis. Quoniam in bonae fidei contractibus probationes vivae vocis propter lapsum temporis et hominum non semper haberi possunt, subtiliter indagatum est, ut scriptura posteritati fidem faciat, et de re gesta veritatem loquatur. Hinc tam modernis quam futuris tenore praesentium declaramus etc. (vom J. 1238)[14]). — In den

14) Eigenthümlich in mehrfacher Hinſicht iſt die Einleitung zu der Memorienſtiftung des münſterſchen Biſchofs Wernher vom J. 1157. Dieſe fängt nämlich an: In n. s. e. i. Trin. Qui seminat in benedictionibus, de benedictionibus et metet. Quoniam igitur rerum secularium statum scimus esse momentaneum, nosque fragiles cum seculo labente citius esse casuros, operante in nobis miseratione divina, ad ea quae non sunt momentanea, non transitoria, omnique fine carentia, juxta apostoli ammonitionem ad ea quae ante sunt me extendo, ea vero quae retro me sunt oblitus, ad supernae vocationis statum pervenire concupisco. Ut ergo ad illa quae sunt semper manentia valeamus attingere, fratrum nostrorum aliorumque Christi fidelium nos committimus devotioni. Ut autem apud fratres nostros, videlicet majoris domus canonicos, memoria nostra perseveret etc., und nun kommt es erſt zur Sache. In jener, ſchon durch ihre

Digitized by Google

Urkunden weltlicher Fürſten und anderer Groſſen pflegt eine Einleitung (diejenige ausgenommen, welche man von der Hinfälligkeit des menſchlichen Gedächtniſſes und daherrührenden Nothwendigkeit ſchriftlicher Aufzeichnung hergenommen findet, und beſonders im 13. Jahrh. ziemlich gemein iſt) in der Regel nur da vorzukommen, wo ſie mit Geiſtlichen oder deren Angelegenheiten zu thun haben. Auch hier geht gemeiniglich der Name des Ausſtellers, oder doch wenigſtens eine Anrufung vorher; letzteres z. B. in Landgraf Ludwig's von Thüringen Beſtätigung der Güter des Kloſters Reiffenſtein, vom J. 1217, anfangend: In nomine patris et filii et spiritus sancti Amen. Quoniam proprium est invidorum laqueos tendere etc., worauf nach einem ziemlich langen Eingange erſt folgt: Inde est quod ego Lodowicus etc. Das ſeltene Beiſpiel einer, ganz ohne Anrufungsformel, ſogleich mit der Einleitung anfangenden Urkunde gibt dagegen die Stiftungsurkunde des ebengenannten Kloſters durch den Grafen Ernſt von Gleichen: Quoniam tempora instant mala et futura pejora formidantur etc. Noverint universi Christi fideles tam praesentis aetatis quam imposterum successurae, quod ego Comes Ernestus filius Comitis Ernesti de Tonna etc. (vom J. 1162)[15]). — Im Laufe des 13. Jahrh., und noch mehr nach dem Ablaufe deſſelben, kam man übrigens, weil die Zahl der Urkunden immer mehr anwuchs, auch in gleichem Verhältniſſe von den vorher ziemlich weitläufigen Einleitungsformeln zurück; daher rührt es auch, daß in den teutſchen Urkunden, die erſt ſeit dem 14. Jahrh. in ſehr ausgedehnten Gebrauch kamen, und die man vorher, aus andern, ſchon angegebenen Gründen, abſichtlich kurz faßte, die eigentlichen Einleitungen ſehr ſelten ſind, und in der Regel, nach dem Namen des Ausſtellers und etwaiger Anrede- oder Grußformel, ſogleich zur Sache übergegangen wird. Die größere Weitläufigkeit, welche die teutſchen Urkunden ſeit der Mitte des 14. Jahrh. annehmen, pflegt ſich mehr in der Expoſition der Gegenſtände, als in den Einleitungen zu äußern. Namentlich finden wir in den teutſchen Kaiſerurkunden eine beſondere Einleitung gemeiniglich nur da, wo von Ertheilung oder Beſtätigung bedeutender Privilegien u. dgl. die Rede iſt, und wo man um deswillen der Urkunde eine beſondere Feierlichkeit geben wollte. So heißt es z. B. in Kaiſer Friedrich's IV. Meßprivilegium für die Stadt Erfurt, vom J. 1473: Wir Friderich u. ſ. w. Bekennen vnd tun kund allermeniclich mit dieſem brieue, Wiewol wir aus angeborner güte vnd mildikeit allczeit geneigt ſein, einem yclichen vnſerm vnd des heiligen Reichs vndertanen vnd getrewen vnſer keiſerlich gnad vnd furdrung mitzeteilen, ſo iſt doch vnſer keiſerlich gemüte mer begirlich zu denen, die wir in vnſern vnd des heil. reichsſachen vnd geſchefften mit getrewen vnd bereitem vleiß vnd dinſt allczeit vnuerdroſſen erfinden. Wann vns nu u. ſ. w. Außer dergleichen beſondern Fällen pflegen die teutſchen Kaiſerurkunden keine beſondere Einleitung zu machen, ſondern nach der Anrede ſogleich zur Sache überzugehen, über dieſe aber gemeiniglich deſto umſtändlicher ſich zu verbreiten.

II. Namen und Titel der in der Urkunde erwähnten Perſonen finden ſich zwar, wie wir geſehen haben, ſchon im Eingange derſelben, theils indem der Ausſteller der Urkunde daſelbſt genannt wird, theils indem andere Perſonen angeredet werden; ſie ſind aber nicht auf jenen eingeſchränkt, ſondern kommen auch im Contert der Urkunde unter verſchiedenen Verhältniſſen vor. Von den Namen der Perſonen iſt nur wenig dem Urkundenweſen Eigenthümliches zu erinnern; deſto mehr aber iſt über die den Namen begleitenden Formeln, oder im weitern Sinne über die Titulaturen zu ſagen, welche theils in Benennungen der Würden und Ämter der betreffenden Perſonen, theils in gewiſſen auszeichnenden Beiwörtern beſtehen, und wieder verſchieden ſind, je nachdem eine gewiſſe Perſon von ſich ſelbſt, oder eine andere von ihr ſpricht.

Was nun zuvörderſt die Kaiſer und Könige betrifft, ſo war, wie bekannt, im weſtlichen Europa ſeit der Auflöſung des altrömiſchen Kaiſerthums, der Titel Imperator erloſchen, bis er durch Karl den Großen wieder hergeſtellt wurde, und unter ſeinen Nachfolgern ſich erhielt. Bekannt ſind die Verwirrungen, in welche das neue Imperatorenreich gegen das Ende des 9. und im Anfange des 10. Jahrh. gerieth, bis der teutſche König Otto I. ſich aufs Neue den Imperatortitel erkämpfte, und ihn auf immer mit der teutſchen Königswürde verband, ſodaß von der Zeit an kein anderer als ein in Teutſchland rechtmäßig erwählter König ſich den Titel Imperator Romanorum beilegen durfte. Zum wirklichen Gebrauche dieſes Titels wurde jedoch erfodert, daß der Erwählte durch den Papſt oder einen Stellvertreter deſſelben die kaiſerl. Krönung erhalten hatte; ſo lange dieſe noch nicht erfolgt war, nannte er ſich Rex, und erſt nach derſelben Imperator. Daher haben mehre Könige, bei denen es zu der Krönung in Italien nicht kam, auch den Kaiſer- oder Imperatorentitel nie angenommen, und ebendaher iſt auch die zweifache Zählung der Regierungsjahre, nach annis Regni und Imperii, entſtanden. Erſt Maximilian I. und Karl V. nannten ſich, ohne päpſtliche Krönung, jedoch mit päpſtlicher Bewilligung, römiſche Kaiſer, und von des Letztern Nachfolgern hat keiner die römiſche Krönung empfangen, wiewol ſie gleich nach ihrer durch die teutſche Wahl und Krönung bedingten Thronbeſteigung ſich den Kaiſertitel beilegten, doch wurde ſeitdem, eben jenes ſtaatsrechtlichen Mangels wegen, der vorher ungewöhnliche Titel: erwählter römiſcher Kaiſer (electus Romanorum Imperator) eingeführt. — Außerdem haben im 10. und 11. Jahrh. einige Könige von England und Caſtilien den Imperatortitel angenommen, doch war dies von keinen bleibenden Folgen.

Den Königstitel finden wir in den meiſten bekannten europäiſchen Staaten. Unter denen, welche für das

große Ausdehnung merkwürdigen Einleitung ſcheint aber der Ausſteller ſich ſo verloren zu haben, daß er ſogar ſeinen Namen darüber vergaß, der erſt gegen das Ende der Urkunde gleichſam nachträglich genannt wird: Igitur ego Werenherus Dei gratia hujus sedis episcopus, cartulae istius dator et auctor etc.

15) Beide Urkunden ſtehen vollſtändig in Wolf's Geſch. des Eichsfeldes. 1. Bd. S. 11 und 17.

teutſche und dieſem zunächſt verwandte Urkundenweſen von vorzüglicher Bedeutung ſind, kommt zuerſt das Merovingiſche fränkiſche Königshaus in Betrachtung. Man bemerkt, daß in dieſem Hauſe der Königstitel nicht blos den regierenden Häuptern, ſondern auch andern Prinzen und Prinzeſſinnen gegeben wird, ſelbſt wenn letztere im Kloſter lebten oder an Männer geringern Standes verheirathet waren; ein Gebrauch, für den ſich auch unter den folgenden Generationen noch Beiſpiele finden. Der Titel, deſſen ſich die Merovingiſchen Könige in ihren Urkunden bedienen, iſt: Rex Francorum, Vir inluster; welchen auch ihre nächſten Nachfolger beibehielten. Karl der Große nannte ſich, ſeit der Eroberung des longobardiſchen Reichs, Rex Francorum et Longobardorum, zuweilen auch Patricius Romanorum; des Titels Vir illuster bediente er ſich noch abwechſelnd. Nach der Annahme der Kaiſerwürde legte er ſich in ſeinen Urkunden auch einen prunkvollern, jedoch nicht durchgängig gleichlautenden, Titel bei, nämlich Imperator Augustus, piissimus (oder serenissimus Augustus), a Deo coronatus, magnus, pacificus Imperator, Romanum gubernans Imperium, qui et per misericordiam Dei Rex Francorum et Longobardorum. Ludwig der Fromme beſchränkte dieſen weitläufigen Titel auf den einfachen Imperator Augustus. Ebenſo gebrauchten die ſpätern Karolinger, welche die Kaiſerwürde beſaßen, den Titel Imp. Aug., die andern Rex, ohne den Namen ihres Volkes oder Staates beizufügen. Erſt gegen das Ende des 9. Jahrh. wurde in Frankreich der Titel Rex Francorum wieder gebräuchlich. Auch die teutſchen Könige nannten ſich blos Rex, oder nach Annahme der Kaiſerwürde Imp. Aug.; Otto I. nannte ſeinen bei ſeinem eignen Leben ſchon zum Kaiſer gekrönten Sohn Coimperator noster; Otto III. fing an, ſich *Romanorum* Imperator Augustus zu nennen [16]), und während der Regierung des fränkiſchen Kaiſerhauſes wurde es auch gewöhnlich Romanorum Rex zu ſchreiben; ſeit Friedrich I. wurde es gewöhnlich, dem kaiſerl., und nachher auch dem königl. Titel, semper Augustus beizufügen. Außer dem regierenden König oder Kaiſer erhielt übrigens kein Sohn oder ſonſtiger Verwandter deſſelben den Königstitel, wenn er nicht förmlich zum Thronfolger gewählt war, und auch dann konnten nie zwei Könige zugleich ſein, weil es Grundſatz wurde, nur einem gekrönten Kaiſer einen König beizuordnen. Friedrich II., welcher ſeinem kaiſerl. Titel den Titel Rex Siciliae beifügte, gab damit, ſeit Karl dem Großen, wieder das erſte Beiſpiel einer ſolchen Vereinigung der Titel verſchiedener Reiche, das aber erſt bei Karl IV. wieder Nachahmung, und unter Sigismund, beſonders aber unter den Kaiſern aus dem öſterreichiſchen Hauſe, viel weitere Ausdehnung fand; denn vor dieſen war es nicht gebräuchlich, herzogliche oder gräfliche Titel dem kaiſerl. und königl. an die Seite zu ſetzen. Den Titel König von Germanien hat Karl V. zuerſt eingeführt. — Mehre ſeltne und ungewöhnliche Titulaturen früherer Kaiſer übergehen wir hier; doch iſt noch zu bemerken, daß manche Titelformen, z. B. das *semper* Augustus, zuweilen ſchon früher, ehe ſie allgemein gebräuchlich wurden, als Einzelheiten vorkommen. Im Context der Urkunden brauchen die römiſch-teutſchen Kaiſer und Könige von ſich ſelbſt die Ausdrücke Celsitudo, Clementia, Majestas nostra; von Andern erhalten ſie die Prädicate augustissimus, serenissimus, gloriosissimus, victoriosus, invictissimus. Die Angehörigen des Reichs werden von ihnen Nostri et Imperii fideles genannt.

Die Päpſte geben ſich in der Aufſchrift ihrer Bullen das Prädicat: Episcopus servus servorum Dei; in der Unterſchrift, die ſich aber nur bei den ſogenannten Conſiſtorialbullen findet: universalis (oder catholicae) Ecclesiae Episcopus. Auf den Breven ſteht blos der Name mit dem Zuſatze PP. (Papa) und der Namenszahl; z. B. Clemens PP. VII. — Von Andern werden ihnen die Titel Sanctitas, auch sanctissimus in Christo pater et dominus noster, und apostolicus gegeben; Berichte an ſie, zumal von Geiſtlichen, beginnen gewöhnlich: Post beatissimorum pedum oscula etc. Sie ſelbſt nennen die Biſchöfe venerabiles fratres, alle andern der katholiſchen Kirche angehörigen Perſonen, geiſtlichen oder weltlichen, hohen und niedern Standes, clarissimos, dilectissimos oder dilectos filios. Concilien und Biſchöfe brauchen bei allgemeinen Anreden die Worte: sanctae matris ecclesiae filii.

Die Biſchöfe gebrauchen zwar, hauptſächlich ſeit dem 12. Jahrh., in der Regel ihren Amtstitel mit Bemerkungen der Kirche, welcher ſie vorſtehen, und welcher zuweilen noch ein beſonderes Ehrenbeiwort gegeben wird; z. B. sanctae Coloniensis ecclesiae Archiepiscopus. In frühern Zeiten haben jedoch die Biſchöfe, theils zum Beweis ihrer Demuth, theils auch der Veränderung wegen, ſich mancherlei andere Prädicate gegeben, und einzelne der ſpätern haben dies nachgeahmt; anſtatt Episcopus werden z. B. die Worte Praesul, Praelatus, Minister, Opilio u. dgl. gebraucht; oder es heißt z. B. Episcopus licet indignus, indigne vocatus, solo nomine Episcopus, licet peccator, humilis minister u. dgl. m. Von Andern wird ein Biſchof gewöhnlich venerabilis in Christo pater genannt. In den teutſchen Urkunden wird den Biſchöfen anfänglich das Prädicat ehrwürdig, ehrwürdiger in Gott Vater, u. dgl. gegeben, wofür im 16. Jahrh. hochwürdig und hochwürdigſt in Gebrauch kam. Die teutſchen Biſchöfe ſind außerdem noch durch ihre fürſtlichen Titel und Würden ausgezeichnet; doch wird ihnen, wenn ſie nicht aus fürſtlichen Häuſern geboren waren, das Prädicat serenissimus, durchlauchtig, nie gegeben, wol aber gnädig. Die geiſtlichen Kurfürſten bedienen ſich ſchon ſeit dem 12. Jahrh. des Erzkanzlertitels; der Kurfürſtentitel aber iſt erſt im 15. Jahrh. allgemein üblich geworden, wiewol er ſchon früher einzeln vorkommt.

Der Stand der weltlichen Fürſten hat in Teutſchland große Veränderungen durchgemacht; denn während ſie urſprünglich blos lebenslängliche Beamte waren, ge-

16) Die Urkunde bei *Günther* Cod. dipl. T. I. p. 74, wo ſchon Otto I. Imp. Aug. *Romanorum et Francorum* heißt, ſcheint ebendeshalb verdächtig.

Digitized by Google

lang es ihnen ſchon unter den erſten Königen Teutſchlands, ihre Würden, wenn auch noch nicht durchgängig, erblich zu machen; ſie bildeten alſo den höhern Reichsadel, und nachdem ſie in dieſer Eigenſchaft ſchon als Reichsſtände den Königen in der Reichsregierung zur Seite geſtanden hatten, ging endlich die Gerichtsbarkeit, die ſie in ihren Lehens-, Amts- und Familiengütern bis dahin im Namen des Kaiſers ausgeübt hatten, in eine wirkliche ſelbſtändige Landeshoheit über. Hiernach hat ſich auch das Titelweſen in Beziehung auf dieſelben weſentlich verändert. Unter den Merovingern und den frühern Karolingern hießen **Principes** alle die Großen, welche theils Ämter am Hofe des Königs bekleideten, theils als die Vornehmern (**Proceres**) in den Nationalverſammlungen erſchienen; auch wurde ihnen der Titel **Vir inluster** oder **Illustris** gegeben, welchen die Merovingiſchen Könige, wie ſchon geſagt, ihrem eignen Namen beizufügen pflegten. In dem ſelbſtändig gewordenen teutſchen Reiche dauerte dieſer Sprachgebrauch im gemeinen Leben fort; ſo rechnet z. B. der Annalista Saxo noch im 11. Jahrh. einen bloßen Dynaſten unter die **Principes**; urkundlich aber wurden nur die Inhaber der großen Reichswürden, namentlich die Herzoge und Markgrafen, ſo benannt. Die Biſchöfe und mehre der größern Reichsprälaten, die auf den Reichstagen ſelbſtändige Stimme führten, wurden zwar ſchon ſeit dem 10. Jahrh. **implicita** unter die Fürſten gerechnet, aber erſt im 13. Jahrh. wird ihnen der Titel **Princeps** urkundlich von den Kaiſern ſelbſt und im Einzelnen beigelegt. Seit dem 13. Jahrh. unterſchieden ſich auch die Kurfürſten, ſowol geiſtlichen als weltlichen Standes, von den übrigen Fürſten immer auffallender, bis ſie unter Ludwig von Baiern eine förmliche Corporation bildeten, und endlich Karl IV. in der ſogenannten goldnen Bulle ihre Rechte urkundlich beſtimmte; doch kam der Titel Kurfürſt (**Princeps Elector**) erſt im 15. Jahrh. in allgemeinen Gebrauch, wiewol Einzelne ſich deſſelben bei beſondern Gelegenheiten ſchon früher bedient hatten, und zwar die weltlichen früher als die geiſtlichen; doch war es bei den geiſtlichen Kurfürſten ſchon ſeit dem 12., und bei den weltlichen ſeit dem 13. Jahrh. üblich, das mit der Kurwürde verbundene Erzamt im Titel auszudrücken. Die Titel **Dux** und **Marchio** werden bis in das 12. Jahrh. den Namen der mit jenen Würden bekleideten Perſonen gewöhnlich ohne Benennung des Landes, auf welches ſie ſich gründen, beigefügt; ſeltener iſt dies bei dem landgräflichen Titel (**Lantgravius** oder **Comes provincialis**) der Fall, der erſt im 12. Jahrh. in Thüringen aufkam; ſeit dem 12. Jahrh. nennen ſich die Fürſten wenigſtens in den von ihnen ſelbſt ausgeſtellten Urkunden mit Angabe ihrer Länder, und ſeit dem 13. Jahrh. unterbleibt dieſe auch da nicht mehr, wo ſie als Zeugen vorkommen, oder ſonſt von ihnen die Rede iſt. Schon das 13. Jahrh. iſt übrigens nicht nur bei den Fürſten, ſondern ſelbſt bei einzelnen Grafen (z. B. denen von Habsburg) reich an Beiſpielen der vereinigten Titel verſchiedener Länder oder Herrſchaften in einer Perſon. Wo die Kaiſer von den Fürſten ſprechen, bedienen ſie ſich gewöhnlich des Ausdrucks **Principes nostri**; einem einzelnen Fürſten wird in kaiſerl. Urkunden gewöhnlich der Titel **illustris**, im Teutſchen hochgeboren, beigefügt; ſelbſt der König von Böhmen führt in einer Urkunde des römiſchen Königs Rupert keinen andern Titel als hochgeboren. Der Titel **Serenissimus** (durchlauchtig), der Anfangs den Kaiſern und Königen eigen war, wird zwar einzelnen Fürſten, von Perſonen gleichen oder geringern Standes, ſchon ſeit dem 14., von den Kaiſern aber erſt ſeit dem 16. Jahrh. gegeben, und zwar wird demſelben bis in das 17. Jahrh. noch das Prädicat hochgeboren beigefügt, welches aber ſeitdem bei den altfürſtlichen Häuſern wegblieb, und nur bei den neufürſtlichen beibehalten wurde.

Zu dem höhern Adel rechnete man in Teutſchland, ſeit der Bildung dieſes Standes, die alten Grafen (**Comites**) und Dynaſten oder Herren (**Domini**), die an Range einander völlig gleich ſtanden, und das Prädicat **Nobiles** (edle) führten, an deſſen Stelle erſt im 14. Jahrh. das vorher den Fürſten eigne **Illustres** (wohlgeborne) trat, welches Letztere ſeit dem 15. Jahrh. wieder durch hochgeboren verdrängt wurde. Doch wurde dieſes Anfangs nur von den Unterthanen gegen ihre Herren, oder überhaupt von Geringern gegen Höhere gebraucht, und ging erſt ſeit dem 16. Jahrh. in den eigentlichen Curialſtyl über[17]). Auch die Pfalz- und Burggrafen (**Comites palatini** und **Praefecti urbium**, ſpäter **Burggravii**) wurden unter die Grafen gerechnet, und es war blos eine in beſondern Umſtänden beruhende Auszeichnung für Einzelne, daß ſie den Fürſten gleichgeachtet wurden, wie dies bei den Pfalzgrafen am Rhein (der ſogar zur Kurfürſtenwürde emporſtieg) und dem Burggrafen von Nürnberg der Fall war; außerdem finden wir ſogar, daß die Burggrafen manchen Grafen im Range nachgeſetzt werden; wie z. B. die ältern Burggrafen von Meißen, wenn ſie mit den Grafen von Schwarzburg gleichzeitig in Urkunden genannt werden, letztern gewöhnlich nachſtehen. Auf die Grafen folgen in den Urkunden, wenn Perſonen verſchiedenen Standes in mehrfacher Zahl genannt werden, bis in die erſte Hälfte des 13. Jahrh., die **Liberi** (freien Landeigenthümer), dann die **Ministeriales** (Dienſtleute der geiſtlichen und weltlichen Fürſten und des höhern Adels). Später pflegt ſich dieſer Unterſchied allmälig zu verlieren, indem die freien Landeigenthümer entweder in einen höhern Stand eintraten, oder zu Dienſtleuten wurden, aus den Dienſtleuten aber der neuere Adel hervorging. Der Titel **Miles**, wofür im Teutſchen Ritter geſagt wird, iſt immer eine perſönliche, jedoch ſeit dem 13. Jahrh. dem Adel eigenthümliche Würde, daher auch **Genus militare** den Adelſtand bedeutet; denn Perſonen höhern Standes nahmen zwar die Ritterwürde

17) Eine Vertheidigungsſchrift der Stadt Hamm gegen ihren Landesherrn vom J. 1414 beginnt: Oppe Anſprake des Hogebornen vnſes lieuen genedigen Heren Greuen Adolffs van Cleue vnd van der Marke u. ſ. w. Dagegen heißt noch in einem Vertrage zwiſchen dem Stifte Freckenhorſt und der Stadt Beckum vom J. 1501 die Äbtiſſinn, eine geborne Gräfin von Teklenburg, die Edele vnd wolgeborne vrouwe; und Ähnliches findet ſich in noch ſpäterer Zeit.

Digitized by Google

an, führten ſie aber nicht im Titel, weil der Fürſten- oder Grafentitel noch höher galt. Wo in den Urkunden mehre Perſonen adeligen Standes zuſammenkommen, werden die Ritter allemal den andern, welche im Gegenſatze zu ihnen Famuli, Armigeri, Knechte, Knappen, genannt werden, im Range und andern Ehrenbezeigungen vorgezogen.

Familiennamen kommen in den frühern Jahrhunderten gar nicht vor, ſondern wo eine Unterſcheidung zwiſchen Perſonen gleichen Taufnamens nöthig iſt, geſchieht ſie gewöhnlich durch Zuſatz des Namens ihrer Väter. Selbſt die Grafen erſcheinen, nachdem die vormals amtliche Grafenwürde ſich auf den Beſitz gewiſſer Güter gegründet hatte, bis in das 12. Jahrh. gewöhnlich nur mit dem Titel Comes, ohne Angabe ihres Territoriums oder Wohnſitzes, und auch wo dieſe ſtattfindet, bilden ſich daraus, beinahe das ganze 13. Jahrh. hindurch, noch keine feſten und erblichen Familiennamen, vielmehr wechſeln nicht nur die verſchiedenen Mitglieder einer Familie, wenn ſie, nach erfolgter Gütertheilung, verſchiedene Häuſer bewohnten, mit dieſen ihre Beinamen (ſo unterſchieden ſich z. B. die zu einem Stamme gehörigen Grafen von Schwarzburg, Kevernberg, Rabenswalt und Blankenburg), ſondern auch dieſelbe Perſon kann unter verſchiedenen Namen vorkommen (wie z. B. der gemeinſchaftliche Stammvater der ebengenannten gräflichen Häuſer, Sizo, im 12. Jahrh., bald blos **Comes**, bald **Comes in Thuringia**, bald **Comes de Schwarzburg**, bald **Comes de Kevernberg** genannt wird). Erſt im Anfange des 14. Jahrh. haben ſich die erblichen Familiennamen der Grafen völlig befeſtigt. — Die Liberi und Ministeriales kommen erſt ſeit dem Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. mit Beinamen vor, die entweder von ihren Wohnorten und Beſitzungen, oder von ihren Ämtern (wie **Vicedominus, Camerarius, Dapifer, Pincerna** u. dgl.) entlehnt, aber noch nicht erblich, ſondern bei Familientheilungen, Veränderung des Beſitzthums, und andern Veranlaſſungen bis gegen das Ende des 13. Jahrh., immer noch dem Wechſel unterworfen ſind; daher es auch ſo ſchwer hält, und in vielen Fällen ganz unmöglich iſt, die Stammbäume der aus jenen Freien und Dienſtleuten hervorgegangenen adeligen Familien über das 13. Jahrh. hinauf zu verfolgen. Was die bürgerlichen Familien betrifft, ſo finden wir erbliche Beinamen derſelben im 13. Jahrh. nur bei den rathsfähigen Patrizierfamilien der größern Städte; andere Perſonen bürgerlichen Standes werden theils nach dem Namen ihrer Väter, z. B. **Petrus Rudolphi** (sc. filius), theils nach ihren Geburtsorten, z. B. **Fridericus de Gotha**, theils nach ihren Wohnungen, z. B. **Theodericus apud forum**, theils nach ihren Ämtern, wie **Hermannus Scultetus, Wolfhardus Villicus**, theils nach ihrer Beſchäftigung, wie **Conradus Kaufmann** oder latiniſirt **Mercator**, theils nach körperlichen Eigenſchaften, z. B. **Johannes Longus**, und auf andere Weiſe, ſowol in lateiniſcher als in teutſcher Sprache, zubenannt; dieſe Anfangs blos perſönlichen Beinamen gingen zwar allmälig in erbliche Familiennamen über, doch dauerte es bis in das 16. Jahrh., ehe ſie ſich als ſolche allgemein befeſtigten.

Zu dem Namen- und Titelweſen gehört nun insbeſondere auch noch die Zahl, in welcher die Ausſteller der Urkunden von ſich ſprechen, und das Prädicat von Gottes Gnaden, welches ein Theil derſelben, in verſchiedenen Redensarten, bei der Angabe ihrer Würden zu gebrauchen pflegt. Was die erſtern betrifft, ſo ſprechen die Geiſtlichen höhern Ranges, bis zum Abte herab, in der Regel von ſich in der Mehrzahl (**Nos** ...), und es iſt blos als Ausnahme und als Äußerung einer beſondern Demuth zu betrachten, wenn Einzelne ſich des Wortes **Ego** bedienen, das dann auch öfters mit herabſetzenden Beiworten z. B., **indignus, humilis, peccator** u. dgl., begleitet iſt. Öfters finden wir aber auch in ſolchen Urkunden die Einheit und Mehrheit abwechſelnd, manchmal dicht neben einander, wie z. B. in einer bereits erwähnten Urkunde des münſterſchen Biſchofs Erpho: **Ad omnium ... notitiam pervenire desideramus, qualiter ego etc.**, und ähnlich bei einem folgenden Biſchofe: **Ego Wernherus etc. Notum esse cupimus etc.** Die Päpſte gebrauchen zwar im Text ihrer Urkunden die einfache Zahl nie, wol aber in der Unterſchrift, wo eine ſolche ſtattfindet; z. B. **Ego Urbanus catholicae ecclesiae Eps. ss.** Außer den wirklich regierenden oder einer Corporation vorſtehenden Geiſtlichen, pflegen aber auch die geiſtlichen Richter, da wo ſie in Amtsgeſchäften auftreten, von ſich in der Mehrzahl zu ſprechen; z. B. **Nos Gerhardus canonicus Monasteriensis dictus de Bodrike, Officialis domini Walrami praepositi Monasteriensis etc.** (vom J. 1291). Unter den weltlichen Herren bedienen ſich die Könige Merovingiſchen Stammes, wo ſie ihrem Namen unmittelbar ein Pronomen beiſetzen (welches jedoch in der Aufſchrift der Urkunden nicht, ſondern nur im Context derſelben geſchieht), des Wortes **ego**; ſonſt aber ſprechen ſie im Zuſammenhange der Rede zuweilen auch von ſich ſelbſt im Plural, woraus denn auch Ungleichheiten, wie die ſo eben erwähnten, hervorgehen, wenn es z. B. in Urkunden Chlodwig's im Context heißt: **praecipimus, populus noster** u. dgl. und doch am Ende: **fiat ut ego Chlodoveus volui**; oder: **Orate pro me.** Als eine Sonderbarkeit der Urkunden des Merovingiſchen Zeitalters verdient hierbei angemerkt zu werden, daß zwiſchen **Ego** und den Namen öfters die Anrufungsformel **in Dei nomine** eingeſchoben iſt; z. B. **Igitur ego in Dei nomine inluster vir Karolus Major domus etc.** [18]). Von Karl dem Großen an bedienen ſich alle Könige der Mehrzahl in jeder Beziehung und Verbindung, und es iſt nur als eine im einzelnen Falle durch beſondere Umſtände hervorgebrachte Ausnahme zu betrachten, wenn in der Urkundenſprache einmal die einfache Zahl (**ego** u. dgl.) gebraucht wird. Sobald die weltlichen Fürſten und Grafen in Teutſchland ſelbſtändige Hoheitsrechte erlangt hatten, ja zum Theil auch ſchon als ſie noch auf dem Wege dazu waren, nahmen ſie gleichfalls die Gewohnheit an, in ihren Urkunden von ſich ſelbſt in der Mehrzahl zu ſprechen.

Das auf verſchiedene Weiſe ausgedrückte Prädicat

18) N. Lehrgeb. d. Diplom. 6. Th. S. 402.

von Gottes Gnaden, galt Anfangs nur als ein Ausdruck der Frömmigkeit und Demuth, und wurde daher ohne beſtimmte Regel von vielen Perſonen gebraucht, die eine höhere kirchliche oder weltliche Würde bekleideten; indeſſen kam es doch ſchon frühzeitig dahin, daß man, wenigſtens bei Perſonen weltlichen Standes, ein beſonderes, eine gewiſſe Selbſtändigkeit andeutendes Vorzugsrecht darin erkannte. Was nun zuvörderſt die Geiſtlichen betrifft, ſo haben die Päpſte ſich dieſes oder eines ähnlichen Prädicates in ihren Urkunden, als eines Stückes ihrer Titulatur, niemals bedient, obgleich ihre Einleitungsformeln oft die Erklärung erhalten, daß ſie ohne Verdienſt, durch die Gnade Gottes, zu ihrer hohen Würde gelangt ſeien. Die Cardinäle pflegen ihrem Titel die Worte miseratione divina vorzuſetzen. Die Biſchöfe haben jederzeit ihrem Titel die Worte Dei gratia, zuweilen mit willkürlichen Zuſätzen, z. B. sola Dei gratia, beigefügt, und ſie nur ſehr ſelten weggelaſſen. Seit dem Ende des 13. Jahrh. kam der Gebrauch auf: Dei et apostolicae sedis gratia, zu ſchreiben, der aber nie ganz allgemein geworden iſt. Äbte und Äbtiſſinnen, und zwar nicht blos gefürſtete oder reichsunmittelbare, ſondern auch mittelbare, bedienten ſich der Ausdrücke Dei gratia, patientia, providentia, und ähnlicher; in ſpätern Zeiten, wo ſich der Grundſatz mehr feſtſtellte, daß der Ausdruck Dei gratia ein Zeichen der Landeshoheit ſei, enthielten ſich die mittelbaren Prälaten deſſelben, und blieben bei den andern ebengenannten; im Teutſchen gewöhnlich: aus göttlicher Vorſehung, Erbarmung u. dgl. Seltener, aber doch zuweilen, findet man jene Formel auch bei den Vorſtehern der Domcapitel oder Collegiatſtifter; z. B. Wilhelmus Secundus Dei gratia Monasteriensis ecclesiae Praepositus etc. (vom J. 1251). Von den uns hier beſonders intereſſirenden Perſonen weltlichen Standes iſt zuerſt zu bemerken, daß die Merovingiſchen Könige ſich des Prädicates Dei gratia oder eines ähnlichen nie bedienen. Die vorhin erwähnte, dem Namen gleichſam eingeſchaltete, Formel in Dei nomine kann hierher um ſo weniger gerechnet werden, da ſie ſich nicht ſowol in den königl., als in den Urkunden anderer gleichzeitiger Perſonen findet. Pipin folgte auch hierin dem Gebrauche ſeiner Vorgänger; Karl der Große aber ſetzte, als König, zwiſchen ſeinen Namen und Titel die Worte: Gratia Dei. Als Kaiſer ließ er ſie wieder weg, weil die Titulatur a Deo coronatus gleichſam ihre Stelle vertrat. Ludwig der Fromme brauchte gemeiniglich die Ausdrücke: divina ordinante providentia oder clementia; nach ſeiner Thronentſetzung und darauf erfolgten Wiederherſtellung im J. 835 bediente er ſich der ganz eigenthümlichen Formel: divina *repropitiante* gratia oder clementia. Unter den folgenden Königen und Kaiſern, ſowol in Frankreich als in Teutſchland, wurde das Dei gratia durchgängig zwar der Idee nach beibehalten, mit den Worten aber mannichfaltig abgewechſelt. In Teutſchland blieb die Formel: divina favente clementia die gewöhnlichſte; doch kommen ſehr zahlreiche Variationen derſelben vor, bis man ſeit Rudolf I. zu dem einfachen Dei gratia für immer (mit wenigen einzelnen Ausnahmen) zurückkehrte. In den teutſchen Urkunden iſt die Formel von Gottes Gnaden die einzige allgemein gebräuchliche geblieben. Ebenſo haben die weltlichen Fürſten, erweislich wenigſtens ſchon im 12. [19]), die Grafen aber ſeit dem Anfange des 13. Jahrh., ſich deſſelben Prädicates, gemeiniglich in ſeiner einfachſten Form, bedient.

Die Unterſcheidung gleichnamiger Perſonen eines Stammes oder einer Regentenreihe durch die beigefügte Zahl iſt nicht überall üblich geweſen. Die Päpſte bedienen ſich derſelben in ihren Bullen niemals, wol aber auf den Siegeln derſelben und in ihren Breven; auch wird, wenn ein Papſt einen ſeiner Vorgänger allegirt, gewöhnlich des letztern Namenszahl angegeben. In den frühern fränkiſchen und teutſchen Königs- und Kaiſerdynaſtien war ſie nicht üblich. In Teutſchland war Heinrich III. der Erſte, der ſeinen Namen die Zahl beizuſetzen pflegte; er nannte ſich aber den zweiten, und ſo zählten auch ſeine beiden Nachfolger fort, ſowie nachher auch Konrad III. ſich den zweiten nennt, weil man Konrad I. und Heinrich I. nicht als römiſche, ſondern nur als teutſche oder oſtfränkiſche Könige betrachtete. Dagegen nennt Philipp ſich auch den zweiten, weil er den altrömiſchen Kaiſer Philipp (im 3. Jahrh.) als ſeinen Reichsvorgänger betrachtet. Von da an erhielt ſich der Gebrauch, die Zahl des Namens beizuſetzen, wiewol er nicht in allen Urkunden angewandt wurde; namentlich fehlt die Zahl in den meiſten teutſchen Urkunden. Die geiſtlichen Fürſten nahmen die Gewohnheit, ihrem Namen die Zahl beizuſetzen, auch ziemlich früh ſchon an, wie unter andern das Beiſpiel des cölniſchen Erzbiſchofs Hermann's II. im 11., und des münſterſchen Biſchofs Friedrich's II. im 12. Jahrh. beweiſen [20]). Bei den weltlichen Fürſten finden wir dieſen Gebrauch nicht vor dem 14. Jahrh., und bei den Grafen, meines Wiſſens, gar nicht; ein Umſtand, der für die Genealogie ſehr bös iſt, da nicht nur faſt in jedem Hauſe mehre Perſonen gleiches Namens vorkommen, ſondern auch oft mehre derſelben gleichzeitig erſcheinen, ja in manchen Häuſern faſt alle Mitglieder derſelben einen gewiſſen Lieblingsnamen führen, dergleichen z. B. im ſchwarzburgiſchen und kevernbergiſchen Hauſe der Name Günther, im reuß-plauiſchen Hauſe der Name Heinrich iſt; da es dann ſchwer hält, und manchmal ans Unmögliche grenzt, die vielen gleichnamigen Perſonen beſtimmt von einander zu unterſcheiden. Der Zuſatz senior und junior reicht nicht aus, da er nur zur Unterſcheidung gleichzeitig lebender gebraucht wird, und dann in einer zahlreichen Familie zwei oder mehr juniores zugleich da ſein können, auch der Jüngere nach einiger Zeit ſelbſt der Ältere werden kann, wodurch die Verwirrung nur vergrößert wird; die Bezeichnung nach

19) Markgraf Konrad von Meißen nennt ſich in einer Urkunde vom J. 1118: *divina favente clementia* Marchio Misnensis. 20) Jener beginnt eine Urkunde vom J. 1042: In n. s. e. i. Tr. secundus Herimannus divina praedestinante clementia Coloniensis civitatis archiepiscopus; dieſer eine vom J. 1152: In n. s. e. i. Tr. Ego Fridericus II^{dus} utinam Dei gratia sanctae Monasteriensis ecclesiae episcopus etc.

dem Namen des Vaters iſt nicht anwendbar, wenn die gleichnamigen Perſonen Brüder ſind, und macht oft erſt neue Unterſuchungen nöthig. Es iſt daher oft eine ſehr ſorgfältige und umſichtige Combination erfoderlich, um die in den Urkunden vorkommenden gleichnamigen Perſonen eines Hauſes richtig von einander zu unterſcheiden und in ihre Geſchlechtsfolge zu ordnen. Früher kommt der Beiname junior zuweilen auch in der Bedeutung von **secundus** in ſolchen Fällen vor, wo der ältere gleiches Namens nicht mehr am Leben war. Umgekehrt pflegen aber ſpäterhin die Söhne in ſolchen Urkunden, welche ſie bei Lebzeiten ihrer Väter ausſtellten, auch wenn ſie nicht mit den letztern gleiches Namens waren, ihrem Titel das Wort junior beizufügen; z. B. **Nos Theodericus Dei gratia Junior Lantgravius Thuringiae** (in einer Urkunde von 1306, und vielen andern). Die Angabe der Zahl des Einzelnen in der Regentenreihe, zu welcher er gehört, iſt ſehr ungewöhnlich, und das oben bei den Anredeformeln ſchon angeführte Beiſpiel des münſterſchen Biſchofs Erpho (**ego Erpho septimus decimus sanctae Mimigardevordensis ecclesiae divina miserante clementia episcopus**), erſcheint in dieſer Hinſicht als eine beſondere Seltenheit.

Die Ehrentitel und ſonſtigen Beiworte, welche von den Ausſtellern der Urkunden, den Perſonen, an welche dieſe gerichtet ſind, oder deren ſonſt darin Erwähnung geſchieht, beigelegt werden, ſind — da es überhaupt ſelten ohne dergleichen Beiworte abgeht — theils nach Standes- und perſönlichen Verhältniſſen ſo zahlreich, theils auch ſo ſehr der Willkür unterworfen, daß wir, ohne allzugroße Weitläufigkeit, uns auf ſie nicht ſpeciell einlaſſen dürfen. Nur als einen der gewöhnlichſten Fälle bemerken wir, daß Stadtmagiſtrate gewöhnlich **prudentes** (weiſe), einzelne Bürger aber **discreti** oder **providi** (vorſichtige, beſcheidene) genannt werden. Es ſind daher nur noch einige Worte über die den Verſtorbenen beigelegten Prädicate zu ſprechen. Gewöhnlich wird, bei der Erwähnung eines Verſtorbenen, den man nicht als einen Heiligen betrachtete (in welchem Falle man ihm blos den Beinamen **sanctus** oder **beatus** gab), ſeinem Namen die Formel **bonae, piae, beatae** oder **sanctae memoriae** oder **recordationis** voran- oder nachgeſetzt. Hierbei iſt weiter nichts zu bemerken, als daß ähnliche Formeln zuweilen auch den Namen noch lebender Perſonen beigefügt werden, denen man dadurch eine beſondere Verehrung bezeigen wollte. So wird z. B. dem münſterſchen Biſchofe Wernher das Prädicat **beatae memoriae** in einer Urkunde gegeben, die er ſelbſt mit ſeinem Siegel beglaubigt hat. Übrigens dürften ſich die Fälle, in denen Ähnliches wirklich geſchehen iſt, doch ſehr vermindern, wenn man bedenkt, daß die Urkunden nicht allemal auf friſcher That, ſondern zuweilen erſt lange nach dem wirklichen Abſchluſſe der betreffenden Verhandlung, in beglaubigender Form ausgefertigt wurden, ſodaß ein Mann, der bei der Verhandlung ſelbſt noch lebte, doch in der Zwiſchenzeit bis zur Ausfertigung der Urkunde vielleicht ſchon geſtorben war.

III. Der Vortrag des Hauptgegenſtandes, um deswillen die Urkunde ausgeſtellt wurde, iſt zwar an derſelben, was die Sache betrifft, in der Regel das Wichtigſte, muß aber in der Formelkunde deswegen verhältnißmäßig kürzer behandelt werden, weil der Ausdruck dabei nicht ſo ſehr von einem herkömmlichen Kanzleiſtyle, als von der verſchiedenen Beſchaffenheit der vorzutragenden Gegenſtände abhängt und durch dieſe bedingt wird. Es iſt nun ebenſo wenig möglich, alle Arten der in den Urkunden behandelten Gegenſtände, als alle, zum Theil nothwendig durch die Natur der Sache gegebenen, zum Theil aber auch ganz willkürlich gewählten Ausdrücke, welche dabei gebraucht werden, hier durchzugehen und zu erläutern; wir müſſen uns vielmehr darauf beſchränken, nur die am gewöhnlichſten in Urkunden verhandelten Gegenſtände auszuheben, bei denen gewiſſe allgemein und regelmäßig wiederkehrende, nicht ſowol in der Natur der Sache, als im urkundlichen Sprachgebrauche begründete Formeln zu bemerken ſind. Dies iſt aber hauptſächlich bei zweierlei Arten von Urkunden der Fall, nämlich in ſolchen, welche Rechtsverleihungen oder Beſtätigungen, und Beſitzübertragungen enthalten.

Unter den Rechtsverleihungen und Beſtätigungen kommen vorzüglich diejenigen in Betrachtung, welche an Städte und Kirchen oder ähnliche Stiftungen verliehen wurden. Was hiervon zuerſt die Privilegien und Rechtsbeſtimmungen der Städte betrifft, ſo enthalten dieſelben entweder den ganzen Inbegriff ihrer Rechte und Freiheiten, oder nur einzelne dahin gehörige Gegenſtände, z. B. das bekannte **Privilegium de non evocando**, Markt-, Zoll-, Jurisdictionsrechte u. dgl. m. Im erſtern Falle muß man unterſcheiden, ob man die erſte Rechtsverleihung, oder eine ſpätere Beſtätigung vor ſich hat; was jene betrifft, ſo iſt zu bemerken, daß von den alten königl. Städten in Teutſchland die erſten Stadtprivilegien oder Stadtrechtsurkunden gar nicht exiſtiren, indem ihre Rechte ſich nicht auf eine willkürlich ertheilte Urkunde, ſondern auf ein uraltes, hiſtoriſch gebildetes Herkommen gründeten. Eigentliche Fundations- oder Rechtsverleihungsurkunden haben wir daher nur von den jüngern Städten, welche ſeit dem 12. Jahrh., von Biſchöfen und andern Fürſten, auch wol von Grafen und Dynaſten, auf ihrem Gebiete gegründet wurden; von den alten Städten, z. B. Cöln, Frankfurt, Erfurt, Mühlhauſen, Dortmund u. a. m., exiſtiren blos die kaiſerl. Beſtätigungen ihrer hergebrachten Freiheiten und Rechte, und zwar, ſo viel bekannt, die früheſten aus dem 13. Jahrh. In den eigentlichen Fundationsurkunden werden nun entweder die Rechte der Stadt, wie ſie wenigſtens zur Zeit ihrer Gründung gelten ſollten, einzeln aufgezählt, oder es wird im Allgemeinen auf das Recht einer bereits beſtehenden Stadt verwieſen, welchem das Recht der neuen Stadt gleichförmig ſein ſoll, ohne daß die einzelnen Artikel deſſelben aufgezählt werden. So verleiht der römiſche König Heinrich im J. 1234 den Bürgern von Oppenheim das Recht der Stadt Frankfurt[21]), Biſchof Gerhard von Münſter im J. 1269 denen zu Beckum das

21) *Böhmer*, Cod. dipl. T. I. p. 59.

Digitized by Google

Recht der Stadt Münſter u. dgl. m., ohne von den einzelnen Beſtimmungen dieſer Rechte zu ſprechen. In den folgenden Beſtätigungsurkunden wird nun zuweilen das ganze Stadtrecht, wie es die erſte Verleihungsurkunde enthält, wiederholt, und manchmal vermehrt oder in einzelnen Punkten abgeändert; doch findet dieſer Fall nur bei den neuen Städten ſtatt; die Beſtätigungsurkunden der Privilegien der alten Städte gedenken immer nur ihrer hergebrachten, von frühern Königen oder Fürſten verliehenen und anerkannten Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten im Allgemeinen; es müßte denn ſein, daß ein einzelnes Recht beſonders hervorgehoben oder neu hinzugefügt werden ſollte. So beſtätigt z. B Friedrich II. in der älteſten bekannten Confirmationsurkunde für die Stadt Erfurt, vom J. 1234: **bonos usus et approbatas consuetudines et antiqua jura, quibus hactenus usi sunt**, ohne dieſe näher anzugeben; und in ähnlichen allgemeinen Ausdrücken ſind auch die Beſtätigungen der folgenden Kaiſer und Könige abgefaßt, nur daß bei einigen das Privil. de non evocando beſonders ausgedrückt iſt, weil gegen dieſes einige Male Eingriffe geſchehen waren; gegentheils aber auch ſeit dem 16. Jahrh. die Rechte des Kurfürſten von Mainz ausdrücklich vorbehalten werden, weil die Stadt die ihrigen, zum Nachtheile deſſelben, ungebührlich auszudehnen ſuchte. In ähnlichen allgemeinen Ausdrücken pflegen ſich aber auch die meiſten Beſtätigungen der jüngern Städte zu halten, zumal wenn ſchon eine oder mehre ausführliche Beſtätigungen ſtattgefunden hatten. Gewöhnliche Formeln hierzu ſind: **omnes gratiae, privilegia et bonae consuetudines**, oder **Jura, privilegia et libertates, quibus ab antiquo tempore usque ad haec tempora frui consueverunt**, u. dgl m. Urkunden der andern Art, welche nur einzelne Bewilligungen enthalten, müſſen natürlich allemal den Gegenſtand derſelben ausführlich angeben; von dieſen pflegen auch in der Regel keine weitern Beſtätigungsurkunden ertheilt zu werden, außer in den Fällen, wenn ein Recht in Zweifel gezogen wurde, ein Eingriff in daſſelbe geſchah, oder eine Abänderung damit geſchehen ſollte. Bei beiden Claſſen von Urkunden wird gemeiniglich auch ein Motiv, weshalb die Verleihung oder Beſtätigung geſchehen iſt, hinzugefügt. Mehrentheils beſteht dies blos in der allgemeinen Erinnerung an treue Dienſte u. dgl.; z. B. in Erzbiſchof Wilhelm's zu Cöln Beſtätigung der Privilegien der Stadt Werl, vom J. 1352: **cum Oppidani nostri in Werle in nostrorum praedecessorum et ecclesiae Coloniensis fidelitate constantiam semper gesserint et exhibuerint hactenus indefessam, ut ipsi in eadem fidelitatis constantia erga nos et ecclesiam nostram praedictam eo fiducialius et firmius perseverent, etc.** und in einem Privilegium Kaiſer Ludwig's für die Stadt Erfurt, vom J. 1342: durch der genemen vnd danchbern dienſt willen, die vns die weiſen Lude, die Radiſmeiſter, der Rat vnd die Burger gemeinlichen zu Ertfurt, vnſer lieb getrewe, willichlichen vnd nuczlichen getan habent vnd noch teglichs tunde, u. ſ. w. Zuweilen werden aber auch die Fürbitten angeſehener und verdienter Perſonen als Motiv angegeben, wie z. B. in Kaiſer Ludwig's Meßprivilegium für die Stadt Erfurt, vom J. 1331, die Verwendung des Erzbiſchofs von Mainz; manchmal auch beſondere Umſtände und Ereigniſſe, wie in einem ähnlichen Meßprivilegium Kaiſer Friedrich's, vom J. 1473, wo, außer der Fürbitte des Kurfürſten von Mainz, der große Schaden, welchen die Stadt Erfurt kurz vorher durch eine Feuersbrunſt erlitten hatte, als Grund angeführt wird, weshalb der Kaiſer ihr eine Gunſt zuwenden wolle. Was die Privilegien der Kirchen und geiſtlichen Stiftungen betrifft, ſo bringt es die Natur der Sache mit ſich, daß die einzelnen Punkte derſelben in den Urkunden, wenn es nicht bloße allgemeine Beſtätigungen ſind, deren Inhalt als ſchon bekannt vorausgeſetzt wird, namhaft gemacht werden müſſen; überdies beziehen ſie ſich ohnehin meiſtens nur auf einzelne Gegenſtände. Die Motive ſind in der Regel von religiöſen Umſtänden hergenommen, ebenſo wie bei den Beſitzverleihungen an kirchliche und wohlthätige Inſtitute, bei welchen davon weiter die Rede ſein wird.

Beſitzübertragungen können durch Belehnung, Eignung, Schenkung, Verkauf, Tauſch oder Verpfändung geſchehen, und es kann der Beſitz unmittelbar von dem alten Eigenthümer auf den neuen übergehen, oder es kann dazu die Beſtätigung eines Ober- oder Lehensherrn erfodert werden, oder auch die Mitwirkung einer Gerichtsbehörde dabei ſtattfinden. Alle dieſe verſchiedenen Handlungen bedingen natürlich auch einen verſchiedenen Ausdruck in den darüber ſprechenden Urkunden, wovon wir aber hier nicht reden, weil dies mehr in das innere Sachverhältniß der Urkunden einſchlägt. Auch die ſymboliſchen Zeichen, durch welche die Einweiſung in den Beſitz, bei Belehnung, Verkauf u. dgl. zu geſchehen pflegte, und welche daher in den Urkunden öfters erwähnt werden, übergehen wir hier, da ſie mehr dem alten Rechtsgebrauche ſelbſt, als dem urkundlichen Formelweſen angehören, und an andern paſſenden Orten von ihnen die Rede iſt. Als eigentliche Beſitzübertragungsformeln haben wir aber hauptſächlich gewiſſe allgemeine Ausdrücke zu betrachten, in welchen a) das Motiv der Handlung, b) der Umfang des übertragenen Beſitzthums, und c) die Art der Übertragung angegeben wird.

Als Motive werden bei einer Belehnung gewöhnlich die geleiſteten und noch zu leiſtenden Dienſte, bei Schenkungen eine beſondere Zuneigung zu der beſchenkten Perſon, bei Verkäufen u. dgl. der dadurch abzuwendende Schaden oder zu erlangende Nutzen, in verſchiedenen dazu paſſenden Ausdrücken angegeben. Nur wenn die Beſitzübertragung an eine Kirche, ein Kloſter oder eine milde Stiftung, und zwar zum Vortheile derſelben, gemacht wird, pflegen religiöſe Motive, insbeſondere die Sorge für das Seelenheil, angegeben zu werden, wie dies ebenmäßig auch bei der Stiftung ſolcher Inſtitute, oder bei der Verleihung gewiſſer Rechte und Freiheiten an dieſelben geſchieht. In dieſen Fällen findet man die Ausdrücke: **propter amorem Dei et sanctorum ejus; ob amorem Dei animaeque nostrae remedium propter Deum; divinae remunerationis intuitu; pro salute animae nostrae** u. dgl. m.; oder in etwas weitläufigern For-

Digitized by Google

mein: **intuitu Dei et ejus piae genitricis Mariae, pro abolitione peccaminum nostrorum** (Graf Adolf von Waldeck, 1237); **illud tempus, quo omnes ante tribunal justi judicis constituti, de his quae in vita gessimus sive boni sive mali, rationem districtam erimus reddituri, desiderans bonis operibus praevenire** (Stiftungsurkunde eines Altars, 1344); **ad honorem Dei, ad consolationem pauperum et peregrinorum Christi fidelium viventium et supervenientium** (Biſchof Florenz von Münſter, Stiftung des Hoſpitals zu Stromberg, 1366); u. dgl. m. So pflegt auch bei Vergabungen an Kirchen und andere Geiſtliche, oder an milde Stiftungen, ſowie bei Privilegien für dieſelben u. dgl. m., den Empfängern ausdrücklich die Bedingung auferlegt zu werden, für den Ausſteller und deſſen Familie, im Allgemeinen oder zu beſtimmten Zeiten zu beten oder andere geiſtliche Übungen zu verrichten.

Den Umfang des übertragenen Beſitzthums zu beſtimmen, war es am natürlichſten, daſſelbe, wenn es ein Landesgebiet war, nach ſeinen Grenzen oder einzelnen Ortſchaften, ein Grundſtück nach ſeinen Umgebungen, Beſtandtheilen und Zubehörungen, zu beſchreiben; und dies geſchieht allerdings in den meiſten Urkunden dieſer Art, zugleich aber bediente man ſich auch gewiſſer allgemeiner Formeln, um alle mögliche Zubehörungen und Eigenſchaften der abgetretenen Sache zu bezeichnen. So wird z. B. in einer Urkunde über den Verkauf der Grafſchaft Vieſelbach durch die Grafen von Gleichen an die Stadt Erfurt, vom J. 1327, nachdem die zu jener Grafſchaft gehörigen 15 Dörfer mit ihren beſondern Gerechtſamen einzeln aufgezählt ſind, noch hinzugefügt: mit alle deme daz da zu gehoret, iz ſie weſewachs, holcz, wyden, tyche, viſchweyde vnde weytpfenninge, mit alle deme gute, mit alle deme nuczze, mit alle deme rechte, daz dar zu gehort, alſe wiz biz here han beſezzen, u. ſ. w. Ähnliches geſchieht auch in Urkunden, welche Privatgüter, Höfe, Äcker u. dgl. betreffen, wo z. B. folgende zu den geläufigſten Formeln gehören: **in agris videlicet cultis et incultis, silvis, pratis, pascuis, cunctisque attinentiis** (1237); mit al ſir tobehoringe vnd ſlachter nut, as wy dat hadden, vnd purlike mit allem rechte ſonder vnderſchet, an holte, an velde, an watere, an weide, an torue vnd an twige (1417); myt beſettynge vnde entſettynge, myt alle eren rechten vnd tobehoringen, in holte vnde velde, in torue, twyge, in watere vnde weyde, myt allerſlachte nut, nycht dar van vtgeſcheiden (1450); und man hatte ſich an dergleichen allgemeine Formeln ſo gewöhnt, daß es nicht zu bewundern iſt, wenn manchmal auch ganz unpaſſende Dinge darin vorkommen, und z. B. Wald oder Teiche in Gegenden und bei Beſitzungen genannt werden, die dergleichen gar nicht haben können.

Was endlich die Art der Übertragung betrifft, ſo macht es den hauptſächlichſten Unterſchied, ob dieſe nur auf einige Zeit (wie bei Verpachtung, Verpfändung oder Wiederkauf), oder auf immer (wie bei Erblehen, Erbpacht, Verkauf, Schenkung u. dgl.) geſchehen ſoll. Abgerechnet, daß dies immer, der Natur der Sache gemäß, mit den entſprechenden Ausdrücken angegeben werden muß, kommen beſonders bei Fällen der letztern Art mancherlei beſondere Redensarten vor, welche theils die Bedingungen der Beſitzveränderung, theils die Rechte des alten und neuen Beſitzers, theils die Form der Übertragung betreffen. Zu den Bedingungen gehört insbeſondere bei Käufen die Beſtimmung des Kaufpreiſes; dieſer wird aber nicht allemal in der Urkunde ſelbſt angegeben, ſondern es heißt auch öfters nur: für ein benannt Geld, oder für eine Summe Geldes, die uns wol bezahlt und in unſern Nutzen verwandt iſt, u. dgl. Bei Erbkäufen oder ähnlichen immerwährenden Übertragungen, werden mancherlei bezeichnende Ausdrücke zugeſetzt, um ſie von wiederkäuflichen oder andern temporären Überlaſſungen zu unterſcheiden; z. B. eyns ſtedes vaſtes erunkopes, erſlichen to beſittene vnd al tit reſtiike vnd ruwelike to behaldene (1417). Zuweilen ſagt der Veräußernde nur, daß er den Gegenſtand unter denſelben Rechten überlaſſe, wie er ihn beſeſſen; öfters aber werden die Rechtsverhältniſſe der in Rede ſtehenden Beſitzung beſtimmt angegeben; z. B. vor ein recht loys ledich leengut (1450); oder: vry, dorſlachtich, egen vnde vnbeſwert myt yenygen ſchulden oder renthen (1481). Bei Belehnungen bedient ſich der Lehensherr öfters der Formel: ſo viel wir von Rechts wegen daran zu verleihen haben. Ferner erklärt der Veräußernde, daß er dem Beſitze förmlich entſagt, wobei gewöhnlich die Formel: mit Hande und mit Munde, gebraucht wird; z. B. In ſolter wyſe hebbe ich ... gelaten vnde late vormyts duſſem breyue vthe mynen handen, weren vnde beſittingen, in hande, were, gewalt vnde rechte beſittinge des u. ſ. w. (1450); oder: vnde vertegen hyr van alles rechten vnde ghengen des alynk vth mit hande vnd mit munde, vnde leyten dat in hande vnd in waer des u. ſ. w. (1481); und endlich verpflichtet er ſich, dem neuen Beſitzer, gegen alle anderweitige Anſprüche Gewähr zu leiſten; z. B. **promittentes ipsum praepositum ac ejus ecclesiam praenotatam de hujusmodi plenarie warandare ac ipsos ab omni impetitione cujuslibet eximere sine damno** (1303); Vnd wir habin vor vns vnd vnſe erbin globit vnd globin in guten truwen ane alle argeliſt, daz wir diſes koufis vnd erbis eine rechte were ſin ſollin vnd wollin, vnd ab die egenantin ... von der obgeſchriben ... adir koufes wegin, ymand beleydigen adir aneſprechin wolde, daz wir adir vnſe erbin ſin des genczlich abenemen vnd ledigen wollin vnd ſollin ane allirleige widirrede (Graf Günther von Kevernberg, 1348); oder: vort ſo loueden de vorgeſchreuen vorkoper ... des vorſ. houes rechte waerſchop tho done, vor al de geme de des tho rechte komen wylt, vnde wu men des tho rechte waren ſal, ... wu vaken en des not wer ane al argelyſt (1481); u. dgl. m.

IV. Die Nebenumſtände, welche zu dem Hauptinhalte der Urkunde in weſentlicher Beziehung ſtehen, ſind hauptſächlich: a) Einwilligung ſolcher Perſonen, welche bei den in der Urkunde enthaltenen Anordnungen, oder Veränderungen mit intereſſirt ſind; und b) Bürgſchaft für gewiſſe in dee Urkunde ausgeſprochene Verpflichtungen. Im erſten Falle pflegen Landesherren die Zuſtimmung ihrer Landſtände; Biſchöfe, Äbte u. dgl. die ihrer Capitel oder

Digitized by Google

Convente; umgekehrt aber auch Untergebene die ihres Obern; Lehensleute die ihrer Lehensherren, Privatperſonen die ihrer Weiber, Kinder oder ſonſtigen Verwandten, in ſolchen Fällen, wo, in Ermangelung dieſer Einwilligung, der Inhalt der Urkunde zweifelhaft oder ungültig gemacht werden könnte, beizubringen. Die Art, wie dieſe Einwilligung in den Urkunden angezeigt wird, iſt verſchieden. Zuweilen wird ſie blos von dem Ausſteller der Urkunde hiſtoriſch erwähnt, wie es z. B. in den kaiſerl. Verordnungen öfters heißt: **da principum nostrorum consilio** u. dgl., im Teutſchen z. B.: noch der kurfurſten rat vnd andir herren vnd edlir lute vnd auch der ſtete willen vnd gunſt (K. Ludwig, 1341); in denen der Päpſte: **de fratrum nostrorum consilio** (worunter die Cardinäle zu verſtehen ſind). In ähnlicher Weiſe ſagt Biſchof Ludolf von Münſter, in der Urkunde über die Vererbung eines Hofes (1245): **cum consilio priorum ac ministarialium Monasteriensis ecclesiae, consensu Capituli accedente.** Öfters iſt die Erwähnung des Conſenſes mit der Anzeige verbunden, daß die betreffenden Perſonen, zum Beweis ihrer Einwilligung, die Urkunde mit unterſiegelt haben; ſo ſagt z. B. der münſterſche Dompropſt in einer Urkunde über gewiſſe, mit einer ihm zuſtändigen Kirche vorgenommene, Veränderungen (1245): **ut scripto fides non desit, consensusque domini nostri Monasteriensis Episcopi et Capituli manifestius valeat comprobari, praesentem paginam nostri sigilli appensiona munitam, domini nostri Episcopi et Capituli Monasteriensis sigillorum appositione roborari procuravimus et communiri;** und kürzer Biſchof Gerhard in der ſchon einmal erwähnten Stadtrechtsurkunde für die Stadt Beckum (1269): **In cujus rei evidentiam praesentes literas nostro et ecclesiae nostrae sigillis fecimus communiri.** Endlich, und zwar in ſpätern Zeiten regelmäßig, wenigſtens bei allen wichtigern Verhandlungen, werden die, ihre Zuſtimmung erklärenden Perſonen ſelbſt redend eingeführt; z. B. in einem Lehenbriefe des Biſchofs Ludwig von Münſter (1326): **Et nos Decanus et Capitulum saepedictae ecclesiae, sigillum ejusdem nostrae ecclesiae in signum consensus nostri duximus praesentibus apponendum;** und in Erzbiſchof Gerlach's von Mainz Kaufbriefe für die Stadt Erfurt, über die Münze daſelbſt (1354): Vnd wir Rudolff Thechan, Gerhard Schulmeiſter, Heinrich Cuſter, vnd daz gemeine Capittel des Stifftes zu Mencze vorgenant, ... zu eyme gezugniſſe vnſirs guten willen vnd vorhengnizſes, ... ſin zu Rate worden vnſirs Capitels Ingeſigele zu hengenne an deſe brive, u. ſ. w. Zuweilen hat man auch beſondere Conſens- oder Willebriefe einzeln ausgefertigt; dieſe ſind dann aber als ſelbſtändige Urkunden zu betrachten.

Eine Bürgſchaft für übernommene Verpflichtungen, dieſe mögen nun in einer Geldſchuld oder in was ſonſt immer beſtehen, wird entweder durch Verpfändung von Häuſern, liegenden Gründen oder ſonſtigen Beſitzungen bewirkt, oder es werden — was die eigentliche Bürgſchaft im engern Sinne iſt — gewiſſe Perſonen benannt, welche ſich verbindlich machen, im Falle der zuerſt Verpflichtete ſeiner Obliegenheit nicht nachkommt ihn entweder dazu anzuhalten, oder ſie ſelbſt für ihn zu erfüllen. Dieſe Bürgen werden dann in der Urkunde nicht nur von dem eigentlichen Ausſteller derſelben namhaft gemacht, ſondern nachher auch ſelbſt redend eingeführt, um ihre Verſicherung und die Art, wie dieſe im eintretenden Falle zur Ausführung kommen ſoll, auszuſprechen. Eine beſondere Art der Bürgſchaft, die in Urkunden ſehr häufig und bei mannichfaltigen Veranlaſſungen vorkommt, war das ſogenannte Einlager (**Obstagium**), gleichſam eine Perſonalpfandſchaft, wo entweder der urſprünglich Verpflichtete oder ſeine Bürgen ſich für gewiſſe Fälle verbindlich machten, bis zur Befriedigung deſſen, dem die Verſchreibung geſchehen war, an einem beſtimmten Orte ſich gleichſam in Stadt- oder Hausarreſt zu halten[22]). Öfters wurden auch beide Arten von Bürgſchaft durch Güter und Perſonen mit einander verbunden.

V. Die Bekräftigung der in der Urkunde enthaltenen Gegenſtände, ſo weit ſie nicht mit der nachher zu erwähnenden Beglaubigung der Urkunde zuſammenfällt, beſteht in einer von Seiten des Ausſtellers ausgeſprochenen ernſtlichen Warnung vor einer leichtſinnigen oder böswilligen Übertretung und Verletzung der in der Urkunde aufgeſtellten Beſtimmungen. Dieſe Warnung iſt gemeiniglich mit der Androhung einer Strafe verbunden, und daher werden die dazu gebrauchten Formeln gewöhnlich Strafformeln, und wenn ſie geiſtliche Strafen ausſprechen, insbeſondere Bann- und Fluchformeln genannt. Dieſe Straf- und Bannformeln konnten natürlich nur von ſolchen Perſonen ausgeſprochen werden, welche das Recht hatten, dergleichen Strafen zu verhängen, und nöthigenfalls auch die Macht, ſie zu vollziehen; daher können insbeſondere die letztern eigentlich nur in den Urkunden der höhern Geiſtlichen vorkommen; indeſſen finden ſie ſich zuweilen doch auch in Urkunden weltlicher Perſonen, wenn ſie geiſtliche Stiftungen u. dgl. betreffen, ſind dann aber nur als Warnungen oder Wünſche zu betrachten. Zuweilen ſind ſie alsdann wirklich bittweiſe ausgeſprochen, wie z. B. von Ludwig dem Frommen[23]): **Successores nihilo minus nostros obnixe deposcimus, ut sicuti ea quae ipsi pro sua salute statuerint, a suis decessoribus voluerint observari, ita hanc constitutionem nastram ... perpetuis temporibus inviolatam conservare procurent** (833). Die eigentlichen Strafformeln ſind in ihrer Allgemeinheit vornehmlich den kaiſerl. und königl. Urkunden eigen, und beſtehen entweder blos in der allgemeinen Androhung königl. Ungnade, oder in der Feſtſetzung einer beſtimmten Strafe, gemeiniglich einer hohen Geldbuße, die dann in der Regel halb dem kaiſerl Fiscus, halb aber dem Beleidigten zugeſprochen wird. Sie finden ſich ſchon in den älteſten Zeiten, doch nur ſelten; denn bei weitem die Mehrzahl aller bekannten kaiſerl. und königl. Urkunden, bis zum Anfange des 13. Jahrh., ſchließt mit der Formel der Beglaubigung durch Siegel und Unterſchrift; und erſt im 13. Jahrh. wird

22) ſ. meine Abhandlung über das Einlager; Zeitſchr. f. Archivk. ꝛc. 1. Bd. 2. H. S. 259—316. 23) *Mabillon* De Re diplom. p. 522.

eine allgemeine Formel zur Androhung kaiſerl. Ungnade, mit oder ohne Zuſatz einer Geldſtrafe, gebräuchlich; doch findet ſie ſich noch unter Friedrich II. nur einzeln und bei beſondern Veranlaſſungen, und erſt Wilhelm von Holland ſcheint ſie in den regelmäßigen urkundlichen Sprachgebrauch aufgenommen zu haben, ſodaß wir ſie ſeitdem, unter einer oder der andern Geſtalt, faſt in allen kaiſerl. Urkunden, wo ſie irgend anwendbar iſt, finden. Das eigentliche Verbot iſt dann entweder indirect ſchon im Texte der Urkunde ſelbſt begriffen, oder es wird dieſem beſonders die Formel: Nulli ergo omnino hominum liceat, hanc nostrae concessionis etc. gratiam (oder paginam) infringere, vel ei ausu temerario contraire, oder eine ähnliche, angehängt; und dann folgt die eigentliche Bedrohung: Si quis autem hoc attemptare praesumpserit, gravem Celsitudinis nostrae offensam se noverit incursurum (Wilhelm, 1252); oder: Si quis etc. indignationem nostram gravem, et poenam Centam librarum auri, quorum medietatem fisco nostro, reliquam vero partem injuriam et violentiam passis applicari volumus, se noverit incursurum (Ludwig, 1331); oder: ... vnd hiewider nit tun ... als lieb einem yeglichen ſey, vnſer vnd des Reichs vngenad vnd ſtraffe, vnd darzu verlieſung einer pene, nemblich hundert Marckh lötiges goldes zuuermeyden, die ein yeder, ſo offt er freuenlich hiewider tette, halb vns in vnſer vnd des Reichs Camer, vnd den andern halben teyl dem belaydigten teyl hirynne vnableßlich zu bezaln verfallen ſein ſoll (Maximilian, 1497).

Für die Androhung geiſtlicher Strafen findet ſich in den päpſtlichen Bullen eine ſtehende Formel, die faſt überall, mit wenigen Ausnahmen und Abänderungen, wiederkehrt, nämlich: Nulli ergo etc. (wie oben bei den kaiſerl Urkunden angegeben). Si quis autem hoc attemptare praesumpserit, indignationem omnipotentis Dei et beati Petri et Pauli apostolorum ejus se noverit incursurum. Zu den Seltenheiten gehören Bannformeln, wie folgende: Si qua igitur in futurum ecclesiastica secularisve persona hanc nostrae constitutionis paginam sciens contra eam temere venire tempiaverit, ... nisi reatum suum congrua satisfactione correxerit, potestatis honorisque sui careat dignitate, reamque se divino judicio existere de perpetua iniquitate cognoscat, et a sacratissimo corpore ac sanguine Dei et domini redemptoris nostri Jesu Christi aliena fiat, atque in extremo examine districtae subjaceat ultioni (Urban IV., 1261). Die Biſchöfe bedienen ſich hingegen ſehr verſchiedener Redensarten, und außer den allgemeinen Androhungen des göttlichen Zornes ſind auch die eigentlichen Bann- und Fluchformeln in ihren Urkunden ſehr gewöhnlich, und zwar in verſchiedener Ausdehnung, indem Einige ſich mit dem einfachen Anathem begnügen, Andere aber die Verwünſchungen nicht vielfältig und ſchrecklich genug machen können, und gleichſam ſich ſelbſt darin überbieten. Dieſe weitläufigen, theils aus bibliſchen Stellen zuſammengeſetzten, theils aber auch bis ins Abenteuerliche übergehenden Formeln waren beſonders in den frühern Jahrhunderten üblich. So ſagt z. B. der Biſchof Palladius von Auxerre in der Stiftungsurkunde eines dortigen Kloſters [24]): Si quis vero (quod futurum esse non credo, nisi Deus fieri permittat) qui hanc religionem et eleemosynam de mea parvitate institutam destruere praesumserit, ... quaeque ille sublimis vel mediocris persona exstiterit, convocamus contra eum coelum et terram, omnes angelos et archangelos, prophetas et patriarchas, apostolos, et martyrium sancti Stephani et sancti Juliani, et cum omnibus martyribus, confessoribus et virginibus et omnibus Sanctis Dei, quatenus in primis iram Dei incurrat, et ab omnibus Sanctis alienus exsistat, et inferni eum vorago excruciet, et cum Dathan et Abiron et cum Anania et Saphira et Simone Mago sententiam judicii aeterni incurrat, nisi condignam emendationem fecerit, tollatur ne videat gloriam Dei, neque remittatur illi in praesenti seculo neque in futuro (634). Auf andere Weiſe Erzbiſchof Hermann von Cöln: Quicunque autem successorum nostrorum ausu temerario hoc vel infringere vel emutare praesumpserit, fiat ei juxta apostoli sententiam, dicentis: Qui vos conturbat, portabit judicium, quicunque est ille. Et iterum: Utinam abscidantur qui vos conturbant. Insuper sciat se irrevocabili anathemate innexum haberi, et in extremae ultionis die cum diabolo et angelis ejus se cruciandum, juxta hoc quod sanctus Basilius de pastoribus ecclesiae dicit: Si is qui praeest fecerit aut cuiquam quod a Deo prohibitum est facere jusserit, vel quod praeceptum est praeterierit aut praeterire mandaverit, sancti Pauli apostoli sententia ingerenda est ei, dicentis: Etiamsi nos aut angelus de coelo evangelizaverit vobis propter quod evangelizavimus vobis, anathema sit (1042). Und noch anders Erzbiſchof Anno von Cöln: Si quis ergo tantillum ... actu vel consilio subtraxerit, aut si quis successor noster, quod absit, hoc permiserit et non defenderit, noverit se alligatam sancti Kuniberti, Clementis et Ewaldorum meique banno, secundum subjecta verba. Deus conteret dentes eorum in ore ipsorum et malas eorum confringet dominus, ad nihilum devenient tanquam aqua decurrens et famem patientur ut canes, opera eorum inutilia et opus iniquitatis in manibus eorum sit. Pedes eorum ad malum currant etc.; denn ſo geht es noch durch eine, um mehr als das Doppelte längere Reihe der verſchiedenartigſten Verwünſchungen fort [25]), bis es zum Schluſſe heißt: De libro viventium deleantur, et in ignem aeternum, qui paratus est diabolo et angelis ejus, tristes a Dei conspectu discedant. Te praestante, domino nostro Jesu Christo, qui vivis et regnas in saecula saeculorum Amen. (1074). — Später kam man von dieſen ungeheuern Strafpredigten in den Urkunden immer mehr zurück, und bediente ſich einfacherer Formeln, welche zum Theil den Sinn der frühern Verwünſchungsformeln, nur abgekürzt und im Ausdrucke etwas gemildert, wiedergaben, großen-

24) *Mabillon* p. 463. 25) Die vollſtändige Urkunde findet ſich bei Seibertz, Urkundenb. S. 85.

Digitized by Google

theils aber mehr mit den oben erwähnten päpſtlichen Bekräftigungsformeln übereinſtimmten, nur daß einige Biſchöfe anſtatt der Apoſtel Petrus und Paulus, oder neben denſelben, die Schutzheiligen ihrer Kirche, andere den Papſt ſelbſt darin nannten. Solche Formeln ſind z. B. Odio Domini et sanctae Walburgis ac banno nostro anathematizantes eum, quicunque ausu temerario praedictam traditionem conabitur infringere (Erzbiſchof Sigewin von Cöln, 1079 — 1089); Quicunque infregerit, usque ad satisfactionem, anathematis vinculo teneatur astrictus, et nisi satisfecerit, ab ecclesia Dei penitus permaneat alienus (Biſchof Ludwig von Münſter, 1169); Omnem hominem, qui eam violare attemptaverit, ... auctoritate omnipotentis Dei, beatorum Petri et Pauli apostolorum, domini Coelestini papae, et nostri, perpetuo subjicientes anathemati (Erzbiſchof Konrad von Mainz, 1196); Quod si quis attemptaverit, indignationem Dei omnipotentis et beati Martini, et districtae animadversionis nostrae sententiam se noverit incursurum (Erzbiſchof Sifrid von Mainz, 1211)[26]); Quod qui facere praesumpserit, et hanc ordinationem cassare temptaverit, ... nisi cito resipiscat, perpetuo anathemate ipsum anathematizamus, tradentes eum Sathanae (Biſchof Otto von Münſter, 1212); Quod qui fecerit, indignationem beati Petri apostolorum principis et nostram se noverit incursurum (Erzbiſchof Engelbert von Cöln, 1271); Inhibemus sub poena excommunicationis, ne quis ausu sacrilego dictum hospitale inquietet aut invadat, nec aliquod damnum eidem inferat, si divinam ultionem voluerit evitare (Biſchof Florenz von Münſter 1366) u. d. m. Übrigens haben, außer den Biſchöfen, nicht ſelten auch die Äbte und andere Vorſteher geiſtlicher Stiftungen, ſich zuweilen ganz ähnlicher Bannformeln bedient. Ein ſeltenes Beiſpiel iſt es, daß mit einer Bannformel zugleich die Androhung einer weltlichen Strafe verbunden wird; z. B.: ne alicujus in posterum subdola interpretatione hanc nostram ordinationem perturbari contingat, sub banni interminatione et sub poena XX Marcarum interdicimus (Erzbiſchof Adolf von Cöln, um 1200). Perſonen weltlichen Standes haben ſich ſolcher Verwünſchungsformeln nur bei Stiftungen für die Kirche bedient, und ſie ſtimmen dann im Allgemeinen mit den oben angeführten überein, nur daß ſie natürlich die Androhung des Bannes nicht in ihrem eignen Namen ausſprechen konnten, und ſich daher mehr auf den Zorn Gottes und der Heiligen beſchränken. Seit dem 14. Jahrh. ſind alle dieſe Verwünſchungsformeln allmälig außer Gebrauch gekommen, und im Übrigen mit der auf beſtimmte Vergehungen, in Verordnungen, gerichtlichen Verhandlungen u. dgl. geſetzten Strafe des Kirchenbannes nicht zu verwechſeln.

VI. Die Beglaubigung der Urkunde betrifft zwar eigentlich nur die Glaubwürdigkeit ihrer Ausſertigung, gilt aber um ſo mehr auch für die Zuverläſſigkeit ihres Inhaltes, als beſondere Formeln und Gebräuche für die letztern nur in einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Urkunden ſich finden. Es geſchieht aber die Beglaubigung oder Solemniſation einer Urkunde in folgenden verſchiedenen Arten, die zum Theil für ſich allein beſtehen, zum Theil aber auch mehrfach in einer Urkunde beiſammen ſein können.

1. Zuziehung von Zeugen. Eine Regel, inwiefern die Anweſenheit oder Namhaftmachung von Zeugen, bei der Vollziehung einer Urkunde für nothwendig erachtet wurde, läßt ſich nicht aufſtellen, da man zwar, in den Zeiten und Verhältniſſen wo die Anführung der Zeugen überhaupt im Gebrauche war, ſie in den meiſten Urkunden von beſonderer Wichtigkeit angewandt findet, wir übrigens aber Urkunden von ganz gleicher Bedeutung in Anſehung ihres Gegenſtandes und ihrer Erheblichkeit, ebenſo oft mit als ohne Zeugenangabe ausgeſtellt finden. Wir kennen übrigens Urkunden mit Zeugenangabe ſchon ſeit dem 8. Jahrh.; doch ſind ſie bis gegen das 11. Jahrh. noch ſelten, und überhaupt iſt in den Urkunden der Könige und Kaiſer, die Zuziehung von Zeugen in jenen Jahrhunderten nicht üblich, ſondern in Teutſchland erſt unter Konrad IV. eingeführt, und erſt unter Lothar von Sachſen zur Regel und mit einer feſten Rangordnung der geiſtlichen und weltlichen Zeugen verbunden worden. In den Urkunden der Päpſte iſt die Zeugenanführung nie angewandt worden.

In den ältern mit Zeugenangaben verſehenen Urkunden ſind die Zeugen am Ende ſo aufgeſtellt, als ob ſie ſelbſt die Urkunden unterſchrieben hätten, was aber natürlich in den wenigſten Fällen geſchehen iſt, weil überhaupt nur wenige Menſchen damals des Schreibens kundig waren; man findet daher gemeiniglich auch bei jedem Namen ein Kreuz oder ein S (Signum). Späterhin werden die Zeugen im Zuſammenhange des urkundlichen Textes, ſelbſt in erzählender Form, genannt, mit der Einleitungsformel: Testes fuerunt, Hujus rei testes sunt, Testibus qui aderant subnotatis, oder einer ähnlichen. In den teutſchen Urkunden iſt die Formel für die Einführung der Zeugen zuweilen nur kurz, z. B. Des ſint gezuge u. ſ. w., zuweilen aber auch ziemlich weitläufig; als: Bi diſen dingen geweſt vnd ouch gezuge ſint u. ſ. w.; Darr dyt geſchah dair weren mede an vnde ouer u. ſ. w. Die Stellung der Zeugen in den Urkunden iſt verſchieden. In den ältern Urkunden, namentlich denen der Könige und Biſchöfe, ſtehen die Zeugen meiſtens ganz am Ende, und ihnen folgt das Datum; in den biſchöflichen u. a. Urkunden ſtehen ſie auch zuweilen noch hinter dem Datum; in den ſpätern Urkunden hingegen werden die Zeugen gemeiniglich noch vor der Ankündigung des Siegels und andern Schlußformeln genannt; zuweilen, beſonders wo die Zeugen die Urkunde, zu noch größerer Gewißheit, mit unterſiegelt haben, werden ſie auch ſelbſt redend eingeführt. Die Zahl der Zeugen iſt bald größer, bald kleiner. Bei Urkunden, die auf Reichs- oder Landtagen ausgeſtellt wurden, ſind nicht ſelten alle dabei verſammelte Perſonen genannt. Mehrentheils begnügte man ſich, nur einen Theil der Anweſenden namhaft zu machen, und dann mit der Formel zu ſchließen: et alii complu-

26) *Böhmer*, Cod. dipl. T. I. p. 21.

Digitized by Google

res, oder: et alii fide digni; im Teutſchen: und anderer glaubwürdiger Leute genug; u. dgl. Seit dem 12. Jahrh. pflegen die Zeugen nicht nur in einer gewiſſen Rangordnung aufgezählt zu ſein, wobei gemeiniglich alle Geiſtliche allen Weltlichen, wenn auch die letztern höhern Standes ſind, vorangehen; ſondern wenn der Zeugen von jedem Stande mehre ſind, ſo wird auch jeder Claſſe die Benennung ihres beſondern Standes, als: **Principes, Comites, Liberi** und **Ministeriales**, vorangeſchickt; ſind ihrer aber nur wenige, ſo werden alle Weltliche unter der allgemeinen Benennung **Laici** zuſammengefaßt. Nicht allemal ſind die Zeugen nur gleichen oder geringern Standes, als der Ausſteller der Urkunde, ſondern es trifft ſich auch, daß Perſonen höhern Standes als Zeugen genannt werden; in einer auf dem Reichstage zu Würzburg im J. 1141 ausgeſtellten Urkunde des Biſchofs Rudolf von Halberſtadt wird ſogar der römiſche König Konrad III. als Zeuge aufgeführt[27]). Eine beſondere Eigenthümlichkeit, die man in Urkunden der ältern Könige von England findet, iſt die, durch die berühmte Formel **Teste me ipso**, ſich ſelbſt als Zeugen aufzuführen[28]).

2. Unterſchrift, oder deren Stelle vertretende Zeichen. Es kommen zwar eigenhändige Namensunterſchriften, beſonders von Geiſtlichen, ſchon im 8., und nachher faſt in allen folgenden Jahrhunderten einzeln vor, aber ſie gehören zu den Seltenheiten, und es iſt für ihren Gebrauch keine beſtimmte Regel aufzufinden. Regelmäßig wurde die Unterſchrift der Urkunden erſt gegen das Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. eingeführt, und zwar ſind unter den teutſchen Kaiſern Maximilian I., unter den Fürſten Kurfürſt Albert II. von Mainz und Kurf. Friedrich der Weiſe von Sachſen, die erſten, die ſie regelmäßig in ihren Urkunden anwandten; wiewol der Erſte gemeiniglich nicht ſeinen Namen unterſchrieb, ſondern dafür p. reg. p. s. (per Regem proprie signatum) ſetzte. Auch die Kurfürſten Joachim I. und II. von Brandenburg hatten noch die Gewohnheit, anſtatt ihres Namens oft nur **mppria ss.** zu unterſchreiben. Häufiger findet man, daß zwar in den Urkunden die Unterſchrift der Ausſteller und Zeugen angezeigt, aber von dem Schreiber der Urkunde beigefügt wird, ſodaß die genannten Perſonen ſelbſt entweder gar nichts dabei thun, oder jeder ſeinem Namen nur ein Kreuz zuſetzte. Bei den päpſtlichen Conſiſtorialbullen findet ſich zwar die Unterſchrift des Papſtes und der anweſenden Cardinäle angezeigt, und die Unterſchrift ſelbſt fängt überdies bei jedem mit dem Worte Ego an; allein die Päpſte haben nie eigenhändig unterſchrieben, ſondern nur die Buchſtaben **ss.** (signavi) mit einem gewiſſen Handzeichen beigefügt, während die ganze Unterſchriftsformel von dem Schreiber der Urkunde herrührt; die Cardinäle haben manchmal, wie aus den verſchiedenen Handſchriften erſichtlich iſt, ihre ganze Namensunterſchrift eigenhändig aufgeſetzt; zuweilen aber iſt auch dieſe von dem Schreiber der Urkunde gefertigt, und jeder Cardinal hat nur ſeinem Namen ein Kreuz, das bei jedem eine beſondere Geſtalt oder Verzierung zu haben pflegt, vorgeſetzt. Auf den Urkunden der Könige und Kaiſer pflegt das ſogenannte Monogramm, das bis auf Friedrich II. nur wenigen bedeutendern Kaiſerurkunden fehlt, die Stelle der Namensunterſchrift zu vertreten, welches in der Urkunde durch: **manu nostra firmavimus** u. dgl. angezeigt, und an ſeiner Stelle mit der Beiſchrift: **Signum domini NN. piissimi** (oder **invictissimi**) **regis** (oder **imperatoris**), begleitet zu ſein pflegt. Der Ausdruck **manu nostra** ſcheint anzudeuten, daß der König an dem Monogramm wenigſtens einen Strich oder Zug machte; denn daß nicht das ganze Monogramm von ihm gezeichnet ſein kann, ergibt ſich ſchon durch den Augenſchein. Nach dem ſogenannten großen Interregnum kommen die Monogramme in den Kaiſerurkunden nur noch als Seltenheiten vor und ſeit Karl IV. hören ſie ganz auf; Friedrich IV. und ſein Sohn Maximilian I. ſuchten ſie zwar wieder hervor, doch erſcheinen ſie nur in einzelnen ihrer Urkunden, und nach ihnen nie wieder, weil nunmehr die wirkliche Namensunterſchrift in Gebrauch kam. In den frühern Urkunden, welche kein Monogramm haben, iſt (einzelne ſeltene Fälle ausgenommen) auch von keiner Unterſchrift des Ausſtellers die Rede, ſondern es wird gemeiniglich das Siegel als einzige Beglaubigung angeführt.

Andere Perſonen, welche die Urkunden unterſchrieben, waren die Kanzler und ihre Stellvertreter, und die Notarien. Die Unterſchrift der erſtern findet ſich auf den kaiſerl. Urkunden von den älteſten Zeiten her, als Recognition, gewöhnlich mit der Formel: **NN. archicapellanus** oder **archicancellarius**, oder **cancellarius ad vicem NN. archicapellani recognovi et**, worauf das Recognitionszeichen folgt, welches die Stelle des Wortes **signavi** vertreten ſoll. Dieſe Recognitionszeichen ſind aber noch früher als die Monogramme außer Gebrauch gekommen, und die Kanzler haben ihre Beglaubigung entweder, ohne beſondere formelle Eigenthümlichkeit, auf dem untern Rande der Urkunde, oder auf der Außenſeite derſelben, mit Beifügung eines durch mancherlei Züge verzierten R (**Recognita**), beigeſchrieben. Die letztere Form findet ſich beſonders auf den Urkunden Karl's IV. und ſeines Sohnes Wenzeslaus. Die Unterſchrift der Kanzler dauerte übrigens bis in die neuſten Zeiten fort, nur findet ſich, da die Reichserzkanzler ſich nicht am kaiſerl. Hofe aufzuhalten pflegten, die Recognition in der Regel von dem Reichsvicekanzler vollzogen; die auf Reichstagen ausgefertigten Urkunden pflegten jedoch die Kurfürſten von Mainz, als Erzkanzler, wenn ſie perſönlich anweſend waren, auch eigenhändig zu beglaubigen, daher wir ſolche noch von den Kurfürſten Albert, Daniel und Wolfgang, aus dem 16. Jahrh., finden. Außerdem finden wir, ſeit dem 14. Jahrh., die kaiſerl. Urkunden auch von den Secretarien oder Notarien unterzeichnet, und dieſer Gebrauch wurde nachher auch von andern geiſtlichen und weltlichen Fürſten nachgeahmt.

In Anſehung der Notarien iſt nur zu bemerken, daß ſie die eigentlichen, von ihnen ausgefertigten Notariatsinſtrumente gewöhnlich mit einer ſehr weitläufigen

---

27) Schumacher, Verm. Nachr. 6. Samml. S. 45. 28) N. Lehrgeb. d. Dipl. 7. Th. S. 96.

Digitized by Google

Formel zu unterſchreiben und zu beglaubigen pflegten, welcher dann ein beſonderes Zeichen beigefügt iſt, das in frühern Zeiten die Stelle eines Siegels vertrat, ſpäterhin aber auch neben dem Siegel beibehalten wurde. Von allen den hier erwähnten Zeichen wird übrigens in dem Artikel **Diplomatische Zeichenlehre** mit mehrem die Rede ſein.

Seitdem es üblich wurde, daß die Ausſteller der Urkunden, mochten es nun Regenten und obrigkeitliche Perſonen oder Privatleute ſein, dieſelben unterſchrieben, im Allgemeinen alſo ſeit dem 16. Jahrh., findet man auch die eigenhändige Unterſchrift der Zeugen wieder; und es kam in Kurzem dahin, daß man überhaupt die Unterſchrift der Urkunde für etwas Nothwendiges anſah, ſie alſo auch bei Perſonen, welche des Schreibens unkundig waren, durch ein beſonderes, von einem Anweſenden beglaubigtes, Handzeichen erſetzte.

Noch iſt in Anſehung der Stelle, welche die Unterſchriften in den Urkunden einnehmen, zu bemerken, daß Könige und Fürſten die ihrige dicht unter den Text der Urkunde, und zwar dem Leſer zur linken Hand ſetzen. Iſt eine königl. Urkunde zugleich vom Kanzler oder Vicekanzler recognoſcirt, ſo ſteht deſſen Unterſchrift auf derſelben Seite, aber etwas tiefer; die Unterſchrift des Secretarius oder Notarius aber ſteht noch tiefer, und auf der entgegengeſetzten Seite, alſo dem Leſer zur Rechten. Auf den vom Papſte und den Cardinälen unterſchriebenen päpſtlichen Conſiſtorialbullen ſteht die Unterſchrift des Papſtes oben in einer Zeile allein, und hat ein kreisförmiges ſymboliſches Zeichen zur Seite; dann folgen die Unterſchriften der Cardinäle in drei Reihen, nämlich die Cardinalbiſchöfe in der Mitte, die Cardinalprieſter dem Leſer zur Linken, und die Cardinaldiakonen zur Rechten. Iſt eine Urkunde von mehren Perſonen gleichen, oder doch nicht bedeutend verſchiedenen Standes unterſchrieben, ſo ſtehen die Unterſchriften, je nachdem es der Raum zuläßt, entweder neben oder unter einander. Iſt ein Vertrag oder ſonſt eine zwiſchen zwei Parteien aufgerichtete Urkunde von beiderſeitigen Contrahenten unterſchrieben, ſo ſtehen deren Namen gemeiniglich in zwei Reihen einander gegenüber.

3. Durchſchneidung, oder ſogenanntes Cirografiren (richtiger Chirographiren). Man ſchrieb entweder eine Urkunde, an welcher zwei verſchiedenen Parteien gelegen war, zweimal auf ein großes Blatt Papier oder Pergament, und ſchnitt dieſes in der Mitte aus einander, oder man ſchnitt, wenn die Urkunde nur einfach ausgefertigt wurde, vom Rande derſelben ein Stück ab. Die Beglaubigung beſtand nun darin, daß im erſten Falle die beiden Urkunden, im andern Falle aber die Urkunde und das davon abgeſchnittene Stück, welches an einem andern Orte aufbewahrt wurde, genau an einander paſſen mußten; und dies erkannte man entweder aus der winklig oder ſchlangenförmig geführten Richtung des Schnittes, oder daran, daß man auf die zu durchſchneidende Stelle gewiſſe Buchſtaben oder Worte (z. B. **Ave Maria, Salve sancta crux,** u. dgl.) ſchrieb, die ſich nach dem Durchſchneiden auf jedem Stücke zur Hälfte finden mußten. Das älteſte, mir bekannte Beiſpiel einer ſo cirografirten Urkunde gibt ein Diplom Kaiſer Otto's III. für das weſtfäliſche Kloſter Odingen, vom J. 1000, auf deſſen unterm Rande die Worte: **Signu Heriberti Epi et Gerberge comitissae et filii eius Herimanni iussu Ottonis imperatoris augusti,** in entgegengeſetzter Richtung mit dem Texte der Urkunde geſchrieben und durchſchnitten ſind, ſodaß die Spitzen aller Buchſtaben fehlen, das Ganze alſo nur ſehr ſchwierig zu leſen iſt. In den nächſtfolgenden Jahrhunderten kommt dieſer Gebrauch nur ſehr einzeln vor; im 15. und 16. Jahrh. aber wird er, beſonders bei Verträgen mit und zwiſchen Privatperſonen u. dgl., ſehr gewöhnlich. Im Texte pflegt dann angezeigt zu ſein, daß, und auf welche Weiſe die beiden angefertigten Exemplare der Urkunde von einander geſchnitten ſind.

4. Siegel. Von dem Siegel, als ſolchem, inſofern es einen eigenthümlichen Beſtandtheil der Urkunde ausmacht, wird in dem Artikel **Diplomatische Siegelkunde** geſprochen. Hier iſt daher nur zu bemerken, daß das Siegel das allgemeinſte Beglaubigungsmittel der Urkunden iſt, indem diejenigen, bei denen man es abſichtlich nicht anwandte, im Verhältniſſe zu dem ganzen Urkundenvorrathe, nur eine ſehr geringe Zahl ausmachen. Im Allgemeinen pflegen nämlich nur die cirografirten Urkunden und die ältern Notariatsinſtrumente keine Siegel zu haben, weil bei jenen die eigenthümliche Form des Durchſchneidens, bei dieſen aber das Notariatszeichen die Stelle deſſelben vertrat; wo es außerdem bei Originalurkunden fehlt, kann man dies nur als eine ſeltene Ausnahme, oder als eine Folge der Vergeſſenheit betrachten. In ältern Zeiten wurde jede Urkunde nur von ihrem Ausſteller beſiegelt, zumal ſo lange es Gebrauch war, das Siegel den Urkunden aufzudrucken; da zwei oder mehr **Sigilla impressa,** nach älterer Form, auf einer Urkunde nicht gut anzubringen waren. Seit dem 12. Jahrh. aber, wo zugleich die **Sigilla pendula** mehr in Gebrauch kamen, finden wir öfters zwei und mehr Siegel an den Urkunden, indem Perſonen, welche ihre Einwilligung ausſprachen, oder die Verhandlung abſchließen halfen, oder als Zeugen hinzugezogen wurden, ihre Siegel zugleich anhingen; ja bei Urkunden, an denen die verſammelten Stände eines Landes, oder ſonſt viele Perſonen Theil nahmen, ſteigt die Anzahl der Siegel manchmal auf 50, 60, ja wol über 100. Im 14. und 15. Jahrh. kam man auf den Gebrauch der aufgedruckten Siegel, mittels dünner Wachsplatten, zurück, doch blieb dieſe Form noch immer die ſeltnere; ſeit der Einführung des Siegellacks und der Siegeloblaten aber, alſo im Allgemeinen ſeit der letzten Hälfte des 16. Jahrh., wurde es viel leichter, die Siegel mittels dieſer Materialien den Urkunden aufzudrucken; angehängte Siegel finden ſich alſo ſeitdem nur bei beſonders wichtigern Urkunden, bei denen man auch das Pergament als Schreibmaterial beibehielt. Die Anwendung des Siegels zum Zweck der Beglaubigung der Urkunde iſt übrigens in der Regel in der Urkunde ſelbſt, und zwar gegen das Ende derſelben, angezeigt; und es iſt ein ebenſo ſeltener Fall, daß die Andeutung des Siegels ſich gleich am Eingange der Urkunde findet, indem es z. B. heißt: **Tenore praesentium sub sigilli nostri**

Digitized by Google

appensione profitemur etc., als daß ſie ganz vergeſſen iſt, wenn doch ein Siegel angewandt wurde; und letzteres dürfte nur Folge einer Vergeſſenheit des Schreibers ſein, die ſich manchmal, beſonders bei einer etwas ungewöhnlichen Form der Urkunde, findet. Die ältern fränkiſchen und teutſchen Könige und Kaiſer, bis zu Otto I., pflegen ſich bei dieſer Ankündigung nicht des Wortes **Sigillum**, ſondern **Annulus**, zu bedienen; bei Otto II. findet ſich der Ausdruck **imaginaria impressio**; ſeit Otto III. iſt **sigillum** gebräuchlich; doch wird auch in ſpätern Urkunden noch zuweilen das Wort **imago** gebraucht. Wo mehre Perſonen eine Urkunde beſiegelt haben, werden ſie in der Ankündigungsformel einzeln genannt, und nur wenn ihrer ſehr viele, und ſie im Eingange oder Contexte der Urkunde ſchon alle einzeln genannt ſind, wird das nochmalige Verzeichniß derſelben abgekürzt, mit den Worten: und wir alle oben Genannten, u. dgl. Gehören die Perſonen, welche ihre Siegel beigefügt haben, nicht eigentlich zu den Ausſtellern der Urkunde, ſo werden ſie doch gewöhnlich in der Siegelankündigungsformel ſelbſt redend eingeführt. Die Formeln, mit welchen das Siegel angekündigt zu werden pflegt, ſind übrigens zwar, dem Ausdrucke nach, verſchieden, da ſie aber in der Regel doch nichts anderes, als das für ihren Zweck Dienliche und Nothwendige ſagen, ſo bedürfen ſie keiner detaillirten Betrachtung. Die Inſchriften der Siegel gehören natürlich nicht zu dieſen Formeln, ſondern zu der Brſchreibung der Siegel ſelbſt, wo von ihnen weiter gehandelt wird.

VII. Der S c h l u ß einer Urkunde wird gemeiniglich durch die zur Bekräftigung und Beglaubigung gehörigen Formeln, das Datum [29]) u. dgl. gemacht; doch finden ſich zuweilen am Ende derſelben auch beſondere Zuſätze, welche theils einen allgemeinen Glückwunſch, theils eine Anrufung des göttlichen Namens, theils auch einen Segenswunſch an die Leſer der Urkunde enthalten. Zu den letzten gehört unter andern der in Monogrammenform ausgedrückte Segenswunſch **Bene valete** auf den päpſtlichen Urkunden. Viele ältere Urkunden ſchließen mit den Worten: **feliciter Amen**, oder **in Dei nomine feliciter Amen**, und ähnlichen kürzern Formeln; andern aber ſind auch längere Imprecationen u. dgl. beigefügt. So ſchließt z. B. eine um 1100 gegebene Urkunde des münſterſchen Domcapitels mit den Worten: **Vivat et regnet Dominus Dominus per omnia benedictus Deus Amen**; und die ſchon früher erwähnte Urkunde Papſt Urban's IV. vom J. 1261 fährt nach der oben angegebenen Bannformel fort: **Cunctis autem eidem loco sua jura servantibus sit pax Domini nostri Jesu Christi, quatenus et hic fructum bonae actionis percipiant, et apud districtum judicem praemia aeternae pacis inveniant. Amen. Amen.** Dieſe beſondern Schluß- und Segensformeln finden ſich gemeiniglich in den Urkunden der Geiſtlichen, und zwar bis in das 13. Jahrh.; da ſie indeſſen nicht auf einem allgemeinen Gebrauche, ſondern nur auf der Willkür und Frömmigkeitsäußerung einzelner Ausſteller beruhen, ſo genügt es, ſie im Allgemeinen zu erwähnen, und es würde unnöthig ſein, uns darüber ſpecieller zu verbreiten. (*H. A. Erhard.*)

DIPLOMATISCHE KRITIK oder **Schriftprüfungskunde, Critica diplomatica**, iſt die Lehre von der Prüfung der Urkunden und anderer Handſchriften, in Anſehung ihres Alters und ihrer Echtheit. Diplomatiſche Kritik heißt ſie, theils weil ſie ihr Verfahren größtentheils auf die Lehren der Diplomatik baut, theils weil ſie vorzugsweiſe auf Urkunden ihre Anwendung findet. Ihr Gegenſtand iſt ein zweifacher:

A. B e ſ t i m m u n g d e s A l t e r s einer vorliegenden Handſchrift überhaupt, und einer Urkunde insbeſondere, wenn daſſelbe entweder in ihr ſelbſt gar nicht angegeben, oder ſonſt zweifelhaft iſt. Hier macht es wieder einen weſentlichen Unterſchied, ob von der Schrift a l s S c h r i f t, d. h. von dem einzelnen vorliegenden Exemplare, oder von der Schrift a l s G a n z e m, alſo ihren Inhalt mit einbegriffen, die Rede iſt. Das Alter des einzelnen Exemplares kann man das ä u ß e r e, das Alter des Inhaltes aber das i n n e r e A l t e r einer Schrift nennen.

Was die Beſtimmung des ä u ß e r n A l t e r s betrifft, ſo gehören nicht allein die Urkunden, ſondern auch die B ü c h e r h a n d ſ c h r i f t e n mit in das Gebiet der diplomatiſchen Kritik; denn wenn blos das Alter der Handſchrift, d. h. die Zeit, in welcher ein beſtimmtes vorliegendes Exemplar geſchrieben wurde, ganz abgeſehen von dem Inhalte und der Originalität der Schrift ſelbſt, unterſucht werden ſoll, ſo kann dies eben nach keinen andern, als nach den aus der allgemeinen Schriftkunde abzuleitenden Grundſätzen geſchehen, die wir auch bei der Prüfung der Urkunden anzuwenden haben. Dieſe Beſtimmung des äußern Alters kann grade bei Bücherhandſchriften ſehr oft vorkommen, weil verhältnißmäßig die Anzahl derjenigen, welche mit beſtimmter Angabe der Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurden, verſehen ſind, ſehr gering, und doch dieſe Zeit, wenigſtens annähernd, zu wiſſen, ſehr nöthig iſt. Im Allgemeinen verfahren wir bei dieſer Unterſuchung ſo, daß wir zuerſt das Material, worauf das Buch geſchrieben iſt, und dann die Schrift ſelbſt, nach ihrem allgemeinen Charakter und ihren einzelnen Eigenthümlichkeiten, ins Auge faſſen. Wiſſen wir nun, in welchem Zeitalter man ſich des vorhandenen Schreibmaterials bediente, und in welchem, nach den bekannten Veränderungen der Buchſtabenſchrift, die vorliegenden Schriftzüge üblich waren, ſo können wir hiernach, mit mehr oder weniger Sicherheit, das Zeitalter beſtimmen, welchem der Codex angehört. Beſondere Regeln für dieſes Verfahren ſind nicht zu geben, ſondern man muß ſich nur nach den allgemeinen Thatſachen richten, welche hinſichtlich der verſchiedenen Entwickelungsperioden des Schriftweſens und des Vorkommens der verſchiedenen Schriftformen in beſtimmten Zeitaltern, aus der allgemeinen Schriftkunde bekannt ſind. Dieſe Ausmittelung iſt bald leichter, bald ſchwerer. Schwierig iſt ſie insbeſondere bei ſolchen Schriftformen, welche mehre Jahrhunderte lang, beſonders für beſtimmte Zwecke, fortwährend im Gebrauche

29) Die Lehre vom Datum der Urkunden und den bei deſſen Angabe ſtattfindenden Gebräuchen iſt in dem vorhergehenden Artikel **Diplomatische Chronologie** beſonders abgehandelt.

Digitized by Google

waren, oder bei Schriftwerken, für welche man abſichtlich eine übrigens veraltete und ungebräuchliche Schrift beibehielt, oder wieder hervorſuchte; z. B. in Miſſalien und andern zum kirchlichen Gebrauche beſtimmten Büchern; in ſolchen Handſchriften iſt dann, wenn nicht beſondere Umſtände eine nähere Andeutung geben, die Beſtimmung ihres Alters ſehr unſicher und ſchwankend. In den gewöhnlichen Fällen läßt ſich, von einem Geübten ſchon auf den bloßen Anblick, von einem weniger Geübten aber doch bei aufmerkſamer Vergleichung der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, wenigſtens das Jahrhundert, und die erſte oder letzte Hälfte deſſelben, welchem die Handſchrift angehört, mit Sicherheit beſtimmen. Weiter bringen wir es aber in einer genauern Beſtimmung nicht leicht, wenn nicht beſondere Angaben in der Handſchrift ſelbſt uns zu Hilfe kommen. Von den Fällen, wo der Schreiber das Jahr und ſogar den Tag, an welchem er ſeine Arbeit begann, oder vollendete, ſelbſt bemerkt hat, iſt eigentlich gar nicht zu reden, denn hier bedarf es keiner Unterſuchung, es müßte denn ſein, daß man Urſache hätte, in dieſer Angabe einen Fehler zu vermuthen, oder ſonſt in dieſelbe Miſtrauen zu ſetzen; doch iſt die Warnung nicht unnütz, daß man ſich hüten muß, das Jahr der Fertigung der Handſchrift nicht mit dem Jahre der Ausarbeitung ihres Inhaltes zu verwechſeln, welches die Schreiber zuweilen aus den Originalen oder den ihnen vorliegenden ältern Copien gradezu mit abſchrieben. Zuweilen iſt es aber, auch ohne ausdrückliche Jahresangabe möglich, das Alter einer Handſchrift genauer zu beſtimmen, wenn dieſelbe z. B. einer geſchichtlich bekannten Perſon zugeeignet iſt, oder wenn der Schreiber ſeinen aus andern Leiſtungen etwa ſchon bekannten Namen nennt, oder wenn ſonſt gewiſſe Bemerkungen und Anführungen vorkommen, welche auf die Zeit, worin die Handſchrift gefertigt wurde, ſchließen laſſen u. dgl. m., wobei es nur nöthig iſt, ſowol die Angaben, welche ſich auf die einzelne Handſchrift beziehen, von denen, welche die Ausarbeitung des Originaltextes betreffen, als auch die weſentlich zur Zeitbeſtimmung der Handſchrift dienlichen von ſolchen, welche nur zufällig und ohne Beziehung auf dieſelbe beigeſchrieben wurden (wie ſich das öfters findet), ſorgfältig zu unterſcheiden. Die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten, auf welche man bei der Beurtheilung einer Schrift zu ſehen hat, ſind theils einzelne Buchſtaben, denen man in verſchiedenen Zeiten eine beſondere Geſtalt zu geben pflegte, theils die Abkürzungen, bei welchen es darauf ankommt, ob ſie mehr oder weniger zahlreich erſcheinen, ob ſie nur für beſtimmte Worte und Sylben, oder ohne Unterſchied gebraucht werden, ob einerlei Abkürzungszeichen für alle oder mehre Abkürzungen gelten, oder die Abkürzungen, nach ihrer jedesmaligen Bedeutung, eigenthümliche Zeichen haben, und wie dieſe Abkürzungszeichen geſtaltet ſind. Bei dieſer Beurtheilung dienen uns nun zwar die echten, mit richtigem Datum verſehenen Originalurkunden, deren Ausſtellungszeit mithin bekannt und ſicher iſt, zum Vorbilde; indeſſen iſt bei der Vergleichung der Bücherhandſchriften mit den Urkunden zu berückſichtigen, daß im Allgemeinen die Bücherhandſchriften mit weniger Regelmäßigkeit und Genauigkeit geſchrieben ſind, als die Urkunden, daß die Schrift jener im Ganzen zwar einfacher und flüchtiger iſt, als in den Urkunden, daß aber einzelne verzierte oder mit beſonderer Kunſt ausgeführte Buchſtaben und andere Verzierungen ſich in ihnen häufiger finden, und daß die Abkürzungen in den Bücherhandſchriften verhältnißmäßig früher und in ausgedehnterm Gebrauche vorkommen, als in den Urkunden; lauter Umſtände, welche davon abhängen, daß die Urkunden geringern Umfanges zu ſein pflegten, als die Bücherhandſchriften, dagegen jene gemeiniglich unter engem Verſchluſſe gehalten, die letztern aber in den Bibliotheken zur Anſchauung und Benutzung aufgeſtellt wurden, daher man auf jene zwar im Ganzen mehr Zeit und Mühe verwenden konnte, bei den letztern aber einzelne Ausſchmückungen mehr an ihrem Platze fand. Aus dieſen Urſachen kann eine Bücherhandſchrift, mit einer Urkunde verglichen, zumal dem weniger Geübten, auf den erſten Anblick, bald älter, bald jünger ſcheinen, als ſie wirklich iſt. Indeſſen darf man auf dieſen Unterſchied zwiſchen Urkunden und Bücherhandſchriften auch wieder keinen allzugroßen und allgemeinen Werth legen; denn da er doch eigentlich nur von zufälligen Umſtänden abhängt, ſo leidet er nicht nur im Einzelnen viele Ausnahmen, ſondern verliert ſich auch, vom 14. Jahrh. an, faſt ganz, indem ſeit dieſer Zeit theils die Urkunden zahlreicher, und daher im Allgemeinen mit weniger Sorgfalt geſchrieben wurden, theils die eigenthümlichen Verzierungen der Bücherhandſchriften aus dem gewöhnlichen Gebrauche immer mehr verſchwanden, und ſich auf einzelne, für beſondere Zwecke beſtimmte Exemplare beſchränkten.

Bei Urkunden kommt die Beſtimmung ihres Alters verhältnißmäßig ſeltener vor, als bei Bücherhandſchriften, weil Urkunden, denen das Datum, oder doch die Angabe des Ausſtellungsjahres, ganz fehlt, nur zu den Ausnahmen von der Regel gehören. Auch ein falſches oder verdächtiges Datum, das ebenſo, wie das ganz mangelnde, eine Prüfung des wahren Alters der Urkunde nöthig macht, kommt verhältnißmäßig bei Originalurkunden ſelten vor, und kann entweder nur zufällig, oder abſichtlich entſtanden ſein. Im erſtern Falle, z. B. durch Weglaſſung eines Zahlzeichens, oder Verſetzung der Zahlzeichen (CX ſtatt XC u. dgl.) iſt gemeiniglich, bei einiger Aufmerkſamkeit, der Fehler leicht zu entdecken; im letztern Falle, wo der Schreiber abſichtlich ein falſches Datum ſetzte, iſt aber die ganze Urkunde falſch, und ihre Unterſuchung fällt dem Capitel von der Prüfung der Echtheit anheim. Häufiger finden ſich Fehler im Datum in den Abſchriften der Urkunden, ſowol in einzelnen, als in Copialbüchern, zumal wenn letztere aus einer bedeutend jüngern Zeit, als die in ihnen geſammelten Urkunden ſelbſt, herrühren; und wie wir überhaupt dergleichen Abſchriften nie ohne Vorſicht gebrauchen dürfen, ſo kann auch bei ihnen eine Prüfung des Datums öfter nöthig werden, die aber alsdann, wenn nämlich die Originale ganz fehlen, und die Abſchriften ihre Stelle vertreten müſſen, auch mit größern Schwierigkeiten verbunden iſt, da wir bei den Abſchriften manche weſentliche Hülfsmittel, die uns bei Originalur-

Digitized by Google

kunden, Schrift, Siegel u. dgl. liefern, entbehren. Häufiger finden ſich Briefe, Güterverzeichniſſe und andere Literalien ohne Datum und machen eine Beſtimmung deſſelben auf kritiſchem Wege nöthig. Die Prüfung des Alters einer Urkunde unterſcheidet ſich aber von der einer andern Handſchrift, ihrem Zwecke nach, dadurch, daß wir nicht blos, wie bei den letztern, nach dem Alter der Schrift, als ſolcher, ſondern vielmehr nach dem Alter des ſchriftlichen Aufſatzes fragen, das, bei Originalurkunden, mit dem Alter der Schrift identiſch iſt, bei Copien aber vorzugsweiſe vor dem letztern in Betrachtung kommt; denn wenn auch bei einer Abſchrift es oft von Intereſſe iſt, die Zeit, in welcher ſie gefertigt wurde, zu kennen, ſo behält doch dieſe Unterſuchung, gegen die Beſtimmung des Alters der Urkunde ſelbſt, immer nur ein untergeordnetes und zufälliges Intereſſe. Außerdem tritt aber hier in manchen Fällen noch eine ganz eigenthümliche Unterſuchung ein, nämlich die Beantwortung der Frage: ob eine vorliegende Charte für das Original, oder für eine bloße Abſchrift zu erklären iſt? Dieſe Frage hängt allerdings mit der Beſtimmung des Alters der Handſchrift zuſammen, greift aber zugleich auch in die Unterſuchung der Echtheit der Urkunde ein, und wird daher bei letzterer wieder berührt werden. Bei jeder Prüfung einer wirklichen oder vorgeblichen Originalurkunde haben wir es nun zuvörderſt mit ihren formellen Eigenſchaften zu thun, theils, wenn wir berechtigt ſind, ſie als ein Original anzuerkennen, um ihr Zeitalter darnach zu beſtimmen; theils, wenn wir ihre Originalität glauben bezweifeln zu müſſen, um zu unterſuchen, ob ſie in der vorliegenden Form wol in dem angegebenen Zeitalter ausgefertigt ſein könnte, oder in welches andere ſie ſonſt wol gehört. Dieſe Prüfung der formellen Eigenſchaften einer Urkunde, zur Beſtimmung ihres Alters, beruht nun auf den allgemeinen Kenntniſſen dieſer Gegenſtände, namentlich des Schrift- und Siegelweſens, wie ſie ſich, nach dem Zeugniſſe der bekannten, echten und vollſtändig datirten Urkunden, im Laufe der verſchiedenen Jahrhunderte geſtaltet haben; ſie kann aber, was die Beſtimmung des Alters ſelbſt betrifft, uns mit Sicherheit ſelten weiter als auf das Jahrhundert, und etwa die erſte oder letzte Hälfte deſſelben, nur in wenigen Fällen bis in das Vierteljahrhundert, führen, dem die Urkunde angehört. Da uns aber hier das Alter der Schrift nur mittelbar, und das Alter des Aufſatzes ſelbſt vorzugsweiſe intereſſirt, überdies in allen den Fällen, wo wir nicht das Original vor uns haben, jenes für die Beſtimmung des letztern von wenig oder gar keinem Belange iſt, ſo kommen uns dagegen manche im Texte der Urkunden angegebene Umſtände oft weſentlich, theils zur ſichern, theils auch zur genauern Zeitbeſtimmung derſelben, zu Hilfe. Außer manchen Verhältniſſen, die nur in einzelnen Urkunden von Bedeutung ſein können, z. B. der Erwähnung gewiſſer, in einer bekannten neuern Zeit entweder gegründeter oder untergegangener Orte, oder gewiſſer, nur für einen beſtimmten Zeitraum gültiger Rechte und Gewohnheiten, die uns nur einen allgemeinen Anhaltungspunkt gewähren können, oder auch einer auf ein beſtimmtes und bekanntes Jahr fallenden Begebenheit, welche freilich das genauſte und ſicherſte, nur zugleich auch am ſeltenſten ſtattfindende Zeitbeſtimmungsmittel abgibt, bieten uns die Lebensverhältniſſe der in einer Urkunde genannten regierenden, oder ſonſt geſchichtlich bekannten Perſonen, das gewöhnlichſte und zuverläſſigſte Hilfsmittel. Iſt nämlich der Ausſteller einer Urkunde ein regierender Fürſt oder Prälat, oder wird ein ſolcher darin als Zeuge oder ſonſt auf irgend eine Art als lebend erwähnt, ſo folgt hieraus ganz natürlich, daß die Urkunde nur während der Regierungszeit deſſelben ausgeſtellt ſein kann, und iſt uns Anfang und Ende derſelben bekannt, ſo iſt damit zugleich auch der möglichſt früheſte und ſpäteſte Termin für die Abfaſſung der Urkunde gegeben. Ähnliche chronologiſche Hilfsmittel ergeben ſich, wenn eine Perſon, deren Todesjahr uns bekannt iſt, in einer Urkunde als bereits verſtorben erwähnt wird, oder wenn Jemand, der ein gewiſſes Amt nur eine Zeit lang bekleidete, in dem Charakter deſſelben auftritt, oder wenn einer, der verſchiedene Würden successive bekleidete, nach einer oder der andern bezeichnet wird u. dgl. m.; und je mehr Perſonen, welche uns dergleichen chronologiſche Data darbieten, in einer Urkunde zuſammen vorkommen, um ſo mehr wird uns nicht nur die Zeitbeſtimmung derſelben erleichtert, ſondern um ſo enger läßt ſich auch der Zeitraum faſſen, innerhalb deſſen wir ſie zu ſetzen haben, ja in beſonders glücklichen, aber ſeltenen Fällen, läßt er ſich wol bis auf das einzelne Jahr berechnen. Zuweilen kommt uns auch wol der Umſtand zu Hilfe, daß eine Urkunde, in Anſehung ihres Inhaltes, ſich genau an eine andere von bekanntem Datum anſchließt. Fehlen aber alle dieſe Hilfsmittel, ſo bleibt freilich nichts anderes, als die Beſtimmung nach formellen Eigenſchaften übrig, und bei Copien, wo uns die ſicherſten jener Eigenſchaften, Schrift und Siegel, verlaſſen, gibt nur der Styl der Urkunde uns noch allenfalls einigen Aufſchluß. Zum Glück ſind indeſſen die Fälle, wo wir genöthigt ſind, das Datum einer Urkunde ganz unbeſtimmt zu laſſen, die ſeltenern, und die Urkunden ſelbſt in der Regel von geringem Belange.

B. Beſtimmung der Echtheit einer vorliegenden Schrift iſt die zwar ſeltnere, aber gemeiniglich ſchwierigere und verwickeltere Aufgabe der diplomatiſchen Kritik, und kann ſich in der Regel nur auf Urkunden und ihnen verwandte Briefe oder ſonſtige Geſchäftsſchriften beziehen. Denn obgleich auch bei Literaturwerken nicht ſelten die Frage, ob eine Schrift einem beſtimmten Zeitalter oder Verfaſſer angehört, ob ihr Inhalt glaubwürdig iſt, u. dgl. einer Beantwortung auf den Grund vorgängiger kritiſcher Unterſuchung bedürfen, ſo kann dieſe doch hier nicht in Betrachtung kommen, da ſie nicht Sache der diplomatiſchen, ſondern der ſpeciell-wiſſenſchaftlichen Kritik iſt, die, weil ſie für jeden beſondern Gegenſtand eigenthümlicher, keineswegs in den Umfang der Urkundenwiſſenſchaft gehöriger, Sachkenntniſſe bedarf, jeder beſondern Wiſſenſchaft, in welche der Inhalt der zu unterſuchenden Schriften einſchlägt, anheimfällt. Nur der eigenthümliche Umſtand, daß die Urkunden nicht blos ihrer Form, ſondern auch ihrem Inhalte nach, Gegenſtände der Diplomatik

Digitized by Google

ſind, iſt Urſache, daß *bei ihnen* auch die Prüfung des Inhaltes und die Erledigung aller der Fragen, welche hinſichtlich deſſelben zur Sprache kommen, der *diplomatiſchen Kritik* angehört, wiewol ſie ſich hierbei nicht auf die in der Diplomatik ſelbſt gelehrten, eigenthümlichen Kenntniſſe breſchränken darf, ſondern bei Beurtheilung des hiſtoriſchen Inhaltes der Uekunde auch allgemeinere hiſtoriſche Kenntniſſe zu Hilfe nehmen muß. Wie bekannt, hat die Frage über Echtheit der Urkunden nicht nur der Diplomatik als Wiſſenſchaft zuerſt das Daſein gegeben, ſondern man hat ſie auch nachher noch ſo hoch angeſchlagen, daß man die Peüfung der Echtheit der Urkunden als das höchſte Ziel und den eigentlichen Zweck der Diplomatik aufſtellte. Dies iſt nun zwar ungegründet, und würde dieſer Wiſſenſchaft nur einen ſehr bedingten Werth zuerkennen, und ihre Anwendbarkeit auf einzelne ſeltene Fälle beſchränken; wenn aber auch die Hauptſache in der Wiſſenſchaft immer die hiſtoriſche Kenntniß ſelbſt bleibt, ſo iſt doch die Kritik der Urkunden eine ſehr wichtige und nicht zu vernachläſſigende, wenngleich nur in einzelnen Fällen eintretende Anwendung derſelben, die zugleich wieder zu ihrer Berichtigung und Sicherung weſentlich beiträgt.

Es iſt nun zwar bei jeder Uekunde nöthig, daß wir, nach vernünftigen und wiſſenſchaftlichen Gründen, von iheer Richtigkeit überzeugt ſind, ehe wir ſie als hiſtoriſches oder juriſtiſches Beweismittel gebrauchen; allein wir dürfen deshalb weder in hiſtoriſchen Skepticismus und Diplomenſtürmerei verfallen, noch verlangen, daß von jeder gegebenen Urkunde ein directer und vollſtändiger Beweis ihrer Echtheit gegeben werde. Jede Urkunde hat vielmehr die Präſumtion der Glaubwürdigkeit für ſich, ſo lange nicht Umſtände in ihr vorkommen, die einen beſtimmten Verdacht gegen ihre Echtheit begründen. Tritt ein ſolcher Verdacht ein, ſo iſt es dann erſt Zeit zu unterſuchen, ob er durch hinlängliche, aus der Urkunde ſelbſt genommene Anzeigen unterſtützt wird, und ob dieſe ſo dringend und überzeugend ſind, um eine Verfälſchung der Urkunde anzunehmen, oder ſie ganz als erdichtet zu verwerfen. Es kann daher durch die diplomatiſche Kritik wol die Unechtheit einer Urkunde erwieſen, oder auf der andern Seite eine Urkunde von dem falſchen Verdachte der Unechtheit oder Verfälſchung gereinigt werden; aber einen directen Beweis für die Echtheit einer jeden Urkunde zu führen iſt weder möglich noch nöthig.

Bei der Unterſuchung über die Echtheit der Urkunden hat man aber zwei Fragen zu unterſcheiden, nämlich die Frage nach der Originalität der Charte, und nach der Wahrheit des Inhaltes. Jene Frage kann nur eintreten, wenn wir eine Urkunde vor uns haben, welche für die Originalausfertigung gelten ſoll, bei der ſich aber in Zweifel ſtellt, ob ſie wirklich dafür anerkannt werden darf; denn der Fall iſt allerdings möglich, daß man einem auf irgend eine Weiſe beſchädigten oder abhanden gekommenen Original eine andere Charte in der Form einer Originalurkunde ſubſtituirt hat, ohne doch an ihrem weſentlichen Inhalte etwas zu verändern; daß alſo die Charte, wenn man nach ihrer Originalität fragt, allerdings falſch, und in Anſehung ihres Inhaltes doch richtig iſt. In dieſem Falle hätten wir alſo nur eine nachgemachte, in dem andern Falle aber, wo auch gegen die Wahrheit des Inhaltes gegründete Einweudungen zu machen ſind, eine ganz erdichtete Urkunde vor uns.

Mit der Prüfung der Originalität muß nun immer der Anfang gemacht werden, wo wirklich ein angebliches Original vorhanden iſt; ſie fällt aber nothwendig weg, wenn die Urkunde nur in einem Copialbuche, oder ſonſt in einer Abſchrift, bei der gar kein Gedanke an Verwechſelung mit einem Original entſtehen kann, noch vorliegt. Sie kann nur von der äußern Form, und insbeſondere von den graphiſchen Eigenſchaften der Uekunde ausgehen, indem ſie beſtimmt, ob die Schrift, mit welcher die angebliche Originalcharte geſchrieben iſt, in dem für ſie angegebenen Zeitalter üblich war, oder einem andern angehöet; und dies geſchieht ganz auf demſelben Wege, wie er vorher, bei der Beſtimmung des Alters der Handſchriften, angedeutet wurde, nur muß natürlich dabei mit noch mehr Genauigkeit und Strenge verfahren werden, weil es nicht darauf ankommt, etwas überhaupt Unbekanntes zu finden, ſondern entweder Zweifelhaftes zu beſtätigen, oder ganz fälſchlich Vorgegebenes zu widerlegen. Zwar kommt auch das Siegel, wenn ein ſolches vorhanden iſt, uns bei dieſer Unterſuchung zu Hilfe, indem es den Veedacht gegen eine Urkunde verſtärkt, wenn ſie ein Siegel hat, deſſen ihr angeblicher Ausſteller ſich erweislich nicht bediente; indeſſen iſt es doch im Ganzen genommen von geringerm Werthe, theils weil dergleichen verdächtigen Uekunden gemeiniglich das Siegel fehlt, theils weil eine zweifache Täuſchung dabei möglich iſt, indem man entweder einer echten Urkunde, nach dem Veeluſte ihres urſprünglichen Siegels, um ihre Vollſtändigkeit ſcheinbar herzuſtellen, ein anderes beifügte, gleichviel, wo man es hernahm, oder auch einer falſchen Urkunde ein echtes, d. h. dem angeblichen Ausſteller derſelben wirklich angehöriges Siegel gab, das man ſich anderswoher verſchaffen konnte; und endlich iſt auch nicht zu vergeſſen, daß zuweilen aus ganz unſchuldigen Abſichten einer Uekunde ein anderes, als das in derſelben angezeigte Siegel, angehängt worden iſt. Mehr noch können andere auf der Urkunde angebrachte Zeichen, als Chrismen, Monogramme u. dgl., zur Entſcheidung der Frage über ihre Originalität beitragen.

Die Prüfung der Echtheit des Inhaltes einer Urkunde muß nothwendig auch von dem Inhalte derſelben, und zwar ſowol von dem formellen als von dem materiellen oder hiſtoriſchen, ausgehen. Zu jenem gehört Alles, was ſowol das eigentliche Formelweſen, als den Ausdruck überhaupt betrifft. Die Sprache, in welcher eine Urkunde abgefaßt iſt, kann zwar an und für ſich noch nichts entſcheiden; indeſſen kann es doch, neben andern Geünden, noch einen mit in die Wagſchale legen, wenn wir eine Urkunde in einer Sprache vor uns haben, welche zu der angeblichen Ausſtellungszeit derſelben im Urkundenweſen nicht gebräuchlich war, z. B. eine teutſche Urkunde vor 1200; entſcheidend wird abee dieſer Grund, wenn mit der ungewöhnlichen Sprache ſich auch ein für dieſelbe, dem

Digitized by Google

Zeitalter nach, gar nicht paſſender Styl verbindet. Aus dieſer Urſache iſt z. B. an die Echtheit der in Schönemann's Codex, 2. Th. Nr. CXXVII. CXXVIII. und CXXIX. mitgetheilten teutſchen Urkunden von 1065, 1128 und 1134, gar nicht zu denken, ſondern die erſte und dritte ſind unverkennbar Überſetzungen, die mittlere aber ganz erdichtet. Mag nun aber die Sprache ein Bedenken geben oder nicht, ſo iſt die formelle Einrichtung der Urkunde ſelbſt zu unterſuchen, und zwar kommt es dabei hauptſächlich an: auf den Eingang der Urkunde und die dabei gebrauchten Formeln, auf die Art, in welcher der Ausſteller der Urkunde von ſich ſelbſt ſpricht, und in welcher von andern, in der Urkunde erwähnten Perſonen geſprochen wird, und die ihnen beigelegten Prädicate, endlich auf die beim Schluſſe der Urkunden gebrauchten Formeln, und die Art ihrer Datirung. Anderes, was gleichfalls die Form der Urkunde betrifft, kommt gleichzeitig mit der Beurtheilung ihres materiellen oder hiſtoriſchen Inhaltes zur Sprache; denn hier muß beachtet werden, ob etwa in der Urkunde Perſonen genannt werden, die zu ihrer angeblichen Ausſtellungszeit entweder gar nicht lebten, oder doch nicht unter ſolchen Verhältniſſen, als die Urkunde von ihnen angibt oder vorausſetzt; ob Orte darin erwähnt ſind, die entweder in der angegebenen Zeit gar nicht, oder doch nicht in den ihnen zugeſchriebenen Verhältniſſen exiſtirten; ob auf Rechte und Gebräuche Bezug genommen wird, welche ſich mit andern zu der angegebenen Zeit obwaltenden Einrichtungen nicht vertragen, oder erweislich jüngern Urſprunges ſind; und ob andere, in der Urkunde angegebene hiſtoriſche Umſtände nicht etwa ſonſtigen bekannten oder erweislichen geſchichtlichen Thatſachen widerſprechen. Das letztgedachte Kriterium kann nun freilich nicht ohne Einſchränkung angewandt werden, denn es iſt bekannt, daß auch in unbezweifelt echten Urkunden hiſtoriſche Irrthümer und Widerſprüche genug vorkommen; denn theils geſtattete man gewiſſen herrſchenden, obwol unbegründeten Vorſtellungen und Meinungen den Einfluß, den ſie auf die Literatur hatten, auch auf die Abfaſſung der Urkunden, und auf den Ausdruck mancher in ihnen beiläufig erwähnter geſchichtlicher Beziehungen; theils richtete man, beſonders am päpſtlichen und kaiſerl. Hofe, die Urkunden öfters nach einſeitigen Berichten der dieſelben extrahirenden Parteien ein, und ſchrieb daher manchen gewiſſe Rechte und rechtliche Eigenſchaften zu, die ſie in der That nicht beſaßen, oder man nahm erloſchene Rechte als noch fortdauernd an, u. dgl. m. Allein im erſtern Falle haben die falſch vorausgeſetzten geſchichtlichen Umſtände doch auf den Hauptinhalt der Urkunde keine nähere Beziehung, ſondern dienen mehr zur Ausſchmückung derſelben, und ſind leicht von dem Weſentlichen und Wahren zu unterſcheiden; im zweiten Falle aber ergibt die Natur und Eigenſchaft der Urkunde ſelbſt, wie weit man ihr unbedingten Glauben beimeſſen darf, wie weit das Factum geht, was durch die Urkunde unzweifelhaft beglaubigt wird, und wo der zweifelhafte, nicht anzunehmende Beſtandtheil derſelben anfängt; und da es ſich bei dem letztern gemeiniglich um ſtreitige Rechte u. dgl. handelt, ſo pflegt es auch nicht an gegenſeitigen Urkunden zu fehlen, durch deren Vergleichung jene zu berichtigen, und die wahren Verhältniſſe zu ermitteln ſind. Unbedingt iſt es aber verdächtig für den ganzen Inhalt der Urkunde, wenn ſich erweisliche Fehler in ſolchen hiſtoriſchen Umſtänden finden, welche, ohne ſtreitige Rechtsverhältniſſe zu betreffen, den Hauptinhalt der Urkunde ausmachen, oder doch mit ihm in ſehr naher Verbindung ſtehen, dabei der angeblichen Ausfertigung derſelben entweder gleichzeitig ſind, oder doch in Anſehung der Zeit ihr nicht ſehr fern liegen, und überhaupt dem Ausſteller, ſowie dem Concipienten der Urkunde, genau bekannt ſein konnten und mußten. Überhaupt aber kommen auch die Ausdrücke und Redensarten, in welchen von allen dieſen Gegenſtänden geſprochen wird, ebenſo wie die übrigen in der Urkunde gebrauchten Formeln, in beſondere Betrachtung.

Wie nun dieſe allgemeinen Grundſätze auf einzelne Fälle anzuwenden ſind, wie man z. B. von den einzelnen Schriftformen, urkundlichen Formeln und Redensarten, Beweiſe für oder gegen die Echtheit einzelner Urkunden abzuleiten hat, darüber laſſen ſich allerdings nun auch wieder ſpecielle Regeln aufſtellen; allein dieſe würden, bei der großen Menge der einzelnen Gegenſtände, auf welche hierbei zu ſehen iſt, und bei den ungemein zahlreichen und verſchiedenen Beziehungen, unter welchen ſie möglicher Weiſe zur Anwendung kommen können, eine viel zu große Weitläufigkeit erfodern, als daß es möglich und rathſam ſein dürfte, ſie, wenn überhaupt, ſo doch hier im Einzelnen aufzuzählen. Näher wird es daher zum Zwecke führen, und die Anwendungsart jener allgemeinen Grundſätze anſchaulich machen, wenn wir die Prüfung verdächtiger Urkunden praktiſch an einigen Beiſpielen zeigen.

Als das erſte Beiſpiel mag die angebliche Dagobertiniſche Stiftungsurkunde des ehemaligen St. Peterskloſters zu Erfurt dienen, die, wenn ſie echt wäre, eine der älteſten und merkwürdigſten Urkunden von ganz Teutſchland ſein würde. Obgleich die Urkunde mehrmals gedruckt iſt, ſo wird es doch nicht unnütz ſein, ihren Text, mit Weglaſſung der für ihre Beurtheilung minder bedeutenden Stellen, voranzuſchicken.

C. Gratia scae. et indiuiduae trinitatis. **Ego Tagebertus francorum rex. notum fatio tam clero quam populo, tam christianis quam paganis. quod urbem nostram nomine merwigesburc. quae nobis hereditario iure ab ipso avo nostro Merwigo fundatore uidelicet eiusdem urbis inthuringia obuenerat. Sco Petro et suis monachis daeo inibi seruientibus. a quo et ipse mons post fundationem monasterii. quod inhonorem praefati apostoli construxi. uocabulum sumpsit. deleto paganico prius nomine aui nostro Sci Poetri mons uocitatus. cum omnibus seruitiis suis. post finem uitae meae possidenda. regali potentia dedimus. Quali autem id dei ordinatione factum sit indicabimus. Fuit in praefata urbe iuxta aecclesiam Sci Blasii martiris homo dei nomine adeodatus rogatu meo a mogontino aepiscopo Rigiberto inclusus. Qui inclusus ob periculum animae suae. nolens uti communione claericorum uxoribus et ar-**

mis utentibus. sepe me rogauit ut de aliquo meo monachum claustro. a quo diuinum officium et uerbum uerae fidei audiret. et comunionem sacri misterii perciperet. sibi auocarem. Huius ego obintimam familiaritatem postitioni annuens misi admonasterium monachorum quod similimodo construxi in Wizenburch uenerabilem saniorem monachum nomine Trutchindvm inde auocans. praefato adeodato incluso doctorem et rectorem direxi. Qui eo perueniens. coepit paulatim exeius doctrina. et suasione inclusi. numerus credentium multiplicari. tum conuersione paganorum adbaptismum. tum clericorum et laycorum ad monachicum habitum. Hoc ego cernens et diuinum inhoc fauorem intelligens. tradidi sepedictam urbem meam ... ibidem monachicam religionem statuendam et abbatiam meo auxilio fatiendam. Dedi praeterea ... siluam quae obnumerositatem ceruorum Hirzbruil uocatur. a meridiana plaga urbis uersus orientem usque ad terminos regionis orlae. quam regionem pippino. palatino comite. inbeneficium tradidi. Dedi nichilhominus ... uillas a sclauis in eadem silua factas. scilicet Tunecdorf. Tagebrechtesta. Tutalstete. Nevchenrod. Hochdorf. et alias plures. et aquam Geram ad capturam piscium monachis a meridiana parte urbis usque ad terminum curiae ministerialis mei Gisbodi. ... et cetera omnia mea inthuringia. Ad Hunc mihi dilectum locum contuendum dedi ministeriales meos cum omni eorum subole et possessione quorum hec sunt nomina. ... et ceteros omnes meos famulos et famulas inthuringia.

Vt hec traditio dno meo ihesu firma eternaliter maneat. litteris nostris stabiliri fecimus. et banno Rigiberti mogontini episcopi confirmari rogauimus. et anulo nostro colliganimus. et sigillo nostro adibito compleuimvs.

Data MaGontiae K. Martii. Inpresentia Rigiberti episcopi. Signum inuictissimi regis Tageberti (L. M.) francorum. Testes omnium harum causarum sunt hii. Pippinus maior domus et filius eius Karolvs. Magontinus episcopus Rigibertus. Guntrannus paganus comes. Ecchebertus comes. et omnis aecclesia inthuringia et circa renum. in magontia.

Acta sunt hec anno dnicae incarnationis. DCCVI. Indictione VIIII.

Da das, auf Pergament geſchriebene, angebliche Original dieſer Urkunde, von welcher vorſtehende Copie mit möglichſter Treue (nur mit Auflöſung der Abkürzungen) genommen iſt, noch vorliegt, ſo kann die Kritik ſogleich mit der Prüfung ſeiner Originalität beginnen. Wir übergehen dabei alles, was nur zufällige äußere Eigenſchaften betrifft, und halten uns lediglich an die Schriftzüge ſelbſt; denn ein Siegel iſt nicht vorhanden, und an der Stelle, wo es muthmaßlich aufgedruckt geweſen ſein könnte, findet ſich ein Loch im Pergamente. Die Schrift nun zeigt einen ganz eigenthümlichen, jedoch von den Merovingiſchen Urkunden, wie wir ſie z. B. bei Mabillon (De Re diplom. Tab. XVI — XXII) abgebildet ſehen, durchaus verſchiedenen Charakter. Vergleichen wir ſie z. B. mit der Schrift der, ihr der Zeit nach am nächſten ſtehenden, Tab. XXII. Fig. 1, abgebildeten Urkunde Childebert's III., ſo finden wir z. B. das a oben geſchloſſen, das d unter die Linie herabgezogen, das o oben mit einem Anhange verſehen, wodurch eine der 8 ähnliche Geſtalt hervorkommt, das s weder über noch unter die Linie gezogen, ſondern oben eingekerbt, beinahe in der Geſtalt eines r; überhaupt alle Buchſtaben ſehr lang gezogen und faſt alle Striche etwas gedreht, die Buchſtaben öfters in einander verſchlungen, übrigens alle Züge ganz einfach, und für die wenigen Abkürzungen nur ein einziges Zeichen gebraucht. Von allen dieſen und andern Eigenſchaften findet ſich in unſerer Dagobertiniſchen Urkunde das Gegentheil. Die Schrift iſt rundlich, breit und gedrungen, dabei ſteif und eckig; die einzelnen Buchſtaben ſtehen zwar ziemlich dicht an einander, ſind aber ſelten unmittelbar in einander übergezogen, und völlig in einander verſchlungen nur einige Male in den Endſylben, doch ſo, daß daraus mehr eine Abkürzung gebildet wird. Das a iſt meiſtens oben offen, zuweilen zeigt ſich aber auch das geſchloſſene a der ſpätern Curſive; das d ſteht ganz auf der Linie; dagegen iſt das r unter die Linie gezogen, was in der vorhin gedachten Urkunde nie der Fall iſt; das o iſt oben ganz glatt; das ſ greift ſowol über als unter die Linie, und zwar iſt durchgängig das lange ſ gebraucht; das runde s erſcheint nur einige Male in Abkürzungen. Die über die Linie greifenden Buchſtaben ſind meiſtens durch Quer- oder Schlangenlinien verziert. Abkürzungen ſind ſehr häufig, und durch verſchiedene, theils gerade, theils gewundene Querſtriche über der Linie angedeutet; Sylben, in denen ein i ausfällt, ſind zuweilen durch einen Längenſtrich über der Linie bezeichnet. In der Orthographie fällt zweierlei beſonders auf; einmal daß ae zuweilen durch das einfache e gegeben, meiſtens aber ausgeſchrieben iſt, und ſich ſo nicht nur in Worten findet, wohin es nicht gehört, z. B. aecclesia, ſondern auch, wo es wahrſcheinlich ſonſt nirgends gefunden wird, z. B. Daeo für Deo; und daß, wofür ſonſt kein Beiſpiel vorkommen dürfte, auch oe anſtatt des einfachen e ſteht, wie in Poetrus, poetitio; zweitens der Gebrauch des ti vor einem Vocal, ſtatt deſſen die mittelalterliche Orthograhie gewöhnlich ci ſchreibt, und zwar auch wo letzteres, der Sprachrichtigkeit gemäß, ſtehen müßte, wie fatio, anſtatt facio. Die Urkunde beginnt mit einem Chrismon, das viel größer und zuſammengeſetzter, überhaupt ganz anders geſtaltet iſt, als in den echten Merovingiſchen Urkunden; ganz auffallend iſt aber das Monogramm, das ſich ſonſt in den Merovingiſchen Urkunden gar nicht zu finden pflegt, und noch lange nachher, wenigſtens nicht in einer ſo wunderlich complicirten Form erſcheint [1]). Eine Recognitionsformel und ein Recognitionszeichen, die den echten Merovingiſchen Urkunden nicht leicht fehlen, ſind dagegen gar nicht vorhanden. Die Schrift, mit welcher die unſrige im Allgemeinen noch am meiſten Ähnlichkeit hat, iſt die

1) Bei den Abbildungen zur „diplomatiſchen Zeichenlehre“ wird auch eine Abbildung dieſes Monogramms gegeben werden.

Curialſchrift der teutſchen, beſonders kaiſerl. und königl. Urkunden des 10. und 11. Jahrh.; nur fehlt ihr die Leichtigkeit und Schlankheit derſelben; ſie iſt gröber, ſteifer, gezwungener, und hat manche Eigenheiten, welche an die Mönchsſchrift des 12. und 13. Jahrh. erinnern.

Daß nun nach allem dieſem die vorliegende Charte keine Originalſchrift des Merovingiſchen Zeitalters ſein kann, leuchtet ganz unverkennbar ein, und es iſt nur noch zu unterſuchen, ob nicht vielleicht der andere Fall ſtattfindet, daß wir nämlich zwar ein nachgemachtes Exemplar, aber doch einen glaubwürdigen Text vor uns haben. Dies wird ſich theils aus den Formeln, theils aus dem geſchichtlichen Inhalte ergeben.

Den Anfang ihrer Urkunden machen die Merovingiſchen Könige, ohne Anrufungsformel (deren Stelle das vorgeſetzte Chriſmon vertritt), ſogleich mit ihrem Namen, und zwar ohne demſelben ein Pronomen vorzuſetzen. In unſerer Urkunde findet ſich dagegen, außer dem Chriſmon, auch eine wörtliche Anrufung, und zwar eine theils viel ſpäter erſt eingeführte, theils ganz ungewöhnliche; denn die Formel sanctae et individuae Trinitatis iſt bekanntlich erſt in der letzten Hälfte des 9. Jahrh. aufgekommen, und der Anfang Gratia etc. findet ſich, ſo viel bekannt, ſonſt nirgends; überdies iſt dem Namen das ungewöhnliche Ego vorgeſetzt. Die Merovingiſchen Könige fügen ihrem Titel allemal das Prädicat Vir inluster bei, das hier fehlt. Die Abwechſelung des Singulars und Plurals, wo der König im Texte der Urkunde von ſich ſelbſt ſpricht, iſt wenigſtens in den Urkunden der ſpätern Merovinger ungewöhnlich, die immer den Plural gebrauchen. — Titel wie Comes palatinus und Comes paganus ſind im Merovingiſchen Zeitalter etwas Unerhörtes; der letztere iſt ganz unbekannt; ſtatt des erſtern wird Comes palatii geſagt. So weitläufige und wortreiche Geſchichtserzählungen, wie ſie unſere Urkunde gibt, ſind in den, gemeiniglich ſehr kurz gefaßten, Merovingiſchen Urkunden ebenſo wenig gebräuchlich, als die hier vorkommenden Schluß-, Siegel- und Monogrammenformeln; insbeſondere iſt der Name anulus, für das Siegel, erſt unter den Karolingern gebräuchlich geworden. Daß das Datum und Actum nicht nur getrennt, ſondern ſogar durch mehre Zwiſchenſätze unterſchieden ſind, iſt ebenſo ſehr gegen den Gebrauch des Merovingiſchen Urkundenweſens, als daß in einer königl. Urkunde Zeugen aufgeführt werden, und dagegen die Recognition fehlt; auch ſteht das Datum in den Merovingiſchen Urkunden nicht vor, ſondern nach der königl Namensunterſchrift. Endlich pflegen die Merovinger in ihren Urkunden nie das Jahr Chriſti, und ebenſo wenig die Indiction, ſondern immer ihr Regierungsjahr anzugeben, das doch grade in unſerer Urkunde fehlt. Überdies iſt die Indiction falſch, man mag annehmen, welche man will; denn im J. 706 iſt die griechiſche Indiction 12, die römiſche oder päpſtliche 11, und die kaiſerl. 4, keine einzige aber 9; auch paßt dieſe auf keine mögliche Jahresrechnung; dagegen fällt die neunte Indiction nach griechiſcher Rechnung auf das J. 718, nach römiſcher 719, und nach der kaiſerl. 711, welches für die hiſtoriſche Unterſuchung zu bemerken iſt. Nach allen dieſen beträchtlichen Abweichungen iſt es alſo unmöglich, daß wir, auch dem Texte nach, eine echte Urkunde des beginnenden 8. Jahrhunderts vor uns haben können.

Nicht beſſer kommen wir endlich auch mit dem hiſtoriſchen Inhalte zu Stande. Was zuerſt den Ausſteller betrifft, ſo iſt es leicht zu erweiſen, daß im J. 706 kein König Dagobert an der Regierung war; denn Dagobert I. ſtarb 638, Dagobert II. 678; Dagobert III. war zwar im J. 706 am Leben, folgte aber ſeinem Vater Childebert III erſt 711 auf dem Throne, den er bis 715 einnahm. Falckenſtein, der in ſeiner thüringiſchen Chronik ſich viele Mühe gibt, die Glaubwürdigkeit dieſer Urkunde zu verfechten, ſucht ſich zwar damit zu helfen, ſo gut wie Dagobert I. 622, und deſſen Sohn Sigebert III. 633, noch bei der Väter Lebzeiten, zu Königen von Auſtraſien verordnet worden wären, könnte auch in Anſehung Dagobert's III. bei ſeines Vaters Leben etwas Ähnliches vorgekommen ſein; allein auf eine bloße Möglichkeit, die in dem vorliegenden Falle weder an ſich wahrſcheinlich iſt, noch auch nur ein einziges Zeugniß eines Geſchichtſchreibers für ſich hat, laſſen ſich keine gültigen Beweiſe gründen. Beſſer könnte man ſich noch mit der Annahme eines Schreibfehlers im Datum heraushelfen, auf welchen die zu 706 nicht paſſende Indiction leitet; freilich kann man die Jahre 718 und 719 nicht gebrauchen; denn da war Dagobert III. nicht mehr am Leben; aber 711 hatte er grade die Regierung angetreten; hätte nun der Schreiber der Urkunde ein V ſtatt des X geſetzt, und dürfte man Letzteres annehmen, ſo könnte Dagobert III. (wenn ſonſt nichts zu erinnern wäre) ſeine Regierung gleich mit jener Stiftung eröffnet, und im erſten Jahre derſelben unſere Urkunde ausgeſtellt haben, die nach dieſer Emendation, mit dem geringen Opfer von fünf Jahren ihres angeblichen hohen Alters, noch glücklich genug davon käme. Aber abgeſehen von allen den Einwendungen, welche ſich auf die graphiſchen und formellen Eigenſchaften der Urkunde gründen, iſt es ſchon höchſt unwahrſcheinlich, daß Dagobert III., der während ſeiner ganzen ſogenannten Regierung ſich durchaus paſſiv verhielt, und von dem Mabillon auch nicht eine einzige Urkunde auffinden konnte, ſich um die entfernteſte Provinz ſeines Reichs ſo angelegentlich bekümmert haben ſollte, um daſelbſt, mit Aufopferung aller ſeiner dortigen Domainen, eine ſo wichtige Stiftung zu machen. Es iſt auch gar nicht bekannt, daß er jemals nach Thüringen oder nach Mainz gekommen wäre, wie doch nach unſerer Urkunde angenommen werden muß; und ebenſo wenig weiß man von einem Reichstage oder einer Synode, die im J. 706 oder 711 in Mainz ſtattgefunden hätte, wie doch nothwendig war, wenn omnis ecclesia in Thuringia et circa Rhenum bei der Vollziehung unſerer Urkunde zugegen ſein ſollte. — Den zweiten Anſtoß macht der König Mervig, welchen der Ausſteller der Urkunde ſeinen avum nennt, und der, den Umſtänden nach, ein Heide geweſen ſein muß. Denkt man an den Stammvater der Merovinger, ſo iſt es nicht nur auffallend, daß er Dagobert's III. Großvater genannt wird, da dieſer doch erſt im neunten Grade von ihm ab-

Digitized by Google

ſtammte[2]), ſondern auch, wenn man dem Worte avus eine ſo weite Bedeutung zugeſteht, in der es jeden, auch den entfernteſten Vorfahren bezeichnet, daß ihm, dem Franken, Familiengüter in Thüringen zugeſchrieben werden, und er dort eine Burg erbaut haben ſoll, lange zuvor, ehe Thüringen den Franken unterworfen wurde. Wahrſcheinlich iſt ein ganz anderer Mervig gemeint, der, wie die thüringiſchen Chroniken angeben, ums J. 450, alſo gleichzeitig mit dem fränkiſchen Mervig, König in Thüringen geweſen ſein, und die Städte Erfurt und Mühlhauſen gegründet haben ſoll; allein abgeſehen davon, daß es noch gar nicht ausgemacht iſt, ob dieſer thüringiſche Mervig nicht eine ganz mythiſche Perſon iſt, konnte Dagobert dieſen nicht ſeinen avum nennen, und von ihm nichts jure hereditario beſitzen; denn die zur Unterſtützung unſerer Urkunde erſonnene Meinung des Nikolaus von Siegen u. A., er ſei Dagobert's Ahnherr von mütterlicher Seite geweſen, entbehrt aller geſchichtlichen oder urkundlichen Zeugniſſe. Wollten wir aber auch auf dieſe Umſtände keine Rückſicht nehmen, ſo ſtehen doch alle Angaben der Urkunde über den damaligen Anbau und Culturzuſtand Thüringens, mit andern geſchichtlich beglaubigten Nachrichten in d'rectem Widerſpruche. Ziehen wir nämlich die Briefe des Bonifacius, als unzweifelhaft echte und glaubwürdige Documente des 8. Jahrh., zu Rathe, ſo erfahren wir, daß Bonifarius bei ſeiner Ankunft in Thüringen die Stadt Erfurt (Erphesfurt) unter dieſem Namen vorfand, und da er in ſeinem Berichte an den Papſt Zacharias (742) ſagt, dieſer Ort ſei jam olim urbs paganorum rusticorum geweſen, ſo muß ſie ohne Zweifel in dem angeblichen Ausſtellungsjahre unſerer Urkunde ſchon beſtanden haben; gleichwol iſt in letzterer von ihr gar nicht, ſondern nur von einer Mervigsburg, deren Name in den des Petersberges verwandelt werden ſollte, die Rede. Auf dieſer Mervigsburg ſoll damals, unſerer Urkunde zufolge, eine Ecclesia S. Blasii beſtanden haben, die nothwendig das frühere Daſein einer chriſtlichen Gemeinde vorausſetzt; dieſe Gemeinde ſoll ſich durch die Bemühungen des Adeodatus und Trutchindus anſehnlich vergrößert haben, und darauf ſoll ein Kloſter S. Petri geſtiftet und reichlich mit Gütern ausgeſtattet worden ſein. Was nun den letztern Umſtand betrifft, ſo iſt es zwar an ſich nicht unwahrſcheinlich, daß man ums J. 706 oder 711 auf den Gedanken kommen konnte, in Thüringen ein Kloſter zu gründen; denn da der thüringiſche Herzog Hedenus ſchon im J. 704 dem Biſchofe Wilibrord Güter zu Arnſtadt, Mühlberg und Monra ſchenkte, ſo iſt die Abſicht, einen feſten Grund zur Ausbreitung des Chriſtenthums in dieſem Lande zu legen, unverkennbar. Allein Wilibrord ſelbſt that nichts für dieſen Zweck; vielmehr finden wir ihn nachher beſtändig in Friesland, und als Bonifacius ums J. 724 ſeine Thätigkeit auch in der Gegend von Erfurt begann, iſt von einem geordneten chriſtlichen Kirchenweſen, von einer Pfarrkirche S. Blaſii, einem Mönchskloſter S. Petri (deſſen Daſein Bonifacius, der ſelbſt aus dem Benedictinerorden war, ſchon aus dieſem Grunde unmöglich ignoriren konnte), und einer zahlreichen chriſtlichen Gemeinde, durchaus nicht die Rede, vielmehr ſehen wir Bonifacius ſeine Arbeit in dieſer Gegend ganz von Vorn anfangen, ſich mühſam eine Gemeinde ſammeln, die Marienkirche als erſte und lange Zeit einzige Pfarrkirche für Erfurt errichten, und ein Kloſter damit verbinden, das ganz unnöthig geweſen ſein würde, wenn ſchon ein ſolches daſelbſt vorhanden war; denn damals ſtrebte man noch nicht nach einer Mehrzahl kirchlicher Anſtalten an einem Orte. Daß aber jene Anſtalten, wenn ſie jemals beſtanden hätten, in dem kurzen Zeitraume zwiſchen der angeblichen Ausſtellung unſerer Urkunde und der Ankunft des Bonifacius in Thüringen ganz untergegangen ſein ſollten, dafür iſt ein vernünftiger Grund gar nicht denkbar. Dieſe Thatſachen ſind ſchon ſo überzeugend, daß es gar nicht nöthig iſt, uns noch um andere, z. B. daß Adeodatus es ſeelengefährlich fand, ſich von Prieſtern, die im Eheſtande lebten und die Waffen führten, mit der Meſſe und den Sacramenten bedienen zu laſſen, da man doch an beiden im damaligen Frankenreiche keinen Anſtoß zu nehmen gewohnt war, und ſelbſt Bonifacius erſt nöthig fand, bei dem Papſte anzufragen, ob ſich beides mit dem prieſterlichen Stande vertrage; daß das Hirſchbrühl (wie ſchon der Name andeutet, eine ſumpfige Gegend, im Süden der Stadt Erfurt) zu einem Walde gemacht wird, der ſich ſogar bis an den Orlagau, alſo mehre Meilen weit, erſtreckt haben ſoll; u. dgl. m. zu bekümmern. Es vereinigt ſich alſo Alles, um uns die bisher beſprochene Urkunde als ganz erdichtet erkennen zu laſſen, und dieſe Entſcheidung kommt dadurch zur vollen Gewißheit, daß wir aus einer Urkunde Erzbiſchof Heinrich's zu Mainz vom J. 1143, gegen deren Glaubwürdigkeit nichts einzuwenden iſt, den ſichern Schluß ziehen können, daß das Peterkloſter erſt im 11. Jahrh. entſtand, während wir auf der andern Seite uns überzeugen können, daß erſt gegen das Ende des 13. Jahrh. die Sage von der Dagobertiniſchen Stiftung gebildet, wahrſcheinlich alſo auch um dieſe Zeit die angebliche Stiftungsurkunde geſchmiedet wurde. Daß man dazu eine veraltete, dem Schreiber ungeläufige Schrift wählte, iſt leicht erklärlich; da man aber eine echte Merovingiſche Urkunde nicht hatte, alſo auch nicht nachzubilden verſtand, ſo mußten ſich nothwendig die oben aufgezählten Abweichungen ergeben.

Zu einem zweiten Beiſpiele wähle ich die, Karl dem Großen zugeſchriebene Dotationsurkunde der Abtei Werden vom J. 802. Der Raumerſparniß wegen laſſe ich den Text derſelben hier weg, und verweiſe auf die Origines Guelficae, wo ſich (Tom. V. pag. 20) nicht nur ein Abdruck dieſer Urkunde, ſondern zugleich eine Nachbildung derſelben in Kupferſtich befindet, die ich auch der folgenden Unterſuchung zum Grunde lege.

Vergleichen wir nun zuvörderſt die Schrift dieſer Urkunde mit einer echten Karolingiſchen, wie ſie ſich z. B. bei Mabillon Tab. XXV. abgebildet findet, ſo zeigen ſich uns folgende merkliche Verſchiedenheiten.

Abgeſehen von der verlängerten Schrift der oberſten

2) ſ. die Geſchlechtstafel der Merovinger in Rühs, Geſch. des Mittelalters, S. 440.

Zeile und der Monogrammen- und Recognitionsformel, welche überhaupt zu wenig charakteriſtiſch, im Allgemeinen durch mehre Jahrhunderte zu gleichförmig, und im Einzelnen zu mannichfaltigen Willkürlichkeiten und Veränderungen unterworfen iſt, als daß man ihr bei einer ſolchen Unterſuchung, füglich eine vorzugsweiſe Berückſichtigung widmen könnte, iſt die eigentliche Textſchrift der Mabillon'ſchen Urkunde im Ganzen gedrungener, und die Buchſtaben dichter in einander gezogen, während ſie in der werdenſchen Urkunde ſchlanker und deutlicher getrennt ſind, ſodaß, in letzterer Beziehung, der Curſivcharakter, welchen die Schrift der Mabillon'ſchen Urkunde noch hat, in der werdenſchen ſchon ganz verſchwunden iſt. Was die einzelnen Buchſtaben betrifft, ſo iſt das a zwar oben offen, aber ſeine beiden Striche ſind merklich gekrümmt und oben gegen einander geneigt, ſodaß es von dem u, deſſen beide Striche gerade ſtehen und mit einander parallel laufen, ſchon auf den erſten Anblick deutlich genug zu unterſcheiden iſt; das d greift mit ſeinem langen Striche weit unter die Linie; das e bildet einen Halbkreis mit einem kleinen kopfförmigen Aufſatze; das o läuft oben in eine einſeitige Spitze aus, die es einer 6 ähnlich macht; r und ſ ſind einander ſehr ähnlich, nur daß das r tiefer geſpalten iſt, und ſich oben rechts aufwärts biegt, während das ſ an dieſer Stelle hakenförmig herabgebogen iſt; übrigens greifen ſie beide zwar unter, aber nicht über die Linie, außer wo das ſ mit einem t zuſammentrifft, in welchen es mit einem ziemlich hohen Bogen herübergezogen iſt; das f unterſcheidet ſich von dem ſ nur dadurch, daß es weiter über die Linie greift, und hat keinen Querſtrich; die über die Linie greifenden Buchſtaben, als d, h, l, ſind zwar mit ſehr langen und ſcharfen Strichen, hoch in die Höhe gezogen; eine Verzierung durch Querſtriche iſt aber nicht an ihnen zu bemerken; ae iſt immer getrennt ausgeſchrieben. An der werdenſchen Urkunde zeigt ſich dies Alles ganz anders. Das a iſt nicht immer ganz gleichförmig geſtaltet; zuweilen aber iſt ſeine Öffnung ſo weit, und ſeine Seitentheile laufen ſo parallel, daß es dem u faſt zum Verwechſeln ähnlich wird; das d greift nicht unter die Linie; das e hat ein förmliches Auge, wie in der ſpätern Minuskel, manchmal ſogar mit etwas vorgeſchlagener Zunge; das o iſt völlig rund; das r iſt weit mehr in die Breite gezogen, und hat, anſtatt der ſchwachen Aufwärtsbiegung, noch einen bis auf die Linie herabgehenden Anhang, der es einem unten offenen p ähnlich macht; das ſ greift weit über die Linie, iſt ſtark ausgeſchweift, und oben mit einem durch den Hauptſtrich zurückgeſchlagenen Bogen verſehen, der zwar nur einfach iſt, aber doch augenſcheinlich an die im Ottoniſchen Zeitalter übliche Verzierung der langen Buchſtaben durch gewundene Querſtriche erinnert; f iſt mit dem ſ von ganz gleicher Bildung, hat aber zum Unterſchiede in der Mitte einen Querſtrich; die langen Buchſtaben laufen oben nicht gerade aus, ſondern entweder in eine an den Hauptſtrich mit einem ſtumpfen Winkel angeſetzte Spitze, oder in einen Bogen; ae iſt manchmal getrennt, manchmal aber auch durch ein einfaches e gegeben. Einzeln können zwar einige dieſer Buchſtabenformen allerdings zuweilen auch in Karolingiſchen Urkunden vorkommen; aber in ihrem Zuſammentreffen geben ſie der Schrift einen ganz andern Charakter, der in Verbindung mit einigen andern Eigenthümlichkeiten, z. B. der Geſtalt des dem e aufgeſetzten Bogens, und dem ganzen Habitus der Schrift im Allgemeinen, unverkennbar an den Charakter der ſächſiſchen Curialſchrift des Ottoniſchen Zeitalters erinnert, die um mehr als ein volles Jahrhundert jünger iſt, als das Datum unſerer werdenſchen Urkunde. Von den beſondern Zeichen derſelben kommen vorzüglich das Chrismon und das Monogramm in Betrachtung. Erſteres ſteht am Anfange der Urkunde, iſt verhältnißmäßig mehr breit als lang, und bildet in ſeiner Grundform ein C, deſſen Öffnung durch zwei einem ſ ähnliche Züge ausgefüllt iſt; in der echten Karolingiſchen Urkunde bei Mabillon iſt das Chrismon viel einfacher gebildet, und beſteht aus einem doppelten, um einen ſehr langen, geraden Strich gleichſam gewundenen C, dem einen an der Spitze, dem andern nahe am untern Ende dieſes Längenſtriches, ohne weitere Verzierung. Das Monogramm ſtimmt zwar im Allgemeinen mit den bekannten Monogrammen der Karolingiſchen Urkunden überein, doch ſind die den äußern Umfang deſſelben bildenden Buchſtaben K. R. S. L. von ziemlich gleicher Größe, während in den echten Karolingiſchen Urkunden, das K die übrigen an Größe bedeutend übertrifft. Am auffallendſten iſt aber das Siegel. Auf allen echten Karolingiſchen Urkunden iſt das Siegel klein, oval, und ſtellt einen einfachen, ſeitwärts ſehenden Kopf vor; auf der werdenſchen Urkunde hingegen iſt es kreisförmig, hat nahe an vier Zoll im Durchmeſſer, und zeigt ein vorwärts ſehendes Bruſtbild, mit einer Krone bedeckt, mit einem Mantel bekleidet, den rechten Arm vollſtändig mit abgebildet, und in der rückwärts gebogenen Hand eine große Lanze haltend. Ein ſolches Siegel iſt dem Karolingiſchen Zeitalter gar nicht angemeſſen, und Bildniſſe dieſer Art ſind erſt unter Otto II. in das Siegelweſen gekommen, wiewol auch die Siegel Otto's II. dem vorliegenden an Größe noch weit nachſtehen. Nach allen dieſen Merkmalen, iſt alſo an eine echte Schrift aus dem Zeitalter Karl's des Großen nicht mehr zu denken.

Die Unterſuchung der Echtheit des Inhaltes haben wir mit der formellen Einrichtung der Urkunde zu beginnen. Den Anfang derſelben macht die Formel: **In nomine sanctae et individuae Trinitatis.** Hierauf folgt Name und Titel des Kaiſers, in den Worten: **Karolus divina donante clementia imperator augustus;** dann eine weitläufige Einleitungsformel, die Motive enthaltend, welche von der Wohlanſtändigkeit, daß der Kaiſer für die Bedürfniſſe der Diener Gottes ſorge, und die dahin abzielenden Bitten gewähre, hergenommen ſind. Im Context ſpricht der Kaiſer von ſich mit den Worten **Celsitudo nostra.** Das Datum iſt ſowol nach dem Jahre Chriſti (802); als nach den Regierungsjahren des Kaiſers und der Indiction (X.) angegeben, welche letztere, nach der kaiſerl. Indictionsrechnung, auch richtig iſt. Vergleichen wir nun dieſe Formeln mit den echten Urkunden Karl's des Großen, wie wir deren bei Mabillon Lib. VI. Nr. L—LXIV. u. a. O. geſammelt finden, ſo ergeben ſich

Digitized by Google

folgende bedeutende Abweichungen. Karl der Große hat die erſt viel ſpäter aufgekommene Anrufungsformel: In nom. s. et i. Trin. nie gebraucht, ſondern ſeine königl. Urkunden, nach der Weiſe der Merovinger, mit ſeinem Namen, die kaiſerl. aber immer mit der Anrufung: In nomine patris et filii et spiritus sancti angefangen. Ebenſo wenig hat er ſich jemals in ſeinem Titel des Ausdrucks: divina ... clementia bedient; in ſeinen königl. Urkunden ſetzt er zwiſchen ſeinen Namen und Titel die Worte: gratia Dei; in den kaiſerl. läßt er dieſe wieder weg, dagegen nennt er ſich in dieſen: a Deo coronatus, auch ſetzt er hinzu: Romanum gubernans imperium, und gemeiniglich noch: qui et per misericordiam Dei Rex Francorum et Longobardorum; von welchem allen ſich in der werdenſchen Urkunde nichts findet. Weitläufige Einleitungen und Entwickelungen von Motiven der vorzutragenden Handlung, beſonders in ſo allgemeinen Formeln, ſind in den Karolingiſchen Urkunden nicht üblich, ſondern ſie beginnen ſogleich mit der Sache. Von ſich ſelbſt ſpricht Karl nie in einem Substantivo, wie dort Celsitudo, ſondern ſagt einfach: Nos. Endlich findet man im Datum der Karolingiſchen Urkunden zwar die Formel Christo propitio, die gerade in der werdenſchen Urkunde fehlt, aber nicht das Jahr Chriſti, ſondern nur die Regierungsjahre Karl's des Großen angegeben; wenigſtens würde eine Urkunde mit dem Jahre Chriſti eine bedeutende Ausnahme ſein.

Was den hiſtoriſchen Inhalt der Urkunde betrifft, ſo enthalten zwar die Angaben derſelben, daß der Biſchof Ludgerus von Mimigardevord, zu Werden im Ruhrgau ein Kloſter geſtiftet, welches der Kaiſer in ſeinen Schutz nimmt und mit gewiſſen Gütern beſchenkt, an ſich nichts Widerſprechendes; vielmehr iſt die Stiftung des Kloſters Werden durch den heil Ludgerus, auch aus andern Nachrichten bekannt und außer Zweifel. Indeſſen iſt es nicht zu überſehen, daß Ludger's Biograph Altfrid, der als ſein Verwandter und Nachfolger, ſowol im Bisthume Mimigardevord als in der Adminiſtration der Abtei Werden, ſehr gut von der Sache unterrichtet ſein mußte, nur von einem Kloſter Lotusa weiß, welches der Abtei Werden mit Bewilligung des Kaiſers incorporirt worden; während in der uns vorliegenden Urkunde der Kaiſer ſagt: *proprias res nostras*, id est *fiscum nostrum*, qui vocatur Lothusa ... in proprietatem donamus etc. Auch weiſen die ſpätern kaiſerl. Beſtätigungsurkunden für die Abtei Werden gar nicht auf ein Privilegium Karl's des Großen zurück. Das älteſte noch vorhandene Privilegium iſt von Ludwig dem Teutſchen vom J. 877 (gedruckt in Kremer's akadem. Beitr. 2. B. S. 195), und beruft ſich auf gar keine Bewilligungen ſeiner Vorgänger, ſondern ſpricht ganz in einer Weiſe, als ob er dem Kloſter den erbetenen Schutz und Privilegien aus eigener Bewegung ganz von Neuem ertheilte; die ſpätern Privilegien von Heinrich II vom J. 1002, und von Heinrich III. 1040, (ebd. S. 198 und 199) ſagen aber, das Kloſter Werden habe bisher beſtanden: defensione et tuitione gloriosissimorum Regum, Luthewici filii magni regis Karoli, et successorum ejus; welche in der zweiten Urkunde ſo aufgezählt werden: videlicet Henrici, trium Ottonum, nec non secundi Henrici imperatoris (womit die eben vorhergehende Urkunde gemeint iſt), simulque patris nostri Konradi Imp. Aug. Ebenſo drückt ſich, mutatis mutandis, auch Heinrich IV. vom J. 1098 (ebd. S. 209) aus. Dieſe alle kennen alſo kein älteres Privilegium, als von einem Ludwig, dem Sohne Karl's des Großen; ſei es nun, daß ſie wirklich ein ſolches von Ludwig dem Frommen vor ſich gehabt haben, oder daß ſie Ludwig den Teutſchen mit jenem verwechſeln — Die ſpätere Erdichtung der in den Orig. Guelf. abgebildeten, außer dem angeführten Orte, auch noch mehrmals abgedruckten und mit allzugroßer Leichtgläubigkeit als echt angenommenen Urkunde iſt alſo gar nicht zu bezweifeln.

Ein drittes und letztes Beiſpiel mag die teutſche Urkunde Kaiſer Lothar's vom J. 1128 geben, welche in Ötter's erſtem Verſuch einer Geſchichte der Burggrafen zu Nürnberg, S. 247 u. f. in der Note, und hieraus wieder in Schönemann's Codex 2. B. S. 273 abgedruckt iſt. Da Ötter die von ihm verſprochene Abbildung des angeblichen Originals aus dem plaſſenburger Archiv nicht geliefert hat, eine Beurtheilung deſſelben nach ſeiner äußern Beſchaffenheit alſo nicht möglich iſt, ſo fallen alle Unterſuchungen, die ſich auf graphiſche Verhältniſſe und andere äußere Eigenſchaften gründen, hier ganz weg, und wir haben es blos mit dem Texte der Urkunde zu thun. Hier kommt nun zuerſt die Sprache in vorzügliche Betrachtung, welche, wie ſchon geſagt, teutſch iſt; und da eine teutſche Originalurkunde aus dieſer Zeit eine Seltenheit erſten Ranges ſein würde, ſo haben wir unſere Unterſuchung zuvörderſt darauf zu richten, ob wir wirklich ein teutſches Original, oder etwa nur eine Überſetzung aus dem Lateiniſchen vor uns haben, die bekanntlich nicht ſelten ſind. Was nun das Formelweſen betrifft, ſo iſt zuvörderſt eine ungemeine Breite und Redſeligkeit im ganzen Vortrage, und ein verwickelter Periodenbau, zugleich aber auch eine gewiſſe Gewandtheit im Gebrauche der teutſchen Sprache wahrzunehmen. Es fehlt zwar nicht an unfügſamen und unverſtändlichen Worten und Redensarten; aber vielleicht kommen dieſe nicht auf Rechnung des Concipienten der Urkunde, ſondern ſind, wenigſtens zum Theil, bei der Abſchrift oder dem Abdrucke derſelben begangene Fehler, Verwechſelungen oder Weglaſſungen. — Vergleichen wir nun dieſe ganze Faſſung der Urkunde mit andern unbezweifelten ältern teutſchen Originalurkunden, und zwar insbeſondere mit kaiſerl., die uns freilich erſt gegen das Ende des 13. Jahrh. vorkommen [5]), ſo finden wir bei dieſen eine höchſt kurze Faſſung, die nur das durchaus Nothwendige mit möglichſt wenigen Wor-

5) Mehre kaiſerl. Urkunden aus dem 13. Jahrh. von unbezweifelter Echtheit enthält das Urkundenbuch der Stadt Freiburg, darunter die älteſte eine Sühne Kaiſer Rudolf's I mit der Stadt und dem Grafen von Freiburg vom J. 1281. S. 91. Von einer bald nach dem Ablaufe deſſelben Jahrhunderts ausgeſtellten Urkunde, nämlich der von Kaiſer Albrecht I. im J. 1301 aufgerichteten Sühne zwiſchen Walther von Geroldseck und der Stadt Freiburg (S. 161), gibt zugleich die zweite Schriftprobentafel Nr. 6 eine Abbildung.

Digitized by Google

ten ſagt, dabei kurze Sätze, einen einfachen Periodenbau und Vermeidung aller entbehrlichen Titel und ungewöhnlichen Worte und Redensarten. Von allem dieſem iſt unſere Urkunde grade das Gegentheil; überdies enthält ſie nicht nur einzelne Worte, die erweißlich erſt viel ſpäter in Gebrauch gekommen ſind; z. B. verperen (wahrſcheinlich ein Schreib- oder Druckfehler für verjehen, ſ. v. a. bekennen, was erſt im 14. Jahrh. vorkommt) u. a. m.; ſondern auch im Ganzen eine ſehr moderne, obgleich etwas ſeltſame Sprache. Der Gedanke an ein altteutſches Original iſt alſo ganz von der Hand zu weiſen. Eine Überſetzung aus einem lateiniſchen Originale würde ſich nun genau an das Formelwerk und die Wortfolge dieſes Originals halten, und uns daſſelbe vollſtändig, nur in eine andere Sprache wörtlich übergetragen, wiedergeben; wir würden alſo alles, bis auf die Sprache, grade ſo finden, wie es in den lateiniſchen Urkunden dieſes Zeitalters gewöhnlich iſt. Nun beginnen die kaiſerl. Urkunden des 12. Jahrh. alle mit der Invocation: In nomine sanctae et individuae Trinitatis, und laſſen darauf den Namen des Ausſtellers, ohne ein vorgeſetztes Pronomen, folgen; zwiſchen den Namen und Titel aber ſetzen ſie die Formel: divina favente (ordinante, oder ein ähnliches gleichbedeutendes Participium) clementia. Unſere Urkunde dagegen beginnt: „Wir Lotarius von Gots gnaten rumiſcher kunig;“ ſie hat alſo keine Invocation, hat das im 12. Jahrh. ganz ungewöhnliche Vorſetzwort wir, und ſetzt die in jener Zeit ebenſo ungewöhnliche lateiniſche Formel Dei gratia voraus. Nach dem Namen und Titel des Kaiſers folgt nun in den lateiniſchen Urkunden erſt eine mit Motiven ausgeſtattete Einleitung, und auf dieſe die Ankündigung, welche zur Sache führt. Unſere Urkunde hat keine ſolche Einleitung, ſondern fährt unmittelbar nach dem Titel fort: „verjehen offentlich mit digen brief, daz wir“ u. ſ. w. Die Beſtätigungsformel, am Ende der Urkunde ſagt gewöhnlich nur: damit das vorhergehende als wahr geglaubt und beſtändig gehalten werde, habe der Kaiſer die Urkunde darüber ausfertigen und mit ſeinem Siegel beglaubigen laſſen; ganz anders und wieder für jene Zeit durchaus ungewöhnlich fährt dagegen unſere Urkunde, nach der Expoſition der Sachen, fort: „Unt gebyten hiruf vnſern Fürſten, fryen, Knechten vnd luten des richs, ernſt, ſtreng vnd feſtiglich mit dizen Briv, vnd wullen daß ſy u. ſ. w., vnd daz alles by vnſers vnd dez hyligen richs Acht, Lybs vnd Lykens ſtraff zu halten;“ und nun kommt erſt, in einem ganz beſondern Satze die Ankündigung des königl. Siegels. Dies Siegel aber ſoll angehängt ſein; angehängt wurde aber in der damaligen Zeit kein anderes königl. Siegel, als eine goldene Bulle; war aber eine Urkunde mit einer ſolchen verſehen, ſo wurde dies in derſelben ausdrücklich angezeigt; alle gewöhnlichen Siegel wurden aufgedruckt; dies iſt alſo ein grober Verſtoß gegen das urkundliche Coſtüm des 12. Jahrh., der allein ſchon hinreichen würde, die Urkunde verdächtig zu machen. Endlich ſteht zuletzt eine angebliche eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers mit mpr., dann werden (erſt nach dieſer Unterſchrift) zwei Fürſten als Zeugen namhaft gemacht, und endlich ſoll ein Dr. Johann Womman die Urkunde contraſignirt haben. Alle dieſe Formalien ſind dem Gebrauche des 12. Jahrh. ganz zuwider; insbeſondere waren damals die königl. Kanzler noch keine Doctoren. Nun aber vollends der Inhalt. Die Urkunde iſt für die Voigte, Ammeiſter, Rathmannen und Gemeinde der Voigtei und Amt Burgbern (Burgbernheim) beſtimmt, und es wird darin Folgendes berichtet. Schon im Jahre Chriſti 171 habe des Ausſtellers Vorfahrer am Reich, Kaiſer Marcus Antonius, dieſe Burg erbauen laſſen, und Schönburg genannt; darnach habe Kaiſer Karl der Große im J. 806 den Voigten und der Gemeinheit derſelben Voigtei und Amtes Burgbern verſchiedene Privilegien, beſonders die hohe Gerichtsbarkeit, und das Recht, ihre Feinde in einem gewiſſen, genau beſchriebenen Diſtricte zu verfolgen, verliehen; zu des Ausſtellers Zeit aber trage ſie Ulrich von Hohenlohe zu Mark-Uffenheim, von dem Biſchof Emerich von Würzburg zu Lehen. Um der getreuen Dienſte willen, welche beſagte Voigte und Leute dem Reiche geleiſtet haben und noch leiſten ſollen, beſtätigt ihnen der König nicht nur die Privilegien Karl's des Großen, und vermehrt ſie ihnen noch, ſondern ertheilt ihnen auch ein eignes, ſehr zuſammengeſetztes Wappen, das mit allen ſeinen Figuren und Farben, nebſt dem Helme und deſſen Zierath, genau beſchrieben wird. Wenn wir nun auch die hiſtoriſchen Angaben von Kaiſer Marcus Antonius und Karl dem Großen dahingeſtellt ſein laſſen (wiewol man es in jenen Zeiten doch noch nicht ſo ganz leicht mit dergleichen Dingen zu nehmen pflegte), ſo fällt es doch ſofort in die Augen, daß es einem Kaiſer in der erſten Hälfte des 12. Jahrh. nicht einfallen konnte, einer Burggenoſſenſchaft, oder einer andern Gemeinheit, einen Wappenbrief zu ertheilen, da damals noch nicht einmal die Fürſten und Grafen erbliche Wappen führten, und an Stadt- oder Communalwappen vollends Niemand dachte. Es iſt alſo von dieſer Urkunde überflüſſig bewieſen, daß ſie weder ein teutſches Original, noch eine Überſetzung aus dem Lateiniſchen, ſondern ein ganz erdichtetes Machwerk iſt, das nicht vor dem 15. Jahrh. entſtanden ſein kann, da ſein Verfaſſer offenbar keine ältere kaiſerl. Urkunde vor ſich gehabt hat, als aus der Zeit Karl's IV., mit deſſen teutſchen Urkunden die unſrige in Form und Faſſung auffallend übereinſtimmt, nur daß ihr Urheber abſichtlich eine ungewöhnliche und veraltete, oder ihm wenigſtens ſo dünkende Sprache wählte, die ihm aber ſchlecht genug gelungen iſt.

Dieſe Beiſpiele dürften alle bei der Prüfung verdächtiger Urkunden zu nehmenden Rückſichten hinlänglich nachweiſen und deutlich machen, und werden alſo dem vorgeſetzten Zwecke, eine praktiſche Ausführung des bei ſolcher Prüfung anzuwendenden methodiſchen Verfahrens darzuſtellen, hoffentlich vollkommen genügen. (*H. A. Erhard.*)

DIPLOMATISCHE SCHRIFTKUNDE, **Graphica diplomatica**, iſt der Inbegriff derjenigen aus der geſammten Schriftkunde oder Graphik herausgehobenen Kenntniſſe, welche für das Schriftweſen der Urkunden und der mit dieſem zunächſt verwandten Geſchäfts- und Literaturſchriften von beſonderer Bedeutung ſind. Da zwiſchen dem Schriftweſen der Urkunden und anderer Schriftwerke,

Digitized by Google

beſonders wenn wir den wichtigſten Theil deſſelben, nämlich die Geſtalt der Schriftzüge ſelbſt, ins Auge faſſen, kein allgemein gültiger und weſentlicher Unterſchied ſtattfindet, ſo kann zwar die, in ihrem Begriffe ſowie oben beſchränkte, diplomatiſche Schriftkunde weder als eine ſelbſtändige Wiſſenſchaft, noch als ein beſtimmt abgrgrenzter Zweig der allgemeinen Schriftkunde, ſondern nur als eine Anwendung einzelner graphiſcher Kenntniſſe zu einem beſtimmten praktiſchen Zwecke betrachtet werden; es iſt aber eine ſolche ſpecielle Bearbeitung nicht nur zu rechtfertigen, weil bei dem ungemeinen Umfange der geſammten Schriftkunde nicht zu verlangen iſt, daß der Urkundenforſcher, der nicht aus beſonderer Liebhaberei ſeine Studien über das geſammte Schriftweſen verbreiten, ſondern daſſelbe nur zum Behufe ſeiner hiſtoriſch-diplomatiſchen Unterſuchungen cultiviren will, ſich mit einer Menge verſchiedener Schriftformen bekannt machen ſoll, deren Studium mit eigenthümlichen Schwierigkeiten in Anſehung der Sprachen und Sachen verbunden iſt, und die doch für das eigentliche Urkundenweſen wenig oder gar keine Bedeutung haben, vielmehr eine Trennung des für das Urkundenweſen Gleichgültigen von dem eigentlich Nöthigen und Nützlichen viele Zeiterſparniß zum Vortheil anderer, der Hauptſache näher liegender Forſchungen, und mithin der Wiſſenſchaft ſelbſt gewährt; ſondern ſie iſt auch deshalb insbeſondere nützlich, weil ſie, neben der Ausſcheidung des für die Diplomatik Unweſentlichen, auf dee andern Seite ein um ſo tieferes Eindringen in die graphiſchen Verhältniſſe der Urkunden und der mit ihnen verwandten Schriftwerke ſelbſt bedingt, mithin nicht nur das an Tiefe erſetzt, worauf ſie an Umfang Verzicht thut, ſondern auch eine reiche Fundgrube zur Erweiterung und Berichtigung der Schriftkunde überhaupt, für einen ebenſo umfangreichen als wiſſenſchaftlich bedeutenden Zeitraum ſelbſtthätig eröffnet.

Wir haben es nun in der diplomatiſchen Schriftkunde, als einer Einleitungs- und Hilfslehre zu der eigentlichen Urkundenwiſſenſchaft, hauptſächlich mit zweierlei Gegenſtänden zu thun, nämlich zuerſt mit den Stoffen, auf welche die Schrift aufgetragen, und mittels welcher ſie hervorgebracht wurde, und zweitens mit den Schriftzügen ſelbſt.

Bei dem *Schreibmateriale*, oder den Stoffen, auf welche die Schrift aufgetragen wurde, müſſen wir nun zuvörderſt von allen den Gegenſtänden abſehen, auf welche man nur zufällig etwas ſchrieb; denn in dieſem Sinne kann jedes Ding, das nur irgend eine Farbe annimmt, auch wol einmal zum Schreiben dienen; wir beſchränken uns vielmehr auf ſolche Gegenſtände, welche man regelmäßig und abſichtlich dazu anwandte und in allgemeinem Gebrauch hatte, um etwas Schriftliches, theils zur eignen Notiz, theils zur Bekanntmachung an Andere, darauf aufzutragen, und unterſcheiden hierunter wieder diejenigen, welche nur zu *vorübergehender*, und welche zu *bleibender Aufbewahrung* der Schrift beſtimmt waren. Zu jenen rechnen wir im Urkundenweſen vorzüglich die *mit Wachs überzogenen Holztafeln*, deren man ſich in frühern Zeiten zu mancherlei temporären Notizen, vorzüglich aber zu Rechnungen bediente. Wie leicht einzuſehen, trug man die Schrift auf dieſe nicht mit einer Flüſſigkeit auf, ſondern man grub ſie mit einem Griffel in das Wachs ein. Dieſes hatte nun zwar, wie die noch vorhandenen Proben beweiſen, eine ziemlich feſte Beſchaffenheit, ſodaß die Schriftzüge ſich nicht von ſelbſt verwiſchen konnten; allein es war doch darauf berechnet, daß man, ſobald die Kenntniß des Inhaltes nicht mehr nothwendig ſchien, die Schrift durch Glattſtreichen des Wachſes vertilgen, und die Tafel zu anderweitigem Gebrauche wieder verwenden konnte. Da man nun den gewöhnlichen Rechnungen nur einen vorübergehenden Werth beilegte, ſo iſt es gewiß in der Regel allemal geſchehen, daß man, nach abgelegter und richtig befundener Rechnung, ſie auf dieſe Weiſe vertilgte, und darin mag wol ein Hauptgrund liegen, warum wir aus frühern Jahrhunderten ſo wenig Rechnungen, ſelbſt von den wichtigſten Behörden und Inſtituten, übrig behalten haben; denn es iſt wol nur als ein Zufall anzuſehen, wenn ſich dergleichen beſchriebene Wachstafeln bis in unſere Zeiten erhalten haben, wie denn doch in nicht ganz geringer Anzahl der Fall iſt. Zu den älteſten und merkwürdigſten gehören die Tafeln, welche die Rechnung über die Aukgaben König Philipp's des Schönen von Frankreich, auf einem Theile ſeiner Reiſen in den Jahren 1301 und 1302 enthalten, und von denen die Verfaſſer des **Nouveau Traité de Diplomatique**, auf der zweiten Kupfertafel dieſes Werkes ein Fragment haben abbilden laſſen. Man hat indeſſen ſolche Tafeln auch in Teutſchland und andern Ländern, und zwar bis in das 15. Jahrh. gebraucht; ſie haben ſich aber allmälig verloren, je mehr der Gebrauch des Papieres allgemein wurde, an welchem man ein wohlfeiles und dabei doch bequemeres Schreibmaterial beſaß; und je mehr man ſich von der Nothwendigkeit überzeugte, auch die über abgemachte Geſchäfte ſprechenden Schriften aufzubewahren. Eigentliche Urkunden und andere Schriften, denen gleich Anfangs eine bleibende Dauer beſtimmt war, ſind nie auf dergleichen Tafeln geſchrieben worden.

Als Materialien, auf welche man Schriften zu *bleibender Aufbewahrung* mittels einer Flüſſigkeit auftrug, finden wie im Urkundenweſen nur zweierlei, nämlich das *Pergament*, und die verſchiedenen Arten von Papier, nämlich das *ägyptiſche*, das *Baumbaſtpapier*, das *Baumwollenpapier*, und das noch heutiges Tages übliche *Leinenpapier*. Alle dieſe Stoffe ſind *nach*, und zum Theil *neben einander*, ſowol in der Literatur als im Urkundenweſen benutzt worden.

Das älteſte bekannte Schreibmaterial war das *ägyptiſche Papier* (**Papyrus, Charta aegyptiaca s. byblina**), aus den innern Häuten einer in Ägypten, Syrien, Sicilien und andern Ländern einheimiſchen, **Papyrus** oder **Byblus** genannten, binſenartigen Pflanze bereitet. Dieſes Papieres bediente man ſich ſchon im fernſten Alterthume, in Ägypten, Griechenland und Aſien, wie wir aus vielen Nachrichten der alten Schriftſteller wiſſen. Es war, ungeachtet ſeiner Zartheit, doch ſehr feſt, und widerſtand der Feuchtigkeit; daher war es das beliebteſte Schreibmaterial und wurde in unglaublicher Menge verfertigt.

Digitized by Google

Man wußte verſchiedene Arten deſſelben zu bereiten, wie denn noch Iſidorus von Sevilla, im 7. Jahrh., ſieben verſchiedene Sorten des ägyptiſchen Papieres aufzählt. Zwar bemerkte man ſchon im 1. Jahrh. unſerer Zeitrechnung, zu den Zeiten des Kaiſers Tiberius, einen Mangel der ägyptiſchen Papyruspflanze; doch muß dieſem in der Folge abgeholfen worden ſein, denn der Gebrauch derſelben dauerte fort bis zur Eroberung Ägyptens durch die Araber im 7. Jahrh., nach welcher das ägyptiſche Papier mit einem Male aus dem Handel und aus der Literatur verſchwindet, und in der letztern durch das Pergament verdrängt wird. Die älteſten bekannten Urkunden Italiens und Frankreichs, vom 5. bis zum 7. Jahrh., ſind faſt durchgängig auf ägyptiſches Papier geſchrieben; erſt gegen das Ende des 7. Jahrh. wurde es durch das Pergament verdrängt, wiewol es ſich noch eine Zeit lang, wahrſcheinlich ſo lange die vorhandenen Vorräthe reichten, neben dem letztern erhielt. Die meiſten Merovingiſchen Urkunden ſind auf Papyrus geſchrieben; dagegen kennt man kaum eine einzige Karolingiſche Urkunde aus dieſem Stoffe; auch die letzten longobardiſchen Könige ſcheinen dem Pergamente den Vorzug gegeben zu haben; die Päpſte und andere italieniſche Geiſtliche hingegen bedienten ſich des Papyrus noch bis in das 9. Jahrh. Wenn man es noch ſpäter, und ſelbſt bis in das 12. Jahrh. zu finden geglaubt hat, ſo beruht dies auf Misverſtand, indem man andere Stoffe mit dem Namen Papyrus belegte, oder auf andere Weiſe bereitetes Papier mit jenem verwechſelte. Gewiß iſt, daß im 12. Jahrh. ſelbſt die Kunſt, ägyptiſches Papier zu verfertigen, unter die verlorenen gerechnet wurde. In Teutſchland und England iſt es nie gebraucht worden. Eine Abbildung eines Manuſcriptes auf Papyrus iſt auf der dritten Kupfertafel des Nouveau Traité de Diplomatique gegeben.

Neben dem ägyptiſchen Papiere war das **Papier aus Baumrinde** (Charta corticea) bekannt; es ſcheint aber von weit eingeſchränkterm Gebrauche geweſen zu ſein, da man nur ſehr wenig Schriftdenkmale aus demſelben nachweiſen kann, wenigſtens haben die Verfaſſer des Nouveau Traité de Diplomatique nur eine einzige Handſchrift der Abtei S. Germain des Prés mit Beſtimmtheit, als auf Baumrindenpapier geſchrieben, geltend machen, und dadurch die beſtrittene Exiſtenz dieſes Papieres überhaupt retten können. Vielleicht beſaß dies Papier zu wenig Dauerhaftigkeit, als daß die daraus bereiteten Schriftwerke ſich erhalten konnten. Ob jemals Urkunden darauf geſchrieben worden ſind, iſt ungewiß; wenigſtens ſind die Angaben der ältern Schriftſteller ſchon deshalb unzuverläſſig, weil ſie auch das ägyptiſche Papier mit dem Namen Charta corticea bezeichnen.

Als das ägyptiſche Papier aus der Literatur verſchwand, trat, wie ſchon vorhin bemerkt wurde, zunächſt das **Pergament**, oder die zum Schreiben zugerichtete Thierhaut, an deſſen Stelle. Auch dieſes Schreibmaterial iſt ſchon ſehr alt; die Alten liebten es aber nicht, ſondern brauchten es nur in Ermangelung des ägyptiſchen Papieres. Bekanntlich ſchreibt die Tradition den erſten ausgedehnten literariſchen Gebrauch des Pergamentes dem König Eumenes von Pergamus zu, der zum Behuf ſeiner im 2. Jahrh. vor Chr. Geb. zu Pergamus angelegten großen Bibliothek, wegen der verbotenen Ausfuhr des ägyptiſchen Papieres, die Bücher auf zubereitete Thierhäute habe ſchreiben laſſen, die eben hiervon den Namen des Pergamentes erhalten. Iſt dieſe Erzählung gegründet, ſo folgt daraus noch nicht, daß das Pergament erſt bei dieſer Gelegenheit erfunden worden; wahrſcheinlich kannte man es ſchon früher, und machte damals nur die erſte Anwendung davon im Großen. Die Feſtigkeit des Pergamentes, das gute Anſehen deſſelben, und der Vortheil, daß man es weit beſſer, als das ägyptiſche Papier, auf beiden Seiten beſchreiben konnte, mußten daſſelbe allerdings zum literariſchen Gebrauche ſehr empfehlen. Die älteſten noch vorhandenen Bücherhandſchriften ſind auf Pergament geſchrieben. Im Urkundenweſen hat es aber erſt ſpäter, nämlich im 6. Jahrh. unſerer Zeitrechnung, Eingang gefunden, wenigſtens iſt keine ältere Pergamenturkunde bekannt, als aus dem 6. Jahrh.; doch erhielt ſich geraume Zeit das ägyptiſche Papier noch daneben, und erſt im 8. Jahrh. wurde der Gebrauch des Pergamentes unbedingt vorherrſchend. In Teutſchland und England iſt das Pergament im Urkundenweſen das älteſte, und mehre Jahrhunderte hindurch das einzige Schreibmaterial. In der Regel bediente man ſich des Pergamentes von der Farbe, die es unmittelbar durch die Bereitung erhalten hatte, und die immer eine mehr oder weniger weiße war. Gefärbtes Pergament, z. B. rothes, wurde nur in einzelnen Fällen gebraucht, wo man eine Urkunde auch durch das äußere Anſehen beſonders auszeichnen wollte.

Das **Papier aus Baumwolle** (Charta bombycina, gossypina, xylina, cotonea, serica, damascena; Pergamena graeca; Pergamenum panneum) war eine alte morgenländiſche Erfindung, und wurde im 8. Jahrh. unſerer Zeitrechnung den Arabern bekannt, die es bald nachher auch im ſüdlichen Europa verbreiteten. Urſprünglich bediente man ſich roher Baumwolle zu deſſen Bereitung; um welche Zeit man zuerſt auf den Gedanken kam, Papier aus aufgeweichten Lumpen zu verfertigen, läßt ſich nicht beſtimmen. Daß man ſchon im 9. und 10. Jahrh. in Italien, Frankreich und Teutſchland Baumwollenpapier ſowol zu Urkunden als zu literariſchen Handſchriften gebraucht hat, leidet keinen Zweifel; gleichwol ſind weder ältere Urkunden noch Bücherhandſchriften als aus dem 11. Jahrh. bekannt; wahrſcheinlich ſind alſo die frühern ſämmtlich, wegen der geringen Haltbarkeit des Stoffes, zerſtört worden und verloren gegangen. Davon überzeugen uns auch ausdrückliche urkundliche Zeugniſſe. So hatte z. B. die Abtei Ganderſheim päpſtliche Privilegien aus dem 10. Jahrh., von denen es in einer Beſtätigungsurkunde Papſt Innocenz III. vom J. 1209 heißt, ſie ſeien vor Alter vergangen, quum fuerint non in pergameno, sed papyro conscripta. Daß aber darunter kein ägyptiſches, ſondern Baumwollenpapier verſtanden worden, geht aus einem alten Verzeichniſſe hervor, worin dieſe damals noch exiſtirenden Urkunden ausdrücklich serici, bambacinae oder bombycinae genannt werden. Ebendieſe geringe Dauerhaftigkeit, bei der gleichzeitigen

Digitized by Google

größern Verbreitung des Pergamentes, mag Urſache ſein, daß das Baumwollenpapier im weſtlichen Europa überhaupt nie in ſehr ausgedehnten Gebrauch gekommen iſt, obgleich die Griechen ſich deſſelben häufig bedienten. Am meiſten verbreitet war es demnächſt in Unteritalien, beſonders in Gegenden, wo man griechiſch ſprach, und mit den Griechen lebhaften Verkehr trieb. Dort wurden auch viele Urkunden auf Baumwollenpapier ausgefertigt; allein wegen ſeiner Vergänglichkeit wurde es wieder aus dem Geſchäftsgebrauche verdrängt; wenigſtens nahm man es, der Sicherheit wegen, nicht gern zu wichtigen Verhandlungen, und Kaiſer Friedrich II. machte es für ſein Königreich Sicilien im J. 1221 ſogar zu einer geſetzlichen Bedingung der Gültigkeit der Urkunden, daß ſie auf Pergament geſchrieben ſein ſollten.

Am letzten kam das jetzt allgemein verbreitete **Leinenpapier** (Charta linea s. lintea, in neuern Zeiten auch ausſchließlich Charta genannt) in Gebrauch. Die eigentliche Zeit der Erfindung und erſten Anwendung deſſelben läßt ſich nicht beſtimmen; wahrſcheinlich iſt auch die Erfindung nicht mit einem Male zu Stande gekommen, ſondern nachdem man erſt darauf gekommen war, Baumwollenpapier aus Lumpen zu verfertigen, miſchte man Anfangs den Baumwollenlumpen leinene bei, und blieb dann ganz bei den letztern ſtehen, weil man das aus ihnen bereitete Papier feiner und dauerhafter als das baumwollene fand. Die älteſte bekannte Urkunde auf Leinenpapier iſt eine von dem öſterreichiſchen Diplomatiker Schwandtner[1]) entdecktes Mandat Kaiſer Friedrich's II., wahrſcheinlich vom J. 1243, deſſen Echtheit wol nicht zu bezweifeln ſein dürfte. Dieſes Mandat hatte einen blos vorübergehenden Zweck, ſeine Erhaltung iſt daher als reiner Zufall zu betrachten, und es kann keine Befremden erregen, grade ein kaiſerl. Document auf ſo ſchlechtem Schreibmateriale ausgefertigt zu ſehen, da es nicht für die Dauer beſtimmt war. Von dieſer Zeit an findet ſich aber eine Lücke von mehr als einem halben Jahrhunderte, da wir erſt zu Anfange des 14. Jahrh. wieder mehre Documente auf Leinenpapier kennen lernen, worunter der von Kindlinger[2]) entdeckte, im J. 1311 am päpſtlichen Hofe zu Avignon geſchriebene Brief, das älteſte unzweifelhafte mit bekanntem Datum iſt. In der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts erſcheinen indeſſen Urkunden oder Briefe auf Papier immer noch ſehr einzeln, und Bücherhandſchriften, deren Zeitalter als ganz außer allem Zweifel angenommen werden könnte, ſo viel man bis jetzt weiß, gar nicht; erſt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. werden beide häufiger; im 15. Jahrh. gewinnt das Papier im Bücherweſen, und im 16. Jahrh. auch im Urkundenweſen über das Pergament ein entſchiedenes Übergewicht. Daß man noch ſo lange Bedenken trug, Urkunden, welche für die Dauer beſtimmt waren, auf Papier ſchreiben zu laſſen, mochte theils einen Widerwillen gegen das ſchlechte Material, theils die Beſorgniß wegen der Vergänglichkeit deſſelben zum Grunde haben, welche ſo weit ging, daß man wol eher von einer Originalurkunde, die in der Eil auf Papier geſchrieben worden war, ſich, der Sicherheit wegen, ein Transſumt auf Pergament ausfertigen ließ. Schriften von geringerm Belange hat man wol ſchon früher unbedenklich auf Papier geſchrieben, aber nicht des Aufbewahrens werth gehalten. Übrigens wird die Unterſuchung über den Gebrauch des Leinenpapiers in der früheſten Periode, wo es noch mit dem Baumwollenpapiere concurriren kann, dadurch erſchwert, daß man oft Baumwolle mit Leinenzeuch vermiſchte, und daß überhaupt das Baumwollenpapier nicht immer ganz leicht von dem Leinenpapiere zu unterſcheiden iſt. Das Baumwollenpapier iſt zwar dicker, weicher und rauher als das Leinenpapier; allein dieſe Kennzeichen haben doch viel Unſicheres in ſich, und erfodern wenigſtens viele Übung und genaue Vergleichung, um mit Sicherheit ein Urtheil auszuſprechen. Dieſe Ungewißheit iſt übrigens für die Beurtheilung der Urkunden ſelbſt nur von geringem Belange.

Welcher Art nun auch das Schreibmaterial ſein mag, ſo war es bei eigentlichen Urkunden von den älteſten Zeiten her gewöhnlich, daſſelbe **nur auf einer Seite** zu beſchreiben. Das geübte Auge des Schreibers wußte ſchon ungefähr zu beſtimmen, wie groß das Stück Papier oder Pergament ſein mußte, um für die Ausfertigung grade hinzureichen; hatte man ſich aber doch geirrt, oder war kein einzelnes Stück von der erfoderlichen Größe vorhanden, ſo heftete man lieber mehre Stücke zuſammen. Faſt alle Archive haben Beiſpiele dieſer Art aufzuweiſen. So beſteht z. B. das älteſte Stadtrecht der Stadt Freiburg im Breisgau[3]) aus zwei Pergamentblättern, die mit einem durchgezogenen Pergamentſtreifen zuſammengeheftet ſind, an deſſen Rückſeite zugleich das Siegel hängt. Die teutſche Ausfertigung des Landfriedens vom J. 1235, im Archive der ehemaligen Reichsſtadt Dortmund, beſteht aus einem großen Stücke Pergament, dem ein kleineres auf ähnliche Weiſe unten angeheftet iſt. Gerichtliche Verhandlungen ſind zuweilen von ſo großer Ausdehnung, daß zwei Blätter Pergament nicht hinreichten, ſondern noch mehre an einander geſetzt werden mußten. Nur bei Notariatsinſtrumenten, namentlich im 14. und 15. Jahrh., finden wir manchmal, daß, wenn die Vorderſeite nicht hinreichte, noch ein Stück auf die Rückſeite geſchrieben iſt. Bei andern Urkunden würde eine ſolche Erſcheinung wenigſtens von außerordentlicher Seltenheit ſein. Dagegen iſt es nicht ſelten, daß man gleichzeitige oder ſpätere Bemerkungen, Nachrichten über die Vollziehung einer Urkunde u. dgl. auf die Rückſeite derſelben geſchrieben findet. Übrigens findet man Urkunden von jeder Größe, und nicht immer ſteht die Größe und äußere Ausſtattung der Urkunde mit ihrer Wichtigkeit oder dem Range ihres Ausſtellers in gleichem Verhältniſſe. Auch die mehr lange oder breite Form des Pergamentes gewährt kein für die Urkunden charakteriſtiſches, oder für ihre Prüfung bedeutendes Merk-

1) *Jo. Geo. Schwandtner*, Chartam lineam antiquissimam etc. exposuit. Vindob. 1733. 4. Juſt. v. Schmidt Phiſeldeck, Iſt die älteſte Urkunde auf Leinenpapier wirklich nicht echt? (Erf. 1804), widerlegt die gegen die Echtheit des Schwandtner'ſchen Documents vorgebrachten Gründe. 2) Nachrichten vom älteſten Gebrauche der Siegeloblaten und des Siegellacks, S. 10.

3) Urkundenbuch der Stadt Freiburg. 1. B. 1. Abth. Nr. 1.

Digitized by Google

mal. Im 15. Jahrh. fing man an, das Pergament buchförmig (oder wie man es in dieſen Fällen zu nennen pflegt, libellförmig) zuſammenzulegen, wo dann die einzelnen Blätter, ſo weit es nöthig war, auf beiden Seiten beſchrieben und zuſammengeheftet wurden. In frühern Jahrh. kommt dieſes Verfahren nur bei Transſumten vor, die mehre Urkunden umfaſſen; bei dieſen nahm man die Idee der äußern Einrichtung von den damals ſchon bekannten Copialbüchern her; mit den Urkunden kommen ſie aber darin überein, daß ſich am Ende eine allgemeine Beglaubigung findet, und die Schnur, welche das ganze Buch zuſammenheftet, zugleich das die Beglaubigung bekräftigende Siegel trägt. Die älteſten, in Bücherform geſchriebenen, Urkunden pflegen gerichtliche oder commiſſariſche Verhandlungen zu ſein; doch findet man auch ſchon im 15. Jahrh. Verträge von ausgedehntem Umfange, z. B. die Originalverträge der Stadt Erfurt mit dem Kurfürſten von Mainz und dem Hauſe Sachſen vom J. 1483, auf dieſe Weiſe geſchrieben. Gemeiniglich wurde das erſte und das letzte Blatt leer gelaſſen, ſodaß dadurch gleichſam ein Umſchlag gebildet wurde. Im 16. Jahrh. ſind Urkunden aller Art in Libellform ſchon ſehr häufig. Beſonders ſeitdem es gewöhnlicher wurde, Urkunden auf Papier zu ſchreiben, ließ man gemeiniglich den Bogen in ſeiner Lage, und beſchrieb ihn auf zwei oder mehr Seiten, oder heftete, wenn ein Bogen nicht hinreichte, mehre in einander. In neuern Zeiten hat man die Buchform für alle wichtigen und umfangreichen Urkunden beibehalten; insbeſondere ſind ſeit dem 17. Jahrh. faſt alle kaiſerl. Privilegien und dieſen ähnliche Urkunden in Buchform geſchrieben, und auch als Bücher, gemeiniglich in rothen Sammet, eingebunden. Copial- und andere Geſchäftsbücher kommen in ihrer Form mit den gewöhnlichen Bücherhandſchriften überein, und man hat ſie von allen Formaten, doch iſt Folio in ältern Zeiten das häufigſte. Bei Rechnungen und Regiſtern, wo man nur ſchmaler Zeilen bedurfte, pflegte man den Bogen noch einmal in die Länge zuſammenzulegen, wodurch ein gebrochenes Folioformat entſtand. Die Beſchaffenheit des Pergamentes kann übrigens für die Urkunden kein Kriterium abgeben. Bei dem Papiere könnte das Fabrikzeichen von einiger Wichtigkeit ſein, wenn wir uns überhaupt vollſtändiger und genauer Kenntniſſe in dieſer Hinſicht zu erfreuen hätten. Güte, Stärke, Farbe und Feinheit des Papieres gewähren durchaus keine ſichern charakteriſtiſchen Kennzeichen. Bekannt iſt das Verfahren, wodurch man das Pergament älterer Bücher und Urkunden durch Abreiben, Abwaſchen oder Abſchaben ſeiner Schrift beraubte, um es aufs Neue beſchreiben zu können. Manches wichtige Werk iſt auf dieſe Weiſe zerſtört worden. Im 14. und 15. Jahrh. wurde es den Notarien geſetzlich unterſagt, zu ihren Ausfertigungen anderes als reines Pergament zu nehmen; dies hinderte jedoch nicht, daß man manchen Coder und manche wichtige, aber für die Zeit nicht mehr brauchbar ſcheinende Urkunde zu Umſchlägen um Rechnungen, Zeitregiſter u. dgl. verbrauchte.

Die gewöhnliche Farbe, mit welcher man die Schrift in den Urkunden auftrug, iſt ſchwarz. Buntfarbige Schrift kommt in den Urkunden bei weitem nicht ſo häufig vor, als in den Bücherhandſchriften, und eine ganz roth oder ſonſt buntfarbig geſchriebene Urkunde dürfte wol noch nicht aufgefunden worden ſein; wiewol ein ungeübtes Auge ſich in manchen Fällen leicht täuſchen, und eine verblichene ſchwarze Tinte für roth, gelb oder blau anſehen kann. Die einzige Ausnahme machen einige ganz mit Gold geſchriebene Urkunden, die aber zu den größten Seltenheiten gehören, und nur bei vorzüglich wichtigen Veranlaſſungen ausgefertigt, oder von den Kaiſern als beſondere Auszeichnung verliehen wurden. So war z. B. die in dem ehemaligen Stifte Gandersheim aufbewahrte Eheſtiſtungsurkunde zwiſchen Kaiſer Otto II. und ſeiner Gemahlin Theophania ganz mit goldnen Buchſtaben auf ein braun gefärbtes Pergament geſchrieben, und mit einem Rande von Blumen und Bildern eingefaßt[4]); ſo beſaß unter andern auch das ehemalige Reichsſtift Corvey eine Beſtätigung ſeiner Privilegien von Kaiſer Konrad III. auf rothes Pergament mit goldnen Buchſtaben geſchrieben, die ſich jetzt im königl. geheimen Staatsarchive zu Berlin befindet. Auch daß einzelne Theile der Urkunden farbig geſchrieben ſind, iſt ſchon ſelten; doch hat man dergleichen mit rothen oder ſonſt bunten Anfangsbuchſtaben, oder die oberſte Zeile mit bunten Buchſtaben von abwechſelnden Farben geſchrieben. Die byzantiniſchen Kaiſer brauchten ſeit den älteſten Zeiten zur Unterzeichnung ihrer Urkunden die Purpurtinte, oder das ſogenannte sacrum encaustum, deſſen Gebrauch allen andern Perſonen bei Lebensſtrafe verboten war. In einigen Urkunden Karl's des Kahlen ſind ebenfalls die Unterſchriften roth. In den großen Ablaßprivilegien aus dem 13., 14. und 15. Jahrh., welche bei kirchlichen Feſten öffentlich ausgehängt wurden (wie die noch daran befindlichen Riemen oder Bandſchleifen beweiſen), ſind die meiſt ungeheuer großen Buchſtaben der oberſten Zeile nicht nur bunt gemahlt, ſondern auch oft mit Bildern von mancherlei Art verziert, die Urkunden auch wol mit bunten Einfaſſungen u. dgl. verſehen. Wie die Alten ihre ſchwarze Tinte bereiteten, iſt nicht mehr genau bekannt; ohne Zweifel hatten ſie auch verſchiedene Arten derſelben, wie man zum Theil aus ihrer verſchiedenen Erhaltung in den Urkunden und Manuſcripten, die nicht immer von äußern, auf die Schriften einwirkenden, Umſtänden abhängt, ſehen kann. Im Allgemeinen iſt daher die Farbe und überhaupt die Beſchaffenheit der Tinte in den Urkunden kein Kriterium für dieſelben; nur wenn man in einer und derſelben Urkunde Einſchaltungen oder Zuſätze von anderer Tinte bemerkt, hat man Urſache, aufmerkſam und nach Umſtänden mißtrauiſch zu werden.

Wir wenden uns nun zu dem zweiten Haupttheile der Schriftkunde, zu den Schriftzügen ſelbſt. Die diplomatiſche Schriftkunde hat es lediglich mit der eigentlichen Buchſtabenſchrift zu thun. Dieſe richtet ſich zuvörderſt nach der Sprache, welche durch die Schrift ausgedrückt werden ſoll. Nun können zwar Urkunden und die ihnen verwandten Schriften möglicher Weiſe in allen

4) Eine Abbildung dieſer in ihrer Art einzigen Urkunde geben die Origines Guelficae. Tom. IV. Tab. XIV.

Digitized by Google

auf der civiliſirten Erde gebräuchlichen Sprachen ausgefertigt, und ſomit auch mit jeder Schrift, welche irgend einer dieſer Sprachen angehört, geſchrieben ſein. Indeſſen iſt für ein wiſſenſchaftliches Urkundenſtudium bis jetzt hauptſächlich nur das Urkundenweſen der ſüd- und weſteuropäiſchen Staaten wichtig geworden; und da die meiſten in dieſen Staaten gangbaren Sprachen, wenn ſie auch ſelbſt nicht unmittelbar aus der lateiniſchen abſtammen, doch ihre Buchſtabenſchrift von der lateiniſchen entlehnt haben, ſo können wir nur zwei Schriftſyſteme, als für das Urkundenweſen von eigenthümlicher Bedeutung, annehmen, nämlich das griechiſche und das lateiniſche. In Gegenden, wo die Juden beſonders zahlreich und angeſehen waren, finden ſich zwar auch Documente in hebräiſcher Sprache, und folglich mit hebräiſcher Buchſtabenſchrift geſchrieben; indeſſen ſind dieſe doch im Verhältniſſe zu dem geſammten Urkundenweſen zu unerheblich, und in Anſehung ihres Inhaltes meiſtens zu geringfügig, als daß man ihretwegen dem bloßen Diplomatiker die Bedingung auflegen ſollte, ſich mit dieſer Sprache und Schrift eigends bekannt zu machen; wir folgen alſo um ſo unbedenklicher dem in der Diplomatik hergebrachten Gebrauche, dieſe Schrift ſtillſchweigend zu beſeitigen.

Wichtiger iſt die *griechiſche Schrift*, nicht nur weil ſie eigentlich die Mutter der lateiniſchen iſt, ſondern auch, weil die griechiſche Sprache im Urkundenweſen des ſüdlichen Europa's wirklich gebraucht worden iſt, und noch häufiger gefunden werden würde, wenn man ſich verhältnißmäßig ebenſo viele Mühe gegeben hätte, griechiſchen Urkunden, als literariſchen Handſchriften dieſer Sprache nachzuforſchen. In dem teutſchen, franzöſiſchen und nordiſchen Urkundenweſen iſt freilich die griechiſche Sprache, als eigentliche Urkundenſprache, ganz unbekannt, man findet daher auch keine Documente, die ganz in griechiſcher Schrift abgefaßt wären, und die letztere kommt nur in einzelnen Worten, beſonders in Namensunterſchriften, Zahlzeichen und Abkürzungen vor. Unter letztern ſind die häufigſten die Abkürzungen für **Christus** (**XP**, welches in der Minuskel der jüngern Urkundenſchrift, wo man vielleicht an den eigentlichen Urſprung ſelbſt nicht mehr dachte, völlig zu **xp** geworden iſt), und **Episcopus** (*EΠC* ſpäter *EPC*, worin auch das griechiſche *C* oder Σ noch unverkennbar iſt). Mit der lateiniſchen Schrift hat die griechiſche das gemein, daß die älteſte Form ihrer Buchſtaben die Majuskel war, die man nicht nur in Inſchriften und auf Münzen, ſondern auch in den älteſten Bücherhandſchriften noch findet, daß aber im Mittelalter, wahrſcheinlich im 8. oder 9. Jahrh., der lateiniſchen Curſive analog, auch eine griechiſche Curſive ſich bildete, aus der die noch heutzutage gebräuchliche griechiſche Minuskel abſtammt. Ganze griechiſche Schriftdenkmale, ſowol in der alten Majuskel als in der mittlern Curſive, ſind ſowol bei *Montfaucon*, in deſſen, dieſem Gegenſtande ausſchließlich gewidmeter **Palaeographia graeca**, als in *Mabillon*'s **Supplem. libror. de re diplomatica**, und im zweiten Bande des **Nouveau Traité de Diplomatique, Tab. XII.**, abgebildet. Ein griechiſches Curſivalphabet aus dem 10. oder 11. Jahrh. hat auch Jäck, Schriftmuſter 1. Heft Taf. 3., vorgeſtellt. Eine eigentliche griechiſch-diplomatiſche Schriftkunde fehlt uns übrigens bis jetzt noch, da ſowol *Montfaucon* als die Verfaſſer des **Nouv. Tr. de Dipl.** ſich mehr mit der Beſchreibung und Kritik einzelner Schriftdenkmale beſchäftigt haben, als zur Aufſtellung eines allgemeinen Syſtems der Schriftkunde vorgeſchritten ſind.

Für unſer teutſches Urkundenweſen, ſowie für das Urkundenweſen Frankreichs und der übrigen weſt- und nordeuropäiſchen Staaten beginnt die nothwendige Schriftkunde zunächſt mit der *lateiniſchen Schrift*. Die älteſte Form der lateiniſchen Buchſtaben war die ſogenannte *Capitalſchrift*, welche die heutzutage ſogenannten großen Buchſtaben, und zwar in einer ſolchen Geſtalt begreift, in welcher ſie aus vollkommen regelmäßigen, geraden oder aus Kreisabſchnitten gebildeten Linien beſtehen, nur ſolche Züge, welche zur Bildung der weſentlichen Geſtalt des Buchſtaben nothwendig ſind, ohne fremdartige Zuſätze, aber auch vollſtändig und ohne Verkürzung enthalten, und deren Züge, ſowol im Ganzen als in ihren einzelnen Beſtandtheilen, durch feſte Abſchnittslinien ſcharf abgegrenzt ſind. Reine Capital findet man aber nur auf Inſchriften; Urkunden oder Literaturwerke ganz aus Capitalſchrift exiſtirten nicht, und ſelbſt einzeln kommt ſie in ihnen ſelten, und gemeiniglich nur zum Behufe beſonderer Verzierungen vor. Die Urſache hiervon liegt darin, daß die Capitalſchrift, wegen ihrer feſten und regelmäßigen Züge, nicht ohne beſondern Aufwand von Zeit und Mühe auszuführen iſt, und am ſchönſten in einem feſten Material erſcheint, daher ſie auch den Inſchriften auf Stein meiſtens eigenthümlich geblieben iſt; dabei geſtattet ſie wenig Abwechſelung, und iſt daher bei längern, auf einem weichern Schreibmateriale ausgeführten Schriften, auf die Dauer dem Auge nicht angenehm. Dieſes alles zuſammen gab Gelegenheit, den Buchſtaben der Capitalſchrift eine ſchlankere, mehr gewundene und nach der Seite hin geneigte Form zu geben, aus welcher die *Uncialſchrift* entſtand. Dieſe iſt eigentlich eine blos verzogene Capitalſchrift; ſie unterſcheidet ſich aber von letzterer dadurch, daß ihre einzelnen Züge weder feſtſtehende gerade Linien noch regelmäßige Kreisabſchnitte bilden, ſondern im erſtern Falle entweder gewunden, oder doch geneigt ſind, im letztern Falle aber nicht nur von der Richtung des Kreisbogens ſich mehr oder weniger entfernen, ſondern ihm auch gemeiniglich noch verſchiedene, einer abweichenden Richtung angehörige Anhänge oder Zuſätze geben; ihre Ausgänge ſind nicht durch ſcharfe Abſchnittslinien begrenzt, ſondern verlaufen ſich unmerklich nach verſchiedenen Richtungen; auch laſſen ſich die aus Uncialſchrift gebildeten Zeilen nicht, wie die aus der Capitalſchrift, zwiſchen zwei Parallellinien faſſen, ſondern einzelne Buchſtaben greifen öfters über oder unter die Linie hinaus. Beide Schriftarten, ſowol die Capital- als die Uncialſchrift, begreift man aber unter dem gemeinſchaftlichen Namen der *Majuskel*. Für den Gebrauch in größern Schriftwerken war dieſe, auch in der Form der Uncialſchrift, immer noch zu beſchwerlich und umſtändlich; durch das Bedürfniß des geſchwindern Schreibens bildete ſich daher eine

Digitized by Google

kleinere und leichtere Schrift, die man im Gegenſatze zu jener Minuskel genannt hat. Dieſe beziehungsweiſen Namen von Majuskel und Minuskel erklären ſich daher, daß in den aus der letztern gebildeten Schriftwerken die Majuskelbuchſtaben nur als Initialen oder ſonſt an ausgezeichneten Orten gebraucht werden, und ſich dann von den übrigen, welche die größere Maſſe der Schrift ausmachen, nicht nur durch ihre Geſtalt, ſondern meiſtens auch durch ihre vorzüglichere Größe unterſchiden. Der allgemeine Unterſchied zwiſchen Majuskel und Minuskel beſteht aber nicht ſowol in der Größe, die natürlich immer nur verhältnißmäßig iſt, als darin, daß die Minuskelbuchſtaben aus weniger einzelnen Grundſtrichen beſtehen, und ſich leichter in einem Zuge darſtellen laſſen. Daß die aus ihnen gebildeten Zeilen ſich zwiſchen zwei Parallellinien faſſen laſſen, geht noch weit weniger an, als bei der Uncialſchrift, indem eine große Anzahl ihrer Buchſtaben über oder unter die Linie greifen, wiewol dies in den verſchiedenen Zeitaltern und Schriftwerken bei den einzelnen Buchſtaben nicht gleich iſt. Es zeigt ſich aber bei der Minuskelſchrift noch ein mehrfacher Unterſchied. Es gibt nämlich eine Hauptform derſelben, in welcher die Buchſtaben einzeln ſtehen, und ihre Grundform ſich am meiſten der geraden Linie nähert; dies iſt die erecta, oder die eigentliche ſogenannte Minuskel im engern Sinne; während bei einer andern die Buchſtaben ohne ſcharfe Abgrenzung in einander gezogen werden, und in ihren Grundformen mehr aus ſchrägen und gebogenen Linien beſtehen; dieſe führt den Namen der Curſive. Von beiden gibt es nun wieder mehre Unterarten, auch gehen ſie auf mannichfaltige Weiſe in einander über; die ausgebildeten und reinen Formen ſind jedoch immer beſtimmt von einander zu unterſcheiden. Im Allgemeinen aber iſt zu bemerken, daß die Curſive ſich nicht aus der aufrechten Minuskel gebildet hat, ſondern ſelbſtändig neben derſelben, ja noch früher als dieſe entſtanden iſt, indem man die Curſive verhältnißmäßig in ältern Schriftwerken als die aufrechte Minuskel ausgebildet findet. Eine Abart, ſowol der aufrechten Minuskel als der Curſive, entſteht daraus, daß die Buchſtaben der einen oder der andern außerordentlich lang in die Höhe gezogen, dabei aber verhältnißmäßig ſchmal gehalten und ſehr dicht an einander geſetzt werden, woraus die verlängerte Schrift (Scriptura elongata) hervorgeht, die zuweilen auch einzelne, auf ähnliche Art verzogene Uncialbuchſtaben beigemiſcht enthält, aus der aber nie ganze Schriftwerke, ſondern nur einzelne Worte oder Zeilen gebildet worden ſind, wodurch man der ganzen Schrift eine beſondere Verzierung zu geben gedachte. Dieſe verlängerte Schrift findet ſich beſonders häufig in Urkunden, ſeltener in Bücherhandſchriften. In jenen bildet ſie gemeiniglich die oberſte Zeile; in ältern Zeiten auch die ſeparat ſtehenden Unterſchrifts- und Recognitionsformeln. Weniger gebräuchliche Abarten, die überdies mehr dem Bücher- als dem Urkundenweſen eigen ſind, bilden die verſchiedenen Arten der verzierten Schrift (Scriptura figurata), welcher die in Menſchen-, Thier- und Pflanzengeſtalten gebildeten, getäfelten, durchbrochenen, geperlten, zwiſchen den Umfaſſungslinien mit Blumen u. dgl. bezeichneten, oder ſonſt nach dem oft abenteuerlichen oder ſpielenden Geſchmacke des einzelnen Schreibers eingekleideten Buchſtaben, die man zuweilen als Verzierungen in den Handſchriften findet, angehören.

Schon ſehr frühzeitig kam der Gebrauch auf, daß man nicht alle Worte vollſtändig ausſchrieb, ſondern ſie auf verſchiedene Weiſe abkürzte. Dieſe Abkürzungen oder Abbreviaturen, in welchen ſich zum Theil beſondere Eigenthümlichkeiten der Schrift überhaupt darſtellen, ſind von dreierlei Art. Die erſte Art, die Siglen, bezeichnen ganze Worte durch einzelne Buchſtaben; die zweite Art, die eigentlich ſogenannten Abkürzungen, verkürzen die Worte theils durch Zuſammenziehen der Buchſtaben, theils durch Weglaſſung einzelner Buchſtaben oder Sylben, doch ſo, daß der Stamm des Wortes noch ſichtbar bleibt, und gemeiniglich das Weggelaſſene durch ein beſonderes Zeichen angedeutet wird; die dritte Art, die ſogenannten tironiſchen Noten, bilden die Worte völlig zu eigenthümlichen Zeichen um, die ſchon einer tiefern Einſicht in ihre Conſtruction bedürfen, um die der Buchſtabenſchrift entlehnten Elemente herauszufinden. Von der erſten und dritten Art wird ſpäter beſonders geſprochen werden, da bei den Siglen die ſonſt gewöhnliche Geſtalt der gleichartigen Buchſtaben nicht verändert wird, mithin ihre beſondere Kenntniß, als Theil der Schriftkunde, nicht ſowol ihre Geſtalt, als ihre Bedeutung und ihren Gebrauch zum Gegenſtande hat; die tironiſchen Noten aber eine ganz beſondere, von der eigentlichen Buchſtabenſchrift völlig abweichende Schriftart darſtellen. Die zweite Art, oder die eigentlichen Abkürzungen, bilden aber einen charakteriſtiſchen Beſtandtheil der Schrift überhaupt, und es muß daher hier vorläufig von ihnen im Allgemeinen geſprochen werden.

Das Zuſammenziehen der Buchſtaben, als die eine Art der Abbreviatur, findet gemeiniglich am Ende der Worte ſtatt, indem zwei an einander ſtoßende Buchſtaben (Literae contiguae) dadurch in einen Zug verbunden werden, daß ein Theil des letzten Buchſtaben an den vorhergehenden unmittelbar angehängt wird, und der Mittelſtrich beiden gemeinſchaftlich iſt. So findet ſich die Endung us oft durch ein einziges Zeichen ausgedrückt, indem der letzte Strich des anſtatt des u geltenden v in einen breit geſchwungenen Haken ausgedehnt iſt, welcher das s andeuten ſoll; ebenſo die Endung nt, indem dem letzten Striche des N ein breiter Querſtrich aufgeſetzt wird, welcher das T bezeichnet u. dgl. m. In der Mitte der Worte findet ſich dieſe Zuſammenziehung nur bei Vocalen, wovon die Verſchränkung des ae in æ das einzige gewöhnliche Beiſpiel iſt. Eine der häufigſten und am längſten gebräuchlichen Zuſammenziehungen iſt die, welche zur Bildung eigenthümlicher Zeichen für das Wort et Anlaß gegeben hat. Wegen des häufigen Vorkommens dieſes Wortes hat man nämlich die beiden Buchſtaben deſſelben in ein Zeichen zuſammengezogen, dieſes aber nachher ſo mannichfaltig und willkürlich umgebildet, daß in den meiſten Fällen kaum noch eine Spur der urſprünglichen Buchſtabengeſtalten darin ſichtbar iſt.

Die Abkürzung durch Weglaſſen einzelner Theile

Digitized by Google

eines Wortes iſt ſehr alten Urſprungs. Sie wird ſowol am Anfange, als in der Mitte und am Ende der Worte angewandt, richtet ſich aber durchaus nach keinen beſtimmten Regeln. Im Allgemeinen kann man jedoch annehmen, daß eine Schrift um ſo weniger Abkürzungen hat, je ſauberer und ſorgfältiger ſie überhaupt geſchrieben iſt, und daß vom 10. bis zum 12. Jahrh. die Abkürzungen in der Urkundenſchrift am wenigſten vorkommen, vom 13. Jahrh. an ſich aber merklich vermehren, und im 15. außerordentlich überhand nehmen, aber vom 16. Jahrh. an ſich wieder allmälig vermindern. Faſt alle Abkürzungen ſind durch gewiſſe Zeichen angedeutet, welche gleichſam die Stelle der fehlenden Buchſtaben vertreten, und *Abkürzungszeichen* genannt werden. Wird nun in einer Schrift einerlei Zeichen für alle darin vorkommende, oder doch für mehre verſchiedene Abkürzungen gebraucht, ſo nennt man es ein *dominirendes Abkürzungszeichen*; bezeichnet es aber nur eine beſtimmte Abkürzung, ſo wird es ein *eigenthümliches* genannt. Die dominirenden Abkürzungszeichen ſind in den Urkunden früherer Zeiten, bis zum 11. Jahrh., am gewöhnlichſten. Meiſtens beſtehen ſie in einem einfachen geraden Querſtriche, einer einfachen oder doppelten Schlangenlinie, oder einem verſchiedentlich gewundenen und lang gezogenen Haken, welche ſämmtlich über der Linie ſtehen. Da die letztern Zeichen, wegen ihrer Länge, eines breiten Zwiſchenraumes zwiſchen den Linien bedürfen, wie ihn die Urkunden, aber nicht die Bücherhandſchriften haben, ſo ſind ſie auch in den letztern nicht gebräuchlich. Eine der älteſten und einfachſten dominirenden Abkürzungsformen, beſonders wenn nur ein Buchſtab des abgekürzten Wortes übrig geblieben iſt, beſteht darin, daß an die obere Seite dieſes Buchſtaben ein Punkt oder ein kleiner Apoſtroph geſetzt wird. Dieſe eigenthümliche Abkürzung abgerechnet, befinden ſich in der Regel nur ein, höchſtens zwei dominirende Abkürzungszeichen in einer und derſelben Urkunde. Die eigenthümlichen Abkürzungszeichen ſind überaus zahlreich, und ihre Geſtalt ſteht theils mit dem allgemeinen Charakter der Schrift in nothwendigem Zuſammenhange, theils hängt ſie auch wol von der Willkür der einzelnen Schreiber ab, wie dies beſonders in den ſpätern Jahrhunderten der Fall iſt. Wir beſitzen zwei Werke, in welchen eine unglaubliche Menge Abkürzungen, ſowol aus Urkunden als aus Bücherhandſchriften, von den älteſten Zeiten bis zum 16. Jahrh., mit bewundernswerthem Fleiße geſammelt, in Kupferſtich nachgebildet und erklärt ſind; dies iſt *Baringii* Clavis diplomatica und *Waltheri* Lexicon diplomaticum. Indeſſen muß man, um die Wahrheit zu ſagen, geſtehen, daß die ungeheure Mühe und der faſt ebenſo große Aufwand, mit welchem dieſe Werke, und beſonders das letztere, bearbeitet ſind, durch ihren praktiſchen Nutzen nicht aufgewogen wird; da einige Übung im Leſen alter Handſchriften weit ſicherer im Verſtändniß der Abkürzungen leitet, als das Nachſchlagen in einem lexikaliſchen Werke thun kann, wo die Abkürzungen aus ihrem Zuſammenhange mit der übrigen Schrift herausgeriſſen ſind, und dadurch grade den wichtigſten Theil ihres charakteriſtiſchen Anſehens verlieren. Zu den gewöhnlichſten, in allen Zeiten gebräuchlichen Abkürzungszeichen gehören folgende: Ein gerader oder gewundener Querſtrich über der Linie bedeutet gewöhnlich, daß ein m oder n ausgefallen iſt. Ein gedrehter Längenſtrich bezeichnet eine ausgefallene Sylbe, welche den Conſonanten r enthielt. Die Figur einer 2 mit einem ſchrägen Striche durch den Querſtrich bezeichnet die Endſylbe rum. Ein umgekehrtes c, oder die Figur einer 9 bezeichnet am Anfange eines Wortes die Sylbe cum, com oder con; am Ende des Wortes gilt letztere allemal für us. Das Zeichen einer 3 hinter dem q heißt allemal que; daſſelbe Zeichen wird in Handſchriften des 12. und 13. Jahrh. zuweilen auch am Schluſſe der Worte für die Endung us gebraucht. Hat das p einen geraden Querſtrich durch den Fuß, ſo bedeutet es per oder par; iſt der Querſtrich in eine Bogenlinie ausgezogen, ſo heißt es pro; ſteht ein Querſtrich über dem p, ſo bedeutet es prae. Häufig ſind, beſonders in ältern Zeiten, die Abkürzungen, wo einer der ausgefallenen Buchſtaben über den ſtehen gebliebenen Stammbuchſtaben des Wortes geſetzt wird. So bedeutet z. B. ein i über dem m, mihi; über dem s, sibi; über dem g, igitur; über dem q, qui; ein m über dem q, quoniam; ein o über dem q, quomodo; über dem g, ergo; über dem m, modo; über dem v, vero u. d. m. Durch den Zuſammenhang werden auch dieſe Abbreviaturen leicht erkannt.

Nächſt dem Abbreviaturweſen wird der allgemeine Charakter einer Handſchrift vorzüglich durch den *Zuſammenhang* oder die *Trennung* der einzelnen Schrifttheile beſtimmt. Die Alten ſchrieben meiſtens ohne alle Trennung der Worte; die Interpunktion wurde als eine eigne Wiſſenſchaft der Sprachgelehrten betrachtet, deren Anwendung ſich aber mehr auf das kunſtvolle Leſen, als auf die richtige Abtheilung der Schrift an und für ſich bezog. In den Handſchriften des Mittelalters iſt es, von der Zeit an, in welcher unſer Urkundenweſen beginnt, zwar gewöhnlich, die einzelnen Worte abzuſetzen, und durch einen etwas größern Zwiſchenraum von einander zu trennen; doch geſchieht dies in den erſten Zeiten gar nicht regelmäßig und conſequent, und man findet z. B. in den Merovingiſchen Urkunden häufig Worte wie: in nomine, quae est u. dgl., beſonders auch Worte, welche durch et mit einander verbunden ſind, an einander hängend fortgeſchrieben; ja manchmal in ganzen Zeilen die Worte ſo dicht an einander geſetzt, daß es nicht leicht iſt, die richtigen Abſchnitte ſogleich zu finden. Erſt unter den Karolingern wurde die richtige Wortabtheilung allgemein gebräuchlich, und ſeitdem, mit wenigen, theils auf Nachläſſigkeit, theils auf Unkunde der Schreiber, theils auf einer beſondern Gewohnheit beruhenden Ausnahmen, im Urkundenweſen durchgängig beobachtet. So lange man die Worte noch nicht richtig abzutheilen gewohnt war, gehörte auch die Unterſcheidung der Sätze und anderer Redetheile wenigſtens nicht zur Regel, und man kann es faſt nur für Zufall halten, wenn eine ſolche Unterſcheidung verſchiedener Sätze durch einen größern Zwiſchenraum, einen großen Anfangsbuchſtaben, oder ein Interpunktionszeichen gefunden wird. Überhaupt aber iſt in Anſehung des Interpungirens der Sätze und Redetheile bis in das

Digitized by Google

16. Jahrh. nie ein feſter und conſequenter Gebrauch im Urkundenweſen eingeführt worden. Man kann dreierlei Formen unterſcheiden, die in dieſer Hinſicht gebräuchlich geweſen ſind, und von denen bald die eine, bald die andere in einem Zeitalter vorzugsweiſe gebräuchlich war, doch weder in dem Grade, daß man ſie durchaus als vorherrſchend und charakteriſtiſch betrachten könnte, noch in der Reihenfolge, daß man annehmen könnte, es habe ſich die eine aus der andern, und zwar insbeſondere die richtigere und künſtlichere aus der einfachern und ſchwankendern, *ſucceſſive* mit innerer Nothwendigkeit entwickelt. Bei der erſten Form findet ſich gar kein Unterſchied der Sätze, ſondern die ganze Redefolge ſchreitet ohne alle Ruhepunkte vom Anfange bis zum Ende fort; nur wo ein ganz verſchiedener Theil der Urkunde anfängt, z. B. bei den Formeln für die Beglaubigung, die Zeugeneinführung, das Datum u. dgl., wird eine neue Schriftreihe angefangen, und dadurch ein ſolcher Satz von dem vorhergehenden unterſchieden. Bei der zweiten Form finden ſich zwar auch keine eigentlichen Interpunktionszeichen, aber das erſte Wort eines jeden neuen Redetheiles wird mit einem Majuskelbuchſtaben, oder wenigſtens mit einem Minuskelbuchſtaben von ausgezeichneter Größe angefangen, und dadurch der Unterſchied der einzelnen Sätze und Redetheile angedeutet. Die dritte Form endlich unterſcheidet die Sätze und Redetheile durch eigenthümliche Interpunktionszeichen, wobei man aber an das, ſeit dem 16. Jahrh. eingeführte, conſequente Interpunktionsſyſtem unſerer neuern Orthographie auch nicht von fern denken darf. Nur in dem einzigen Falle iſt einige Conſequenz im Interpungiren wahrzunehmen, wo ein ganz neuer Abſchnitt der Urkunde angeht, wo z. B. auf die Einleitungsformel die eigentliche Expoſition der Sache, oder auf letztere die Beſtätigung und Beglaubigung u. dgl. folgt; aber auch da geht die Interpunktion nicht allemal mit der Redefolge parallel; vielmehr finden wir oft den Satz in der Schrift durch einen Punkt geſchloſſen, wo doch die Conſtruction, mittels eines Participiums, oder auf andere Weiſe, unmittelbar in den folgenden Satz übergeht. Bei den kleinern Redetheilen aber iſt durchaus kein beſtimmtes Geſetz wahrzunehmen; man vermißt ebenſo oft das Interpunktionszeichen, da wo es nach unſern Begriffen ſtehen müßte, als man es da findet, wohin es, unſerer Meinung nach, nicht gehört; und ſo wird durch die Stellung der Interpunktionszeichen das Verſtändniß des Sinnes oft mehr gehindert, als gefödert. Am ſorgfältigſten und genaueſten im Gebrauche der Interpunktionszeichen war man im Allgemeinen im 12. und in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. Dies alles gilt vorzüglich von der Urkundenſchrift; denn in den Bücherhandſchriften findet man im Allgemeinen eine conſequentere und genauere Anwendung der Interpunktion, wenigſtens bei der Unterſcheidung der größern und geſchloſſenen Sätze. Was aber die Interpunktionszeichen betrifft, ſo kennt der diplomatiſche Schreibgebrauch deren eigentlich nur zwei, nämlich unſern Punkt, der aber oft auf mannichfaltige Weiſe ausgedehnt und verziert wurde; und eine Art Komma, das aber nicht, wie das unſrige, unten an der Linie angebracht iſt, ſondern gemeiniglich als ein von der rechten zur linken herabgeführter Schrägſtrich, in gleicher Reihe mit den Buchſtaben auf der Linie ſteht. Alle andere Interpunktionszeichen, die man hier und da findet, ſind nur als Veränderungen eines dieſer beiden zu betrachten. So z. B. findet man zwei über einander geſetzte Punkte nur in der verlängerten Schrift, wo ein einzelner mit der Länge der Buchſtaben und Höhe der Zeilen nicht im Ebenmaße zu ſtehen ſchien. Auch iſt zwiſchen dieſen beiden Unterſcheidungszeichen und ihren mancherlei Variationen, in Anſehung der Bedeutung, im Weſentlichen kein Unterſchied wahrzunehmen, ſondern es wird gemeiniglich in einer Urkunde eins oder das andere durchgängig für alle Arten von Interpunktion gebraucht. Ein eigenthümliches, von beiden verſchiedenes Interpunktionszeichen, das mit unſern Paragraphenzeichen zu vergleichen iſt, findet ſich in ſolchen Urkunden oder Handſchriften, z. B. Statutarrechten, deren Inhalt aus mehren ganz von einander verſchiedenen und in ihrer Bedeutung einander coordinirten Sätzen beſteht. Dieſes Zeichen hat gemeiniglich die Geſtalt eines C, in deſſen Krümmung ſich ein oder zwei gerade Striche finden, und das vorn durch einen, ebenfalls geraden, aber etwas tiefer herabgezogenen Strich geſchloſſen iſt, und bezeichnet allemal den Anfang eines neuen Statuts oder Satzes. Es wird ſowol gebraucht, wenn die Sätze in fortlaufenden Zeilen geſchrieben ſind, als wenn mit dem neuen Satze auch jedesmal eine neue Zeile anfängt. In Anſehung der eigentlichen Interpunktionszeichen muß man ſich übrigens vor der Täuſchung hüten, ſie einer Urkunde nicht als eigenthümlich und urſprünglich zuzuſchreiben, in welche ſie ſpäter erſt eingetragen ſind, was man gemeiniglich, bei aufmerkſamer Betrachtung, aus der Verſchiedenheit der Tinte wahrnimmt.

Mit der Trennung und Unterſcheidung der Worte und Sätze iſt die *Theilung* der Worte ſehr nahe verwandt, welche ſich dann zuträgt, wenn in einer Zeile nicht mehr Raum genug vorhanden iſt, um ein längeres Wort ganz darauf zu bringen. Die ältern Schreiber, namentlich im Urkundenweſen, ſuchten dieſe möglichſt zu vermeiden, und jede Zeile mit einem vollen Worte zu ſchließen; öfters ſind daher die Zeilen von ungleicher Länge, oder eins der letzten Worte iſt geſperrt, um die Zeile auszufüllen. Schon im 11. Jahrh. finden ſich indeſſen Beiſpiele, daß man es damit nicht ſo genau nahm, ſondern längere Worte am Ende der Zeilen abbrach. Manchmal, beſonders in den frühern Urkunden, findet ſich dabei gar kein, den Zuſammenhang der getrennten Sylben andeutendes, Zeichen; ſpäter findet man doch, meiſtens am Ende der Zeile, einen längern oder kürzern Querſtrich, und zuweilen iſt dieſer ſogar verdoppelt, einmal am Ende und das andere Mal am Anfange der folgenden Zeile. Manchmal iſt auch die Theilung durch zwei über einander ſtehende Punkte am Ende der Zeile angedeutet. Für dies alles hat man jedoch keine feſte Regel.

Was nun die Entwickelung der lateiniſchen Schrift, nach ihren verſchiedenen Formen, an ſich ſelbſt betrifft, ſo kann man hierin *ſechs Perioden* unterſcheiden. Die erſte umfaßt die eigentliche altrömiſche Nationalſchrift, bis zur

Digitized by Google

Bildung der latino-germaniſchen Landesſchriften, alſo bis gegen das Ende des 5. Jahrh., in welchem zugleich auch das neuere europäiſche Urkundenweſen ſeinen Anfang nimmt, ſodaß die Schrift dieſer erſten Periode eigentlich jenſeit der Grenzen unſeres diplomatiſchen Zeitalters hinaus fällt. Die zweite Periode geht vom Ende des 5. bis zum Anfange des 10. Jahrh.; die dritte von da bis gegen die Mitte des 13. Jahrh.; die vierte von da bis um die Mitte des 14., die fünfte von hier bis zum Anfange des 16. Jahrh., und die ſechste endlich von da bis auf die neuſte Zeit. In der letztern tritt auch die eigentliche neulateiniſche, und die neuteutſche Schrift beſtimmt aus einander. Obgleich der Anfang und das Ende dieſer verſchiedenen Schriftperioden weder mit einem beſtimmten Jahre abgeſchloſſen, noch durch einen beſtimmten Codex bezeichnet werden kann, vielmehr der ältere Schriftgebrauch ſich bald längere, bald kürzere Zeit neben dem neuern erhielt, und erſt durch manche Übergangsſtufen demſelben allmälig den Platz völlig räumte, ſo bezeichnet doch jede dieſer Perioden im Allgemeinen eine bedeutende Umgeſtaltung des Schriftweſens, und wir erhalten dadurch für die Überſicht der verſchiedenen Schriftformen beſtimmte Anhaltspunkte, von welchen aus wir das ganze, ſonſt ſo verwickelte Schriftweſen planmäßig überſehen können.

Aus der erſten Periode haben wir nur wenig Schriftdenkmale übrig. Es gehören hieher die beiden Fragmente römiſcher Geſetze, bei Mabillon, De Re diplom. Tab. I. Fig. 1. 2, beide mit einer Uncialſchrift geſchrieben, der man es anſieht, wie ſie ſich eben erſt aus der Capitalſchrift entwickelt hat. Daß außer der Uncialſchrift auch ſchon eine Curſiv in dieſem Zeitalter üblich geweſen, iſt außer Zweifel, doch kennen wir ſie hauptſächlich nur mittelbar durch die verſchiedenen Landesſchriften, die ſich in der folgenden Periode aus ihr entwickelt haben.

In der zweiten Periode, oder der erſten, mit welcher unſere eigentliche Urkundenſchrift beginnt, iſt die Curſiv vorherrſchend. Der allgemeine Charakter derſelben iſt der der Curſiv überhaupt, nämlich ein Ineinanderziehen der Buchſtaben, wodurch ein ganzes Wort oft nur zu einem einzigen Zuge wird, wenigſtens die Abſchnitte innerhalb der Worte ſich nur zufällig dadurch beſtimmen, daß ein Buchſtab ſich, ſeiner Geſtalt wegen, nicht gut an den vorhergehenden unmittelbar anſchließen läßt. Der eigenthümliche Charakter, wodurch dieſe Curſiv ſich von den verſchiedenen Curſivſchriften der ſpätern Perioden unterſcheidet, beſteht aber darin, daß die Buchſtaben verhältnißmäßig weit mehr in die Länge als in die Breite geſtreckt, und ſo in einander verſchlungen ſind, daß die beſtimmte Geſtalt des einzelnen Buchſtaben dadurch oft ganz unkenntlich wird, und nur aus dem Zuſammenhange errathen werden kann; ein Umſtand, der, in Verbindung mit der ungewöhnlichen Figur vieler Buchſtaben, und den mannichfaltigen Krümmungen und Biegungen derſelben, das Leſen dieſer Schrift zu einer ungemein ſchwierigen Aufgabe macht. Als Arten dieſer Schrift, nach den Ländern, in welchen ſie ſich entwickelt haben, kann man unterſcheiden: 1) die italieniſche, welche ſich durch die ſchlanke, zarte und abgerundete Form ihrer Buchſtaben von andern unterſcheidet, und von welcher ſich eine Probe bei Mabillon, Taf. I. Fig. 3, findet, nämlich ein Fragment einer Charta plenariae securitatis, vom J. 564, welche man, getäuſcht durch eine falſche Aufſchrift, früher für eine Abſchrift des Teſtamentes des Julius Cäſar gehalten hatte. Dieſes ganze Document iſt nachher auch im Supplem. libror. de re diplom. vollſtändig abgebildet worden. Man kann annehmen, daß dieſe Schrift ſich unmittelbar aus der altrömiſchen Curſiv entwickelt hat, und am genaueſten an dieſelbe anſchließt. Zugleich iſt aber auch die Verſchlingung der Buchſtaben bei ihr größer, und daher die Unterſcheidung der einzelnen Buchſtaben ſchwieriger, als bei allen folgenden Arten. 2) Die longobardiſche, welche ſich, außer den Bücherhandſchriften, vorzüglich in den älteſten päpſtlichen Urkunden findet, und von welcher wir vornehmlich bei Mabillon, Taf. V. Fig. 1, dann Taf. XLVII. XLVIII. XLIX. charakteriſtiſche Beiſpiele finden. Dieſe Schrift iſt im Allgemeinen breiter und fetter als die vorige, und hat, was die Geſtalt einzelner Buchſtaben betrifft, vorzüglich folgende Eigenthümlichkeiten. Das a iſt oben offen, jedoch der erſte Strich merklich zugerundet, der zweite aber ſo weit hinaufgezogen, daß dadurch beinahe die Geſtalt eines griechiſchen ω entſteht; das e iſt meiſtens ſo in die benachbarten Buchſtaben verſchlungen, daß ſeine eigenthümliche Geſtalt darüber ganz verloren geht; wo es abgeſondert ſteht, hat es die Geſtalt einer oben offenen, ſchräg liegenden 8; in ſpätern Schriften dieſer Art nähert ſich ſeine Geſtalt jedoch merklich dem neuern Curſiv-e; das o iſt ganz rund, oder oben in eine kurze, flache Spitze geendigt; das d hat einen unter die Linie herabreichenden Anhang; r und ſ greifen etwas unter, aber nicht bedeutend über die Linie; beide bilden einen geraden, oben geſpaltenen, und ſeitwärts rechts verlängerten Strich, und unterſcheiden ſich nur dadurch von einander, daß das r etwas tiefer geſpalten, und der obere Querſtrich oder Anhang deſſelben entweder weiter, als bei dem ſ, in die Länge gezogen und etwas aufwärts gebogen, oder mit einem beſondern herabgezogenen Anhange verſehen iſt; das t bildet ein o mit zwei, oben nach beiden Seiten auslaufenden Querſtrichen. In den Urkunden der Päpſte hat ſich dieſe Schrift, wiewol mit einzelnen Veränderungen, weit über die hier angenommene Periode hinaus, bis in das 11. Jahrh. erhalten, wie denn z. B. die auf der 5. Tafel des 1. Heftes von Jäck's Schriftmuſtern abgebildete Bulle Papſt Benedict's VIII. vom J. 1019, im Weſentlichen noch ganz denſelben Charakter zeigt, wie die Urkunde Papſt Benedict's III. vom J. 855, bei Mabillon Taf. XLVII. u. a. 3) Die fränkiſche oder Merovingiſche, deren Muſter, außer den Bücherhandſchriften, uns vornehmlich in den Urkunden der fränkiſchen Könige des Merovingiſchen Stammes und der frühern Karolinger vorliegen. Proben derſelben gibt Mabillon, Taf. III. Fig. 1. 2, aus Bücherhandſchriften, und Taf. XVI—XXIII. aus Urkunden, wozu auch noch die beiden erſten Tafeln des Supplem. libr. de re diplom. gehören. Das Breite und Fette hat dieſe Schrift im Allgemeinen mit der vorigen gemein, doch erſcheinen die

Digitized by Google

Buchſtaben im Ganzen mehr in die Länge gezogen, und mehr mit gekrümmten und gewundenen Anhängen und Fortſätzen verſrhen, worin ſie alſo der italieniſchrn wieder näher ſteht. Was die Bildung der einzelnen Buchſtaben betrifft, ſo ſind von der longobardiſchen Schrift vorzüglich die folgenden verſchieden. Das a iſt oben geſchloſſen, oder hat doch nur eine ſrhr geringe Öffnung, und der auswärts gehende Zug des zweiten Striches fehlt, oder iſt doch nur ſehr unbedeutend, ſodaß die Geſtalt von zwei dicht an einander geſetzten c entſteht, die im Ganzen unſerm Curſiv-*a* ziemlich nahe kommt; das e hat die Geſtalt eines c, oben entweder mit einem kleinen halbmondförmigen Anhange, oder mit einem Auge, wie an unſerm e, aus dem dann zuweilen auch noch eine kleine Zunge hervorſteht; das o hat oben noch einen Anhang, der ihn einer 8 ähnlich macht; das t beſteht aus einem geraden, unten rechts vorwärts gebogenen Striche, welchem ein etwas weiter nach Rechts in einen vorgezogenen geradrn Strich auslaufender Bogen aufgeſetzt iſt. 4) Dir ſächſiſche, hauptſächlich in Bücherhandſchriften befindliche, zu welcher von den bei Mabillon geſammelten Schriftproben vorzüglich Taf. IV. Fig. 1, hierher gehört. Sie unterſcheidet ſich von den beiden vorhergehenden weniger durch die Geſtalt einzelner Buchſtaben, als durch den allgemeinen, mehr rundlichen, und nach der aufrechten Minuskel hinſtrebenden Charakter der Schrift im Ganzen, und durch eine Rrinheit von müßigen Anhängen an den Buchſtaben. Unter den einzelnen Buchſtaben iſt beſonders das offene a charakteriſtiſch, und das d, welchem der unter die Linie herabgreifende Anhang fehlt. 5) Die germaniſche. So glaube ich die Schrift nennen zu können, welche ſeit den letztrn Jahren Karl's drs Großen, bis in die erſten Jahre des 10. Jahrh. (ungefähr bis zur Zeit Konrad's I.), ſich vornehmlich in den Urkuntrn der Kaiſer und Könige Karolingiſchen Stammes und ihrer nächſten Nachfolger findet, und wovon wir bei Mabillon, Taf. XXIV — XXXIV. Proben antreffen. Sie gehört, ihrem ganzen Charakter nach, noch dieſer Periode an, und iſt gleichſam aus einer Miſchung des fränkiſchen und ſächſiſchen Styles erwachſen. Im Ganzen zeigt dieſe Schrift eine größere Reinlichkeit als die longobardiſche und Merovingiſche; die Buchſtaben ſind freier von müßigen Anhängen, und deutlicher von einander unterſchieden; daher man dieſer Schrift ſonſt auch wol den Namen Halbcurſiv gegeben hat; in der Geſtalt kommen jedoch ihre Buchſtaben denen der Merovingiſchen Schrift noch ſehr nahe; nur unterſcheidet ſich das offene a; das o, das entweder oben ganz abgerundrt iſt, oder nur einen einfachen Anhang hat, wodurch es ſich der Geſtalt einer 6 nähert; das e, das obrn mit einem lang in die Höhe gezogenen, bogenförmigen Anhange verſehen iſt; das über die Linie greifende, oben mit einem großen Bogen verſehene f, und das von dem ſ deutlich unterſchirdene r, das ſich völlig der Geſtalt des neurrn Curſiv-*r* nähert; auch kommt in dieſer Schrift zuweilen ſchon zwiſchen den einzelnen Hauptſätzen ein Unterſcheidungszeichen vor, nämlich ein Punkt, der grmeiniglich in der Mitte der Linie ſteht. Abkürzungen hat dieſe Schrift nur wenige und ſehr einfache, meiſtens mit gleichförmigen dominirenden Abkürzungszeichen.

Neben dieſen verſchiedenen Arten der Curſiv, von denen beſonders die beiden letztern ſchon eine merkliche Tendenz zur aufrechten Minuskel verrathen, hat ſich nun in dieſem Zeitraume auch ſchon früh eine wirkliche Erecta zu bilden angefangen, die jedoch ſelten rein erſcheint, und deren verſchiedene Denkmale zu vereinzelt ſtehen, als daß man ſie ſchon unter gemeinſchaftliche Geſichtspunkte zuſammenfaſſen könnte. Im Allgemeinen ſcheint dieſe Minuskel, durch das Streben nach größerer Einfachheit, Gleichförmigkeit und Regrlmäßigkeit der Schrift, und einen dadurch zu gewinnenden gefälligern Anblik derſelben, aus verſchirdenen Arten der Curſivſchrift hervorgegangen zu ſein, indem man die Buchſtaben von einander trennte, ihre Höhe zu der Breite in ein möglichſt übereinſtimmendes Verhältniß brachte, und ihnen etwas ſchärfere Ecken und Abſchnittslinien gab, als welches alles den eigenthümlichen unterſcheidenden Charakter der aufrechten Minuskel im Gegenſatze zur Curſiv bildet. Einzelne hierher gehörige Proben finden ſich z. B. bei Mabillon, Taf. IV. Fig. 2, aus der ſächſiſchrn Curſiv hervorgegangen, und faſt nur durch die aufrechte Stellung und ſchärfere Trennung der Buchſtaben von derſelben verſchieden; ebd. Taf. V. Fig. 2. eine aus der Merovingiſchen, und Fig. 3. eine aus der longobardiſchen Curſiv hervorgegangene, der aufrechten Minuskel ſich wenigſtrns bedeutend nähernde Schrift; endlich ebd. Taf. XLVI. zwei Schriftproben päpſtlicher Urkunden aus dem 7. Jahrh., deren Schrift einrn ganz eigenthümlichen, aus einer Miſchung der italirniſchen und longobardiſchen Curſiv hervorgegangenen, zugleich aber eine gewiſſe Starrheit und Schärfe in der Bildung der Buchſtaben ausdrückenden Charakter zeigt. Alle dieſe Schriften aber, wie ſie unter einander ſrlbſt mannichfach verſchieden ſind, kommen auch, wie ſchon geſagt, nur einzeln vor, ohne daß ſich ein allgemein herrſchender Schriftcharakter daraus entwickelt hätte. Erſt gegen das Ende des 8., oder im Anfange des 9. Jahrh., bildete ſich, gleichzeitig mit der germaniſchen odrr Karolingiſchen Curſiv, doch, wie es ſcheint, unabhängig von derſelben, eine ihr entſprechende und verwandte Minuskel, die ich deshalb, eben dieſer Analogie wrgen, die germaniſche Minuskel glaube nennen zu können, und die zwar vorzugsweiſe in der Bücherſchrift angewandt wurde, und ſich in derſelben einige Jahrhunderte lang, wrnigſtens ihrem Grundcharakter nach, wiewol nicht ohne Veränderungen, erhalten hat, aber auch in Urkunden des 9. Jahrh. ihre Beiſpiele findet. Charakteriſtiſche Proben derſelben, von verſchirdener Größe und verſchiedenen Graden der Ausbildung, finden ſich ſehr zahlreich in Jäck's Schriftmuſtern, z. B. Heft 2. Taf. IX. X. XI. Heft 3. Taf. I. Fig. 2. 5. Taf. II. Fig. 4. 5. 6. Taf. III. Fig 4. Heft 4. Taf. IV. u. a. m. Aus dem Gebirte der Urkundenſchrift gehören hierher die bei Mabillon, vorzüglich Taf. LIII. Nr. 1. Taf. LV. und Taf. LVII., abgebildetrn Synodaldecrete, und die Schriftproben aus Urkunden Konrad's I. im Chronicon Gottwicense, zu p. 94, f. 1 und zu p. 106, f. 3; wiewol dieſe beiden nur ſchlechte Exemplare darſtellen. Dieſe Mi-

nuskel unterſcheidet ſich von aller Curſiv, und insbeſondere von der ihr gleichzeitigen und am meiſten analogen germaniſchen, ſchon auf den erſten Anblick durch die gerade Richtung und ſcharfe Trennung der Buchſtaben, von denen nur einzelne, z. B. ſſ, ee, rt, ti, in einander gezogen ſind; überdies ſind die Buchſtaben mehr rundlich und ganz einfach. Einzelne geben noch ihren Urſprung aus der Curſiv zu erkennen, z. B. das ſ, das jedoch ſeine Ähnlichkeit mit dem r dadurch, daß es bedeutend über die Linie greift, völlig ablegt. Neben dem offenen a, erſcheint zugleich das unmittelbar aus der Verkleinerung des Uncial-A hervorgegangene, mit einem oben links übergreifenden Bogen, wie es ſich, der Grundform nach, in der heutigen gewöhnlichen lateiniſchen Druckſchrift wiederfindet; überhaupt hat dieſe Minuskel mit der, zu welcher man gegen das Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. in lateiniſchen Schriften und Druckwerken zurückkehrte (der ſogenannten Cicero), die weniger ſcharfen, mehr in rundliche Linien verlaufenden Ecken abgerechnet, große Ähnlichkeit. Eigen iſt es aber, daß gleich Anfangs zahlreichere Abbreviaturen in dieſer Schrift Platz finden. So erſcheinen in einer mir vorliegenden, mit dieſer Minuskel ſehr charakteriſtiſch geſchriebenen, undatirten Urkunde des Königs Arnulf, außer den bekannten Abkürzungen für et, per, pro und prae, und einem für verſchiedene Weglaſſungen geltenden Querſtrich oder Circumflex über der Linie, das verſchränkte æ und das geſchwänzte ę für ae; b mit einem Apoſtroph für bus; q mit einem Apoſtroph oder einem Punkte für que; qd mit einem Striche durch das d für quod; 2 mit einem Schrägſtriche hinter dem Bogen für rum u. a. m.; und zwar faſt alle in mehrfacher Zahl, ungeachtet die Urkunde nur 15 Zeilen eines Pergamentes von ſehr mäßiger Breite einnimmt. Als Interpunktionszeichen iſt ein Punkt, und zwar ziemlich conſequent zwiſchen allen größern und kleinern Redeabſchnitten gebraucht, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Hauptſätze allemal wieder mit einem Majuskelbuchſtaben anfangen.

Außer dieſen beiden, für ganze, größere und kleinere Schriftwerke gebrauchten Hauptſchriftarten der Curſiv und der aufrechten Minuskel, wird in dieſer Periode, und zwar ſchon ziemlich früh, auch die verlängerte Schrift gebräuchlich, von der ſich z. B. in den Unterſchriftsformeln der Urkunden des fränkiſchen Königs Theuderich, aus der letzten Hälfte des 7. Jahrh., bei Mabillon Taf. XIX. Nr. 2. und Taf. XX. Nr. 1. und in den erſten Zeilen mehrer bald darauf folgender Urkunden, Beiſpiele finden. Man ſieht aus der Bildung dieſer Schrift, daß ſie urſprünglich eine bloße Verlängerung der gewöhnlichen Curſiv iſt; denn faſt alle Buchſtaben zeigen dieſelbe Grundform, nur iſt ihre Geſtalt dadurch verändert und ſeltſam geworden, daß ſie ſehr lang in die Höhe gezogen ſind, ohne verhältnißmäßig vermehrte Breite. Die wenigen, aus dieſer Periode bekannten Minuskelurkunden haben keine verlängerte Schrift; man kann alſo auch nicht ſagen, ob eine, der verlängerten Curſiv entſprechende, ebenmäßig verlängerte Minuskel vorhanden iſt. Ihrem eigenthümlichen Charakter nach ſcheint die Minuskel dieſes Zeitalters, da ſie nach einem gleichmäßigen Verhältniſſe der Länge und Breite, und einer Abrundung der Formen ſtrebt, ſich freilich zu einer ſolchen Verlängerung nicht gut zu eignen, ohne dadurch eben jenen weſentlichen Charakter zu verlieren.

Was die Majuskel betrifft, ſo kommt ſie zwar im Allgemeinen nur in Initialen vor, doch hat der eigenthümliche Geſchmack jener Zeiten, beſonders in den Bücherhandſchriften, da, wo ein ſolcher Buchſtab den Anfang eines ganzen Werkes oder eines größern Abſchnittes bildet, mancherlei Sonderbarkeiten damit vorgenommen, indem man dergleichen Initialbuchſtaben zu einer oft ungeheuern Größe ausgedehnt, und mit Laubwerk, Getäfel oder Thiergeſtalten von mancherlei Art ausgeziert, oder ſelbſt in dergleichen, manchmal wunderlich verdrehten, Thiergeſtalten dargeſtellt hat, die in ihrer Form und ihrem Charakter an verſchiedene Ornamente der mittelalterlichen Kirchenbaukunſt erinnern. Dergleichen große und ſonderbar, zum Theil mit Geſchmack, zum Theil aber auch faſt widerſinnig verzierte Initialbuchſtaben ſind in Jäck's Schriftmuſtern, 1. Hft. Taf. I. II. und 2. Hft. Taf. II—VIII, und ſonſt einzeln hin und wieder abgebildet. In Urkunden ſind indeſſen ſolche Verzierungen in dieſer Periode nicht gewöhnlich, und die Majuskel der Urkundenſchrift hat in ihrer Geſtalt nichts beſonders Ausgezeichnetes.

In der dritten Periode finden wir, im Gegenſatze zu der vorigen, ein Vorherrſchen der aufrechten Minuskel. Die reine Curſiv verſchwindet faſt ganz, denn die Schriftform, in welche die am Schluſſe der vorigen Periode vorherrſchende germaniſche Curſiv übergegangen iſt, ſtellt keine reine Curſiv mehr dar, ſondern nimmt faſt alle charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Minuskel, namentlich die aufrechte Stellung und abgeſonderte Bildung der einzelnen Buchſtaben an, ſodaß man ſie nur ſehr uneigentlich noch eine Curſiv nennen könnte. Sowie aber der Unterſchied der Curſiv von der Erecta verſchwimmt, ebenſo verliert ſich auch, mit Ausnahme der ihren eigenthümlichen longobardiſchen Schriftcharakter noch eine Zeit lang bewahrenden päpſtlichen Urkunden, der Nationalunterſchied, der ſich in der vorigen Periode ausſprach, wenigſtens inſoweit, daß es nicht mehr möglich iſt, eine durchgreifende Eintheilung der verſchiedenen Schriftformen auf ſie zu gründen. Man kann aber, nach ihrem Grundcharakter, die verſchiedenen Schriften dieſes Zeitraumes in drei Hauptclaſſen theilen, nämlich 1) die Literar- oder eigentliche Bücherſchrift; 2) die Miſſal- oder Mönchsſchrift; 3) die Curial- oder eigentliche Urkundenſchrift. Dieſe Benennungen geben nun zwar im Allgemeinen die Gattung der Schriftwerke an, in welcher jede dieſer drei Hauptſchriftarten, der Mehrzahl nach, vorherrſcht; keineswegs aber ſind ſie ſo zu verſtehen, als ob ſie ausſchließlich einer oder der anderen Claſſe von Schriftwerken angehörten, da man vielmehr ausnahmsweiſe jede Schrift auch in Werken anderer Art, und namentlich alle drei in Urkunden findet.

Die Literar- oder eigentliche Bücherſchrift iſt die germaniſche Minuskel des vorigen Zeitraumes, die ſich in dem gegenwärtigen mehr oder weniger rein fortgebildet, und bis in das 12. Jahrh. vorherrſchend erhalten hat.

Digitized by Google

Manuſcripte dieſer Art ſind auf allen Bibliotheken nicht ſelten. Mir iſt unter andern ein aus dem ehemaligen Stift Überwaſſer zu Münſter herrührender, ſehr vortrefflicher Evangeliencodex bekannt, welcher, den dabei befindlichen hiſtoriſchen Nachrichten zufolge, entweder in den letzten Jahren des 11. oder im Anfange des 12. Jahrh. geſchrieben ſein muß, und dieſe germaniſche Minuskel in ihrer ſchönſten Reinheit daeſtellt; auch ein großer Theil der von Jäck geſammelten, und ſchon bei der vorigen Periode erwähnten, Scheiſtmuſter gehört, der Zeit nach, in dieſen Zeitraum. In Urkunden eeſcheint ſie während dieſes Zeitraumes in ihrer vollkommenen Reinheit ſelten; doch gibt es zahlreiche Mittelgattungen, welche aus einer Miſchung dieſer reinen Minuskel mit der Curial- oder Miſſalſchrift entſtanden ſind, und ſich als Uekundenſchrift häufig finden, wie hernach weiter erwähnt werden ſoll.

Der eigenthümliche Charakter der Miſſal- oder Mönchsſchrift, die man auch gothiſche Minuskel genannt hat, wiewol nicht abzuſehen iſt, worauf ſich dieſer Name anders, als auf die fehleehafte Gewohnheit, alles Veraltete gothiſch zu nennen, gründet, beſteht darin, daß die Buchſtaben völlig getrennt ſtehen, eine ganz gerade Richtung und ſteiſe Haltung haben, daß alles Abgerundete, ſo weit es nicht die weſentliche Geundform der Buchſtaben, wie z. B. beim a, b, d u. ſ. w., nothwendig erfodert, verſchwunden, und möglichſt ſcharfen Ecken und ſchroffen Abſällen gewichen iſt, ja daß ſelbſt die der Buchſtabenform weſentlichen Bogenlinien, wo es ſich nue irgend thun läßt, eine eckige Umbildung erhalten, ſowie auch alle feinern Schluß- und Verbindungsſteiche ſich ganz verloren haben. Zu dem harten und ſtrengen Charakter dieſer Schrift gehöet dann nothwendig auch eine gewiſſe Größe der Buchſtaben. Die Entwickelung dieſer Schrift aus der germaniſchen Minuskel, durch Vertauſchung des Biegſamen und Weichen derſelben mit entſchiedener Starrheit und Schärfe, iſt unverkennbar. Ihre größte Ausbildung ereeichte ſie im 11. und 12. Jahrh., doch hat ſie ſich in Werken, bei denen man, ihrer Beſtimmung wegen, vorzüglich großer und deutlicher Buchſtaben bedurfte, am meiſten alſo in Meß- und Chorbüchern, bis in das 16. Jahrh. herein, ziemlich unverändert erhalten, ſodaß auch nichts ſchwerer und unſicherer iſt, als das Alter von Büchern dieſer Art aus der Schrift allein zu beſtimmen. Nicht ſelten findet ſich dieſe Schrift auch in Literaturwerken anderer Art, wohin z. B. die Proben in Jäck's Schriftmuſtern, 2. Hft. Taf. XII. 4. Hft. Taf. VIII. Nr. 2. 3. Taf. IX. Nr. 1. 2. 6. u. a. gehören, und in Urkunden; doch pflegen es meiſtens Bücher geiſtlichen Inhaltes, und Urkunden in Beziehung auf Kiechen und kirchliche Gegenſtände zu ſein, für welche man ſie anwandte; in der Regel aber iſt ſie in ſolchen Schriften nicht nur etwas kleiner als in den Miſſalien, ſondern hat auch eine gewiſſe Weichheit und Geſchmeidigkeit angenommen, ſodaß ſie ſelten in ihrem ganz eigenthümlichen, ſteeng ausgebildeten Charakter vorkommt.

Die Curialſchrift iſt grade das Gegentheil von der Mönchsſchrift. Wie dieſe aus der aufrechten Minuskel, ſo iſt ſie aus der germaniſchen Curſiv des ſpätern Karolingiſchen Zeitalters hervorgegangen, an die ſie ſich auch in Anſehung der einzelnen Buchſtabenformen unmittelbar anſchließt, nur daß ſie mehr lange Buchſtaben liebt, daher ſie unter andern auch das ſ weit über die Linie hinaufzieht, und dadurch die frühere Ähnlichkeit ſeiner Bildung mit der des r völlig aufhebt. Im Ganzen iſt die Schrift klein und (die langen Buchſtaben ausgenommen) rundlich; zur Zierde wird es aber gerechnet, die Zeilen weit aus einander zu ſperren; die großen Zwiſchenräume werden dann theils durch die über den Zeilen ſtehenden, dominirenden Abkürzungszeichen, theils dadurch ausgefüllt, daß die über oder unter die Linie greifenden Buchſtaben (von jenen vorzüglich b, d, h, l, zuweilen auch f, ſ, und das mit einem hohen Aufſatze verſehene e, von letztern beſondees g, p, q, zum Theil auch d, r und ſ) ſehr lang gezogen, die über der Linie ſtehenden Theile derſelben manchmal auch noch beſonders mit äußerſt langen und dünnen Schlußſtrichen veeſehen, manchmal mit gewundenen Querlinien durchzogen und verziert ſind. Die Buchſtaben ſind deutlich von einander getrennt; auch wenn einzelne, dicht an einander ſtehende Buchſtaben durch Übergangsſtriche mit einander verbunden, oder durch fortlaufende Züge in einander verſchlungen ſind, wie dies z. B. bei ct, ſt, et, ci, ri, rm u. dgl. der Fall iſt, ſind doch die Buchſtaben nie völlig in einander verſchmolzen, vielmehr ihre Grenzen immer noch deutlich zu erkennen. Die Interpunktionszeichen ſind aus dieſer Schrift faſt ganz verſchwunden. Faſt alle in dieſer Schrift geſchriebene Urkunden haben auch eine verlängerte Schrift, in welcher ſowol die oberſte Zeile, als die den königl. Uekunden eignen Monogrammen- und Recognitionsformeln geſchrieben zu ſein pflegen. Auch dieſer verlängerten Schrift fehlt aber das Ineinanderziehen und Durchſchlingen der Buchſtaben, was die verlängerte Curſiv der Karolingiſchen Urkunden noch zeigt; vielmehr ſtehen, mit Ausnahme des ct, et u. dgl., die Buchſtaben alle völlig getrennt, und nue weil ſie ſo dicht an einander geſetzt ſind, ſcheinen manchmal einige unmittelbar in einander überzugehen, was aber doch immer nur eine enge Contiguität, und keine wahre Continuität iſt. Man kann daher dieſe Schrift auch wol richtiger mit dem Namen einer verlängerten Minuskel, als einer verlängerten Curſiv, bezeichnen. Eine eigenthümliche Majuskel iſt dieſer Schrift kaum zuzuſchreiben. Es kommen zuweilen Uncialbuchſtaben in ihnen vor, mit denen ganze Worte, die man vor andern auszeichnen wollte, beſonders Perſonen- und Oetsnamen, geſchrieben ſind, die aber an Größe die übrige Schrift nur wenig übertreffen, während die eigentlichen Initialbuchſtaben nur in einer nach allen Richtungen vergrößerten (nicht blos verlängerten) Minuskel beſtehen. Jene Uncialbuchſtaben kommen übrigens in ihrer Geſtalt mit der Majuskel, welche die vorhin gedachte, eigentliche germaniſche Minuskel zu begleiten pflegt, ziemlich überein. Zuweilen liegt auch der verlängerten Schrift eine ſolche Majuskelform zum Grunde. Den Anfang dieſer Curialſchrift findet man untee der Regierung der Könige aus dem ſächſiſchen Stamme, daher man auch die frühere Form derſelben, die ſich noch am nächſten an die Karolingiſch-germaniſche

Digitized by Google

Curſiv anſchließt, unter dem Namen der ſächſiſchen Curialſchrift von den ſpätern, ſich mehr ſelbſtändig entwickelnden Formen unterſcheiden kann. Zu den älteſten Proben dieſer ſächſiſchen Curialſchrift gehören die im Chron. Gottwicense abgebildeten Urkunden Heinrich's I. vom J. 922 zu p. 139; von 926 zu p. 140; von 931 zu p. 141; u. ſ. w. Dieſe ältere ſächſiſche Schriftform zieht ſich, mit wenig bedeutenden Veränderungen, welche hauptſächlich nur aus der beträchtlichern oder geringern Größe der Buchſtaben, ihrer mehr oder minder feinen und ſaubern Ausführung, und dergleichen Nebendingen hervorgehen, durch die Zeit der drei Ottone, Heinrich's II. und Konrad's II. hindurch, aus welcher Periode ſich im Chron. Gottwic. bis zu p. 245 eine Reihe charakteriſtiſcher Urkundenabbildungen finden, deren Nachweiſung im Einzelnen zu weitläufig und unnöthig ſein würde. Abweichungen in der Bildung einzelner Buchſtaben finden ſich zwar, ſind aber theils nur unbedeutend, theils, wie z. B. die Verſchiedenheit des offenen und geſchloſſenen a, nicht permanent, und manchmal ſelbſt in einer und derſelben Urkunde nicht conſtant. Um die Zeit Heinrich's III. beginnt die Curialſchrift — die man daher von hier an die neufränkiſche nennen könnte — mehr Schärfe und Präciſion anzunehmen, wodurch ſie ſich noch weiter und auffallender, als die ſächſiſche, von der Karolingiſch-germaniſchen Curſiv unterſcheidet, während zugleich die Abkürzungen in ihr häufiger und mannichfaltiger werden. Charakteriſtiſch für dieſe Schriftbildung ſind vorzüglich die im Chron. Gottw. abgebildeten Urkunden Heinrich's IV. von 1066, zu p. 279, und Heinrich's V. von 1108, zu p. 307. Später verſchwindet die reine Curialſchrift aus den Urkunden, denen ſie überhaupt ausſchließlich angehört; denn in Bücherhandſchriften möchte ſie ſich wol ſchwerlich finden, wie denn auch die ihr charakteriſtiſch eigenthümlichen, breit geſperrten Zeilen, auf die Bücherſchrift nicht wohl anwendbar ſind.

Wenn wir die Curialſchrift in ihrer entſchiedenſten Eigenthümlichkeit betrachten, ſo können wir ſie nicht nur für eine ausſchließliche Urkundenſchrift erklären, ſondern wir können auch noch weiter gehen, und ſie auf die kaiſerl. und königl. Urkunden des Zeitraumes von Heinrich I. bis auf Lothar von Sachſen beſchränken. Es haben ſich aber, wie oben ſchon angedeutet wurde, aus der ältern germaniſchen Minuskel, nicht ohne Einwirkung jener Curialſchrift, mancherlei zwiſchen beiden ſtehende, bald der einen, bald der andern ſich mehr nähernde und anſchließende Schriftformen entwickelt, die zwar unter einander manche mehr oder minder bedeutende Verſchiedenheit zeigen, aber weder ſo zahlreich, noch durch ſo charakteriſtiſche Merkmale ausgezeichnet ſind, daß man mehre beſtimmte Gattungen derſelben unterſcheiden könnte. Im Allgemeinen charakteriſirt ſich dieſe Minuskel, der Curialſchrift gegenüber, durch eine vollere Rundung und feſtere Haltung der Buchſtaben, die parallel ſtehenden Buchſtaben haben im Ganzen noch ziemlich die Geſtalt der ältern germaniſchen Minuskel, nur daß ihre Grundſtriche verhältnißmäßig ſtärker ſind; die über oder unter die Linie herabreichenden, zu welchen namentlich auch das ſ gehört, kommen dagegen, ebenfalls die ſtärkern Striche abgerechnet, mehr mit der in der Curialſchrift üblichen Bildung überein; das runde a der Curialſchrift iſt dem mit übergreifendem Bogen gebildeten völlig gewichen; mehre andere Buchſtaben nähern ſich merklich einer neuern Bildung; zarte Schlußſtriche u. dgl. fehlen ganz, und die meiſten Buchſtaben ſind ſcharf abgeſchnitten; dagegen findet ſich die Verzierung der langen, über die Linie emporragenden Buchſtaben durch gewundene Querſtriche; die Zeilen ſind enger an einander gehalten, als bei der Curialſchrift, und deswegen auch die über der Linie ſtehenden dominirenden Abkürzungszeichen nicht ſo häufig und ausgezeichnet; außerdem iſt wegen der Abkürzungen nichts Gemeinſames von dieſer Minuskelſchrift zu ſagen. Sie hat ſich vorzüglich im 11. Jahrh. ausgebildet, und erſcheint ſowol in Urkunden, hauptſächlich der Biſchöfe und anderer Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes, als in der Bücherſchrift, aus welcher ſie, ſeit der Mitte des 12. Jahrh., die ältere, einfachere Minuskel, völlig verdrängt hat. Auch die Curialſchrift der kaiſerl. und königl. Urkunden geht im 12. Jahrh. in dieſe veränderte Minuskel über, wie davon die im Chron. Gottwic. abgebildeten Urkunden Konrad's III. von 1147, bei p. 345, und Friedrich's I. von 1157, bei p. 359, Beiſpiele geben. Eine Abart dieſer Minuskel, die meiſtens in Bücherhandſchriften vorkommt, nähert ſich durch Einfachheit und Breite der Buchſtaben und Stärke der Grundſtriche ſehr der Miſſalſchrift. Verlängerte Schrift, vorzüglich in der erſten Zeile der Urkunden, iſt mit allen Arten dieſer Minuskel verbunden; aber nicht immer beſteht ſie in einer verlängerten Minuskel, ſondern manchmal auch in einer wahren Majuskel, oder Uncialſchrift, deren einzelne Buchſtaben lang in die Höhe gezogen, und dagegen in der Breite mehr zuſammengedrängt ſind. Gegen das Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrh. nimmt dieſe Minuskel eine etwas ſchlankere, mehr abgerundete Geſtalt an, und legt die ſchärfern Ecken ab; auch verſchwindet um dieſe Zeit das geſchwänzte e, welches bis dahin die Stelle des ae vertrat, und macht dem einfachen e Platz, das von der Zeit an, bis gegen das 16. Jahrh. hin, mit wenigen Ausnahmen, ſtatt des ae gebraucht wird.

Die vierte Periode umfaßt zwar nicht viel über ein Jahrhundert, aber ſie iſt ungemein reich an Schriftwerken, und hat im Schriftweſen bedeutende Veränderungen hervorgebracht. Die Reihe der Schriftarten eröffnet eine Minuskel, welche zunächſt aus der jüngſten Minuskelformation des vorigen Zeitraumes hervorgegangen, ſich unmittelbar an dieſelbe anſchließt, ſich aber im Allgemeinen in eine mehr rundliche Form der Buchſtaben zurückzieht, und dieſe dabei mit feinen Endſtrichen verſieht, den über die Linie gezogenen Buchſtaben aber einen leichten Schwung und eine bogenförmige Wölbung gibt, wogegen die früher gewöhnliche Verzierung derſelben mit durchgezogenen, gewundenen Querſtrichen verſchwindet. Aus dieſer in der zweiten Hälfte des 13. und den drei erſten Jahrzehenten des 14. Jahrh. vorherrſchenden Minuskel ſind im Gebiete der Urkundenſchrift im Ganzen die geſchmackvollſten und dem Auge des Kenners angenehmſten Schriftdenk-

Digitized by Google

male hervorgegangen. Ein Beiſpiel dieſer Schrift gibt unter andern das Urkundenbuch der Stadt Freiburg, auf der dritten Schriftprobentafel, Nr. 7, vom J. 1304; nur iſt dieſe Schriftprobe nicht ganz charakteriſtiſch genug, wegen der kleinern, etwas zu ungleichen und ſcharfen Buchſtaben, in welchen ſich ſchon eine Ausartung des urſprünglichen Geſchmackes ankündigt. Neben dieſer Minuskel bildet ſich nun gleichzeitig eine ihr analoge, und entweder aus ihr ſelbſt, oder doch aus gleicher Quelle mit ihr entſprungene Curſiv, die ſich im Allgemeinen durch kleinere Buchſtaben, durch das der Curſiv eigne Ineinanderziehen derſelben, ſchärfere Ecken und Spitzen der geradlinigen, flachere Wölbung der rundlichen Buchſtaben, überhaupt mehr ein Streben nach der Breite als nach der Länge, ein ſchleifenartiges Heraufziehen der unter die Linie greifenden Buchſtaben, ein Auslaufen der Endbuchſtaben in feine Haarſtriche, und einen größern Reichthum an Abkürzungen, von der gleichzeitigen Minuskel unterſcheidet. In beiden, ſowol der Minuskel als der Curſiv, wird der auf der Linie ſtehende Schrägſtrich (das Komma) als Unterſcheidungszeichen häufig gebraucht, und das i, beſonders wenn es neben andern geradlinigen Buchſtaben ſteht, durch einen aufgeſetzten Bogenſtrich unterſchieden. Im Anfange des 14. Jahrh. laufen dieſe beiden Schriftarten ſo in einander, daß man nur in wenigen Urkunden noch den Charakter der Curſiv und der eigentlichen Minuskel rein unterſcheiden kann; zugleich aber entwickelt ſich aus beiden eine neue Schrift, welche ſich zwar an die nächſt vorhergehende Minuskel am meiſten anſchließt, aber hauptſächlich durch einen auffallenden Unterſchied der ſtarken und ſchwachen Striche in den einzelnen Buchſtaben, und dann dadurch von ihr abweicht, daß ſie die langen Buchſtaben, anſtatt der frühern bogenförmigen Wölbung, oben in einen ſcharfen Winkel endigt. Beiſpiele dieſer Schrift gibt das Urkundenbuch der Stadt Freiburg, auf der vierten Schriftprobentafel, Nr. 9. und vorzüglich Nr. 10; noch charakteriſtiſcher aber finden wir ſie vorzüglich auf einigen Urkunden Kaiſer Ludwig's von Baiern ausgebildet. Auch in der Bücherſchrift dieſes Zeitalters kommen alle dieſe verſchiedenen Schriftformen mehr oder weniger rein vor; doch ſind ſie in derſelben grade nicht herrſchend; vielmehr bildete ſich im 13. Jahrh., in Folge der größern Vermehrung der Bücherhandſchriften, und des dadurch herbeigeführten ſtärkern Verbrauches des Schreibmaterials, eine Schrift, deren Streben vorzüglich dahin ging, vielen Text auf einen möglichſt engen Raum zu bringen. Hierbei kam es weniger auf Schönheit, als auf Deutlichkeit der Schriftzüge, verbunden mit Gedrungenheit derſelben, und Weglaſſung alles Entbehrlichen an. Man befleißigte ſich alſo einer im Allgemeinen rundlichen Buchſtabenform, bei welcher die einzelnen Buchſtaben ſich möglichſt eng an und in einander rücken ließen, ohne an ihrer eigenthümlichen Geſtalt weſentlich zu verlieren; man behielt zwar die langen Buchſtaben bei, ſuchte ſie aber ſo wenig als möglich über oder unter die Linie zu ziehen, um die Linien deſto enger an einander rücken zu können, und vermied alle entbehrlichen Hilfs- und Schlußſtriche, wogegen man die Buchſtaben am Ende möglichſt ſcharf abſchnitt. Die meiſten bekannten Literaturwerke aus der zweiten Hälfte des 13. und dem größern Theile des 14. Jahrh. haben eine ſolche einfache, rundliche, bald größere, bald kleinere Schrift, manchmal ſo klein, daß es möglich wurde, die ganze Bibel oder andere Werke von bedeutendem Umfange in ein ſehr kleines Volumen zuſammenzudrängen. Proben derſelben finden ſich unter andern bei Jäck, 4. Hft. Taf. X. Nr. 5. 6. 7. Abkürzungen ſind in dieſer Schrift ſehr häufig und mannichfaltig.

Die fünfte Periode beginnt damit, daß die zuletzt beſchriebene Bücherſchrift, in ihrer größten Einfachheit, auch in das Urkundenweſen eingeführt wurde. Das Streben nach einer ſchön in die Augen fallenden Handſchrift verſchwindet jetzt faſt ganz, ſelbſt aus den kaiſerl. Urkunden, in denen man vorher noch vorzugsweiſe darauf geſehen hatte. Die Urkunden Karl's IV. z. B., auch die größern und wichtigern, zeigen eine zwar deutliche und feſte, aber gar nicht ſchöne oder durch irgend etwas ausgezeichnete, rundliche Schrift, wie ſie mehr oder weniger, in verſchiedenen Graden der Größe, Sauberkeit und Schärfe, in allen Urkunden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. vorherrſcht. Die beſſer geſchriebenen zeichnen ſich nur dadurch noch einigermaßen aus, daß ſie die Zeilen etwas weiter aus einander rücken, die Buchſtaben etwas deutlicher bilden, und die unter die Linie herabgezogenen hin und wieder in bogenförmige Anhänge auslaufen laſſen. Eigenthümlich ſind allen Schriften aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. eine rundliche, gedrungene Form der Buchſtaben, dicke, feſte Striche, ohne ein Auslaufen in feinere Endungen, und wenig bedeutendes Hervortreten einzelner Buchſtaben über oder unter die Linie. Wenn vorher das lange ſ, in den meiſten Verhältniſſen, in der Urkundenſchrift noch vorherrſchte, ſo wird nun das in der Bücherſchrift als Schlußbuchſtab ſchon früher eingeführte runde s, auch in der Urkundenſchrift allgemein gebräuchlich. Mit dem Anfange des 15. Jahrh. wird die Schrift zwar immer mannichfaltiger, aber zugleich auch immer ſchlechter. Die Feſtigkeit und Stärke der zuletzt beſchriebenen Schrift geht immer mehr in Rohheit und Geſchmackloſigkeit über; und daneben entwickelt ſich eine Curſiv, die ſich von den Curſivſchriften der zweiten Periode zwar durch die einfachere Bildung der Buchſtaben, durch das Eckige und Scharfe derſelben, und durch ein größeres Streben in die Breite weſentlich unterſcheidet, ſich aber wieder auffallend ihr nähert in der Eigenthümlichkeit, die Buchſtaben ſo in einander zu ziehen, daß neben der Geſchmackloſigkeit und Unreinlichkeit dieſer Schrift zugleich das Leſen der in ihr abgefaßten Schriftwerke, wozu, neben einer großen Anzahl Bücherhandſchriften, die meiſten Gerichts- und Notariatsinſtrumente aus dieſer Zeit gehören, zu den ſchwierigſten und abſchreckendſten Aufgaben im ganzen Gebiete der Literatur zu rechnen iſt. Gegen die Mitte des 15. Jahrh. beginnt die Schrift, zwar nicht im Allgemeinen, aber doch in einzelnen Richtungen, ſich wieder zu beſſern; man bemerkt wenigſtens in den feierlichern Urkunden ein Streben nicht nur nach größerer Deutlichkeit, ſondern manchmal auch nach Schönheit der Schrift; zugleich aber deuten ſich nunmehr auch ſchon die

Digitized by Google

verſchiedenen Richtungen an, nach welchen die Schrift in der folgenden Periode aus einander tritt. Wenn die Minuskel, wie dies vorzugsweiſe in den kaiſerl. Urkunden aus der Zeit Friedrich's IV. geſchieht, eine geſtreckte, ſcharflinige und eckige, dabei aber im Ganzen ſehr ſaubere Bildung annimmt, in welcher wir die Grundform der ſpätern teutſchen, ſogenannten Kanzleiſchrift erkennen, ſo finden wir gleichzeitig auch eine Curſiv, in welcher ſich die Grundlage der ſpätern, ſogenannten Currentſchrift nicht verkennen läßt, wie ſich am auffallendſten in der Bildung des e zeigt, das anſtatt des Auges einen geraden, mit dem Hauptſtriche ziemlich parallel laufenden, nur um etwas kürzern Beiſtrich erhalten hat, alſo in der Hauptſache die Form zeigt, wie wir das e noch jetzt in der gewöhnlichen teutſchen Currentſchrift zu ſchreiben pflegen. In dem Gebrauche der Unterſcheidungszeichen herrſcht große Ungleichartigkeit; während einzelne Schriftdenkmale gar keine haben, bedienen ſich andere derſelben ſehr häufig, und machen zuweilen ſogar einen Unterſchied zwiſchen Punkt und Komma. Übrigens iſt weder in der Schrift der lateiniſchen und teutſchen Aufſätze, noch in der Schrift der Bücherhandſchriften und Urkunden, ein weſentlicher, allgemein gültiger Unterſchied zu bemerken. Gegen das Ende des 15. Jahrh. aber wird, wie ſchon früher in Italien geſchehen, auch in Teutſchland, die, von der eckigen teutſchen Minuskel verſchiedene, rundliche, an die älteſte Minuskel ſich wieder anſchließende, neulateiniſche Schrift, in Urkunden und Handſchriften lateiniſcher Sprache gebraucht, und hiermit der entſcheidende Schritt gethan, die lateiniſche und teutſche Schrift, nach Verſchiedenheit der Sprache, förmlich von einander zu trennen.

In der *ſechsten und letzten Periode* pflanzt ſich zwar Anfangs ſowol die Minuskel als die Curſiv der vorigen Periode noch eine Zeit lang ziemlich unverändert fort, wie ſie ſich denn im nordweſtlichen Teutſchland am längſten, und noch über die Mitte des 16. Jahrh. hinaus, erhalten hat; zugleich aber bildet ſich in andern Gegenden für die lateiniſche und die aus ihr hervorgegangenen romaniſchen Sprachen die eigenthümliche rundliche lateiniſche Schrift, und zwar ſowol die erecta, als insbeſondere für den Schreibgebrauch die ſchräge Curſiv, und in Teutſchland insbeſondere für die teutſche Sprache, ſowol die eckige Kanzleiſchrift, als die eigenthümliche flüchtige Curſiv, oder ſogenannte Currentſchrift, aus, wovon jene zwar in den Druck ausſchließlich übergegangen iſt, in der Handſchrift aber, ſammt der aus ihr hervorgegangenen, nur durch Größe und Stärke der Buchſtaben von ihr unterſchiedenen Fraktur, ſich, mit wenigen Ausnahmen (denn es gibt einige wenige, ganz in Kanzleiſchrift geſchriebene, kaiſerl. Urkunden), nur als Verzierung in den oberſten Zeilen, und andern ausgezeichneten Worten erhalten hat. Da übrigens dieſe Schriftformen ſämmtlich, mit wenigen und unweſentlichen ſucceſſiven Veränderungen, bis auf die neuſte Zeit fortdauern, ſo würde es um ſo unnöthiger ſein, bei ihrer Beſchreibung länger zu verweilen, als überhaupt, ſeit der größern Verbreitung und Thätigkeit der Buchdruckerkunſt, das Handſchriftweſen den größten Theil ſeiner frühern, allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bedeutung verloren hat.

Wir haben bei dieſer Schilderung der ſucceſſiven Veränderungen der Schrift zwar vorzugsweiſe das teutſche Schriftweſen im Auge gehabt; im Allgemeinen hat aber das Schriftweſen auch in andern Ländern, in welchen lateiniſche Sprache und Schrift vorherrſchte, ganz denſelben Gang genommen, nur daß, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der letzten Periode die Trennung der lateiniſchen von der eigenthümlichen teutſchen Nationalſchrift anderswo keine Anwendung findet, weil die letztere außer Teutſchland wenig Beifall fand, und die lateiniſche Schrift in den meiſten andern Ländern zugleich als Nationalſchrift beibehalten wurde. In den frühern Perioden, und zwar namentlich vom 12. Jahrh. an, ſind zwar nationale Verſchiedenheiten der Schrift nicht nur nach den verſchiedenen Ländern, als Teutſchland, Italien, Frankreich, England u. ſ. w., ſondern in Teutſchland ſogar nach den einzelnen Provinzen und Gegenden nachzuweiſen, die ſich indeſſen mehr im Urkundenweſen als im Bücherweſen zeigen, wenigſtens in dem letztern ſchon deshalb nicht ſtreng würden durchgeführt werden können, weil der örtliche Urſprung der wenigſten Bücherhandſchriften genau nachzuweiſen iſt, und weil die Verfertiger derſelben, meiſtens dem geiſtlichen und gelehrten Stande angehörig, nicht ſelten in weit von ihrem Geburtsorte entlegene Gegenden verſchlagen wurden, während die Notarien, Stadtſchreiber und andere Perſonen, von denen gewöhnlich die Urkunden geſchrieben wurden, doch meiſtens in ihrer Geburtsgegend oder in der Nähe derſelben zu bleiben pflegten. Übrigens betreffen alle dieſe nationellen und provinziellen Verſchiedenheiten der Buchſtabenſchrift nicht ſowol den Charakter der Buchſtabenform im Allgemeinen, als nur die größere oder geringere Schärfe, Feinheit und Abrundung derſelben, gewiſſe an ihnen angebrachte Lieblingszüge und andere Nebendinge, die ſich theils ſchwer definiren laſſen, theils zu ſehr ins Specielle gehen, als daß es hier der Ort ſein könnte, uns, ohne eine zu große, zweckwidrige Weitläufigkeit, näher darauf einzulaſſen. Nur von dem päpſtlichen Urkundenweſen müſſen wir noch einige Worte insbeſondere beifügen. Es iſt gleich Anfangs ſchon geſagt worden, daß in den päpſtlichen Bullen, länger als in irgend einer andern Art von Schriftwerken, die alte longobardiſche Schrift, mit wenigen Ausnahmen, ziemlich unverändert beibehalten wurde. Seit dem 12. Jahrh. halten die päpſtlichen Urkunden mit dem übrigen Schriftweſen ziemlich gleichen Schritt, ſodaß der allgemeine Charakter der in jedem Zeitalter vorherrſchenden Minuskel ſich auch in ihnen mehr oder weniger treu ausſpricht. Mit dem Ende des 14. Jahrh. wird aber die damals herrſchende Minuskel in den päpſtlichen Bullen ſtabil, ſodaß ſie an den Veränderungen der Schrift im 15. und 16. Jahrh. keinen merklichen Antheil nimmt. Im 16. Jahrh. war dieſe Schrift zu ſehr veraltet, als daß man ſie noch als eine Uſualſchrift hätte betrachten können, und da man in der päpſtlichen Kanzlei doch nach einer gewiſſen Eigenthümlichkeit ſtrebte, die ſich aber zugleich in ſtrenger Beibehaltung der alten Formen zeigen ſollte, ſo verfiel man ſeit dem 16. Jahrh. auf die ſeltſame Fort- und Nachbildung der veralteten Schrift, die wir unter dem Namen

Digitized by Google

der **Litera S. Petri** kennen. Dieſer Schrift einen eigenthümlichen Charakter beizulegen iſt ſehr ſchwer, da ſie keine Uſualſchrift irgend eines Zeitalters iſt, ſondern blos in den willkürlichen Anſichten der einzelnen Schreiber ihren Urſprung findet, die ſich theils die alte Mönchsſchrift, theils die Minuskel des 14. Jahrh., zwar im Allgemeinen zum Voebilde wählten, dieſe aber durch nach eignem Geſchmack oder Ungeſchmack angebrachte Veränderungen, Anhänge und Verdrehungen ſo umbildeten und großentheils verdaeben, daß manche Buchſtaben gar keine Ähnlichkeit von ihrer urſprünglichen Bildung mehr zeigen, und ein wahres Schriftungeheuer daraus geworden iſt, — das im ganzen Gebiete des Schriftweſens einzig daſteht, und zum Glücke keine weitere Nachahmung gefunden hat. Dieſe **Litera S. Petri** iſt in den päpſtlichen Bullen bis auf die neueſte Zeit beibehalten, und nur im Verlaufe der Zeit immer mehr verunſtaltet und für das Leſen ſchwieriger gemacht worden, daher man es auch in der päpſtlichen Kanzlei nothwendig findet, jeder daſelbſt im Original ausgefertigten Bulle ſogleich eine leſerliche Abſchrift in gewöhnlicher Schrift beizugeben. In die Breven iſt aber dieſe Schrift nicht aufgenommen worden, ſondern dieſe ſind in der Regel in einer gewöhnlichen neulateiniſchen Cueſiv geſchrieben.

Wenn es für unſern gegenwärtigen Zweck zuläſſig wäre, weitläufiger zu ſein, ſo könnten alleedings die verſchiedenen, im Obigen aufgeſtellten Schriftclaſſen noch genauee nach der Geſtalt der einzelnen Buchſtaben charakteriſirt, und in mehre Unterabtheilungen getheilt werden; aber wir müſſen hier auf dieſen Verſuch, deſſen conſequente Ausführung leicht ein ganzes Buch anfüllen könnte, verzichten. Man hat ſonſt auch bei der Bearbeitung der Schriftkunde ſtatt des Total-Habitus der Schrift die einzelnen Buchſtaben dergeſtalt zum Grunde gelegt, daß man die verſchiedenen Veränderungen, welche die Geſtalt eines jeden Buchſtaben, von der älteſten Capital an bis zu der jüngſten flüchtigen Curſiv, durchgemacht hat, neben einander geſtellt, und genetiſch aus einander zu entwickeln verſucht hat; allein ſo nützlich eine ſolche vergleichende Überſicht des Alphabets und ſeiner einzelnen Elemente in ihren verſchiedenen Geſtaltungen, für manche Zwecke ſein kann, ſo iſt doch dieſe genetiſche Entwickelung immer unhiſtoriſch, ſobald ſie von dem Grundſatze auszugehen ſcheint, daß eine Buchſtabenform ſich um ſo früher entwickelt habe, je näher ſie der älteſten Capitalform ſteht, und um ſo ſpäter, je weiter ſie ſich von derſelben entfernt; denn dieſer Geundſatz wird durch die Erfahrung vielfältig entkräftet. So zeigt z. B. das offene a weit weniger Ähnlichkeit mit einem Capital- oder Uncial-A, als das Minuskel-a mit übergreifendem Bogen; und doch findet ſich jenes in ungleich ältern Handſchriften; das runde Schluß-s ſcheint dem Majuskel-S weit näher zu ſtehen, als das lange ſ, und doch iſt letzteres die ältere Form u. ſ. w. Überhaupt läßt ſich zu einer wahеen Schriftkunde nicht gelangen, wenn man von den einzelnen Buchſtaben ausgeht, ſondern nur dann, wenn man die Schrift zuerſt im Zuſammenhange überſieht, und dann in ihr die einzelnen Buchſtabengeſtaltungen aufſucht; theils weil nicht die Geſtalt des Buchſtaben allein, ſondern noch mehe die verſchiedenen Grade der Feinheit und des Schwunges ſeiner Züge u. dgl. für ſeine Bedeutung im Schriftweſen charakteriſtiſch ſind, theils weil man bei der iſolirten Betrachtung des einzelnen Buchſtaben nicht im Stande iſt, zu beſtimmen, was daran weſentlicher Charakter der Zeit und Schriftart iſt, und was der Hand des jedesmaligen Schreibers angehört; theils endlich weil geade das gegenſeitige Verhältniß aller Buchſtaben den allgemeinen Habitus der Schrift beſtimmt, und einzelne Buchſtaben von ganz gleicher Grundform, einen ganz verſchiedenen Eindruck machen, je nachdem wir ſie in dieſer oder jener Umgebung erblicken. Daß es aber, ſowol für das Verſtändniß ſchwieriger, als für die Prüfung zweifelhafter Schriften, durchaus nothwendig iſt, ſich auf dieſem hiſtoriſchen Wege mit den veeſchiedenen Bildungen der einzelnen Buchſtaben genau bekannt zu machen, das unterliegt keinem Zweifel.

Die neuern, nicht aus der lateiniſchen hervorgegangenen, Nationalſchriften haben bis jetzt, hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu dem geſammten Schrift- und Urkundenweſen, mehr eine blos locale und nationale, als eine allgemein wiſſenſchaftliche Bedeutung, und bleiben daher von der diplomatiſchen Schriftkunde unbeachtet.

Außer dieſer allgemeinen Betrachtung der Buchſtabenſchrift hat es nun die diplomatiſche Schriftkunde noch mit dreierlei, zum Schriftweſen gehörigen, beſondern Gegenſtänden zu thun, nämlich mit den Siglen, den Tironiſchen Noten, und den Zahlzeichen.

S i g l e n ſind einzelne Buchſtaben, welche anſtatt ganzer Worte geſetzt werden. Gemeiniglich werden ſie aus der Majuskelſchrift genommen, haben aber übrigens in ihrer Geſtalt nichts, ſie als ſolche eigenthümlich Charakteriſirendes, ſondern kommen darin mit den allgemeinen Verhältniſſen anderer gleichartiger und gleichzeitiger Majuskel überein. Der Gebrauch der Siglen iſt uralt, und war namentlich bei den Römern ſehr häufig, deren Siglen zum Theil, wie z. B. **S. C.** für **Senatus Consultum**, **S. P. Q. R.** für **Senatus Populusque Romanus**, oder bei Namen, wie **A.** füe **Aulus**, **Q.** füe **Quintus** u. dgl. m., allgemein bekannt, zum Theil aber auch ſehr räthſelhaft, und füe die Alterthumsforſcher ſchwierige Aufgaben ſind. In der Urkundenſchrift kommen die Siglen ſeltnee vor, und ſtehen gemeiniglich nur in ſolchen Fällen, wo ihre Erklärung wenig Schwierigkeit machen kann, weil gemeiniglich, den Umſtänden nach, nur e i n e Bedeutung für ſie übrig bleibt, die aus dem Zuſammenhange leicht hervorgeht; z. B. **A. D.** für **Anno Domini**; **M.** für **Marca**; u. dgl. Am häufigſten und gewöhnlichſten werden jedoch dergleichen Siglen in Urkunden für Perſonennamen gebraucht, wo nun zwar ihre Bedeutung im Allgemeinen keinem Zweifel unterliegt, weil ſie an ſolchen Orten ſtehen, wo man, dem Zuſammenhange und der ganzen Ordnung der Sachen nach, nichts anderes als einen Eigennamen erwarten kann. Da aber verſchiedene Namen gleiche Anfangsbuchſtaben haben, und dieſe nicht durch beſondere Abzeichen für die einzelnen Namen unterſchieden werden, ſo geht hieraus oft große Ungewißheit

Digitized by Google

und Verwirrung hervor, weil z. B. A. ebenſo gut Adolfus als Arnoldus, G. Gerhardus, Godefridus oder Guntherus, H. Henricus, Hermannus oder Hereboldus u. ſ. w., bedeuten kann. Betrifft es nun den Namen eines Mannes, welcher ohnehin aus dem Zuſammenhange und der Zeit genugſam bekannt iſt, oder findet ſich der Name in derſelben Urkunde, in welcher die Sigle vorkommt, oder in einer damit in Verbindung ſtehenden, gleichzeitig ganz ausgeſchrieben, ſo hat es mit der Erklärung einer ſolchen Sigle keine Schwierigkeit; aber nicht immer iſt die Sache ſo leicht und ſicher, und dann ſind durch voreilige Subſtituirung gewiſſer Namen an die Stelle der in den Urkunden gebrauchten Siglen nicht ſelten große Unrichtigkeiten und Verwirrungen in das Urkundenweſen und in die Geſchichte ſelbſt gekommen. Auf ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art hat der verſtorbene, verdienſtvolle naſſauiſche Geſchichts- und Urkundenforſcher Arnoldi aufmerkſam gemacht [5]). Dieſe Fehler ſind gemeiniglich daher entſtanden, daß man für eine Sigle, unter mehren mit gleichem Anfangsbuchſtaben übereinkommenden Namen, gemeiniglich den geradezu wählte, den man in einer gewiſſen Gegend oder Familie für den bekannteſten und gewöhnlichſten hielt, ohne zu bedenken, daß der gebräuchlichere Name darum nicht den Gebrauch aller andern ausſchließt, und der gewöhnlichere im einzelnen Falle grade nicht der richtige ſein kann; wie denn überhaupt die Vorausſetzung wegen der mehr oder minder gebräuchlichen Namen, meiſtens auf einer viel zu geringen Anzahl von Beobachtungen, und auf willkürlich vorgefaßten Meinungen beruhte. Es ſollte daher für Herausgeber von Urkunden als allgemeine Regel angenommen werden, im Texte der Urkunden ſelbſt die Siglen gar nicht aufzulöſen, ſondern ſo zu ſchreiben, wie ſie ſich im Original finden. Aus einer Vergleichung mehrer Urkunden oder Nachrichten, zu welcher es an Gelegenheit nicht leicht fehlen kann, wird dann das Richtige hervorgehen, ohne daß man Gefahr läuft, durch eine irrige und willkürliche Vorausſetzung auf Abwege zu gerathen. Es gibt Fälle, in denen man auf jeden Verſuch zur Erklärung der durch die Siglen angedeuteten Namen Verzicht thun muß, wenn es nämlich Perſonen betrifft, die in einer Urkunde nur beiläufig, z. B. als Zeugen, angeführt werden, wo ihnen entweder gar kein, oder ein ſehr allgemeines und gleichgültiges Prädicat beigelegt, auch ſonſt nichts Charakteriſtiſches oder geſchichtlich Bezügliches von ihnen ausgeſagt wird, ſodaß alſo jede feſte Grundlage zu der Möglichkeit fehlt, einen ſolchen Namen beſtimmt auszumitteln. In ſolchen Fällen iſt dann aber auch die Ausmittelung der Namen meiſtens von keinem weſentlichen Nutzen. In der Regel werden dieſe Namenſiglen nur bis in das 13. Jahrh. gebraucht. Später pflegt man die Namen vollſtändig auszuſchreiben, und ſich der Siglen entweder nur ausnahmsweiſe in ſehr eilig geſchriebenen Aufſätzen von blos vorübergehender Bedeutung, oder in ſolchen Fällen, wo eine beſtimmte Perſon mehrmals in einer Urkunde genannt werden mußte, nachdem der Name wenigſtens einmal ſchon ausgeſchrieben, und daher als bekannt anzunehmen war, zu bedienen. Dagegen hat man ſpäter, ſowol in lateiniſcher als in teutſcher Sprache, häufig in Titulaturen einzelne Buchſtaben für ganze Worte geſetzt, die man, als aus dem Zuſammenhange leicht zu errathen, vorausſetzte; z. B. der H. Vater, für heilige Vater; das H. R. Reich, für heilige römiſche Reich; E. L. für Euer Liebden u. dgl. m., wie dies zum Theil auch noch heutiges Tages zu geſchehen pflegt.

Wenn nun die Siglen der gewöhnlichen Schriftkunde angehören, alſo an ſich deutlich ſind, und nur in Anſehung ihrer Bedeutung für den einzelnen Fall Zweifel erregen können, ſo iſt es dagegen ganz anders mit den Tironiſchen Noten, welche ſich, wenn auch nicht in ihren Elementen, ſo doch in ihrer geſammten Erſcheinung, von aller gewöhnlichen Schrift durchaus unterſcheiden. Wenn wir ſie für willkürliche Zeichen erklären, ſo iſt dies nicht in dem Sinne zu verſtehen, als ob ſie eine bloße Gedankenſchrift darſtellten, oder als ob jeder einzelne Schreiber ſie nach ſeinem eignen Gefallen geſtaltet hätte; in welchem Falle denn auch jeder Verſuch, einen allgemein brauchbaren Schlüſſel zu denſelben zu finden, oder überhaupt zu ihrem Verſtändniſſe zu gelangen, vergeblich ſein würde; ſie können aber inſofern willkürliche Zeichen heißen, als man, bei der Bildung und dem Gebrauche dieſer Schriftzeichen, ſich nicht an die gewöhnliche Buchſtabenſchrift und deren Zuſammenſetzungsart hielt,

5) Dieſer Fall iſt folgender. In der naſſauiſchen Theilungsurkunde vom J. 1255 erwähnen die beiden Brüder und Stifter der bekannten naſſauiſchen Hauptlinien, Walram und Otto, auch ihrer in das Eppenſtein'ſche Haus verheiratheten Schweſter Eliſabeth, mit den Worten: sorori suae dominae E. *relictae nobilis viri G. de Eppinsten.* Im J. 1744 wurde dieſe Urkunde zuerſt, auf Veranſtaltung des Walram'ſchen Hauſes, durch den Druck bekannt gemacht; der naſſauiſche Archivar hatte aber anſtatt relictae (Witwe), conthorali (Gemahlin) geleſen und zugleich die Sigle G. durch Gotfridi ausgedrückt, weil der Name Gottfried im Eppenſtein'ſchen Hauſe bekannt iſt. Dieſer Irrthum wurde von Hagelgans in ſeinen Naſſ. Geſchl.-Tafeln, von Wenck in ſ. Nachr. v. d. Dynaſten u. Eppenſtein und in der heſſ. Landesgeſchichte, ſelbſt von Kremer in den Orig. Nass. p. 418 (obgleich Letzterer im Cod. dipl. p. 296 sq. die Urkunde vom J. 1255 nach einer richtigern Abſchrift mittheilt) u. A. nachgeſchrieben, und dieſe Alle wurden noch durch Gudenus darin beſtärkt, der in ſeiner Sylloge diplom. und im Cod. dipl. mehrmals einen Gottfried von Eppenſtein anführt, der eine Gemahlin Namens Eliſabeth hatte, die Gudenus für jene naſſauiſche Eliſabeth ausgibt. Auch Arnoldi hatte, durch jene Autoritäten verleitet, in ſ. „Oran. Naſſ. Landesgeſch.“ denſelben Irrthum fortgepflanzt, und fand erſt ſpäter Gelegenheit, ihn zu berichtigen, als ihm eine Urkunde vom J. 1216 bekannt wurde, in welcher der Gemahl der naſſauiſchen Eliſabeth ausdrücklich Gerhard genannt wird; wobei er denn zugleich im Original des Theilungsvertrags vom J. 1255 auf das Wort relictae aufmerkſam wurde, welches deutlich zeigte, daß der Gemahl der naſſauiſchen Eliſabeth (Gerhard) im J. 1255 ſchon todt war, während der bei Gudenus vorkommende Gottfried erweislich bis zum J. 1272 gelebt hat. Hiermit erweiſt ſich denn auch der von Kremer a. a. O. aufgeſtellte Stammbaum als irrig, nach welchem König Adolf von Naſſau und deſſen Beförderer auf den Königsthron, Kurfürſt Gerhard von Mainz (aus dem Hauſe Eppenſtein), Geſchwiſterkinder geweſen ſein ſollen, ungeachtet dieſe Annahme ſogar in die teutſche Reichsgeſchichte übergegangen iſt. Und alle dieſe genealogiſchen und hiſtoriſchen Irrthümer floſſen aus einem falſch geleſenen Worte und einer nach irriger Conjectur ausgelegten Sigle.

Digitized by Google

ſondern aus dieſer nur die für den beſondern Zweck bequemen, einzelnen Beſtandtheile herausnahm, und dieſe auf eigenthümliche Weiſe zu ganz neuen Zeichen verband, welche nun keine einzelnen Buchſtaben, ſondern ganze Sylben oder Worte bezeichneten; allerdings aber iſt dieſe neue Verbindung und Geſtaltung nach gewiſſen allgemeinen Geſetzen geſchehen, und dieſe allein — wenn ſie nämlich richtig aufgefunden und nachgewieſen werden — machen es auch möglich, die ganze Schrift zu leſen und zu erklären. Die Beſtimmung der Tironiſchen Noten war eigentlich nicht, eine *Geheimſchrift* zu ſein, die nur einem engern Kreiſe beſonders eingeweihter Leſer zugänglich ſein und allen übrigen verborgen bleiben *ſollte*; ſie waren dies aber freilich thatſächlich, weil, wegen ihrer gänzlichen Verſchiedenheit von aller gewöhnlichen Buchſtabenſchrift, nur Wenige ſich die Fertigkeit, ſie zu leſen und zu ſchreiben, erwerben konnten; und ſie ſind es insbeſondere, ſeitdem ſie im Schriftweſen ganz außer Gebrauch gekommen waren, für die Neuern mehre Jahrhunderte hindurch geblieben. Ihrer eigentlichen Beſtimmung nach ſollten ſie vielmehr ein *Geſchwindſchrift* ſein, welche den Schreiber in den Stand ſetzte, das von ihm Gehörte oder Gedachte in kürzerer Zeit, als mit der gewöhnlichen Buchſtabenſchrift, ſchriftlich zu faſſen. Ihr Gebrauch geht ſehr hoch in das römiſche Alterthum zurück, wie ſchon ihr Name anzeigt, den ſie von dem bekannten Freigelaſſenen Cicero's, *Tiro*, führen, welchem die Sage das Verdienſt zuſchreibt, ſie entweder erfunden, oder doch zuerſt in ein förmliches Syſtem gebracht zu haben. Iſt gleich dieſe Sage nicht hiſtoriſch verbürgt, ſo iſt ſie doch ſchon ſehr alt, und zeigt, daß man ihnen ſchon in frühen Zeiten ein hohes Alter zuſchrieb, das eher noch über Tiro's Zeiten hinausreicht, als hinter ihnen zurückſteht, da es allgemein bekannt iſt, daß man ſich ſchon zu Cicero's Zeiten einer ſolchen Geſchwindſchrift bediente, um öffentliche Reden, ſowie ſie gehalten wurden, nachzuſchreiben. Einem einzelnen Erfinder ſie zuſchreiben, oder ſie als eine willkürliche Erfindung betrachten, kann man überhaupt nicht, ſondern ſie haben ſich wol ebenſo, wie die Curſiv, durch den Gebrauch allmälig gebildet. Von den Römern haben ſie ſich unmittelbar in das Mittelalter fortgepflanzt, wo ſie ſchon im Merovingiſchen Zeitalter beſtimmt gefunden werden. Es iſt natürlich, daß ſie im Verlaufe dieſer Jahrhunderte, ebenſo wie die Buchſtabenſchrift, mancherlei Veränderungen erlitten haben, die ſchon dadurch begründet werden mußten, daß ältere Worte und Begriffe ihre Bedeutung verloren, neue dagegen, in Folge der veränderten Zeitumſtände, aufkamen, die nun auch ganz neuer Zeichen bedurften. Wir finden übrigens die Tironiſchen Noten ſowol in Büchern als in Urkunden. Ganze, in ſolchen Noten geſchriebene Bücher, ſind mehrentheils geiſtlichen Inhalts; häufiger findet man aber blos einzelne Theile, Zuſätze, Gloſſen, Anmerkungen u. dgl. m. bei Büchern, welche übrigens in gewöhnlicher Schrift abgefaßt ſind, mit Tironiſchen Noten beigeſchrieben. *Ganze Urkunden*, deren Originale, zum Behufe der wirklichen Vollziehung und Aushändigung, in Tironiſchen Noten abgefaßt wären, gibt es nicht; ſie würden auch zwecklos geweſen ſein, da ſie für die Mehrzahl der Leſer unverſtändlich ſein mußten; ſondern nur Concepte in Tironiſchen Noten, aus denen nachher die wirkliche Ausfertigung in gewöhnlicher Schrift gemacht wurde; und ſolche Concepte ſind die Urkunden aus der Zeit Ludwig's des Frommen, welche Carpentier in ſeinem Alphabetum Tironianum hat nachbilden laſſen. Dagegen finden wir in den meiſten ältern königl. und kaiſerl. Urkunden, den Recognitionszeichen der Kanzler oder Notarien gewiſſe Züge ein- oder beigeſchrieben, die nichts anders als Tironiſche Noten ſind, und einen Theil der Beglaubigung der Urkunde ausmachen. Dieſer Gebrauch hat ſich bis in die Mitte des 10. Jahrh. erhalten; von da an ſcheint aber die Tironiſche Schrift den Kanzlern und Notarien ſchon ungeläufig geworden zu ſein; und ob man gleich noch im 11. Jahrh. Recognitionszeichen mit dergleichen Zuſätzen findet, ſo ſind es doch keine Tironiſchen Noten mehr, ſondern bloße Verzierungen ohne Bedeutung, die man zur Nachahmung der alten hinzeichnete, ohne den Sinn derſelben zu kennen. Der eigentliche Gebrauch der Tironiſchen Noten hat ſich vielmehr ſeit den Zeiten Kaiſer Otto's II. ſowol aus der Literatur als aus dem Urkundenweſen verloren. Mit dem Gebrauche verſchwand aber auch zugleich die Kenntniß, die ohnehin nur Wenigen eigen geweſen war; und als man wieder anfing, ſich aus wiſſenſchaftlichen Abſichten um das Schriftweſen eines höhern Alterthums zu bekümmern, hielt man lange Zeit die Tironiſchen Noten entweder, als blos willkürliche Zeichen, keiner Erklärung fähig, oder als unnütze und geringfügige Künſteleien keines ernſten Studiums würdig. Mabillon, der bei ſeinen diplomatiſchen Forſchungen nothwendig auf ſie aufmerkſam werden mußte, widmete ihnen doch — da ſie ſeinem nächſten Zwecke etwas fern lagen, — noch kein beſonderes Studium, und wagte ſich nicht daran, ſie zu ordnen und zu erklären. Was er unterlaſſen hatte, ſuchte darauf Carpentier (1747) zu ergänzen; er ſammelte dazu vortreffliche Materialien; in der Erklärung ſelbſt aber war er unglücklich, und verfehlte den richtigen Geſichtspunkt. Die Verfaſſer des Nouveau Traité de Diplomatique drangen weiter vor und ſtellten richtigere Anſichten über die Natur der Tironiſchen Noten auf, wodurch zu einer genügenden Erklärung derſelben endlich der Weg gebahnt werden konnte. Daß ſie nicht alle Irrthümer vermieden und nicht alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumten, iſt weder zu bewundern, noch ihnen zum Vorwurfe zu machen. Die teutſchen Diplomatiker ließen das Studium der Tironiſchen Noten gänzlich liegen; Gatterer insbeſondere brachte es, anſtatt ihm aufzuhelfen, nur noch mehr in Verwirrung, indem er die Siglen und andere Arten der Abbreviaturen und der Geheimſchrift mit den Tironiſchen Noten verwechſelte. Der gothaiſche Archivar Lichtenberg beſchäftigte ſich zwar angelegentlich mit dieſem Gegenſtande, und verſprach ſchon im J. 1769 ein vollſtändiges Lexicon Tironianum mit 400 großen Kupfertafeln; dies Werk iſt aber nie ans Licht getreten, und dürfte, nach dem, was wir davon wiſſen, auch wol nicht zum Ziele geführt haben, da Lichtenberg, wie ſich aus ſeinen Äußerungen ſchließen läßt, in ſeinen Anſichten noch hinter den

Digitized by Google

Verfaſſern des Nouv. Tr. zurückſtand, indem er ſich nicht darauf einließ, die Noten nach ihren graphiſchen Beſtandtheilen zu analyſiren, und einen alphabetiſchen Schlüſſel für dieſelben aufzuſtellen, ſondern ſie nur als einfache, willkürliche Zeichen betrachtete, mithin den einzigen Weg verfehlte, auf welchem ihr Verſtändniß wirklich eröffnet werden kann. Endlich wandte ſich der berühmte Paläograph Kopp mit ebenſo viel Fleiß als Ausdauer zu dieſem Studium, und hat in ſeiner (1817 erſchienenen, aber ſchon früher ausgearbeiteten) „Tachygraphie," ſowol die Analyſe der Tironiſchen Noten, nach allgemeinen Grundſätzen, als ein vollſtändiges, alphabetiſch geordnetes Lexicon Tironianum geliefert, welche Arbeiten zwar nicht ohne alle Lücken und Ungewißheiten ſind, aber doch weit mehr leiſten, als man noch kurz vorher kaum erwarten durfte, und alles Mögliche gewähren, was man für die Kenntniß eines ſo ſchwierigen, dunkeln und verwickelten Gegenſtandes nur irgend verlangen kann, ſodaß durch Kopp eigentlich erſt die Tironiſchen Noten verſtändlich gemacht, und aus dem Gebiete der literariſchen Curioſitäten in die Reihe wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe eingeführt worden ſind. Es beſtehen aber die Tironiſchen Noten, ihrem Weſen nach, aus denſelben Elementen, wie die Buchſtabenſchrift, und ſind aus dieſer ſelbſt hervorgegangen, indem man von den aus mehren Strichen beſtehenden Buchſtaben einzelne Striche wegließ, zur Bildung der Sylben und Worte aber dieſe fragmentariſchen Buchſtaben in ein monogrammatiſches Zeichen zuſammenfügte. Sind nun einmal die Grundzeichen, welche für die einzelnen Buchſtaben gelten, oder das eigentliche Alphabet der Tironiſchen Noten, und die Art ihrer Zuſammenfügung in Sylben und Worte gefunden, ſo iſt es zwar noch immer nicht leicht, aber doch möglich, jede Tironiſche Notenſchrift zu leſen, indem jene Grundformen und Verbindungsarten im Allgemeinen immer denſelben Geſetzen folgen. Die eigenthümliche Schwierigkeit, welche das Leſen dieſer monogrammatiſchen Schrift immer behält, wird übrigens noch dadurch vermehrt, daß in den, die einzelnen Worte vorſtellenden, Monogrammenfiguren keineswegs alle zu einem Worte gehörige Buchſtaben nachzuweiſen, ſondern gemeiniglich nur einige Grundbuchſtaben angedeutet, und die andern weggelaſſen ſind, ſodaß alſo daſſelbe Syſtem der Abkürzung, welches ſich bei der Bildung der Buchſtaben zeigt, auch in ihrer Verbindung zu Worten fortgeſetzt wird. Die eigentlich ſogenannten Tironiſchen Noten haben zwar ihre Gültigkeit nur für die lateiniſche Sprache und Schrift, es gibt aber auch eine, nach ganz ähnlichen Grundſätzen gebildete, tachygraphiſche Schrift für die griechiſche Sprache, von der indeſſen nur wenig Denkmale exiſtiren. Zum Glücke iſt die Kenntniß der Tironiſchen Noten, bei allem, was Kopp, von den allerdings glänzenden Früchten ſeines Studiums eingenommen, von ihrem Werthe und Nutzen Empfehlendes und Lobpreiſendes ſagt, doch für die Urkundenwiſſenſchaft im Ganzen immer nur von ſehr untergeordneter Bedeutung, und es thut z. B. der wiſſenſchaftlichen Kenntniß und Benutzung des Inhaltes einer Karolingiſchen Urkunde eben keinen Eintrag, wenn man auch die Tironiſchen Noten, welche der Notarius in ſein Recognitionszeichen einzuzeichnen für gut gefunden hat, nicht zu entziffern weiß. Ihre wiſſenſchaftliche Kenntniß bleibt indeſſen immer von Intereſſe, und iſt für die Schriftkunde im Allgemeinen ſchon deshalb nicht ohne Bedeutung, weil mehre, in der lateiniſchen Buchſtabenſchrift allgemein gebräuchliche Abkürzungszeichen ihren Urſprung ohne Zweifel aus dem Syſtem der Tironiſchen Noten ableiten.

Endlich gehört der diplomatiſchen Schriftkunde auch noch die Kenntniß der Zahlzeichen nothwendig an. Oft werden zwar die in den Urkunden ſowol für das Datum, als auch für die im eigentlichen Text erwähnten Gegenſtände (wo z. B. von Geld, Ortsentfernungen, Maßen und Gewichten u. dgl. m. die Rede iſt) häufig vorkommenden Zahlen wörtlich, theils vollſtändig, theils abgekürzt, ausgeſchrieben; gewöhnlicher iſt es aber, daß ſie durch beſtimmte Zeichen angedeutet ſind. Dieſer Zeichen kennen wir dreierlei, die griechiſchen, römiſchen und neuern, oder ſogenannten arabiſchen. Die griechiſchen Zahlen finden ſich im abendländiſchen Urkundenweſen am ſeltenſten, nämlich, außer den älteſten kirchlichen Verhandlungen nur in den ſogenannten Literis formatis der franzöſiſchen und teutſchen Biſchöfe bis ins 11. Jahrh. Die Art der Griechen, ihre Zahlen auszudrücken, war übrigens zweifach; ſie bezeichneten nämlich ihre Zahlen entweder mit Buchſtaben, nach der Ordnung des Alphabets, nach Einern, Zehnern und Hunderten, mit Einſchaltung beſonderer, im Alphabet ſelbſt nicht vorkommender Zeichen, für 6, 90 und 900; die Tauſende ebenſo wieder von Vorn, mit Anfügung eines Querſtriches über oder eines ſenkrechten Striches unter dem Buchſtaben, welches Zahlenſyſtem ſchon aus der griechiſchen Grammatik allgemein bekannt iſt; oder ſie brauchten Siglen, nämlich die Anfangsbuchſtaben der auszuſprechenden Zahlworte, als *I* (ἴα) 1; *Π* (πέντε) 5; *Δ* (δέκα) 10; *H* (ἕκατον) 100; *X* (χίλιοι) 1000; *M* (μύρια) 10,000. Die römiſchen Zahlzeichen beſtehen zwar, wie bekannt, aus Buchſtaben des Alphabets, ſind aber keine eigentliche Siglen, ſondern ſelbſtändigen Urſprunges. Sie ſind durch alle Zeiträume des Urkundenweſens nicht nur üblich, ſondern auch, bis ins 16. Jahrh., die faſt ausſchließlich gebräuchlichen. Meiſtens werden ſie in den lateiniſchen Urkunden durch Majuskelbuchſtaben bezeichnet; gegen das Ende des 13. Jahrh. wird es jedoch nicht ungewöhnlich, beſonders in der Curſivſchrift, ſich der Minuskelbuchſtaben für die Zahlzeichen zu bedienen, und in den teutſchen Urkunden ſind ſie in der Regel, wo man es nicht vorzog, die Zahlen wörtlich auszuſchreiben, durch Minuskelbuchſtaben ausgedrückt. In den Jahrzahlen iſt manchmal ein Theil derſelben wörtlich ausgeſchrieben, und ein anderer in Zahlzeichen beigefügt. In ältern Zeiten, beſonders ehe man 1000 ſchrieb, iſt gewöhnlich die größere Zahl, nämlich die Hunderte, auch wol die Zehner, mit Zeichen angegeben und die kleinere Zahl wörtlich beigefügt; nach 1000 wird es umgekehrt; da iſt die größere Zahl, beſonders die Tauſend, auch wol die Hundert, wörtlich ausgeſchrieben, und die kleinere Zahl, von den Hunderten, oder auch nur von den

Digitized by Google

Zehnern ab, in Zeichen angegeben. Wo die ganze Zahl mit Zeichen geſchrieben iſt, da iſt es, beſonders ſeit dem 12. Jahrh., gewöhnlich, entweder bei jedem einzelnen Zahlzeichen, oder bei jedem größern Abſchnitt der Zahl, Tauſend, Hunderte, Zehner und Einer, einen Punkt zu ſetzen; zuweilen ſind auch die Endſylben der Zahlworte den Zahlzeichen in kleiner Schrift oben angehängt; z. B. III^{a} (tria); IIII^{or} (quatuor); $\text{M}^{mo}\text{CC}^{mo}\text{IIII}^{to}$ (millesimo ducentesimo quarto); X^{ma} (decima) u. dgl. m. Im 13. Jahrh. wurde es gewöhnlich, den Hauptabſchnitten der Zahl nur oben ein kleines o beizufügen, das dann zugleich die Stelle des Punktes vertrat; z. B. $\text{M}^{o}\text{CC}^{o}\text{LXXX}^{o}\text{II}^{o}$. Über alle dieſe Gebräuche ſind aber keine beſtimmte Regeln feſtzuſetzen. Der Gebrauch, bei den Jahrzahlen die große Zahl (Tauſend und Hunderte) ganz wegzulaſſen, oder durch ein bloßes etc. anzudeuten, und nur die kleinere Zahl (Zehner und Einer) auszuſchreiben, findet ſich einzeln ſchon ſehr früh; nicht ganz ſelten aber im 14., und recht häufig, beſonders in teutſch geſchriebenen Urkunden und Briefen, im 15. und 16. Jahrh., wo dann, wegen der in dieſen Jahrhunderten vielfältig noch obwaltenden Ähnlichkeit der Schrift die richtige Beſtimmung der Jahrzahl, wenn ſie ſich nicht aus den in der Urkunde vorkommenden Perſonen und Sachen ergibt, oft ſehr erſchwert wird. Manchmal wird das Jahrhundert nur durch ꝛc. angedeutet; manchmal heißt es aber ausdrücklich: Anno der mindern Zahl u. ſ. w. Erſteres iſt beſonders im 15., Letzteres im 16. Jahrh. gewöhnlich. Nicht ſelten aber fehlt ſowol das eine, als das andere. Außer den gewöhnlichen lateiniſchen Zahlzeichen iſt ſchließlich noch das dem Rechnungsweſen des Mittelalters eigenthümliche Zeichen für ½, nämlich ein unter die Linie herabgezogener und durch einen wieder aufwärts geführten Bogenſtrich durchſchnittenes I (J), das ſowol einzeln, als im Zuſammenhange (z. B. IJ, 1½; VJ, 5½) gebraucht wird, zu bemerken.

Die neuern, ſogenannten arabiſchen oder teutſchen Zahlen, bei welchen mit zehn eigenthümlichen Zeichen nach Zehnern u. ſ. w. gezählt wird, ſind bekanntlich zwar eine ſehr alte Erfindung, aber erſt im 13. Jahrh. in das weſteuropäiſche Bücherweſen, und zwar Anfangs nur in Bücher mathematiſchen Inhalts, eingeführt worden. In Urkunden kommen ſie im 14. und 15. Jahrh. noch ſehr einzeln vor; erſt im 16. Jahrh. werden ſie gewöhnlicher, aber erſt im 17. iſt ihr Gebrauch ganz allgemein. Ihre heutige Geſtalt haben ſie erſt im 16. Jahrh. erhalten. Noch im 15. Jahrh. zeigen beſonders die 4, 5 und 7 große Verſchiedenheiten von ihrer nachmaligen Bildung, indem die 4 liegend und mit ihrer vordern Spitze aufwärts gekehrt iſt, die 5 einer jetzigen 7 gleicht, nur daß der obere Querſtrich nicht gerade, ſondern etwas eingebogen iſt, die 7 aber umgeſtürzt und mit ihrer Spitze aufwärts gerichtet iſt, alſo die Geſtalt einer umgekehrten V (Λ) hat; auch die 9 iſt dadurch, daß ſie auf der Linie ſteht und unten manchmal etwas umgebogen iſt, wodurch ſie einer 2 ähnlich wird, zuweilen nicht ohne Mühe von dieſer zu unterſcheiden. Häufiger, als in Urkunden und Briefen, kommen die neuern Zahlen, wo nicht im 14. (wovon ich wenigſtens mich keines Beiſpiels erinnern kann), doch gewiß im 15. Jahrh. in Rechnungen und Copialbüchern, in letztern öfters noch mit römiſchen Zahlen vermiſcht, vor.

Dies ſind die wichtigſten Gegenſtände, auf welche die diplomatiſche Schriftkunde, ihrer eigenthümlichen Beſtimmung nach, aufmerkſam zu machen hat. So wenig es zu vermeiden iſt, daß ſie zuweilen auf Gegenſtände eingehen muß, welche dem Nichtkenner mikrologiſch ſcheinen, ſo einleuchtend iſt gleichwol ihre wichtige Bedeutung für die Wiſſenſchaft, da ſie eigentlich zum Verſtändniſſe eines großen Theiles der unentbehrlichſten Geſchichtsquellen, nämlich der ältern Urkunden, vorzugsweiſe den Weg bahnt; denn um Urkunden benutzen zu können, muß man ſie nothwendig zuerſt leſen können, und beim Gebrauche gedruckter Urkundenſammlungen muß man wenigſtens die Überzeugung haben können, daß ihr Unternehmer richtig geleſen hat, was doch leider nicht bei allen der Fall iſt. Die Fertigkeit im Leſen der Urkunden und anderer alter Schriften wird nun freilich am meiſten durch fleißige Übung erworben; allein eine ſolche Übung iſt nicht einmal möglich ohne eine gewiſſe methodiſch erworbene Vorkenntniß, und wer irrige Anſichten mitbringt, wird ſie leicht, durch alle fortgeſetzte Übung, nur immer mehr einüben, anſtatt ſie zu berichtigen. Am mißlichſten iſt es, wenn man bei ſchwierigen oder undeutlichen Stellen, anſtatt eines gründlichen, methodiſchen Analyſirens der Schriftzüge, ſich durch Errathen aus dem Zuſammenhange zu helfen denkt; denn obgleich dieſes oft glücklich leitet, manchmal auch, bei gänzlich erloſchener Schrift u. ſ. w., kein anderes Hilfsmittel übrig bleibt, ſo erfodert es doch, wenn es ſicher gelingen ſoll, ſchon ſehr tiefe Kenntniß und lange Übung; außerdem wird es gewiß eher in vielen Fällen irre führen, als einmal durch Zufall das Rechte treffen laſſen. Was durch Unkunde der ältern Schrift für grobe und ſchädliche Irrthümer nicht blos in geſchichtlicher Hinſicht, ſondern auch von Einfluß auf Rechtsſtreitigkeiten und andere Geſchäftsſachen, begangen worden ſind, davon kann man ſich überzeugen, wenn man manche Deductionen lieſt, in denen nicht ſelten, angeblich auf den Grund alter Urkunden, das widerſinnigſte Zeug behauptet und vertheidigt wird, blos weil man falſch geleſen hatte, und auf dieſe Leſefehler weiter fort argumentirte[6]). Ebenſo ſind durch falſch ge-

6) Eins der ſeltſamſten Beiſpiele dieſer Art iſt folgendes: In einer Deduction, worin eine adelige Familie ihre vermeinten Rechte auf ein gewiſſes, dem Hauſe Naſſau-Siegen als eröffnetes Lehen heimgefallenes, Gut zu erweiſen ſich bemühte, wurde unter Andern eine Urkunde vom J. 1348 nach einer augenſcheinlich fehlerhaften Abſchrift producirt, aus welcher hervorgehen ſollte, daß zwei Brüder jenes Gut damals durch einen Wechſel als Allod an ſich gebracht hätten. Abgeſehen davon, daß dieſe Urkunde von einem ganz andern, als dem ſtreitigen Object ſprach, und ſonſt in jeder Hinſicht irrig und ungebührlich allegirt wurde, war insbeſondere die Idee von einer Erwerbung durch Wechſel (Tauſch) lediglich daher entſtanden, daß man anſtatt Wepeling (Wäppling, armiger, welches ein bloßer Titel des einen jener beiden Brüder war, während der andere Ritter genannt wurde), Wexelung geleſen, und auf dieſen Grund, nicht ohne gewalt-

Digitized by Google

leſene oder gedruckte Namen nicht ſelten Fehler in die Genealogie und durch dieſe in die Geſchichte gekommen, die nachher kaum wieder auszurotten waren. Eine gründlich erlernte und durch Übung befeſtigte Schriftkunde wird freilich nicht leicht in den Fall kommen laſſen, ſolche Fehler zu begehen; da aber auch dem geübteſten Kenner manchmal noch Schwierigkeiten aufſtoßen können, ſo iſt es, um dieſe ſo weit als möglich mit Zuverläſſigkeit und Beſtimmtheit zu löſen, nicht genug zu empfehlen, daß man ſich in ſolchen Fällen nicht mit dem Errathen begnügt, nicht auf Conjecturen verläßt, ſondern ſich eine genaue Analyſe der zweifelhaften Schriftzüge, geſtützt auf eine rationelle Vergleichung mit unzweifelhaften Schriften derſelben Zeit und Art, zur Pflicht macht, die aber freilich ſchon eine ebenſo genaue als umſichtige Kenntniß dieſer Schriften, nach ihren Haupt- und Nebentheilen, weſentlichen und zufälligen Eigenſchaften, vorausſetzt. Freilich aber führt die bloße Schriftkenntniß allein nicht zum Ziele, ſondern Sprach- und Sachkenntniſſe müſſen ihr immer bei ihren Demonſtrationen die Hand bieten [7]).

(H. A. Erhard.)

DIPLOMATISCHE SIEGELKUNDE

DIPLOMATISCHE SIEGELKUNDE, Sphragistica diplomatica, iſt die hiſtoriſche Lehre von der Beſchaffenheit und dem Gebrauche der Siegel im Urkundenweſen. Sie iſt ein höchſt weſentlicher und wichtiger Theil der Urkundenwiſſenſchaft, indem das Siegel nicht nur an ſich einen bedeutenden Beſtandtheil der Urkunden ausmacht, ſondern auch ein großer Theil ihrer Glaubwürdigkeit von demſelben abhängt. Zugleich gebührt aber auch den Siegeln, als Kunſtwerken, in der ältern Kunſtgeſchichte eine bis jetzt noch nicht genug beachtete Stelle.

Der Gebrauch der Siegel zum Verſchließen der Briefe, zur Beglaubigung ſchriftlicher Ausfertigungen und zu andern Zwecken findet ſich ſchon im hohen Alterthume; da wir jedoch die Siegelkunde nur aus dem Geſichtspunkte des Urkundenweſens betrachten, ſo ſteigen wir, zu ihrer Begründung, nicht in ſo entfernte Zeiten hinauf, ſondern beginnen ihre Geſchichte erſt da, wo unſer neueres Urkundenweſen ſeinen Anfang nimmt. In dem Zeitalter der Merovinger und Karolinger finden wir von Perſonen weltlichen Standes nicht leicht Siegel, außer von den Königen ſelbſt; erſt ſeit dem 10. Jahrh. kommen Siegel der Herzoge und Grafen vor, doch ſind dieſe noch einige Jahrhunderte durch nur ſelten, und laſſen ſich erſt ſeit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. in vollſtändiger Reihenfolge nachweiſen. Von Geiſtlichen, ſowol den Päpſten und Biſchöfen, als den Klöſtern und Kirchen, finden ſich dagegen die Siegel ſeit dem Anfange unſers Urkundenweſens ununterbrochen; dies kommt jedoch nicht ſowol daher, daß die weltlichen Herren kein Recht gehabt hätten, Siegel zu führen, ſondern daß es ihnen an Gelegenheit fehlte, ſelbſtändig Urkunden auszuſtellen, welche dagegen bei den Geiſtlichen häufiger eintrat. Die Städte haben ihre Siegel von der Zeit an geführt, wo ſie anfingen, ihre Communalangelegenheiten zu verwalten; doch

---

ſame Verdrehung der Conſtruction und des Wortverſtandes, jene Bedeutung mit ihren Folgerungen zuſammengekünſtelt hatte.

7) Die erſte gründliche Bearbeitung der Schriftkunde, vom diplomatiſchen Standpunkte aus, jedoch ohne ſich auf die Urkundenſchrift im engern Sinne zu beſchränken, gab bekanntlich Mabillon in ſeinem unſterblichen Werke: De Re diplomatica. Da er ſich, ſeinem nächſten Zwecke gemäß, vorzugsweiſe mit der lateiniſchen Schrift beſchäftigt hatte, ſo ſtellte Montfaucon dieſem Werke ſeine Palaeographia graeca, für das griechiſche Schriftweſen des Alterthums, und vornehmlich des Mittelalters, zur Seite. Von den Zeiten der Karolinger an, wo Frankreich ſich von Teutſchland trennt, hatte Mabillon, ſeinem nationalen und localen Standpunkte gemäß, nur das Schrift- und Urkundenweſen Frankreichs bearbeitet. Für das teutſche Urkundenweſen, von den Zeiten Konrad's I. bis auf Friedrich II., füllte das Chronicon Gottwicense nicht nur die von Mabillon gelaſſene Lücke würdig aus, ſondern ging auch in mancher Hinſicht noch weiter. Der erſte Band dieſes Werkes iſt auch für die ſpecielle Schriftkunde nicht nur durch die zahlreichen Abbildungen kaiſerl. Urkunden aus dem angegebenen Zeitraume, ſondern auch durch die ſorgfältigen Zergliederungen ihrer graphiſchen Merkmale und Eigenthümlichkeiten im Text ſelbſt überaus wichtig. Für das außerteutſche Schrift- und Urkundenweſen iſt beſonders *Andersoni* selectus Thesaurus diplomatum Scotiae, cur. *Ruddimanno* (Edinb. 1733. fol., ein ganz in Kupfer geſtochenes Prachtwerk) zu bemerken. Der berühmte Nouveau Traité de Diplomatique umfaßte hierauf das ganze Schriftweſen, ſo weit nur damals zur Bearbeitung deſſelben Materialien vorlagen, und zwar nicht mit Beſchränkung auf das Urkundenweſen, ſondern in ſeinem ganzen Umfange, wobei man, mit aller Anerkennung des erſtaunenswürdigen Fleißes der Verfaſſer, doch nicht umhin kann, zu geſtehen, daß ſie in mancher Hinſicht des Guten zu viel gethan, und von ihrem Hauptzwecke, der doch eigentlich die Diplomatik ſein ſollte, ſich manchmal etwas zu weit entfernt haben. Für die Abbreviaturenlehre ſind vorzüglich wichtig, jedoch nicht ohne auch andere Partien der Schriftkunde erläuternd zu berückſichtigen: *Dan. Eberh. Baring*, Clavis diplomatica etc. (Hanov. 1737. 4., und vorzüglich die um mehr als das Doppelte vermehrte 2. A. Ibid. 1754. 4.) und *Jo. Ludf. Waltheri* Lexicon diplomaticum (Goetting. 1747. et Ulm. 1756. fol.). Für die Tironiſchen Noten: *P. Carpentier*, Alphabetum Tironianum, seu Notas Tironis explicandi Methodus, cum pluribus Ludovici Pii chartis, quae not. Tiron. exaratae sunt etc. (Paris. 1747. fol.), der hierher gehörige Theil des Nouv. Tr. de Dipl. und *Ulr. Frid.* *Kopp*, Tachygraphia veterum exposita et illustrata. Vol. I—II (Manhem. 1817. 4., auch als Pars I — II. von deſſ. Palaeographia critica). Unter den teutſchen Urkundenſammlungen einer frühern Periode geben vorzüglich die in jeder Hinſicht für Geſchichts- und Urkundenkenntniß verdienſtlichen Origines Guelficae und *Ant. Ulr. ab Erath*, Codex diplomaticus Quedlinburgicus (Francof. 1764. fol.) vortreffliche Schriftproben aus dem Gebiete des Urkundenweſens. Unter den neuern Urkundenſammlungen liefert insbeſondere Heinr. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, 1 — 2. Bd., jeder in 2 Abth. (Freib. 1828 — 1829), einige gute Schriftproben, und zwar aus einer Periode, für welche es ſonſt verhältnißmäßig an dergleichen Abbildungen noch ſehr fehlt; nur iſt es zu bedauern, daß ſie zu wenig aus dem höhern Kreiſe des Urkundenweſens hervorgegangen ſind, und zum Theil von dem eigentlichen Schriftſtamme ihrer Zeit ſich zu weit entfernen, daher großentheils für die Schriftkunde im Allgemeinen nicht charakteriſtiſch genug ſind. Heinr. Joach Jäck, Viele Alphabete und ganze Schriftmuſter vom 8. bis zum 16. Jahrh., aus den Handſchriften der öffentl. Bibliothek zu Bamberg, 1 — 4. Heft (Leipz. 1833 — 1836. Fol.), iſt eine ſehr verdienſtliche Beiſpielſammlung für einen großen Theil der Schriftkunde, würde aber noch dankenswerther ſein, wenn der Verfaſſer nicht zu viele Tafeln mit bloßen graphiſchen Curioſitäten, z. B. den großen verzierten Buchſtaben, angefüllt, und dadurch das Werk, ohne weſentlichen Gewinn für den praktiſchen Nutzen deſſelben, vertheuert hätte. Auf die Angabe ſolcher Schriften, die nur einzelne Schriftdenkmale, zum Behufe ſpecieller Zwecke, abbilden oder beſchreiben, können wir uns hier nicht einlaſſen.

Digitized by Google

iſt kein ſtädtiſches Siegel vor dem 12. Jahrh. mit Beſtimmtheit nachzuweiſen, und was man von einzelnen ſtädtiſchen Siegeln aus dem 5—8. Jahrh. ſagen will, beruht entweder auf bloßer Muthmaßung, oder auf offenbarer Erdichtung. Siegel von Perſonen des Miniſterialen- oder niedern Adelſtandes finden ſich wenigſtens ſchon ſeit dem 13. Jahrh., als ſeitdem dieſer Stand ein geſetzliches Daſein erhielt; auch die Siegel ſtädtiſcher Patrizierfamilien kommen wenigſtens ſeit ebendieſer Zeit vor; bei Familien des gemeinen Bürger- oder Bauernſtandes wurde es dagegen erſt im 15. Jahrh. gebräuchlich, eigne Siegel zu führen; früher ließen ſie die von ihnen ausgeſtellten Urkunden entweder von ihrer Landes- und Ortsobrigkeit, oder von ihren Ortsgeiſtlichen, oder von andern angeſehenen, ein eignes Amts- oder Privatſiegel führenden Perſonen beſiegeln. Die Frauen höherer Stände führen erweislich ſchon ſeit dem Anfange des 13. Jahrh. ihre eigenthümlichen Siegel. Was die Namen betrifft, unter welchen die Siegel in den Urkunden angezeigt werden, ſo fehlt in den Merovingiſchen Urkunden dieſe Ankündigungsformel ganz [1]); es läßt ſich daher auch aus ihnen keine beſtimmte Benennung des Siegels angeben. Unter den Karolingern kam die Benennung annulus in Gebrauch, die ſich auch bis in das 10. Jahrh. erhielt, wiewol dazwiſchen manchmal die Benennungen imago und signum gebraucht wurden. Unter Otto II. kam das Wort Sigillum auf, das ſich von der Zeit an im vorherrſchenden Gebrauche erhalten hat. Nur für eine beſondere Art von Siegeln, wie hernach erwähnt werden wird, wurde der Name Bulla gebraucht. Das Wort Signum konnte für die Siegel nicht mehr gebraucht werden, ſeitdem man die Monogramme, welche gewöhnlich mit dieſem Worte angezeigt wurden, als einen nothwendigen Beſtandtheil der kaiſerl. Urkunden betrachtete, und imago, imaginis impressio, oder irgend ein anderer Ausdruck, findet ſich nur etwa noch als Seltenheit in ſolchen Fällen, wo man einen ungewöhnlichen Ausdruck ſuchte. Nach dem 12. Jahrh. möchte ſchwerlich eine andere Benennung, als Sigillum, mehr vorkommen; in teutſchen Urkunden wird daher auch keine andere, als die hieraus gebildete, Sigill, Ingeſiegel u. dgl. gebraucht.

Unter den mannichfaltigen Eigenſchaften der Siegel kommt zuerſt der Stoff, aus welchem ſie bereitet werden, in Betrachtung. Bis z. 16. Jahrh. herein kennen wir eigentlich nur zweierlei ſolcher Stoffe, nämlich Metalle und Wachs. Kreide oder andere weiche Erdarten (Lutum, Terra sigillata) ſind zwar bei den Alten als Siegelmaſſen gebräuchlich geweſen, kommen aber im Urkundenweſen nicht vor, und diejenigen Schriftſteller, welche Siegel von Kalk oder Thon geſehen haben wollen, mögen wol verwittertes Wachs dafür gehalten haben. Siegel aus Maſtix, Mehlteig u. dgl. ſind zum wenigſten ſo lange problematiſch, bis einem bewährten Urkundenkenner ein Stück dieſer Art an einer echten Originalurkunde vorgekommen ſein wird, was bis jetzt, ſo viel bekannt, noch nicht geſchehen iſt. Man hat das Wachs öfters mit verſchiedenen Subſtanzen vermiſcht, wodurch es eine ungewöhnliche Beſchaffenheit annimmt; dergleichen verändertes Wachs hat vielleicht zu dem Gedanken an jene fremdartigen Siegelmaterialien Anlaß gegeben.

Alle metallene Siegel pflegt man insgemein Bullen zu nennen, und dieſer Name iſt auf die Urkunden ſelbſt übergegangen, welche mit dergleichen Siegeln verſehen ſind. Die gewöhnlichſten Metalle, von welchen man dergleichen Bullen findet, ſind Gold und Blei. Die goldnen Bullen ſind durch Karl den Großen in das Urkundenweſen eingeführt und von ſeinen Nachfolgern, ſowol in der Kaiſer- als Königswürde, faſt ununterbrochen gebraucht worden; doch wurde der Gebrauch der goldnen Bullen immer als eine Seltenheit betrachtet, durch welche man nur Urkunden von ganz beſonderer Wichtigkeit und Perſonen oder Stiftungen, denen man eine beſondere Ehre erzeigen wollte, auszeichnete. Auch andere Monarchen, außer den römiſch-teutſchen Kaiſern, haben den Gebrauch der goldnen Bullen nachgeahmt, wie man deren von den byzantiniſchen Kaiſern, den Königen von Frankreich und England kennt. Das Daſein päpſtlicher goldener Bullen hat man ohne Grund geleugnet, doch gehören ſie zu den größten Seltenheiten. Unter der großen Menge päpſtlicher Bullen, die ich in mehren Archiven geſehen habe, kenne ich nur eine goldene, nämlich Papſt Pius' VI. Beſtätigungsurkunde des Erzherzogs Maximilian Franz von Öſterreich, als Coadjutor des Bisthums Münſter, vom J. 1780. Alle dieſe goldenen Bullen haben das mit einander gemein, daß ſie nicht maſſiv von Golde, ſondern hohl, und auf beiden Seiten mit Bildern oder Schrift verſehen ſind, worin ſie alſo mit dem Gepräge der Münzen übereinkommen, nur daß dieſe Bilder und Schriften in getriebener Arbeit beſtehen. Zuweilen iſt der innere hohle Raum mit Wachs ausgegoſſen. Von dieſer hohlen Beſchaffenheit iſt der Name der Bullen (Bulla, eine Blaſe oder Kapſel) eigentlich hergenommen. Silberne, eherne und zinnerne Siegel ſind nie in allgemeinem Gebrauche geweſen, ſondern erſcheinen nur einzeln, gleichſam als Curioſitäten, wenn man nicht etwa die Kapſeln, in welche wächſerne Siegel eingedrückt ſind, und welche freilich von allen dieſen Metallen, auch von Kupfer und Eiſenblech, vorkommen, mit den wirklichen Metallſiegeln verwechſelt. Deſto häufiger ſind die bleiernen Bullen, die zwar unter dieſem Namen allgemein bekannt ſind, ihn aber doch nur mit Unrecht führen, da ſie keine Bullen, d. h. nicht hohl ſind, ſondern aus dichten Bleiplatten beſtehen; ihre Bilder und Schriften können daher auch nicht, wie bei den goldenen Bullen, in getriebener Arbeit gefertigt ſein, ſondern ſie ſind auf beiden Seiten münzartig geprägt. Die bekannteſten bleiernen Bullen ſind die der Päpſte. Seitdem ein päpſtliches Urkundenweſen beſteht, iſt eine ganze Hauptclaſſe der päpſtlichen Urkunden mit ſolchen bleiernen Siegeln als ei-

1) Die Merovingiſchen Urkunden gedenken nur der königl. Unterſchrift, oder des Handzeichens, gemeiniglich mit den Worten: manus nostrae subscriptionibus oder subterscriptionibus decrevimus roborare. Eine einzige Urkunde Dagobert's II. vom J. 675, bei *Schoepflin*, Alsat. diplom. T. I. p. 4, ſagt: manu nostra *vel anulo nostro* subter eam decrevimus roborari; allein dieſe Urkunde iſt nicht ohne Verdacht ſpäterer Verfälſchung.

nem ſie weſentlich charakteriſirenden Merkmale verſehen, und führt davon ſelbſt den Namen der *päpſtlichen Bullen*, im Gegenſatze zu den mit Wachs geſiegelten Breven. Außer den Päpſten haben auch die byzantiniſchen Kaiſer mit Blei geſiegelt; auch von römiſch-teutſchen Kaiſern finden ſich einzelne Bleiſiegel, doch ſind dieſe von der allergrößten Seltenheit. Ferner bedienen ſich die Kirchenverſammlungen, die Patriarchen, ſowol der römiſchen als der griechiſchen Kirche, und die Ordensmeiſter des Templer- und Johanniterordens bleierner Siegel. Bei den Biſchöfen ſind ſie ſeltner, und erſcheinen nie in zuſammenhängender Reihenfolge; doch haben einzelne, namentlich in Teutſchland, ſich derſelben bedient, z. B. Biſchof Konrad von Halberſtadt, zu Anfange des 13. Jahrh. Von weltlichen Regenten ſind vornehmlich die alten Könige von Spanien und Sicilien und die Herzoge von Venedig wegen des Gebrauchs bleierner Siegel bekannt; bei Andern erſcheint derſelbe nur ausnahmsweiſe und als Seltenheit.

Das *Wachs* iſt bei weitem das gebräuchlichſte Material der Siegel. Urſprünglich und am häufigſten hat man ſich des *weißen Wachſes* bedient, das aber, ſowie man es jetzt an den Urkunden findet, durch das Alter eine braune Farbe angenommen hat. Erſt im 12. Jahrh. hat man, vielleicht aus Sparſamkeit, angefangen, das *rohe* oder *gelbe Wachs* an die Stelle des weißen zu ſetzen, doch ohne daß man auf den Gebrauch deſſelben einen beſondern Unterſchied begründete. Sonderbarer Weiſe kam man in Frankreich ſpäter auf den Gedanken, in dem Gebrauche des gelben Wachſes einen beſondern Vorzug des Königs und der königl. Familie zu finden, der andern Perſonen nur als eine beſondere Ehrenauszeichnung durch eigene Privilegien zugeſtanden wurde. In Teutſchland hat man aus dem gelben Wachſe nie etwas Beſonderes gemacht; es iſt nirgends als Regel eingeführt oder ausgeſchloſſen worden, und es ſcheint blos zufällige Gewohnheit zu ſein, wenn einzelne Städte ſich deſſelben in ihren größern Siegeln vorzugsweiſe bedienen; auch pflegen die von dem kaiſerl. Hofgerichte erlaſſenen Urkunden im 14. und 15. Jahrh. gemeiniglich mit gelbem Wachſe geſiegelt zu ſein. Das *rothe Wachs*, welches urſprünglich den byzantiniſchen Kaiſern eigen war, kommt im weſtlichen Europa ſchon in ältern Zeiten manchmal einzeln vor; eigentlich eingeführt wurde es aber in das teutſche Urkundenweſen unter Kaiſer Friedrich I., und ſo erſcheint es im 12. Jahrh. noch einzeln, ſowol auf kaiſerlichen, als auf biſchöflichen Urkunden. Der Gebrauch deſſelben hat ſich hernach fortgeſetzt, ohne daß man etwas Anderes, als etwa nur eine Verſchönerung der Siegel darin ſuchte; und erſt ſeit dem Ausgange des 14. Jahrh. kam man auf den Gedanken, mit dem Gebrauche des rothen Wachſes einen beſondern Vorzug zu verbinden, der ſogar Fürſten und Grafen durch eigene kaiſerl. Privilegien bewilligt wurde. Indeſſen kann man annehmen, daß, auch ohne dergleichen beſondere Privilegien aufweiſen zu können, ſeit dem 15. Jahrh. alle reichsſtändiſche Perſonen, ſowol geiſtlichen als weltlichen Standes, ſich des rothen Wachſes in ihren Siegeln bedienten. *Grünes Wachs* kommt ſeit dem 13. Jahrh. in Teutſchland, ohne beſondere Beziehung, auch bei Perſonen vor, welche ſich des rothen Wachſes bedienten; ſeitdem man aber, wie geſagt, aus dem letztern eine beſondere Auszeichnung machte, blieb der Gebrauch des grünen Wachſes ſolchen Perſonen und Corporationen überlaſſen, welche zum rothen nicht berechtigt waren. Man findet es daher in den Siegeln der mittelbaren Städte und Klöſter, des niedern Adels und des Bürgerſtandes, und zwar nicht, wie Gatterer meint, ſelten, ſondern vielmehr überaus häufig. *Schwarzes Wachs* findet ſich nur einzeln. Regelmäßig gebrauchten es, ſo viel man weiß, nur die Meiſter der geiſtlichen Ritterorden; außerdem wurde es, wie noch jetzt, nur in Trauerfällen angewandt. Siegel von andern Farben, z. B. von *blauem Wachſe*, oder *aus mehren Farben zuſammengeſetzt*, gehören zu den Einzelnheiten und zum Theil zu den diplomatiſchen Spielereien. Übrigens iſt der Gebrauch dieſer Siegel mit verſchiedenfarbigen Einlagen ſehr alt; es findet ſich z. B. in einem Reiterſiegel Philipp's von Valckenſtein vom J. 1264 in dem Schilde des Reiters das Schildeshaupt *roth eingelegt*.

Im 16. Jahrh. kamen die noch heutzutage gebräuchlichen Stoffe des ſogenannten *ſpaniſchen Wachſes* oder *Siegellacks* und der *Siegeloblaten* in Gebrauch. Kindlinger, der ſich viele Mühe gab, die Epoche des diplomatiſchen Gebrauchs dieſer Subſtanzen auszumitteln, fand das Siegellack auf einem Briefe zuerſt 1553 und unter einer Urkunde 1582; Oblatenſiegel an einem Briefe zuerſt 1571 und unter einer Urkunde 1579. Die Wohlfeilheit dieſer Subſtanzen und die Leichtigkeit, ſie zu handhaben, hat ſeitdem allmälig alle andern Siegelſtoffe aus dem gewöhnlichen Geſchäftsleben ganz verdrängt, und nur bei beſonders feierlichen und wichtigen Urkunden wird das Wachs noch beibehalten. Daß die päpſtliche Curie ihre Bleiſiegel unverändert beibehält, hängt mit der Stabilität des dortigen Kanzleiweſens auf das Innigſte zuſammen; wie denn auch am kaiſerl. Hofe die Anwendung der goldnen Bullen, in dazu geeigneten Fällen, bis auf die neueſten Zeiten fortgedauert hat. Indeſſen muß man die Maſſen der Siegel ſelbſt von den Kapſeln, welche blos zur Aufbewahrung derſelben dienen und von welchen ſpäterhin die Rede ſein wird, wol unterſcheiden.

Die *Geſtalt* der Siegel iſt ſehr mannichfaltig. 1) Die älteſte, natürlichſte und häufigſte iſt die *kreisförmige*. Dieſe haben alle Bullen und bei weitem die meiſten andern Siegel, ſowol geiſtlicher als weltlicher Perſonen. 2) *Oval* oder *länglich-rund* kommen nur wenige Siegel vor. Man findet dieſe Form hauptſächlich in den Siegeln der Kaiſer und Könige des Karolingiſchen Stammes und in den päpſtlichen Fiſcherringſiegeln; ſonſt nur einzeln und ſelten. 3) *Elliptiſch* nennt man diejenigen Siegel, bei deren Geſtalt zwar die länglich-runde Form zum Grunde liegt, doch ſo, daß ſie an den beiden ſchmalen Seiten, oben und unten, in eine Spitze zulaufen, oder, wie man es auch erklären kann, ſo, daß ihr Umfang aus zwei, in ſcharfen Winkeln an einander geſetzten Kreisausſchnitten gebildet wird. Siegel dieſer Art

haben vorzüglich die Geiſtlichen jedes Standes (nur mit Ausnahme der Päpſte und Concilien), nämlich Cardinäle, Biſchöfe, Äbte, Äbtiſſinnen, Capitel der Kathedral- und Collegiatkirchen und ihre Dignitarien, Kirchen aller Art, Pfarrer und andere Geiſtliche, denen von Amts wegen ein Siegel zukam, ſeit dem Ausgange des 12. Jahrh. geführt. In Teutſchland hat ſie ſich im 15. Jahrh. allmälig verloren und der Kreisform wieder Platz gemacht: die Cardinäle haben ſie indeſſen noch weit länger beibehalten; mir ſind wenigſtens Cardinalsſiegel in dieſer elliptiſchen Form noch aus dem 17. Jahrh. vorgekommen [2]). Für die Geiſtlichen war dieſe Form beſonders deshalb bequem, weil auf den Siegeln derſelben häufig aufrecht ſtehende Heilige und andere Verzierungen vorkommen, welche eine bedeutende Höhe bei verhältnißmäßig geringerer Breite erfodern. Selten haben Perſonen weltlichen Standes Siegel in dieſer Form geführt, und ich weiß mich, außer den Grafen von Arnsberg, bei denen ſie vorzüglich beliebt geweſen zu ſein ſcheint, nur weniger einzelner Beiſpiele dieſer Art zu erinnern. Zuweilen findet man auch ſo geſtaltete Städteſiegel, beſonders bei ſolchen Städten, welche unter geiſtlicher Oberherrſchaft ſtanden. So z. B. führt die Stadt Siegen (deren Beſitz vom 13. bis zum Anfange des 15. Jahrh. zwiſchen dem Erzbiſchofe von Cöln und den Grafen von Naſſau getheilt war) ein ſolches elliptiſches Siegel mit dem Bruſtbilde eines Biſchofs. 4) *Paraboliſch* nennt man diejenigen Siegel, welche dreieckig, an den Seiten etwas zugerundet und mit der Spitze nach Unten gekehrt ſind. Dieſe Figur ſoll urſprünglich einen Schild vorſtellen; auch findet ſich dieſe Form der Siegel nur bei den zum Schild gebornen Perſonen, und zwar gemeiniglich bei dem Adel im engern Sinne, d. h. bei Perſonen des Dynaſten- und ritterbürtigen Miniſterialenſtandes, ſeltner bei Grafen, und nie, ſo viel ich weiß, bei Fürſten. Auch Geiſtliche haben ſich ihrer nie bedient. Das ganze 13. und die erſte Hälfte des 14. Jahrh. hindurch ſind dieſe Siegel ungemein häufig; in den ſpätern Zeiten des 14. Jahrh. weichen ſie allmälig den runden Siegeln, und im 15. Jahrh. verſchwinden ſie ganz. Wenn bei einem ſolchen paraboliſchen oder dreieckigen Siegel die Ecken abgerundet ſind, ſo entſteht die Figur, welche man *birnförmig* genannt hat. Siegel dieſer Art gehören eben nicht zu den Seltenheiten.

Dieſes ſind die gewöhnlichſten Formen von Siegeln. Die dreieckigen Siegel, deren Ecken bogenförmig ſo eingekrümmt ſind, daß daraus die Geſtalt eines Kleeblattes hervorgeht, deſſen Spitze dann entweder nach Oben oder nach Unten gekehrt iſt; ferner die einem geraden oder verſchobenen Viereck, einem Fünf-, Sechs- oder Achteck ähnlichen Siegel, deren Seiten übrigens gerade oder gekrümmt ſein können, bilden keine eigene Claſſen von Siegeln, ſondern ſind blos als einzelne Seltenheiten und Spielereien zu betrachten [3]). Doch wurden die achteckigen und andere polygoniſche Siegel ſeit dem 16. Jahrh. beſonders durch den Gebrauch der in Ringe gefaßten Siegel gewöhnlich.

Eine beſondere Abart in Anſehung der Geſtalt bilden auch diejenigen runden oder elliptiſchen Siegel, die man *ſchüſſelförmige* nennt. Anſtatt daß nämlich ſonſt gewöhnlich das Bild und die Inſchrift des Siegels auf einer ebenen Fläche ſteht, ſind dieſe ſchüſſelförmigen Siegel ſo concav gearbeitet, daß ſich das Bild in einer Vertiefung und die Umſchrift auf einem erhaben hervorſtehenden Rande befindet. Dieſe Siegel ſind ebenfalls nie in allgemeinen Gebrauch gekommen, ſondern nur als Curioſität von einzelnen Perſonen, beſonders geiſtlichen Standes, gebraucht worden.

Die Art, wie die Siegel an den Urkunden befeſtigt wurden, betreffend, unterſcheidet man im Allgemeinen zweierlei Arten, nämlich die *aufgedruckten Siegel* (Sigilla impressa) und die *angehängten* (Sigilla pendula). Alle *Metallſiegel* ſind immer angehängt, und zwar die päpſtlichen und andern Bleibullen gemeiniglich mit hanfenen Schnuren; doch findet man ausnahmsweiſe auch päpſtliche Bullen mit geflochtenen Strängen von Seide verſchiedener Farben (gemeiniglich weiß, gelb und roth) angehängt. Die einzige mir bekannte päpſtliche goldene Bulle iſt mit einer ſeidenen, mit Silber und Gold durchwirkten Schnur angehängt. Die *Wachsſiegel* wurden in den älteſten Zeiten, bis gegen die Mitte des 12. Jahrh., durchgängig den Urkunden aufgedruckt, und zwar meiſtens unter dem Text, zur rechten Hand des Leſers, doch ſo, daß das Datum noch unter dem Siegel zu ſtehen kam. Indeſſen iſt dieſe Stelle für das Siegel nicht unabänderlich; man findet es zuweilen auch an der entgegengeſetzten Seite, oder in der Mitte; letzteres beſonders, wenn die Urkunde, im Verhältniſſe zu ihrer Länge, ſehr ſchmal iſt; und zuweilen ganz am äußerſten Ende der Urkunde. Das gewöhnliche Verfahren dabei war, daß man in das Pergament der Urkunde einen Kreuzſchnitt machte und das noch warme Siegelwachs durch dieſen hindurchdrückte, ſodaß ſich auf der Rückſeite der Urkunde eine Art Knopf bildete, welcher dazu diente, das Siegel feſtzuhalten. Zuweilen machte man aber auch mehre kleine Einſchnitte im Umfange des Siegels, durch welche ſich das Wachs durchdrückte, das man dann auf der Rückſeite der Urkunde zu einer Art von kleinen Haken herumbog; oder man heftete das Wachs mit ſchmalen Pergamentriemen an der Urkunde feſt, die man auf der Rückſeite derſelben zuſammenknüpfte. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. iſt der Gebrauch der aufgedruckten

---

2) In dem Liber Probationum ad Histor. Monast. S. Emmerami ſind auf der zweiten Kupfertafel dergleichen ungemein große Siegel des Cardinals Campegius vom J. 1524 und des Cardinals Contarenus vom J. 1541 abgebildet. Kurfürſt Albert von Mainz führte neben ſeinem großen kreisförmigen fürſtl. Siegel auch ein elliptiſches in ſeiner Würde als Cardinal.

3) Faſt von allen dieſen Formen finden ſich Beiſpiele in *Hueber*, Austria ex archiv. Mellic. illustr., z. B. ein viereckiges Tab. VII. Fig. 8, ein fünfeckiges Tab. XVI. Fig. 6, ſechseckige mit geraden Linien, und zwar die Spitze nach Oben gekehrt, Tab. XIV. Fig. 12. 20. Tab XVI. Fig. 5, eine Seitenlinie nach Oben gekehrt Tab. IX. Fig. 8, mit einwärts gekrümmten Seitenlinien Tab. XIII. Fig. 5, achteckige Tab. XXXVI. Fig. 4, 16 u. a. m.

Digitized by Google

Siegel in Teutſchland immer noch vorherrſchend, obgleich die angehängten neben ihnen aufkommen. (Das älteſte mir bekannte Sigillum pendulum findet ſich an einer Urkunde des münſterſchen Dompropſtes Reinald, nachmaligen Erzbiſchofs von Cöln, welche zwiſchen die Jahre 1156—1159 fällt.) In den beiden letzten Jahrzehnten des 12. Jahrh. fängt der Gebrauch der angehängten Siegel ſchon an, ſich immer mehr auszubreiten, und mit dem Anfange des 13. Jahrh. wird er der allgemein herrſchende, ſodaß von dieſer Zeit an die alte Form der aufgedruckten Siegel ganz verſchwindet. In Frankreich und England hat der Gebrauch der angehängten Siegel noch früher Eingang gefunden, und es ſind deren ſchon aus dem 10. und 11. Jahrh. bekannt. Das Anhängen der Siegel geſchah entweder mit geflochtenen Schnuren von Seide oder Wolle, oder, welches ſeltner iſt, mit einem geflochtenen, breitſchnurigen Bande, oder, welches am häufigſten, mit ſchmalen Pergamentſtreifen, die man entweder von dem untern Rande der Urkunde ſelbſt abſchnitt und an einer Seite an derſelben feſtſitzen ließ, während die andere das Siegel trug, oder die man verdoppelt durch einen Einſchnitt in dem untern Rande der Urkunde durchzog. Wenn an einer Urkunde ſich eine große Menge Siegel befinden, hat man zuweilen des beſchränkten Raumes wegen zwei oder drei Siegel unter einander an *einen* Pergamentriemen angehängt. Lederne Riemen, Saiten und andere Dinge zum Anhängen der Siegel ſind blos als einzelne Ausnahmen und Sonderbarkeiten zu betrachten. Beſteht eine Urkunde aus zwei zuſammengeſetzten Stücken Pergament, ſo hat man zuweilen an die Pergamentſtreifen, mit welchen die beiden Stücke zuſammengeheftet ſind, zugleich das Siegel befeſtigt. Seitdem es gewöhnlich wurde, Urkunden auf Papier zu ſchreiben, bei welchem das Anhängen der Siegel nicht ſo gut anwendbar war, als bei dem Pergament, kam auch das Aufdrucken der Siegel wieder in Gebrauch, und zwar beſtand das gewöhnliche Verfahren darin, daß man eine dünne Wachsplatte nahm, ein Stück Papier darüber legte und das Siegel darauf druckte. Zuweilen aber wurde auch das Siegel unmittelbar in das Wachs gedruckt und zum Schutze deſſelben, während es noch warm war, ein Stück Papier darüber gelegt. Siegel dieſer Art gewähren dann die ſonderbare Erſcheinung, daß ſie, mit dem Papiere betrachtet, ganz undeutlich und formlos erſcheinen, ſich aber ganz deutlich zeigen, ſobald man, was bei den meiſten mit großer Leichtigkeit geſchehen kann, das Papier herunterzieht. Manchmal erſcheinen ſolche aufgedruckte Siegel unmittelbar unter der Urkunde, manchmal aber auch auf der Rückſeite derſelben, was dann in der Urkunde durch die Formel: „Urkundlich unſeres zu Ruck aufgedruckten Inſiegels" u. dgl. angezeigt wird. Bei großen gerichtlichen Verhandlungen, die man auf mehre, der Länge nach an einander geheftete Stücke Papier oder Pergament ſchrieb, iſt gemeiniglich da, wo zwei Stücke an einander gefügt ſind, entweder nur auf einer oder auf beiden Seiten ein Siegel ſo aufgedruckt, daß es über beide Theile übergreift, um dadurch die Verbindung feſter und ſicherer zu machen und einer Trennung oder Verfälſchung beſſer vorzubeugen. Der Gebrauch des Siegellacks und der Oblaten geſtattete nicht füglich eine andere Anwendung, als die der aufgedruckten Siegel, und zwar letzterer unter Papier; daher es in den frühern Zeiten ihres Gebrauches nicht ganz leicht iſt, Oblatenſiegel von dünnen Wachsplatten zu unterſcheiden, deren Gebrauch ſich, neben jenen, noch weit in das 17. Jahrh. herein erhielt. Um die angehängten Siegel beſſer zu ſchützen, wurde es ſeit dem 15. Jahrh. gewöhnlich, ſie entweder mit einer ſchüſſelförmigen Umgebung von Wachs oder mit beſondern Kapſeln von verſchiedener Subſtanz zu verſehen. Gemeiniglich findet ſich beides zuſammen. Die ſchüſſelförmige Umgebung von Wachs wird auf die Weiſe gebildet, daß das in rothem, grünem oder ſonſt farbigem Wachſe abgedruckte Siegel in eine größere Maſſe von weißem oder gelbem Wachſe eingedruckt iſt, welche im Ganzen dieſelbe Form, wie das Siegel hat, aber ringsum mit einem breiten, ſchüſſelförmigen oder wulſtigen Rande weit über daſſelbe hervorſteht. Die Kapſeln, in welchen ſich die Siegel befinden, ſind entweder von Holz oder Metall. Entweder ſind ſie ſo eingerichtet, daß das Siegel darin frei liegt, ſodaß dann die Kapſel an einer Seite mit einem Einſchnitte verſehen iſt, in welchen das Band, womit das Siegel an der Urkunde feſthängt, hineinpaßt und durch den Deckel der Kapſel feſtgehalten wird, oder das Siegel iſt in die Kapſel hineingedrückt, ſodaß es, ohne ſelbſt zerſtört zu werden, nicht aus derſelben entfernt werden kann. Letzteres pflegt bei allen neuern angehängten Siegeln, z. B. den kaiſerlichen, der Fall zu ſein. Kapſeln der erſtern Art ſind gemeiniglich von Holz oder von Blech; Kapſeln der letztern Art hat man auch von Holz, ſie pflegen dann aber etwas zierlicher gearbeitet zu ſein; öfter ſind ſie von Kupfer, oder auch wol von Silber und vergoldet; zuweilen iſt das Wappen auf ihrer Außenſeite wiederholt, oder ſie ſind ſonſt mit Verzierungen verſehen. Werden Urkunden, die in Buch- oder Libellform geſchrieben ſind, mit angehängten Siegeln verſehen, ſo pflegt an der Schnur, welche zum Heften der Urkunde dient, zugleich das Siegel befeſtigt zu werden. Übrigens ſind alle angehängte Siegel, bis auf die neueſten Zeiten, wenn es keine Metallſiegel ſind, von Wachs. Daß man in eine angehängte Kapſel ein Siegel in Siegellack abdruckt, kommt zwar vor, iſt aber nur als eine Nachläſſigkeit zu betrachten.

Auch die Siegel, deren man ſich zum Verſchließen der Briefe bediente, konnten in ältern Zeiten, ehe man das Siegellack und die Oblaten kannte, nur aus Wachs verfertigt werden. Das Verſiegeln geſchah dann entweder ſo, daß man den Brief in eine Kapſel ſteckte, dieſe mit ſchmalen Pergamentriemen gleichſam zunähte und die zuſammengeknüpften Enden derſelben mittels des Siegels befeſtigte; oder man legte über die Ränder des zuſammengefalteten Briefes eine dünne Wachsplatte, auf welche man mittels einer Decke von Papier oder dünnem Pergament das Siegel aufdruckte, ebenſo wie es noch heute mit größern Oblatenſiegeln geſchieht; oder man heftete die Ränder des Briefes mit ſchmalen Pergamentſtreifen zuſammen und drückte auf dieſe das Siegel, das

dann erſt, wenn man jene durchſchnitt, entfernt werden konnte. Das letztere Verfahren wurde zur Sicherheit nöthig gefunden, weil das Wachs für ſich allein ſonſt leicht abſprang.

Der wichtigſte, in der Siegelkunde zu betrachtende Gegenſtand ſind die auf den Siegeln befindlichen Figuren. Dieſe ſind ſo zahlreich und mannichfaltig, daß man von ihnen unmöglich vollſtändig und in guter Ordnung ſprechen kann, ohne den reichhaltigen Stoff nach mehren Unterabtheilungen zu betrachten. Wir können aber die auf den Siegeln befindlichen Figuren überhaupt in fünf Claſſen bringen, nämlich: A. Menſchliche Figuren; B. Thier- und andere ſymboliſche Bilder; C. Gebäude; D. Wappen und E. willkürliche Zeichen.

A. Menſchliche Figuren. Dieſe bezeichnen entweder: a) Heilige, als Schutzpatrone der das Siegel führenden Perſonen oder Corporationen; b) die Inhaber der Siegel ſelbſt; c) andere menſchliche Perſonen, welche zu den Inhabern der Siegel in irgend einer Beziehung ſtehen, oder etwas für ſelbige Charakteriſtiſches andeuten.

Heilige finden ſich vornehmlich auf den Siegeln der Kirchen und der Städte, und zwar in großer Anzahl und Mannichfaltigkeit, ſodaß vielleicht kaum ein Heiliger von einigermaßen bedeutendem kirchlichem Anſehen exiſtirt, den man nicht auch in irgend einem Siegel finden ſollte. Chriſtus ſelbſt erſcheint in verſchiedenen Situationen auf Siegeln, z. B. am Kreuze, Maria und Johannes zur Seite, auf dem Siegel des ehemaligen Damenſtifts Keppel; über dem Regenbogen ſitzend mit den Attributen des Weltgerichts, auf dem größern Siegel des Stifts Corvey; als Salvator mundi, die Weltkugel im Arme haltend, oder mit den Attributen der Auferſtehung, findet man ihn auf den Siegeln verſchiedener Orden und Kirchen. Andere Heilige erſcheinen, bald in einfacher Zahl, bald zu mehren bei einander, ſo häufig, daß es unnöthig ſein würde, Beiſpiele anzuführen. Meiſtens ſtehen die Heiligen aufrecht; nur Maria wird, wo ſie allein erſcheint, mehrentheils auf einem Throne ſitzend, als Himmelskönigin abgebildet. Gemeiniglich werden ihnen nur die Attribute ihres etwanigen Märtyrerthums, ſo z. B. dem Apoſtel Paulus ein Schwert, Andreas ein Kreuz u. dgl. m. in die Hand gegeben, oder ſie halten einen Palmzweig, als allgemeines Zeichen des Märtyrerthums; auf einzelnen Siegeln findet man ſie aber auch in dem Zuſtande, in welchem ſie den Tod erleiden; ſo z. B. auf dem größern Siegel des Domcapitels zu Halberſtadt iſt Stephanus knieend vorgeſtellt, wie er von mehren umſtehenden Perſonen geſteinigt wird; oder es ſind andere, zu kirchlicher Bedeutung erhobene Scenen aus ihrem Leben vorgeſtellt; ſo gibt es z. B. ein Siegel des ſogenannten alten Domes zu Münſter, auf welchem Saulus (oder der nachmalige Paulus) dargeſtellt iſt, wie er vom Pferde ſtürzt und ihm oben in den Wolken ein mit Strahlen umgebenes Haupt erſcheint; der zahlreichen Vorſtellungen des Biſchofs Martin, wie er, noch als Soldat, ſeinen Mantel mit einem Bettler theilt u. dgl., nicht zu gedenken. Am häufigſten finden wir dieſe Heiligenſiegel von Domcapiteln, Klöſtern und Kirchen gebraucht; doch erſcheinen ſie auch nicht ſelten in den Siegeln der Städte, und zwar theils der Städte von hohem Alter, in deren Mitte ſich entweder eine bedeutende Kirche befand, oder die mit einer biſchöflichen Kirche in naher Verbindung ſtanden; ſo führt z. B. Soeſt, als der Sitz des vornehmſten cölniſchen Archidiakonats in Weſtfalen, ſeit den früheſten Zeiten, in denen es im Urkundenweſen erſcheint, den Apoſtel Petrus, als den Schutzheiligen der Kirche zu Cöln; Erfurt, wegen ſeiner engen Verbindung mit dem Erzſtifte Mainz, erweislich ſchon ſeit dem 12. Jahrh. den heil. Martin, als Patron der Kirche zu Mainz, im Siegel u. dgl. m., theils aber auch der jüngern Städte, welche ihr Stadtrecht von geiſtlichen Herren erhalten haben. Die Päpſte führen auf ihren Bleibullen die Köpfe der Apoſtel Paulus und Petrus; auf den Fiſcherringſiegeln den Apoſtel Petrus mit den Attributen eines Fiſchers, Netz und Kahn. Die Biſchöfe führen dagegen ſelten den Schutzheiligen ihrer Kirche in ihrem Siegel; nur dann geſchieht es — aber auch nicht in der Regel — wenn ein Biſchof zwar erwählt, aber noch nicht in den völligen Beſitz aller biſchöflichen Rechte eingeſetzt war, in welchem Falle er ſich Electus ſchrieb. So führt z. B. der im J. 1306 gegen Otto von Rittberg zu Münſter erwählte, aber nicht allgemein anerkannte Biſchof Konrad von Berg, als das einzige Beiſpiel in dieſem Biſthume, das aufrechtſtehende Bild des Apoſtels Paulus in ſeinem Siegel. Heilige auf den Siegeln weltlicher Herren ſind noch ſeltner. Ein Beiſpiel dieſer Art geben die Siegel der ehemaligen Herzoge von Venedig, auf welchen der Herzog vor dem Evangeliſten Marcus knieend vorgeſtellt iſt. Übrigens muß man dieſe Heiligenſiegel nicht mit einzelnen Gattungen der nachher zu erwähnenden Perſonenſiegel verwechſeln, welches in Anſehung der Heiligen, welche in kriegeriſcher Kleidung erſcheinen, leicht geſchehen kann. So könnte z. B. ein Siegel, welches den heil. Georg zu Pferde darſtellt, leicht für ein gewöhnliches Reiterſiegel, ein ſolches, welches den heil. Mauritius oder Victor (beide zu Fuß, aber in vollſtändiger Rüſtung) enthält, für ein Fußſiegel u. dgl. gehalten werden, da doch weder eigentliche Reiter- noch Fußſiegel mit Rüſtung von Perſonen geiſtlichen Standes gebraucht werden.

Siegel, welche den Inhaber des Siegels ſelbſt im Bilde führen, ſind ſehr zahlreich und mannichfaltig, und dabei von hohem Alter; denn die älteſten Siegel weltlicher Herren, die wir kennen, gehören in dieſe Claſſe. Man ſieht aber auf dieſen Siegeln: a) den Kopf oder das Bruſtſtück allein. Dieſes iſt der Fall zuerſt bei den älteſten, im neuern Urkundenweſen bekannten Wachsſiegeln, nämlich denen der fränkiſchen Könige des Merovingiſchen Stammes, und zwar zeigen dieſe den Kopf allein, mit dem Geſichte nach Vorn gewendet. Die Karolinger und ihre Nachfolger bis auf Konrad I. behielten dieſe Art der Siegel bei, nur ſtellten ſie das Geſicht von der Seite vor. Konrad I. fügte das Bruſtſtück mit Harniſch, Schild und Lanze hinzu; und ſo behielt man es bis auf Otto II. bei, worauf dieſer die königl. Inſignien an die Stelle der Waffen ſetzte und das Geſicht wieder,

Digitized by Google

wie die Merovinger, nach Vorn ſehend vorſtellte. Otto III. führte die ganze Figur ein, und ſeitdem ſind die bloßen Kopf- oder Bruſtſtücke aus den kaiſerl. Siegeln verſchwunden, und kommen ſpäter in denen der weltlichen Fürſten nur noch als einzelne Seltenheiten vor. Die Siegel der ältern Biſchöfe enthalten bis zum Anfange des 12. Jahrh. bloße, nach Vorn ſehende Bruſtbilder, ſeit dem 12. Jahrh. weichen ſie allmälig der ganzen Figur, welche, von der Mitte dieſes Jahrhunderts an, auf den biſchöflichen Siegeln die allein übliche bleibt. In der letzten Hälfte des 14. Jahrh. kommt wieder eine Art biſchöflicher Bruſtbildſiegel auf, indem das Bruſtbild des Biſchofs hinter dem Wappen deſſelben hervorſehend gezeichnet wird; doch haben ſich dieſe weder in allgemeinem, noch ſehr lange dauerndem Gebrauche erhalten. b) Die ganze Figur. Dieſe zeigt ſich: aa) auf einem Throne oder Seſſel ſitzend. Dieſe Art Siegel kann man Thronſiegel nennen. Sie werden gebraucht: a) von weltlichen Herren, und zwar ausſchließlich von Kaiſern und Königen, daher man ſie bei dieſen auch Majeſtätsſiegel zu nennen pflegt. Unter den römiſch-teutſchen Königen und Kaiſern iſt Heinrich II. der erſte, der auf dem Throne ſitzend vorgeſtellt wird (denn Otto III. ließ ſich zwar auch in ganzer Figur, aber ſtehend, abbilden). Die älteſten Thron- oder Majeſtätsſiegel ſind ſehr einfach gearbeitet. Seit dem ſogenannten großen Interregnum nahmen ſie, wie an Größe, ſo auch an künſtlicher Arbeit, bedeutend zu. Bis auf Sigismund war der Thron nur ein einfacher, altarähnlich gebauter Lehnſeſſel; Ludwig der Baier brachte zuerſt die Veränderung an, daß er ihm die aus ſeinem Familienwappen entlehnten Löwen zum Fußgeſtelle und zwei Adler als Seitenlehnen gab; Sigismund verſah den Thron mit einem kapellenartigen Aufſatze, und unter Friedrich IV. wurde das kaiſerl. Majeſtätsſiegel ſowol an Größe (von 7 Zoll im Durchmeſſer), als an künſtlicher Arbeit zu einem wahren Prachtwerke; doch war dieſer der letzte, der ſich eines Thronſiegels bediente; denn ſchon Maximilian I. führte ſtatt deſſen das bloße Wappen ein. Nur auf den goldnen Bullen wurden ſie ſeitdem beibehalten. Ähnliche Thron- oder Majeſtätsſiegel führen ſeit dem 11. Jahrh. auch die Könige von Frankreich, denen die von Spanien, Ungern, Böhmen, Polen u. a. nachfolgten. Von reichsſtändiſchen weltlichen Fürſtenhäuſern ſind ſie aus dem eigentlichen diplomatiſchen Zeitalter nicht bekannt; erſt in neuern Zeiten haben die weltlichen Kurfürſten angefangen, ſich ihrer bei feierlichen Ausfertigungen zu bedienen. b) Von Damen weltlichen Standes, doch in der Regel nur von ſolchen, deren Ehegatten oder Väter, ihrem Stande nach, ſich eines Thronſiegels bedienen konnten, alſo mit andern Worten, von den Gemahlinnen und Töchtern der Könige; letztere pflegten ſich aber ſolcher Thronſiegel auch dann zu bedienen, wenn ſie an Männer geringern Standes verheirathet waren. Siegel mit einer ſitzenden Figur von Frauen, die nicht königl. Abkunft oder in königl. Häuſer vermählt waren, gehören zu den Ausnahmen. Ein ſolches kommt z. B. von der Gräfin Mechtild von Bentheim im J. 1320 vor; ſie ſitzt auf einem Stuhle, in der rechten Hand einen Schild mit einer Roſe (ihrem lippiſchen Geburtswappen), auf der linken einen Falken haltend. c) Von Herren und Frauen geiſtlichen Standes. Seitdem die Biſchöfe den Gebrauch der bloßen Bruſtbildſiegel verlaſſen haben, im Allgemeinen alſo ſeit dem 12. Jahrh., erſcheinen ſie auf ihren größern Siegeln alle ſitzend; eben das iſt der Fall bei den gefürſteten Äbten, z. B. von Corvey. Das ältere Coſtüm iſt, daß der Biſchof in der rechten Hand den Biſchofsſtab, in der linken ein Buch, öfters mit einer lesbaren Inſchrift, hält; ſpäter, und zwar ſeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., wird es gewöhnlich, daß der Biſchof den Stab in der linken Hand hält, und die rechte, wie zum Segnen, hoch aufhebt. Man bemerkt an den biſchöflichen ebenſo, wie an den königlichen Siegeln, daß ſowol der Stuhl als der Ornat immer reicher und künſtlicher in der Zeichnung ausgeführt wird, obgleich ſeit der Mitte des 13. Jahrh. die Siegel an Umfange ſich bedeutend verkleinern. Gegen das Ende des 14. Jahrh. kommen dieſe Siegel außer Gebrauch und machen den bloßen Wappenſiegeln Platz; gleichſam als Erſatz hat man dieſen Anfangs noch zuweilen das biſchöfliche Bruſtbild aufgeſetzt, bis auch dieſes im 15. Jahrh. wieder verſchwindet. Biſchöfliche Thronſiegel haben ſich ſeitdem hauptſächlich nur in den größern Lehensſiegeln der geiſtlichen Kurfürſten, in dieſen aber auch bis auf die letzten Zeiten ihres Beſtehens, erhalten. Bei Äbtiſſinnen iſt der Gebrauch der Thronſiegel an keine beſtimmte Regel gebunden; wenigſtens ſcheint man dabei nicht allemal auf das Requiſit der fürſtl. Würde geſehen zu haben. bb) Zu Pferde ſitzend. Dieſes ſind die berühmten Reiterſiegel (Sigilla equestria), denen man, wegen ihrer ausgezeichneten Geſtalt, von jeher beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet hat. Wie ſchon früher gelegentlich erinnert wurde, muß man von ihnen die Heiligenſiegel unterſcheiden, auf denen ein Heiliger, z. B. der heil. Georg oder Martin, zu Pferde ſitzend vorgeſtellt iſt. Die eigentlichen Reiterſiegel, welche den Inhaber des Siegels ſelbſt reitend darſtellen, erſcheinen nur bei Perſonen weltlichen Standes, und zwar bei ſolchen, die zum Schilde geboren ſind, bei dieſen aber auch durch alle Stufen hindurch, vom Könige an bis zum ritterbürtigen Miniſterialen herab. Es iſt alſo ein Irrthum, wenn man den Gebrauch eines Reiterſiegels für ein Attribut der Landeshoheit anſehen will; denn ich habe Reiterſiegel im 13. und 14. Jahrh. von Perſonen gefunden, die nicht einmal zum unmittelbaren Reichsadel gehörten, und ſelbſt nie einen andern Rang, als unter dem landſäſſigen Miniſterialenadel, in Anſpruch nahmen, z. B. die münſterſche Familie von Münſter (de Monasterio) und andere ganz ähnlicher Kategorie. Umgekehrt aber haben auch Könige ſich der Reiterſiegel bedient, wie mir unter andern ein ſolches vom Könige Johann von Böhmen bekannt iſt; ungeachtet die Könige von Böhmen ſonſt auch wirkliche Thronſiegel führten. Am häufigſten werden freilich die Reiterſiegel bei Perſonen des Fürſten-, Grafen- und Dy-

Digitized by Google

n:ſtenſtandes geſunden. Sie ſcheinen ſchon im 11. Jahrh. aufgekommen zu ſein [4]), und haben ſich bis zum Anfange des 15. Jahrh. erhalten, wo ſie allmälig den bloßen Wappenſiegeln wichen; doch haben ſie ſich noch bis in die neuern Zeiten in den größern Lehensſiegeln der königlichen, kurfürſtlichen und reichsfürſtlichen Häuſer erhalten. Die älteſten Reiterſiegel ſind ſehr einfach und roh gearbeitet. Seit der Mitte des 13. Jahrh. nehmen ſie nicht nur an Größe, ſondern auch an Verzierungen und künſtlicher Arbeit auffallend zu. Der Reiter pflegt nicht nur im Schilde und zuweilen noch auf einer Fahne ſein Wappen zu führen, ſondern dies iſt auch mehrfach auf den Decken des Pferdes, und ſonſt, wo ſich Gelegenheit dazu findet, angebracht; auch ſind auf dem Helme des Reiters die gewöhnlichen Helmzierden des Wappens zu bemerken. Die neuern Lehensſiegel unterſcheiden ſich von den ältern Reiterſiegeln dadurch, daß der Reiter nicht den ganzen Raum des Siegels ausfüllt, ſondern im Verhältniſſe zur Größe des Siegels kleiner erſcheint, und dagegen mit den Wappen ſeines Hauſes in einzelnen Schilden kreisförmig umgeben iſt. Es gibt auch Damen-Reiterſiegel, die aber zu den ſeltenern gehören, und ſich von denen der Männer dadurch zu unterſcheiden pflegen, daß die Damen nicht gerüſtet ſind und gewöhnlich ſeitwärts zu Pferde ſitzen, alſo mit dem Geſichte nach Vorn gekehrt; auch wird den Damen gewöhnlich ein Vogel, eine Blume oder ein Spielwerk in die Hand gegeben. Im Dauniſchen Hauſe ſind Reiterſiegel von Frauen gewöhnlich, die eine Geiſel in der Hand führen. Auch minderjährige, noch nicht wehrhafte Söhne, die nicht ſelten auf Reiterſiegeln erſcheinen, pflegen einen Vogel oder etwas dem Ähnliches in der Hand zu halten. Eine beſondere Seltenheit iſt es, wenn eine Stadt ſich eines Reiterſiegels bedient, wie dies bei der Freiheit Wolfhagen der Fall iſt. Hier kann denn freilich durch den Reiter keine wirkliche, ſondern nur eine allegoriſche Perſon vorgeſtellt werden. In der Regel ſind die Reiterſiegel rund; ein paraboliſches Reiterſiegel gehört zu den ſeltenſten Erſcheinungen in der ganzen Diplomatik. ee) Stehend. Siegel dieſer Art nennt man Fußſiegel (Sigilla pedestria). Als Siegel weltlicher Herren, welche auf ihnen in vollſtändiger Rüſtung erſcheinen, gehören ſie zu den ſeltenern. Unter den Kaiſern iſt es blos Otto III., der ein Sigillum pedestre geführt hat, weil vor ihm die Bruſtbildſiegel gewöhnlich waren, und gleich nach ihm die Thronſiegel in Gebrauch kamen. Unter den weltlichen Fürſten- und Grafenhäuſern Teutſchlands gibt es einige, z. B. das aſkaniſche Haus Brandenburg, das Haus Waldeck, in denen die Fußſiegel gleichſam einheimiſch waren; in den meiſten andern ſind ſie ganz ohne Beiſpiel. Auch bloße Ritter haben ſich ihrer, doch ſeltner als der Reiterſiegel, bedient. Dagegen gehören die meiſten Siegel der Damen weltlichen Standes in dieſe Claſſe. Wie auf den Reiterſiegeln, erſcheinen auch auf den Fußſiegeln die Damen nicht gerüſtet, ſondern in gewöhnlicher Frauenkleidung, mit einer Blume oder etwas Ähnlichem in der Hand. Das Wappen ſteht ihnen gemeiniglich zur Seite. Eine eigene Art Fußſiegel findet ſich zuweilen bei jüngern Söhnen gräflicher und ritterlicher Geſchlechter; da ſieht man nämlich den Inhaber des Siegels, gerüſtet, bis etwas über die Kniee auf einem Thurme oder einer Burgzinne ſtehen. Das eigentliche Gebiet der Fußſiegel ſind die Siegel geiſtlicher Herren und Frauen nicht fürſtlichen Standes; wenigſtens iſt mir von teutſchen Biſchöfen und gefürſteten Äbten kein Beiſpiel eines Fußſiegels bekannt, wenn man nicht die Heiligenſiegel mit denen, welche den Inhaber ſelbſt vorſtellen ſollen, verwechſelt. Die ungefürſteten Äbte, ſowol reichsfreie als mittelbare, erſcheinen dagegen auf ihren Siegeln ſtehend; ebenſo die Äbtiſſinnen, wiewol bei letztern der Unterſchied, welchen die fürſtliche Würde im Gebrauche der Thronſiegel hervorbringt, wie dies ſchon bei dieſen erinnert wurde, nicht ſo genau beobachtet zu werden pflegt. Die Geſtalt der Fußſiegel iſt entweder rund oder elliptiſch.

Außer den Inhabern der Siegel findet man aber auch nicht ſelten andere menſchliche Perſonen auf den Siegeln vorgeſtellt, die zu den Inhabern derſelben in einiger Beziehung ſtehen. So erſcheinen auf Städteſiegeln häufig Bildniſſe von Biſchöfen, zur Erinnerung, daß der betreffenden Stadt ihr Stadtrecht von einem Biſchofe ertheilt wurde. Die Univerſität Wittenberg führt das Bildniß des Kurfürſten von Sachſen, Friedrich's des Weiſen; ebenſo die Univerſität Halle das Bildniß Friedrich's III. als Kurfürſten von Brandenburg (des nachmaligen erſten Königs von Preußen) in ihrem Siegel, zur Erinnerung an dieſe Fürſten als ihre Stifter. Zuweilen wird durch die menſchliche Figur etwas für den Inhaber des Siegels Charakteriſtiſches angedeutet. So ſieht man z. B. auf dem Siegel des Conciliums zu Baſel die Köpfe mehrer Geiſtlichen jeden Standes, vom Papſte mit der dreifachen Krone bis auf Mönche verſchiedener Orden herab, als bildliche Darſtellung der Kirchenverſammlung; auf verſchiedenen ältern Univerſitätsſiegeln ſieht man ſymboliſche Darſtellungen der vier Facultäten in menſchlicher Geſtalt; das gewöhnliche Rectoratsſiegel der Univerſität Erfurt ſtellte den Rector in ſeinem Ornate mit einem neben ihm ſtehenden Knaben vor, durch welchen ein neu aufzunehmender Student angedeutet werden ſollte u. dgl. m.

B. Thier- und andere ſymboliſche Bilder, die nicht zu den eigentlichen Wappen gehören. Es iſt bekannt, daß verſchiedenen Heiligen gewiſſe Thiere als Embleme beigegeben werden, und dieſe finden ſich denn auch zuweilen auf Siegeln, wo ſie gleichſam die Stelle jener Heiligen ſelbſt vertreten. So führte die ehemalige medicíniſche Facultät zu Erfurt in ihrem Siegel einen geflügelten Ochſen, als das Sinnbild des Evangeliſten Lucas, des Patrons der Ärzte. Hierher gehört auch das Siegel des ehemaligen (Johannes dem Täufer geweihten) Kloſters Bergen, auf welchem ſich das bekannte Emblem des Lammes mit der Siegesfahne befindet, aus deſſen Bruſt aber ein Blutſtrom ſich in einen davorſtehenden Kelch

4) Das älteſte mir bekannte Reiterſiegel iſt das des Pfalzgrafen Heinrich am Rhein vom J. 1093, abgebildet in Günther's Cod. diplom. T. I. Tab. III. Fig. XI.

ergießt. Zuweilen enthalten dergleichen ſinnbildliche Figuren Anſpielungen auf einen Namen, und ſo finden ſie ſich häufig in den Siegeln der Städte. So führt die Stadt Coesfeld (von den Alten Cusfeld geſprochen und geſchrieben) einen Kuhkopf, die Stadt Aſchersleben einen Baum (eine Eſche) in ihrem Siegel u. dgl. m. Dieſe letztere Art ſymboliſcher Figuren iſt dann ſehr nahe mit den eigentlichen Wappen verwandt. Auch die Siegel der ältern Notarien pflegen dergleichen ſymboliſche Figuren zu enthalten, die entweder eine Anſpielung auf den Namen ihrer Inhaber, oder auf einen Denkſpruch, oder willkürliche Gegenſtände betreffen.

C. Gebäude. Auf den meiſten Städteſiegeln finden ſich Mauern mit Thürmen und Thoren, meiſtens aber noch mit beſondern Abzeichen. Seeſtädte, z. B. die Stadt Amſterdam, führen ein Schiff in ihrem Siegel. Kirchen findet man in den Siegeln vieler Domcapitel, Klöſter, Pfarrkirchen und anderer geiſtlicher Inſtitute, theils das ganze Siegel ausfüllend, theils nach der bekannten Vorſtellung, wo der Stifter einer Kirche ſie in der Hand hält; ſo z. B. auf dem Siegel des Stiftes Kappenberg halten die beiden Stifter deſſelben, die Grafen Gottfried und Otto, knieend die Kirche gemeinſchaftlich in den Händen, um ſie den darüberſchwebenden Schutzheiligen derſelben gleichſam darzubringen.

D. Wappen. Dieſe ſind unter allen auf Siegeln vorkommenden Bildern bei weitem die zahlreichſten und mannichfaltigſten, und haben ſich nicht nur am allgemeinſten, ſondern auch am längſten im Gebrauche erhalten, nachdem andere Arten von Siegeln, wie die Reiterſiegel und überhaupt alle Perſonenſiegel, mit wenigen Ausnahmen, außer Gebrauch gekommen waren. Es würde hier der Ort ſein, von den Wappen im Allgemeinen und im Einzelnen ausführlicher zu ſprechen; da man aber bis jetzt noch gewohnt iſt, die Wappenkunde als eine beſondere Disciplin zu betrachten, ſo möchte es eine ungebührliche Ausdehnung der Siegelkunde ſcheinen, wenn wir uns hier zugleich auf eine ſpecielle Wappenkunde einlaſſen wollten; wir ſetzen alſo die letztere als bekannt voraus, und halten uns hier nur an das, was von dem Gebrauche der Wappen in Siegeln vorzugsweiſe zu ſagen iſt. Vor dem 13. Jahrh. möchte ſich wol ſchwerlich der Gebrauch erblicher Familienwappen auf Siegeln nachweiſen laſſen; im 13. Jahrh. aber zeigen ſie ſich nicht nur ſchon ſehr früh, ſondern werden auch ganz allgemein. Im 14. Jahrh. wird es ſchon allmälig Sitte, zwei oder mehre Wappen zu combiniren; doch ſind in dieſem Jahrhunderte die meiſten Wappen noch einfach; im 15. Jahrh. aber nimmt der Gebrauch der zuſammengeſetzten Wappen ſo überhand, daß bei Perſonen höhern Standes, d. h. vom Grafen aufwärts, die einfachen faſt zur Seltenheit gehören. Die Kaiſer haben in den frühern Jahrhunderten ihrem Thronſiegel kein Familienwappen beigefügt; wol aber machte Ludwig von Baiern den Anfang damit, die Löwen ſeines Familienwappens als Zierden am Fuße des Thrones und den römiſchen Adler zur Seite deſſelben anzubringen. In dem erſtern ahmten Günther von Schwarzburg und Rupert von der Pfalz, welche gleichfalls Löwen zum Familienwappen hatten, ihm nach. Karl IV. brachte zuerſt den kaiſerl. Adler und ſein böhmiſches Hauswappen in beſondern Wappenſchildern auf ſeinem Thronſiegel an. Sigismund ſetzte ſchon mehre Wappenſchilder ſeines Kaiſer- und Stammwappens an die Seiten ſeines Thronſiegels, und dies geſchah in noch größerer Anzahl von Albrecht II. und Friedrich IV., wo ſie ſich zu einem völligen Kreiſe ausdehnen. Die geiſtlichen Fürſten fingen erſt gegen die Mitte des 14. Jahrh. an, Wappen auf ihren Thronſiegeln anzubringen, und zwar ſteht dann gemeiniglich auf zwei kleinen ſchwebenden Schilden das Stiftswappen rechts, das Familienwappen links (von dem ſitzenden Biſchofe gerechnet); doch findet man zuweilen auch das Wappen zu den Füßen des Biſchofs ſtehend, oder auf andere willkürliche Weiſe angebracht. Früher als die Biſchöfe haben Mitglieder der untergeordneten Geiſtlichkeit, die aus wappenfähigen Häuſern entſproſſen waren, ihren kirchlichen Inſignien ihre Familienwappen beigefügt. So iſt z. B. auf dem Siegel des Grafen Ekbert von Bentheim, Vicedoms zu Münſter (1320), der aufrechtſtehende heil. Paulus mit den Kugeln des Bentheim'ſchen Wappens umgeben. Auf den Reiter- und Fußſiegeln weltlicher Herren iſt das Wappen in der Regel auf dem Schilde angegeben; bei den erſtern iſt es, wie ſchon früher bemerkt wurde, auch ſonſt auf mancherlei Weiſe angebracht. Auf Städteſiegeln, wo der größte Theil des Siegels durch eine Mauer ausgefüllt wird, iſt das eigentliche Wappen gemeiniglich unter dem Thore angebracht. Wo das Wappen das Siegel ganz, oder doch dem größern Theile nach ausfüllt, da ſteht es bei runden Siegeln gemeiniglich in einem beſondern Schilde; wo das Wappen in einem Thierbilde beſteht, da nimmt es zuweilen auch ohne Schild die Fläche des Siegels ein. So findet man z. B. auf ältern braunſchweigiſchen Siegeln den Löwen; auf den Siegeln der alten Herren von Steinvord den Schwan, frei ſtehend, ohne Schild, die ganze Fläche einnehmend. Paraboliſche Siegel ſollen ſelbſt den Wappenſchild vorſtellen; auf ihnen iſt alſo das Wappen, es mag nun in einer bloßen Theilung des Schildes, oder in einer Figur beſtehen, nie in einen beſondern Schild geſetzt, ſondern es füllt die Fläche des Siegels unmittelbar aus, und iſt nur mit einem Rande verſehen, in welchem die Umſchrift ſteht. Bei combinirten Wappen war der frühere Gebrauch, zwei oder mehre Schilde, mit den Wappen der einzelnen Provinzen, neben einander zu ſtellen. Waren es nur zwei Schilde, ſo ſtehen dieſe entweder aufrecht neben einander, und dann wol ein gemeinſchaftlicher Schildhalter dahinter; oder ſie ſind ſchräg an einander gelehnt, ſodaß in der Mitte zwiſchen ihnen ein Ausſchnitt bleibt. Drei Schilde ſind gemeiniglich in Geſtalt eines Kleeblattes gegen einander geſtellt; ſind ihrer mehr als drei, ſo pflegt einer, etwas größer als die andern, in der Mitte zu ſtehen, und die übrigen ſind dann, in einer, ihrer Zahl angemeſſenen Figur, um ihn her geordnet. Schon ſeit dem 14. Jahrh. findet ſich zwar einzeln auch der Gebrauch, die Wappen durch Theilung der Schilde zu combiniren, und auf dieſe Weiſe in einem einzigen Schilde

mehre Felder anzubringen; doch wird dies erſt im 16. Jahrh. allgemein herrſchende Sitte. Eine beſondere Art der Zuſammenſetzung, die man im 14. Jahrh. zuweilen bei den Siegeln verheiratheter Damen findet, beſteht darin, daß der Schild geſpalten iſt und das Wappen des Vaters und des Gemahls der betreffenden Dame, jedes zur Hälfte, mit einander verbindet. Wo das Wappen in einem Schilde auf dem Siegel ſteht, da iſt dieſer meiſtens auch mit dem Helme und deſſen Helmzierden bedeckt; es finden ſich aber auch Siegel, beſonders aus der letztern Hälfte des 13. Jahrh., welche blos den Helm mit ſeinen Zierden, ohne das eigentliche Wappen, enthalten. Von dieſen ſind die den bloßen Helm enthaltenden Secretſiegel, deren ſpäter gedacht werden wird, und die ſich noch im 15. Jahrh. finden, noch zu unterſcheiden. Eine Seltenheit iſt es auch, wenn das in ein Wappen gehörige Thierbild, ohne Wappenſchild auf der Fläche des Siegels ſtehend, mit dem Helme bedeckt iſt. So gibt es ein Siegel eines Grafen von Regenſtein aus der erſten Hälfte des 14. Jahrh., auf welchem ſich ein Löwe befindet, deſſen Kopf den Regenſtein'ſchen, mit einem Hirſchgeweihe bedeckten Helm trägt, woraus auf den erſten Anblick die ſeltſame Figur eines gehörnten Löwen entſteht. In ſpätern Zeiten, wo die Wappen ſelbſt complicirter wurden, pflegte man ſie auch auf den Siegeln mit Schildhaltern und andern Verzierungen auszuſtatten. Übrigens ſind alle zum Schilde geborne Perſonen auch berechtigt, Wappen zu führen; wir finden daher erbliche Familienwappen bei allen, zum höchſten, hohen und niedern Adel gehörigen Perſonen, von den Kaiſern und Königen an bis zu dem ritterbürtigen Lehensadel herab; ja auch die ſtädtiſchen Patrizierfamilien haben erweislich ſchon im 13. Jahrh. ihre Wappen geführt. Geiſtliche führten, die Familienwappen ausgenommen, die ihnen als Abkömmlingen ritterbürtiger oder anderer höher berechtigter Familien zukamen, ein eigenthümliches Wappen nur dann, wenn mit ihrer Würde ein reichsſtändiſcher Territorialbeſitz verbunden war.

E. Willkürliche Zeichen. Perſonen, welche zur Führung eines Wappens berechtigt waren, haben zuweilen, aus beſondern Gründen, anſtatt derſelben andere willkürliche Figuren in ihre Siegel aufgenommen, zuweilen auch neben ihren eigentlichen Wappen ſich noch gewiſſer beſonderer Zeichen bedient. Letzteres iſt unter Andern dann der Fall, wenn in einem Hauſe gleichzeitig zwei Perſonen gleiches Namens lebten, die ihre Siegel durch beſondere, neben dem Wappen angebrachte, willkürliche Zeichen unterſchieden. So lebten z. B. gegen das Ende des 13. Jahrh. gleichzeitig zwei Grafen Günther von Kevernberg, deren Siegel beide das gewöhnliche Kevernberg'ſche Wappen, einen Löwen, führen, ſich aber dadurch unterſcheiden, daß zu jeder Seite des Wappenſchildes der eine einen Drachen, der andere eine Lilie anbringt. Das eigentliche Gebiet für die willkürlichen Zeichen findet ſich aber in den Siegeln der Perſonen des niedern Bürger- und Bauernſtandes. Seit dem 15. Jahrh. iſt es auch unter dieſen ganz gewöhnlich, daß ſie ihre eignen Privatſiegel führen und den Urkunden, die ſie ausſtellten, oder bei denen ſie Zeugen waren, beidrucken; da ſie aber keine Familienwappen führen durften, ſo ſetzten ſie entweder die Anfangsbuchſtaben ihres Namens, oder andere willkürliche Züge, oder die Figuren ihrer Handwerksgeräthe u. dgl. in ihre Siegel. In der Regel haben dergleichen willkürlich angenommene Siegel, eben weil ihr Gebrauch auf bloßer Willkür beruht und ohne geſchichtliche Beziehungen iſt, auch keine wiſſenſchaftliche Bedeutung, und es iſt bei der Beſchreibung der Urkunden, an denen ſie vorkommen, kaum nöthig, mehr als ihr Daſein zu bemerken. Indeſſen darf man ſie doch nicht ganz vernachläſſigen, theils weil es für die Culturgeſchichte einzelner Gegenden nicht ohne Intereſſe iſt, zu wiſſen, um welche Zeit daſelbſt der Gebrauch eigenthümlicher Siegel bei Perſonen des Bürger- und Bauernſtandes Eingang gefunden, theils auch, weil einzelne, Anfangs willkürlich angenommene Zeichen ſich in gewiſſen, ſpäterhin zu höherer Bedeutung gelangten Familien in erblichem Gebrauche erhalten, und dadurch eine den Wappen ähnliche Geltung erlangt, oder zu wirklichen Familienwappen den Grund gelegt haben.

Außer den Figuren ſind nun auch die Inſchriften der Siegel zu bemerken. Gemeiniglich ſind dieſe als Umſchriften geſetzt, ſodaß kürzere Inſchriften zu beiden Seiten, längere im ganzen Umkreiſe des Bildes ſtehen. Die gewöhnliche Umſchrift beſteht in dem Namen und Titel der Perſon oder Corporation, welcher das Siegel angehört. Zuweilen ſind dieſe in einen Segenswunſch eingekleidet; ſo haben z. B. die Siegel Ludwig's des Frommen die Umſchrift: **XPe protege Hludovicum imperatorem.** Heiligenſiegel führen zuweilen nur den Namen des dargeſtellten Heiligen als Inſchrift, z. B. das älteſte Siegel des münſterſchen Domcapitels, mit dem Bruſtbilde des Apoſtels Paulus und der Beiſchrift: **Scs. Paulus apls.** Stadtſiegel werden gewöhnlich, als **Sigillum Civitatis, Civium, Burgensium, Opidanorum etc.**, angegeben; zuweilen aber iſt auch hier der Name der Stadt in einen Denkſpruch eingekleidet, z. B. auf dem ältern Siegel der Stadt Erfurt: **Erphordia fidelis est filia Moguntinae sedis.** In den frühern Zeiten ſind die Umſchriften der Siegel gemeiniglich ſehr kurz; ſpäter, als man längere und zuſammengeſetztere Titel annahm, reichte oft eine Reihe der Umſchrift nicht hin; man half ſich dann entweder damit, daß man die in der Umſchrift nicht unterzubringenden Worte zur Seite des Bildes ſetzte; ſo hat z. B. das Majeſtätsſiegel an einer Urkunde Kaiſer Friedrich's II. vom J. 1234 die Umſchrift: **Fridericus Di Gra Imperator Romanorum Semp August** †, und zu den Seiten des Thrones ſtehen die Worte: **Rex Jerlm**, welche wahrſcheinlich ſpäter erſt in den Siegelſtempel eingegraben wurden; oder man ſetzte die Umſchrift in zwei oder mehr Zeilen, wie dies auf den kaiſerl. Siegeln von Friedrich IV. an der Fall iſt. Im 15. Jahrh. wurde es auch gewöhnlich, die Inſchrift der Siegel nicht auf den Rand, ſondern in Geſtalt eines fliegenden Bandes zwiſchen die Figuren zu ſetzen; und man bediente ſich dieſer Form vorzüglich da, wo das Wappen aus mehren einzelnen Schilden zuſammengeſetzt iſt, die eben

Digitized by Google

durch jenes Band, auf welchem ſich zugleich die Umſchrift befindet, gleichſam zuſammengehalten werden. Zuweilen finden ſich auch auf dem Siegel ſelbſt noch Schriften verſchiedener Art; z. B. auf den ältern biſchöflichen Thronſiegeln, wo der ſitzende Biſchof ein geöffnetes Buch in der Hand hält, ſtehen auf dieſem die Worte: Pax vobis, oder etwas Ähnliches. Von beſondern Inſchriften der kaiſerl. Siegel wird hernach, bei der ſpeciellen Betrachtung der letztern, die Rede ſein.

Die Größe der Siegel iſt an ſich von keiner weſentlichen Bedeutung, und man findet im 13. Jahrh. Siegel von Dynaſten oder einfachen Rittern, welche denen der Fürſten, ja der Könige an Größe wenig nachgeben. Sowie man aber bis zum 13. Jahrh. die Siegel allmälig immer mehr vergrößert hatte, ſo fing man im 14. Jahrh. an, ſie allmälig wieder zu verkleinern, beſonders ſeitdem zugleich die runde Form die allgemein übliche wurde; nur die kaiſerl. Majeſtätsſiegel erhielten ſich fortwährend in bedeutender Größe. Seit dem 14. Jahrh. wurde es aber, ſowol bei den Königen und Kaiſern, als bei andern geiſtlichen und weltlichen Fürſten üblich, ſich mehrer Siegel von verſchiedener Größe und Geſtalt zu bedienen, und dann, nach Maßgabe der Wichtigkeit ihrer Ausfertigungen, ſich bald des größern, bald des kleinern zu bedienen. Die kleinern Siegel pflegen auch, weil man ſich ihrer zum Verſiegeln der gewöhnlichen Briefe bediente, Secretſiegel (Secretum), die der Biſchöfe und Domcapitel insbeſondere, weil ſie gewöhnlich bei Rechtshändeln angewandt wurden, Cauſalſiegel (Sigillum ad causas) genannt zu werden. Bei den weltlichen Fürſten und alten Grafenhäuſern unterſcheidet ſich das Secretſiegel gemeiniglich dadurch von dem größern Siegel, daß letzteres das vollſtändige Wappen, jenes aber nur den Helm führt, daher man es auch wol das Helmſiegel (Galea) genannt findet. Die kaiſerl. kleinern Siegel unterſcheiden ſich, ſo [illegible]e die Thron- oder Majeſtätsſiegel noch gebräuchlich waren, von letztern weſentlich dadurch, daß ſie blos den königlichen oder kaiſerlichen Adler enthalten. Dieſe kleinern Siegel waren es nun, die man auch oft auf die Rückſeite der großen Siegel zu drucken pflegte, wo ſie dann als Gegen-, Rück- oder Contraſiegel (Contrasigilla) erſcheinen. Durchgängig ſind aber dieſe Contraſiegel mit den Secretſiegeln nicht einerlei; auch findet man Contraſiegel ſchon in ſehr frühen Perioden, wo man die kleinern Siegel, welche ſpäter zugleich als Contraſiegel erſcheinen, noch nicht einzeln an Urkunden gefunden hat, und wo überhaupt der Unterſchied des Gebrauches größerer und kleinerer Siegel an den Urkunden nicht gewöhnlich iſt. An den Siegeln der lombardiſchen Fürſten will man ſchon im 10. Jahrh. Contraſiegel gefunden haben; in England und Frankreich findet man ſie im 11. Jahrh.; in Teutſchland werden ſie dagegen erſt zu Anfange des 13. Jahrh. gebräuchlich. Im 15. Jahrh. erſcheinen an den großen Majeſtätsſiegeln Kaiſer Sigismund's und Friedrich's IV. Rückſiegel, welche mit der Hauptſeite von völlig gleicher Größe ſind. Solche Siegel, an denen Vorder- und Rückſeite in gleicher Größe bedruckt ſind, pflegt man dann münzartige Siegel zu nennen. Außerhalb Teutſchland ſind dergleichen münzartige Siegel ſchon Jahrhunderte früher gebräuchlich geweſen, jedoch bei weitem nicht von ſo ausgezeichneter Größe, wie die der gedachten Kaiſer, und mit der Eigenheit, daß die Titelinſchrift der Vorderſeite auf der Rückſeite fortgeſetzt wird. Zu den münzartigen Siegeln gehören übrigens auch alle Metallſiegel oder Bullen. Überhaupt verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Gebrauch der Rückſiegel vorzugsweiſe bei angehängten Siegeln ſtattfindet, weil bei den aufgedruckten Siegeln die Rückſeite auf der Urkunde ſelbſt feſtſitzt. Es iſt zwar in dem Falle möglich, auch bei einem aufgedruckten Siegel ein Rückſiegel anzubringen, wenn der auf die Rückſeite der Urkunde durchgedruckte Theil des Wachſes groß genug iſt, um einen beſondern Eindruck anzunehmen; und in der That ſind die aufgedruckten Siegel der lombardiſchen Fürſten aus dem 10. Jahrh., deren vorhin ſchon gedacht wurde, ſo beſchaffen; doch hat man ſich ſpäter, und namentlich in Teutſchland, auf dieſes Verfahren nicht eingelaſſen, und das durchgedruckte Wachs auf der Rückſeite der Urkunde nicht weiter beachtet; wenigſtens würde ein auf der Rückſeite bedrucktes Sigillum impressum in Teutſchland eine große Seltenheit ſein.

Nach dieſem allgemeinen Abriſſe der geſammten Siegelkunde wird es nicht unnütz ſein, das Siegelweſen der teutſchen Könige und Kaiſer und das der Päpſte beſonders zu betrachten, und die dahin gehörigen, in der allgemeinen Siegelkunde ſchon hier und da beiläufig angeführten Bemerkungen mit dem, was ſonſt noch darüber ſpeciell zu ſagen iſt, unter gemeinſchaftliche Geſichtspunkte zuſammenzufaſſen. Was nun zuvörderſt das kaiſerl. Siegelweſen betrifft, ſo iſt ſchon erinnert worden, daß die ältern Kaiſer ſich in ihren Siegeln eines bloßen Kopfbildes, mit dem Diadem geſchmückt, bedienten, welches Konrad I. zu einem mit Waffen gerüſteten Bruſtbilde erweiterte, dem Otto II. anſtatt der Waffen die Inſignien der Königswürde, Scepter und Reichsapfel, gab; Otto III. ſetzte an deſſen Stelle ein Sigillum pedestre, und Heinrich II. führte das Thronſiegel ein, was bis auf Friedrich IV. ununterbrochen beibehalten wurde. Unter die wichtigſten Veränderungen, außer denen, welche ſchon früher verſchiedentlich bemerkt wurden, gehört zuvörderſt die, daß Ludwig von Baiern auf ſeinen kaiſerl. Siegeln ſich zuerſt eines Rückſiegels bediente, welches einen einfachen fliegenden Adler vorſtellt, mit der Umſchrift: Juste judicate filii hominum. Günther von Schwarzburg behielt auf den wenigen Urkunden, die wir von ihm als römiſchem Könige haben, dieſes Rückſiegel bei; Karl IV. führt es auf ſeinen königl. Urkunden nicht, nahm es aber auf den kaiſerl. wieder an. Dieſe Rückſiegel pflegen mit rothem Wachſe eingedruckt zu ſein, obgleich das Siegel übrigens aus gewöhnlichem weißem Wachſe beſteht. Außerdem machte Karl IV. die Veränderung, daß er zwei kleine Wappenſchilder anbrachte, von denen der zur Rechten (des ſitzenden Königs) den römiſchen Adler, der zur Linken den böhmiſchen Löwen enthält; auf den königl. Siegeln ſchweben dieſe beiden Schilde frei zu den Seiten des Thrones; auf den kaiſerl. aber

Digitized by Google

werden ſie von zwei zu den Seiten des Thrones ſtehenden Adlern in den Schnäbeln gehalten; übrigens iſt auch auf den kaiſerl. Siegeln Karl's IV. der Wappenadler nur einköpfig. Wenzeslaus behielt die Form bei, welche das königl. Siegel Karl's IV. gehabt hatte, bediente ſich aber eines Rückſiegels, welches den zweiköpfigen Adler mit einem Bruſtſchilde, worin der böhmiſche Löwe, ohne Umſchrift, enthält. Es iſt aber zu bemerken, daß Wenzeslaus daſſelbe Rückſiegel ſchon bei dem Siegel gebrauchte, das er vor ſeiner teutſchen Thronbeſteigung, bei ſeines Vaters Lebzeiten, als König von Böhmen führte, wie es z. B. an der Urkunde des thüringiſchen Landfriedens vom J. 1372 vorkommt, dem Wenzeslaus als König von Böhmen beitrat. Sigismund fügte erſt ſeinen kaiſerl. Siegeln wieder ein Rückſiegel bei, aber, wie man es vorher noch nicht geſehen hatte, mit der Hauptſeite von gleicher Größe, den zweiköpfigen Adler enthaltend, den man von jetzt an als Symbol der Kaiſerwürde, ſowie den einköpfigen als Symbol der römiſchen Königswürde betrachtete. Dieſer Unterſchied ſpricht ſich auf den großen Majeſtätsſiegeln Friedrich's IV. ganz deutlich aus, welche alle die münzenartige Beſchaffenheit, wie die Kaiſerſiegel Sigismund's, haben, aber mit dem Unterſchiede, daß auf den königl. Siegeln der Adler der Rückſeite einköpfig, auf den kaiſerl. hingegen zweiköpfig iſt. Auf beiden iſt der Adler mit einem Kranze von Wappenſchildern umgeben. Außerdem zeichnen ſich die Siegel Friedrich's IV. noch durch ihre beſondern Inſchriften aus. Auf der Vorderſeite ſteht nämlich, außer dem in einer zweizeiligen Umſchrift gefaßten kaiſerlichen Namen und Titel, noch am Fuße des Thrones: **Qui natus est in die Mathei S. Ap. an. Dni. MCCCCXV.** Die Rückſeite aber hat die Umſchrift aus einer bekannten lateiniſchen Hymne: **Aquila Ezechielis sponsae missa est de celis, volat ipsa sine meta, quo nec vates nec propheta evolavit altius.** Darauf die ſymboliſchen Buchſtaben: **a. e. i. o. u.** (jenen Vers findet man auch ſchon auf den Kaiſerſiegeln Sigismund's; dieſe Buchſtaben aber, über deren Bedeutung bekanntlich ſo viel geſtritten worden iſt, ſind den Siegeln Friedrich's IV. eigenthümlich.) Neben dem großen Majeſtätsſiegel war ſeit Ludwig von Baiern noch ein kleineres im Gebrauche, welches blos den heraldiſchen Adler enthält und für gewöhnliche Briefe, oder für Urkunden von blos vorübergehender Bedeutung gebraucht wurde. Dieſer Adler iſt in der frühern Zeit durchgehends nur einfach; erſt Sigismund ſetzte, nach der Annahme der Kaiſerwürde, auch in das kleinere Siegel einen zweiköpfigen Adler, ſowie auch Friedrich IV. nach ſeiner Kaiſerkrönung den bis dahin gebrauchten einköpfigen Adler mit dem zweiköpfigen vertauſchte. Sowol von den bisher beſchriebenen größern als kleinern Siegeln war nun wieder das Siegel des königl. Hofgerichts verſchieden. Dieſes enthielt das Bild des Königs bis zu den Knieen in Waffenkleidung, mit einem Mantel, in einer Hand ein Schwert, in der andern entweder den Scepter oder den Reichsapfel haltend, mit der in zwei Zeilen geſetzten Umſchrift: **Sigillum Judicis curiae NN.** (hierauf der kaiſerl. Name und Titel). Zuweilen hat dies Siegel noch ein Contraſiegel, welches dieſelbe Figur, nur kleiner, vorſtellt. Maximilian I. hat, ſo viel bekannt, ſich nie eines Thronſiegels bedient, ſondern ſein größeres Siegel aus den einzelnen Wappenſchildern des römiſchen Königreichs und ſeiner Erbſtaaten zuſammengeſetzt. So finde ich z. B. an einem Lehnbriefe vom J. 1498 im Siegel 5 einzelne Wappenſchilde; der mittelſte enthält den einfachen römiſchen Adler und iſt mit der Krone bedeckt; dieſem zur Seite, etwas höher, ſtehen die Wappenſchilde von Öſterreich und Burgund, ganz unten wieder zwei Wappenſchilde, der eine mit einem Löwen, der andere mit einem Adler (wahrſcheinlich Brabant und Tirol); zwiſchen dieſen Wappenſchilden ſchweben zwei Greiſe, welche die Ordenskette des goldnen Vließes ſo halten, daß das Ordenszeichen zwiſchen den beiden unterſten Wappen herabhängt. Später, als Maximilian den Königstitel von Ungern annahm, ſetzte er auch das Wappen dieſes Reiches in ſein Siegel, und veränderte hiernach die Ordnung der Schilde. Karl V. führte in der früheſten Zeit ein Siegel, in welchem der römiſch-königliche und der ſpaniſche Wappenſchild neben einander ſtehen; ſein gewöhnliches Siegel aber enthält den zweiköpfigen Adler, der das combinirte ſpaniſch-öſterreichiſche Wappen auf einem Bruſtſchilde trägt. Dieſes Siegel haben alle folgende Kaiſer beibehalten, mit der einzigen Ausnahme, daß Ferdinand I. und Leopold I. den Doppeladler in einen mit der Kaiſerkrone bedeckten Wappenſchild ſetzten, welcher zwei Greiſe zu Schildhaltern hat und welchen die Wappenſchilde der einzelnen öſterreichiſchen Provinzen kreisförmig umgeben; alle übrige Kaiſer ließen den Adler im Siegel frei ſchweben; erſt Joſeph II. ſetzte ihn abermals in einen von zwei Greiſen gehaltenen Schild, ließ ihn aber das ganze große öſterreichiſche Hauswappen mit allen ſeinen zahlreichen Beſitz- und Prätenſionsfeldern auf der Bruſt tragen. Weder Maximilian I. noch die ſpätern Kaiſer haben ſich eines Rückſiegels bedient, wol aber iſt ſeit Ferdinand I. neben dem großen Siegel noch ein kleineres, zu den gewöhnlichen Ausfertigungen von geringerm Belange, gebräuchlich. Dies Alles gilt nur von den gewöhnlichen Wachsſiegeln. Die kaiſerl. goldnen Bullen ſind von dieſen ganz verſchieden. Insgeſammt ſind ſie viel kleiner, als die großen Wachsſiegel, und haben ein münzartiges Gepräge. Die ältern goldnen Bullen haben ungefähr drittehalb Zoll im Durchmeſſer; auf der Vorderſeite zeigen ſie den Kaiſer in ſeinem Ornat auf dem Throne ſitzend, in ähnlicher Weiſe, wie die Wachsſiegel, mit der Umſchrift des kaiſerl. Namens und Titels; die Rückſeite gibt eine Anſicht der Stadt Rom, in der aber die einzelnen Bullen von einander abweichen; auf einer goldnen Bulle Ludwig's von Baiern [6]) beſteht dieſe Anſicht in mehren, von einer Mauer eingeſchloſſenen und von einem Fluſſe durchſchnittenen Häuſern und Thürmen; auf den goldnen Bullen Karl's IV., wovon mehre Exemplare bekannt ſind, hat ſie mehr Ähnlichkeit mit dem Mauerwerke der gewöhnlichen teutſchen Städteſiegel, und auf den Thorflügeln

6) Abgebildet im Urkundenbuche der Stadt Freiburg: Münzen und Siegel, Taf. IV. Fig. 1.

Digitized by Google

ſtehen die Worte: Aurea Roma. Gemeinſchaftlich iſt ihnen die Umſchrift: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi. Ganz hiervon verſchieden iſt eine neuere goldne Bulle Karl's VI. [6]). Dieſe hat gegen 5 Zoll im Durchmeſſer; auf der Vorderſeite ſitzt der Kaiſer unter einem von Säulen getragenen Thronhimmel, deſſen Decke und Seitenwände mit den Wappen der Kurfürſten behangen ſind; zu den Seiten des Thrones ſtehen die allegoriſchen Figuren der Frömmigkeit und der Gerechtigkeit; zwei Engel halten ſchwebend über dem Haupte des Kaiſers einen Lorbeerkranz, auf der Rückſeite befindet ſich der Doppeladler, mit dem großen öſterreichiſchen Hauswappen auf der Bruſt; dieſes Wappen iſt mit dem erzherzoglichen Hute bedeckt, welchen zwei auf den Flügeln des Adlers ſitzende Kinder halten; über den Köpfen des Adlers ſchwebt die kaiſerl. Hauskrone; die auf der Vorderſeite beginnende Umſchrift des kaiſerl. Namens und Titels wird auf der Rückſeite fortgeſetzt.

Das Siegelweſen der Päpſte iſt im Ganzen ſehr einfach. Es ſind nur zweierlei päpſtliche Siegel bekannt, nämlich die Bulle und das Fiſcherringſiegel. Die älteſten bekannten Bullen führen blos den Namen des Papſtes als Inſchrift. Im 11. Jahrh. gaben einige Päpſte ihren Bullen ein beſonderes Gepräge. Victor II. (1055) ſetzt auf die Vorderſeite das Bruſtbild des Apoſtels Petrus, dem eine Hand einen Schlüſſel darreicht, mit der Umſchrift: Tu pro me navem liquisti suscipe clavem; auf der Rückſeite eine Burg, mit den Worten: Aurea Roma, und der Umſchrift: Victoris Papae II. Ähnlich Nikolaus II., nur mit der Umſchrift auf der Vorderſeite: Tibi Petre dabo claves regni coelorum. Alexander II. führte ſein eignes Bildniß, mit der Umſchrift: Quod nectes nectam, quod solves ipse resolvam. Seit dem Ausgange des 11. Jahrh. kommen alle päpſtliche Bullen darin überein, daß ſie (wie auch ſchon einige ältere) auf der Vorderſeite die Köpfe der Apoſtel Paulus und Petrus haben, zwiſchen denen gemeiniglich ein Kreuz ſteht, und welche durch die darüber geſetzten Buchſtaben SPa. SPe. bezeichnet ſind. Auf den ältern Bullen ſind dieſe Köpfe ſehr roh und ungeſchickt gearbeitet; erſt ſeit Leo X. hat man etwas mehr Fleiß und Geſchmack auf ſie verwendet. Auf der Rückſeite ſteht der Name des jedesmaligen Papſtes nebſt ſeiner Namenszahl; z. B. Innocentius PP. VI.; und dieſe Rückſeite iſt dann auch zuweilen mit Blumen, Adlern oder andern Figuren verziert. Von dieſer allgemeinen Conſtruction der päpſtlichen Bullen hat nur Papſt Paulus II. eine Ausnahme gemacht. Auf der Vorderſeite ſeiner Bullen ſitzen die beiden Apoſtel in ganzer Figur, mit dem Geſichte gegen einander gekehrt, auf einem Stuhle, Paulus das Schwert, Petrus den Schlüſſel in der einen Hand, in der andern jeder ein Buch haltend; zwiſchen ihren Köpfen ſtehen die Buchſtaben Pav. Pet., und zwiſchen ihren Füßen ein Kreuz. Auf der Rückſeite ſitzt der Papſt im Ornat auf einem, um einige Stufen erhöhten, Throne; ihm zu beiden Seiten, doch etwas tiefer, ſitzen zwei Cardinäle; mehre Perſonen, ihrer Kleidung nach, theils geiſtlichen, theils weltlichen Standes, knieen vor ihm; oben, etwas zur Seite, ſteht in zwei Bogenlinien: Paulus PP. II. [7]). Mit dem Fiſcherringe werden die päpſtlichen Breven, und zwar in Wachs, geſiegelt; da es aber, in Folge der Art, wie das Siegel auswendig befeſtigt iſt, leicht abſpringt, ſo bekommt man ſelten ein vollſtändiges Siegel dieſer Art zu ſehen. Die Geſtalt dieſes Siegels iſt etwas oval, und zwar ſo, daß der größere Durchmeſſer in die Breite geht; die Figur ſtellt den Apoſtel Petrus, in einem Kahne ſitzend, mit einem Fiſchernetze vor, und darüber ſteht der Name des Papſtes mit ſeiner Zahl; z. B. Julius PP. II. Die Abweichungen dieſer Siegel bei den einzelnen Päpſten beſtehen nur in den willkürlichen Verſchiedenheiten der Zeichnung; doch ſollen einige Päpſte ſich ſtatt deſſen auch eines Siegels mit ihrem Familienwappen bedient haben. Wann dieſes Fiſcherringſiegel eigentlich in Gebrauch gekommen, iſt nicht genau bekannt. Man hat es zuerſt an einem Breve Papſt Clemens' IV. (1265) gefunden; allein eben hierin iſt davon, als von einer am päpſtlichen Hofe ſchon gewöhnlichen Sache, die Rede; auch iſt es bekannt, daß ſchon einzelne frühere Päpſte mit ihren Ringen, aber von verſchiedener Geſtalt, geſiegelt haben. Zu den päpſtlichen Bullen iſt noch zu bemerken, daß man zuweilen einſeitige findet, bei welchen nur die Vorderſeite mit den Bildniſſen der Apoſtel ausgedruckt, die Rückſeite aber, auf welcher der Name des Papſtes ſtehen ſollte, leer iſt. Solche ſind dann gebraucht worden, wenn ein Papſt gleich nach ſeiner Wahl und vor ſeiner Krönung eine Bulle ausfertigte, wo er noch kein Siegel mit ſeinem Namen hatte anfertigen laſſen; und dies iſt dann auch wol in der Urkunde ſelbſt angezeigt.

Es würde nicht unwichtig ſein, auch das ſpecielle Siegelweſen anderer geiſtlicher und weltlicher Fürſten auf dieſe Weiſe in Betrachtung zu ziehen; theils aber würde dies zu vielen Raum in Anſpruch nehmen, theils ſind auch die Materialien hierzu noch nicht in genügender Vollſtändigkeit geſammelt; wir müſſen daher dieſe weitere Ausführung unterlaſſen und die Siegelkunde hier beſchließen. Von den Formeln und Ausdrücken, mittels welcher die Siegel in den Urkunden angezeigt werden, wird in der diplomatiſchen Formelkunde geſprochen [8]).

(H. A. Erhard.)

---

6) Abgebildet im Liber Probationum etc. ad Historiam Monasterii S. Emmerami Ratisb. Tab. XIV.

7) Eine Abbildung dieſer Bulle findet ſich in dem erwähnten Liber Probationum etc. Tab. I. in der unterſten Reihe.

8) Die erſte umfaſſende Bearbeitung der Siegelkunde gab *Jo. Mich. Heineccius*, De veteribus Germanorum aliarumque nationum sigillis eorumque usu et praestantia Syntagma historicum etc. (Francof. et Lips. 1709. Edit. II. 1719. fol.) Unter den diplomatiſchen Werken der nächſtfolgenden Periode, welche dazu aus Originalurkunden Nachträge lieferten, zeichnen ſich durch Reichthum und Vielſeitigkeit aus: *Philibert. Hueber*, Austria ex archivis Mellicensibus illustrata (Lips. 1722. fol.) und Liber Probationum, sive Bullae summ. Pontif., Diplomata Imperatorum etc. ad Histor. Monasterii et princip. Eccl. S. Emmerami Ratisb. etc. (Ratisb. 1752. 4.) Die Abbildungen in dieſen Werken ſind freilich größtentheils ziemlich roh, doch hat das zuletzt ge-

Digitized by Google

DIPLOMATISCHE SPRACHKUNDE, Glossologia diplomatica, iſt die hiſtoriſche Lehre von den im Urkundenweſen gebräuchlichen Sprachen. Es iſt dabei nicht darauf abgeſehen, einen Unterricht in der Kenntniß dieſer Sprachen ſelbſt zu geben, ſondern nur hiſtoriſch zu unterſuchen und zu zeigen, welche Sprachen überhaupt zu den ſchriftlichen Aufſätzen im Geſchäftsleben angewandt wurden, zu welcher Zeit und in welcher Ordnung ſie allmälig in daſſelbe Eingang fanden, und was ſie in ihrem Verhältniſſe zu demſelben, verglichen mit Schriftwerken anderer Art, für beſondere Eigenthümlichkeiten zeigen.

Gleich bei dem Anfange des neuern europäiſchen Urkundenweſens, gleichzeitig mit der Bildung der Staaten, welche theils auf den Trümmern des umgeſtürzten weſtrömiſchen Reiches, theils in den von Rom unabhängig gebliebenen Germanenlanden entſtanden, finden wir die lateiniſche Sprache als allgemeine Geſchäftsſprache eingeführt, und ſie hat ſich in dieſem Beſitze mehre Jahrhunderte lang faſt ausſchließlich erhalten. Die Urſachen dieſer allgemein verbreiteten Herrſchaft der lateiniſchen Sprache ſind leicht einzuſehen. Zur Zeit des römiſchen Imperatorenreiches war in dem ganzen Umfange deſſelben die lateiniſche Sprache allgemeine Staatsſprache; nur für Privatgeſchäfte, die außerhalb des Ortes und Perſonenkreiſes, in welchem ſie abgeſchloſſen wurden, von keiner Bedeutung waren, war es erlaubt, ſich der verſchiedenen Landesſprachen zu bedienen. Hierzu kam noch, daß die chriſtliche Kirche, die in Rom, als dem Sitze des Weltreiches, ſchon ziemlich frühzeitig auch ihren Mittelpunkt gefunden hatte, ebenfalls die herrſchende Staatsſprache auch zur allgemeinen Sprache des Cultus und der kirchlichen Geſchäfte machte. Die Völker, welche innerhalb des altrömiſchen Reiches neue Staaten gründeten, dabei aber, ſchon der Bequemlichkeit wegen, ſich ſo viel als möglich den vorgefundenen Ordnungen anbequemten, hatten um ſo weniger ein Intereſſe dabei, in Anſehung des Gebrauchs der lateiniſchen Sprache eine Veränderung zu machen, als ihre eignen Sprachen für den ſchriftlichen Ausdruck noch viel zu wenig ausgebildet und geſchickt waren. Die lateiniſche Sprache blieb alſo um ſo mehr im Beſitze ihrer Herrſchaft im Geſchäftsleben, als ſie durch die damalige Verfaſſung des Chriſtenthums, welches jene Völker annahmen, zugleich eine kirchliche Sanction erhielt, die um ſo einflußreicher werden mußte, je mehr das Kirchenthum mit der Verfaſſung und Verwaltung der Staaten vielfach in einander griff, und die Kirche ſelbſt ein ſehr bedeutendes weltliches Element in ſich aufnahm. Hierzu kam noch, daß die Schriftkundigen lange Zeit hindurch faßt ausſchließlich aus dem geiſtlichen Stande hervorgingen, und ihnen deswegen um ſo mehr daran gelegen ſein mußte, ihre Kirchenſprache auch für den Gebrauch des Geſchäftslebens in allgemeiner Anwendung zu erhalten. Dieſelben Rückſichten wirkten größtentheils auch auf die Staaten, die ſich außerhalb des altrömiſchen Gebietes gebildet hatten, zum Theil aber doch mittelbar, durch ihre Verbindung mit romaniſch-germaniſchen Staaten, auch mit dem altrömiſchen Reiche zuſammenhingen. Der Einfluß der lateiniſchen Sprache vermehrte ſich noch, als eine Literatur ſich bildete, für welche die lateiniſche Sprache — abgeſehen von dem Zuſammenhange des gelehrten Standes mit dem geiſtlichen, welchem jene Sprache ohnehin ſchon die geläufigſte war — um ſo willkommener ſein mußte, als ſie die einzige war, die allenthalben verſtanden wurde. Dies alles machte die lateiniſche Sprache zur allgemeinen Sprache aller höhern Lebenskreiſe, im Staate, in der Kirche und in der Wiſſenſchaft; mithin auch zur gewöhnlichen Urkundenſprache. Aber freilich war es die alte lateiniſche Sprache nicht mehr. Schon in den letzten Zeiten des römiſchen Imperatorenreiches, wie bekannt, ſehr ausgeartet und verändert, wurde ſie den germaniſchen Völkern bekannt, und dieſe ſetzten nun ihre Umgeſtaltung immer weiter fort, theils durch Unbekanntſchaft mit den eigentlichen Geſetzen und Formen der lateiniſchen Sprache, theils durch Einführung neuer Worte und Redensarten, die aus den neuen Staats- und Lebensverhältniſſen hervorgingen, theils auch durch Vermiſchung mit der Redeweiſe der Volks- und Landesſprachen. Gerade das ſchlechteſte Latein findet ſich in den Urkunden, welche den Zeiten des altrömiſchen Reiches am nächſten ſtehen, namentlich in denen der Merovinger, wo weder von grammatiſcher noch von orthographiſcher Richtigkeit der Sprache die entfernteſte Spur zu finden iſt, ſondern die Worte ganz nach Belieben conſtruirt, und nach der herrſchenden, fehlerhaften und willkürlichen Ausſprache geſchrieben wurden. Praeceptio ad viro inlustri N. Comite data; pro regni stabiletate vel remedium animae nostrae; climeneiae; nus; nomenis; scilecit; decrivemus; per nostra ordenatione; per hanc praeceptum; genitur suos (anſtatt genitor suus); ab hac lucem migravit; de semetipsos; ad monasterio und andere zum Theil noch ärgere Wortbildungen und Zuſammenſetzungen kommen

---

nannte vor den beiden erſten Vorzüge. Noch weit gelungnere Abbildungen geben die Origines Guelficae, und unter den ſpätern Würdtwein's Nova subsidia diplomatica. In dem Nouveau Traité de Diplomatique gehört die Siegelkunde, einzelne intereſſante Bemerkungen abgerechnet, zu den weniger gut ausgeführten Partien. Auch die ſpätern Verfaſſer diplomatiſcher Lehrbücher haben ſie verhältnißmäßig ſehr vernachläſſigt. Einzelne Gegenſtände der Siegelkunde bearbeiteten: Phil. Ernſt Spieß, Angelegentlicher Unterricht von dem älteſten Gebrauche der Siegeloblaten, mit Zuſ., wie auch einigen, die älteſte Bedienung des ſpaniſchen Wachſes bei der Urkundenbeſiegelung beziehenden Bemerkungen, von Joh. Phil. Roos (Frkf. a. M. 1797. 4.). Nikol. Kindlinger's Nähere Nachrichten vom älteſten Gebrauche der Siegeloblaten und des Siegellacks in dem 16. und 17. Jahrh. (Dortm. und Eſſen 1799). Phil. E. Spieß, Von Reiterſiegeln (Halle 1784. 4.). (G. E. A. v. Praun) Anmerkungen von den Sigillis pedestribus (Braunſch. 1779. 4.). *Pol. Leyser*, De Contrasigillis medii aevi (Helmst. 1728. 4.). Einzelner, hin und wieder zerſtreuter Bemerkungen und Nachrichten nicht zu gedenken. Unter den neuern Urkundenſammlungen ſind wenige, die nicht zugleich Abbildungen von Siegeln geben. Am zahlreichſten ſind dieſe in Wilh. Günther's Codex diplomaticus Rheno-Mosellanus etc. (5 Thle. Coblenz 1822 fg.), doch iſt gegen ihre Ausführung Manches zu erinnern. Gelungener ſind die in Heinr. Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau 2 Bde., jeder in 2 Abth. (Freib. 1828—1829). Der Werke, in welchen nur einzelne Abbildungen, oder in welchen ſie nur gelegentlich mit andern Gegenſtänden vermiſcht vorkommen, beſonders zu erwähnen, geſtattet der Raum nicht.

Digitized by Google

in den Merovingiſchen Urkunden faſt in jeder Zeile vor, und legen dem Verſtändniſſe derſelben Hinderniſſe in den Weg, ſind aber auch zugleich für ſie ſo charakteriſtiſch, daß eine correct geſcheiebene Urkunde aus dieſer Zeit ganz gewiß, wo nicht für untergeſchoben, doch wenigſtens in einem jüngern Zeitalter nachgebeſſert, erklärt werden muß. Mit Karl dem Großen änderte ſich dieſer Zuſtand. Die allgemeine Soege für wiſſenſchaftliche Cultur, welche dieſer Monarch ſich angelegen ſein ließ, hatte vornehmlich auch die Kenntniß und den Gebrauch einer reinern lateiniſchen Speache zur Folge, der auch in das Urkundenweſen überging. Dieſe reineee Sprache gerieth in Frankreich, nach dem Zeitalter der erſten Karolinger, wieder ſehr in Verfall; in Teutſchland aber hat ſie ſich, ſeit der Trennung dieſes Staates von Frankreich und ſeiner eigenthümlichen Entwickelung, nie ganz wieder aus dem Urkundenweſen verloren, obgleich bei der wachſenden Anzahl der Urkunden und der Verſchiedenheit der Schreiber, ein bald höherer, bald geringerer Grad von Ausbildung der Sprache wahrzunehmen iſt, manchmal aus Nachläſſigkeit des Schreibers, oder zu geoßer Verwickelung der Sätze ſich Fehler gegen die Speachrichtigkeit und die Conſtruction eingeſchlichen haben, und insbeſondere die Orthographie, theils aus Unkunde der Schreiber, theils aus Mangel an allgemeinen feſten Grundſätzen, oder aus falſcher Etymologie, an vielen Fehlern und Willkürlichkeiten leidet. Im Ganzen haben ſich, bis auf Friedrich II., die kaiſerl. Urkunden immer durch eine ziemlich gleichförmige, würdige und richtige Sprache ausgezeichnet; im Zeitalter der Ottonen und Hohenſtaufen ſcheint beſonders die Veebindung mit Italien vortheilhaft eingewirkt zu haben; in ſpätern Zeiten ſtehen die kaiſerl. mit den übrigen Urkunden mehr auf gleicher Stufe. Eine claſſiſche Sprache darf man freilich in den Urkunden des Mittelalters nie erwarten; ihee Sprachreinheit beſchränkt ſich auf richtige Beugung und Conſtruction; der Gebrauch neuer, beſonders aus der teutſchen Sprache übergetragener, oder eigenthümlich zuſammengeſetzter Wörter, oder urſprünglich lateiniſcher Wörter in veränderten Bedeutungen, iſt in ihnen allen herrſchend. Die ſtyliſtiſche Faſſung iſt in ältern Zeiten meiſtens einfacher und in kürzern Sätzen gehalten; nur einzelne, meiſtens auf eigenthümlichen Urſachen beruhende Ausnahmen gibt es, wo wir eine ſchwerfällige, verwickelte, dadurch auch wol auf Abwege gerathende Conſtruction finden. Seit dem 13. Jahrh. aber wird dieſer ſchwerfällige Periodenbau häufiger, und beſonders den Inſtrumenten der Notarien und Gerichtsſchreiber ſo eigenthümlich, daß es oft ein tiefes Studium koſtet, den Sinn derſelben aus ſeiner verwickelten Worteinkleidung zu enthüllen. Die grammatiſchen und orthographiſchen Abnormitäten der mittelalterlichen Urkundenſprache ſind ihr übrigens nicht eigenthümlich, ſondern im Ganzen dieſelben, welche ſich auch in den gleichzeitigen Literaturdenkmalen finden. Bis in das 13. Jahrh. war die lateiniſche Sprache, ſowol in Teutſchland als in den meiſten andern weſteuropäiſchen Staaten, faſt ausſchließlich gebräuchlich; auch einen großen Theil des 14. Jahrh. hindurch hat ſie ſich in Teutſchland noch vorherrſchend erhalten; ſeit der letzten Hälfte des 14. Jahrh. aber begann ſie allmälig zurückzutreten, und ſeit dem 15. Jaheh. iſt ſie faſt nur noch in kirchlichen Veehandlungen gebräuchlich. Bis in das 17. Jahrh. hat man ſich der lateiniſchen Sprache vorzugsweiſe noch in den Verhandlungen verſchiedener Staaten unter einander bedient, wo man keiner einzelnen Landesſprache den Vorzug geben wollte; und am päpſtlichen Hofe hat ſie ſich bis auf die neueſten Zeiten in unverändertem Gebrauche erhalten.

Ehe wir zu den neuern weſteuropäiſchen Sprachen übergehen, müſſen wir erſt noch des urkundlichen Gebrauches der griechiſchen Sprache gedenken. Obgleich dieſe, wie bekannt, in der Literatur von ungleich älterm und ausgedehnterm Gebrauche war, als die lateiniſche, ſo iſt ſie doch im Urkundenweſen jünger und beſchränkter. Da man das byzantiniſche Kaiſerthum als eine Abzweigung und Fortſetzung des altrömiſchen betrachtete, ſo war hier Anfangs auch die Staats- und Hofſprache des letztern, die lateiniſche, in gleicher Qualität angenommen. Erſt Phokas ſchaffte ſie (602) geſetzlich ab, und befahl, ſtatt ihrer die griechiſche ſowol in den Schulen als in den Gerichtshöfen und bei andern öffentlichen Veehandlungen zu gebeauchen. So lange der Zuſammenhang der Kirche mit Rom noch foetdauerte, wurde zwar in kirchlichen Angelegenheiten, wenigſtens in den Ausfertigungen des römiſchen Epiſkopats an die Biſchöfe und andere Kirchenbeamte im griechiſchen Reiche, die lateiniſche Sprache beibehalten; die Trennung der griechiſchen Kirche von der römiſchen brachte aber auch hierin eine völlige Änderung hervor, und es iſt bekannt, daß dieſe Trennung geade in der Verſchiedenheit der Sprachen einen beſonders vorwaltenden Grund hat. Seitdem war nun die griechiſche Sprache allgemeine Geſchäftsſprache im Gebiete des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen Reiches; ſie hat ſich aber auch in einem Theile des weſtlichen Europa, namentlich in Unteritalien und Sicilien, als ſolche geltend gemacht. In dieſen Gegenden war ſchon ſeit den älteſten Zeiten die griechiſche Sprache durch griechiſche Colonien eingeführt worden, und hatte ſich als Volksſprache während der römiſchen Oberherrſchaft erhalten. Einen neuen Aufſchwung bekam ſie, als nach dem Verfalle des weſtrömiſchen Reiches ein großer Theil von Italien unter die Herrſchaft der byzantiniſchen Kaiſer kam, und dies gab Gelegenheit zu ihrer Anwendung als Schriftſprache für öffentliche Verhandlungen, in denen ſie ſich mehre Jahrhunderte lang erhielt. Die Archive in Neapel und Sicilien enthalten daher eine nicht geringe Anzahl griechiſcher Urkunden aus dem 11., 12. und 13. Jahrh. Die jüngſten, die man kennt, ſind noch aus der Zeit Kaiſer Friedrich's II. Wie aber die griechiſche Sprache ſchon damals nur neben der lateiniſchen, und ſeltner als dieſe, gebraucht wurde, ſo hat ſie ſich nachher, hauptſächlich in Folge des immer mehr überwiegenden Einfluſſes des römiſchen Hofes, gänzlich verloren.

Aus der lateiniſchen Sprache haben ſich nun, durch Vermiſchung mit einzelnen Vulgärſprachen, die verſchiedenen Landesſprachen gebildet, die man mit dem gemeinſchaft-

lichen Namen der romaniſchen Sprachen bezeichnen kann. Die älteſte derſelben, und vielleicht ihr gemeinſchaftlicher Stamm, war die eigentlich ſogenannte romaniſche Sprache (Lingua romana rustica s. provincialis), die ſchon während der Periode des noch beſtehenden weſtrömiſchen Reiches bekannt, und eigentlich nur die ausgeartete Sprache des gemeinen Mannes war. Ob ſie jemals eigentliche Schriftſprache geweſen iſt, läßt ſich bezweifeln, wenn wir nicht die Diplome der Merovinger hierher rechnen, die freilich eigentlich wol nicht für romaniſch, ſondern für gut lateiniſch gelten ſollen; doch ſind uns einzelne Denkmale dieſer Sprache, ſowol aus Italien als aus Frankreich, aufbewahrt. Unter die letztern gehört der berühmte Eid, welchen Ludwig der Teutſche, im J. 842, Karl dem Kahlen, um von des Letztern Heere verſtanden zu werden, in romaniſcher Sprache (ſowie aus gleicher Urſache, Karl in teutſcher Sprache) ſchwur. Späterhin kommt ſie zwar in einzelnen Urkunden vor, doch nicht rein, ſondern entweder mit Latein oder mit der jüngern eigentlichen Volksſprache zuſammengeſetzt.

Diejenige neuere Landesſprache, die ſich am unmittelbarſten aus der alten lateiniſchen gebildet hat, iſt die italieniſche. Die lateiniſche Sprache ſelbſt war in Italien, wie ſich leicht erklären läßt, weniger verdorben und ausgeartet, als in Frankreich; daher iſt ſie auch in den longobardiſchen Urkunden wenigſtens nicht ganz ſo ſchlecht, als in den Merovingiſchen; doch nahm ihre Entwickelung grade einen umgekehrten Gang, denn während in Frankreich, zur Zeit Karl's des Großen, die Sprache gereinigt, und der reinern Latinität wieder zugeführt wurde, ſank ſie, vornehmlich in Unteritalien, immer tiefer, und blieb in dieſem Verderben bis in das 12. Jahrh., wo ſie völlig in die neuitalieniſche Sprache überging. Die älteſten Denkmale der letztern laſſen ſich von der eigentlichen lateiniſchen Sprache, eben wegen ihrer nahen Verwandtſchaft, und ihrer unmittelbaren Herleitung aus der letztern, nicht gut unterſcheiden. Die ausgebildete italieniſche Sprache findet ſich im Urkundenweſen nicht vor der Mitte des 13. Jahrh.; doch wurde ſie im Anfange noch ſehr ſelten gebraucht, wozu beſonders die Nähe von Rom, wo man den Gebrauch der lateiniſchen Sprache ſo lange als möglich zu erhalten ſuchte, und in allgemeinen kirchlichen Angelegenheiten auch wirklich ununterbrochen aufrecht hielt, beitrug.

Die heutige franzöſiſche Sprache hat ſich erſt lange nach der Eroberung Galliens durch die Franken, und nur allmälig gebildet. Lange erhielt ſich die alte fränkiſche Sprache, als ein Zweig der teutſchen, neben der lateiniſchen und romaniſchen, in ihrer Eigenthümlichkeit, und noch Karl der Große konnte ſie zur eigentlichen Hofſprache machen; aber bald nach ſeiner Zeit erfolgte ihre Verſchmelzung mit der romaniſchen Sprache zu einer neuen, die weder romaniſch noch fränkiſch war, und die man daher die neufränkiſche oder franzöſiſche nannte. Seit der Trennung Frankreichs von Teutſchland bildete ſie ſich vorzüglich aus. Im Urkundenweſen Frankreichs findet ſie ſich ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrh., alſo unter allen neuern Landesſprachen am früheſten; doch erſcheinen Urkunden in franzöſiſcher Sprache ſowol im 12. als im Anfange des 13. Jahrh. nur ſelten und einzeln; erſt ſeit dem letzten Drittel des 13. Jahrh. werden ſie zahlreicher; dann aber nahm auch die franzöſiſche Sprache ſehr ſchnell und allgemein überhand, ſodaß ſie ſchon im 14. Jahrh. die lateiniſche Sprache faſt aus allem Geſchäftsgebrauche, die kirchlichen und gerichtlichen Verhandlungen ausgenommen, verdrängte, wiewol erſt im 16. Jahrh. die gänzliche Ausſchließung der lateiniſchen Sprache erfolgte.

Das ſpaniſche Urkundenweſen wird dadurch verwickelter als irgend ein anderes, daß neben der lateiniſchen und romaniſchen Sprache auch die arabiſche in daſſelbe Eingang fand, und unter verſchiedenen Verhältniſſen gebraucht wurde. Die eigentliche ſpaniſche oder caſtiliſche Nationalſprache kommt ſchon gegen das Ende des 12. Jahrh. in Urkunden vor, und wurde um die Mitte des 13. Jahrh. allgemeine Urkundenſprache; doch kommen um dieſe Zeit, und lange nach derſelben, bis zum 16. Jahrh., ſchriftliche Aufſätze vor, deren Sprache aus der lateiniſchen und ſpaniſchen ſonderbar gemiſcht iſt. Auch die portugieſiſche Sprache iſt ſeit der Mitte des 13. Jahrh. in urkundlichem Gebrauche.

Ganz verſchieden von allen dieſen Töchtern der lateiniſchen Sprache hat ſich die teutſche Sprache, obgleich die lateiniſche auf ihre Bildung nicht ohne Einfluß blieb, doch im Weſentlichen ſelbſtändig entwickelt. Schriftliche Denkmale derſelben beſitzen wir bekanntlich von ſehr hohem Alter; doch kommt ihr Gebrauch im Urkundenweſen, wenn wir auf die Originalausfertigungen der Urkunden ſehen, dem in der Literatur bei weitem nicht gleich. Daß man Rechnungen, Regiſter und andere Notizen ſchon in frühern Zeiten in teutſcher Sprache niederſchrieb, iſt nicht nur höchſt wahrſcheinlich, ſondern auch aus Beiſpielen erweislich; nur ſind die meiſten Sprachdenkmale dieſer Art ſpurlos verloren gegangen, und die wenigen noch vorhandenen bedürfen deshalb einer um ſo ſorgfältigern Aufbewahrung und Beachtung. Das älteſte derſelben dürfte wol die berühmte freckenhorſter Heberolle aus dem Jahrhunderte ſein[1]); ein höchſt wichtiges Denkmal der ältern Sprache und Verfaſſung. Viel geringern Umfanges iſt die ſogenannte augsburger Schenkungsurkunde vom J. 1070[2]), die aber, wie ihre ganze Faſſung zeigt, keine Urkunde, ſondern blos eine Notel iſt, nach welcher die eigentliche Urkunde erſt ausgefertigt werden ſollte, da ihr alle urkundliche Form, ſelbſt die bei der kürzeſten Faſſung nothwendige, fehlt, und ſie blos die Geſtalt einer hiſtoriſchen Notiz hat, wie ſie etwa der Schreiber, der die Ausfertigung machen ſollte, ſich zu ſeiner Erinnerung bemerkte. Im 12. Jahrh. nähert ſich endlich die allmälige Einführung der teutſchen Sprache in das eigentliche Urkundenweſen; denn abgeſehen von einigen ganz erdichteten oder aus dem Lateiniſchen überſetzten Urkunden, die zuweilen irrthümlich für Originale gehalten worden ſind, und von denen hier nicht die Rede ſein kann, haben wir aus der letzten Zeit des 12. Jahrh. unzweifelhafte, ur-

1) Nieſert, Münſt. Urk.-Buch. 2) Wackernagel, Altteutſches Leſebuch, S. 102.

Digitized by Google

ſprünglich teutſch aufgeſetzte Stücke, von denen dem Verfaſſer wenigſtens zwei zuverläſſig bekannt ſind. Das erſte iſt ein durch den Erzbiſchof Philipp von Cöln im J. 1186 aufgerichteter Vergleich zwiſchen dem Kloſter Liesborn und einem Ritter von Bettinghauſen, wegen der Rechte des Hofes Bettinghauſen[3]), deſſen Eingang und Schluß zwar, wie gewöhnlich, lateiniſch ſind, dem aber ein urkundliches Verzeichniß der Hofsrechte in teutſcher Sprache (in vulgari teutunicali) eingerückt iſt, wovon der Grund ausdrücklich angegeben wird: propter minus intelligentes latinum. Das Original dieſer Urkunde iſt zwar verloren gegangen, ſie iſt aber in einem alten Copialbuche des Kloſters Liesborn erhalten, und ihre Echtheit nicht zu bezweifeln. Das zweite iſt die mehrmals abgedruckte[4]) Eidesvorbaltungsformel für die Juden zu Erfurt, durch Erzbiſchof Konrad I. von Mainz (wahrſcheinlich im J. 1196, wo er ſich in Erfurt aufhielt, und mehre Urkunden in verſchiedenen Angelegenheiten ausſtellte) vorgeſchrieben; von welcher die, über jeden Zweifel erhabene Originalausfertigung noch vorhanden iſt, und ſich gegenwärtig im königl. geheimen Staatsarchive zu Berlin befindet. Schönemann's Behauptung[5]), daß es vor dem 13. Jahrh. gar keine Originalurkunden in teutſcher Sprache gab, hebt ſich alſo ſchon hierdurch auf, und es iſt nicht unmöglich, daß noch andere aufgefunden und ans Licht gefördert werden Aus dem 13. Jahrh. kennen wir nun ſchon eine lange Reihe teutſcher Urkunden, deren Verhältniß immer mehr zunimmt, je weiter wir über die Mitte dieſes Jahrhunderts hinauskommen. Das geographiſche Verhältniß betreffend, erſcheint die teutſche Sprache im Urkundenweſen des 13. Jahrh. zuerſt in Südſchwaben, dann in den Ober- und Mittelrheingegenden, hernach in Thüringen; erſt gegen das Ende dieſes Jahrhunderts im nordweſtlichen Theile Teutſchlands. Außer den eigentlichen Urkunden erhielten überdies im 13. Jahrh. auch bedeutende teutſche Rechtsbücher ihr Daſein. Was die früher bekannten, von Schönemann im zweiten Theile ſeines Codex geſammelten teutſchen Urkunden des 13. Jahrh. betrifft, ſo möchten einige derſelben freilich noch einer ſtrengern Prüfung bedürfen, namentlich ſcheinen mir die beiden erſten derſelben (Grafen Rudolf's von Habsburg Beilegung eines Grenzſtreites zwiſchen dem Kloſter Einſiedeln und den Landleuten von Schwytz, vom J. 1217, aus *Herrgott*, Geneal. Habsb. Vol. II. p. 224, und ein Pfandbrief der Äbtiſſin von Schennis vom J. 1237, ebd. p. 252) Überſetzungen aus dem Lateiniſchen zu ſein, die aber doch gewiß ſehr nahe an die Zeit der Originale reichen; dagegen iſt die Originalität der dritten, von Schönemann aufgenommenen, Urkunde eines Erbtheilungsvertrags zwiſchen den Grafen Albrecht und Rudolf von Habsburg vom J. 1239 (*Herrgott* l. c. p. 255) nicht zu verkennen. Das Urkundenbuch der Stadt Freiburg enthält 30 Urkunden in teutſcher Sprache aus dem 13. Jahrh., wovon die älteſte vom J. 1258; unter den übrigen befinden ſich, außer den in teutſcher Sprache abgefaßten, ziemlich umfangreichen Stadtrechten, einige von Kaiſer Rudolf I. von nicht zu bezweifelnder Originalität, darunter die erſte vom J. 1281. Höfer's Auswahl der älteſten Urkunden teutſcher Sprache, im königl. Geh. Staatsarchive zu Berlin, enthält 29 Urkunden aus dem 13. Jahrh., größtentheils aus den Rheinprovinzen und aus Thüringen, und zwar alle aus den Originalen; die älteſte darunter eine trier'ſche vom J. 1248. In Böhmer's Cod. diplom. Moeno-Francofurtanus iſt die älteſte teutſche Urkunde erſt aus dem J. 1290, was deshalb auffällt, weil in den Städten der Gebrauch der teutſchen Sprache ſonſt verhältnißmäßig früh ſtattfand, und man auch außerdem in den Rheingegenden, wie die Höfer'ſche Auswahl u. a. beweiſen, ſich ihrer ſchon früher bediente. Unter dieſen ältern teutſchen Urkunden ſind nicht wenige, der in ihnen enthaltenen Gegenſtände wegen, von bedeutendem Umfange; hinſichtlich der wörtlichen Faſſung aber iſt ihnen allen eine kurze, kräftige, nur das Nothwendigſte ausdrückende, und alles müßige Formel- oder Einkleidungswerk möglichſt beſchränkende Sprache eigen, wodurch ſie ſich von den zahlreichen Überſetzungen aus dem Lateiniſchen merklich unterſcheiden; ſowie man überhaupt an ihrer ganzen Faſſung ſieht, daß ſie nicht dem lateiniſchen Urkundenſtyl nachgebildet, ſondern in freier teutſcher Originalität aus ſelbſtändigem Denken hervorgegangen ſind. Großentheils verrathen ſie noch eine gewiſſe Unbeholfenheit im Gebrauche der teutſchen Sprache, ſind daher im Ausdrucke oft etwas rauh und dunkel; doch bemerkt man, daß die ſtädtiſchen Urkunden ſich viel früher zu einer gewiſſen Reinheit und Biegſamkeit der Sprache erheben, als die der Geiſtlichen, was ohne Zweifel ſeinen Grund darin hat, daß dieſe durch das Lateiniſche zu ſehr verwöhnt waren, was bei den Concipienten der erſtern, den Stadtſchreibern, die größtentheils wol ſchon bürgerlichen Standes waren, nicht ſo ſehr der Fall war. Übrigens ſind dieſe altteutſchen Urkunden, die jetzt ſchon in ziemlicher Anzahl geſammelt ſind, eine überaus reiche Fundgrube für die teutſche Sprachkunde, und es iſt zu bedauern, daß ſie in dieſer Hinſicht noch lange nicht ſo, wie ſie es verdienen, benutzt ſind.

Unter allen teutſchen Urkunden des 13. Jahrh. hat keine mehr Aufſehen gemacht, als die teutſche Ausfertigung des kaiſerl. Landfriedens vom J. 1235; weniger wegen ihres allerdings bedeutenden Werthes für Sprache und Geſchichte, als wegen des zufälligen Umſtandes, daß man glaubte, mit ihr beginne der Gebrauch der teutſchen Sprache, entweder in den Reichstagsverhandlungen, oder gar im teutſchen Urkundenweſen überhaupt; wenigſtens wurde in den darüber geführten Discuſſionen beides nicht unterſchieden. Dieſe Discuſſion wurde hervorgerufen durch den Prediger Friedr. Jak. Beyſchlag in Schwäbiſch-Hall, der, als ein Liebhaber von Jubelfeſten auf merkwürdige Begebenheiten, auf den Gedanken kam, daß man, wenn ſich erweiſen laſſe, der Reichsabſchied vom J. 1235 ſei

3) Seibertz, Urkundenb. S. 126. Der Abdruck iſt genauer als ein früherer in Kiefert's Münſt. Urk.-Samml., nur muß unter den angeführten Zeugen, anſtatt Comites de Arnsberge, Com. de Altena geleſen werden. 4) Am neueſten in Höfer's Auswahl der älteſten teutſchen Urkunden, Nr. 1. 5) Syſtem der Diplom. 1. Bd. S. 298.

urſprünglich, und zwar zuerſt in teutſcher Sprache ausgefertigt worden, im J. 1735 (das freilich zu der Zeit, wo er ſeine Bemerkung öffentlich bekannt machte, bereits abgelaufen war) ein Jubiläum zur Ehre des diplomatiſchen Gebrauchs der teutſchen Sprache, hätte feiern können. Um nun hierüber zur Gewißheit zu kommen, gab er nicht nur eine: Hiſtoriſche Erläuterung des problematis, ob unter Kaiſer Friedrich II. auf dem großen Reichstage zu Mainz im J. 1235 der Reichsabſchied zum allererſten Male in teutſcher Sprache abgefaßt und publicirt worden ſei u. ſ. w. (Nürnb. und Schw.-Hall 1735 Fol.) heraus, ſondern wandte ſich auch insbeſondere brieflich an verſchiedene gelehrte Männer, und ließ die von denſelben erhaltenen Antworten unter dem Titel: Collectio epistolarum de Epocha linguae germanicae in Constitutionibus imperii publicis et usu ejusdem sermonis publico medii aevi etc (Norimb. 1737. Contin. Coll. 1738. fol.) zuſammendrucken. Weil damals überhaupt eine gewiſſe Aufmerkſamkeit auf die ältere teutſche Diplomatik in der gelehrten Welt rege geworden war, ſo bekam dadurch auch jene Frage ein erhöhtes Intereſſe; allein im Allgemeinen fehlte es noch zu ſehr an gründlichen und genauen Kenntniſſen der ältern teutſchen Geſchichte und Diplomatik, beſonders an ausreichenden Hilfsmitteln zur Urkundenkritik, um die Frage wiſſenſchaftlich und vollſtändig zu erledigen, und da man überdies ganz verſchiedenartige Beziehungen zuſammenfaßte, und mit mancherlei vorgefaßten Meinungen an die Unterſuchung ging, ſo mußte dies die ganze Sache ſehr verwirren. Hierzu kam, daß man die teutſche Ausfertigung jenes Reichsabſchiedes oder Landfriedens nur aus ſchlechten und verdorbenen Abdrücken kannte [6]), und von einer lateiniſchen gar nichts wußte. Die letztere erſchien zum erſten Male im J. 1768, gedruckt in Dreyer's Nebenſtunden zur Erläuterung der teutſchen Rechte ꝛc. nach einer Abſchrift, welche ſich unter den Beilagen zum dortmundiſchen Stadtrechte, wie es der Rath dieſer Stadt den livländiſchen Ordensrittern auf ihr Verlangen überſandt hatte, befand [7]). Dadurch bekam nun die Sache wieder eine andere Wendung, denn man mußte fragen: welcher von beiden Texten, der teutſche oder der lateiniſche, die urſprüngliche Ausfertigung, und welcher die Überſetzung ſei? Deſſenungeachtet faßte Gatterer, als er ſich bewogen fand, die Unterſuchung über die angebliche diplomatiſche Epoche der teutſchen Sprache in den Reichstagsverhandlungen aufs Neue vorzunehmen, ſie nicht von dieſer Seite auf, ja er ignorirte ſogar das Daſein des lateiniſchen Textes gänzlich, und ſtellte die Frage nur ſo: ob der mainzer Reichsabſchied vom J. 1235, oder vielmehr die bekannte, auf dieſem Reichstage feſtgeſetzte Landfriedensordnung, das älteſte, urſprünglich in teutſcher Sprache abgefaßte Reichsgeſetz ſei? Nach Aufſtellung verſchiedener Gründe und Widerlegung der dagegen etwa zu machenden Einwürfe glaubte er auf das Reſultat zu kommen, daß der Landfriede wirklich teutſch ausgefertigt ſei, und der bekannte teutſche Text deſſelben ebendieſe Originalausfertigung wiedergebe [8]). Unter ſeinen Gründen, denen wir, ohne zu weitläufig zu werden, nicht ins Einzelne folgen können, verdienen vorzüglich zwei hier bemerkt zu werden, nämlich 1) das Zeugniß des cölniſchen Mönches Gottfried, welcher in ſeiner Chronik, bei Erwähnung der Verhandlungen dieſes mainzer Reichstages, ausdrücklich ſagt: teutonico sermone in membrana scripta omnibus publicantur; und 2) die Einrückung der Beſtimmung des mainzer Landfriedens in den Landfrieden K. Rudolf's I. vom J. 1281, von welchem Gatterer eine Originalausfertigung in Wolfenbüttel entdeckt hatte, und nach dieſer Zeit in mehre ähnliche Urkunden, von denen jedoch, wenigſtens damals, die Originale nicht nachzuweiſen waren. Schönemann, der die Unterſuchung von Neuem aufnahm [9]), führte ſie in der Hinſicht vollſtändiger, daß er ſie nicht einſeitig auf die teutſchen Exemplare gründete, ſondern das lateiniſche zugleich berückſichtigte, und dieſe Vergleichung führte ihn auf die ſehr richtige Schlußfolge: „das Original war lateiniſch, und iſt in ſeiner erſten Form (nämlich in der Dreyer'ſchen Ausgabe, denn die bei Schunk ſcheint Schönemann nicht gekannt zu haben) noch vorhanden." Indeſſen ging Schönemann darin wieder zu weit, daß er dem teutſchen Texte den öffentlichen Charakter ganz abſprach, und ſowol die Einrückung deſſelben in den Rudolfiniſchen Landfrieden vom J. 1281, als das Zeugniß des cölniſchen Mönches, zu weniger Rückſicht würdigte. Die frühern oben angeführten Abdrücke, oder die Handſchriften, denen ſie entnommen ſind, können freilich nichts für die Authentie des teutſchen Textes beweiſen, da ſie nicht nur unter ſich ſelbſt abweichen, ſondern auch insgeſammt eine viel jüngere Sprache enthalten, bei der es zwar möglich iſt, daß ſie ſich unter den Händen eines ſpätern Schreibers aus einem ältern teutſchen Exemplare gebildet haben kann, in der es aber auch ebenſo zuläſſig iſt, eine bloße Privatarbeit zu finden. Anders geſtaltet ſich aber die Anſicht der Sache, ſeitdem es im J. 1834 dem Gymnaſialdirector Thierſch in Dortmund glückte, in dem dortigen Stadtarchiv ein Exemplar, ſowol von der lateiniſchen, als von der teutſchen Ausfertigung des mainzer Landfriedens zu entdecken, die beide ohne Widerrede dem 13. Jahrh. angehören [10]).

6) Der angebliche teutſche Text fand ſich damals 1) bei einer alten Ausgabe der goldenen Bulle (Venet. ap. *Nic. Jensson* 1477), aus welcher ſie Goldaſt im 2. Th. der Reichsſatzungen (1609) wieder abdrucken ließ; 2) in Schilter's Thesaur. Antiquit. Teuton. T. II. Der Text (welchem der Herausgeber des Schilter'ſchen Nachlaſſes, Scherz, den Goldaſt'ſchen wieder zur Seite hat abdrucken laſſen) weicht von dieſem ſehr ab; 3) in Senkenberg's Ausgabe der Reichsabſchiede, 1. Th. Die zum Grunde gelegte Abſchrift iſt weit ſchlechter und mangelhafter, als die Schilter'ſche. Alle dieſe verſchiedenen Recenſionen geben aber den Text in einer offenbar viel jüngern, als der teutſchen Sprache des 13. Jahrh. 7) Später wurde die lateiniſche Ausfertigung noch einmal, nach einer andern frankfurter Handſchrift von Schunk (der wahrſcheinlich von Dreyer's Ausgabe nichts wußte) in ſ. Beitr. zur mainzer Geſchichte, 1. Bd. (1788), aber wie die neuere Vergleichung dieſer Handſchrift gezeigt hat, fehlerhaft, herausgegeben.

8) *Jo. Chph. Gatterer*, De Epocha linguae Theotiscae in publicis Imperii constitutionibus; in Comment. Soc. R. Sc. Goetting. Tom. III. (1780). 9) Syſtem der Diplom. 1. Bd. S. 305 fg. 10) Ich habe beide, da ſie bald nachher in das Pre-

Der Entdecker ſelbſt richtete ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf das teutſche Exemplar, und hat bei dieſer Gelegenheit die ganze ältere Streitfrage von Neuem mit großer Umſtändlichkeit durchgenommen [11]). Unter der Vorausſetzung, daß das dortmunder Exemplar ein *Original* ſei, glaubt er, gegen Schönemann, behaupten zu können, daß nunmehr eben hierdurch aller Zweifel an der Originalität des teutſchen Textes ganz beſeitigt ſei; und da er doch gleichwol die Originalität des lateiniſchen Textes auch nicht leugnen kann, ſo entſcheidet er endlich dahin: die teutſche und die lateiniſche Ausfertigung ſeien zwei ganz verſchiedene, von einander unabhängig ausgefertigte Urkunden. Allein ſowol die Vorausſetzung, als die Folgerung iſt irrig. Das dortmunder teutſche Exemplar iſt nämlich *kein Original*, wenn man es an ſich betrachtet, denn es hat durchaus keins der Merkmale an ſich, welche die Originalität der Urkunden beſtimmen. Es hat weder ein Siegel, noch eine Spur, daß jemals ein ſolches daran geweſen, oder eine Anzeige, daß es hätte vorhanden ſein ſollen; auch findet ſich ſonſt, weder an Worten noch an Zeichen, das Mindeſte, was den Charakter einer Originalurkunde rechtfertigen könnte; es iſt nur eine einfache, wiewol gleichzeitige Handſchrift, und hat alle Glaubwürdigkeit, die einer ſolchen zukommt; es iſt aber auch, in Anſehung des darin enthaltenen Textes, kein Original, wenn dies ſo viel als eine, mit den gehörigen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten, ſelbſtändig ausgefertigte und vollzogene Urkunde, bedeuten ſoll; denn grade die charakteriſtiſchen Förmlichkeiten einer Urkunde fehlen alle. Es iſt weder ein Ausſteller genannt, noch findet ſich eine Einleitung und Ankündigung, wie ſie zumal den kaiſerl. Urkunden aus jener Zeit nie fehlt; noch am Schluſſe irgend eine der Beglaubigungs- und Schlußformeln, die jeder Urkunde, als ſolcher, eigenthümlich und nothwendig ſind. Die Einleitung (Dit regth ſatte ande ſteltde der andere keiſer frederic mit der vurſten rade u. ſ. w.) iſt von den Ankündigungsformeln der Urkunden ſehr verſchieden, und gleicht mehr einer bloßen Überſchrift; darauf folgen dann die einzelnen Satzungen, bald mit größerer, bald mit geringerer Ausführlichkeit, ebenfalls ohne alle formelle Einkleidung; die letzte ſchließt zwar mit Amen; bricht aber übrigens ganz kurz ab, ohne ein Wort von alle dem beizufügen, was doch zur eigentlichen Formaliſirung und Originaliſirung einer Urkunde gehörte. Als Reſultate einer methodiſchen, kritiſch-diplomatiſchen Unterſuchung glaube ich folgende mit Sicherheit aufſtellen zu können: 1) *Die wahre und einzige Originalausfertigung* des mainzer Landfriedens *war lateiniſch*. Die eigentliche Originalcharte iſt zwar nicht mehr nachzuweiſen, aber ſowol die dortmunder als die frankfurter Handſchrift enthalten ſehr getreue, richtige und vollſtändige Copien, aus welchen ſich der Originaltext mit Zuverläſſigkeit herſtellen läßt. *Nur dieſe lateiniſche Ausfertigung* hat alle Merkmale, welche einer feierlichen Urkunde, und zwar einer kaiſerl., jenes Zeitalters zukommen. Sie ſtellt den Namen des Ausſtellers (K. Friedrich's II.) mit ſeinem gewöhnlichen Titel an die Spitze, läßt darauf eine Einleitung folgen, welche die aus der Würde der kaiſerl. Regierung und der Nothwendigkeit der Sorge für Frieden und Gerechtigkeit hergenommenen Motive der nachfolgenden Verordnungen im Allgemeinen angibt; ſchließt daran die Ankündigung an alle Angehörige des Reichs, mit welcher zugleich die Auffoderung zur Beobachtung der Geſetze und allgemeine Strafandrohung an ihre Übertreter verbunden iſt; ſtellt ſodann die einzelnen Statuten auf, deren jedem ein argumentum a pio et utili beigefügt iſt, und die in einer conſequenten Ordnung ſo erſcheinen, daß die geiſtlichen Angelegenheiten vorangehen; dann die weltlichen, und unter dieſen Anfangs die allgemeinern, hernach die ſpeciellern folgen; und ſchließt endlich mit einer wiederholten Verſicherung, daß dies alles auf dem Reichstage mit Zuſtimmung der Fürſten und anderer Getreuen des Reichs ſo verordnet und promulgirt ſei, und mit dem vollſtändigen Datum. Dies alles iſt vollſtändige und richtige Urkundenform, die nicht dem mindeſten Zweifel gegen die Authenticität des Inhaltes Raum läßt. 2) *Der teutſche Text iſt ein freier Auszug aus* dem lateiniſchen. Daß alle urkundliche Förmlichkeiten fehlen, iſt vorhin ſchon bemerkt worden; denn da es bei dem Auszuge eben auf Kürze ankam, ſo hielt man ſich nur an die weſentlichen, geſetzlichen Beſtimmungen, und alle Motive, ſowol in der Einleitung als bei den einzelnen Statuten, wurden, ſowie die Schlußformeln, weggelaſſen. 3) Dieſer teutſche Text ſetzt zwar den lateiniſchen voraus, und letzterer liegt ihm beſtimmt zum Grunde; da er ihn aber nicht wörtlich, ſondern eben nur in einem freien Auszuge wiedergibt, ſo kann man ihn, *was die Sprache betrifft*, gewiſſermaßen als *ein teutſches Original* betrachten. 4) Der teutſche Auszug wurde zum Behufe der Richter und anderer Unterſaſſen des Reichs, welche der lateiniſchen Sprache nicht kundig waren, verfertigt, um die Geſetze zu allgemeiner Kenntniß zu bringen; und dies meint der cölniſche Mönch, wenn er ſagt: teutonico sermone ... omnibus publicantur. Ob er dieſe Publication für etwas Neues und beſonders Merkwürdiges gehalten, iſt gleichgültig, und geht aus ſeiner einfachen Erzählung nicht hervor; der Zuſatz: in membrana scripta, ſoll wol nur andeuten, daß man die Geſetze nicht blos mündlich bekannt machen ließ, ſondern, zu deſto ſicherer Befolgung, ſchriftlich vertheilte. Aus dieſer allgemeinen Beſtimmung des teutſchen Auszuges läßt ſich nun auch die ganz veränderte Reihenfolge der einzelnen Statuten erklären, die man nicht nach der methodiſchen Ordnung, wie in dem lateiniſchen Original, aufſtellte, ſondern vielmehr diejenigen vorangehen ließ, welche auf den Sinn des Volkes den meiſten Eindruck machen mußten. 5) In eben dieſer Geſtalt, wie der teutſche Auszug uns in der dortmunder Handſchrift noch vorliegt, iſt er (zufällige Sprachformen abgerechnet) in den Rudolfiniſchen Landfrieden vom J. 1281, und aus

---

vinzialarchiv zu Münſter und dadurch in meine Hände gekommen ſind, in der Zeitſchrift für Archivkunde ꝛc. 2. Bd. 2. H. mit möglichſter Genauigkeit abdrucken laſſen.

11) In den neuen Mittheilungen des thür.-ſächſ. Vereins ꝛc. 2. Bd. 3. und 4. Hft.

dieſem in die folgenden gleichartigen Urkunden übergegangen [12]). 6) Die erſte Anfertigung und Verbreitung dieſes teutſchen Auszugs (die nicht vor 1236 wirklich zu Stande gekommen iſt) konnte natürlich nicht ohne vorgängigen Beſchluß der Reichsſtände ſtattfinden, obgleich in dem lateiniſchen Original nichts hierüber ausdrücklich geſagt wird; aber von einer eigentlichen teutſchen Ausfertigung und Publication der Reichsbeſchlüſſe ſelbſt iſt man deshalb nicht befugt zu ſprechen; am wenigſten dürfen wir uns überreden, in dem vorliegenden teutſchen Auszuge eine wirkliche kaiſerl. Originalurkunde vor uns zu haben; ſolche in teutſcher Sprache erſcheinen vielmehr, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, zuerſt unter Rudolf I.; und wenn wir, nach dem, was vorhin geſagt worden, die Epoche für den urkundlichen Gebrauch der teutſchen Sprache überhaupt, weit über das J. 1235 hinausrücken müſſen, ſo können wir ſie, wenn davon nur in Beziehung auf kaiſerl. Urkunden die Rede iſt, nicht früher als mit Rudolf I. (am wahrſcheinlichſten im J. 1281) beginnen.

Daß übrigens Rudolf I. den Gebrauch der teutſchen Sprache in Urkunden, anſtatt der lateiniſchen, geſetzlich eingeführt habe, iſt eine, auf bloßer ſubjectiver Annahme beruhende Vermuthung gewiſſer Hiſtoriker früherer Zeiten, die alles, was ſich allmälig von ſelbſt machte, auf ein Geſetz glaubten zurückführen zu müſſen. Die Erfahrung ſpricht überdies entſchieden dagegen; denn ſowie wir von Rudolf I., dem angeblichen Urheber jenes Geſetzes ſelbſt, zwar eine Menge lateiniſche, aber nur wenig teutſche Urkunden haben, ſo gehören auch im Allgemeinen, nicht nur im 13. Jahrh., ſondern auch in den beiden erſtern Jahrzehenten des 14. Jahrh., die teutſchen Urkunden noch zu den Seltenheiten; von da an werden ſie aber immer häufiger, ſodaß ſie gegen das Ende des 14. Jahrh. ſchon die lateiniſchen in allen Verhältniſſen weit überwiegen, und ſeit dem 15. Jahrh. nur wenig in Teutſchland ausgefertigte lateiniſche Urkunden, die andere als kirchliche Angelegenheiten betreffen, vorkommen; ja ſelbſt in dieſen Sachen wurde vieles in teutſcher Sprache verhandelt. Was insbeſondere die kaiſerl. Urkunden in teutſcher Sprache betrifft, ſo werden dieſe beſonders ſeit den Zeiten Ludwig's von Baiern zahlreicher, wiewol unter ihm und Karl IV. die lateiniſchen ihnen noch ziemlich das Gleichgewicht halten. Nach Karl IV. herrſcht die teutſche Sprache im kaiſerl. Urkundenweſen unbedingt vor; doch blieb es bis in die neuern Zeiten gewöhnlich, Urkunden von beſonderer Wichtigkeit, zumal wenn ſie die Angelegenheiten geiſtlicher Fürſten oder Inſtitute betrafen, in lateiniſcher Sprache auszufertigen. Übrigens gehören die teutſchen kaiſerl. Urkunden des 14. und 15. Jahrh. zu den ſchätzbarſten Sprachdenkmalen ihrer Zeit, in welchen ſich die teutſche Sprache in einer Kraft und Reinheit zeigt, wie wir ſie in den meiſten damaligen Literaturwerken vergebens ſuchen [13]).

Das was man heutzutage unter einer reinen teutſchen Sprache verſteht, oder das ſogenannte Hochteutſch, iſt übrigens in den Urkunden vor dem 16. Jahrh. durchaus nicht zu finden, ſondern eine jede ſpricht in der beſondern Mundart ihrer Provinz. Wenn dies im Allgemeinen das Studium der Urkunden erſchwert, weil man in ihnen mit ſo vielerlei Mundarten und Sprachweiſen zu thun hat, deren jeder ihre beſondere Eigenthümlichkeiten an Worten und Formen zukommen; ſo verleiht es ihnen doch grade für die Kenntniß der ältern teutſchen Mundarten einen beſondern Werth; denn obgleich auch die ältern teutſchen Bücher in provinziellen Mundarten geſchrieben ſind, ſo haben doch die Urkunden vor ihnen den dreifachen Vorzug, daß ſie die Sprache getreuer wiedergeben, weil ſie eben keine Bücher-, ſondern die eigentliche Volks- und Umgangsſprache reden; daß ſie uns mit der Sprache mancher Gegenden bekannt machen, aus denen wenig oder keine Bücher hervorgegangen ſind; und daß ſie die verſchiedenen Mundarten reiner, als die Bücher enthalten, weil die Verfaſſer der letztern öfters mehre unter einander vermiſchen; wozu noch kommt, daß wir von einem beträchtlichen Theile der Urkunden noch die Urſchriften beſitzen, ihre Sprache alſo aus der lauterſten Quelle kennen lernen; während die Bücher meiſtens nur durch Abſchriften auf uns gekommen ſind, in welche durch die Abſchreiber ſchon manche Sprachveränderungen hineingetragen wurden. Erſt gegen die Mitte des 15. Jahrh. finden wir, beſonders in den kaiſerl. Urkunden, eine Annäherung zur hochteutſchen Sprache, durch eine gewiſſe Erhebung über den Provinzialdialekt, von dem indeſſen doch Spuren genug zurückblieben; allein in den Urkunden der Fürſten, Städte und Privatperſonen hat jene reinere Schriftſprache wenig Nachfolge gefunden. Auch nachdem im 16. Jahrh. unſere heutige, hochteutſche Bücherſchrift ſich in der Literatur völlig gebildet hatte, behielt man in den Urkunden noch lange die verſchiedenen provinziellen Mundarten, wiewol nicht ausſchließlich, bei, und erſt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. ſind ſie aus der Urkundenſprache verſchwunden, wiewol nicht ohne, bis auf die neuern Zeiten, doch noch manche Spuren ihres Daſeins zu hinterlaſſen.

An eine conſequente Orthographie iſt in den ältern teutſchen Urkunden nicht zu denken. Nicht genug, daß im Allgemeinen keine feſten Grundſätze hierüber herrſchten,

12) Noch anderer Meinung iſt Pertz, welcher die teutſche Ausfertigung gar nicht auf den Reichstag vom J. 1235 zurückführen will, ſondern ſagt: alle teutſche Ausfertigungen ſind verſchiedene Exemplare des Landfriedens vom 25. Jul. 1281. Da zur Zeit, wo ich dies ſchreibe, der vierte Band der Monum. German. histor., welcher alle dieſe Documente, mit Benutzung vieler, bisher noch nie in ſolchem Grade vereinigter Hilfsmittel kritiſch bearbeitet enthalten wird, noch nicht ans Licht getreten iſt, ſo ſind mir die Gründe für jene Behauptung unbekannt; ich trage jedoch Bedenken ihr beizutreten, theils weil ſie mit der Angabe des cölniſchen Mönches im Widerſpruche ſteht, der doch irgend ein Factum zum Grunde liegen muß; theils weil mir die dortmunder Handſchrift älter zu ſein ſcheint, als 1281.

13) Es iſt daher um ſo mehr zu bewundern und zu bedauern, daß in dem ſonſt ſo reichhaltigen und umſichtig bearbeiteten altteutſchen Leſebuche von Wilh. Wackernagel, das faſt alle Richtungen der Sprachbildung umfaßt, nur die Urkundenſprache keine Beachtung gefunden hat.

Digitized by Google

und daß der Gebrauch der verſchiedenen Mundarten, deren jede die Worte anders ausſprach und demgemäß — da die Ausſprache die einzige Regel für die Schrift abgab — auch anders ſchrieb, eine große Mannichfaltigkeit in der Schreibweiſe hervorbringen mußte; ſo folgten auch die einzelnen Schreiber häufig nur dem Zufalle, ſodaß wir oft in einer und derſelben Urkunde daſſelbe Wort auf zwei- oder dreierlei Weiſe geſchrieben finden. Die kaiſerl. Urkunden machen auch hierin größtentheils eine rühmliche Ausnahme, und ſind, wenn auch nicht ganz conſequent und regelmäßig, doch viel ſorgfältiger als die meiſten andern geſchrieben. Erſt im 16. Jahrh. wurde eine etwas conſequentere Orthographie gewöhnlich, doch gerieth man gegen das Ende deſſelben auf eine beſondere Abnormität, nämlich das unnöthige Verdoppeln der Conſonanten, wo es weder die Ableitung noch die Ausſprache erfodert. Auch die reinere und conſequentere Orthographie des 16. und 17. Jahrh. iſt von unſerer Normalorthographie weit entfernt, und obgleich ſie, beſonders ſeit dem Anfange des 17. Jahrh., ſich derſelben allmälig nähert, ſo hat ſie doch nicht früher als zu Ende deſſelben Jahrhunderts ſich ſo ziemlich in ihr befeſtigt.

Die holländiſche Sprache kann in Anſehung der frühern Jahrhunderte eigentlich auch nur als eine beſondere Mundart der teutſchen betrachtet werden, da ſie erſt im 16. Jahrh. ſich ganz gegen dieſe abſchloß, und ihren eignen Bildungsweg verfolgte; wie denn auch der Übergang zu derſelben, aus der eigentlichen niederteutſchen Sprache, durch die Mundart der an Holland angrenzenden weſtfäliſchen und niederrheiniſchen Provinzen, deutlich zu erweiſen iſt. Analog mit der teutſchen Geſammtſprache tritt ihr eigentlicher Gebrauch im Urkundenweſen nach der Mitte des 13. Jahrh. ein. Ältere holländiſche Urkunden ſind in der Regel Überſetzungen aus dem Lateiniſchen. Ihren weitern Entwickelungsgang im Urkundenweſen hat die holländiſche Sprache mit der teutſchen gemein.

In England, deſſen eigenthümliche Landesſprache auch aus dem germaniſchen Stamme hervorgegangen iſt, müſſen wir für den Gebrauch im Urkundenweſen drei auf einander folgende einheimiſche Sprachen unterſcheiden. Die angelſächſiſche iſt die erſte. Wie unter den Angelſachſen die lateiniſche Sprache viel reiner geſchrieben wurde, als unter den Franken und andern gleichzeitigen Völkern, ſo bedienten ſie ſich auch ſchon frühzeitig, neben der lateiniſchen ihrer Mutterſprache, ſowol in Büchern als in Geſchäftsſachen; die angelſächſiſche Sprache iſt daher im Urkundenweſen, nächſt der lateiniſchen, eine der älteſten, und man findet die Spuren ihres urkundlichen Gebrauches ſchon im 8. Jahrh. In dieſem Gebrauche erhielt ſie ſich, wiewol ſeit der normanniſchen Eroberung allmälig abnehmend, bis derſelbe gegen das Ende des 13. Jahrh. völlig erloſch. Durch Wilhelm den Eroberer wurde im J. 1066 die altfranzöſiſche Sprache, als Sprache des Hofes, der Geſetze und Gerichte, in England eingeführt; in Urkunden aber wurde ſie nicht früher als gegen das Ende des 12. Jahrh. gebraucht, und fand erſt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. allgemeinere Verbreitung. Die aus dem immer mehr herrſchend werdenden Gebrauche der franzöſiſchen Sprache hervorgehende Vernachläſſigung der Mutterſprache führte aber zu großen Beſchwerden, bis endlich Eduard III im J. 1362 die engliſche Sprache in die Gerichtshöfe einführte, und den Gebrauch der franzöſiſchen in öffentlichen Schriften verbot. Dennoch wurde die letztere im Geſchäftsgebrauche noch häufig beibehalten, und es finden ſich franzöſiſche Urkunden nicht ſelten noch in der erſten Hälfte des 15. Jahrh., wiewol im letzten Viertel des 14. Jahrh. ſchon Urkunden in engliſcher Sprache vorkommen. Die heutige engliſche Sprache iſt alſo, hinſichtlich ihres Gebrauches im Urkundenweſen, unter allen bisher aufgezählten europäiſchen Sprachen die jüngſte.

Die Sprachen der nord- und oſteuropäiſchen Völker und Staaten ſtehen größtentheils dem allgemeinen europäiſchen Urkundenweſen der frühern Zeiten zu fern, als daß die diplomatiſche Sprachkunde, zumal bei dem verhältnißmäßigen Mangel an allgemein zugänglichen Materialien für die Geſchichte ihrer urkundlichen Verhältniſſe, nähere Veranlaſſung nehmen könnte, ſich mit ihrer ſpeciellern hiſtoriſchen und kritiſchen Erforſchung im Allgemeinen zu beſchäftigen; ſie muß ſie daher einer eigentlichen Specialdiplomatik jener Staaten überlaſſen. (*H. A. Erhard.*)

DIPLOMATISCHE ZEICHENKUNDE, **Sematologia diplomatica** (nicht, wie Gatterer will, **Semiotica**, da dieſer Name bereits einer ganz andern Wiſſenſchaft angehört, und auch auf die Diplomatik angewendet, eine ganz andere Bedeutung, als die er hier haben ſoll, in ſich ſchließen würde), iſt die Lehre von gewiſſen in und bei dem ſchriftlichen Text der Urkunden angebrachten, ſchriftlichen Zeichen, welche entweder der Urkunde im Allgemeinen eine gewiſſe Feierlichkeit und Weihe geben ſollen, oder insbeſondere zu ihrer formellen Beglaubigung gehören. Man kann fünf Claſſen ſolcher Zeichen annehmen, nämlich: 1) Chriſtologiſche Zeichen; 2) Monogramme; 3) Spruchkreiſe; 4) Recognitionszeichen; 5) Notariatszeichen.

I. Zu den chriſtologiſchen Zeichen rechne ich die Chrismen und die Kreuze. Unter einem Chrismon wird jede Figur verſtanden, die an den Namen Chriſtus erinnert. Solche Figuren wurden ſchon frühzeitig den Urkunden vorgeſetzt, um ihnen gleichſam eine religiöſe Weihe und dadurch eine beſondere Feierlichkeit und Würde zu geben. Eine eigenthümliche Bedeutung für das Urkundenweſen ſelbſt kommt ihnen übrigens nicht zu; insbeſondere ſind ſie für die formelle Beglaubigung der Urkunden an ſich ganz gleichgültig, und erlangen nur dadurch einen kritiſchen Werth, daß der Mangel des Chrismons, in Urkunden einer Zeit und einer Claſſe, für welche es ſonſt allgemein üblich iſt, oder eine von der gewöhnlichen abweichende Geſtalt deſſelben, dazu beiträgt, für oder wider die Echtheit einer Urkunde zu entſcheiden.

Die urſprüngliche Grundlage aller Chrismen bilden gewiſſe Buchſtaben aus dem Namen Chriſtus; und da ein oder höchſtens zwei Buchſtaben die Stelle dieſes gan-

Digitized by Google

zen Namens vertreten, ſo könnte man gewiſſermaßen die Chriſmen als eine Art von Siglen betrachten; nur findet der Unterſchied ſtatt, daß der das Chriſmon bildende Buchſtabe ſelten rein daſteht, ſondern meiſtens durch gewiſſe Nebenzüge und Verzierungen verſteckt iſt. Es gibt aber zwei Hauptarten von Chriſmen, wovon man die eine das griechiſche, die andere das lateiniſche Chriſmon nennen kann. Das griechiſche Chriſmon (das ſich aber nicht etwa nur in griechiſchen, ſondern auch in weſteuropäiſchen Urkunden, beſonders denen der Päpſte, findet) beſteht aus den beiden griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Namens *Χριστός*, nämlich dem *X* und *P*, monogrammatiſch in einander geſetzt, ſodaß das *P*, ſehr verlängert, oben aus dem *X* hervorragt, wie Fig. 1 (nach einer päpſtlichen Urkunde aus dem Anfange

1.

des 11. Jahrh.) angibt. Da dieſe beiden Buchſtaben dem lateiniſchen P und X ſehr ähnlich ſehen, ſo haben die Schreiber mancher Copialbücher, denen ihre wahre Bedeutung unbekannt war, dies Monogramm in den Abſchriften ſolcher Urkunden öfters durch Pax ausgedrückt. Das lateiniſche Chriſmon hat zur Grundlage immer ein C, als den lateiniſchen Anfangsbuchſtaben von Christus; es wird aber auf ſehr verſchiedene Weiſe gebildet. Der Gebrauch deſſelben iſt ſehr alt, denn es findet ſich ſchon in den Urkunden der Merovinger. In den älteſten Merovingiſchen Urkunden (z. B. Mabillon, Taf. XVII) deutet zwar der Zug auf ein etwas verunſtaltetes griechiſches Chriſmon; denn wir finden einen geraden Strich, in der Mitte von einem Schrägſtriche durchſchnitten, wodurch die Grundform des griechiſchen *X* gebildet wird, und oben mit einem Zuge verſehen, in welchem der Kopf des griechiſchen *ρ* leicht zu erkennen iſt; andere noch darin vorkommende Züge ſcheinen willkürliche Verzierungen zu ſein. Bald hernach aber (z. B. Mabillon, Taf. XIX. Nr. 2) verlieren ſich dieſe an das griechiſche Chriſmon erinnernde Züge, und wir finden ein deutliches C, mit einem geraden Striche durchzogen, der ſehr lang herunter läuft und öfters mit mancherlei Nebenzügen verziert iſt, unter denen ſich nicht ſelten noch ein zweites C erkennen läßt. Daß dieſer gerade Strich ein I vorſtellen und das Ganze mithin **Jesus Christus** bedeuten ſolle, iſt eine allzuſubtile Speculation der frühern Diplomatiker. Dieſe Geſtalt, in welcher das C, im Verhältniſſe zu der ganzen Figur, ziemlich klein erſcheint, behält das Chriſmon, im Einzelnen mit manchen unweſentlichen Veränderungen, bis in die erſten Regierungsjahre Karl's des Großen. In der Zeit deſſelben bemerkt man die Veränderung, daß das C ſich allmälig bedeutend vergrößert; doch bleibt der große Longitudinalſtrich und die Wiederholung des C am untern Ende deſſelben. Unter den nächſten Nachfolgern Karl's des Großen finden ſich ſehr verſchiedenartige chriſmatiſche Zeichen, aus denen manchmal die eigentliche Grundform ſich nur mit Mühe herausfinden läßt. In den Urkunden der eigentlich teutſchen Könige und Kaiſer, ſeit der Trennung von dem urſprünglichen Karolingiſchen Stamme, und namentlich ſchon ſeit Arnulf, findet man als Grundform des Chriſmons immer ein deutliches großes C, deſſen Öffnung aber durch Windungen und Striche verſchiedener Art ausgefüllt iſt. Zuweilen, beſonders in den frühern Zeiten, finden ſich auch wol noch herablaufende Longitudinalſtriche als Anhänge des C, doch gehören dieſe nicht zu ſeiner weſentlichen Bildung. Jene, die Öffnung des C ausfüllenden Züge ſind Anfangs noch ziemlich einfach, werden aber, beſonders im Zeitalter der Ottonen, immer zahlreicher und verwickelter; zuweilen finden ſich auch in und neben dem Chriſmon Züge, welche Tironiſchen Noten gleichen. Übrigens finden wir die Chriſmen nicht allein in den königlichen, ſondern auch zuweilen in biſchöflichen und andern Urkunden. In der Regel ſteht das Chriſmon zu Anfange der ganzen Urkunde. In den Merovingiſchen Urkunden vertritt es die Stelle der Invocation, da eine wörtliche Invocationsformel ſich in ihnen nicht findet; ſpäter hat man es jedoch auch neben der wörtlichen Anrufung beibehalten. In mehren Urkunden der Merovinger und der frühern Karolinger wird das Chriſmon vor der Unterſchrifts- oder Recognitionsformel wiederholt, oder findet ſich in den letztern vor dieſer Formel, wenn es am Anfange der Urkunde fehlt (z. B. in einer Urkunde Ludwig's des Frommen vom J. 839). Bis zum Anfange des 13. Jahrh. blieben die Chriſmen im Gebrauche und behielten ihre weſentliche Form unter manchen zufälligen oder willkürlichen Abänderungen. (Die abweichende Figur am Anfange einer Urkunde Otto's IV. vom J. 1199, welche Schmidt Phiſeldeck, Anl. zur teutſch. Diplom. Taf. V., abgebildet hat, ſoll wahrſcheinlich gar kein Chriſmon, ſondern ein verziertes Kreuzeszeichen ſein, und beweiſt alſo nicht, daß man die Bedeutung der Chriſmen damals ſchon vergeſſen und ſie als beliebige Züge betrachtet habe.) Unter Friedrich II. kamen ſie in den kaiſerlichen Urkunden außer Gebrauch, nachdem ſie in den Urkunden anderer Perſonen ſchon früher wenigſtens ſehr ſelten geworden waren. Um die Mitte des 13. Jahrh. erſcheint anſtatt des Chriſmons auf mehren Urkunden ein eigenthümliches Zeichen, deſſen Bedeutung mir zur Zeit noch unbekannt, und das, ſo viel ich mich erinnere, noch nicht beſchrieben iſt. Seine Grundform bildet ein O, das von einem ſtarken, ſäulenartigen, in der Mitte verdickten Striche, der Länge nach durchſchnitten iſt (Fig. 2). Ich

2.

Digitized by Google

habe es nie anders, als ohne weitere Verzierung und immer von ziemlich gleichförmiger Bildung geſehen. Seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. iſt es, ebenſo wie das eigentliche Chriſmon, wieder aus den Urkunden verſchwunden.

Kreuze werden, anſtatt der Chriſmen, zu Anfange der Urkunden, beſonders von Biſchöfen und andern Perſonen geiſtlichen Standes, vorzüglich im 11. und 12. Jahrh., häufig gebraucht. Auch in ſpätern Zeiten erſcheinen ſie zwar nicht ſelten, doch iſt ihr Gebrauch alsdann mehr willkürlich und ohne Regel. Es kommen aber auch Kreuze in den Urkunden ſonſt noch in mancherlei Bedeutungen häufig vor. Außer daß ſie zuweilen blos als eine andächtige Verzierung dienen, iſt hier beſonders ihr Gebrauch in den Unterſchriften zu bemerken. In den Urkunden Pipin's und ſeines Sohnes Karlmann (des Vaters und Bruders Karl's des Großen) vertreten ſie in der Unterſchrift die Stelle der nachmaligen Monogramme. In den päpſtlichen Conſiſtorialbullen, welche von den anweſenden Cardinälen mit unterſchrieben ſind, pflegt jeder Cardinal ſeinem Namen ein Kreuz vorzuſetzen, welches zuweilen ganz einfach, öfter aber auf mannichfaltige, und zwar bei jedem Einzelnen eigenthümliche Weiſe verziert iſt. Der Gebrauch des Kreuzes als Handzeichen, anſtatt der Namensunterſchrift, für Schreibens unkundige Perſonen, gehört nicht ſowol in die diplomatiſche Zeichenkunde, als in die Lehre von den Rechtsgebräuchen; wenigſtens iſt er in der erſtern von ſehr eingeſchränktem Gebrauche; denn obgleich ſchon in ſehr alten Urkunden der Gebrauch ſtattfindet, jedem der am Ende derſelben aufgezählten Namen der Zeugen, oder anderer dabei vorkommender Perſonen ein Kreuz vorzuſetzen, ſo iſt dies doch mehr ein Andachts-, als ein Beglaubigungszeichen, und rührt mit den Namensunterſchriften und der ganzen Urkunde, wenigſtens in den meiſten Fällen, durchaus von einer Hand her; überdies kam dieſe ganze Unterſchriftsweiſe ſchon ſehr frühzeitig wieder außer Gebrauch. Eigentliche Namensunterſchriften, zumal von Privatperſonen, wurden erſt im 16. Jahrh. gebräuchlich; mithin kann auch von ihren Surrogaten nicht früher die Rede ſein.

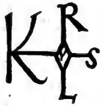
II. Monogramme ſind Figuren, in welchen die Buchſtaben eines oder mehrer Worte in eine beliebige, mehr oder weniger zuſammengeſetzte Figur zuſammengezogen ſind. Es gibt zwei Claſſen derſelben, Namen-Monogramme und Spruch-Monogramme.

Die Namen-Monogramme (Monogrammata onomastica) werden in der Regel blos von Kaiſern und Königen gebraucht, und vertreten in den Urkunden derſelben die Stelle ihrer Namensunterſchrift. In den Urkunden der ältern Merovinger findet ſich eine Art von Monogrammen, oder vielmehr Namenszügen; denn ſie beſtehen in wenigen, einfachen Buchſtabenzügen, und haben mit den ſpätern, künſtlich zuſammengeſetzten und ſcharfwinkeligen Monogrammen keine Ähnlichkeit; ſo z. B. in den Urkunden Chlodwig's des Jüngern, bei Mabillon Taf. XVII. XVIII. Später ſetzte man ein Kreuz an deren Stelle, wie es ſich z. B. in den Urkunden Theuderich's, ebend. Taf. XIX. Nr. 2. Taf. XX. Nr. 1 findet, und noch weiterhin hören die Unterſchriftszeichen ganz auf. Das ſeltſame Monogramm der Pſeudo-Dagobertiniſchen Urkunde von 706 (vgl. d. Art. Diplomatische Kritik) gibt ſchon durch den bloßen Anblick ſeiner Geſtalt, die in der ganzen Urkundenwiſſenſchaft ihres Gleichen nicht hat, ſeine Erdichtung durch einen mit dem Monogrammenweſen ganz unbekannten Erfinder zu erkennen (Fig. 3). Pipin bediente ſich in ſeiner Unterſchrift

3.

wieder des Kreuzes, und ihm folgte ſein Sohn Karlmann; Karl der Große aber führte zuerſt anſtatt des Kreuzes ein eigentliches Monogramm ein, d. h. ein Unterſchriftszeichen, in welchem alle Buchſtaben ſeines Namens (Karolus) in ein Zeichen zuſammengeſtellt wurden, welchem die aus der Unterſchriftsformel ſeines Vaters beibehaltene Kreuzesform ſichtbar zum Grunde liegt (Fig. 4). Dieſe Kreuzesform blieb auch in der Folge

4.



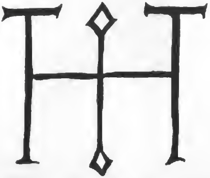
in den Monogrammen vorherrſchend; denn obgleich Ludwig und Lothar ſie verließen und die Buchſtaben ihrer Namen in ihren Monogrammen zu ganz geſtaltloſen Zeichen zuſammenſtellten, ſo kehrte man doch immer wieder zu der kreuzförmigen Anordnung zurück, und führte dieſe aus, wie es die Beſchaffenheit des Namens nur irgend zuließ; wie unter vielen andern die Monogramme Ar-

Digitized by Google

nulſ's (Fig. 5), Otto's I. (Fig. 6), und Heinrich's III.

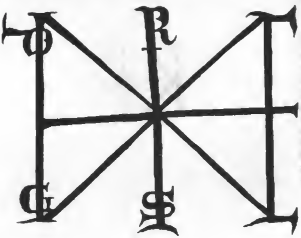
5.

6.



(Fig. 7), jedes in ſeiner beſondern Art, beweiſen. An-

7.

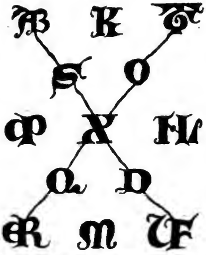


fangs legte man den Monogrammen nur den einfachen Namen zum Grunde, wie die angeführten Monogramme Karl's, Arnulſ's und Otto's zeigen; ſeit Otto II. aber wurden auch mehr oder weniger Titelworte in das Monogramm aufgenommen, und dieſes wurde dadurch complicirter. Überhaupt fanden ſchon vom 11. Jahrhundert an alleelei Abnormitäten in Anſehung der Monogramme ſtatt, welche Gelegenheit zu verſchiedenen Eintheilungen deeſelben gegeben haben. Man nennt nämlich ein Monogeamm Monogr. nominale, wenn es blos den Namen, M. titulare, wenn es zugleich den Titel oder einen Theil deſſelben enthält; feenee nennt man es M. completum, wenn alle die dazu gehörigen Woete bildenden Buchſtaben ohne Ausnahme in demſelben gefunden werden, und M. incompletum, wenn einige derſelben fehlen; doch hält man es nicht füe einen Mangel, wenn ein in den Worten mehrmals vorkommender Buchſtabe in dem Monogramm nur einmal nachzuweiſen iſt; endlich M. mixtum, wenn außer dem Namen und Titel auch ein Denkſpruch in das Monogramm aufgenommen iſt; ſowie z. B. Friedrich IV. dem ſeinigen die bekannten Buchſtaben A. E. J. O. V. beſonders einfügte. Alle dieſe und andere Diſtinctionen ſind jedoch bloße Subtilitäten ohne peaktiſchen Werth. Bis zum Anfange des 13. Jahrh., oder bis auf Otto IV., blieben die Monogeamme in allgemeinem und ununterbrochenem Gebrauche, ſodaß man nur wenig kaiſerl. odee königl Urkunden findet, welche nicht damit verſehen wären; und diejenigen, denen die Monogramme fehlen, ſind in der Regel bloße Beefügungen, Vergleiche u. dgl. von vorübergehender Bedeutung, bei denen man eine beſondere Feierlichkeit in dee Ausfertigung nicht für nöthig hielt. Aber ſchon Friedrich II. bediente ſich des Monogramms, auch in Privilegien und andern Urkunden von wichtigem Inhalte und bleibender Gültigkeit, in der Regel nicht mehr; und nach dem ſogenannten geoßen Inteeregnum gehört es zu den Seltenheiten, wenn einmal eine Urkunde mit einem Monogramm verſehen iſt, obgleich wir faſt von allen Kaiſern, bis auf Maximilian I., Monogramme nachweiſen können. Es ſcheint indeſſen, daß man ſie nue zuweilen noch anwandte, um den alten Gebrauch nicht ganz in Vergeſſenheit kommen zu laſſen; denn weder aus dem Inhalte, noch aus der Beſtimmung und Wichtigkeit der mit Monogrammen verſehenen oder nicht verſehenen Urkunden läßt ſich auch nur dee Schein einer Regel für ihre Anwendung eemitteln. Ebenſo war man von der urſprünglichen Conſtruction der Monogeamme, entweder aus Unbekanntſchaft mit derſelben, oder aus Neuerungsluſt, ganz abgewichen; denn die Figueen, welche wir im 14. und 15. Jahrh. anſtatt der alten Monogeamme finden, verdienen eigentlich gar nicht dieſen Namen, indem ſie zwar eine Anzahl Buchſtaben in eine beliebige Figur ordnen, aber ſie nicht, wie es doch zum Weſen eines Monogramms gehört, in ein Zeichen zuſammenziehen, wie unter Andern an dem

Digitized by Google

Monogramm Karl's IV. (Fig. 8) zu ſehen iſt. Seit

8.



Maximilian I. ſind die Monogramme ganz aus dem teutſchen Urkundenweſen verſchwunden, weil die eigenhändigen Unterſchriften gewöhnlich wurden, mithin die Monogramme, welche urſprünglich deren Stellen vertreten ſollten, ganz ohne Bedeutung geweſen wären.

Es iſt nun wol von ſelbſt leicht einzuſehen, daß die Monogramme, obgleich ſie als Signum Imperatoris oder Regis angekündigt werden, nicht von dem Könige ſelbſt gezeichnet wurden (welches ungleich mehr Mühe und Zeit, als eine gewöhnliche Namensunterſchrift, erfodert haben würde), ſondern wahrſcheinlich von dem Schreiber, welcher die Urkunde ſchrieb und in ſolchen Dingen geübt ſein mußte; doch ſcheint es, wenigſtens in ältern Zeiten, zur Gültigkeit einer Urkunde erfoderlich geweſen zu ſein, daß der Monarch ſelbſt wenigſtens einen Strich an dem Monogramm eigenhändig beifügte. Später, als das Monogrammenweſen überhaupt in Unordnung und Verfall kam, hat man jedoch auch dieſes wahrſcheinlich unterlaſſen. Man hat ſonſt wol geglaubt, die Monogramme ſeien durch eine ausgeſchnittene Form gezeichnet worden; allein dies kann wenigſtens nicht immer geſchehen ſein, wie theils die Unregelmäßigkeit der meiſten Monogramme ſchließen läßt, bei denen ſelten alle Striche gerade ſtehen und winkelrecht zuſammentreffen, worauf man doch beim Anfertigen einer feſten Form wahrſcheinlich geſehen haben würde, theils auch die verſchiedene Geſtalt der Monogramme eines und deſſelben Königs, wie z. B. das einfache Monogramm Otto's I. auf ſehr mannichfaltige Weiſe, bald größer, bald kleiner, die das O vorſtellenden Rauten auf verſchiedene Art gebildet u. ſ. w., vorkommt. Für das Monogramm Karl's IV. iſt der Raum, den es in der Urkunde einnimmt, durch ſchwache Linien in kleine Quadrate getheilt, in welche die einzelnen Buchſtaben eingezeichnet ſind. Auch die fein auslaufenden Striche mancher Monogramme ſind nur durch eine Zeichnung aus freier Hand zu erklären.

Außer den teutſchen Kaiſern und Königen bedienten ſich in Frankreich die Karolingiſchen Könige der Monogramme regelmäßig, ihre Nachfolger aus dem Kapetingiſchen Hauſe aber nur zuweilen, und mit Ludwig dem Heiligen hörten ſie ganz auf. In Spanien und England ſind ſie nie eingeführt worden, auch die Päpſte haben ſich ihrer niemals bedient, wol aber die weltlichen Fürſten Italiens, ſeltner auch einige teutſche Fürſten und Biſchöfe, jedoch nicht länger als bis zum 12. Jahrh.

Das einzige im Urkundenweſen bekannte Spruch-Monogramm (Monogramma verbale s. proverbiale) iſt der päpſtliche Abſchiedsgruß Bene valete. Der Gebrauch dieſer Schlußformel in den päpſtlichen Urkunden iſt von hohem Alter. Anfänglich wurde ſie buchſtäblich ausgeſchrieben, wie die bei Mabillon Taf. XLVII., XLVIII., XLIX. abgebildeten Urkunden Benedict's III., Nikolaus I. und Nikolaus III. beweiſen, bei welchen das Bene valete am Schluſſe der Urkunde, getrennt von dem übrigen Text, zwiſchen zwei Kreuzen ſteht. Seit Leo IX. (1049) wurden aber die Buchſtaben dieſer Worte in eine monogrammatiſche Figur zuſammengezogen, deren ſehr mannichfaltige und zahlreiche Geſtaltungen alle darin übereinkommen, daß ſie zwei aufrechte Parallellinien bilden, an deren erſte oben das B, unten ein E angehängt iſt, während die zweite durch einen aufgeſetzten Querſtrich das T, und durch andere hervorragende Querſtriche zugleich ein zweites E bildet; beide ſind durch eine Diagonallinie mit einander verbunden, wodurch die [illegible] des N und V hergeſtellt werden; eines der beiden E bildet, mittels einer Verlängerung des unterſten Querſtriches, zugleich das L, das A aber iſt entweder einem der beiden Longitudinalſtriche, oder dem Diagonalſtriche angehängt. Übrigens findet man dieſe Figur an Größe, Verzierung und ſonſtiger Bildung außerordentlich verſchieden [1]). Es wurde bis in das 13. Jahrh. häufig, jedoch nicht in allen päpſtlichen Bullen, ſondern nur bei Privilegien und deren Beſtätigung und andern wichtigen Gegenſtänden, hauptſächlich in den ſogenannten Conſiſtorialbullen, gebraucht; ob es nach Ablauf des 13. Jahrh. noch vorkommt, davon iſt mir wenigſtens kein Beiſpiel bekannt geworden.

III. Auch die einzige, im Urkundenweſen bekannte Anwendung der Spruch-Kreiſe [2]) kommt nur in päpſtlichen Urkunden vor, und zwar in der Regel mit dem Bene valete gemeinſchaftlich. Auch dieſes Zeichen iſt durch Leo IX. in die päpſtlichen Urkunden eingeführt worden. Es beſteht aus zwei in einander geſetzten Kreiſen. Der innere iſt durch ein Kreuz in vier Abſchnitte getheilt. Leo IX. ſelbſt füllte jeden dieſer Abſchnitte mit einem der

1) *Jo. Car. Conr. Oelrichs*, De Siglo pontificali *Bene valete* periculum novum diplomaticum (Stetin. 1773. fol.) hat auf fünf Tafeln 67 verſchiedene Figuren dieſes Monogramms zuſammengeſtellt, und dennoch könnte man zu dieſer Sammlung noch manche Nachträge liefern. 2) Ich glaube, dieſen Namen dem früher angenommenen der ſymboliſchen Zeichen (von den darin aufgenommenen ſymboliſchen Sprüchen abgeleitet) vorziehen zu müſſen, da der letztere leicht zu Verwechſelungen und Misverſtändniſſen Anlaß geben könnte.

vier Buchſtaben LEO P aus; bei den folgenden Päpſten aber ſtehen in den beiden oberſten Abſchnitten die Namen Scs Petrus und Scs Paulus, und durch die beiden unterſten iſt der Name des Papſtes quer durch geſchrieben, z. B.

Ur	banus
pp.	IIII.

Zwiſchen dem äußern und innern Kreiſe iſt ein bibliſcher oder ſonſtiger andächtiger Spruch, und zwar mit gewöhnlicher Schrift, cirkelförmig geſchrieben, z. B. Misericordia domini plena est terra; Oculi domini super justos; Fac mecum domine signum in bonum; u. dgl. m. Daß man dieſe Zeichen, in denen Alles, was darin Wörtliches vorkommt, entweder vollſtändig ausgeſchrieben, oder doch nur in gewöhnlicher Abbreviaturſchrift gegeben iſt, nicht unter die Monogramme rechnen kann, ergibt der Augenſchein. Sie ſind in den ältern päpſtlichen Bullen nicht ganz ſelten, wiewol ſeltner als das Bene valete, da man dieſes wol ohne den Spruchkreis, aber nicht den Spruchkreis ohne jenes findet. Mit dem Bene valete ſind daher auch die Spruchkreiſe ſeit dem 13. Jahrh. außer Gebrauch gekommen.

IV. Die Recognitionszeichen ſind in den ältern königl. und kaiſerl. Urkunden ungefähr daſſelbe in Anſehung der Kanzler, was die Monogramme in Anſehung der Könige ſelbſt ſind. Sowie nämlich der König [illegible] monogrammatiſche Unterſchrift die Urkunde, als ſeinem Willen gemäß abgefaßt, beſtätigte, ſo wurde von dem Kanzler, oder dem ſeine Stelle vertretenden Notarius oder Vicekanzler, ihre Richtigkeit beglaubigt, mit einer Formel, wie etwa die folgende: Simon notarius ad vicem Hiltiberti archicapellani recognovi et ... Anſtatt des zur Ausfüllung fehlenden Wortes signavi oder subscripsi folgte nun, unmittelbar an das Wörtchen et angeſchloſſen, das Recognitions- oder Beglaubigungszeichen, eine Figur von ſehr mannichfaltiger Geſtalt, der aber in den frühern Zeiten allemal der Buchſtabe ſ, als die Sigle der gedachten Worte, zum Grunde lag, nur in einer ungeheuern Ausdehnung und wunderlichen Verzierung. Unter den Merovingern kommen ſchon Recognitionszeichen vor, aber blos als vergrößerte und verſchlungene Buchſtabenzüge, ohne eine beſtimmte, eigenthümliche Form. Unter Karl dem Großen und ſeinen Nachfolgern, und zwar in Teutſchland bis auf Otto I., haben die Recognitionszeichen in ihrem äußern Umfange gewöhnlich die Geſtalt einer Glocke. Wie dieſe glockenförmige Figur zunächſt aus dem Worte subscripsit entſtehen konnte (denn die ältern Kanzler pflegten ihre Unterſchriftsformel nicht in der erſten, ſondern in der dritten Perſon aufzudrücken), davon belehrt uns am deutlichſten ein auf der 73. Kupfertafel des Nouveau Traité de Diplomatique, No. 7, abgebildetes Recognitionszeichen, worin das Wort subscripsit buchſtäblich ausgeſchrieben iſt, doch ſo, daß der erſte und letzte Buchſtabe deſſelben ſehr verlängert und oben in einem großen Bogen in einander gezogen ſind, der, mit den geraden Strichen des ſ und t, den äußern Umriß dieſer Glockengeſtalt bildet. Außerdem ſind dieſe glockenförmigen Zeichen, ſowol äußerlich, als innerhalb ihres Umfanges, mit mancherlei Zügen verziert, denen gewöhnlich die Geſtalt eines etwas verbogenen ſ zum Grunde liegt. Obgleich dieſe Form des Recognitionszeichens ſchon mancher Veränderungen im Einzelnen fähig war, ſo blieb man doch hierbei nicht ſtehen, ſondern es erſcheinen in den Urkunden Otto's I. nicht nur Recognitionszeichen, welche im Innern Verzierungen, wie Kirchfenſter geſtaltet, haben, ſondern auch ſolche, welche vollkommen die Geſtalt eines Hauſes, Thurmes oder Kaſtelles darſtellen, und alſo von ihrem erſten Grundzuge keine Spur mehr übrig laſſen; ſowie um dieſe Zeit auch das Verbindungswörtchen et, wodurch das Recognitionszeichen als ein Theil der Recognitionsformel angezeigt wurde, wegbleibt. Bis auf die Zeit Otto's I. finden wir auch in der Regel, entweder innerhalb des eigentlichen Recognitionszeichens, oder im Umfange deſſelben, und beſonders zwiſchen einigen geraden Strichen, welche aus dem glockenförmigen Recognitionszeichen nach der Seite hin auszulaufen pflegen, mehr oder weniger zahlreiche Tironiſche Noten, welche gemeiniglich eine Wiederholung der Beglaubigungsformel enthalten. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß, während der gewöhnliche Schreiber, welcher die ganze Urkunde zu mundiren hatte, das glockenförmige, oder wie ſonſt immer geſtaltete Recognitionszeichen, als einen Theil der Recognitionsformel, zugleich zeichnete, jene Tironiſchen Noten von dem Kanzler oder deſſen Stellvertreter eigenhändig hinzugefügt wurden, und alſo die eigentliche Beglaubigung deſſelben ausſprachen. Nach Otto I. hören dieſe Tironiſchen Noten auf, oder man findet an ihrer Stelle Zeichen von ähnlicher Geſtalt, aber ohne Bedeutung; doch iſt in einzelnen Recognitionszeichen, ſowie in manchen frühern auch eine Buchſtabenſchrift ähnlichen Inhaltes zu bemerken. Bis auf Otto III. ſind die Recognitionszeichen als nothwendig in den kaiſerl. Urkunden zu betrachten, ſodaß ſie in keiner feierlich ausgefertigten Urkunde fehlen. Von da an bis auf Heinrich V. finden ſie ſich zwar zuweilen noch, aber nicht regelmäßig; und ſeitdem hört ihr Gebrauch ganz auf. In Frankreich, wo man ſie nach dem Abgange der Karolinger noch einige Zeit beibehielt, hat ſich ihr Gebrauch noch früher verloren.

V. Notariatszeichen ſind die willkürlich angenommenen Zeichen, welche die ſpätern Notarien den von ihnen ausgefertigten Inſtrumenten, als ein Stück ihrer Beglaubigungsmittel, beifügten. Dieſe Notarien, welche mit den alten, an den königl. und fürſtlichen Höfen fungirenden, den Kanzlern im Range zunächſt ſtehenden, und oft ihre Stelle vertretenden Notarien, nicht verwechſelt werden dürfen, waren Geſchäftsmänner, die das Recht hatten, in allen öffentlichen und Privatangelegenheiten, unter Beobachtung gewiſſer Förmlichkeiten, ſchriftliche Aufſätze abzufaſſen, die man Notariatsinſtrumente nannte, und denen eine rechtliche Beweiskraft zuſtand. Nachdem ſie in Italien ſchon früher einheimiſch geweſen waren, verbreiteten ſie ſich, in Folge der damaligen Verbindung zwiſchen Italien und Teutſchland, gegen das Ende des 12. Jahrh. auch in Teutſchland. Ihre Ernennung mußte entweder von dem Papſte oder von dem Kaiſer

Digitized by Google

ausgehen, daher ſie ſich entweder apostolica oder imperiali auctoritate notarii publici ſchrieben; doch geſchah ſie nicht immer durch eine dieſer höchſten Perſonen unmittelbar, ſondern mehrentheils durch Andere, denen durch beſondere Privilegien das Recht dazu ertheilt worden war, wie dies von Seiten des Kaiſers beſonders bei den kaiſerl. Pfalzgrafen der Fall war. Dieſe Notarien, deren Anzahl ſchon im 13. Jahrh. ſich beträchtlich vermehrt hatte, beglaubigten Anfangs die von ihnen ausgefertigten Inſtrumente durch gewöhnliche Siegel, welche eine auf ihren Namen oder den von ihnen angenommenen Denkſpruch bezügliche Figur enthielten, wie mir deren zwei, von einem kaiſerl. Notarius Konrad zu Boppard, aus den J. 1228 und 1237 vorliegen. Späterhin aber, und zwar noch im 13. Jahrh., kam die Gewohnheit auf, daß die Notarien, anſtatt der anzuhängenden Siegel, gewiſſe Zeichen in die Inſtrumente ſelbſt neben die mit ihrer Namensunterſchrift verbundene Beglaubigungsformel zeichneten, oder mit einem dazu gefertigten Stempel druckten. Das, ſo viel bekannt, älteſte dieſer Notariatszeichen, oder, wie ſie mit ihrem eigenthümlichen Namen genannt werden, Signete, iſt vom J. 1236, bei *Muratori*, Antiquit. Ital. med. aevi T. VI. p. 12; in Teutſchland ſind ſie mir erſt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. vorgekommen [8]. Ein ſolches Zeichen konnte ſich jeder Notarius nach Belieben wählen; Anfangs veränderten ſie dieſelben auch nach Willkür; ſeit dem 14. Jahrh. aber waren ſie geſetzlich verpflichtet, bei dem einmal angenommenen Zeichen beſtändig zu bleiben. Die meiſten dieſer Zeichen ſtellen Kreuze, Sterne, Blumen, mathematiſche Figuren, und andere theils natürliche, theils religiöſe und geſchichtliche Anſpielungen enthaltende, theils phantaſtiſch erſonnene Gegenſtände vor, die auf einem breitern, öfters in mehre Stufen getheilten Fuße zu ſtehen pflegen, in welchen der Notarius ſeinen Namen und Denkſpruch einſchrieb, wenn letzteres nicht in dem obern Theile des Zeichens ſelbſt angebracht wurde. Bis zum 16. Jahrh. vertreten dieſe Signete völlig die Stelle der Siegel, ſodaß man an den Inſtrumenten, welche die Notarien in ihrem eignen Namen ausfertigten, kein Siegel findet, ſondern die Unterſchrift und das Signet des Notarius zu ihrer Beglaubigung hinreicht; wo aber die Notarien auf Requiſition der Gerichte, oder päpſtlicher und biſchöflicher Commiſſarien u. dgl. Inſtrumente ausfertigten, ſind dieſelben gewöhnlich, außer dem Signet des Notarius, auch mit den Siegeln der betreffenden Behörden oder Perſonen bekräftigt. In Fällen der letztern Art wurden zuweilen zwei oder drei Notarien zugezogen, von denen dann jeder das von einem derſelben in gemeinſchaftlichem Namen ausgefertigte Inſtrument mit ſeiner Unterſchrift und ſeinem Signet verſah. Erſt ſeit dem 16. Jahrh., wo man vielleicht das Signet, das damals, wie es ſcheint, gewöhnlich ſchon mittels eines Stempels gemacht wurde, nicht ſicher genug fand, wurde es üblich, außer dem Signet noch ein wirkliches Siegel dem Inſtrumente aufzudrucken oder anzuhängen, das entweder dieſelbe, oder eine andere Figur, wie das Signet, enthält; nur daß, der Beſchaffenheit eines Siegels gemäß, die Schrift, welche bei den Signeten gewöhnlich im Fuße ſteht, hier die Umſchrift bildet. Wiewol man nun, von dieſer Zeit an, das Siegel eigentlich als das weſentliche Beglaubigungsmittel betrachtete, ſo wurden doch die Signete noch geraume Zeit, der Gewohnheit wegen, beibehalten; man nahm es aber mit ihnen ſo wenig genau, daß manche Notarien ſogar ihre Signete durch Abdrücke von Holzſchnitten oder Kupferſtichen bildeten, die ſie zu dieſem Zwecke vorräthig hatten, und ihren Inſtrumenten aufklebten; bis endlich, doch erſt im 18. Jahrh., die Signete allmälig ganz verſchwanden. Unter allen diplomatiſchen Zeichen ſind übrigens die Notariatszeichen diejenigen, aus denen in kritiſcher Hinſicht am wenigſten zu machen iſt. (*H. A. Erhard.*)

8) Eine Sammlung derſelben (100 Stück auf 7 Tafeln, vom 13. bis zum 16. Jahrh.) gibt: *Jo. Gust. Theoph. Büsching*, De Signis seu Signetis Notariorum veterum in Silesiacis tabulis (Vratislav. 1820. 4.) Bei der ungeheuren Menge der Notarien in ganz Teutſchland iſt freilich auch dies nur eine Kleinigkeit gegen das Ganze.

DISTIGMA *Hemprich-Ehrenberg* (Zoophyta), Doppelpunkt. Eine Gattung Infuſorien (ſ. d. Art.) aus der Familie der Änderlinge (Astasinea), mit ſehr veränderlicher Körperform zwiſchen Euglena (ſ. d. Art.) und Amoeba (ſ. d. Art. Infusoria), durch alle Formen der Änderlinge ſehr ſchnell durchlaufend, doch ohne die fußartigen Vorſätze der Wechſelthiere (ſ. d. Art. Infusoria) zu bilden; vorn zwei [illegible] Augenpunkte, keinen Schwanz. D. viride. Längendurchmeſſer [illegible] Linie, Körper klein, grün, an beiden Enden ſtumpf, Augen ſchwarz. Ward von Ehrenberg (Zur Erkenntniß der Organiſation, Nr. II. S. 73). ſowie D. Proteus, bei Berlin, D. planaria in Nubien beobachtet. (*D. Thon.*)

DISTOMA, beſſer DISTOMUM, Doppelloch, eine Gattung der Saugwürmer (Trematoda) unter den Entozoen. Von jenen aus dem Griechiſchen entlehnten Benennungen führte A. J. Retzius die erſtere ein, und Zeder, Rudolphi u. A. brauchten ſie unverändert, Nitzſch aber änderte ſie in die richtigere letztere um. Frühere Helminthologen bezeichneten die Gattung mit den Namen Fasciola und Planaria.

Die Diſtomen unterſcheiden ſich von den übrigen Gattungen der genannten Ordnung äußerlich durch einen einzigen, an der Bauchfläche gelegenen Saugnapf, während ein ſolcher bei den Diploſtomen doppelt vorhanden iſt, bei den Monoſtomen und Holoſtomen gar nicht exiſtirt und bei den eigentlichen Amphiſtomen (Amphistomum *Nitzsch*) und den Triſtomen ſich am Hinterende des Körpers befindet, und haben übrigens mit den andern Trematoden den weichen, faſt beſtändig mehr oder weniger in die Länge gezogenen Körper, und mit den Monoſtomen, Amphiſtomen, mehren Holoſtomen und den Diploſtomen den am vordern Ende des Körpers liegenden Mund, ohne Nebenorgane zum Feſthalten durch Anſaugen, gemein. Rudolphi rechnete einige Helminthen zu ihnen, welche Nitzſch ſehr richtig von ihnen trennte und zu ſeinen Holoſtomen brachte (ſ. d. Art. Amphistoma), und die auch wir in dieſer Abhandlung nicht weiter als Diſtomen berückſichtigen; es ſind Distoma excavatum,

Digitized by Google

spathaceum und **spathulatum** *Rud.* und **Dist. alatum** *Zeder;* bei ihnen iſt kein wahrer Bauchnapf vorhanden.

Der Körper der Diſtomen iſt bei ſeiner Zartheit und Weichheit mehr oder weniger durchſichtig, erhält von den durchſcheinenden innern Theilen dieſe oder jene, bisweilen recht bunte Färbung, iſt bei einigen Arten drehrund, bei andern niedergedrückt und bei noch andern ſogar platt; er verändert ſeine Geſtalt bei vielen Arten durch ſtarke Ausdehnungen und Zuſammenziehungen, z. B. bei **D. pusillum, appendiculatum,** welches, wie einige andere Arten, einen weit in den Leib zurückziehbaren Schwanz hat, **nodulosum** u. m., auffallend, während dies bei andern nur wenig der Fall iſt. Man theilt den Körper in das Kopfende, welches den Mundnapf enthält, den Hals, oder den Theil vom Hinterrande des Mundnapfes bis an den Bauchnapf, und den Leib, oder den Theil vom Vorderrande des Bauchnapfes bis zum Hinterende des Wurms, und bezeichnet ferner an ihm eine Rücken- und eine Bauchſeite, welche letztere ſich durch den immer an ihr liegenden und von ihr den Namen führenden Bauchnapf zu erkennen gibt. Die Größe der D. geht von der mikroſkopiſchen Kleinheit des **D. luteum** und **duplicatum** *Baer*, **annuligerum** *Nordm.*, **longicolle** *Crepl.* u. a. bis zu einer Länge von 3 Zoll bei einer Breite bis zu 3 Linien im **Dist. veliporum** *m.*, einer noch nicht beſchriebenen Art aus **Squalus griseus**, deren Anſicht ich der Güte des Med.-Raths und Ritt. Otto in Breslau [illegible] und ſogar von 5 Zoll bei einer Breite von 3—5 Linien im **Distoma Gigas** *Nardo* (ſ. Iſis, J. 1833. S. 523).

Hautſyſtem der Diſtomen.

Die Körperhaut iſt meiſtens glatt, mitunter runzelig, ſelten ſchön und regelmäßig geringelt (**D. appendiculatum**), nicht ſelten mit Stacheln beſetzt. Mehlis hat die Structur der Haut beim **Dist. hepaticum** unterſucht und beſchrieben (**Obss. anat. de Distomate hepatico et lanceolato, p. 11**). Er fand bei dieſem dieſelbe allenthalben aus Längs- und Querfaſern zuſammengewebt, von denen ihm die erſtern mehr nach Innen, die letztern mehr nach Außen zu liegen ſchienen; am Halſe fand er die Faſern mehr zuſammengedrängt. Ich habe an einem von mir in der **Bursa Fabricii** des grauen Reihers entdeckten D. — **Distomum Bursicola** *m.* — welches zu den kleinern Arten gehört, denn meine größten Exemplare ſind etwa nur 1½ Linien lang — außer den weiter unten zu beſchreibenden Faſern des Bauchnapfes, durch Hilfe 200maliger Vergrößerung mittels eines Plößl'ſchen Mikroſkopes, in der Haut des Halſes Quer- und Längsfaſern geſehen; die letztern erſchienen als Fortſetzung der Längsfaſern des vordern Bauchnapfrandes und liefen nicht weit vorwärts am Halſe. Ferner ſah ich vom Hinterrande desſelben Napfes rückwärts eine ziemliche Strecke hin über den Leib ebenfalls Längsfaſern laufen, bemerkte aber hier keine Querfaſern. — Es iſt noch nicht ausgemacht, ob die Haut der D. während ihres Lebens Einſaugungskraft ausübe; daß die letztern wenigſtens nach dem Tode etwas anſchwellen, iſt ſicher (vgl. Mehlis a. a. O.). Vielleicht üben dieſe Würmer bei der Aufnahme und dem Austreiben von Feuchtigkeiten durch die Haut eine ſolche Willkür aus, wie ich ſie bei einem **Echinorrhynchus tereticollis** beobachtete, welcher, noch in ſeiner vollen Lebenskraft, in Waſſer gelegt, abwechſelnd bald anſchwoll, bald ſchlaff und runzelig wurde (ſ. meine **Novae Observ. de Entozois. p. 45**).

Ganz dem Hautſyſteme angehörig iſt der Bauchſaugnapf (**Porus ventralis**, richtiger **Acetabulum ventrale**), welcher unter der Geſtalt einer von einem wulſtigen Rande umgebenen, meiſtens kreisrunden Öffnung, mehr oder weniger weit vom Munde entfernt, mitten auf der Bauchſeite bei deren Anfange liegt. Sein Boden iſt immer blind zugerundet. Er befindet ſich bald ſehr weit nach Vorn (z B. bei **D. hepaticum, echinatum**), bald in der Mitte des ganzen Körpers (**D. isostomum** *Rud.*, **Conus** und **Lingua** *Crepl.*, **annuligerum** *Nordm.*), bisweilen ſogar hinter der Mitte (**D. longicolle** und **concavum** *Cr.*). Ebenſo groß, wie der Mundnapf, iſt er bei **D pusillum, isostomum** u. ſ. w., größer, als dieſer, bei **D. hepaticum, cygnoides, appendiculatum, trigonocephalum** und ſehr vielen andern, kleiner bei **D. tereticolle, variegatum, clavigerum** u m. Er iſt ſehr flach und ſein Rand iſt wenig dick bei **D. cylindraceum** und **variegatum**, ganz geöffnet faſt eine kurze Röhre auf der Bauchfläche darſtellend bei **D. isostomum**, einem ſtarken convexen Ringe gleich auf dieſer liegend bei **D. albicolle** (nach *Bremseri* **Icones helm. Tab. IX. Fig. 4**) und **D. Bursicola** *m.*, ſehr tief und kugelförmig bei **D. globiporum, appendiculatum, cygnoides** u. m. Auf einem Stiele ſitzt er bei **D. furcatum, contortum** und **nigroflavum**. Seine in der Regel kreisrunde Öffnung wird jedoch bei einigen Arten durch Zuſammenziehung und Ausdehnung öfters ein Wenig nach der Quere länglich; ich ſah ihn z. B. ſo oft bei meinem **D. concavum**, und Bremſer hat es vom **D. megastomum** ſo zeichnen laſſen (a. a. O. Fig. 8 — während Rudolphi [**Synops. p. 387**] Mund- und Saugnapf als kreisrund angibt); er nimmt auch auf jene Weiſe noch andere Geſtalten an, wird eckig, mehrfach unregelmäßig u. ſ w. Im **D. veliporum** aus **Squalus griseus** fand ich, was ich ſonſt nie geſehen habe, innerhalb der Öffnung von jeder Seite her eine Haut vorgezogen; beide Häute ließen, ſich an einander legend, eine Ritze zwiſchen ſich; oft waren ſie mehr oder weniger, ja bisweilen ganz bis zu ihrer Anſatzſtelle, zurückgezogen, in welchem Falle ich dann dem tiefen Napfe auf den Grund ſehen konnte. Der Bauchnapf dient dem Wurme zum feſten Anſaugen und zum Fortbewegen ſeines Körpers, indem er ſich abwechſelnd mit ihm und mit dem Mundnapfe ebenſo anſaugt, wie es unter den Ringelwürmern die Blutegel und unter den übrigen Trematoden die Amphiſtomen (dies Wort hier immer in Nitzſch's Sinne gebraucht) mit dem Mund- und dem Schwanznapfe thun Wie feſt die Diſtomen ſich mittels des Bauchnapfes anheften können, zeigen z B. **D. tereticolle** und **D. cygnoides**. Das letztere, welches in der Urinblaſe von **Rana esculenta** und **temporaria** (in dieſer einmal von mir angetroffen) und **Bufo igneus** lebt, packt

Digitized by Google

die Blaſe mit dem Napfe äußerſt feſt; Rudolphi wollte einmal ein ſo angeheftetes Individuum mit Gewalt von jener abziehen; es geſchah, aber — der Saugnapf blieb, vom Wurme abgeriſſen, an der Urinblaſe hangen. — Dieſe ſtarke Zuſammenziehung und auf der andern Seite eine, oft ſehr große, Erweiterung ſeiner Öffnung ausüben zu können, iſt der Bauchnapf mit einem Muskelapparat ausgerüſtet, welchen man bis jetzt indeſſen noch nicht hinreichend dargelegt hat. Rudolphi ſowol (Entoz. hist. nat. I. p. 216), als Mehlis (a. a. O. S. 12), ſahen zwar im Bauchnapfe des D. hepaticum Faſern, konnten aber deren Anordnung und Richtung nicht gehörig ſcheiden, und Jürine gibt in ſeiner Beſchreibung des D. tereticolle (Annales des Sc. nat. T. II. p. 491) dort nur ſtrahlenförmig geſtellte Faſern an, welche doch die Zuſammenziehungen zum Zwecke des Anſaugens nicht bewirken können. Ohne Zweifel wird hier wol immer ein ähnlicher Bau ſtattfinden, wie in dem Schwanzſaugnapfe des verwandten Amphistomum conicum, in welchem ſchon Zeder (Schriften der berl. Geſ. naturf. Fr. 10. Bd.) als innere Schicht Circulär- und als äußere Radialfaſern beobachtete, welches Laurer (Disquis. anat. de Amphist. con. p. 6) beſtätigte, indem er es zugleich durch eine Zeichnung darſtellte (Fig. 20). Ich meines Theils habe mittels 200maliger Vergrößerung bei meinem Dist. Bursicola den ganzen Wulſtrand des Bauchnapfes mit ſtrahlichten Faſern durchwebt, um den Rand aber Kreisfaſern laufen geſehen.

Die auf der Körperoberfläche mancher Diſtomenarten ſich findenden Stacheln ſind zweierlei Art, von denen die eine nur Würmern von einem ganz eigenthümlichen Habitus verliehen iſt, während die andere den übrigens mannichfaltigſten Arten zukommen kann. Die erſtere iſt die Bewaffnung des Vorder- oder Kopfendes durch einen rings um den mehr oder weniger vorſpringenden Mund geſtellten Stachelkranz. Sie gibt ein ſo charakteriſtiſches Merkmal ab, daß man alle Diſtomen nach ihrer An- oder Abweſenheit in zwei Familien theilen kann, von deren einer zur andern einige wenige Arten, deren Kopfende mit ſechs Knötchen, oder, nach Mehlis, beſſer Papillen umgeben iſt, die der Wurm nach Gefallen ausſtrecken und wieder zurückziehen kann, einen guten Übergang machen (vgl. Mehlis, Iſis 1831. S. 185), worüber das Weitere unten. Die Stacheln, aus denen der Kranz beſteht, ſitzen auf einem das Kopfende des Wurmes wie ein Kragen umgebenden Wulſte, der auf der Bauchſeite einen Ausſchnitt hat, welcher jedoch bei einer, überhaupt manches Eigenthümliche darbietenden Art, dem D. ferox nämlich, fehlt. Sie ſind gerade, anſehnlich ſtark und ziemlich lang, etwas ſtumpf und mit der Spitze nach Hinten und Außen gerichtet. Ich habe ſie immer nur in eine einfache Reihe zuſammengeſtellt gefunden, auch beim D. ferox, von welchem Bremſer einen doppelten Kranz abbildet (a. a. O. Taf. X. Fig. 7, 9), und beim D. hispidum, bei welchem Mehlis mehrmals dicht vor der Hauptreihe eine zweite Reihe kleinerer Stacheln wahrgenommen hat (Iſis, Jahr 1831. S. 188). Wenn übrigens Bremſer ferner die Kranzſtacheln vom D. ferox in ſeinen Figuren wie Haken darſtellt, ſo muß ich ſagen daß ich auch dies nicht geſehen, ſondern ſie bei dieſem Diſtom ebenſo gerade angetroffen habe, wie bei andern hierher gehörigen Arten, z. B. D. echinatum, trigonocephalum. — Die zweite Art der Stachelbewaffnung kommt bei Diſtomen aus beiden Familien vor; ſie erſcheint dem Auge des Beſchauers als eine hübſche Körperzierde, ohne aber eben dem Thierchen, welchem ſie verliehen iſt, einen ſehr ausgezeichneten Charakter mitzutheilen. Die Diſtomen, bei welchen ſie bis jetzt gefunden worden iſt, ſind D. hians *R.* (nach Mehlis), Lima *R.*, clavigerum *R.* (nach meinen Beobachtungen), perlatum *Nordm.*, oxycephalum *R.* (welches nach Mehlis gleich iſt mit D. echinatum), hispidum *Abildg.*, ferox, cinctum, militare, spiculatum, denticulatum, laticolle, exasperatum und cristatum *R.*, scabrum *Zed.*, contortum und nigroflavum *R.* und leptosomum, Bursicola und microcephalum *m.* (eine in Corvus Cornix von mir entdeckte Art). Die Stacheln dieſer Art ſind viel feiner und kleiner, als die des Kopfkranzes, ſtehen quer reihenweiſe auf einem größern oder kleinern Theile des Körpers und ſind mit ihren Spitzen, wie die Stacheln des Kranzes, nach Hinten gerichtet. Sie ſtehen über dem ganzen Körper hin beim D. perlatum *Nordm.*; in der von dem Entdecker (A. v. Nordmann, Mikrograph. Beiträge I. Taf. IX. Fig. 1) gelieferten Zeichnung dieſes Wurmes ſieht man ſelbſt die äußere Fläche des Mundrandes mit ihnen beſetzt und nur den Bauchnapf von ihnen frei[1]. Beim D. clavigerum (aus Rana temporaria) fand ich auch alle friſch unterſuchten Exemplare, jüngere und ältere, ſtark mit in regelmäßige Querreihen geſtellten Stacheln beſetzt; die des Vordertheils der Würmer waren ſehr kurz und kaum Stacheln zu nennen; aber ſie wurden deſto länger, je weiter zurück am Körper ſie ſtanden, deſſen Hinterende jedoch immer frei von ihnen war. (Vielleicht hat ſchon Frölich, welcher dies Diſtom entdeckte und Fasciola ranae nannte, eine Spur der Bewaffnung geſehen, denn er nennt den Hals von jenem „geperlt;" ſ. Naturforſcher, 25. St.) Vom D. Lima ſagt Rudolphi (Entoz. hist. nat. II, 1. p. 428), daß ¼ des Vorderkörpers bewaffnet ſeien. Bei andern iſt nur der Hals beſtachelt, z. B. beim D. ferox, contortum, denticulatum u. a.; beim D. hians ſcheinen, Mehlis' Äußerungen zufolge, nur an der Bauchfläche Stacheln vorzukommen. Eine ganz eigenthümliche Stachelbeſetzung findet beim D. hispidum ſtatt. Mehlis hat an demſelben den Stachelkranz um den Mund beobachtet, wie er in der Regel bei den Distomis echinostomis vorkommt (ſ. Iſis a. a. O.); er hat ſogar bei mehren, wie

1) Die Stacheln des D. perlatum ſtehen nach Nordmann auf Knötchen, „die in dichten Reihen den ganzen Körper ringförmig, wie mit einem Panzer, umgeben." Ich betrachtete einmal einige Exemplare dieſes Diſtoms mittels 200maliger Vergrößerung, und zwar einen Tag ſpäter, als ich ſie gefunden hatte. Viele Stacheln waren nun nicht mehr da, die ich vielleicht den Tag zuvor an den eben gefundenen Würmern geſehen hätte; diejenigen aber, die ſich noch auf der Haut der Thierchen an ihrer Stelle befanden, ſaßen auf keinem ſolchen Knöchen, ſondern unmittelbar auf der Hautfläche.

Digitized by Google

ſchon oben erwähnt wurde, einen doppelten Kranz geſehen; Rudolphi hat von keinem Kranze Meldung gethan (ſ. Synops. p. 423), und auch ich habe dieſen nicht geſehen. Dagegen haben wir alle drei dort die Hals- und Körperbewaffnung mit feinern Stacheln beobachtet. Ich ſah ſie über den ganzen Hals und Leib, mit Ausnahme des Schwanzendes, je weiter nach Hinten, allmälig deſto länger werdend, laufen. Das Eigenthümliche bei dieſen Würmern war aber, nach meinen Beobachtungen, eine Bewehrung des Nackens und der convexen Ränder des hier zu beiden Seiten flügelartig ausgebreiteten Halſes mit viel ſtärkern, denen, die man ſonſt im Kopfkranze findet, ähnlichen, geraden und, wie die ſämmtlichen übrigen, nach Hinten gerichteten Stacheln, von denen die des Nackens auf einer eigenen Erhöhung ſtanden (ſ. meine Obss. novae de Entoz. p. 73). Bei allen Stacheln des Halſes und Leibes der Diſtomen findet der Umſtand ſtatt, daß ſie nach dem Tode des Wurmes, oder auch wol bisweilen ſchon während ſeines Lebens, leicht abfallen. Ich habe hierauf zuerſt (am eben angeführten Orte, S. 74) aufmerkſam gemacht, und Mehlis (Iſis 1831. S. 188) hat nicht allein die Sache beſtätigt, ſondern ſie hat noch durch mehre von ihm gemachte Beobachtungen an Ausdehnung gewonnen. Nachdem ich erſtlich die Exemplare des D. hispidum, welche ich unmittelbar nach ihrem Auffinden beſchaut, mit Stacheln in der eben angegebenen Weiſe beſetzt, Tags darauf aber theils von den Stacheln entblößt gefunden, theils bemerkt hatte, daß dieſe durch das leiſeſte Fegen mittels eines weichen Pinſels von der Haut zu entfernen wären, beobachtete ich ebendaſſelbe Verhalten auch bei den Halsſtacheln des D. ferox, den Hals- und Leibſtacheln einiger andern (a. a. O. S. 75), und zuletzt noch an vielen Individuen vom D. clavigerum die Stachelbewaffnung jedesmal, wenn ich jene, eben aus dem Darme des Froſches genommen, unterſuchte, und jedesmal am Tage darauf nicht mehr. Die Stacheln des Kopfkranzes ſitzen in alle Wege feſter und löſen ſich nicht ſo leicht. Ich habe dies nie geſehen; Mehlis ſagt indeſſen (a. a. O.), er habe ſehr oft geſehen, daß beim Abſpülen des beſtachelten Wurmes mit Waſſer oder Waſchen mit dem Pinſel, ſobald das Diſtom nur einige Maceration erlitten, die kleinen Stacheln des Körpers, wie die großen des Kopfringes abgegangen ſeien; ferner, es habe ihm bald geſchienen, als ob die Stacheln ſich aus der Haut heraushöben; bald habe er bemerkt, daß ſich kleinere und größere Lappen der letztern mit jenen abtrennten; das Erſtere ſei beſonders bei den Stacheln des Kopfringes der Fall geweſen. Gewiß iſt es und leicht zu ſehen, daß die Kopfſtacheln in den Wulſt, welcher ſie trägt, eingeſenkt ſind, während die übrigen Stacheln entweder nur auf der Fläche der Haut befeſtigt ſind, oder doch nur unbedeutend in dieſe hineingehen. An den abgefallenen Stacheln des D. hispidum fand ich die Baſis abgeſtutzt und die Halsränder des D. ſelbſt mit Hervorragungen verſehen, auf welchen die Stacheln geſeſſen hatten. Ich muß nach meinen Erfahrungen dafür halten, daß, um die Kranzſtacheln zu löſen, ſchon eine ſtärkere Erweichung der Haut nöthig ſei, als es deren zur Löſung der übrigen Stacheln bedarf. — Wir kommen jetzt zu einer andern Erfahrung, die zu einer Frage anderer Art führt. Mehlis hat nämlich Individuen des D. echinatum (= D. oxycephalum) und anderer verwandten Arten, friſch unterſucht, ohne die Kranzſtacheln, und von D. cinctum, ferox und militare ohne die Hals- und Körperſtacheln, angetroffen (a. a. O. in der Iſis, S. 189), und ich ſelbſt habe ähnliche Beobachtungen gemacht. Ich fand unter Andern im J. 1828 im Dünndarme von Anas Boschas fera mehre D. oxycephala, deren einige die Kranzſtacheln hatten, andere nicht. Ich warf mir damals die Frage auf, ob die An- und Abweſenheit derſelben etwa vom verſchiedenen Lebensalter abhangen, und hier alſo jener Fall ſtatthaben möchte, welcher bei einigen Echinorrhynchen vorkommt, deren jüngere Individuen den Vorderkörper ſtark mit Stacheln beſetzt tragen, die ſich aber bei den ältern mehr und mehr und zuletzt ganz verlieren, ſodaß bei einigen Arten endlich ſelbſt die Rüſſelhaken verſchwinden. Aber nach fernern Unterſuchungen fand ich doch keine rechte Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Fall auch bei jenen Diſtomen vorhanden ſein möchte; ich konnte nämlich keinen weitern Unterſchied unter den beſtachelten und unbeſtachelten Individuen finden, welcher auf ein verſchiedenes Alter derſelben hätte ſchließen laſſen. Mehlis machte ſich dieſelbe Frage, und glaubte ebenfalls durch ſeine Unterſuchungen zur Verneinung derſelben genöthigt zu ſein (a. a. O.). Wie die Sache ſich eigentlich verhalte, iſt noch zu erforſchen. Das leichte Abfallen von Hautſtacheln ſowol, als auch das Vorkommen von Individuen ganz ohne die ihrer Species ſonſt zukommenden Stacheln iſt übrigens unter den Entozoen nicht blos bei den Diſtomen, ſondern auch bei einigen Tänien beobachtet worden. Nach Bremſer (Über leb. Würmer im leb. M. S. 101) kommt Taenia Solium öfters ohne den Hakenkranz vor, und einer T. serrata der wiener Entozoenſammlung fehlt nach ihm derſelbe ebenfalls. Leicht abfallend nach dem Tode des Thieres fand Mehlis den Hakenkranz einer Tänie aus Charadrius Oedicnemus und die von dem trefflichen Nitzſch entdeckten Stacheln[2]) an den Lemnisken einiger andern Tänien (ſ. a. a. O.).

Nerven der Diſtomen.

Das Nervenſyſtem iſt nur aus einem D. mit Sicherheit bekannt, und zwar aus dem D. hepaticum durch Mehlis (De Dist. hep. et lanc. p. 23. f. 13); denn was früher Ramdohr und nach dieſem Otto für das Nervenſyſtem deſſelben Wurmes angeſehen hatten, wies ſich ſpäter als Theile des Geſchlechtsſyſtems aus. Nach Mehlis' Beobachtungen geht von jeder Seite des Mundnapfes ein ſehr feiner Faden nach Hinten und etwas nach Außen, läuft mitten zwiſchen die Ränder des Eierſtockes und den Bauchnapf durch, dann jeder dem andern faſt parallel und wenig geſchlängelt, durch den Leib,

2) Dieſe Entdeckung wurde zuerſt von Heuſinger in deſſen Syſtem der Hiſtologie, 1. Th. 2. H. S. 250, bekannt gemacht. Durch einen Irrthum ſind jedoch dort die Stacheln (Haken) als ſchwarz von Farbe angegeben, welches ſie, nach einer brieflichen gütigen Mittheilung des Hrn. Prof. Nitzſch an mich, nicht ſind.

Digitized by Google

bis er endlich im Schwanztheile verſchwindet. Der vorderſte Theil der Fäden iſt ein Wenig angeſchwollen und ganglienähnlich; von ihm ab werden ſie allmälig dünner und zuletzt ſo fein, daß Mehlis, welcher den Vordertheil mit bloßen Augen ſah, den hintern nur mit Hilfe einer Loupe unterſcheiden konnte. Jene vordern, ganglienartigen Theile verbindet ein Querfaden, welcher viel feiner als ſie, jedoch dicker als die den Leib durchlaufenden Fäden iſt und, auf dem Schlundkopfe liegend, dieſen gleichſam wie ein Halbring umgibt. (Einen ähnlichen unter dem Schlunde, der den Ring hätte zu einem Ganzen machen können, ſah er nicht.) Ferner geht ein anderer, dem querlaufenden an Stärke nachſtehender Faden aus jedem Ganglium, läuft entweder über den Mundnapf weg oder neben demſelben hin, und löſt ſich, nachdem er ein Wenig angeſchwollen iſt, in Zweige auf, welche zum Mundnapfe und der demſelben anliegenden Haut zu gehen ſcheinen. Endlich geht noch aus der äußern Seite eines jeden Knotens ein dritter, äußerſt feiner und kurzer Faden aus, welcher bald in der Haut verſchwindet. Die den Leib durchlaufenden langen Fäden ſchienen Mehlis auch bisweilen Zweige auszuſenden, doch ſah er dieſe nie ſo deutlich, daß er mit Gewißheit über ſie urtheilen wollte, und konnte ſie mitunter gar nicht finden. Einmal nur ſah er mit mehr Deutlichkeit einen längern Aſt zu jeder Seite des Körpers, welcher, aus ihrem vordern Theile entſpringend, zum Bauchnapfe ging. Alle dieſe Fäden ſind, nach Mehlis, ſehr weiß und feſt, zeigen keine Höhlung in ſich und werden im Weingeiſte nicht undeutlicher für das Auge, ſondern vielmehr, nach Art der Nerven überhaupt, noch deutlicher. — Die von Jürine im D. tereticolle als vermuthliche Nerven angegebenen Fäden ſind keine Nerven, ſondern Gefäße, worüber unten das Nähere geſagt werden wird. Dagegen iſt aber aus zwei Arten der den Diſtomen ſo ſehr verwandten Gattung Amphistomum das Nervenſyſtem von zwei vorzüglichen Beobachtern dargelegt worden. Bojanus förderte nämlich im J. 1821 (ſ. Iſis 1821. 2. Heft. S. 168. Taf. II. Fig. 14, 15, 19) das des Amph. subtriquetrum, und Laurer im J. 1830 das des A. conicum (a. a. O. S. 12. Fig. 21, 26) zu Tage. Die bedeutende Übereinſtimmung, welche ſich zwiſchen den Nervenſyſtemen dieſer Amphiſtomen unter ſich, wie mit dem des D. hepaticum zeigt, beſtätigt die Richtigkeit der Mehlis'ſchen Wahrnehmungen, und wird hier deswegen angeführt.

Verdauungs- und Aſſimilationsſyſtem der Diſtomen.

Die Diſtomen haben einen Mund, der ihnen nicht allein zum Aufnehmen der Nahrungsſtoffe, ſondern auch zum Ausleeren der überflüſſigen und der zur Nahrung unbrauchbaren Stoffe aus dem Darmkanale dient, indem ihnen der After fehlt. Jener, von Zeder Sphincter anticus, von Rudolphi Porus anticus genannt, liegt entweder ganz in der Spitze des Vorderendes ihres Körpers, oder zunächſt unter derſelben. Er iſt ein ſehr zuſammenziehbarer Saugmund, in der Regel cirkelrund, doch bisweilen, ebenſo wie der Bauchnapf, etwas unregelmäßig und eckig verzogen, bisweilen etwas länglich (z. B. beim D. elegans). Seine Öffnung führt in eine Höhlung, die auf den erſten Anblick der des Bauchnapfes ſehr ähnlich iſt, weshalb wir das Ganze auch immer den Mundnapf nennen. Die Öffnung iſt mit einem ziemlich feſten, wulſtigen Rande umgeben, welcher Muskelfaſern enthält, deren Anordnung Rudolphi im D. hepaticum jedoch (Ent. hist. nat. I. p. 257) weniger deutlich ward, als im Amph. conicum, und die auch Mehlis (De Dist. hep. etc. p. 12) in demſelben Diſtom nur als einen Haufen dicht zuſammengedrängter und unentwirrbarer Faſern ſah. Jürine bemerkte beim D. tereticolle nur ſtrahlenförmig geſtellte Faſern; Nordmann aber (a. a. O. S. 84) gibt an, daß der Mundwulſt ſeines D rosaceum „theils aus concentriſch, theils aus radial gelagerten Muskelfaſern" beſtehe. Die Höhlung des Mundnapfes iſt mehr oder weniger tief, bisweilen iſt er völlig kugelförmig, z. B. beim D. globiporum, appendiculatum und andern, ſich in Fiſchen findenden Diſtomen, doch auch bei einer von mir in der Cloake des gemeinen Storchs entdeckten, auch in anderer Hinſicht merkwürdigen Art, dem D. pictum *m.* Er öffnet ſich nach Hinten entweder unmittelbar in den Schlundkopf, oder geht vorher in einen ziemlich dünnen Kanal über, der dann in jenen einmündet. Jenes iſt wol der häufigſte Fall; vom D. hepaticum und lanceolatum kann man es abgebildet ſehen bei Mehlis, vom D. tereticolle bei Jürine (a. a. O.), vom D. annuligerum und rosaceum bei Nordmann u. ſ. w.; den Zwiſchenkanal habe ich dagegen z. B. ſehr ſchön beim D. perlatum *Nordm.* geſehen, wo er ſich, vom Mundnapfe dünn auslaufend, von der Hälfte ſeiner Länge an bis zum dicken Schlundkopfe hin allmälig erweitert und in ſeiner ganzen Länge den Durchmeſſer des Mundnapfes übertrifft. Er pflegt ſonſt, wo er vorkommt, doch nur kurz zu ſein; ſo iſt er z. B. in meinem D. Bursicola. Der Schlundkopf iſt immer kleiner, als der Mundnapf, und beſteht aus dicken Wänden, in denen Mehlis, welcher ihn zuerſt als Schlundkopf beim D. hepaticum erkannte und beſchrieb (De Dist. hep. etc. p. 13) und zugleich auch vom D. lanceolatum angab und zeichnete (daſ. S. 21. Fig. 20, 21), beim erſtern deutliche Fibern entdeckte. Die Richtung der Fibern gibt er nicht an; ich habe jedoch bei 200maliger Vergrößerung die dicken Wände des länglichen Schlundkopfes vom ebengenannten D. Bursicola aus ſtrahligen Faſern zuſammengewebt geſehen. Der Schlundkopf geht in einen dünnern Kanal, die Speiſeröhre, über, welche, mehr oder weniger lang, mit ihrem Hinterende unmittelbar in den Darm tritt. Sie iſt öfters etwas hin- und hergebogen; mit ſo ſtarken Biegungen jedoch, wie ſie Nordmann aus ſeinem D. perlatum abgebildet hat (a. a. O. Taf. IX. Fig. 4), kann ich mich nicht beſinnen, ſie bei irgend einem Diſtom geſehen zu haben; im ebengenannten ſah ich den vom Mundnapfe zum Schlundkopfe laufenden Kanal länger, als ihn Nordmann gezeichnet hat, doch ſo, daß derſelbe mit dem Schlundkopfe zuſammengenommen nicht voll halb ſo lang war, wie die vom letztern bis gegen den Vorderrand des Bauchnapfes hinablaufende, ziemlich dünne, cylindriſche, ſchwach hin- und hergebogene Speiſeröhre. Beiſpiele ei-

Google

ner ſehr kurzen Speiſeröhre geben das D. tereticolle (ſ. Jürine a. a. O.), D. hepaticum (ſ. Mehlis a. a. O. Fig. 7) und mein D. concavum (Obss. de Entoz. P. I. Fig. 7); einer ſehr langen dagegen, außer dem D. perlatum, D. brachysomum *Crepl.* (eine noch zu beſchreibende Art aus Haematopus ostralegus), bei welchem ſie beinahe bis zur Mitte des ganzen Körpers hinabläuft. Der Darm fängt unmittelbar vom Schlundkopfe mit einem nach der Quere des Körpers liegenden Bogen an, welcher meiſtens vor dem Bauchnapfe, bisweilen gerade über oder auf ihm (z. B. D. perlatum *Nordm.*), hinter ihm aber wol nie liegt, und deſſen rechtes, wie ſein linkes Ende als einfacher, bisweilen etwas geſchlängelter, doch nie eigentlich darmförmig gewundener, oft ſehr weiter Kanal bis gegen das Hinterende des Leibes, welches er bisweilen faſt erreicht, während er in andern Fällen ſich weit vor demſelben endigt, hinläuft. Die Enden dieſes Doppeldarmes ſind allemal blind. Eine auffallende Abweichung von der Regel iſt es, wenn ſie ſich beim D. tereticolle (nach Jürine) im Schwanzende des Wurmes unter einem Bogen vereinigen und in einander übergehen, welches Verhalten auch bei dem, jenem ſo nahe verwandten D. rosaceum (Noedmann a. a. O. S. 85) der Fall zu ſein ſcheint. Dieſes iſt jedoch nicht ohne Analogie, indem ſich derſelbe Fall, der allgemeinen Regel entgegengeſetzt, noch bei ein Paar andern Trematoden, nämlich beim Monostomum microstomum *Crepl.* (Novae Obss. de Ent. Tab. I. Fig. 11)[5]) und Monost. flavum *Mehlis* (Iſis 1831. S. 172) findet. Sehr verſchieden von den ganz einfach und ungetheilt verlaufenden Darmröhren aller übrigen Diſtomen ſind dieſelben beim D. hepaticum, wie man ſchon am friſchen Wurme mit bloßem Auge ſehen kann, nach den Seiten vielfach verzweigt. Aus dem Verbindungsbogen der beiden Darmſtämme gehen, nach Mehlis (De Dist. hep. etc. p. 14 sq.), an der äußern Seite drei bis vier, meiſtens einfache, Zweige heraus, an der innern Seite keine. Beim weitern Verlaufe durch den Körper ſchicken die Stämme nach Innen eine Reihe einfacher, kurzer und dicker Äſtchen, nach Außen aber weite Äſte aus, welche getheilt und wieder getheilt, ferner, von ſehr vielen ähnlichen, kurzen Zweigen umgeben, ſich in die Seiten des Körpers, bis zum Rande hin, verbreiten. Die Hauptſtämme ſowol, als die Äſte und Zweige, haben ſtumpfe, öfters keulenförmig verdickte Enden. Anaſtomoſen finden unter ihnen, nach Mehlis, nicht ſtatt. — Die Meinung Gaede's, daß der Darm des Dist. hepaticum aus keiner eigenen Haut gebildet ſei, indem er nur in die Subſtanz des Körpers eingegraben ſcheine, wird von Mehlis (a. a. O. S. 15) bündig widerlegt; daß er auch überhaupt bei der ganzen Gattung ein eigenes ſelbſtändiges Organ bilde, ſcheint mir durch die Betrachtung der durchſichtigern Diſtomen mittels hinreichend ſtarker Vergrößerungen leicht bewieſen werden zu können; indeſſen ſcheint es auch, daß er immer durch feſtes Zellgewebe mit dem übrigen Körper verbunden ſei. — Den weitern Verlauf des Ernährungsapparates hat Mehlis aus dem D. hepaticum folgendermaßen dargelegt: Zwiſchen den beiden Stämmen des Darmes liegt am Rücken ein dünneres Gefäß, welches eine Strecke hinter dem Darmbogen, abgeſtutzt gleichſam anfängt, dann, die Mittellinie des Körpers haltend, bald gerade, bald ein wenig geſchlängelt, bis zum Schwanzende geht, in welchem es zugeſpitzt in ein ſehr kleines Loch nach Außen ausläuft. Aus ſeinem oberſten Theile gehen einige größere Äſte nach den vordern Theilen des Wurmes, und ſehr viele feine Äſtchen gehen aus ſeinen Seiten hervor und kriechen unter der Rückenhaut fort, wobei ſie, durch die vielfältigſten Anaſtomoſen unter einander verbunden, dort ein ſchönes Netz bilden. Außerdem aber gehen zwei Äſte aus dem oberſten Theile zum Bauche, divergiren erſtlich über der Bauchhaut und convergiren weiter rückwärts von Neuem, ſchwellen in der Gegend des Bauchnapfes an, umfaſſen dieſen und verſchwinden im Halſe. Aus dieſen Äſten entſtehen ebenfalls ſehr dünne Gefäße, welche an der untern Körperſeite ein dem obern ähnliches Netz bilden, welches jedoch viel dünner iſt, als das Rückennetz, und von dem ſehr oft nur ein Theil im Vorderleibe und im Halſe zum Vorſcheine kommt, während im hinterſten Theile des Leibes ſeltener nur leiſe Andeutungen von demſelben, und zwar auch nur, wenn es mit gefärbter Flüſſigkeit ſtark angefüllt iſt, bemerkt werden. Die äußerſten Enden der Gefäße des Dorſal- ſowol, als des Ventralnetzes ſcheinen, in den Rändern des Wurmes dem Blicke entzogen, dort mit den letzten Spitzen der Darmzweige zuſammenzutreten. Jene zarten Gefäße ſind meiſtens ungefärbt; Mehlis konnte ſie im lebenden D. hepaticum nie entdecken, in den todten Individuen aber ſah er ſie nicht ſelten mit der braunen Flüſſigkeit gefüllt, welche der Darm zu enthalten pflegt, und welche aus ihm durch die Capillarenden des Rückengefäßes angezogen worden ſein mußten. Einſpritzungen durch den Mund ließen ſich glücklich bis in das Gefäßnetz treiben. Bojanus und Rudolphi hatten auch ſchon früher jene Verbindung geſehen. Der Erſtere beſchreibt (Iſis 1821. S. 305) das Rückengefäß mit ſeinen Äſten und ſagt, daß man das Gefäßnetz nebſt dem Mittelſtamme bei ſtark von natürlicher Flüſſigkeit ſtrotzenden, friſch aus den Gallengängen genommenen Würmern zuweilen von einem braungrünen, dem des Darmkanals ähnlichen Safte angefüllt ſehe (a. a. O. Taf. 4. Fig. b); nach gelungenen Ausſpritzungen ſei ihm das Ganze in noch größerer Ausdehnung ſichtbar geworden (Fig. a), und er habe dabei auch Gelegenheit gehabt, ſich zu überzeugen, daß das Gefäßnetz aus den Enden der Darmäſte entſtehe (vergrößert vorgeſtellt in Fig. c). Von Bojanus wird Rudolphi angeführt, welcher (Synops. p. 583) ſagt, daß man bei glücklichen Einſpritzungen (von Queckſilber) den Übergang aus den Spitzen der Darmäſte in die kleinern, das Netz bildenden, Gefäße unter der Oberfläche ſehe. Hierbei iſt nun freilich zu berückſichtigen, daß Mehlis bei ſeinen genauen Nachforſchungen mehrentheils keinen di-

5) Ich bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß mich weder Mehlis noch Siebold von der Identität dieſes Monoſtoms mit dem Mon. mutabile *Zed.* überzeugt haben, worüber ich das Nähere an einem andern Orte ausſprechen werde.

Digitized by Google

recten Übergang der letzten Enden der Darmzweige in die Capillarenden des Gefäßnetzes geſehen, ſondern meiſtens die natürliche oder eingeſpritzte Flüſſigkeit aus irgend einem zerriſſenen Äſtchen des Darmes ausgetreten, in das Zellgewebe des Körpers ergoſſen und aus dieſem nur von den feinen Gefäßen eingeſogen gefunden hat. Aber er hat auch doch in einigen wenigen Individuen die Darmröhrchen unverſehrt, das Zellgewebe völlig leer und doch die Gefäße mit dem braunen Chymus des Darmes angefüllt gefunden; ferner durch Preſſen des Wurmes die Darmflüſſigkeit, oder eine durch den Mund eingeſpritzte Flüſſigkeit in ſie, ohne ſie irgend zu verletzen, hineintreiben können. Ferner glaubt Mehlis in den Rändern des Körpers die beiderlei feinen Kanäle mit einander verbunden und den Übergang der Flüſſigkeiten aus den einen in die andern geſehen zu haben, und hält daher Bojanus' eben angeführte Zeichnung (Fig. e) für naturgetreu. Nach dieſen Erfahrungen, und da Mehlis in lebenden Individuen das Rückengefäß mit ſeinen Zweigen, wegen ihrer Feinheit und Farbenloſigkeit, nie hat entdecken können, kann man wol mit ihm annehmen, daß jene Gefäßnetze nebſt dem Rückengefäße, als ihrem Stamme, mit dem im Darme wurzelnden und aus dieſem in den Körper tretenden Gefäßapparate der höhern Thiere zu vergleichen, und daß ſie dazu beſtimmt ſeien, den Chylus aus dem Darme aufzuſaugen und weiter zu befördern. Weil aber das Rückengefäß endlich in den oben erwähnten Schwanzporus ausläuft, ſo hält Mehlis mit Recht dafür, daß es nebſt ſeinen Wurzelzweigen nicht allein als einſaugend und den Körper ernährend, ſondern auch als excernirend oder die überflüſſigen und ſchädlichen Säfte aus dem Körper fortſchaffend fungire. Einem hiergegen etwa zu machenden Einwurfe, nämlich, daß der Schwanzporus zum Einſaugen von Außen dienen könne, iſt Mehlis ſehr gut begegnet, indem er anführt, daß man, da der Wurm in der Gallenflüſſigkeit der bewußten Thiere lebt, wenn Jenes der Fall wäre, Galle in dem Rückengefäße finden müſſe, welches aber nie der Fall ſei; ferner, es finde ſich eine Analogie rückſichtlich einer ſolchen unmittelbaren Öffnung des Gefäßſyſtems des Körpers nach Außen hin in einer Meduſe, dem Rhizostoma *Cuvieri*, bei welcher ſich (nach *Eysenhardt*, Acta Leop. T. II. ann. 1821) die Gefäßnetze der Scheibe in einige kleine Löcher im Rande der Scheibe öffnen. Laurer's ſorgfältige Nachforſchungen am Amphistomum conicum (a. a. O. S. 9 fg.) ſetzten die Sache vollends ins Klare, und wir theilen deswegen ſeine (durch treffliche Zeichnungen erläuterten) Entdeckungen hier im Auszuge mit: Der Darmkanal verläuft bei jenem Wurme, wie bei den Diſtomen, aus einem, gleich hinter der Speiſeröhre liegenden Querbogen zu beiden Seiten des Körpers einfach, ohne Veräſtelungen, wird allmälig etwas weiter und endigt ſich jederſeits nicht weit vor dem Boden des großen Schwanznapfes blind. Vom Gefäßſyſtem machen den erſten Anfang kleine, rundliche, gleichſam drüſichte, unter der Haut liegende Körper, aus denen feine Zweige entſpringen, welche ſich unter einander zu größern Äſten verbinden, die wieder in größere Stämme zuſammenfließen. Zwei der letztern entſtehen an der Rückenſeite neben dem Mundnapfe, gehen über den Darmbogen weg, nehmen an Dicke zu und verlaufen an der untern Seite der beiden Darmſchläuche, jeder ſeinerſeits. Sie nehmen zu beiden Seiten feine Gefäße unter einem rechten Winkel auf; von dieſen kommen die meiſten aus den Seiten des Körpers, welche, über den Darmkanal hinlaufend, andere, ſehr zarte, aus dieſem entſpringende Gefäße aufnehmen; wenigere kommen von der Rücken- und Bauchgegend, und einige ſtärkere von den Hoden. Da, wo ſich die blinden Darmenden gegen einander krümmen, biegen ſich die Gefäßſtämme ſtark einwärts und legen ſich hier an einen kegelförmigen, hohlen, mit der Spitze nach Vorn gerichteten Körper, gehen dann wieder aus einander und fließen mit zwei andern zuſammen, welche auf ähnliche Art, wie die vordern, aus rundlichen, hier zahlreich im Umfange des großen Schwanznapfes liegenden Körperchen entſpringen; endlich geſellen ſich zu dieſen noch zwei minder ſtarke, in äußerlich neben den letztern ſich befindenden, ebenſolchen Körperchen, wurzelnde, und inſeriren ſich in die Längsſtämme nicht weit vor der Stelle, an welcher dieſe ſich, einwärts gekrümmt, an den kegelförmigen Körper ſchließen wollen. Dieſer iſt etwa eine Linie lang, hat eine zugerundete Baſis, mit welcher er nicht weit vom Grunde des großen Saugnapfes entfernt liegt, geht ſchräg nach Vorn und Oben und endet ſich in der Rückenhaut mit ſeiner fein durchbohrten Spitze; äußerlich überzieht ihn ein elegantes Netz von Gefäßen, welche aus den ſich an ihn anlegenden Hauptſtämmen entſpringen. — Aus der Anordnung dieſes von Laurer ſo ſchön dargelegten Gefäßſyſtems geht wol aufs Deutlichſte hervor, daß daſſelbe (nach des Entdeckers eigenen Worten) dazu diene, nicht allein die feinern Subſtanzen aus dem Darme aufzunehmen, ſondern auch (wol hauptſächlich) ſolche durch die Haut einzuſaugen, worauf die größere Menge von Gefäßen, die der Haut, beſonders an den beiden Enden des Wurmes, näher liegen, ſicher hindeutet; den kegelförmigen Körper betrachtet Laurer mit Recht als einen Lymphbehälter, aus deſſen Öffnung, im Rücken des Wurmes, die überflüſſigen und zur Nahrung untauglichen Säfte fortgeſchafft werden. Daß durch dieſe Öffnung ebenſo wenig eingeſogen werde, wie durch den Schwanzporus beim D. hepaticum, wird freilich hier ſchon durch die ganze Anordnung des Gefäßſyſtems bewieſen; Laurer nimmt aber, wie Mehlis für ſein Diſtom, auch für das Amph. con. einen Beweis von der Verſchiedenartigkeit der Flüſſigkeiten im Darme und der aus dem Dorſalporus auszudrückenden her. Er fand nämlich die letztern mehr verarbeitet, gleichſam als ein lymphatiſches Fluidum; das Mikroſkop zeigte die in demſelben ſchwimmenden Kügelchen viel regelmäßiger und größer, als die in der Flüſſigkeit des Darmes. Das Gefäßſyſtem des Amph. con. ſteht aber, wie man ſieht, um eine Stufe höher, als das des Dist. hep. Statt daß jenes bei dieſem unmittelbar nach Außen ausmündet, ſammeln ſich bei dem Amphiſtome die auszuleerenden Flüſſigkeiten vor der Ausleerung in einem Behälter an, in welchem ihnen nach Umſtänden noch minder feine Theilchen entnommen werden können,

(worauf das weiche und ſtarke Gefäßnetz des Behälters zu deuten ſcheint) und aus welchem ſie wahrſcheinlich nach dem Willen des Wurmes ausgeleert oder zurückgehalten werden, wie denn auch Laurer glaubt, die Öffnung des Behälters von einem Schließmuskel umgeben geſehen zu haben. — Was nun die Beobachtung von Nahrungsgefäßen auch bei andern Diſtomen, als dem D. hepaticum, betrifft, ſo habe ich ſelbſt beim D. elegans ein aus jeder Seite des Hinterleibes — dem Anſcheine nach — entſpringendes, weites Gefäß geſehen, deſſen beide Schenkel nach dem Schwanze zu convergirten und dort in ein einfaches zuſammenliefen, welches gerade den Schwanz hinablief, deſſen Ausgang in einen Porus ich aber nicht wahrgenommen habe (Nov. Obss. p. 62). Etwas Ähnliches ſah ich kürzlich in den jüngern und nicht voll ausgewachſenen Individuen vom D. clavigerum (einer Art, welche bisher nur unzulänglich bekannt geworden iſt); auch hier aber iſt mir, ſelbſt bei der äußerſt hellen 200maligen Vergrößerung des Plößl'ſchen Mikroſkopes, ein Porus im Schwanze ebenſo wenig deutlich geworden, als ich eine Verbindung zwiſchen dem anſehnlich weiten Gefäße und den blindgeendeten Darmſchläuchen bei beiden Arten habe erblicken können. — Mehlis hat ein Hauptgefäßnetz bei mehren ſtachelköpfigen Diſtomen der Vögel, vorzüglich dem D. echinatum, beobachtet (Iſis 1831. S. 182 fg.). Von einer deutlichen Öffnung am Ende des Rückens geht dort, nach ihm, ein einfacher Gefäßſtamm nach Vorn, ſpaltet ſich zwiſchen Bauchnapf und Schwanzſpitze in zwei Äſte, welche unter einem ſpitzigen Winkel aus einander gehen und ſich darauf bis zu den Seiten des Mundes fortſetzen. Der Stamm und die beiden Äſte liegen nicht an der Oberfläche, ſondern tiefer; ſie ſenden aber faſt in ihrem ganzen Verlaufe gegen die beiden Körperflächen eine große Menge zarter, dendritiſch verzweigter Äſte aus, welche unter der Haut, überall anaſtomoſirend, die ganze Oberfläche mit einem feinen Netze überziehen. Die Stämme fand Mehlis mehr oder weniger braun gefärbt, die feinern Zweige ebenfalls opak, doch mit röthlichem Scheine, den aſtloſen, beiderſeits einfach hinablaufenden, blindgeendeten Darm durch ſeine Farbe nicht ausgezeichnet und viel durchſichtiger, als die Gefäßſtämme. Mit der hier angegebenen Bildung völlig übereinſtimmend, fand er das Gefäßſyſtem bei einem von ihm in Larus argentatus und marinus entdeckten D., welchem er den Namen D. elongatum gibt, aber nicht weiter beſchreibt, als daß er angibt (a. a. O. S. 177), es ſei meinem D. leptosomum (Nov. Obss. p. 57) ſehr ähnlich. Nicht minder beobachtete er bei D. ferox, leptosomum, cinctum, uncinatum, militare, einer vielleicht neuen Art aus Podiceps cristatus und rubicollis, D. spinulosum, hians, oxyurum (*Crepl.*) und crassicolle dieſelben Gefäße in größerer oder geringerer Ausdehnung, im Weſentlichen übereinſtimmend in ihrem Verhalten mit den oben beſchriebenen der Stachelköpfe, fand auch bei den meiſten jener Arten die Öffnung des Mittelſtammes im Rücken der Schwanzſpitze[4]). Nordmann beſchrieb aus ſeinem D. perlatum ein im Weſentlichen mit dem des D. echinatum ebenfalls übereinſtimmendes Gefäßſyſtem, gab auch von demſelben eine Abbildung (a. a. O. S. 98. Taf. IX. Fig. 4). Ich ſelbſt ſah im Halſe meines D. oxyurum Gefäße, die dort vier Stämme, welche ſich ſtark nach den Seiten verzweigten, zu haben ſchienen (Obss. de Ent. P. I. p. 49. Vgl. Mehlis, Iſis 1831. S. 183); ferner bemerkte ich in einem neuen Diſtom aus der Eiſente — D. pyriforme *m.* — in den Seiten des Halſes und Leibes viele weiße, opake Gefäße, welche in einem Individuum faſt den ganzen Leib durchzogen und dieſem ein netzförmiges Anſehen gaben. Von allen dieſen verſchieden aber fand ich ein elegantes und ſonderbares Gefäßſyſtem in dem oben erwähnten D. pictum. Bei dem einzigen Exemplare, das ich entdeckte und welches, beiläufig geſagt, 2½‴ lang, 1½‴ breit und von elliptiſcher Geſtalt war, öffnete ſich der kugelförmige Mundnapf unterhalb der Vorderſpitze des Wurmes und ſchien auf der Rückenſeite durch; der ſehr wulſtig gerandete und cirkelrunde Bauchnapf lag hinter der Mitte des ganzen Körpers, und war ſo tief in denſelben eingedrückt, daß ſein Boden auf der Rückenfläche mit einer breiten Erhabenheit vorſprang. Der Mundnapf ging in einen anſehnlichen, faſt birnförmigen, Schlundkopf und dieſer in eine dünne Speiſeröhre über, welche ſich aber bald dem Auge entzog, ſodaß ſich ihr Ende nicht entdecken ließ, wie denn auch keine Spur vom Darme zum Vorſcheine kam. An der Bauchſeite zeigte ſich nicht weit vom beiderſeitigen Körperrande und mit dieſem jederſeits parallel laufend, aus der mittlern Halsgegend bis faſt zum Ende des Leibes, eine Reihe weißer, etwas länglicher, unregelmäßig geſtalteter Flecken, welche mir die Anfänge des unter der Rückenhaut ſich entfaltenden Gefäßſyſtems zu ſein ſchienen. Dieſes nämlich erſchien in dem von Oben betrachteten Wurme als in den Seitenrändern des ganzen Körpers, vom Umfange des Mundnapfes an bis zum Schwanzende hin, mit vielen Zweigen wurzelnd; ferner war die Gegend zwiſchen Mund- und Bauchnapfe von dieſen durchzogen; die Stelle, an welcher der erſtere durchſchien, war leer von ihnen, auch ſo der mittlere Theil des Bauchnapfgrundes; dagegen liefen bei dieſem aus dem Umfange des Centrums 13—14 Zweige ſtrahlenförmig nach ſeiner Peripherie zu. Dieſe

4) Mehlis ſpricht auch (a. a. O. S. 181) über frühere Beobachtungen dieſes Excretionsporus bei verſchiedenen Diſtomen. Er glaubt, aber mit Unrecht, Menzies als denjenigen anführen zu müſſen, welcher denſelben — und zwar beim D. clavatum — entdeckt habe. Der von Menzies in den Transactions of the Linnean Society, Vol. I., vom J. 1791 abgebildete Schwanzporus dieſes Diſtoms ſcheint erſtlich gar kein wahrer Porus zu ſein, ſondern eine vom Zurückziehen der Schwanzſpitze entſtandene Höhlung; denn, ſo groß er dort abgebildet iſt, hätten ihn, wäre er wirklich und beſtändig da, weder Tileſius (ſ. *Rud.*, Ent. hist. nat. II, 1. p. 391), noch Rudolphi (Synops. p. 394) überſehen können; aber ſie haben ihn nicht geſehen. Wäre er aber zweitens auch da und von Menzies gefunden, ſo hat O. Fr. Müller doch viel früher, nämlich im J. 1778, einen ſolchen Porus, und zwar beim D. tereticolle (Fasciola Lucii), an der Schwanzſpitze beobachtet, in der Zool. danica (J. 1788). Vol. I. p. 34 angegeben und Vol. II. Tab. 78. Fig. 8 deutlich abgebildet. Dies iſt die früheſte Nachweiſung jenes Porus, welche mir bekannt iſt.

Digitized by Google

letztern Zweige, wie die, welche aus den Rändern des Hintertheiles, von der Hälfte des Bauchnapfes an bis zum Ende des Leibes gerechnet, entſprangen, waren einfach; von den übrigen, weiter nach Vorn liegenden, wurden manche erſt wieder zu Hauptäſten verbunden, ehe ſie zu den Hauptſtämmen gelangten. Dieſe waren zwei, welche, ſo viel ich ſehen konnte, unter und ein wenig ſeitwärts von dem Grunde des Mundnapfes anfingen, ſo jederſeits, weit von einander entfernt und etwas divergirend, bis zur Seite des Vorderrandes vom Bauchnapfe, an welchem ſie ſich wieder ein Wenig gegen einander neigten, hinabliefen, dann aufs Neue mehr aus einander traten und um den Saugnapf einen weiten Kreis beſchrieben, welcher im hintern Ende des Leibes nicht ganz geſchloſſen zu werden ſchien. Die Zweige erweiterten ſich zu den eben nicht ſtarken Hauptſtämmen immer anſehnlich. Die ſtrahlicht geſtellten auf dem Bauchnapfe zeigte mir das Mikroſkop unter der Geſtalt von ſtarken, zugerundet anfangenden Kanälen. Von Farbe war das ganze Gefäßſyſtem weißlich, während der Körper des eben gefundenen Wurmes röthlich war. Da mir der Darmkanal unſichtbar blieb, ſo kann ich über deſſen Zuſammenhang mit den Gefäßen nicht urtheilen. Auffallend iſt hier der doppelte Mittelſtamm vom Anfange bis zum Ende, wie beim Amph. conicum, während Mehlis ihn beim D. hepaticum in ſeinem ganzen Verlaufe einfach, und bei den übrigen von ihm unterſuchten Diſtomen zwar im größern Theile ſeiner Länge doppelt, aber im Hinterkörper immer einfach erblickte, wie dies auch Nordmann beim D. perlatum fand. Im D. tereticolle ſah Jürine ein ſehr feines Gefäßnetz den Darmkanal, wenn dieſer entleert war, bedecken (a. a. O. S. 494). Er bemerkte überdies im Halſe deſſelben Wurmes zwei weiße, halbdurchſichtige Fäden, von denen an jeder Seite einer von dem Hinterrande des Mundnapfes entſprang, rückwärts laufend unter dem Darmbogen weg ging und dann ſich neben der Darmröhre ſeiner Seite nach Innen bis zum Bauchnapfe hinzog. Er hielt ſie für Nerven; daß ſie aber Gefäße ſind, wird durch eine Beobachtung Bloch's bewieſen; welcher dieſelben Fäden oder Kanäle auch ſah und abbilden ließ. Er nahm in der Mitte des Kanales der rechten Körperſeite eine ſtarke, beutelähnliche Erweiterung wahr (welche er für ein Herz hielt), und ſah, daß aus den Gefäßen kleine Kügelchen in den Beutel ſtrömten, und nachdem dies eine Zeit lang gedauert hatte, den Beutel ſich verkürzen und die Kügelchen wieder in ihre Kanäle zurückſtrömen u. ſ. f. (Beſchäft. der berl Geſellſchaft naturf. Freunde. 4. Bd. S. 540. Taf. XIV. Fig 4. — Es darf hierbei nicht unerwähnt bleiben, daß der Wurm, an welchem Bloch dies beobachtete, durch den Preßſchieber breit gedrückt war.) — Über eine Bewegung des Saftes in den Gefäßen der Diſtomen hat man ſonſt, meines Wiſſens, nur eine einzige Beobachtung, und zwar von Ehrenberg, welcher bei Tor in Arabien im D. militare (aus Numenius arcuatus) eine raſche Bewegung der Flüſſigkeiten in den Gefäßen ſah (*Hemprich* et *Ehrenberg*, Symbolae phys. Animalia evertebr. Phytoz. Turbell. Corollar. I.). Im Darme ſah Jürine beim D. teret. eine bald auf-, bald abſteigende Bewegung der Nahrungstheilchen, welche, ſeiner Meinung nach, von der Zuſammenziehung des Kanales herrühren muß, deren er aber doch weiter keine Erwähnung thut.

Was die Nahung der D. betrifft, ſo müſſen wir glauben, daß ſie dieſelbe aus den Organen aufſaugen, in welchen ſie wohnen und an deren Wänden ſie ſich feſtſetzen, nicht aber, daß ſie ſie der Feuchtigkeit entnehmen, welche die Organe enthalten. Wäre das Letztere der Fall, ſo könnte der Darminhalt dieſer Würmer wol nicht oft ſo ganz anders und um ſo viel dunkler gefärbt ſein, als die Feuchtigkeit iſt, in welcher ſie leben. Ich will hier z. B. nur das D. ovatum anführen, deſſen Darminhalt ſo häufig eine tief dunkelbraune Farbe hat, während die den Wurm umgebende Feuchtigkeit des Fabriciſchen Beutels der Vögel ſeines Wohnortes ganz ungefärbt iſt.

Geſchlechtsſyſtem der Diſtomen.

Die D. ſind Zwitter, wie — mit Ausnahme der Pentaſtomen — alle übrigen Trematoden, d. i. die männlichen und weiblichen Geſchlechtstheile ſind bei ihnen in jedem Individuum vereinigt. Hier muß zuerſt ein Organ in Betracht gezogen werden, welches man unter der Geſtalt einer längern oder kürzern Röhre in vielen D. aus einem, meiſtens in der Halsgegend des Wurmes befindlichen, kleinen Loche der äußern Haut oft nur eben hervorragen, oft weit heraustreten, ja heraushangen ſieht. Das Loch, von frühern Helminthologen und auch von uns ſelbſt, der Porus genitalis genannt, welche Benennung wir jedoch, da noch eine zweite Geſchlechtsöffnung entdeckt worden iſt, mit der des Foramen cirri vertauſchen wollen, ſieht man oft auch, ohne daß jenes Organ, welches O. Fabricius, von der rankenartig gekrümmten Geſtalt deſſelben beim D. hepaticum, zuerſt den Cirrus nannte, zum Vorſcheine käme Der Cirrus iſt immer drehrund, übrigens cylindriſch bei D. Arenula *Cr.*, lucipetum (nach Bremſer's Abbildung, Icones Helm. Tab. IX. Fig. 2), trigonocephalum etc., nach der Spitze allmälig verſchmälert, doch dieſe ſelbſt bisweilen wieder ein Wenig angeſchwollen, beim D. hepaticum, ſehr lang, dünn, und mit bedeutend dickerm Ende beim D. cirratum (nach *Rud.*, Ent. hist. nat. II, 1. p. 376. Tab. VI. Fig. 7). Er kann ſich aus dem genannten Loche hervorſtrecken und in daſſelbe wieder zurückziehen. Ob zwar dieſes meiſtentheils am Halſe des Wurmes befindlich iſt, ſo findet es ſich doch bei verſchiedenen D. auch an andern Stellen des Körpers. Beim D. ovatum liegt es an der linken Seite des Mundnapfes, beim D. perlatum *Nordm.* an der linken Seite des Bauchnapfes, beim D. foliiforme *Crepl.* (einer neuen Art aus Squalus griseus) bald an der rechten, bald an der linken Seite des letztern, und beim D. caudale (nach Mehlis, Iſis 1831. S. 178), D. Arenula *Cr.* und D. heteromorphum *Crepl.* (einer neuen Art aus einem unbeſtimmten Trigonocephalus) am Leibe, d. i. in der Gegend zwiſchen Bauchnapf und Schwanzende. Ob nun dieſer Cirrus ein männlicher oder weiblicher Ge-

Digitized by Google

ſchlechtstheil, oder Beides ſei, werden wir ſehen, wenn wir erſt die innern Genitalien betrachtet haben werden.

Die männlichen Theile kennen wir ziemlich genau vom D. hepaticum durch Mehlis' Unterſuchungen (ſ. deſſen Obss. de Dist. hep. et lanc. p. 25 sq.). Die ſamenbereitenden Gefäße (breit aus einander gelegte Hoden) liegen in dem Mitteltheile des Leibes, wo ſie einen großen, mehr als $\frac{2}{7}$ des ganzen Leibes an Länge betragenden, breiten, ovalen Raum einnehmen und bei dem nur einige Zeit im Waſſer geweſenen Wurme ſchon durch die Haut hindurch ſichtbar ſind. Sie ſind an Weite den äußerſten Enden der Darmzweige ähnlich, von Farbe in der Regel weiß und ſo ſehr unter einander verſchlungen und durch feſtes Zellgewebe verbunden, daß es Mehlis nie glückte, ſie zu entwirren und ihre Anfänge zu finden. Er fand aber in der mittlern Gegend des Körpers immer zwei größere Stämme, einen vordern und einen hintern, in welche er bisweilen einige der Samengefäße hineinlaufen ſah, und die vorn plötzlich in ſehr feine Fäden (die Ductus deferentes) übergingen, welche ihrerſeits am Rücken in einen gemeinſchaftlichen Stamm zuſammenfloſſen, der ſich in den Behälter des Cirrus inſerirte. Dieſer Behälter iſt ein länglicher, häutiger Beutel, welcher ſich vom Bauchnapfe bis zum Foramen cirri erſtreckt. In ihm liegt zu unterſt ein blaſenähnlicher Theil (die Samenblaſe), welcher auch mit ſeiner Baſis an der Baſis des Behälters feſtgewachſen iſt (wo ohne Zweifel der Stamm der Ductus deferentes auch in ihn eintritt), übrigens frei in dieſem liegt und nach Vorn in den Cirrus übergeht, welchen der Behälter, wenn er vom Wurme zurückgezogen wird, aufnimmt. Nach Außen hervor ſtreckt ſich der Cirrus durch eine einfache Umſtülpung. Die Kanäle ſowol als der blaſenähnliche Theil enthalten einen milchichten, von ſphäroidiſchen oder unregelmäßig geſtalteten Körperchen trüben Saft. Den Cirrus nennt Mehlis gradezu den Penis, indem er ihn hier, wie bei andern D., immer als männliches Glied betrachtet. — Im D. lanceolatum ſah Mehlis die männlichen Genitalien ganz anders gebildet. Schon Bojanus hatte in dieſem D. hinter dem Bauchnapfe „drei weiße, flachrunde Körper mit eingeſchnittenen Rändern" bemerkt und ſie als Theile des Eierganges gedeutet (Iſis 1821. 2. Hft. S. 174. Taf. 2. Fig. 25, 26). Mehlis ſah dieſelben, und weiter zurück noch einen vierten ähnlichen Körper; die erſten drei ſind nach ihm die Hoden. Ihre Structur wurde ihm nicht deutlich; er ſah ſie aus einem flockigen oder fein körnigen Gewebe beſtehen, aber nichts von Gefäßen in ihnen. Aus jedem ſieht man, nach ſeiner Beſchreibung, durch Hilfe einer ſtarken und ſcharfen Vergrößerung bei den recht durchſichtigen Individuen deutlich ein ſehr feines Gefäß auslaufen, und zwar geht das des hinterſten Hoden an den mittlern, das des mittlern an der Seite des vorderſten vorbei, nimmt das von dieſem kommende auf und läuft ſo zur Scheide des Cirrus, in welche es eintritt. Der retractile Cirrus geht auch hier von einer Blaſe (der Vesicula seminalis) aus und iſt auch deutlich durchbohrt. — Man ſieht auch bei andern, kleinern, durchſichtigen D. die Hoden oft ſehr deutlich; oft ſtellen ſie ſich dem Auge des Betrachters nur als rundliche Flecken dar, oft aber als deutliche, kugelichte Körper, welche die Stelle der Haut, unter welcher ſie liegen, durch eine Convexität der Oberfläche bemerklich machen. Solcher kugelichten Körper wird man im Leibe verſchiedener D. drei, der Länge nach in einer Reihe ſich folgende, gewahr. Jürine ſah ſie im D. tereticolle (aus welchem ſie auch ſchon von Göze, O. Fr. Müller und Bloch abgebildet worden waren) auf beiden Seitenflächen des Körpers hervorragen (a. a. O. S. 496. Pl. 23. Fig. 4, 5, e e e), und Bremſer bildete ſie aus demſelben Wurme an der Bauchſeite vorragend ab (Ic. Helm. Tab. IX. Fig. 6); Nordmann fand auch deren drei in einer Reihe bei ſeinem D. rosaceum, und daß ſie wulſtförmige Hervorragungen bildeten (a. a. O. S. 86. Taf. VIII. Fig. 3), und ich ebenſo drei beim D. veliporum *m.*, bei welchem ſie mehr nach Vorn, als bei jenen D., liegen. Es gibt noch mehre D., bei welchen man drei ſolcher Organe ſieht; ob ſie aber auch bei allen, wie beim D. lanceolatum, drei Hoden ſeien, iſt nicht ausgemacht (man ſehe unten hierüber noch etwas bei der Beſchreibung der weiblichen Geſchlechtstheile); zwei von ihnen ſind es aber wol ſicher immer. Nicht mehr, als zwei deutliche Hoden, findet man z. B. in meinem D. concavum, bei welchem ſie elliptiſch ſind und im Schwanzende, mit ihrem Längendurchmeſſer nach der Quere des Körpers gerichtet, neben einander liegen (Obss. de Entoz. P. I. Fig. 7, g g), bei meinem D. leptosomum (Novae Obss. p. 57), wo ſie auch länglich ſind, aber hinter einander der Länge nach liegen, beim D. ovatum, wo ich ſie einmal bei einem Exemplare aus Corvus Cornix ſo groß fand, daß ſie ſelbſt an Größe den anſehnlichen Bauchnapf übertrafen. Sie waren elliptiſch und lagen hinter jenem, mit ihrem Längendurchmeſſer nach der Länge des Körpers gerichtet, neben einander. Ein anderes Mal ſah ich bei einem kleinern Exemplare derſelben Species (von nur 1‴ Länge), bei welchem keine Spur des ebendieſes D. im erwachſenen Zuſtande durch ſeinen ſtarken, darmartig im breiten Hinterleibe hin- und hergewundenen Kanal ſo ſehr auszeichnenden Uterus zu entdecken war, die beiden Hoden neben einander liegend und nach Vorn etwas aus einander tretend, den einen etwas kleiner, als den andern, beide aber überhaupt nicht von der Größe, verhältnißmäßig zum Körper, wie bei dem eben erwähnten erwachſenen Exemplare u. ſ. w. Hier ſind nun auch noch die ſchönen und merkwürdigen Beobachtungen zu erwähnen, welche Nordmann über die männlichen Geſchlechtstheile ſeines D. perlatum gemacht hat (ſ. a. a. O. S. 94 fg. Taf. IX. Fig. 4, 6, 7). Die länglichen Hoden liegen dort gleich hinter dem Bauchnapfe nach der linken Seite hin; der nach dem Rande des Leibes zu liegende iſt kleiner, doch nach Verhältniß der Größe dicker, als der andere, nach der Mitte des Leibes hin liegende. Sie ſind Schläuche, welche an ihrer innern Wand mit dünnen und ziemlich langen Stacheln ringsum beſetzt, äußerlich aber — jeder für ſich — von einer dünnen, glashellen Hülle umgeben ſind, welche als Ausführungsgang aus beiden Hoden in den Cir-

Digitized by Google

rus übergeht. Die Hülle ſcheint eine eigenthümliche Zuſammenziehungskraft zu beſitzen; Nordmann ſah die Hoden ſich abwechſelnd verlängern und verkürzen. Der *rechte* Hoden liegt unter einem großen, zum weiblichen Geſchlechtsapparate gehörenden, ſchlauchförmigen Organe, mit welchem er auch verwachſen zu ſein ſcheint; der *linke* aber wird ſeiner Länge nach von dem Eierſchlauche durchbohrt, welcher dann den Ausführungsgang dieſes Hodens, der zugleich ſein eigener wird, durchläuft, und endlich in den Cirrus einmündet. Das neben dem Bauchnapſe im linken Seitenrande des Körpers befindliche Foramen cirri iſt rund, wulſtig gerandet, ziemlich groß und mit Circularfaſern verſehen; aus ihm wird der ziemlich ſtarke, cylindriſche Cirrus nicht ſelten bis etwa über die Hälfte ſeiner Länge hervorgeſchoben.

Von den *weiblichen Geſchlechtstheilen* werden faſt in jedem erwachſenen D., wenn ſein Körper nur einigermaßen durchſichtig iſt, zwei ſehr leicht auf den erſten Blick unterſchieden; es ſind die *Eierſtöcke* und der *Uterus*. Mit bloßen Augen ſchon ſieht man dort gewöhnlich die erſtern als eine aus zuſammengehäuften weißlichen Körnchen beſtehende Maſſe in den Seitenrändern und den mit meiſtens bräunlichen oder gelben Eiern gefüllten Uterusſchlauch in der mittlern Gegend des Leibes; die übrigen Theile ſind nicht ſo beſtändig und leicht ſichtbar. Wir nehmen auch hier wieder, wie bei den männlichen Theilen, den Bau der Theile, wie er ſich nach Mehlis beim D. hepaticum findet, als Typus für die Gattung, zuerſt auf (*Mehlis*, De Dist. hep. etc. p. 29 sq. Vgl. die auch viel Treffliches über dieſe Theile beim D. hepat. enthaltende Abhandlung von *Bojanus* in der Iſis vom J. 1821). Der *Eierſtock* nimmt vom Halſe an die Ränder des Leibes, das Schwanzende nicht ausgenommen, etwa auf eine Linie breit, ein und zeichnet ſich gemeiniglich durch eine gelbliche Farbe aus. Er beſteht aus unzähligen, rundlichen Körnern von verſchiedener Größe, welche zwar ſämmtlich ſo klein ſind, daß ſie mit bloßem Auge einzeln ſchwerlich unterſchieden werden, aber doch meiſtens immer viel größer, als die in den Eierkanälen, ja ſelbſt als die im Uterus enthaltenen Eier. Die Körnchen ſind ganz undurchſichtig, und jedes erſcheint für ſich wieder körnig und wie ein noch wieder aus kleinern Körnchen zuſammengeſetztes Häufchen. Jedes der letztern ſchien Mehlis von einer Haut umſchloſſen, und er ſah die Häufchen mit zwiſchen ihnen liegenden, ſehr feinen Gefäßen ſo verbunden, wie die einzelnen Weinbeeren durch ihre Stengel zur Traube (ſ. a. a. O. Fig. 14). Die *Eierkanäle* liegen zunächſt unter der Bauchhaut und ſind durch dieſe hindurch ſchon deutlich ſichtbar. Ein dünnes, hin und wieder gebogenes, etwas heller gelb, als der Eierſtock, gefärbtes Gefäß geht aus dem Vordertheile des Leibes an ſeinem innern Rande zu beiden Seiten rückwärts und dringt am Schwanzende in den Eierſtock; im äußerſten Ende des Schwanzes gehen beide Gefäße entweder in einem Bogen an einander, oder laufen doch ſehr nahe zuſammen. (Als zuſammenlaufend hat ſie Bojanus [a. a. O. Taf. 2. Fig. 21, 22] abgebildet.) Sie geben allenthalben an die Subſtanz des Eierſtockes, ſonſt aber nirgends wohin, Zweige ab, welche wahrſcheinlich denjenigen Gefäßchen, welche mit den Eierhaufen verbunden ſind, den Urſprung verleihen. Aus dem jederſeitigen Gefäße geht, dem vordern Leibesrande näher, ein ähnliches Gefäß ab, welches, quer zur Mitte des Leibes laufend, dort mit dem von der entgegengeſetzten Seite kommenden vereinigt wird. Dieſe querlaufenden Gefäße ſind bald einfach, bald in Zweige getheilt, welche ſich wieder unter einander vereinigen. Da, wo beide zuſammentreffen, ſchwellen ſie etwas an, ſind unten gleichſam mit einem Knötchen bezeichnet und ſchicken nach Oben einen weiten Fortſatz aus, welcher, ſobald er die Rückenhaut erreicht hat, vorwärts geht und ſich plötzlich erweitert, in einen länglich-runden, weißen Körper begibt, welcher 1½ Linien weit hinter dem Bauchnapſe liegt. Dieſer, wie jene Gefäße, ſchon von Otto geſehen und abgebildet (Magazin der berl. Geſellſchaft naturf. Freunde. 7. Bd.), aber für ein Ganglion, wie die letztern für Nervenfäden gehalten, iſt bald mehr angeſchwollen, bald mehr zuſammengefallen, im Allgemeinen von der Größe eines Hirſekornes, oben convex, unten platter, ja concav, ſcheint vorn frei zu ſein, hinten aber iſt er in einen ſehr kurzen Stiel ausgezogen, welcher ſich mit den beiden genannten Gefäßen vereinigt. Er iſt hohl und enthält denen in den Gefäßen ähnliche Eierchen. Aus ſeiner rechten Seite geht ein milchweißes Gefäß aus, läuft zwiſchen der Bauchhaut und dem Speiſekanale durch und wird in einige Äſte und viele kurze, ſich in große, ampullenartige Spitzen endigende Zweige getheilt, welcher ganze Apparat den rechts gelegenen dreieckigen Raum einnimmt, der nach Außen vom Eierſtocke, nach Innen und Vorn vom Uterus und dem genannten ovalen Körper, nach Hinten von dem querlaufenden Ausführungskanale begeenzt wird. Bojanus hat dieſen Apparat doppelt — für jede Seite einen — abgebildet (a. a. O. S. 173. Taf. 2. Fig. 21—23); Mehlis ihn dagegen immer nur einfach geſehen, ſelten nur den einen oder den andern Zweig nach der linken Seite abgebogen und zu dieſer hinüberlaufend, noch ſeltener den ganzen Apparat auf der linken Seite und keinen auf der rechten. Als Inhalt deſſelben fand M. einen milchichten Saft; er vermuthet, daß dieſer dort bereitet werde und, in den genannten Körper gebracht, hier zum weitern Ausbilden der Eier diene. Von dem ovalen Körper geht der Uterus ab. Dieſer iſt eine einfache und lange Röhre, welche erſt dünn iſt, bald aber weiter wird, zwiſchen dem ovalen Körper und dem Cirrusbehälter häufige Windungen macht, dann aufs Neue dünner wird, ſich an die untere und linke Seite des Cirrusbehälters legt, hier noch wieder einige Windungen macht und endlich in eine feine Mündung ausläuft, welche ſich neben der Baſis des Cirrus, wenn dieſer ausgetreten iſt, und in der Regel an deren linker Seite in der äußern Haut befindet[5]). Er

5) Gurlt (Lehrb. der pathol. Anat. der Hausſäugeth. 1. Th. Taf. VIII. Fig. 32) bildet dieſe feine Ausmündung als eine der Quere nach an der Baſis des Cirrus liegende, ſtark wulſtige und mit ihrem Längendurchmeſſer den Querdurchmeſſer des Cirrus ſogar übertreffende Vulva ab. Iſt dies kein Fehler der Zeichnung,

Digitized by Google

iſt immer mit mehren oder wenigern Eiern angefüllt, deren vorzüglich im mittlern, weitern Theile ſehr oft eine große Menge angehäuft iſt, während die dünnern Endtheile nur immer wenige enthalten. Dieſe Enden ſind daher auch immer farbenlos, der mittlere Theil aber iſt Anfangs weißlich, wird allmälig gelblicher und hat im größten übrigen Theile eine röthlich-gelbe, oft auch, wenn er nämlich von recht vielen Eiern ſtrotzt, vornehmlich im vordern Theile, eine mehr braunrothe Färbung. Den Anfang des Uterus, und ob dieſer aus dem ovalen Körper, oder aus dem Knötchen hervorginge, konnte Mehlis nicht ſicher herausforſchen. Das aber wurde ihm deutlich, daß der ovale Körper nicht allein zum weiblichen Geſchlechtsapparat gehörte, ſondern auch, daß er zur Abſonderung einer beſondern Feuchtigkeit und mittels dieſer zur weitern Ausbildung der Eier diene. Dieſe ſind nämlich in den Eierkanälen und in dem Knötchen noch ſehr unvollendet und ſichtlich unreif, weißlich von Farbe und ohne Glanz, klein, ungleich an Größe, rundlich, doch uneben und eckig, minder durchſichtig und von wenigen dunklern Punkten bunt. Diejenigen Eier aber, welche in dem Theile des Uterus, der dem ovalen Körper am nächſten liegt, vorkommen, ſind zwar ebenfalls noch weißlich, doch mit einigem Glanze begabt, ſind ferner größer, als jene, faſt ſo groß, wie die folgenden, reifen, und ſich unter einander an Größe mehr gleich, deutlicher niedergedrückt, ſchon mehr eiförmig (ovata) und weniger eckig, durchſichtiger, und enthalten mehre dunkle Flecken in ſich. Die reifen Eier endlich, welche der Uterus in ſeinem Vordertheile enthält, zeichnen ſich durch einen ſehr lebhaften Glanz, eine zierliche, genau eiförmige Geſtalt, gelbliche oder blaß-röthliche Farbe aus, welche deſto dunkler iſt, je näher die Eier der äußern Öffnung liegen, und ſind mit dunkeln, perlenähnlichen Körperchen ſo ſehr angefüllt, daß ſie durch dieſelben undurchſichtiger werden. Alle Eier des Uterus haben auch eine harte Schale (wie die reifen Eier aller D.), während die Eierchen, welche den ovalen Körper noch nicht erreicht haben, ohne Schale zu ſein ſcheinen, woraus wol zu entnehmen iſt, daß durch die in dem äſtigen Gefäßapparate und dem ovalen Körper enthaltene Feuchtigkeit die dem letztern aus den Eierkanälen zugeführten unreifen Eier vergrößert und mit der Schale verſehen werden. Mehlis fand in dem ovalen Körper Eier, die im Ganzen den kaum aus den Eierſtöcken gekommenen ähnlich waren, aber doch auch bisweilen ſolche unvollkommnere, wie ſie der Anfang des Uterus zu enthalten pflegt; bisweilen kamen einige vor, die zwiſchen beiden an Größe die Mitte hielten, ſchon ziemlich eiförmig und, wie es ſchien, mit der Schale verſehen, wenig gelblich und mit wenigen dunklen Punkten bezeichnet waren.

Der ganze, eben nach Mehlis beſchriebene Bau der weiblichen Geſchlechtstheile des Leberegels wird auch, wie der der Nutritions- und Aſſimilationsorgane, wieder auf's Trefflichſte durch Laurer's Unterſuchungen am Amphistomum conicum beſtätigt und weiter erläutert (Laurer a. a. O. S. 15 fg.). Sowie bei dem Diſtome, gehen auch bei dem Amphiſtome aus den traubenförmigen Eierſtöcken feine Gefäße in zwei längslaufende, gegen den Schwanz hin mit einem weitern Bogen ſich vereinigende Eierkanäle, die aber im Vorderkörper durch keine querabgehenden Äſte mit einander vereinigt ſind, wogegen hier aus dem eben genannten Bogen ein ſehr kurzer Kanal in ein kleines, gerundetes Knötchen führt, aus deſſen vorderer Seite wieder ein etwas längerer Kanal in einen kugelförmigen Behälter (Uterus von Laurer genannt) führt, welcher das Knötchen etwa 3—4mal an Größe übertrifft. Aus dem Knötchen geht die lange, den Körper durchlaufende Röhre des Uterus ab (Laurer nennt ſie den Oviductus), welche erſt eng iſt, nachher ſehr weit wird und endlich wieder verengt in den Cirrus hineintritt. Außerdem ſah Laurer aus dem Knötchen an der linken Seite noch ein ſehr feines Gefäß ab und nach dem Rücken zu gehen, deſſen Endverlauf er jedoch wegen der äußerſten Feinheit deſſelben nicht auszumitteln vermochte. Die einzelnen, traubenförmig zuſammengeſtellten Körner des Eierſtockes fand Laurer aus einem ſehr zarten Balge gebildet; aus ihnen ging allemal ein ſehr feiner Ausführungskanal aus und verband ſich mit andern ſeines Gleichen zu einem größern Kanale, welcher endlich in den großen Eierkanal einmündete. Dieſe Kanäle enthalten ſämmtlich, wie die einzelnen Körner oder Kugeln des Eierſtockes ſelbſt, eine Flüſſigkeit, in welcher körnichte, durchſichtige, äußerſt kleine Körperchen ſchwimmen, die jedoch in den großen Eierkanälen ſchon größer ſind. In dem kugelförmigen Behälter zeigt das Mikroſkop eine Flüſſigkeit, in welcher nicht allein eine krümlichte Maſſe, ſondern auch eine große Menge von Eierchen ſchwimmt, welche völlig rund und durchſichtig ſind und die eben erwähnten Körperchen 3—4mal an Größe übertreffen. Die Eier gelangen, nach Laurer's zuverſichtlich annehmbarer Meinung, aus den Eiercanälen in das Knötchen und in den kugelförmigen Behälter, um durch die in dieſem abgeſonderte, etwas klebrige Feuchtigkeit überzogen und mit der Schale verſehen zu werden, gehen dann, ſo verändert, in den Uterus, in deſſen erſten Windungen gewöhnlich noch kleinere, ungleiche, ſtumpfeckige, mehr vereinzelt vorkommen, auf welche aber bald völlig elliptiſche folgen, die den mittlern, weitern Theil des Uterus durch ihre große Menge anfüllen, bis ſie ſich gegen deſſen Ende hin wieder mehr vereinzeln.

Vergleichen wir nun dieſen Bau der weiblichen Theile mit dem Baue derſelben beim Leberegel, ſo ſehen wir, daß die traubenförmigen Eierſtöcke und die längslaufenden Eierkanäle, das Knötchen und ein gerundeter, blaſenartiger Körper, welcher eine Flüſſigkeit enthält, die zur Beſchalung der Eier nöthig iſt; ferner eine lange, mit reifen Eiern gefüllte Gebärmutterröhre dem Amphiſtome mit dem Diſtome gemein ſind. Was Mehlis aber bei ſeinem Wurme nicht ſah, den erſten Urſprung der Uterusröhre nämlich, hat Laurer bei dem ſeinigen klar darzulegen vermocht. Es leidet hienach kaum einigen Zweifel, daß auch beim D. hepaticum der Uterus nicht aus dem

ſo muß man nach den ſonſtigen Beobachtungen am D. hepaticum jene Bildung als einen abnormen Zuſtand betrachten.

Digitized by Google

größern Behälter (dem ovalen Körper), ſondern aus dem Knötchen entſpringe, und Mehlis' eigene Worte helfen dies beſtätigen (ſ. Mehlis a. a. O. S. 32). Übrigens ſind bei dem im Verhältniſſe zu ſeiner anſehnlichen Größe und Breite ſo ſehr platten Leberegel die Geſchlechtsorgane ebenſo wol, als der Verdauungs- und Aſſimilationsapparat in die Breite gezogen, ausgedehnt, ja aus einander gelegt, während bei dem länglichen und drehrunden Amphistomum conicum Alles mehr gedrängt in die Länge gezogen und ſeitlich zuſammengerundet liegt. Der Darm verbreitet ſich dort in ſtarke Äſte, die ſich weitläufig in den Seiten des Körpers mit einem ebenſo ausgebreiteten Gefäßſyſtem verbinden; die Samengefäße ſind ſo ſehr aus einander gelegt, daß ſie faſt ⅔ des Leibes einnehmen; der Secretionsapparat für die die Eier vervollſtändigende Flüſſigkeit nimmt als ſtark verzweigtes Gefäß einen anſehnlichen Raum in der einen Körperſeite ein; die Gebärmutter endlich, nebſt jenem nach dem Vordertheile des Körpers geſchoben, legt ihre lange Röhre dort auch in breite Windungen zuſammen und gebt endlich zu einem eigenen, neben dem Cirrus ſich befindenden Porus aus. Bei dem Amphiſtom aber iſt der Darm drehrund und glatt; ſeine Gefäße nur gehen von ihm aus und in die knapp an ihm anliegenden Längsſtämme, während der größte Einſaugungsapparat um den Mund- und den Schwanznapf zuſammengedrängt liegt. Die ſamenbereitenden Organe zeigt uns Laurer als zwei mächtige gerundete Teſtikeln, welche hinter einander in der Mitte des Körpers liegen, und aus deren jedem ein feines Vas deferens in eine einfache, wenngleich vielfach gewundene, Samenblaſe führt, die endlich durch eine, einer Proſtata gleichende, Anſchwellung hindurch in den Cirrus eintritt, welcher ſelbſt auch das Ende des die Länge des Körpers durchlaufenden Uterusſchlauches aufnimmt.

Den weiblichen Geſchlechtstheilen dieſer beiden Würmer ſind auch die wieder im Weſentlichen ganz ähnlich, welche uns Nordmann aus ſeinem D. perlatum darlegt (a. a. O. S. 91) Die ſich als runde oder roſettenförmige, durch feine Kanäle verbundene Körper darſtellenden Eierſtöcke in den Seiten des Körpers (hier auch — beſonders gegen das Schwanzende ſtark zuſammengedrängt), zwei querlaufende und unter einem ſtumpfen Winkel zuſammentretende Eierkanäle (hier in der Mitte des Körpers — von längslaufenden Stämmen ſagt der Entdecker nichts —), das auf dem rechten Hoden liegende, ſackförmige, dem ovalen Körper im D. hepaticum und dem großen kugelichten Behälter im Amph. conicum analoge, aus dem genannten Winkel entſpringende Organ, aus deſſen oberm halsförmigem Theile die lange und weite, mit reifen Eiern ſtark angefüllte, Uterusröhre hervor und (nachdem ſie hier unter manchen Schlängelungen an der einen Seite des Körpers zum Schwanze hinabgegangen, dann wieder an der andern heraufgeſtiegen iſt) in den Cirrus hinein, wie beim Amph. conicum. Daß ſie hier, wie oben ſchon bemerkt wurde, vor ihrem Eintritte in den Cirrus den einen Hoden durchläuft, iſt ein dieſem Diſtom ganz eigenthümliches Verhalten. — Beim D. lanceolatum fand Mehlis die meiſten weiblichen Theile, die das D. hepaticum ihm darbot, auch nur anders geſtaltet und anders liegend (a. a. O. S. 35); die milchweißen, verzweigten, auch wol aus Trauben von Körnern zuſammengeſetzten Ovarien nur ein wenig mehr als den dritten Theil des Körpers in der Mitte ſeiner Seiten einnehmend und ſeine Ränder nicht erreichend; zwei aus ihrer Vorderhälfte hervorgehende Eierkanäle, welche, quer zur Körpermitte laufend, ſich dort vereinigten; ein aus dieſer Vereinigungsſtelle — die jedoch das dort beim D. hepat. liegende Knötchen nicht zeigte — nach Vorn laufender, ſehr kurzer Kanal, eintretend in ein rundliches, hinter dem dritten Hoden liegendes (ſchon oben bei den männlichen Organen erwähntes), dem ovalen Körper des D. hepat. analoges Organ; endlich aus dieſem (ſo ſchien es wenigſtens) hervorgehend die lange Röhre des Uterus, welche mit vielfachen Windungen zwiſchen den Schenkeln des Darmes zum Schwanzende lief, ſich hier umbog, an der Bauchſeite unter den queren Eierkanälen und dem dritten Hoden fort zurücklief, ſich wieder der Rückenſeite näherte und dann entweder über den beiden vordern Hoden hin, oder auch zwiſchen beiden durch, ferner den Bauchnapf vorüber bis zur Seite des Cirrus hinging (der ſeitliche, ſtark verzweigte Secretionsapparat, welcher beim D. hepat. in den ovalen Körper führt, fehlte hier, wie beim D. perlatum und beim Amphist. conicum). Die Farbe des Uterus war, wie beim D. hepat., vierfach, und zwar von der Farbe der gewöhnlich in ihm angehäuften Eier; in ſeinem Anfange war er weiß, nachher wurde er gelb, in der Gegend des Schwanzes gelbröthlich, und der von da zurücklaufende Theil war braun. Daß der Uterus hier wieder neben dem Cirrus auslaufe, hat Mehlis wahrſcheinlich gemacht, aber er hat es nicht völlig bewieſen. Bojanus' Irrthümer, rückſichtlich der weiblichen Geſchlechtstheile bei dieſem D., hat er gründlich widerlegt. — Aus dem D. rosaceum *Nordm.* ſind die weiblichen Theile durch den Entdecker nur unvollſtändig bekannt geworden (Nordmann a. a. O. S. 85 fg.). Bemerkenswerth iſt, daß die in jenem D. wieder faſt die ganzen Ränder des Leibes einnehmenden Ovarien nicht, „wie bei den meiſten andern D. der Fall iſt, als — locker zuſammenhängende, feinkörnige Maſſen ausſehen, ſondern einzelne, compactere, runde oder länglich-runde, in einer Reihe liegende Klumpen bilden, welche lebhaft gelb und unter dem durchfallenden Lichte opak waren." — Von den weiblichen Genitalien des D. tereticolle finden wird bei Jürine den Uterus nach ſeinem ganzen Verlaufe, die Eierſtöcke aber nur als eine breite weiße Einfaſſung der Körperränder abgebildet (a. a. O.), während doch ſchon O. Fr. Müller (Zool. dan. Vol. II. Tab. LXXVIII. Fig. 8) und Bloch (Beſchäft. der berl. Geſellſch. naturf. Freunde. 4. Bd. Taf. XIV. Fig. 4) die körnigen Eierſtöcke, welche Beide zwar für die Eier ſelbſt hielten, in den Seiten des Körpers geſehen hatten, und Jürine auch ſelbſt ſagt, daß ſich dort „Feſtons" von einer weißgelblichen Farbe hinziehen. Auch die bei Göze (Naturgeſch. Taf. XIV. Fig. 3) vorkommende, ihm vom Grafen von Borke mitgetheilte Zeichnung eines durch den

Digitized by Google

Preßſchieber übrigens ganz entſtellten **D. tereticolle** enthält ſie, und Göze erklärt ſie auch für die Eier. Auffallend iſt mir hierbei eine Übereinſtimmung zwiſchen den Angaben der drei erſtgenannten Naturforſcher, zu Folge deren der Uterusſchlauch immer von dem vorderſten der drei kugelförmigen Organe, die Alle im Körper dieſes Wurmes geſehen und gezeichnet haben, ausläuft, wie auch Bremſer (**Ic. Helm. Tab. IX. Fig.** 6) den die reifen Eier enthaltenden Kanal als nur von jenem erſt auslaufend darſtellt. Dies und den ſtarken, in der Mitte des Leibes mit mehren Zweigen aus den „Feſtons“ der beiderſeitigen Eierſtöcke entſpringenden Eierkanal, welchen Jürine (Fig. 5, a a) in dem von der Rückenſeite angeſchauten Wurme quer über dem vorderſten kugelförmigen Organe liegen ſah, betrachtend, kann ich nicht anders, als annehmen, daß in den vorderſten kugelichten Körper der Eierkanal mit ſeinem mittlern Theile (vielleicht auch durch einen kurzen und einfachen Fortſatz, der aber Jürine nicht ſichtbar geworden iſt) eintrete, der Uterus aber aus ſeinem Vordertheile ausgehe, er ſelbſt alſo dem ovalen Körper des **D. hepat.** völlig analog ſei. Das Knötchen des letztern würde hier dann wieder fehlen, wie beim **D. lanceolatum**. — Im **D. variegatum** fand ich (ſ. meine **Novae Obss.** p. 58—59, wo ich die Uterusröhre **Ovaria** genannt habe) die Eierſtöcke als weiße, unter Traubengeſtalt zu einzelnen Abtheilungen verbundene, ſchneeweiße Fleckchen, die, in zwei Reihen geſtellt, vom Halſe an bis zum Schwanze hinliefen; die einzelnen Trauben waren durch einen äußerſt feinen, ebenſo glänzendweißen, längslaufenden Faden (Eierkanäle) mit einander verbunden. Mehlis fand ferner (ſ. Iſis 1831. S. 178) auch dort ein rundliches Anfangsorgan des Eileiters (wol des Uterus), dicht hinter dem Bauchnapfe, in welches nach ſeiner Beobachtung zwei vom Halſe kommende Stämme, nachdem ſie ſich mit noch einem dritten, vom Schwanzende herkommenden Hauptſtamme und einigen Nebenäſten verbunden haben, eintreten. Die Windungen des Uterus, den ich jedoch ſo wenig, als Mehlis, ganz verfolgen konnte, ſahen wir Beide bis zum Schwanzende laufen. Der Ausgang des Uterus befindet ſich an der Bauchfläche dicht hinter dem Mundnapfe, an welcher Stelle ich auch einmal einen kurzen, geraden Cirrus hervorgeſtreckt erblickte. — Aus dem **D. Lima** hat Mehlis uns von den weiblichen Genitalien auch Kenntniß gegeben. Sie boten ihm ebenfalls wieder alle erwähnte, weſentliche Theile dar, die a. a. O. S. 186 beſchrieben ſind. — Aus den hier geſammelten Beobachtungen, wie aus frühern unvollſtändigern, geht hervor, daß in dieſer Gattung allenthalben vielfach getheilte Ovarien in den Seiten des Wurmes vorhanden ſind, aus denen durch feine Kanäle die unreifen, dort erzeugten Eier in eine lange, mannichfaltig gewundene Röhre (den Uterus) gebracht werden, nachdem ſie vorher mit einer harten Schale verſehen worden ſind, welches wahrſcheinlich auch jedesmal in einem beſondern Secretionsorgane geſchieht, durch welches ſie gehen müſſen, ehe ſie in den Uterus gelangen. Was die Ausmündung des Uterus betrifft, ſo herrſcht hier offenbar eine Verſchiedenheit, indem ſie theils in den Cirrus hinein, theils neben ſeiner Baſis (wenn er nämlich hervorgeſtreckt iſt) unmittelbar zur äußern Hautoberfläche geſchieht. Jenes iſt nach Zeder der Fall beim **D. globiporum** (Zeder, Erſter Nachtrag ꝛc. S. 182) und nach Rudolphi bei **D. clavigerum** (**Synops.** p. 390 et 589) und **D. ovatum** (Entoz. hist. nat. II, 1. p. 357), indem dieſe ausgezeichneten Beobachter aus dem Cirrus jener D. Eier wollen austreten geſehen haben; ferner nach Nordmann beim **D. perlatum**; dieſes beim **D. hepaticum**, und wahrſcheinlich auch beim **D. lanceolatum** nach Mehlis. Bojanus ſah zwar beim **D. hepat.** die äußere Öffnung des Uterus nicht, aber konnte dieſen bis an ſein vorderes Ende unter der Haut verfolgen, und ſeine Abbildung beweiſt die Richtigkeit der Mehlis'ſchen Angabe (wie dies auch die oben angeführte Abbildung von Gurlt thut). Beim **D. Lima** ſah ich aufs Deutlichſte aus einem neben dem Cirrus befindlichen Loche die Eier hervorkommen (Novae Obss. p. 72). Siebold führt als Beiſpiele für dieſen Fall ebenfalls **D. Lima**, ferner **D. cirrigerum** *Baer* und (gegen Rudolphi) auch **D. clavigerum** und **ovatum** an (Wiegmann's Archiv für Naturgeſch. 1. Jahrg. 1. Heft. S. 64). Was das Letzte betrifft, ſo kann ich Siebold's Angabe beſtätigen, indem ich bei einigen D. dieſer Art nicht allein die Röhre des hervorgeſtreckten Cirrus bis tief in den Hals des Wurmes hinein verfolgen konnte, ſondern dicht hinter dieſer Röhre, ſoweit ſie im Halſe ſichtbar war, und mit ihr parallel, das Ende des Uterus als eine zweite Röhre bis zum Rande des **Foramen cirri** laufen und dort ganz weit ausmünden, ferner einzelne Eier in ihr ſah, während die Cirrusröhre leer war; ich ſah endlich bei ein Paar Exemplaren einige Eier vor dieſer Öffnung liegen, und bei einem und dem andern ein einzelnes Ei noch halb in derſelben ſtecken. Die Öffnung hatte einen ſcharfen Rand, welcher nicht über die Oberfläche der Haut hinausging, während dieſer beim **Foramen cirri** ſehr wulſtig und ſtark vorſpringend war. Nach Mehlis', Siebold's und meinen Beobachtungen exiſtirt alſo zwar allerdings bei gewiſſen D. eine doppelte äußere Geſchlechtsöffnung, aber — wenigſtens nach Nordmann's Entdeckung am **D. perlatum**, an deren Richtigkeit wir bei der Treue und Sorgfalt, welche ſich bei allen von dem ausgezeichneten Forſcher uns geſchenkten Beobachtungen kund macht, durchaus keine Urſache zu zweifeln haben, wenn auch Zeder und Rudolphi durch ihre minder guten Vergrößerungsgläſer vielleicht getäuſcht worden ſind — *bisweilen* auch nur eine einzige, d. i. das **Foramen cirri**, oder eigentlich die Öffnung des Cirrus ſelbſt. Wenn wir nun dieſen letztern Bau auch wieder bei einigen verwandten Würmern finden, wie ihn uns der höchſt umſichtige Laurer mit völliger Deutlichkeit aus ſeinem Amphiſtome in einer ſchönen Zeichnung vor Augen gelegt hat, wozu ich eine Bemerkung füge, die der leider ſo überfrüh dahin geſchiedene Mehlis mir einmal brieflich mittheilte, daß er nämlich am **Polystomum** integerrimum zu ähnlichem Reſultate, wie Laurer am Amph. con., geführt worden ſei — ſo können wir wol unmöglich den Cirrus geradezu einen Penis nennen, weil, wenn er auch ſelbſt dazu beſtimmt ſein

Digitized by Google

ſollte, allenthalben als männliches Glied zu fungiren, er doch da, wo der Uterus in ihn eingeht, offenbar zugleich weiblicher Geſchlechtstheil iſt. Nach den wenigen über dieſen Punkt bisher gemachten Beobachtungen zu ſchließen, ſcheint jedoch das Getrenntſein der beiderſeitigen Geſchlechtsöffnungen nicht allein bei den D., ſondern auch bei andern Trematoden, häufiger vorzukommen, als ihr Zuſammenlaufen in den Cirrus. Bojanus fand die erſtere Anordnung auch beim **Amphistomum subtriquetrum** (ſ. Iſis 1821. S. 168. Taf. 2. Fig. 16), Mehlis (Iſis 1831. S. 173) und Siebold (a. a. O. S. 63) beim **Monostomum mutabile**, Dieſing (ſ. ſeine für die **Acta Leop. Vol. XVIII. P. I.** beſtimmte Monographie der Gattung **Tristoma**) beim **Tristomum coccineum**.

Befruchtung der Diſtomen.

Wie die **Befruchtung** der Eier bei den D. geſchehe, iſt noch ganz unbekannt. Göze's Meinung, daß der Bauchnapf des **D. hepat.** eine **Vulva** ſei, weil er einmal den Cirrus eines Individuums in den Bauchnapf eines andern hineingeſteckt gefunden hatte, iſt längſt widerlegt; Schäffer's Beobachtung über ein wechſelſeitiges Umſchlingen der Cirren zweier Individuen deſſelben D. (Schäffer's Abhandlungen von Inſekten. 1. Bd. [Regensburg 1764.] Die Egelſchnecken in den Lebern der Schafe ꝛc. S. 20) führt auch zu keinem Reſultat, welches irgend einen Aufſchluß gäbe. Niemand hat noch ebenſo wenig eine unzweifelhaft-geſchlechtliche Verbindung zwiſchen zwei Diſtomen geſehen, als eine Beobachtung gemacht, die eine Selbſtbefruchtung der Individuen beweiſen könnte. Gewiß iſt das Einzige, daß die Eier nicht, wie Laurer von ſeinem Amphiſtome meint, und man auch ſonſt wol geneigt ſein möchte, von den D. anzunehmen, bei ihrem Austritte aus dem Körper durch den zugleich über ſie ergoſſenen Samen befruchtet werden, ſondern daß ſie ſchon befruchtet ſind, ehe ſie vom Wurme ausgeleert werden. Nordmann erkannte den Embryo in den eben ausgeleerten Eiern des **D. nodulosum** (a. a. O. 2 Heft. S. 139), und Siebold ſogar in den noch im Uterus eingeſchloſſenen Eiern bei **D. tereticolle, cylindraceum** und **cygnoides** (a. a. O. S. 66).

Die reifen Eier der D. ſind elliptiſch oder eiförmig und ſehr verſchieden in der Größe im Verhältniſſe zur Größe des Mutterthieres hinſichtlich verſchiedener Arten, ſo auch an verhältnißmäßiger Menge. Ihre Farbe iſt in der Regel gelb, bräunlich oder braun; jedoch habe ich ſie von einer blendenden Weiße in einem neuen D. aus der gemeinen Bernſteinſchnecke gefunden. Die äußere harte Schale, mit welcher ſie verſehen ſind, zeichnet durch ihren Glanz die Eier ſchon im Leibe der D. aus, wenn man dieſe durch die Lupe im Sonnenlichte betrachtet. Innerhalb der äußern Schale beobachtete ich bei den Eiern des **D. globiporum** (aus **Cyprinus Palerus**) noch eine zweite ungefärbte, ſehr zarte Hülle, welche ringsum durch einen kleinen Zwiſchenraum von der äußern Schale abſtand; ich ſah einmal ein Ei dieſes D. von der letztern, welche durch eine Spalte geöffnet leer daneben lag, befreit und ſeinen Inhalt nur allein von jener zarten Membran umſchloſſen, in einem Tropfen Waſſers liegen, in welchem ich eine Menge derſelben unter das Mikroſkop gebracht hatte. Nordmann ſah auch die innere Hülle bei den Eiern ſeines **D. rosaceum** (a. a. O. I. S. 87. Taf. VIII. Fig. 5), ferner bei denen des **D. perlatum** (S. 94), bei welchen ſie aber von der äußern Schale ſo dicht umſchloſſen war, daß er ſie nur kaum bemerken konnte. Die äußere Schale der Eier des **D. globiporum**, welche eine etwas eiförmige Geſtalt hatten, erhob ſich an dem dünnern Ende, und zwar ein Wenig ſeitwärts, in eine kleine Erhabenheit, welche ich bei andern Diſtomeneiern geſehen zu haben mich nicht erinnern kann. (Laurer berichtet etwas Ähnliches von den Eiern des **Amph. conicum**, nämlich daß ſie nicht ſelten ein kleines Spitzchen oder einen dunkeln Punkt am einen Ende haben, a. a. O. S. 17. Fig. 29.) Der Inhalt der Diſtomeneier ſind in einer Flüſſigkeit ſchwimmende Körnchen oder Kügelchen, und auch größere Kugeln oder Bläschen; oft iſt der Inhalt undeutlich und hat etwa das Anſehen einer ungleich vertheilten, krümlichten Maſſe. Vergrößerte Abbildungen von Diſtomeneiern ſind zu finden: vom **D. hepaticum** und **lanceolatum** bei Mehlis, vom **D. rosaceum** und **perlatum** bei Nordmann (a. a. O. I. Taf. VIII. Fig. 4, 5 und Taf. IX. Fig. 8). Der Analogie und Vergleichung wegen will ich hier auch die Laurer'ſchen Zeichnungen von Eiern des **Amph. con.** (a. a. O. Fig. 29) anführen, wobei ich zugleich bemerke, daß Laurer, welcher die in der Flüſſigkeit der reifen Eier ſchwimmenden runden Körperchen völlig übereinſtimmend in ihrer Geſtalt mit denen fand, welche er in der Flüſſigkeit des oben beſchriebenen großen, kugelförmigen Organs angetroffen hatte, der Meinung iſt, daß jene runden Körperchen ſelbſt die Eier ſeien, und die äußere Schale deren alſo eine Menge (50 — 60) umſchließe. Dieſe Körperchen aber ſind nur die einzelnen, conſiſtentern Theile der Eiflüſſigkeit, welche in den Körper des Embryos übergehen und ſich deſto mehr vermindern, je mehr dieſer ſich entwickelt und die Eiſchale ausfüllt. — Von den unreifen Eiern und ihrer allmäligen Entwickelung, Beſchalung und Zeitigung iſt ſchon oben die Rede geweſen. Wir wollen nun die Erfahrungen beibringen, welche über die Bildung und Ausbildung des Embryos in den Diſtomeneiern gemacht worden ſind.

Bildung und Ausbildung des Embryos.

Ich finde bei den frühern Schriftſtellern über Eingeweidewürmer Nichts über den **Embryo** im Ei irgend eines D., und Mehlis als den erſten, welcher eines ſolchen Erwähnung thut (Iſis 1831. S. 174 und 190). Später gab Nordmann, dann Siebold, Nachricht von Diſtomenembryonen, und ich ſelbſt endlich habe einige Erfahrungen über ſie gemacht. Die von jenen drei ausgezeichneten Naturforſchern gemachten Entdeckungen ſtimmen darin mit den meinigen überein, daß der Embryo nicht die Geſtalt des erwachſenen Thieres, ja überhaupt keines D., ſelbſt nicht einmal irgend eines Trematoden, ſondern die eines Infuſionsthierchens jener großen Abtheilung hat, welche nach Ehrenberg die der **Polygastrica** iſt. Mehlis entdeckte dieſes ausgezeichnet merkwürdige

41 *

Digitized by Google

Verhalten beim D. hians, gab aber nur kurz an, daß er geſehen hätte, wie die unter ſeinen Augen aus dem Eie geſchlüpften Jungen, mittels Hilfe von Wimpern auf ihrem Körper, aufs Behendeſte im Waſſer herumgeſchwommen wären. Nordmann ſah aus den im Waſſer aufbewahrten Eiern ſeines D. perlatum Junge ausſchlüpfen, die ihm jedoch zu ſchnell ſtarben, als daß er ſie genauer hätte beobachten können (a. a. O. I. S. 94). Später aber erblickte er den Embryo in einer Menge von eben gebornen Eiern des D. nodulosum, von der Größe, daß er der Länge nach das Ei ausfüllte, an den Seiten aber einen Raum übrig ließ, in welchem kleine, blaſenförmige Gebilde umher flottirten, ſich durch abwechſelndes Zuſammenziehen und Ausdehnen ſeines Körpers bewegend. Sechs Stunden darnach hoben die Jungen das eine Ende der Eiſchale wie einen Deckel ab (welche Art des Öffnens der Eier auch Mehlis ſchon bei D. hians und macrurum, ferner beim Monostomum mutabile und ſeinem Monost. flavum beobachtet hatte) und machten ſich frei. Ihr ziemlich elliptiſcher, durchſichtiger und ſchleimiger (?) Körper, der am Vorderende einen Mund zu haben ſchien, welcher bisweilen wie ein kleiner, viereckiger Vorſprung geſtaltet war, war allenthalben mit reihenweiſe geſtellten Cilien umgeben, durch deren äußerſt raſche Bewegung ein Strudel im Waſſer erregt wurde, und mit deren Hilfe die jungen Thierchen auch aufs Schnellſte vorwärts ſchwammen, wie es bekanntlich auf dieſelbe Weiſe bei vielen Infuſorien geſchieht. Von Saugnäpfen war keine Spur zu entdecken; dagegen machte ſich ein mäßig großer Flecken bemerklich, der etwa um ¼ der Körperlänge vom Hinterende entfernt war, und welchen Nordmann als Auge deutet. Dieſe Diſtomenjungen ſchienen dem Entdecker unter den Infuſionsthierchen die meiſte Ähnlichkeit mit den Paramecien zu haben (ſ. Nordmann a. a. O. 2. Heft. S. 139 fg.). — Die D., in deren Eiern Siebold einen Embryo erkannt hat, ſind ſchon oben angezeigt worden. Hier iſt nur noch zu bemerken, daß er die Eier des D. cygnoides mittels des Preßſchiebers zerſprengte und aus ihnen die Jungen hervorſchlüpfen ließ, die „nun, wie mit einem Zauberſchlage in äußerſt unruhige, bewegliche und gewiſſen polygaſtriſchen Infuſorien ähnliche Thierchen verwandelt waren" (Siebold a. a. O. S. 66). — Was meine eigenen Erfahrungen in dieſer Sache betrifft, ſo habe ich eine Reihe von Beobachtungen am D. nodulosum und D. globiporum gemacht, von denen ich hier die Ergebniſſe nur ſummariſch anzeige, das Detail aber einem andern Orte vorbehalte. Die reifen Eier der beiden genannten D. kamen darin mit einander überein, daß ſie vor der Bildung des Embryos kleinere Körper in Menge und dann auch ungleich größere, runde Körper (Bläschen?) in geringer Anzahl enthielten. Keines der unzähligen Eier aus beiden D. hatte einen Embryo in ſich. Um zu ſehen, was aus ihnen werden würde, bewahrte ich ſie an einer ſchattigen Stelle in meiner Stube in Waſſer auf. Die erſten Verſuche machte ich mit Eiern vom D. nodulosum, welche von dem Wurme am 6. und 7. Febr. d. J. ausgeleert waren, und nur unregelmäßige Haufen von Körnchen enthielten; am 11., 13. und 16. Febr. fand ich ſie noch wenig verändert, und da ich nicht eben an die Erzeugung eines Embryos in ihnen mehr glaubte, ſo ſah ich erſt am 22. wieder nach ihnen. Da aber fand ich Alles ſehr verändert; die Körnchen ſchienen faſt verſchwunden zu ſein, und ſtatt ihrer fand ſich als Inhalt der Eier entweder eine geſtaltloſe, oder auch in die oben genannten großen Kugeln geformte Maſſe, oder endlich ein Embryo ſelbſt, der allemal mit dem von Nordmann auch geſehenen großen, ſchwarzen Augenflecke bezeichnet war. Ich ſah auch die Embryonen ſich theils in den Eiern bewegen, theils die nach Abſprengung des oben erwähnten Deckels ausgeſchlüpften Jungen frei und munter herumſchwimmen, und beobachtete ziemlich alles Übrige ſo, wie es uns Nordmann beſchrieben hat. Noch am 27. Febr. und an den folgenden Tagen waren übrigens nicht alle Jungen ausgeſchlüpft, bis endlich am 4. März, alſo ungefähr einen Monat nach dem Legen der Eier, die meiſten von dieſen wenigſtens ihres Inhaltes entleert waren. Es hatten ſich unterdeſſen andere Infuſionsthierchen (Oxytricha Pellionella *Ehrenb.*) in ihrem Waſſer in ziemlicher Menge eingefunden, und da dieſe auf die Diſtomenjungen Jagd machten und ſie nach und nach alle verſchlangen, ſo weiß ich nicht, was ſonſt aus den letztern geworden ſein würde. — Später beobachtete ich die Eier des D. globiporum (aus Cyprinus Palerus), und zwar von Tage zu Tage bis zur Entwickelung der freien Bewegung und dem Vergehen der Jungen. Die Eier wurden am 16. März von den D. ausgeleert im Waſſer gefunden und auf dieſelbe Art, wie die aus dem D. nodulosum, aufbewahrt. Ihr Inhalt beſtand im Anfange wieder aus den Körnchen, die in Haufen vertheilt waren. Am 17. März ſah ich auch die großen Kugeln oder Bläschen, und von dem Tage an eine große, hellere Stelle, welche bald mehr die Mitte, bald mehr das dickere Ende des Eies einnahm, ſich von da an mehr und mehr ausbreitete und endlich zum Embryo geſtaltete. Ich ſah dieſen das erſte Mal am 23. März in einem Ei, und zwar faſt den ganzen Raum deſſelben ausfüllend, erkannte ihn aber nur an ſeinen Bewegungen, indem ſich die längliche, ungeſtalte Maſſe ſeines Körpers hier und da bisweilen in Einſchnürungen zuſammenzog, die ſich nachher wieder ausglätteten. Nun bildeten ſich von Tage zu Tage mehr Embryone aus; die großen Bläschen ſchienen ganz zum Umwandeln in den Embryo und die Körnchen zu ſeiner Ernährung verwandt zu werden; der letztern wurden deſto wenigere, je mehr der Embryo heranwuchs und das Ei füllte. Am 27. März ſah ich zuerſt einige Eier mit aufgehobenem Deckel und herumſchwimmenden Jungen, welche von denen des D. nodulosum ſehr verſchieden waren. Ihre Geſtalt war länglich und ſehr veränderlich, bald birnförmig mit einer aus dem dünnen Vorderrande hervorgehenden, ganz kurzen Spitze, bald einfach eiförmig, bald beinahe verkehrt kegelförmig mit gerundeten Rändern u. ſ. w. Ihr ganzer Körper war, wie der des Dist. nod., mit Wimpern (Cilia) dicht beſetzt, mit deren Hilfe ſie ſehr ſchnell umherſchwammen, wobei ſie ſich unausgeſetzt um ihre Achſe drehten. Von einem Augenflecken war bei ihnen keine

Digitized by Google

Spur zu finden. Sie waren von Farbe ganz hell aſchfarben und unterſchieden ſich dadurch und durch ein körniges Anſehen ihres ganzen Körpers auffallend von den um ſie herumſchwimmenden Infuſionsthierchen bekannter Arten. Noch bis zum 4. April ſah ich in einzelnen Eiern den Embryo; die Jungen ſchwammen aber nun in geringerer Anzahl herum, und am 6. April ſah ich gar keine mehr. Sie ſchienen nun ſämmtlich geſtorben zu ſein; die leeren Eierſchalen lagen herum.

Ob nun dieſe infuſoriellen Jungen beſtimmt ſeien — wie Nordmann und Siebold (deſſen ſchöne Beobachtungen über die Entwickelung der Eier und die wunderbare Brut des **Monostomum mutabile** a. a. O. hier zu vergleichen ſind) meinen — in ihrer erſten Geſtalt frei im Waſſer herumzuſchwimmen, nachher aber in den Körper derjenigen Thiere, in denen man die D. antrifft, deren Brut ſie ſind, zurückzukehren, oder ob ſie ihre ganze Verwandlung in eben jenen Thieren zu beſtehen haben, darüber mögen vielleicht ſpätere, emſige Nachforſchungen entſcheiden. Der Annahme der erſtern Meinung ſcheint mir doch die Betrachtung entgegenzuſtehen, daß die Fortpflanzung dieſer Würmer, fände Jenes ſtatt, gar zu ſehr vom Zufalle abhängen würde. Der Annahme der zweiten Meinung aber dürfte wieder das beobachtete tagelange, muntere Leben der jungen Thierchen im Waſſer entgegenſtehen, weil dies dafür zu ſprechen ſcheint, daß jenes ihr eigentliches Element ſei. Dieſer Einwurf möchte ſich jedoch leichter, und zwar erſtlich durch die Beobachtungen von auch im bloßen Waſſer lange lebend erhaltenen Entozoen beſeitigen laſſen. Rudolphi erhielt Individuen der Filaria Capsularia acht, der Ascaris angulata eilf Tage lang im Waſſer (Ent. hist. nat. II, 1. p. 62 et 152), Jurine Exemplare vom D. tereticolle einen Monat lang ebenfalls im reinen Waſſer[6]), O. Fabricius (Fauna groenl. p. 316) ſeine Taenia Erythrini (T. octolobata *Rud.*) im Meerwaſſer mehre Wochen hindurch am Leben. Zweitens aber kann man ſich leicht von der Thatſache überzeugen, daß auch als wirkliche Binnenwürmer nur in andern Thieren lebende Infuſionsthierchen, in Waſſer gebracht, eine Zeit lang lebhaft in dieſem herumſchwimmen können, als ob es ihre wahre Heimath wäre, wenn man Purkinje's und Valentin's Opalina ranarum aus dem Maſtdarme des braunen Grasfroſches, in deſſen Schleime ſie zu Hauſe gehört, in Waſſer bringt. Sie ſchwimmt darin, durch Hilfe ihrer unzähligen und langen Körperwimpern, munter genug herum, und wenn dies auch (nach meinen Beobachtungen) keine lange Zeit hindurch geſchieht, ſo dient es doch zum Beweiſe der Möglichkeit und wirklichen Exiſtenz jenes Factums (vgl. Siebold a. a. O. S. 73).

Wachsthums- und Altersverſchiedenheiten.

Über die Altersveränderungen der D. haben wir nur wenige Beobachtungen. Hinſichtlich der Leberegel nahm Rudolphi (Ent. hist. nat. I. p. 326), nach Zeder's Vorgang, an, daß die kleinen Individuen (Dist. lanceolatum *Mehl.*), welche ſich oft mit den großen (Dist. hepaticum) vereint in den Lebergallengängen und der Gallenblaſe grasfreſſender Thiere finden, die Jungen der letztern wären; aber die Unähnlichkeiten ſcheinen doch zu groß, und man findet, nach Mehlis, nirgends wahre Übergänge. Wenig bedeutende Altersverſchiedenheiten führt er von beiden Arten an (De Dist. hep. etc. p. 39 sq.). Derſelbe meldet dagegen vom D. hispidum, daß der Leib deſſelben ſich im Verhältniſſe zum Halſe deſto mehr verlängere, je mehr der Wurm heranwächſt und je mehr die Genitalien ſich entwickeln, und fügt hinzu, daß er gleiche Alters- und Größenverſchiedenheiten noch bei ſehr vielen andern D. beobachtet habe (Iſis 1831. S. 187). Nordmann ſagt (a. a. O. II. S. 140), daß, zu Folge von ihm gemachter Erfahrungen, mehre Diſtomenarten einer Metamorphoſe und oftmaligen Häutung unterliegen, hat uns aber das Nähere hierüber bis jetzt nicht mitgetheilt. — Höchſt merkwürdig iſt das von Bär in zwei Anodontenarten entdeckte und (Acta Leop. XIII, 2. p. 558 sq.) beſchriebene, wie (ebendaſ. Tab. XXIX) nach ſeinen verſchiedenen Altersveränderungen abgebildete D. duplicatum, indem es erſt einen Schwanz hat, welcher, nach Erreichung ſeiner größten Länge, das ganze übrige D. an Länge übertrifft, welchen es aber ſpäterhin ganz abwirft. Ich meines Theils habe beim D. clavigerum (aus Rana temporaria) auffallende Altersverſchiedenheiten gefunden, von denen ich hier nur die anführen will, daß der Leib ſich auch dort im Verhältniſſe zum Halſe bei zunehmendem Wachsthume, und zwar ſehr bedeutend, verlängert, und die, daß der Cirrus, welcher bei den kleinſten Individuen nicht weit hinter dem Mundnapfe aus der Haut tritt, bei den größten am linken, vordern Rande des Bauchnapfes ſeine Öffnung hat.

Aufenthaltsort der Diſtomen.

Die D. leben als Binnenwürmer im Menſchen und ſehr vielen Wirbelthieren, und außer in dieſen ſind auch Arten von ihnen in Inſekten (von Hammerſchmid, zu Folge des Berichts über die Verſamml. teutſcher Ärzte und Naturf. in Bonn, im Sept. 1835, in Fror. Notizen. Nr. 996. S. 88), Cruſtaceen (D. isostomum *Rud.* und cirrigerum *Baer* in Astacus fluviatilis), Gaſteropoden (D. luteum *Baer* in Paludina vivipara, zwei neue, noch zu beſchreibende, die eine in Succinea amphibia[7]),

6) Jurine's eigene Worte a. a. O. S. 492 ſind: „*Bloch* dit que quelques-uns de ces Vers mis dans l'eau pure y ont vécu pendant huit jours, sans autre nourriture: j'en ai conservé qui y ont vécu pendant un mois (du 14. févr. au 14. mars): le corps de trois d'entre eux, au bout de 14. jours, avait blanchi dans la partie antérieure seulement; la couleur rougeâtre des autres s'était un peu affaiblie: dix jours plus tard tous avaient blanchi, hormis deux qui avaient sucé les humeurs de leurs compagnons, et qui paraissaient avoir presque autant de vie que si on les eût recemment sortis de l'estomac d'un Brochet."

7) Die von Carus in ſeinem Leucochloridium paradoxum gefundenen Würmer ſcheinen mir, nach den von dem trefflichen Beobachter (Acta Leop. T. XVII. P. I.) gegebenen Zeichnungen, verſchieden von den wahren Diſtomen zu ſein. Ich habe das Leucochloridium bis jetzt nicht antreffen können. Das von mir in der Bernſteinſchnecke gefundene Diſtom hat mit den Binnenthierchen des Leucochloridium keine Ähnlichkeit.

Digitized by Google

die andere in Planorbis marginatus, von mir gefundene Arten), und in Akephalen (D duplicatum *Baer* in Anodonta ventricosa und anatina[8]) angetroffen worden. Bei den Wirbelthieren finden ſich die meiſten Arten von D. im Nahrungskanale, übrigens aber kommen dort Arten von ihnen in ſo vielen verſchiedenen Organen vor, daß es ſcheint, als ob keines für ſie beſtimmt unbewohnbar bei. Doch ſind die einzelnen Arten bei den Wirbelthieren faſt immer auf *ein* gewiſſes Organ, oder wenigſtens auf gewiſſe, zu einem Syſtem gehörende Organe beſchränkt. Gewiſſe Arten finden ſich bei mehren, verſchiedenartigen Thieren, doch auch dort wieder in beſtimmten einzelnen Organen oder Organenſyſtemen, wie D. hepaticum und D. lanceolatum, außer in den Lebergallengängen und der Gallenblaſe des Menſchen, auch in denen des Rindviehes, des Haſen, Hirſches, Schafes, Schweines u. m., D. ovatum in der Bursa *Fabricii* vieler ganz verſchiedenartigen Vögel (deren Rudolphi [Synops. p. 93] nur wenige angibt), D. appendiculatum im Magen mehrer verſchiedenartigen Fiſche u. ſ. w. (Findet man dieſe Diſtomen in andern Organen, als denen, in welchen ſie in der Regel vorkommen, ſo haben ſie ſich aus dieſen nur in jene verirrt; ſo kommen z. B. D. hepaticum und D. lanceolatum bisweilen einzeln im Darmkanale vor.) Andere halten ſich an eine einzige Thiergattung oder Selbſtart, z. B. D. nodulosum lebt nur in den Gedärmen der Barſche, D. ferox in denen der Störche, D. Lima in denen der Fledermäuſe, D. variegatum nur in den Lungen der Rana esculenta, D. Naja in denen von Coluber Natrix, D. squamula in den Därmen des Iltiſſes, D gibbosum im Magen des Hornhechts u. ſ. w. Die meiſten D. der Wirbelthiere leben frei in den von ihnen bewohnten Organen; doch findet man einige wenige Arten nur als einzeln in Blaſen eingeſchloſſen vorkommend. Ein ſolches iſt Nordmann's D. annuligerum, welches derſelbe immer in eine Hydatide eingeſchloſſen, im Glaskörper des Flußbarſchauges fand. — Die D. der wirbelloſen Thiere ſind, nach den bekannten Beobachtungen, nicht ſo auf einzelne Organe oder Organenſyſteme beſchränkt. Bär fand ſein D. luteum in den Hoden, wie in der Leber der Paludina vivipara, ſein D. duplicatum — in Hydatiden zu zwei oder mehren eingeſchloſſen — faſt allenthalben in den genannten Anodonten; das D. isostomum fand Otto an den Gallengängen, Carus an den hintern Ganglien des Flußkrebſes und ich ſelbſt an den Samengängen der Männchen deſſelben; vom D. cirrigerum ſagt ſein Entdecker (*Bär* in den Acta Leop T. XIII. P. 2. p. 553), daß es im Flußkrebſe faſt überall, beſonders im Muskelfleiſche, vorkomme; Siebold fand es dort ebenfalls in den Muskeln, in der lockern Haut, welche die noch gallertartigen Krebsſteine einhüllte, und endlich in den Ovarien; beide Beobachter fanden es immer in Blaſen. Über die von mir im Planorbis marginatus und in der Succinea amphibia gefundenen D. kann ich in dieſer Hinſicht keine Nachweiſung geben, da ich ſie nur in dem, übrigens reinen, Waſſer fand, in welches ich mehre, zu anderm Zwecke zerſchnittene Theile jener Schnecken gelegt hatte.

Eintheilung der Diſtomen.

Die Gattung zerfällt nach Rudolphi in *zwei* Hauptabtheilungen, die der *unbewaffneten* und die der *bewaffneten* Arten. Die *unbewaffneten* werden wieder getheilt in

1) *platte oder niedergedrückte*, und dieſe in

a) ſolche, deren Mundnapf kleiner als der Bauchnapf iſt, z. B. D. hepaticum, ovatum, cygnoides;

b) ſolche, deren Mundnapf größer als der Bauchnapf iſt, z B. D. variegatum, cirratum, megastomum;

c) ſolche, deren beide Näpfe gleich groß ſind, z. B. D. pusillum, isostomum.

2) Mehr oder weniger *drehrunde*,

a) mit größerm Bauchnapfe, z. B. cylindraceum, inflexum, gibbosum.

b) mit größerm Mundnapfe, z. B. D. gracilescens, excisum;

c) mit gleich großen Näpfen, z. B. D. crassiusculum, Punctum.

Die *bewaffneten* zerfallen in

1) ſolche, deren Kopfende mit Knötchen umgeben iſt, z. B. D. nodulosum;

2) in die mit einem einfachen oder doppelten Stachelkranze um das Kopfende verſehenen, z. B. D. trigonocephalum, echinatum, ferox.

Die Theilung der D. in unbewaffnete und bewaffnete iſt gewiß ſehr natürlich, wenn man zu den letztern nur die mit dem Stachelkranze verſehenen rechnet; denn die wenigen, mit Knötchen um das Kopfende gezierten ſcheinen offenbar als Zwiſchenglieder zwiſchen der erſten und andern Abtheilung zu ſtehen (vgl. *Mehlis*, Iſis 1831. S. 185). Da jedoch auch mehre der erſten Hauptabtheilung mit Stacheln über den Hals und Leib verſehen, und alſo nicht unbewaffnet ſind, ſo würde es wol beſſer ſein, ſie, da ihnen der Stachelkranz fehlt, *unbekränzte* (Distoma non coronata) zu nennen; die mit Knötchen, oder nach Mehlis richtiger, mit Papillen um das Kopfende verſehenen könnten mit dem Namen *papilloſe* (papillosa) bezeichnet und die mit dem Stachelkranze *ſtachelköpfige* (welchen Ausdruck auch ſchon Mehlis brauchte [echinocephala]), benannt werden.

Die *Zahl der Arten* beläuft ſich in Rudolphi's Synopsis Entozoorum — mit Abrechnung der bereits im Anfange dieſes Artikels genannten, von Rudolphi unrichtig zu dieſer Gattung geſtellten Holoſtomen — auf 132 *beſtimmte* und 38 *zweifelhafte*. Nach dem Erſcheinen jenes Werkes ſind nun noch durch Eyſenhardt (ſ. Verhandl. der Geſellſchaft naturf. Freunde in Berlin. 1. Bd. 3. St.), v. Bär (ſ. Acta Leop. XIII, 2), Meh-

8) Jacobſon hat auch ein Diſtom in Anodonten gefunden und (in Kongl. Danſke Videnſk. Selſk. Afhandl. 3 Del [Kiöbenh. 1828]) beſchrieben. Da ich dies aber nur aus dem Bulletin des Sc. nat. Janv. 1831. p. 126 erſehen habe, und dort nichts ſteht, als daß J. jenes Diſtom im Abdomen der genannten Mollusken angetroffen habe, daß es ſehr klein ſei, ſeine Geſtalt aber nichts Eigenthümliches darbiete, ſo kann ich nicht weiter darüber urtheilen.

Digitized by Google

lis, v. Nordmann (a. a. O.), Deslongchamps (Dictionnaire classique d'Hist. nat. T. V. p. 563), Jacobſon (ſ. oben), Geſcheidt (Ammon's Zeitſchr. f. d. Ophthalmologie. 3. Bd. 4. Hft.), Nardo (Iſis 1833. S. 523) und durch mich ſelbſt immer mehr Arten hinzugekommen. Von den durch Hammerſchmid in Wien entdeckten Inſektendiſtomen iſt mir noch nichts weiter als die oben erwähnte Anzeige zu Geſichte gekommen.

Nachtrag *).

Nach Abfaſſung des obigen Artikels iſt manches Neue von den D. bekannt geworden, von welchem ich hier das Wichtigſte nachträglich mittheilen will.

Zu den Entdeckern neuer Arten ſind noch Henle, v. Siebold und Hammerſchmidt hinzuzufügen. Der Erſte fand in der Gegend des Eierſtockes unter der Haut bei Planorbis (corneus!) faſt regelmäßig weiße Blaſen von 0,02‴ Größe, welche ein ſcheibenförmiges, faſt rundes D. enthielten, von welchem er noch einige weitere Merkmale angibt in Müller's Archiv für Anat. ꝛc. Jahrg. 1835. S. 597. Der Zweite ſpricht von einem neuen D., welches er im Maſtdarme der Hirundo urbica gefunden habe, und das er D. crassum nennt, in demſelben Archive, Jahrg. 1836. S. 234. Der Dritte hat eine Diſtomenart in Inſekten — welchen, weiß ich nicht — gefunden (Fror. Not. 46. Bd. Nr. 6. S. 88). Dieſe letzte Beobachtung zeigt zugleich, daß zu den Thierclaſſen, in deren Gattungen und Arten man D. antreffe, auch die der Inſekten zu rechnen ſei.

Owen hat, zu Folge einer Anzeige in Müller's Archiv, J. 1836. S. CV, im vorigen Jahre die Anatomie des D. clavatum *R.* in den Transactions of the zool. Soc. in London abgehandelt, welcher Aufſatz mir jedoch bis jetzt nicht zu Geſichte gekommen iſt.

Burmeiſter beſchrieb (in Wiegmann's Archiv für Naturgeſch. 1. Jahrg. 2. Bd. S. 187 fg., mit Zeichnungen auf Taf. II.) das D. globiporum *Rud.* nach deſſen Vorkommen und äußern wie innern Organiſation, beging aber mehre Irrthümer rückſichtlich der Geſchlechtstheile des Wurmes, welche von Siebold (ebend. 2. Jahrg. 1. Bd. S. 217 fg.) berichtigt wurden. Der Letztere beſchreibt die männlichen ſowol, als die weiblichen Geſchlechtstheile ſehr ausführlich, gibt auch eine Zeichnung derſelben a. a. O. Taf. VI. Die tief eingekerbten Hoden liegen ſchräg hinter einander, der vordere links hinter dem Bauchnapfe, der hintere mehr rechts. Aus jedem läuft ein langes Vas deferens in die vordere Samenblaſe (die wir aus dem D. hepaticum durch Mehlis kennen gelernt haben; ſ. oben), welche in einen muskulöſen Ductus ejaculatorius übergeht, der nach Außen für ſich — zwiſchen Mund und Bauchnapf — ausmündet. Aber es geht nun noch ein drittes Vas deferens, und zwar aus dem vordern Hoden, nach Hinten zu einer hintern Samenblaſe in der Mitte des Leibes, welche zugleich von der gegenüberliegenden Seite einen Kanal von derſelben Stärke aus einem, den Hoden in der äußern Geſtalt ähnlichen, aber kleinern, dem ovalen Körper des D. hepat. nach Mehlis und dem großen kugelförmigen Organe des Amphistomum conicum nach Laurer analogen Körper bildet, welchen Siebold den Keimſtock nennt. Da, wo von der einen Seite her das dritte Vas deferens und von der andern der Kanal des Keimſtocks zuſammentreffen, um in den Hals der hintern Samenblaſe einzumünden, läuft in einer Richtung mit dem letztern noch ein an Stärke jenen beiden ebenfalls gleichkommender Kanal nach Vorn und etwas rechts, um ſich in den Anfang des Uterus zu begeben. Dieſer iſt nicht doppelt, wie Burmeiſter ihn beſchreibt, ſondern eine einfache, aus einem Behälter, in welchen die vier Ausführungsgänge der von Siebold ausführlich beſchriebenen Eickerſtöcke ſich öffnen, entſpringende, zu beiden Seiten den Körper ab- und aufwärts durchlaufende, endlich nach Vorn gehende und ſich an der rechten Seite neben dem Orificium cirri und rückwärts von demſelben öffnende Röhre. — Ein ſehr ähnliches Verhalten beſchrieb Siebold etwas ſpäter (in Müller's Archiv, J. 1836. S. 235, mit Abbildung auf Taf. X unter Fig. 1) aus dem Distomum nodulosum. Auch in dieſem fand er wieder ein Organ, kleiner als die Hoden (= dem ovalen Körper des Dist. hep. etc.), mit dem Kanale einer hintern Samenblaſe zuſammentretend, in welchen auch wieder ein drittes Vas deferens aus dem vordern Hoden hineinlief; hier aber geſchah der Eintritt des Vas deferens näher an der genannten Samenblaſe, der Ausführungsgang des von Siebold ſo genannten Keimſtockes aber trat mit dem Kanale der Samenblaſe erſt dicht vor dem Anfange des Uterus zuſammen, in welchen ſich dann beide gemeinſchaftlich ſenkten. — Außer dieſem Baue der Geſchlechtstheile entdeckte Siebold auch die Samenthierchen der genannten D. Er fand ſie in den Hoden, den Vasis deferentibus, den Samenbläschen und dem Ductus ejaculatorius, auch in dem Gange, welcher bei D. globiporum nach der Vereinigung des dritten Vas deferens, des Ausführungsganges des Keimſtockes und der hintern Samenblaſe zum Uterus läuft, ja endlich auch durch alle Windungen des Uterus hindurch zwiſchen den Eiern herumwimmelnd. Faſt ebenſo beobachtete er ſie im D. nodulosum, ſah ſie auch in den beiden Samenblaſen, wie neben den Eiern im Uterus bei Dist. hepaticum und tereticolle. Die Samenthierchen aller dieſer vier D. waren ziemlich lang, haardünn und weder Kopf- noch Schwanzende an ihnen zu unterſcheiden. Über das Nähere alles Obigen müſſen wir auf die beiden angeführten Archive verweiſen.

Aus dieſen ſchönen Entdeckungen iſt nun über die Befruchtung der Diſtomen ein helles Licht aufgegangen. Es legt ſich uns, da wir nun die Verbindung der männlichen und der weiblichen Genitalien im Körper des Wurmes kennen, klar dar, wie die Befruchtung innerlich geſchehe; ein gleiches Verhalten wird ſich aber auch wol bei allen übrigen hermaphroditiſchen Entozoen finden, bei welchen man die Eier im befruchteten Zuſtande antrifft, ehe ſie den Körper des Mutterthieres verließen. Warum aber noch die männlichen Theile, nachdem ſie

*) Der vorhergehende Artikel war im September 1835 eingeſendet worden. (*H.*)

ſcheinbar ihren ganzen Zweck erfüllt haben, weiter nach Außen verlaufen, wozu die langen Vasa deferentia der Hoden in die vordere Samenblaſe gehen, und weshalb dieſe ſelbſt exiſtirt und durch den muskulöſen Ductus ejaculatorius nach Außen hinausmündet, das iſt ein Problem, welches noch zu löſen daſteht.

Beobachtungen über die Eier des Dist. globiporum theilen auch Burmeiſter ſowol (a. a. O.) als Siebold (an beiden a. O.) mit. Siebold war auch wieder der Erſte, welcher ein Keimbläschen in den Eiern eines D. entdeckte. Die Eier des D. globiporum erhalten dieſes aus dem Keimſtocke, welcher mit ſolchen ganz angefüllt iſt. Im hinterſten Ende des Uterus nämlich und in deſſen erſten Windungen haben die Eier — Siebold zufolge — eine breit-ovale Geſtalt und farbenloſe Hülle, und enthalten neben mehren Dotterhäufchen (nach Burmeiſter 7—9 dunkeln, runden Körnchen) am einen Ende ein waſſerhelles Keimbläschen, welches ſich durch ſeine Größe und ſeinen Kern vom übrigen Inhalte der Eier auszeichnet. Daſſelbe Verhalten fand er bei Dist. nodulosum. Beim weitern Vorrücken im Uterus werden die Eier des Dist. globiporum ſchmäler, die Hülle färbt ſich gelb, nachher gelbbraun, die ſcharfe Umgrenzung der Dotterhäufchen nimmt ab und das Keimbläschen wird undeutlicher (Wiegmann's Archiv, J. 1836. 1. Bd. S. 221—222).

Über die infuſorielle Brut der D. iſt mir, ſeitdem ich den Artikel Distomum abfaßte, nichts Neues zu Geſichte gekommen; indeſſen habe ich ſelbſt meine Beobachtungen über die reifen Eier der D. und über ihre fernere Entwickelung fortgeſetzt und unter andern die Entwickelung der Eier des Distomum hepaticum, wie des Embryos und der Jungen deſſelben, verfolgt, indem ich die Eier ebenſo behandelte, wie ich die des D. globiporum und nodulosum behandelt hatte (ſ. oben). Ich legte nämlich eine Menge von ihnen in einige Tropfen deſtillirten Waſſers in einem Glasſchälchen, welches ich, um die Verdunſtung des Waſſers zu verhüten, mit einem andern bedeckte und ſo an einen dunkeln Ort in meiner Stube ſtellte. Dem am 10. April in einer hier geſtorbenen Juidaziege der van Aken'ſchen Menagerie gefundenen Mutterthiere an demſelben Tage entnommen enthielten ſie noch keine Spur eines Embryos. Ich ſah dieſen erſt in einigen Eiern am 21. April, aber ohne Bewegung, welche ſich zuerſt an einem Embryo den 7. Mai, am Tage darauf ſchon an mehren, am 9. Mai an vielen zeigte. Die Embryone waren, wie die nachher ausgeſchlüpften Jungen, ſtumpf-kegelförmig und hatten ein anſehnlich großes, dunkles Auge (bisweilen zwei ſolche), welches der Baſis ihres kegelförmigen Körpers näher als dem verſchmälerten Ende deſſelben lag. Die erſten, ausgeſchlüpften, ſtark und lang bewimperten Jungen ſah ich am 14. Mai ſchnell dahinſchwimmen, ſich wälzen u. ſ. w. Die Jungen lebten immer nur kurze Zeit, kaum über 24 Stunden, oder nicht einmal ſo lange. Noch am 28. Mai gewahrte ich in einigen Eiern den Embryo. Das junge Thier entwickelt ſich alſo in den verſchiedenen Eiern nach ſehr verſchiedenen Perioden. — Dieſe Beobachtung bietet nun zugleich die Thatſache dar, daß ſich auch Eier eines in einem warmblütigen Thiere lebenden D. im kalten Waſſer ausbrüten laſſen *).

Auf eine ganz ungewöhnliche Lage der Hoden bei Dist. (Vespertilionum) chilostomum *Mehlis* und Dist. crassum *Sieb.* macht Siebold auch aufmerkſam. Beim erſtern nämlich liegen ſie zu den Seiten des Bauchnapfes (ſ. Mehlis in der Iſis, J. 1831. S. 187), beim letztern zwiſchen dem Mund- und dem Bauchnapfe (Müller's Arch. J. 1836. S. 234).

Was den Punkt der doppelten oder einfachen äußern Geſchlechtsmündung der D. betrifft, ſo mag es jetzt beinahe ſcheinen, als ob die einfache, bei welcher nämlich der Uterus in den Cirrus hineinläuft, zu den Anomalien gehöre. Siebold ſpricht (am eben angeführten Orte in Müll. Arch.) gradezu von einer den D. zukommenden doppelten Geſchlechtsöffnung. Das iſt aber doch zu weit gegangen, da Nordmann's Beobachtung der einfachen Öffnung am Dist. perlatum unwiderlegt daſteht. Übrigens iſt dieſe Beobachtung nunmehr die einzige über jenes Verhalten. Beim Dist. globiporum hat Siebold uns die beiderlei Öffnungen dargelegt, wornach Zeder's Beobachtung (ſ. oben) als auf Täuſchung beruhend anzuſehen iſt, und was die ſchon oben angeführte Behauptung deſſelben erſterwähnten trefflichen Forſchers, daß ſich auch bei D. clavigerum eine männliche und eine weibliche Öffnung finde, betrifft, ſo kann ich ſie nun ſelbſt beſtätigen, nachdem ich im vergangenen Herbſt aus der Öffnung neben dem Cirrus die Eier von dieſem Wurme habe ausſchütten ſehen.

Rückſichtlich der Beobachtung von Muskelfaſern in den D. kann ich hier nun noch Burmeiſter anführen, welcher (ſ. a. a. O. S. 189) die beiden Saugnäpfe des D. globiporum deutlich aus ſtrahlenförmig vom Mittelpunkte ausgehenden, aber nicht ſehr ſtark geſtreckten Muskelfaſern beſtehend fand, die gegen den Rand hin an Dicke zunahmen und von wenigen Kreisfaſern durchzogen wurden. Ferner habe ich ſelbſt in dieſem Jahre im D.

*) Der Vergleichung wegen bemerke ich, daß ich auf dieſelbe Weiſe, wie die Eier der Diſtomen, auch die Eier anderer Entozoen behandelt habe, unter andern die vom Bothriocephalus ditremus *mihi*, aus denen auch ein infuſorielles Junges hervorſchlüpfte, nachdem ſich ein Deckel, wie bei den Diſtomeneiern, am einen Ende des Eies, geöffnet hatte; dies Letztere ſah ich auch an den Eiern der Ligula interrupta und L. uniserialis *R.* Mit dem Verhalten der Jungen dieſer Riemenwürmer bin ich nicht ganz aufs Reine gekommen; aber ich habe die größte Vermuthung, daß auch hier das Junge ein infuſorienähnliches Thier ſei. Bei Taenia verhält ſich die Sache vielleicht anders. Siebold bemerkte (Wiegm. Arch. 1. J. 1. Bd. S. 82), daß er in allen von ihm unterſuchten Tänienarten den Kopf des Embryos habe mit ſechs Häkchen bewaffnet und den letztern ſich lebhaft bewegen ſehen. Ich ſah auch dieſe Häkchen (Stacheln) bei Taenia setigera (aus Anser rufescens) und einigen andern Würmern dieſer Gattung. Einen Kopf aber habe ich an den Embryonen nicht unterſcheiden können; die ſechs Stacheln waren oben auf dem rundlichen oder länglichen Embryo fächerförmig geſtellt und liefen von der Mitte deſſelben divergirend dem einen Rande zu. Bewegungen habe ich an dieſen Embryonen bisher gar nicht, auch kein Ausſchlüpfen aus den in Waſſer gelegten Eiern geſehen.

Digitized by Google

spinulosum (aus Larus argentatus) Längsfaſern in der Haut des Halſes und im Schlundkopfe Querfaſern geſehen und im D. clavigerum die Faſern der Saugnäpfe beobachtet. In beiden Näpfen ſtanden die ſtrahlichten Längsfaſern ſehr dicht in den Wänden; Kreisfaſern ſah ich nirgends, aber ich unterſchied ſehr deutlich in der Tiefe des offenen Mundnapfes Faſern, welche ſich durchkreuzten, alſo Längs- und Querfaſern.

Über das Gefäßſyſtem des D. globiporum theilt Siebold Einiges mit (ſ. Wiegm. Arch. 2. J. 1. Bd. S. 218). An der Schwanzſpitze erkannte er die Excretionsöffnung, von welcher ein Gefäß aufwärts (vorwärts) lief und ſich in der Mitte des Leibes blind endigte, vor dem blinden Ende aber zwei zarte Gefäße ausſchickte, welche nach Vorn liefen und dort ſich der fernern Beobachtung entzogen. Rechts und links am Halſe liefen gelbliche und knotige Gefäßveräſtelungen herab, welche, wie Siebold ſchreibt, er bereits bei vielen Trematoden kennen gelernt habe, aber noch nicht zu würdigen wiſſe.

Sehr merkwürdig, aber noch nicht zu deuten, ſind zwei von Siebold entdeckte runde Höhlen im Parenchym zu beiden Seiten des Schlundkopfes bei D. globiporum und ähnliche bei D. nodulosum, in welchen der Entdecker deutliche Flimmerbewegungen wahrnahm (ſ. am eben angef. O. und Müll. Arch. J. 1836. S. 238).

Über die Nichtexiſtenz der Perlen auf der Haut des D. perlatum *Nordm.* bin ich jetzt völlig im Reinen. Die durch 60-, 200-, 300-, ja 550malige Vergrößerung von mir betrachteten Stacheln ſind kurz und ſtark und ſitzen mit einer breiten Baſis, von welcher ab ſie ſich bis zur Spitze allmälig verdünnen, unmittelbar auf der Haut. Wo ſie abgefallen waren, ſah ich öfters eine kleine Erhabenheit der Haut, die aber äußerſt gering und nur mittels ſtarker Vergrößerung (von 200mal Lin.) zu erkennen war; wahrſcheinlich iſt die Baſis jedes Stachels auch, entſprechend dieſer Convexität der unterliegenden Haut, ein Wenig ausgehöhlt. Mit den Nordmann'ſchen Perlen können dieſe ganz ſchwachen Erhabenheiten der Haut in gar keine Vergleichung kommen.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich da, wo ich oben vom alleinigen Vorkommen des Dist. ovatum in der Bursa *Fabricii* verſchiedener Vögel ſprach, vergeſſen habe, des ganz merkwürdigen, bisweilen ſtattfindenden Vorkommens dieſes D. im Hühnerei Erwähnung zu thun. Der Erſte, welcher es an dieſer Stelle fand, war, ſo viel ich weiß, Purkinje, von deſſen Fund Rudolphi mir vor acht Jahren erzählte. Darauf fand es der Conſervator des zoologiſchen Muſeums zu Greifswald, Dr. Schilling, ebendaſelbſt, und zwar zwei dieſer D. in einem und demſelben Ei, und endlich Siebold (ſ. Wiegmann's Arch. 2. J. 1. Bd. S. 114), welcher bemerkt, daß er es mehre Male, und zwar von ungewöhnlicher Größe, dort angetroffen habe. Auch die von Schilling gefundenen Exemplare ſind ſehr groß und dick. — Aus dem Eileiter einer Henne beſitzt es Otto in Breslau. (*Creplin.*)

DIURESIS (zuſammengeſetzt aus dem griechiſchen διά, durch, und οὔρησις, das Harnen), bedeutet jede vermehrte Abſonderung und daher auch verſtärkte und häufigere Ausleerung des Urins. Die letztere iſt es daher, welche als das eigentliche Zeichen derſelben gilt, indem die verſtärkte Thätigkeit der abſondernden Nieren höchſtens durch das Gefühl von einiger Spannung in den Hypochondrien und Auſtreibung in der Lendengegend (cf. *Hippocrates*, Aphorism. Sect. IV. in Med. Graecor. Opp. ed. *Kühn.* Vol. XXIII. p. 737), bisweilen auch durch einen an Heftigkeit und Stärke abwechſelnd ſich vermindernden und ebenſo wieder ſich verſtärkenden Puls angezeigt wird. Bewirkt wird ſie im Allgemeinen durch vermehrte Aufnahme von Gelränken, durch Ruhe des Körpers, durch Gemüthsaffecte und beſonders Furcht, durch verſchiedene Speiſen, Getränke und Arzneien (ſ. d. Art. Diuretica). Beſonders wichtig aber iſt in urſächlicher Beziehung der Antagonismus, in welchem die Thätigkeit der Nieren mit der der äußern Haut ſteht. Dieſer bietet zunächſt den Grund dar, aus welchem die Einwirkung der kalten Luft, der kalten Bäder die Abſonderung des Harnes vermehrt; aus welchem ferner bei Unterdrückung der Hautthätigkeit eine vicarirende Diureſe entſteht (vergl. den ſatzreichen Urin bei rheumatiſchen Affectionen), aus welchem endlich umgekehrt da, wo jene vermehrt iſt, dieſe zurückſteht. Endlich erfolgt die Entſcheidung vieler acuten und chroniſchen Krankheiten durch eine vermehrte und meiſt auch qualitativ veränderte Abſonderung des Urins (Diuresis critica) *). (*Baumgarten-Crusius.*)

DIURETICA (sc. φάρμακα), werden im Allgemeinen diejenigen Mittel genannt, welchen man eine beſondere Kraft, die Abſonderung des Urins zu befördern, zuſchreibt. Dieſe iſt indeſſen keineswegs eine abſolute, ſondern vielmehr von ſehr verſchiedenen, ſowol innerlichen Zuſtänden des Organismus und der Nieren insbeſondere, als auch von äußerlichen Einflüſſen bedingt. Was jene betrifft, ſo iſt es beſonders der entzündlich oder krampfhaft gereizte, oder auch der erſchlaffte Zuſtand der Nieren, der ihre Wirkung beſtimmt; daher denn dieſelben Mittel unzweckmäßig, d. h. ohne Rückſicht hierauf angewandt, grade den entgegengeſetzten Zuſtand herbeiführen, dieſelben Mittel auch bei jenen Krankheiten nützen können, die mit unwillkürlichem Abgange des Urins verbunden ſind. Was aber die letztern anlangt, ſo iſt zu bemerken, daß es keineswegs nur auf die Qualität dieſer Mittel ankommt, die durch die Verſuche von G. Alexander und Schwilgué ſehr unſicher gemacht worden iſt [1]), ſondern vornehmlich auf ihre Verbindung, ihre Auflöſung in größere Mengen von Flüſſigkeiten, ſowie auf die Temperatur derſelben und die der äußern Luft, welche ihre Wirkung hauptſächlich begründen. Beweiſe dafür ſind die

---

*) Cf. *G. P. Juin*, De vitiis circa se- et excretionem urinae (Erford. 1736. 4.). *J. E. Hebenstreit*, Palaeologia therapiae (Lips. 1749). Specimen XIV de diuresi critica. *H. Ludolf*, De diuresi critica (Erford. 1756. 4.). *Phil. Ad. Böhmer*, Diss. de urinae se- et excretione ob multitudinem arteriarum renalium largiore, casu quodam singulari illustrata (Halae 1763. 4.). *E. A. Nicolai*, De quibusdam excretionis urinae vitiis (Jenae 1764. 4.).

1) ſ. Dict. des sc. médicales (Paris 1814). T. X. p. 65.

Umſtände, daß dieſelben Mittel in Form von Pillen oder Pulvern gegeben, weniger wirken, als in hinreichenden Auflöſungen, ſowie, daß im Winter mehr Urin gelaſſen wird, als im Sommer. Hierzu kommt, daß auch der Antagonismus, in welchem Nieren und äußere Haut ſtehen, von großem Einfluſſe iſt, ſodaß bei vermehrter Thätigkeit der Haut ihre Wirkung immer nur gering bleibt, oder daß, wenn die Kranken zugleich äußerlich ſehr warm gehalten werden, dieſelben Mittel den Schweiß vermehren, die ſonſt im Rufe ſtehen, die Diureſe zu bethätigen und unter andern Umſtänden allerdings dies zu thun vermögen. Außerdem muß man, um ihre Wirkung richtig würdigen zu können, immer bedenken, daß ſie nicht an ſich die Urſache der vermehrten Harnab- und Ausſonderung ſind, ſondern daß dies immer erſt die ſecundäre Wirkung, die primäre dagegen die iſt, daß ſie die Nieren in einen Zuſtand verſetzen, welcher zur Ausübung ihrer Verrichtung, d. i. der Harnabſonderung, der günſtigſte iſt. Endlich iſt auch nicht zu überſehen, daß ſie nicht allein auf die Nieren wirken, ſondern in die Blutmaſſe aufgenommen, und zu allen Theilen des Körpers geführt, auch dieſe, wenn auch nicht ſichtbar, verändern, und ſo manche Veränderungen herbeiführen, die man irriger Weiſe der vermehrten Urinabſonderung zuzuſchreiben kein Bedenken trägt.

Dieſe nur relative Wirkſamkeit der im Allgemeinen ſo genannten harntreibenden Mittel, iſt es denn, welche den Grund enthält, warum die verſchiedenartigſten, ja ſogar ſich ganz entgegengeſetzten Mittel hierher gerechnet werden. Insbeſondere möchten folgende weſentliche Unterſcheidungen zu machen ſein:

1) **Diuretica emollientia.** Hierher gehören eine große Zahl erweichender, ſchleimiger Abkochungen, natürliche oder künſtliche Emulſionen, ſüße Molken und überhaupt große Mengen milder Flüſſigkeiten. Ihre nächſte, primäre Wirkung iſt Vermehrung der Blutmaſſe, und beſonders des Blutwaſſers, ſodann Erſchlaffung des vorher gereizten Nierengewebes, Verminderung ſeines Tonus, und Löſung krampfhafter Spannungen daſelbſt. Sie paſſen daher beſonders, wo krampfhafte Reizung im Körper und in den Nieren vorwaltend iſt, die ſich in einem häufig, aber immer nur ſparſam und erſt unter Krämpfen gelaſſenen und waſſerhellen Urin ausſpricht.

2) **Diuretica acida** oder **frigida** ſind die ſäuerlichen und ſonſt nicht erhitzenden Getränke, wie ſaure Molken, Buttermilch, Waſſer mit Eſſig, Citronenſaft, Weinſtein-, Salpeter-, Salz-, und Schwefelſäure, Sauerhonig, Cremor Tartari u. ſ. w. Sie wirken im Allgemeinen kühlend und befördern die Harnabſonderung, beſonders da ſie immer nur mit einer hinreichend großen Menge von Waſſer genommen werden, und zugleich eine geringe Reizung auf die Nieren ausüben. Sie paſſen daher überall, wo Vollblütigkeit mit allgemeiner fieberhafter Reizung und örtlichen Congeſtionen im Körper vorwaltend iſt, und dies durch eine ſparſame Ausleerung eines mehr oder weniger hochroth gefärbten, durchſichtigen oder auch mit einem Bodenſatze verſehenen Urins ſich verräth. Bei wirklichen entzündlichen Reizungen der Nieren erfodert ihr Gebrauch ſchon Vorſicht. Hier iſt es, wo die **herba digitalis purpureae** vorzügliche Dienſte leiſtet.

3) **Diuretica alcalina** umfaſſen beſonders die kohlen-, eſſig- und ſalpeterſauren, Natron und Kali haltigen Salze, den Salmiak, die Seife, die natürlichen kohlenſauren Mineralwaſſer von Selters, Geilnau, Wildungen, Kiſſingen u. a. m. Sie wirken den vorigen ziemlich ähnlich, und können auch in den vorhergenannten Fällen, beſonders aber da mit Nutzen gebraucht werden, wo in Folge einer krankhaften Anlage, einer unpaſſenden Lebensweiſe, oder auch des höhern Alters ſich eine Neigung zur Steinbildung zeigt, welche am ſparſamern Abgange eines ſaturirten, trüben und mit einem reichlichen, ſandigen oder griesähnlichen Bodenſatze verſehenen Urin erkannt wird.

4) **Diuretica excitantia** oder **irritantia**, auch **calida** genannt, ſind in großer Zahl vorhanden. Beſonders ſind zu nennen die natürlichen Balſame, **Bals. copaiv.** und **peruvianus**; ferner **oleum petrae, terebinthinae; oniscus asellus (milepedes), meloë** *majalis*, **cantharides; rapa, allium, cepium graveolens, asparagus, cepae; radices foeniculi, senegae, squilleae, semina cumini, petroselini, colchici, baccae juniperi,** endlich auch Wein, Alkohol und Äther. Alle dieſe enthalten mehr oder weniger flüchtige Stoffe, mittels welcher ſie im Allgemeinen reizend wirken, den Kreislauf des Blutes erregen und beſchleunigen, die Aufſaugung bethätigen, die Bewegungen und Verrichtungen aller Organe, daher auch die Abſonderungen vermehren und beſonders in den Nieren, wenn ſie im Übermaße gebraucht werden, einen Zuſtand von Entzündung, Geſchwulſt, Wärme, Röthe, und ſogar Blutung herbeiführen können. Für ihre allgemeine Wirkung ſpricht der Umſtand, daß dieſelben Mittel in einer andern Beziehung aufgefaßt, unter die Claſſe der **aphrodisiaca** gerechnet werden. Ihre diuretiſche Wirkung dagegen tritt dann erſt ſtark hervor, ſobald ſie durch viele Flüſſigkeit verdünnt, oder doch gleichzeitig viele Getränke aufgenommen werden. Ohne letztere wird durch ſie der Urin wol roth, ſaturirt und reizend, nicht aber in ſeiner Menge vermehrt. Sie ſind da beſonders zu gebrauchen, wo der ſparſamen Urinabſonderung eine Schwäche und Unthätigkeit in den Nieren zum Grunde liegt, wo die Flüſſigkeiten des Körpers außerhalb des Kreislaufs im Zellgewebe oder in den Höhlen des Körpers abgelagert ſind (bei Waſſerſuchten), Lähmungen anderer Theile zugegen ſind, — Zuſtände, die ſich durch die trübe und dunkle, ſaturirte Farbe und die geringe Menge des oft nur mühſelig abgehenden Urins erkennen laſſen.

5) **Diuretica tonica**, wie **radix bardanae, ononidis spinosae, sarsaparillae, saponariae, cichorei, pareirae bravae, levistici, folia uvae ursi, pyrolae umbellatae, strobuli lupuli, turiones pini, herba jaceae, ligni sassafras** etc. enthalten meiſt bitterlich-aromatiſche oder toniſirende Beſtandtheile, und paſſen am beſten bei allgemeiner Schwäche des Körpers und Entmiſchungen des Blutes, **scrophulosis, syphilis, arthritis,** chroniſchen Hautausſchlägen und bei örtlicher Schwäche der Harnwerkzeuge, welche mit ſparſamer Entleerung eines dicklichen, trüben und ſchleimigen Urins verbunden iſt. Auch

Digitized by Google

ihre diuretiſche Wirkung hängt größtentheils von der großen Menge flüſſiger Stoffe ab, in denen ſie abgekocht, oder aufgegoſſen gereicht werden.

Die diuretiſche Wirkung anderer, ſonſt mehr als Laxirmittel gerühmter Mittel, wie z. B. der Coloquinten, des helleborus niger, der begonia, der cortex int. sambuc. etc. hängt mehr von ihrer Kraft ab, die Reſorption ergoſſener Flüſſigkeiten zu bethätigen, als einer eigentlich diuretiſchen Wirkſamkeit. Der Gebrauch ferner der cicuta, der lactuca virosa, der nicotiana und ſelbſt des Opiums zu gleichem Zwecke iſt ebenfalls weniger hierin, als in ihrer Wirkſamkeit gegen allgemeine und örtliche Krämpfe der Nieren gegründet.

Unterſtützt kann die Wirkung aller dieſer Mittel werden durch die äußerliche Anwendung von allgemeinen Bädern, örtlichen Waſchungen und Umſchlägen, Einreibungen von Öl, flüchtigen Linimenten, und durch Zugpflaſter in die Lenden-, Nieren- oder Mittelfleiſchgegend. Aber auch ihre Auswahl muß ſtets mit Rückſicht auf den Zuſtand der Vitalität in den Nieren geſchehen. Außerdem befördern im Allgemeinen vieles Getränk, leichte Bewegung des Körpers und kühle Luft, bei gleichzeitigem Warmhalten der Lenden-, Unterbauch- und Schamgegend die Wirkung der vorher genannten innerlichen Arzneimittel. Auch die Zeit iſt nicht gleichgültig, zu welcher ſie gereicht werden. Am ergiebigſten wirken ſie, wenn ſie am Morgen, bei leerem Magen und überhaupt nach vollendeter Verdauung gegeben werden.

Die Krankheiten nun, bei welchen ſie hauptſächlich zu dem Ende, die Harnabſonderung zu befördern, in Gebrauch kommen, wobei man aber vielmehr ihren Erfolg nach den eben angegebenen Beziehungen zu beurtheilen hat, ſind: 1) *alle Krankheiten der Urinwerkzeuge*, die mit Verminderung ihrer Thätigkeit, mangelhafter Ab- und Ausſonderung, Verſchleimung, Reizung zur Bildung von Gries und Steinen verknüpft ſind, daher beſonders auch bei den verſchiedenen Beſchwerden des hohen Alters, wo dergleichen Störungen am häufigſten vorkommen; — 2) allgemeine *Krankheiten der Säfte* und deren Folgen, wie beſonders Hautausſchläge, Geſchwüre, ferner Rheumatismen, Gicht, Syphilis, Obſtructionen u. ſ. w. — 3) *Waſſerſuchten* des Zellgewebes ſowol, als der Höhlen des Körpers. Daß ſie hier beſonders allgemein einwirken, und primär durch Erregung und Toniſirung der erſchlafften Theile, ſowie durch Beförderung der Aufſaugung heilſam werden, beweiſt der Umſtand, daß ihre ſo gerühmte (aber nur ſecundäre) diuretiſche Wirkung oft erſt nach drei und mehr Tagen erſcheint, abgeſehen davon, daß bei andern äußern Verhältniſſen ſie oft die Ausſonderung durch den Schweiß (als diaphoretica), ſtatt durch den Urin, bewirken. — 4) *Unvollkommene Kriſen durch den Urin* nach acuten und chroniſchen Krankheiten machen beſonders ihre Anwendung nothwendig. — 5) Viele *Lungenkrankheiten*, indem ſie hier dazu dienen, auf eine zweckmäßige Weiſe von jenen abzuleiten. So beim Keuchhuſten, bei aſthmatiſchen Beſchwerden u. ſ. f. Auch hier fragt es ſich indeſſen, ob an ihrem Erfolge nicht ebenſo viel ihre allgemeine, als ihre beſondere, harntreibende Wirkung Antheil hat.

Überall muß aber eine zweckmäßige Auswahl der Mittel ſtattfinden, und dieſe ſich namentlich nach dem Stande der Erregung im Körper überhaupt, als nach allgemeinen Indicationen richten. Nur unheilbare Fehler der Harnwerkzeuge, allgemeine Schwäche des Körpers und Mangel an Säften, ſowie endlich kritiſche, heilſame Ausſcheidungen mittels anderer Organe möchten als die allgemeinen, den Gebrauch dieſer Mittel verbietenden Umſtände anzuſehen ſein [2]). (*Baumgarten-Crusius.*)

DOBRA, 1) ein altes verfallenes Schloß auf einem Felſen am linken Ufer der Kamp, die hier eine Krümmung macht, weſtlich ober dem Markte Krumau und nordöſtlich von Raſtenfeld im Kreiſe ober dem Mannhartsberge des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens gelegen. Dabei befinden ſich eine Mahlmühle, eine Bretſäge und 9 Kleinhäuſer mit 55 teutſchen Einwohnern. Von dieſem Schloſſe führt eine dem Freih. v. Pereira-Arnſtein gehörige Herrſchaft den Namen, mit welcher die Herrſchaften Krumau und Waldreichs vereinigt ſind; da ſich die Verwaltung im Schloſſe zu Wetzlas befindet, ſo wird die Herrſchaft in der Kanzleiſprache „Dobra zu Wetzlas" genannt; 2) ein gräflich Batthyany'ſcher Marktflecken im tölhſágher Bezirke der eiſenburger Geſpanſchaft im Kreiſe jenſeit der Donau Nieder-Ungerns, in geringer Entfernung von der ſteiermärkiſchen Grenze, 2¼ M. ſüdweſtlich von St. Gotthardt, in hügeliger Gegend gelegen, mit einem alten Schloſſe, ſtarkem Weinbaue, einer zur biſchöfl. Diöceſe von Stein am Anger gehörigen kathol. und einer evangeliſch-lutheriſchen Pfarre, einer kathol. Kirche, einem proteſtantiſchen Bethauſe, 94 Häuſern uud 738 teutſchen Einwohnern, welche Feld- und Weinbau treiben. Von dieſem Dorfe, das auch Neuhaus heißt, führt eine Herrſchaft den Namen. Bei dieſem Markte tritt jene Gebirgsreihe, welche das Flußgebiet der Mur von jenem der Raab ſcheidet, aus der Steiermark nach Ungern über, erhält dort den Namen der dobraer Bergreihe, theilt ſich bei Doliny im eiſenburger Comitat in zwei Arme, und bedeckt mehre Theile ſowol dieſer, als auch der ſzalader, ſimegher und veſzprimer Geſpanſchaften, wo es jedoch verſchiedene Benennungen erhält; 3) ein großes Dorf im kraſznaközer Bezirke der ſzathmárer Geſpanſchaft, unfern der ſieben-

2) Cf. *G. W. Wedel*, Diss. de diureticis (Jen. 1667). *J. Garbers*, Diss. de iisd. (Lugd. Batav. 1693). *G. D. Goschwitz*, De diureseos provocatione utili et noxia (Hal. 1724. 4.). *J. Ch. Lischwitz*, Cautelae circa administrationem diureticorum (Kiloniae 1739. 4.) *A. E. Büchner*, Diss. de diureticis, eorumque agendi modo et usu (Hal. 1745. 4.). *Id.* De salutari et noxio diureticorum remediorum usu (Hal. 1749. 4.). *Id.* De intempestivo diureticorum usu frequenti effectuum nephriticorum causa (Hal. 1752. 4.). *J. H. Kniphof*, De medicamentis diureticis specificis (Erford. 1751. 4.) *I. van Meusden*, De diureticorum usu et abusu (Lugd. Batav. 1774. 4.). *J. H. Kuhlwein*, De diureticorum medicamentorum administrationis noxa in hydrope (Gott. 1786. 4.). *E. G. Bose*, Progr. de cauto remediorum diureticorum usu (Lips. 1787. 4.). *P. H. Körber*, De medicamentis urinam moventibus ex classe sedantium (Altdorf. 1797. 4.).

Digitized by Google

bürgiſchen Grenze, 1¼ Meile ſüdlich von dem Markte Béltek im Kreiſe jenſeit der Theiß Ober-Ungerns, in einem breiten, von einem Nebenfluſſe der Kraſzna durchfloſſenen Thale an der von Száthmár nach Klauſenburg führenden Straße gelegen, mit einer Pfarre, Kirche und Schule der Reformirten, 156 Häuſern, und 1106 teutſchen Einwohnern, von denen ſich 1078 zur reformirten und 17 zur katholiſchen Kirche bekennen, und unter welchen 11 Juden ſich befinden; 4) ein dem Grafen Csáky gehöriger Marktflecken im ſztópkover Bezirke der zempliner Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Ober-Ungerns, am rechten Ufer der Ondava, an der von Varáno nach Dukla in Galizien führenden Straße im Karpathengebirge gelegen, mit beſuchten Jahrmärkten, einer zum ſztropkover Vicearchidiakonats-Diſtricte der kaſchauer Diöceſe gehörigen alten katholiſchen Pfarre; einer dem h. Nikolaus geweihten katholiſchen Kirche; einer öffentlichen Kapelle der h. Jungfrau vom Berge Karmel, und einer Schule, über welche dem Grafen Franz Haller von Hallerkző das Patronalsrecht zuſteht; 90 Häuſern und 630 ſlawiſchen Einwohnern, unter welchen ſich nach dem kaſchauer Diöceſanſchematismus vom J. 1831 516 Katholiken, 112 Juden und 2 Reformirte befinden; 5) ein dem Freih. Sennyey gehöriges Dorf im bodroghközer Bezirke der zempliner Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Ober-Ungerns, 1¼ Meile oſtſüdöſtlich von dem Markte Király-Helmecz, nächſt Bély, in einer waldreichen Gegend gelegen, mit einer griechiſch-katholiſchen Pfarre, Kirche und Schule, 57 Häuſern und 424 rußniakſchen Einwohnern, unter welchen ſich 372 unirte Griechen, 22 Katholiken, die nach Nagy-Tárkány eingepfarrt ſind, 4 Reformirte und 26 Juden befinden. 6) Ein zur gräflich Illésházy'ſchen Herrſchaft Trentſchin gehöriges Dorf im mittlern Bezirke der trentſchiner Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Donau Nieder-Ungerns am linken Ufer des Teplicskabaches und in geringer Entfernung von demſelben Waagufer am Fuße bewaldeter Berge, ¼ Meile nordöſtlich von Trenchin, an der von dieſer Stadt nach dem Bade Teplicze führenden Comitatshauptſtraße gelegen, mit 45 Häuſern, 317 ſlowakiſchen Einwohnern, welche ſich zur katholiſchen Kirche bekennen und nach Tepla (Pfarre des neutraer Bisthums) eingepfarrt ſind, und einem eignen Stuhlrichter. 7) Ein großer, in der Nähe der ungriſchen Grenze, unfern des Dobrapaſſes, im Gebiete des ſzékler Huſarenregiments, befindlicher Marktflecken der ſiebenbürgiſchen Militairgrenze; er liegt an der von Hermannſtadt in das Banat führenden Poſtſtraße, am gleichnamigen Bache, der ſich am linken Ufer in die Maros ergießt, zwiſchen den Dörfern Lapusnyak und dem Poſtdorfe Koneſd, von welchem er 1¼ Meile und 916 öſterreichiſche Straßenklafter entfernt iſt, in einer gebirgigen Gegend; hat vier Märkte, auf welchen Kaufmanns- und Profeſſioniſtenwaaren, obgleich nicht in großer Menge, zum Verkaufe ausgelegt werden; ein Poſtamt, welches mit Koneſd und Szakamás Pferde wechſelt; eine katholiſche und eine griechiſche nicht unirte Pfarre; eine katholiſche und griechiſche Kirche, Schule und ein Dreißigſtamt. Der Markt wird auch von freien Provinzialen bewohnt, ſteht aber unter der militairiſchen Gerichtsbarkeit; 8) ein im oguliner Regimentsbezirke des karlſtädter Generalats befindliches Dorf der kroatiſchen Militairgrenze mit 40 Häuſern und 201 Einwohnern, welche ſich zur nichtunirten griechiſchen Kirche bekennen; 9) eine dem Grafen Ludwig Malachowſki gehörige Herrſchaft im ſandecer Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem gleichnamigen Dorfe; dieſes liegt an der Hauptcommercial- oder Karpathenſtraße, am Fuße des Zwillingberges am gleichnamigen Bache, über den hier eine 29 Klafter lange Brücke führt, zwiſchen den Dörfern Gruſzjowice und Podlopien (von dem erſtern 1649 und von dem letztern 2700 Klafter entfernt) mit einer verpachteten k. k. Weg- und Brückenmauthſtation, bei welcher für zwei Meilen und Brücken an Weg- und Brückenmauthgebühren 5 Kr. C. M. entrichtet werden müſſen; mit einer zum tymbarker Dekanat des tarnower Bisthums vom lateiniſchen-Ritus gehörigen Pfarre, einer katholiſchen Kirche und Schule. 10) Eine den Choynackiſchen Erben gehörige Herrſchaft im ſanoker Kreiſe Galiziens, an der noch mehre Andere Antheile haben, mit einem eignen Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem gleichnamigen Dorfe. 11) Mehre andere kleinere Ortſchaften und Prädien in Ungern, Böhmen u. ſ. w. (*G. F. Schreiner.*)

DOBRAFLUSS, 1) in Kroatien; dieſer Fluß entſpringt nicht fern von dem kroatiſchen Provinzialorte Skrad, und tritt nach einem Laufe von fünf Meilen bei dem Provinzialorte Werbowſzko, wo derſelbe die Karolinenſtraße durchſchneidet, in das Gebiet des oguliner Grenzregiments ein. Nach einem Laufe von beinahe zwei Meilen wird er nördlich von dem Stabsorte Ogulin von einem Schlunde gänzlich aufgenommen. Die Ufer werden ſchon früher durch 15 Klafter hohe, ſteile Felſenwände gebildet, welche das Flußbette einfaſſen; in dieſem und neben demſelben befinden ſich häufige Schlünde, in welche der Fluß in der trockenen Jahreszeit noch oberhalb Ogulin gänzlich aufgenommen wird, ſodaß ſein Bette von dem Dorfe St. Peter bis nach Ogulin, ſowie deſſen zweiter Urſprung oft zwei Monate ganz vertrocknet. In minder trockenen Jahren tritt nämlich die Dobra ¼ Meile unter dem Stabsorte, auf welcher Strecke er einen unterirdiſchen Lauf verfolgt hat, bei dem Dorfe Gojak wieder hervor, um nach einem Laufe von ¼ Meilen die Grenze zwiſchen dem Regimentsbezirke und dem Provinzialgebiete auf einer Länge von 2¼ Meilen zu machen; geht weiter nördlich von dem Dorfe Gorichicze gänzlich auf das Provinzialgebiet des Königreichs Kroatien über, und mündet ſich endlich bei dem Dorfe Pokupſzko in den Kulpafluß. Sein Bette wird durch mehre kleinere und größere Katarakte unterbrochen, und er iſt darum nicht ſchiffbar, aber auch zum Holzflößen wird er nicht verwendet, obgleich der Fluß, unfern der holzreichen Gebirgswaldungen Lumbardenik, Vituin und Kleck dahinfließt. Die größte Breite dieſes Fluſſes kann zu 12 Klaftern und die kleinſte gegen 6 Klafter angenommen werden; die Tiefe wechſelt gar ſehr, und kann zwiſchen 4 Fuß und 2 Kl. gerechnet werden; 2) in Galizien ein nicht ſehr bedeutender Bach, welcher den Karpathen, und zwar den dobraer Bergen im

Digitized by Google

ſüdlichen Theile des ſandecer Kreiſes oberhalb des Dorfes Godrzeczki entſpringt, unterhalb des gleichnamigen Dorfes die Karpathenſtraße durchſchneidet, mehre Mühlen treibt, an den Dörfern Jaſna und Podlopen vorbeifließt und ſich endlich unterhalb des Städtchens Tymbark mit dem ſlopniker Bache vereinigt, der mittels der Loſoſzyna in den Dunajetz ſich ergießt. Die Dobra nimmt einige kleinere Gebirgswäſſer auf und iſt gewöhnlich äußerſt unbedeutend, allein bei anhaltendem Regenwetter, oder wenn im Frühjahre der Schnee ſchmilzt, ſchwillt ſie mächtig an und wird ſehr reißend, ohne jedoch die Communication zu unterbrechen, da die Chauſſee auf einer ſehr feſten 29 Kl. langen Brücke, welche hinreichende Öffnungen hat, im Dorfe Dobra über dieſelbe geführt iſt; 3) in Siebenbürgen in der hunyader Geſpanſchaft. *(G. F. Schreiner.)*

DOBRAWICZE, DAUBRAWICZE, DUBRAWITZ, 1) ein großer, zur altgräflich von Salm'ſchen Herrſchaft Raitz gehöriger Markt im brünner Kreiſe Mährens, vier Stunden nördlich von der Hauptſtadt des Landes, am linken Ufer der Zwittawa in gebirgiger Gegend, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum gedownitzer Dekanat des brünner Bisthums gehört, von zwei Prieſtern verſehen wird und nach dem Diöceſenſchematismus für das J. 1831 in ihrem Sprengel 3000 Seelen, und darunter 2998 Katholiken zählte, einer katholiſchen Kirche und Schule, unter dem Patronat der Grundherrſchaft; einem altgräflich von Salm'ſchen Eiſenhammer; einem obrigkeitlichen Meierhof; 107 Häuſern und 710 ſlawiſchen Einwohnern, die ſich hauptſächlich vom Feldbaue nähren. Der Markt hat ziemlich guten Boden und beſitzt gegen 400 Joche Ackerland, ungefähr 300 niederöſterreichiſche Joche Wieſen und gegen 100 Joche Waldungen. Nicht weit von dem Markte ſind im Walde noch Ruinen eines ehemaligen Bergſchloſſes zu ſehen. Im J. 1371 wies Jeſa Dubwiczka von Dubrawitz ſeiner Gattin Margareth zu Handen Ingrams von Pernſtein 250 Mark Morgengabe an, verkaufte aber im J. 1378 dieſen Flecken ſammt dem Schloſſe und mehren Dörfern dem Ulrich von Boſkowitz. Im J. 1556 gehörte dieſer Flecken ſchon zum Schloſſe Raitz. Es werden hier vier Jahrmärkte und vor jedem derſelben auch Roß- und Viehmärkte abgehalten. 2) Eine der Frau Joſepha Landgräfin von Fürſtenberg gehörige Herrſchaft im olmützer Kreiſe Mährens, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, welches in dem herrſchaftlichen Schloſſe des gleichnamigen Dorfes verwaltet wird, welche einſt ein Eigenthum der von Kaiſer Joſeph II. aufgehobenen olmützer Karthauſe, ſpäter Religionsfondsgut war und landtäflich auf 130,093 Fl. 45 Kr. geſchätzt iſt. Die Herrſchaft gehört zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 54, liegt größtentheils eben, hat einen ſehr fruchtbaren Boden, in dem vorzüglich der Weizen ſehr gut gedeiht, und wird im Oſten von dem rechten Ufer der March begrenzt. Zu ihr gehören die Dörfer Dobrawitz, Lechowitz, Mittrowitz, Morawiczan, Pawlow, Pollein, Radnitz, Ober- und Unterſchwagersdorf und Tkanowitz. Die Bevölkerung der Herrſchaft betrug im J. 1825 2483 Seelen in 395 Häuſern. Der Viehſtand beſtand aus 262 Pferden, 18 Ochſen, 748 Kühen und 149 Schafen. Die Hauptbeſchäftigung der Bewohner bildet die Landwirthſchaft und die Viehzucht. Eingepfarrt ſind die Dörfer von Daubrawitz nach Morawitſchan, Müglitz und Loſchitz. Durch das Gebiet der Herrſchaft läuft die von Olmütz über Trübau und Zwittau nach Böhmen führende Poſtſtraße. 3) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriges Dorf im olmützer Kreiſe Mährens, in ebener, fruchtbarer Gegend, am rechten Ufer der March, in der Nähe der von Olmütz nach Böhmen führenden Poſt- und Commercialſeitenſtraße, nach Morawitſchan (Dekanat Müglitz, Erzbisthum Olmütz) eingepfarrt, mit einem herrſchaftlichen Schloſſe, in welchem das Wirthſchaftsamt ſeinen Sitz hat; 54 Häuſern und (1825) 341 ſlawiſchen Einwohnern, welche nach den Conſcriptionsliſten des J. 1825 31 Pferde, 11 Ochſen, 105 Kühe und 31 Schafe unterhielten. Einen Antheil von Daubrawitz kaufte im J. 1379 Johann von Buſau, aus dem Geſchlechte Wildenberg, mit den jetzt zur Herrſchaft Buſau gehörigen Dörfern Podoly, Kozow und Obetzdorf. Im J. 1397 gab der Markgraf Jodoc ſein Recht auf Dubrawitz dem Johann Klamoſka von Lomnitz. Um die Mitte des 15. Jahrh. gehörte es den Herren von Sowinec auf Eulenburg. Erſt im J. 1669 erkaufte es die olmützer Karthauſe, welche ſchon von ihrer Stiftung an die nahe gelegenen Ortſchaften Morawiczan und Polein beſaß. 4) Ein der königl. Stadt Budweis gehöriges Gut im budweiſer Kreiſe Böhmens, deſſen Juſtizamt der Magiſtrat verwaltet, mit dem Dorfe gleiches Namens. Das Gut gehört zu dem Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 25, liegt im Böhmerwaldgebirge und hat einen mäßig fruchtbaren Boden. Das Dorf, $1\frac{1}{2}$ Stunde weſt-nordweſtlich von der Kreisſtadt entfernt, hat ein Schloß, 21 Häuſer und 134 Einwohner. 5) Ein zum Theil der St. Stephanskirche zu Prag, zum Theil dem Bartholomäushoſpitale in der Neuſtadt gehöriges Gut im kaurzimer Kreiſe Böhmens, mit einem eigenen Ober- und Juſtizamte und dem Dorfe gleiches Namens. 6) Mehre kleine Dörfer in verſchiedenen Kreiſen des Königreichs Böhmen. *(G. F. Schreiner.)*

DOBRAWITZ, DAUBRAWICZE, 1) eine dem Fürſten von Thurn und Taxis gehörige große Herrſchaft im bunzlauer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Ober- und Juſtizamte, welches in dem Schutzſtädtchen gleiches Namens verwaltet wird, einer Runkelrübenzuckerfabrik, 47 fiſchreichen Teichen, einem bedeutenden Wildſtande, der zum Theil in einem großen Thiergarten und in drei Faſanengärten unterhalten wird, einem Städtchen und 26 Dörfern. Die Herrſchaft, welche einſt ein Beſitzthum der Grafen von Waldſtein und auch Albrecht's Grafen von Wallenſtein war, hat faſt durchaus ebenen, mittelmäßig fruchtbaren Boden, deſſen Fläche im Ganzen 16,598 niederöſterreichiſche Joche und $888\frac{2}{6}$ □Kl. betrug; davon waren 8632 J. $61\frac{1}{6}$ □Kl. dominical und 7966 J. $827\frac{1}{6}$ rustical, und insbeſondere nehmen die in 5 Reviere eingetheilten Waldungen 4137 J. 1168 □Kl. ein. Der Viehſtand beſtand im J. 1833 aus 393 Pferden, 302 Stück Rindvieh, 9783 Stück Schafen. Außerdem wurden auch viele Schweine und Gänſe gezogen.

Digitized by Google

Die Bevölkerung der Herrſchaft betrug im J. 1830 7115 Seelen, welche ſich, mit Ausnahme von 152 Proteſtanten, ſämmtlich zur katholiſchen Kirche bekennen, die böhmiſche Sprache ſprechen, ſich größtentheils vom Feldbaue, der Obſtbaum- und Viehzucht, von der Waldcultur und dem Betriebe der gewöhnlichen ländlichen Polizeigewerbe ernähren. Durch das Gebiet der Herrſchaft geht die von Bautzen nach Nimburg führende Landſtraße; auch die von Jungbunzlau über Bezdietſchin und Luſchtienitz nach Nimburg führende Chauſſee berührt ein kleines Stück des Dominiums. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriges Schutzſtädtchen im bunzlauer Kreiſe Böhmens, 1½ Stunde ſüdöſtlich von Jungbunzlau, am Fuße des Berges Chlomeh, oſtwärts von der von der Kreisſtadt über Luſchtienitz nach Nimburg führenden Chauſſee gelegen, mit einem alten herrſchaftlichen Schloſſe und Garten, dem Sitze des Oberamtes; einer alten, ſchon im J. 1371 beſtandenen katholiſchen Pfarre, welche zum jungbunzlauer Vicariatsdiſtrict des Bisthums Leitmeritz gehört, von 3 Prieſtern beſorgt wird und 4193 Seelen in ihrem Sprengel zählt; einer Dechanteikirche zu St. Bartholomäus, welche nebſt dem ſie umgebenden Gottesacker auf einer Anhöhe außerhalb des Städtchens liegt; einer Schule, unter dem Patronat der Obrigkeit; einem obrigkeitlichen Meierhofe; einem Spitalgebäude und einem Brauhauſe; 146 Häuſern und 1161 Einwohnern, unter welchen ein obrigkeitlicher Wundarzt und eine Hebamme; mit einem Armeninſtitute, 4 Jahrmärkten, auf welchen ſich zuweilen an 2—300 inländiſche Verkäufer einfinden und an deren zweien auch Wolle zum Verkaufe gebracht wird. 3) Ein Dorf im pilsner Kreiſe Böhmens, 7 Stunden nördlich von der Kreisſtadt gelegen, welches früher zur Herrſchaft Breitenſtein gehörte. *(G. F. Schreiner.)*

DOCEN (Bernhard Joseph), geb. zu Osnabrück 1781, geſt. den 21. Nov. 1828 in München, wo er bei der königl. Hof- und Centralbibliothek erſt als Scriptor, ſeit 1823 als erſter Cuſtos angeſtellt und dann Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften war, gehört zu den ausgezeichneten Beförderern der teutſchen Philologie, für welche ſeit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts eine immer größere Neigung ſich zeigte. Man gerieth aber dabei auf zwei gleich nachtheilige Abwege. Den einen derſelben rügte Docen in ſeinen: „Gedanken über die Vernachläſſigung der teutſchen Sprache" (in der Zeitſchrift „Aurora 1805"), daß man nämlich bisher faſt durchgängig nur fragmentariſch und viel zu unbeſtimmt unter den Denkmälern der frühern Zeiten umhergeſchwärmt, und jede Kleinigkeit, die eben hervorgezogen wurde, ſchon als bedeutenden Gewinn angeſehen habe; nicht weniger aber erkannte er auch den zweiten Abweg jener, welche von irgend einem bedeutenden Werke dieſer Literatur aus ſogleich theoriſiren, und über jeden Einwurf erhaben nicht im mindeſten bemerken, daß ihre vorgebliche Einſicht und alle ihre ſchimmernden Behauptungen durch die Natur anderer gleichzeitiger Werke auf die nachdrücklichſte Art widerlegt werden könnten. Um beide Abwege zu vermeiden, nannte er als ſicheres Mittel, ſich von den übergebliebenen Werken der frühern Zeiten, die oft verſteckt genug noch da liegen, eine ſo viel möglich vollſtändige Kenntniß zu erwerben, um die zerſtreuten Bruchſtücke in den ununterbrochenen Umkreis des Ganges der teutſchen Bildung, jedes an den ihm zukommenden Ort, zurückzuführen. In dieſer Reihe werde allerdings manches, was für ſich unwichtig ſcheinen könnte, doch wegen der Stelle, die es einnimmt, bedeutend werden: was aber für die Kenntniß der Sprache von gar keinem Gewinne ſei, was gar keine Anlage habe, um irgend eine hiſtoriſche oder kritiſche Berührung unmittelbar zu gewähren, oder doch zu veranlaſſen, das ſolle der Literaturfreund für unwürdig halten, ihm ſeine Zeit zu opfern, oder durch den Druck das gutwillige Publicum damit zu beläſtigen. Solchen Grundſätzen gemäß verfuhr Docen in den Beiträgen, die er zur Beförderung der Kenntniß altteutſcher Literatur herausgab, und für deren kritiſche Behandlung und beſſere Verſtändigung er mit rühmlichem Eifer ſorgte. Ehrenwerthe Erwähnung verdienen ſeine Miscellaneen zur Geſchichte der teutſchen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poeſie und Philoſophie unſerer Vorfahren enthaltend (München 1807—1809. 2 Bde.), ſein Sendſchreiben über den Titurel, enthaltend die Fragmente einer Vor-Eſchenbach'ſchen Bearbeitung des Titurel (Berl. und Lpz. 1810), die Ausgabe ſeines zum erſten Male ſtrophiſch abgetheilten und berichtigten Liedes eines fränkiſchen Dichters auf König Ludwig III., als ſelber die Normannen im J. 881 beſiegt hatte (München 1813). Mit v. d. Hagen und Büſching gab er gemeinſchaftlich das Muſeum für altteutſche Literatur und Kunſt heraus (Berl. 1808 fg.), und ſeine Galerie altteutſcher Dichter, ſeine Abhandlung über den Unterſchied und die gegenſeitigen Verhältniſſe der Minne- und Meiſterſänger, ſein Verſuch einer vollſtändigen Literatur der ältern teutſchen Poeſie von den früheſten Zeiten bis zu Anfange des 16. Jahrh., zeichnen ſich darin vortheilhaft aus. In Aretin's Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, der Zeitung für die elegante Welt, Schelling's allgemeiner Zeitſchrift, dem Morgenblatte, Friedr. v. Schlegel's teutſchem Muſeum, Luden's Nemeſis, der Aurora und noch andern Zeitſchriften finden ſich viele treffliche Aufſätze von ihm verſtreut, die es wol verdienten, in einer eigenen Sammlung vereinigt und der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. *(H.)*

DOGGERN, Pfarrdorf und Einungstheil der Herrſchaft Hauenſtein, im großherzogl.-badiſchen Bezirksamte Waldshut, ½ teutſche M. ſüdweſtlich von der Amtsſtadt, am Rheinſtrome, mit 770 Einwohnern, alle katholiſcher Religion; Viehzucht, Ackerbau und Weinbau; hatte einſt ſeinen eigenen Adel, aus dem ein Heinrich von Doggern noch im J. 1128 urkundlich vorkommt; wird hierauf als ein Eigenthum der Rittercommende Klingnau, dann im Beſitze Johann's von Woll, Bürgers von Laufenburg, und deſſen Gemahlin Mechtilde erblickt, welche den Ort im J. 1335 an das berühmte Kloſter Königsfelden in der Schweiz, um 148½ Mark Silbers verkauften. Den Kauf beſtätigte Mangold von Nellenburg im Namen des Johanniterordens und des Hauſes zu Klingnau. Bei dem Abgange des Kloſters Königsfelden im

J. 1524, kamen auch deſſen Rechte in Doggern an den Canton Bern, welcher aber dieſelben, ſammt dem Pfarrſatze in Doggern, an die Abtei St. Blaſien verkaufte, mit deren Beſitzungen Doggern im J. 180⅚ an Baden kam *). *(Th. Alfr. Leger.)*

DÖGGINGEN, Pfarrdorf in der fürſtl. Fürſtenberg'ſchen Landgrafſchaft Baar, und im großherzogl.-badiſchen Bezirksamte Hüfingen, 1 teutſche M. ſüdweſtlich von der Amtsſtadt, an der Poſtſtraße nach Freiburg, mit 688 Einwohnern in 105 Familien, alle katholiſcher Religion, großer Viehzucht, ſtarkem Ackerbaue und reichen Gruben von Gypsſteinen, die hier verarbeitet und weit verführt werden. In der erſten Hälfte des 12. Jahrh. urkundlich zur Albenesbaar gehörig, und in der Grafſchaft Konrad's von Zähringen gelegen. Im Franzoſenkriege 1701 und 1702 abgebrannt. *(Th. Alfr. Leger.)*

DOLABELLA. Der Name einer ſehr alten römiſchen Familie aus dem Corneliſchen Geſchlechte. Die Bemerkenswerthen aus derſelben ſind folgende: 1) **P. Cornelius Dolabella** mit dem Beinamen **Maximus**, der den Ruf ſeines Hauſes gründete. Er war 283 v. Chr. Conſul, ſiegte über die ſenoniſchen Gallier, welche den Prätor L. Cäcilius beſiegt und erſchlagen, und die römiſchen Geſandten getödtet hatten. Er verwüſtete ihr Land, und die Römer legten daſelbſt die Colonie Sena an, die erſte auf dem galliſchen Gebiete in Italien. — 2) **Cn. Dolabella**, im J. 159 Conſul, gab als euruliſcher Ädil mit Sext. Jul. Cäſar bei den megaleſiſchen Spielen die Hecyra des Terenz. — 3) **Cn. Dolabella**, im Bürgerkriege von der Partei Sulla's, focht im J. 82 bei Rom, befehligte dann eine Zeit lang die Flotte, wurde im J. 81 Conſul, erhielt Makedonien zur Provinz, hatte Krieg mit den Thrakiern, triumphirte nach ſeiner Rückkehr, ward aber im J. 77 von Cäſar wegen Erpreſſungen angeklagt, entging jedoch der Strafe. — 4) **L. Dolabella**, war Prätor und wurde dann Statthalter im jenſeitigen Spanien mit dem Titel eines Proconſul. Er ſiegte über die Luſitanier, und hielt im J. 98 einen Triumph. — 5) **Cn. Dolabella**, war im J. 81 Prätor, und auf ihn bezieht ſich das, was Cicero in ſeiner Rede für Quintius gegen den Prätor (Cap. 2) ſagt. Im J. 80 und 79 war er Statthalter in Kilikien, C. Verres ſein Legat, C. Malleolus ſein Quäſtor. Verres machte ſich der abſcheulichſten Erpreſſungen ſchuldig, Dolabella that ihm keinen Einhalt, ſondern theilte die Beute, und ſicherte, eigner Frevel ſich bewußt, jenen vor der Strafe. Nach ſeiner Rückkehr aus der Provinz im J. 78 klagte M. Scaurus ihn wegen Erpreſſungen an, und Verres lieferte dieſem nicht nur die Beweismittel, ſondern bürdete ihm auch die eigenen Verbrechen auf, und ſagte als Zeuge gegen ihn aus (Cicero in den Reden gegen Verres, ſ. Verres). Dolabella's Schuld war übrigens unleugbar, er wurde verurtheilt und ging ins Exil. — 6) **P. Dolabella** wird als Prätor von Cicero in deſſen Vertheidigungsrede für ſeinen Freund Cäcina genannt. — 7) **P. Dolabella (Lentulus)**, muthmaßlich der Sohn des Vorigen, geb. im J. 69, iſt merkwürdig durch ſeine Verflechtung in das Leben Cicero's. Er wurde im J. 52 (702 im J. R.), während Cicero als Proconſul in Kilikien war, unter die Funfzehnmänner, d. i. in das Prieſtercollegium, aufgenommen, welches die Sibylliniſchen Bücher auf Befehl des Senats zu Rathe zog und die dabei üblichen Opfer verrichtete (*Cic.* epp. ad Div. 8, 4). Obſchon erſt im 18. Jahre, war er damals doch ſchon mit Fabia vermählt geweſen, denn Cölius ſchreibt an Cicero, daß zu der Zeit, wo Dolabella den geweſenen Conſul Appius Pulcher, Cicero's Vorgänger im Proconſulat, wegen verletzter Majeſtät, dann auch wegen Beſtechung angeklagt, Fabia das Haus ihres Gatten verlaſſen habe (ad Div. 8, 6). Appius wurde in beiden Proceſſen freigeſprochen. Dolabella war ſchon damals bei den Parteien, in welche Rom zerfallen war, für die Partei Cäſar's, hatte jedoch an dem galliſchen Kriege keinen Antheil. Bei dem Bürgerkriege aber war er im J. 49 (J. R. 705) im Lager Cäſar's. Als Cäſar nach Spanien aufbrach, ſandte er Dolabella mit einer Flotte nach dem adriatiſchen Meere, wobei er, jedoch nicht ganz durch ſeine Schuld, einen großen Theil ſeiner Schiffe verlor. Im J. 48 (706) war er bei der pharſaliſchen Schlacht, und kehrte nach dieſer nach Rom zurück. Wahrſcheinlich iſt es, daß er ſich hierauf vom Plebejer Cn. Lentulus aus dem Grunde adoptiren ließ, um Volkstribun werden zu können, was er auch im J. 47 wurde. Er war verſchuldet; die Hoffnung, als Cäſarianer in Folge von Proſcriptionen bereichert zu werden, war ihm fehlgeſchlagen, und ſo ergriff er jetzt die Gelegenheit, ſich auf andere Weiſe zu retten. Er brachte, gegen Cäſar's Verordnung, das Geſetz eines allgemeinen Erlaſſes der Schulden und eines Theils der Hausmiethe in Vorſchlag, und führte dadurch blutige Scenen herbei, welchen Antonius nicht ſo ſteuern konnte oder wollte, als es nöthig geweſen wäre (ſ. d. Art. Caesar). Erſt nachdem er ſeiner Gemahlin verbrecheriſchen Umgang mit Dolabella entdeckt, oder blos zum Vorwande gebrauchen wollte, ergriff er kräftige Maßregeln, die aber nicht minder kräftigen Widerſtand fanden. Die Ruhe ſtellte ſich aber erſt wieder her durch die Ankunft Cäſar's, für den es jedoch jetzt nicht an der Zeit war, die Umtriebe zu beſtrafen. Er beugte neuen vor, indem er Dolabella mit nach Afrika nahm. Dieſer begleitete ihn nachher auch auf dem Feldzuge gegen die Söhne des Pompejus, in welchem er verwundet wurde. Nachdem Cäſar das Ziel ſeines Strebens erreicht hatte, ſchien auch Dolabella das ſeinige zu erreichen, denn Cäſar hatte ihm, ungeachtet er weder Prätor geweſen, noch das geſetzmäßige Alter dazu erreicht hatte, für das J. 44 das Conſulat zugeſagt, trat es jedoch, als die Zeit erſchien, mit Antonius ſelbſt an, wozu dieſer Cäſarn zu bereden gewußt hatte. Der erbitterte Dolabella erſchien im Senat, und es kam zwiſchen ihm und Antonius zu einem äußerſt heftigen Auftritte, welchem Cäſar dadurch ein Ende machte, daß er Dolabella für die Zeit ſeiner Abweſenheit — denn er wollte zu dem Kriege gegen die Parther abgehen — zum ſtellvertretenden Conſul (suffectus) ernannte. Über des Antonius

*) ſ. den Art. Hauenstein.

Digitized by Google

Einſpruch ſollte am 15. März entſchieden werden. Dieſer verhängnißvolle Tag aber, an welchem Cäſar unter den Dolchen der Verſchworenen fiel, veränderte die ganze Geſtalt der Dinge. Antonius, als Freund Cäſar's, wagte nicht ſogleich hervorzutreten, Dolabella aber, des Antonius Feind, obgleich auch von Cäſar's Partei, trat jetzt ohne Weiteres als Conſul auf, und die erſte Handlung dieſes Günſtlings Cäſar's war, die That der Verſchwornen zu billigen; ja er gab zu verſtehen, daß er ihr nicht fremd ſei. Kurz darauf ging er noch viel weiter. Cäſar's Ermordung hatte keineswegs die Billigung des Volkes, und Antonius hatte im Stillen auf die Überzeugung hingewirkt, daß man Cäſar's Verluſt zu beklagen wol Urſache habe. An der Stelle auf dem Forum, wo ſein Körper verbrannt worden war, hatte man, in Folge hiervon, einen Altar errichtet und daneben eine Marmorſäule mit der Inſchrift: „Vater des Vaterlands." Scharen des Volkes zogen täglich dahin, brachten Opfer und erwieſen göttliche Verehrung; und täglich vermehrte ſich die Menge und erregte der Gegenpartei des Ermordeten immer größere Beſorgniß; denn der Enthuſiasmus ging in Wuth über; man hatte Brandfackeln bereit und es fehlte nicht an Mord (*Suet.* Caes. 85). Da ließ Dolabella Altar und Säule niederreißen, die Anführer ergreifen, die Freien vom tarpejiſchen Felſen ſtürzen, die Sklaven kreuzigen, und gab in der Ausübung deſſen, was in ſeiner Stellung ihm freilich die Pflicht gebot, einen Beweis allerdings ſeines Muthes, zugleich aber auch ſeiner Herzloſigkeit, denn er, von Cäſar bis zum Tode begünſtigt, handelte nicht aus Patriotismus, ſondern aus Selbſtſucht. Ihm war es darum zu thun, ſich als Conſul zu behaupten, dann eine Provinz zu erhalten und in dieſer ſich zu bereichern, zu welchem Behufe er ſich auch mit Antonius, ſeinem bisherigen Feinde, in geheime Unterhandlungen einließ, durch welche beide den Senat betrogen. Dolabella erreichte ſeinen Zweck; er erhielt durch des Antonius Vermittlung die von Cäſar dem Caſſius beſtimmte Provinz Syrien, und ging noch vor dem Verlaufe ſeines Conſulats dahin ab. Er nahm ſeinen Weg durch Griechenland und Makedonien, und kam zu Anfange des J. 43 in Aſien (Kleinaſien) an, wo Trebonius als Statthalter dieſer Provinz in Smyrna ſeinen Sitz hatte. Nur freien Durchzug hatte Dolabella verlangt, und Trebonius dieſen zugeſtanden unter der Bedingung, daß die Durchziehenden zwar mit dem Nöthigen verſorgt werden, jedoch in keinen der feſten Plätze einrücken ſollten. Dieſem gemäß verhandelten beide freundlich über das Weitere auch nur vor den Thoren von Smyrna. Beim Abzuge ließ Trebonius eine Schar zur Beobachtung von fern folgen; kaum aber war dieſe zurückgekehrt, als auch Dolabella umkehrte, durch einen Überfall Smyrna's ſich bemeiſterte und Trebonius gefangen nahm. Dieſen ließ Dolabella zwei Tage lang foltern, um die Entdeckung der Caſſe von ihm zu erpreſſen, dann ihn enthaupten, das Haupt auf einem Speere herumtragen, den Körper durch die Straßen ſchleifen und ins Meer werfen. Dolabella nahm hierauf Aſien in Beſitz*). Erpreſſungen, Plünderungen, Hinrichtungen römiſcher Bürger, Unthat auf Unthat folgten jener erſten. Als die Nachricht von ſo ungeheuren Freveln nach Rom kam, wurde Dolabella zwar für einen Feind des Vaterlands erklärt und ſeine Güter wurden confiscirt, er aber begab ſich nach Kilikien, wohin indeſſen auch Caſſius gegen ihn aufgebrochen war. In Syrien trafen ſich beide. In Antiochia nahm man Dolabella nicht auf und ſein Angriff darauf war fruchtlos. Laodikea öffnete ihm die Thore, ward aber ſofort von Caſſius belagert. Im Juli des J. 43 konnte Dolabella ſich nicht mehr halten, und gab, als der Feind in die Stadt eindrang, um nicht in deſſen Hände zu fallen, einem ſeiner Krieger den Befehl ihn zu tödten. Sein Legat Octavius tödtete ſich ſelbſt.

Wollte man jetzt nach dieſem kurzen Abriſſe von Dolabella's Leben ſein Verhältniß zu Cicero insbeſondere in Betracht ziehen; ſo wird es zweckdienlich ſein, einige anſcheinend ſich widerſprechende Äußerungen Cicero's über Dolabella näher zu beachten. Auf die Veranlaſſung der Anklage Dolabella's gegen Appius Pulcher ſchrieb Cicero dieſem Letztern im J. R. 703: „Es hat mich in ebenſo großes Befremden als Erſtaunen geſetzt, daß dieſer junge Mann, den ich in zwei halsbrechenden Händeln zweimal mit größter Mühe und Anſtrengung vertheidigt und gerettet habe, indem er die Verwegenheit hatte ſich deine Feindſchaft muthwilliger Weiſe zuzuziehen, des Mannes, dem er all ſein gegenwärtiges und noch zu hoffendes Glück verdankt, ſo gänzlich vergeſſen konnte; und mein Erſtaunen iſt deſto größer, weil er zugleich auch vergeſſen haben mußte, wer du biſt und wer er iſt; daß du mit perſönlichen Vorzügen ſowol, als Vertheidigungsmitteln überflüſſig verſehen biſt, ihm hingegen (um mich aufs Gelindeſte auszudrücken) gar vieles fehlt, um ſich mit dir meſſen zu können. Von den albernen und kindiſchen Reden, die er führt, und bei denen du dich in deinem Briefe länger aufhältſt, als ſie verdienen, hatte mir unſer Freund M. Cölius bereits geſchrieben. Das Wahre iſt, daß ich mit einem Menſchen, der ſich deine Feindſchaft auf den Hals gezogen hat, weit eher eine alte Verbindung zerreißen, als eine neue eingehen möchte" (Epp. ad div. III, 10).

Als Dolabella Cäſar's Altar und Ehrenſäule hatte niederreißen laſſen, da ſchrieb Cicero an Atticus: „O mein herrlicher Dolabella! denn jetzt nenne ich ihn meinen; vorher, glaube mir, war er mir ſehr verdächtig. In dieſer That liegt Stoff zu großen Betrachtungen. Vom Felſen ſtürzen, kreuzigen, die Säule vernichten, die Stelle, wo ſie geſtanden, ebnen laſſen; — das iſt Heldenthat!" (Epp. ad Att. XIV, 15. Vgl. den Brief an Dolabella Epp. ad div. IX, 14).

Nach der Schandthat gegen Trebonius erklärt Cicero im Senate: „Von Kindheit an war Grauſamkeit ſeine Wonne; dann trat eine ſolche Schändlichkeit ſchnöder Lüſte

*) Man vergleiche *Cic.* Philipp. II. Cap. 2 sq. mit *Appian*, Buch 3, 4. Drumann, in deſſen Geſchichte Roms in ſeinem Übergange von der republikaniſchen zur monarchiſchen Verfaſſung (Königsb. 1834). In dieſem Werke ſehe man auch das Ausführliche über die Familie der Dolabella mit allen Nachweiſungen.

Digitized by Google

ein, daß er ſelbſt immer daran ſich ergötzte, das zu thun, was nicht einmal ein Feind, wenn er ſchamhaft iſt, ihm vorwerfen könnte. Und dieſer Menſch, o ihr unſterblichen Götter! gehörte einſt zu den Meinigen; denn da ich nicht nachgeforſcht, waren ſeine Laſter mir verborgen" (Philipp. XI. c. 5).

Wenn in der vorigen Stelle Cicero ſagt: mein Dolabella, ſo bezieht ſich dies nur auf die Partei, zu welcher er gehörte; wenn er ihn aber in dieſer Rede zu den Seinigen rechnet, ſo bezieht ſich dieſes auf ſein Familienverhältniß mit ihm. Dolabella war Cicero's Schwiegerſohn, der Gemahl ſeiner geliebten Tochter Tullia. Wie dieſes Verhältniß war, muß man näher erwägen.

Dolabella war von ſeiner Gemahlin Fabia, Tullia um dieſelbe Zeit von ihrem zweiten Gemahle Craſſipes geſchieden; Cicero, wie aus ſeinen Briefen erhellt, war, weil die römiſche Sitte für eine Geſchiedene dies verlangte, ſehr beſorgt um eine neue Vermählung; die Wahl fiel endlich auf den damals 18jährigen Dolabella, der aber ſchon ſehr verſchuldet war, wodurch nachmals Cicero ſelbſt in Verlegenheit kam. Dolabella war nicht blos ein unſinniger Verſchwender, welcher das Heirathsgut ſeiner Gemahlin verſchleuderte, ſondern trieb auch ſeine Untreue ſo weit, daß er ſich ſogar nicht ſcheute, die Gunſt der auch einem andern Wüſtlinge feilen Metella (*Horat.* Sat. II, 3), der Gemahlin des jüngern Lentulus Spinther, mit jenem zu theilen (Epp. ad Attic. XI, 23). Wollte Cicero ſeine Tochter vom gänzlichen Untergange retten, ſo blieb ihm nichts übrig, als die Scheidung zu bewirken, die dann auch im J. 44, aber ohne Zweifel in gütlicher Übereinkunft von beiden Seiten noch erfolgte. Im Januar des darauf folgenden Jahres gebar Tullia ihm einen Sohn, welcher des Vaters Adoptivnamen Lentulus erhielt; die Mutter deſſelben aber ſtarb ſchon im nächſten Monate, 32 Jahre alt.

In dieſem Verhältniſſe iſt nun allerdings mancherlei ſo Auffallendes, daß Cicero dabei in einem zweideutigen Lichte erſcheint, und es iſt wol der Mühe werth, bei einem Cicero die Sache näher zu beleuchten.

Zunächſt kommt wol in Betracht, was Cicero über Dolabella an Appius Pulcher ſchrieb, denn dies wurde in der Zeit geſchrieben, als es ſich noch geheim um die Vermählung Dolabella's mit Tullia handelte. Vor dieſer Zeit alſo mußte Cicero ihn ſchon vertheidigt und gerettet haben, und ihn alſo auch wol von einer nicht empfehlenswerthen Seite kennen. Wenn nun dieſes war — und es läßt ſich nicht beſtreiten — ſo fragt ſich: 1) warum vermählte Cicero ihm ſeine, von ihm ſo innig geliebte, Tochter? 2) Wie war es möglich, daß Cicero öffentlich behaupten konnte, er habe Dolabella's Laſtern nicht nachgeforſcht und ſie ſeien ihm verborgen geweſen, als er denſelben zum Schwiegerſohne angenommen? Dieſe beiden Fragen bleiben die Hauptfragen; denn daß ſonſt das Urtheil über einen Menſchen ſich unter verſchiedenen Umſtänden ändert, und daß man den ſpäterhin preiſen kann, den man früher ſtreng getadelt hat, dieſes kann wol nicht ſonderlich befremden, wiewol es nicht zu leugnen iſt, daß in den meiſten ſolcher Fälle der Menſch ſelbſt ſich völlig gleich geblieben und nur ſeine Handlung oder Leiſtung, oft nur, weil ſie uns erſprießlich oder ſonſt angenehm iſt, Lob oder Tadel verdienten. Daß Cicero ſich in dieſem Falle befand, als er den Conſul Dolabella gegen Atticus ſo pries, iſt wol unverkennbar, auch wenn man Cicero's Brief darüber an Dolabella ſelbſt nicht hinzuzieht.

Was ſich nun aber in Beziehung auf jene beiden Hauptfragen für Cicero ſagen läßt — denn was gegen ihn ſprechen kann, liegt am Tage — das ſcheint ſich mir auf Folgendes zu beſchränken. Cicero war, als es ſich um die neue Vermählung ſeiner Tochter handelte, in Kilikien. Über den künftigen Schwiegerſohn waren Cicero und ſeine Gemahlin Terentia nicht einverſtanden, und es waren drei Partien im Vorſchlage, von denen zwei dem Cicero nicht gefielen, die dritte ihm genehm, aber ungewiß war (ad Attic. V, 4). Cicero wünſchte eine Verbindung mit Tiberius Claudius Nero, dem nachmaligen Gemahl der Livia (ad Attic. XIII, 64), und dieſe würde auch geſchloſſen worden ſein, wenn nicht Terentia — vielleicht auch Tullia ſelbſt — zu raſch gehandelt hätten. Cicero hatte zwar Nachricht über Unterhandlungen mit Dolabella, welchem eine Verbindung mit Cicero grade jetzt, bei ſeiner Anklage des Appius Pulcher, ebenſo wünſchenswerth ſein mochte, als dieſe Anklage dem Cicero ſelbſt unangenehm war (ad div. III, 10); allein der völlige Abſchluß ſcheint doch in Rom ohne ihn erfolgt zu ſein (ad div. III, 12). Genug, die Vermählung war noch in Cicero's Abweſenheit geſchehen, und wenn man das beachtet, was er dem Cölius auf deſſen Glückwunſch (ad div. VIII, 13) dazu antwortete, ſo kann man nicht verkennen, daß er nur gute Miene zu böſem Spiele machte. „Es freut mich, ſchreibt er, daß du den Dolabella erſt lobſt, und hintennach mit dem Mantel der Liebe bedeckſt. Denn wenn du ſagſt: du hoffeſt, gewiſſe Dinge würden durch die Klugheit meiner Tullia gemildert werden, weiß ich wol, auf welchen deiner Briefe ſich das bezieht. Wenn du erſt meinen Brief an Appius leſen ſollteſt, den ich ihm auf Veranlaſſung des deinigen ſchrieb! aber was war zu machen? Es lebt ſich nun einmal in der Welt nicht anders. (So geht es im Leben.) Was geſchehen iſt, mögen die Götter genehmigen! ich hoffe einen angenehmen Schwiegerſohn in ihm zu finden, und deine freundſchaftlichen Dienſte werden vieles dazu beitragen können" (ad div. II, 15). Man ſieht, Cicero kannte den, den er zum Schwiegerſohne erhalten, aber nicht erwählt hatte. Wie aber kannte er ihn? Etwa ſo, wie er ihn in der Philippika ſchildert? Schwerlich. Zwar ſagt er ſelbſt, daß er ihn ſchon früher in zwei halsbrechenden Händeln nur mit Mühe und Anſtrengung gerettet habe; es mag ſich alſo um Capitalverbrechen gehandelt haben: wenn aber Drumann hierbei von Mord und Knabenſchänderei ſpricht, ſo würde ein Beweis erforderlich ſein, und zwar ein Beweis, der ſich nicht auf Cicero's ſpätere Ausſage ſtützt. Es iſt nicht blos möglich, ſondern ſelbſt wahrſcheinlich, daß Cicero früher, aus Mangel hinlänglicher Unterſuchung, wie er ſelbſt ſagt, den Dolabella nicht von ſeiner ſchlimmſten Seite kennen gelernt hatte, denn er würde dann vor-

Digitized by Google

ſichtiger mit ihm bei der Zahlung des Heirathsgutes verfahren ſein und ſich eigne Verlegenheit erſpart haben. In jedem Falle mußte Dolabella bei allen ſeinen Fehlern und Laſtern doch auch empfehlende Eigenſchaften haben, die ihm nicht blos Cäſar's Gunſt zuwenden, ſondern auch in Cicero die Hoffnung erregen konnten, daß er einen angenehmen Schwiegerſohn an ihm haben werde, wie er denn auch ſpäterhin öfters noch verſichert, daß er ihn liebe. Wol mochte daher Cicero, als er in Kilikien war, auf dieſelbe Weiſe von ihm denken, wie Cölius es angedeutet hatte, daß das, womit er ſich unnütz gemacht hatte (quibus sibi parum utilis fuit), theils ſchon mit der Zeit ſich gelegt habe, aber in der Verbindung mit einer tugendhaften, vernünſtigen und klugen Frau ſich vollends ganz legen werde. Hierunter können nun allerdings Ausſchweifungen verſtanden werden, gewiß aber nicht ſo grobe Verbrechen, deren Cicero in der Philippika gedenkt. Cicero ſcheint wirklich erſt, während er ſchon an die Scheidung denken mußte, Nachricht davon erhalten zu haben, daß die Hoffnung auf ein Aufhören der Ausſchweifungen eine trügeriſche geweſen. So hatte er ſich in Beziehung auf dieſe und auf Verſchwendung früher nur im Irrthume befunden, und bereuete ſeinen Fehler, der hauptſächlich darin beſtand, nicht bei Zeiten beſſer nachgeforſcht zu haben, bitter genug.

Auffallend kann es nun freilich noch ſein, daß Cicero nicht blos nach der Scheidung, ſondern auch nach ſeiner Tochter Tode noch mit Dolabella nicht nur in Verbindung blieb, ſondern ſelbſt in dem Briefe, worin er ihm den Tod der Tullia nach Spanien mehr andeutete, als meldete (ad div. IX, 11), ſchreibt: „es iſt mir angenehm, daß man ſich überzeuge, daß ich dir lieb ſei. Warum ich dich aufs Angelegenſte bitte, iſt, mir deine Liebe zu erhalten.“ Wieland findet in der Art dieſes Briefes den Beweis, daß die Eheſcheidung zwiſchen Dolabella und Cicero's Tochter mit beider Theile gutem Willen erfolgt ſei; man kann hinzufügen, dieſer Brief beweiſe auch für das fortdauernde gute Vernehmen zwiſchen dem ehemaligen Schwiegervater und Schwiegerſohne. Dieſes zu ſchonen hatte Cicero guten Grund, denn Dolabella war bei Cäſar, wo es für Cicero, der im Herzen ſtets ein Pompejaner blieb, nie an ſolchen fehlte, welche ihn zu verleumden und anzuſchwärzen ſuchten. Selbſt ſein Bruder und ſein Neffe waren ihm nicht treu geblieben, und ſo war es ihm wenigſtens nicht zu verargen, wenn er bei dem Sturme jener Zeit wünſchte, daß dieſer ihm treu bleiben und nicht auch bei Cäſar, was er wahrſcheinlich beſſer als ein anderer gekonnt hätte, gegen ihn wirken möchte. Er ſorgte hiermit allerdings für ſeine Sicherheit, allein dieſer opferte er doch nie ſeine Überzeugung, die er gegen Cölius ausgeſprochen hatte: „Ich wünſche, daß Cäſar ehrlich ſei; für Pompejus kann ich ſterben; theurer aber als die Republik iſt mir nichts.“ Als er dieſe durch Cäſar bedroht ſah, freute er ſich deſſen Falles, Dolabella aber als Cäſarianer blieb ihm ſo lange verdächtig, bis er Cäſar's Altar umgeſtürzt und deſſen Anhänger vernichtet hatte Da erſcholl Cicero's Triumphruf, ohne Zweifel aus neuem Irrthume, indem er dieſe That einem reinen Eifer für die Republik zuſchrieb. Dolabella's Schandthat an Trebonius enttäuſchte ihn endlich, denn dieſe That war auch gegen die Republik gerichtet. Und wie nun, wenn jetzt erſt Dolabella's ganze Schändlichkeit ihm offenbar worden wäre, jetzt, da gewiß von ſeinen Feinden alles hervorgezogen wurde, was ihm zur Schmach gereichte? Da man die Möglichkeit hiervon nicht in Abrede ſtellen, einen Beweis vom Gegentheile aber nicht führen kann: ſo iſt kein Grund vorhanden, Cicero's Ausbruch gegen Dolabella in der eilften Philippika für unwahr zu erklären und ihn zum offenbaren Lügner zu ſtempeln. Hier ſpricht der getäuſchte Republikaner von einem Menſchen, der ihm, bei allen ſeinen Fehlern, doch lieb geweſen, und von dem er auch in der letzten Hoffnung ſich betrogen ſah. *(H.)*

DOLES (Joh. Friedrich), geb. zu Steinbach im Meiningiſchen im J. 1715, bildete ſich zuvörderſt auf dem Gymnaſium zu Schleuſingen, wo er auch in der Muſik gute Fortſchritte machte, namentlich im Klavier-, Orgel- und Violinſpiele. Nachdem er die Univerſität zu Leipzig bezogen hatte, erhielt er Unterricht in der Compoſition von Joh. Seb. Bach, der ihm Gründlichkeit des reinen Satzes beibrachte, wenn dem Schüler auch in der Folge Bach's kunſtvoller Weg nicht ſo behagen wollte, als der volksmäßigere der damaligen dresdener Opernmuſik unter Haſſe. Dorthin, wo beſonders Fauſtina Haſſe glänzte, hatte er ſich begeben, um ſeinen Geſchmack auch auf dieſem Wege zu bilden, hatte ſelbſt am Geſange der Chöre als Tenoriſt mit Antheil genommen und war von Fauſtina's Reize ſo erfüllt worden, daß er noch als Greis nicht anders als mit Begeiſterung von der einflußreichen Sängerin ſprechen konnte. Dieſe ideale Jugendliebe war es hauptſächlich, die der leichtern Muſik ſeine beſondere Zuneigung gewonnen hatte. Dieſer Überzeugung blieb er auch treu bis an das Ende ſeines Lebens. Denn als er im J. 1790 ſeine Cantate: „Ich komme vor dein Angeſicht“ in Partitur herausgab, ſchrieb er in der Vorrede, die Fugen ſollten aus der Kirche verbannt werden, weil ſie nur Werke des Verſtandes wären, an denen nur der Kenner Freude haben könne. Im J. 1744 wurde er Cantor zu Freiberg. Dort hatte der Rector Biedermann (Joh. Gottlieb) den Gedanken, zum Andenken des 30jährigen Krieges ein muſikaliſches Singſpiel zu veranſtalten, was Doles im J. 1749 componirte und auf dem großen Saale des dortigen Gewandhauſes zur Aufführung brachte. Das Gedicht hatte der blinde Dichter Enderlin verfaßt. Die Muſik erhielt ſo großen Beifall, daß die vielfach wiederholten Aufführungen über 1500 Thlr. eingebracht haben ſollen. Der Rector, der die Einnahme beſorgte, berechnete nicht die Hälfte und ſchickte dem Cantor für ſeine Mühe 30 Thlr., welche Doles mit der Bemerkung wieder zurückſchickte, er wolle ſich mit dem erhaltenen Beifalle begnügen. Über dieſes Verfahren Biedermann's machten die Einwohner der Stadt die beißendſten Bemerkungen, und der darüber aufgebrachte Bach ſchrieb aus Rache im J. 1750 ſein Schulprogramm, de vita musica, worin er musice vivere und lüderlich leben für Eins erklärte. Natürlich erſchienen bald mehre Gegenſchriften, an denen auch Joh.

Digitized by Google

Mattheſon in ſeiner „berühmten Panacea" Theil nahm. Der unbiedere Biedermann kam dadurch um ſeine Ehre und Doles' Name wurde mit ſteigender Achtung genannt. Im J. 1756 erhielt er den Ruf nach Leipzig als Cantor an der Thomasſchule, dem er folgte und ſein Amt in jeder Hinſicht ehrenvoll verwaltete. Hier componirte er für die beiden Hauptkirchen ſehr viele geiſtliche Werke in einfach gemüthlicher Weiſe, beſonders auch durchcomponirte Kirchenlieder, ſodaß eine Strophe als Chor, eine andere als Recitativ, Arie oder Duett ꝛc. behandelt wurde. Obgleich viele derſelben ſehr gefielen, ſind doch verhältnißmäßig nur ſehr wenige veröffentlicht worden. Von ſeiner großen Anzahl durchcomponirter Pſalmen iſt nur der 46. in Leipzig gedruckt worden. Selbſt ſeine Anfangsgründe zum Singen, nach welchen er zu unterrichten pflegte, ſind Manuſcript geblieben (Gerber's Sammlung ſeiner muſik. Schriften S. 19). Es beſteht aus 156 Octavſeiten, deren Inhalt Gerber in ſeinem neuen Lexikon der Tonkünſtler unter Doles' Namen genau angegeben hat. Gedruckt wurden noch: Lieder von Fuchs und Melodien zu Gellert's geiſtlichen Oden, die noch nicht mit Kirchemnelodien verſehen ſind, zur Privat- und öffentlichen Andacht, vierſtimmig mit beziffertem Baſſe. Sein vierſtimmiges Choralbuch, oder harmoniſche Melodienſammlung für Kirchen, Schulen ꝛc. erſchien in Leipzig im J. 1785. Seine oben angeführte Cantate: „Ich komme vor dein Angeſicht" ſchrieb er als Abſchied von ſeiner amtlichen Thätigkeit, als er höchſt ehrenvoll im J. 1789 in den Ruheſtand ſeiner Kränklichkeit wegen verſetzt worden war. Dieſe am dritten Sonntage nach Trinitatis in den Kirchen aufgeführte Muſik ließ er im J. 1790 in Partitur und als Klavierauszug drucken und widmete ſie ſeinen beiden Freunden Mozart und Naumann. Auch wurden fünf Hefte ſingbare und leichte Vorſpiele für Lehrer und Organiſten auf dem Lande und in kleinern Städten herausgegeben. Mehre Manuſcripte beſitzt die leipziger Thomasſchule. Viele ſind verloren gegangen. Hiller gab uns im zweiten Theile ſeiner vierſtimmigen Motetten und Arien von verſchiedenen Componiſten noch Doles' ſchöne Motette: „Wer bin ich? Herr!" Sie iſt die fünfte, S. 36 des 2. Thls. — Doles' einziger Sohn, Joh. Friedrich, wurde ihm am 26. Mai 1746 geboren. Ob er wol die beſten Anlagen für Muſik hatte und von ſeinem Vater im Klaviere und Geſange unterrichtet wurde, wünſchte ihn der Vater doch lieber als Gelehrten zu ſehen. Er ſtudirte zu Freiberg, Leipzig und Erlangen, wurde im J. 1776 Doctor der Rechte und Subſtitut der Juriſtenfacultät, ſtarb aber noch vor dem Vater am 16. Apr. 1796. Von den Arbeiten des Sohnes ſind einige Klavierſonaten und Solos bei Breitkopf und Härtel gedruckt worden; das beliebte Lied Langbein's „die Poſtſtationen des Lebens" iſt von ſeiner Compoſition. Auch ſang er zuweilen öffentlich, da ſeine Baßſtimme ſo gut als ſeine Fertigkeit ausgezeichnet war. Einige Jahre vor dem Tode des Vaters Doles hatte derſelbe noch das Glück, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, noch einmal ſeinen Freund Mozart in ſeiner Familie zu ſehen. Er ſtarb am 8. Febr. 1797. (*G. W. Fink.*)

DOLGORUKI (Langhand; dieſen Beinamen führte Georg, der Großfürſt von Kiew, 1155—1157), eines der älteſten und berühmteſten Häuſer des ruſſiſchen Kaiſerthums, das ſeine Abkunft von den alten Tſchernigoff'ſchen Fürſten beweiſet. Den Fürſten Dolgoruki und Tokmakow vertraute Iwan II. im J. 1572 die Vertheitigung von Moskau, als er einen Angriff der Krimmer erwartete. Ein Fürſt D. hatte den Oberbefehl in Woroneſch, als eine geringe Anzahl von lithauiſchen Koſaken dieſe neue Anlage bedrohte. D. wähnte ſich ſtark genug, den Angreifern entgegenzuziehen, wurde aber geſchlagen und die Stadt verbrannt (1589). Im Sommer 1591 wurde ein Fürſt D. Woiwode von Gdow, von den Schweden geſchlagen, und ſelbſt zum Gefangenen gemacht. Der Fürſt Dolgoruki-Roſchtſcha befehligte in Rülſk, als das zahlloſe Heer des Großfürſten Boris Godunow nach dem Siege bei Dobrünitſchy, am 21. Jan. 1605 über den Pſeudo-Demetrius erfochten, dieſe Stadt auffoderte; der Fürſt aber, der ſich bereits für Demetrius bloß gegeben hatte, beantwortete die Auffoderung durch hartnäckigen Widerſtand, der dem Demetrius Zeit verſchaffte, den erlittenen Schaden auszumerzen, und am Ende den Thron ſeines Gegners zu beſteigen. Ein Fürſt Michael D. bewaffnete ſich zu Gunſten des zweiten Demetrius, es wurde aber der zahlreiche Haufen von Empörern, den er zuſammengebracht, von Artemius Ismailow zerſtreut (1607). Der Fürſt Wladimir D. erhielt von dem Zaren Baſilius Schuiski den Auftrag, den ſeit dem Falle des erſten Demetrius in Rußland zurückgehaltenen Woiwoden Mniszck, deſſen Tochter Marina und die übrigen Polen, deren Freilaſſung der Waffenſtillſtand vom 25. Jul. 1608 ſtipulirt hatte, mit einer Schutzwache bis an die lithauiſche Grenze zu geleiten. Der Zug ging durch Uglitſch, Twer, Biela bis an die Grenze von Smolensk, hier erwartete ihn eine ſtarke Reiterſchar, Zborowsky und Stadnicki an der Spitze, welche ſich aufgemacht hatte, die Marina zu befreien. D. konnte oder wollte ſich nicht widerſetzen, ſeine Mannſchaft entfloh, er ſelbſt eilte nach Moskau zurück, und Marina, dem zweiten Demetrius überliefert, erkannte ihn als ihren Gemahl an — ein Ereigniß von unberechnenbarer Folge für den Fortgang des abenteuerlichen Unternehmens. In dem nämlichen J. 1608 wurde der Woiwode von Kolomna, D., in der ihm anbefohlenen Stadt von Liſſowski einem der Feldherren des Demetrius überwältigt und ſelbſt zum Gefangenen gemacht. Der Fürſt Gregor D. und Alexius Golochwaſtow waren dem Kloſter Troizkoi Sſergiew (63 Werſte von Moskau) als Woiwoden vorgeſetzt, wie Sapieha, der Fürſt Conſtantin Wisnowiecki, die Tiſſkewicze und viele andere polniſche Hauptleute, zuſammen wol 30,000 Mann unter ihren Fahnen vereinigend, im Angeſichte des Kloſters ſich auf dem klementjewer Felde lagerten (23. Sept. 1608). Alsbald thaten D. und Golochwaſtow einen Ausfall, denn ſie wünſchten den Feind kennen zu lernen und ihm ihren Muth zu zeigen, und wenn ſie auch hierbei einigen Verluſt erlitten, ſo hatten ſie doch den Bewohnern der zu dem Kloſter gehörigen Vorwerke Zeit verſchafft, ihre Hütten einzuäſchern. Jeder Hausvater erfüllte an ſeinem Hauſe die traurige Pflicht und eilte ſodann mit ſeiner Familie dem Kloſter zu, und

Digitized by Google

während der Feind alle Höhen und Wege beſetzte, ſein Lager befeſtigte, Schanzen aufwarf, füllte das Kloſter ſich mit einer hilfloſen Menſchenmenge, die hier Zuflucht ſuchte, aber nur theilweiſe in den Zellen untergebracht werden konnte. Kranke, Kinder und Wöchnerinnen lagen im kalten Herbſtregen unter freiem Himmel. Die nothwendigen Folgen einer ſolchen Überfüllung waren vorauszuſehen, aber die frommen Mönche ſprachen, „der heil. Sergius ſtößt die Unglücklichen nicht von ſich," und nahmen alle auf. Die Woiwoden, der Archimandrit Joaſaph und die Kirchenälteſten ordneten die Vertheidigung, ſtellten die Kanonen auf, bezeichneten diejenigen, welche auf den Mauern oder in Ausfällen kämpfen ſollten, und waren D. und Golochwaſtow die erſten, welche am Grabe des heil. Sergius das Kreuz darauf küßten, daß ſie in der Belagerung ohne Verrath ausharren wollten. Alle Kriegs- und Kloſtermannen folgten ihrem Beiſpiele in Liebe und Eintracht, und ermuthigt bereitete ſich ein Jeder zum Blutmahl und den Todeskelch für das Vaterland zu leeren. Von dieſem Augenblicke an verſtummte der Chorgeſang in den verſchiedenen Kirchen des Kloſters bei Tage ſo wenig, wie bei Nacht. Am 29. Sept. erließen Sapieha und Liſſowski folgendes Schreiben an die Woiwoden: „Ergebt euch an Demetrius, Euern und unſern rechtmäßigen Zaren, welcher mächtiger iſt, und gnädiger als der Afterzar Schuiski, auch vermögend, ſeine Getreuen zu belohnen, ſintemalen er faſt in dem Beſitze des ganzen Reiches iſt, auch ſeinen Gegner in dem belagerten Moskau hart bedrängt. Wenn Ihr Euch gutwillig ergebt, ſo ſollt Ihr Statthalter der Stadt Troizk und Gebieter vieler reichen Ortſchaften werden, im Falle eines fruchtloſen Widerſtandes gehet Ihr Euerer Köpfe verluſtig." In der ſcheltenden Antwort war von Unterwerfung am wenigſten die Rede. Vom 3. Oct. an, ganze ſechs Wochen hindurch, wurde das Kloſter aus 63 Stücken beſchoſſen. Mauern und Thürme erbebten, aber ſanken nicht in Staub, ſei es wegen der Unerfahrenheit der Conſtabler, ſei es wegen des geringen Calibers der Geſchütze; wo Breſchen entſtanden, da füllte ſie alsbald der Vertheidiger unermüdliche Thätigkeit. Glühende Kugeln flogen an den Kloſtergebäuden vorüber in die Tiefe, oder erloſchen auf freien Plätzen und in Gruben, zum Erſtaunen der Belagerten, welche, hierin eine wunderbare Gnade Gottes für ſie erblickend, ein Selbſtvertrauen ſchöpften, das ſeit langer Zeit von Rußlands Heeren gewichen zu ſein ſchien. Viele ließen ſich einkleiden, um als Mönche zu ſterben, und die Mönche, mit den Kriegern Gefahren und Beſchwerden theilend, umzogen Tag für Tag mit ihren Heiligenbildern die Mauern. Am 12. Oct. war vom frühen Morgen an hoher Jubel in dem feindlichen Lager, es wurde gezecht und geſchoſſen, leichtberittene Ulanen umſchwärmten das Kloſter; in der Dämmerung aber zog das ganze Heer in Abtheilungen nach den Verſchanzungen, und in der Nacht erfolgte der erſte Sturm. Mit einer Salve aus den Kanonen und Feldſchlangen empfangen, erreichten die Stürmenden nicht einmal die Mauern, viele wurden getödtet oder verwundet, die andern flohen, und ließen Sturmleitern, Schilde und Mauerbrecher im Stiche. Am 19. Oct. zeigten ſich nur wenige Polen in den Kloſtergärten, ohne Befehl zu erwarten, ließen Strelizen und Koſaken ſich an Stricken von den Mauern herab, und die einzelnen Polen erlagen ihrem Ungeſtüme. Dieſen Erfolg und die Kampfbegierde der Truppen gewahrend, thaten Dolgoruki und Golochwaſtow mit Fußvolk und Reiterei einen Ausfall, des Willens, die feindlichen Arbeiten auf Krasnaja Gora zu zerſtören. Aber die Polen hielten Stand und es erfolgte ein arges Gemetzel, denn keiner wollte ſich fangen laſſen. Endlich wichen die Ruſſen, Todte und Verwundete nach dem Kloſter zurückbringend; am meiſten bedauerte man den tapfern Bjechow. Weil er noch athmete, wurde er, zugleich mit andern Sterbenden, zum Mönche geſchoren. „Zur Belohnung ihrer dem irdiſchen Zaren erwieſenen Treue wurden ſie in Engelsgeſtalt dem himmliſchen Herrſcher überantwortet." In der dunklen Herbſtnacht des 25. Oct., als die Feuer kaum leuchteten und im Kloſter Alles in dumpfer Betäubung brütete, wurden die ſchlummernden Krieger durch plötzlichen Lärm aufgeſchreckt; die Polen und ihre ruſſiſche Verbündete drangen unter Löſung aller ihrer Geſchütze mit Geſchrei und Geheul auf das Kloſter an, erreichten den Graben und ſteckten die Verpaliſadirung in Brand. Aber die von ihnen gezündete Flamme beleuchtete ihre Scharen, daß ſie den Kanonen und Feldſchlangen der Wälle zum Ziele dienen mußten. Ihre verwegenſten Streiter blieben vor den Paliſaden liegen, die Colonnen zogen ſich in die Verſchanzungen zurück, und als ſie mit dem Aufgange der Sonne die Kirchenfahnen, Mönche und Krieger erblickten, die ſich auf den Mauern zu einem Dankgebete wegen des erlangten Sieges verſammelt hatten, wichen ſie, einen Ausfall befürchtend, noch weiter zurück in ihr verſchanztes Lager. Einige Tage verſtrichen in ſcheinbarer Unthätigkeit, von dem Feinde zwar benutzt, um im Schooße der Erde ſicheres Verderben der Beſatzung zu bereiten. D. und Golochwaſtow ahneten das Geheimniß des Minenkriegs, und veranſtalteten, um ſich eine nähere Kunde von ihm zu verſchaffen, einen Ausfall. Ein lithauiſcher Rittmeiſter, Bruszewski, wurde ihr Gefangener, und die Folter erpreßte dieſem das Geſtändniß von der Exiſtenz der Minen, ihre Lage konnte er aber nicht angeben. Da fand D. unter den Kloſterdienern einen geſchickten Bergmann, Korſakow genannt, und durch dieſen ließ er unter den Thürmen ſogenannte Ohren anlegen, d. h. tief in die Erde hinabgehende Stollen, durch die man das Getöſe und die Stimmen der im Innern der Erde Arbeitenden hören könne. Zugleich wurde der äußere Graben vertieft, eine Arbeit, die zu zwei blutigen Gefechten Veranlaſſung wurde. In dem letzten (1. Nov.) blieben die Polen Sieger, und Muthloſigkeit wollte ſich der Beſatzung bemeiſtern; der langwierige Kampf hatte ihre Reihen gelichtet, die zuſammengedrängte Menſchenmaſſe und der Mangel an reinem Trinkwaſſer ließen Krankheiten befürchten, und ein jeder wußte um das Geheimniß der feindlichen Minen, aber keiner wußte ſie zu finden, und hatte daher jeden Augenblick eine Exploſion zu befürchten. Auch lernten die polniſchen Artilleriſten allmälig ihre Waffe gebrauchen; eine Kanonenkugel traf die

Digitized by Google

Hauptglocke und zerſchmetterte ſodann die Heiligenbilder, vor denen das Volk in Andacht betete; durch eine andere Kugel wurde eine Nonne getödtet, eine dritte riß an St. Michaelsfeſt dem Greiſe Cornelius einen Fuß ab: „Gott der Herr wird durch ſeinen Erzſtreiter das Chriſtenblut rächen," ſprach der ſterbende Mönch. Überhaupt waren es die Mönche, von welchen die Woiwoden den wirkſamſten Beiſtand empfingen; die erſten im Gebete, auf der Wache und im Gefechte, entflammten des heil. Sergius Söhne durch Wort und That zu gleicher Anſtrengung die übrigen Vertheidiger. Die Gefechte dauerten fort. Die Belagerten, einen Gang benutzend, den ſie unter den Mauern ausgehöhlt, um unbemerkt in den Graben gelangen zu können, überfielen in dunklen Nächten mehrmals die Verſchanzungen der Feinde, in der Hoffnung, endlich einmal Gefangene zu machen, die um das Geheimniß der Minen wüßten, und ein ſolcher Wiſſender fand ſich in dem ſchwer verwundeten Koſaken Djedilowski, der als ein griechiſcher Chriſt ſterbend, den Woiwoden die Lage der Mine angab. Sie entſchloſſen ſich zu einem Ausfalle, den Abgrund des Verderbens zu verſtopfen, und zwei Ereigniſſe beſtärkten ſie in dieſem Entſchluſſe. Zuerſt wurde die Hauptkanone der Lithauer, „der Zerſchmetterer," durch wohlangebrachte Schüſſe zertrümmert, dann erlitten die Streitkräfte der Belagerer eine bedeutende Verminderung. Der Hetman Epiphanius, durch eine himmliſche Erſcheinung erſchreckt, wollte nicht weiter gegen das Heiligthum wüthen, und zog mit 500 doniſchen Koſaken ſeines Gefolges nach Hauſe. Am 9. Nov., drei Stunden vor Tages Anbruch, empfingen die Woiwoden am Sarge des heil. Sergius den Segen des Archimandriten, dann öffneten ſich die Kloſterpforten; in drei Treffen getheilt, ſchweigend gingen Mönche und Krieger in den Kampf. Noch barg ſie tirfe Dunkelheit dem Feinde, aber als ſie ſich geordnet, zerſtreute ein ſtarker Windſtoß die Wolken, der Nebel ſchwand, es tönte in freudigem Ernſte die Belagerungsglocke, und lauter noch tönte der Ruf „Heiliger Sergius," mit welchem der Angriff begann. Koſaken und Polen wurden aus ihren Befeſtigungen vertrieben, die Mühle, bei welcher ſich der Eingang zu der Mine finden mußte, wurde genommen, die Mine ſelbſt entdeckt, und in die Luft geſprengt. Aber dieſer erſte Erfolg entflammte nur die Wuth der Streiter; ſie warfen ſich zwiſchen die Batterien der Polen, obgleich das heftigſte Feuer ſie empfängt; ohne auf die Anführer zu hören, eilt von den zurückgebliebenen Mönchen und Kriegsleuten ein Haufen nach dem andern aus dem Kloſter in das hartnäckige Kampfgewühl. Mehrmals werden die Ruſſen von den Höhen hinabgeworfen und bis an die Kloſtermauern verfolgt, und ebenſo oft nehmen ſie die Schluchten, die hinaufführen zu den beſtrittenen Höhen; endlich wird die Krasnaja Gora erſtürmt mit allen ihren Schanzkörben und allem ihrem Geſchütze, und ſofort den Flammen übergeben, was nicht beweglich. Unter dem Geziſche der Feuersbrunſt, welche die feindlichen Befeſtigungen verzehrt, unter dem Geläute der Glocken von den ſämmtlichen Kloſterkirchen, kehren die Sieger heim, ihre Todten, 174 an der Zahl, und 66 ſchwer Verwundete, dann 8 erbeutete Kanonen und eine nicht geringe Anzahl von Fahnen und Gefangnen mit ſich führend. Funfzehenhundert erſchlagene Feinde lagen auf der Wahlſtatt, darunter der Woiwode von Maſovien und der Pan Ugorski, und iſt des letztern Schickſal um ſo mehr zu beklagen, da er, ebenfalls nach ruſſiſchen Berichten, in einem ſpätern Gefechte, als Fürſt Jurji Gorski nochmals von dem Kloſterknechte Pawlow erſchlagen wurde, mithin zweimal den bittern Tod erleiden mußte. Das Gefecht, in welchem der Graf Gorka (ſo glauben wir ſtatt Gorski und Ugorski leſen zu müſſen) zum zweiten Male blieb, wurde durch einen Ausfall veranlaßt, deſſen Zweck es war, die dem Kloſter zunächſt gelegenen Werke der Feinde (ſie hatten ſie demnach wiederhergeſtellt), zu vernichten. Nach theilweiſen Erfolgen wurden die Ruſſen gegen die Kloſtermauern zurückgedrängt, und hier entſpann ſich ein Kampf, ſchrecklicher als einer der vorhergehenden; man ſchlug ſich mit Fäuſten, man ſtach ſich mit Meſſern. „Der heil. Sergius ſchuf auch die Neulinge zu Helden um; ohne Panzer und Helm, ohne Kriegskunde und Erfahrung kämpften und ſiegten ſie gegen erfahrne, gewappnete Krieger." Vorzüglich war es das Mauergeſchütz, welches die dichten Reihen der Polen lichtete. Aber die eigentliche Prüfung der Standhaftigkeit der Vertheidiger war noch vorbehalten. In der harten Winterkälte hatte das Kloſter kein Holz, und es mußte der Bedarf unter Blutvergießen herbeigeſchafft werden, denn der Feind bewachte die Waldung, die das Holz liefern konnte, tödtete viele der Holzhauer und der ihnen zur Bedeckung gegebenen Schützen, und nahm viele gefangen. Faſt wären die Belagerten auch des Waſſers beraubt worden; zwei Bojarenſöhne gingen zu den Polen über, und zeigten ihnen, wie ſie alle Kloſterbrunnen austrocknen könnten durch Ableitung der Quelle, von welcher ſie geſpeiſt wurden, und mit welcher ſie durch Röhren zuſammenhingen. Schon war ein Anfang dazu gemacht, aber glücklicherweiſe wurde der Anſchlag durch einen Gefangenen den Woiwoden verrathen, und ſie wußten ihn zu vereiteln; in einem nächtlichen Ausfalle tödteten oder verjagten ſie die Arbeiter, und zugleich ſchafften ſie, durch plötzliches Öffnen aller Kanäle, aus der Hauptquelle einen reichlichen Waſſervorrath in die Brunnen und Ciſternen des Kloſters. Die gleichwol immer zunehmende Noth erzeugte bald noch bedenklichern Verkehr mit dem Feinde, als jenrr der Bojarenſöhne geweſen. Der Schatzmeiſter des Kloſters, Joſeph Diewotſchkin, und ſelbſt der Woiwode Golochwaſtow, der bisher ſo treulich zu D. gehalten hatte, in der Verzweiflung, daß das Kloſter durch heldenmüthige Ausdauer zu retten ſei, ſuchten wenigſtens ſich durch eine ſchimpfliche That zu retten, und hatten ſich gegen Sapieha verpflichtet, ihm das Kloſter zu überliefern; unter Begünſtigung eines Ausfalles wollte Golochwaſtow den Feind in die Feſte einführen. Dem Mönche Georg Schiſchkin gelang es, den Verſchwornen ihr Geheimniß zu entlocken: dem Schatzmeiſter wurde Zeit zur Reue gelaſſen, dann ſtarb er plötzlich, dem Woiwoden mußte mehr Rückſicht bezeigt werden. Nicht einmal den Antheil an dem Commando wagte D. ihm zu nehmen, er begnügte ſich, den Ungetreuen zu bewachen,

Digitized by Google

damit er nicht ſchade, auf ſolche Weiſe der ſchon allzuſchweren Bürde eine noch ſchwerere hinzufügend. Der Feind, durch die vergeblichen Anſtrengungen und durch die Kälte gleich ſehr mitgenommen, verließ ſeine Schanzen, entfernte ſich von dem Kloſter und ſchloß ſich in ſeinem befeſtigten Lager ein, die Beſatzung aber, keine weitere Gefahren ahnend, überließ ſich ſinnlichem Genuſſe und Ausſchweifungen ohne Maß und Ziel. Die mildern Frühlingstage kamen und zugleich mit ihnen äußerten ſich die Folgen dieſer Ausſchweifungen, gleichwie die Wiekungen der langwierigen Einſchließung. Ein peſtartiger Scorbut, von dem zuerſt nur die Ärmſten heimgeſucht worden, theilte ſich der ganzen Beſatzung mit und richtete die ſchrecklichſten Verheerungen an. Täglich ſtarben 20—50 Menſchen, und die überlebenden wurden aller kriegeriſchen Anſtrengung unfähig. Die bisher von Zeit zu Zeit erneuerten Ausfälle unterblieben, ohne daß es doch dem Feinde eingefallen wäre, ein ſo unverkenubares Zeichen von der Schwäche der Beſatzung zu einem entſcheidenden Angriffe zu benutzen. Sapieha ſchien vielmehr auf eine baldige und freiwillige Übergabe zu rechnen. Aber D. und ſeine wandelnden Leichname waren entſchloſſen, bis auf den letzten Athemzug auszuhalten. Sie empfingen einige Hilfe aus Moskau; die Frühlingsluft heilte manchen Kranken, und die Geneſenden verſuchten ſogleich die wiederkehrenden Kräfte im Gefechte. Ausfälle wurden auf das Neue gewagt, und nicht ſelten kam eine glückliche Liſt dem guten Schwerte zu Hilfe. Oft hatten die Polen, wenn ſie den Ringmauern nahe kamen, freundſchaftlich mit den Belagerten geplaudert, ſie herausgerufen, ihnen für Meth Branntwein gereicht, und plötzlich die Angerufenen gefangen genommen oder niedergehauen; das thaten jetzt noch häufiger die Ruſſen, und mancher Gefangene wurde auf dieſe Weiſe eingebracht. Darunter befand ſich ein Pole, Martias in den Annalen genannt, klug und in liſtigee Verſtellung ſo geſchickt, daß D. ihn für einen waemen Freund der Ruſſen hielt; denn er verrieth ihnen Sapieha's geheimſte Anſchläge, ſagte alle Bewegungen des Feindes genau voraus, lehrte die Conſtabler erfolgreiche Schüſſe thun, zog ſogar mit aus, um außerhalb der Mauern ſeine eigenen Landesleute zu bekämpfen, und ſchlug ſich wacker. Der Fürſt D. gewann ihn ſo lieb, daß der Fremdling mit ihm eine Stube bewohnte, in den wichtigſten Angelegenheiten zu Rathe gezogen wuede, und zuweilen ſogar die Nachtwache befehligte. Es fand ſich aber ein andeeer Überläufer von Bedeutung, der Lithauer Niemko, im Kloſter ein; taubſtumm von Geburt, war Niemko ein unerſchrockener Kämpe im Gefechte, ein eifriger Bekenner des griechiſchen Glaubens, ein Verehrer beſonders des heil. Sergius. Den Martias erblickend, knirſchte er vor Wuth; dann, nachdem er ihn aus dem Gemache getrieben, eröffnete er in Zeichen dem Fürſten, daß durch dieſen Menſchen die Kloſtermauern fallen würden. Man erzwang auf der Folter von Martias das Geſtändniß, daß er ein Spion Sapieha's ſei, daß er mit Pfeilen Briefe in das feindliche Lager hinübergeſchoſſen habe, und daß er ſich, der getroffenen Abrede gemäß, vorbereite, in einer Nacht alles Kloſtergeſchütz zu vernageln. Dieſe Entdeckung ſteigerte die Erbitterung und zugleich den Heldenmuth der Vertheidiger, denen außerdem der Archimandrit und die Mönche unabläſſig von Erſcheinungen und Wundern erzählten. Einer wollte von den Heil. Sergius und Nikolaus die Freudenbotſchaft baldiger Errettung vernommen haben, ein anderer hatte den unſichtbaren Engelchor belauſcht, welcher Nachts in den geſchloſſenen Kirchen für die Dahingeſchiedenen pſalmodirte, und dadurch den himmliſchen Rang andeutete, welcher jenen für ihren Heldentod geworden war. Hoffnung und Glauben nährten ſich an dieſen Sagen, Herzen und Phantaſie wurden entflammt, und mit der Ausſicht auf weitern himmliſchen Beiſtand feierte die Beſatzung am 9. Mai 1609 das Dankgebet für das Aufhören der Seuche, dem ein glücklicher Ausfall folgte. Aber Sapieha wußte, daß im Laufe von fünf oder ſechs Monaten 297 alte Mönche, 500 Novizen, 2125 Bojarenſöhne, Strelizen, Koſaken oder Kloſterdiener geſtorben waren, daß nur noch eine geringe Zahl von Vertheidigern übeig, und er bereitete einen dritten allgemeinen Sturm. Am 27. Mai erhob ſich ein ungewöhnlicher Lärm in ſeinem Lager; die Polen jubelten, zechten und muſicirten vom frühen Morgen an. Gegen Abend lagerte ſich eine zahlreiche Reiterei auf dem klementiſchen Felde; auch Sapieha rückte mit den übrigen Heerhaufen aus, gleichſam als wolle er zeigen, daß er den Vortheil eines plötzlichen Überfalles verachte, und vielmehr den Belagerten Zeit gebe, ſich zum Kampfe zu bereiten. An dieſer Vorbereitung ließ D. es nicht fehlen; nicht nur Mönche erſchienen bewaffnet auf den Mauern. ſondern auch Weiber, dieſe mit Steinen, Feuer, Pech, Schwefel und Kalk gerüſtet. Der Archimandrit und die Hieromonachen in vollem Ornat umgaben den Altar und beteten. Schon brach die Nacht an und verbarg den Feind, aber ein allmälig näher kommendes Rauſchen veekündigte die Gefahr. Gleich Schlangen keochen die Polen zum Graben, verſehen waren ſie mit Mauerbrechern, Sturmdächern und Leitern, und plötzlich rollte von der Krasnaja Gora herab der Kanonendonner; unter Paukenſchall und Siegesruf ſtürzte der Feind der Feſte zu, auf Rädern die Sturmdächer vor ſich her ſchiebend. Die Kühnſten klommen die Mauern hinan. Aber ſie trafen auf Gegner, die, zum Tode bereitet, ihn nicht mehr fürchteten; begeiſtert und beſonnen zugleich, that ein Jeder ſeine Pflicht, es wurde geſchoſſen und gehauen, mit Steinen geworfen, brennendes Pech, Schwefel, ſiedendes Waſſer auf die Stürmenden ausgegoſſen, Kalk ihnen in die Augen geſchüttet, ihr Leiterwerk umgeſtürzt. Aber auch die Feinde zeigten Verwegenheit und Ausdauer, mehrmals zurückgeſchlagen, erneuerten ſie ihre Angriffe mit verdoppelter Anſtrengung bis zum lichten Morgen. Dann endlich traten ſie den Rückzug an, haſtig von den Siegern veefolgt, die noch 30 Hauptleute gefangen nahmen, eine Menge Sturmgeräthe erbeuteten, und endlich, weil ſie des Mordens müde, nach dem Kloſter zurückkehrten, um Gott zu danken in der Kirche der heil. Dreieinigkeit. Hiermit war das Schickſal der Belagerung entſchieden. Sapieha hielt ſich zwar noch in ſeinem Lager, verfuhr aber nur mehr vertheidigungsweiſe, wagte keine An-

Digitized by Google

griffe, ſondern begnügte ſich, die kühnen Ausfälle der Beſatzung zurückzuweiſen, und erwartete, wie es mit Moskau enden werde. Dieſer Hauptſtadt aber hatte Gregor D. durch die heldenmüthige Vertheidigung des Kloſters ein Beiſpiel gegeben, das zwar für ſie ſelbſt fruchtlos blieb, das aber allen wahren Ruſſen als ein Zeichen erſcheinen mußte, wie Gott den Untergang ihres Landes nicht wolle. — Ein anderer Fürſt D., Woiwode von Kolomna, huldigte jedoch im nächſten J. 1610 dem Thronräuber. — Maria Wladimirowna D. wurde des Zaren Michael Romanow erſte Gemahlin; vermählt den 19. Febr. 1624, ſtarb ſie bereits den 6. Jan. 1625.

In der erſten Hälfte des 18. Jahrh. wurde der Name D., der bisher nur in Rußland gefeiert geweſen, auch dem übrigen Europa bekannter durch ein tragiſches Ereigniß von hohem Intereſſe.

Die Erzählung davon mag ſich auf die hier mitgetheilte Geſchlechtstafel gründen.

Aleksjej Dolghorukow.

Feodor. — **Lucas.** — **Wolodimer.**

1. **Jakow,** geſt. 1720. — 2. **Ghrigorij,** geſt. 1723. (Söhne des Feodor) — 3. **Waſilej,** hingerichtet 1739. (Sohn des Lucas) — 4. **Jurej,** geſt. 1707. — 5. **Waſilej,** Feldmarſchall. — 6. **Michajlo.** (Söhne des Wolodimer)

7. **Aleksjej,** ſtarb in der Verbannung. — 8. **Serghjej,** hingerichtet 1739. — 9. **Iwan,** hingerichtet 1739. — 10. **Aleksander.** (Söhne des Ghrigorij) — 11. **Jurej.** (Sohn des Jurej) — 14. **Waſilej.** (Sohn des Michajlo)

12. **Iwan.** — 13. **Katerina.** (Kinder des Aleksjej)

1) **Jakow, Jakob, Feodorowitschj,** früher Geſandter in Frankreich, wurde im J. 1700 bei Narwa, wo er ſich als General-Kriegscommiſſarius der Armee eingefunden hatte, von den Schweden gefangen, und mußte zehn traurige Jahre in Stockholm verleben, bis es ihm durch eine beſondere Liſt gelang, ſich und 40 andere Ruſſen zu befreien, und ſammt ihnen auf einem ſchwediſchen Schiffe die Heimath zu erreichen. Der Zar ernannte ihn hierauf zum Geheimrathe, zum Präſidenten des Senats, und zum Chef des im J. 1718 errichteten Reviſionscollegiums. Im Jan. 1719 wurde er ſammt andern Großen, von einer Specialcommiſſion, wegen vielfältiger Unterſchleife zur Rechenſchaft gezogen, er wußte ſich aber zu vertheidigen und wurde freigeſprochen. Er ſtarb den 3. Jul. 1720, wie es ſcheint ohne Kinder.

2) **Ghrigorij Feodorowitschj (Gregor).** Er war Gouverneur von Tſchernigoff, wirklicher Geheimrath und Ritter des St. Andreas und weißen Adlerordens, als er ſich im J. 1716 als außerordentlicher Geſandter in Polen einfand, und zwiſchen König Auguſt II. und den conföderirten Woiwodſchaften den zu Lublin angefangenen, zu Warſchau vollendeten Friedensvertrag vermittelte. Er war der Vater der drei unglücklichen Brüder Alekſjej, Serghjej und Iwan, und ſtarb im Auguſt 1723.

3) **Waſilej Luciiwitschj (Baſilius)** ſtand als Geſandter in Polen, Dänemark und Frankreich. Senator ſeit dem J. 1723, ging er im J. 1726 als Geſandter nach Schweden, um dieſe Krone von dem Beitritte zu der hanöverſchen Allianz abzuhalten. Bei ſeiner Rückkehr, im J. 1727, wurde er zum Gouverneur von Kiew, und von Kaiſer Peter II. zum Mitgliede des hohen geheimen Raths ernannt. Als ſolcher übernahm er es, der Großfürſtin Anna die Nachricht nach Mietau zu überbringen (5. Febr. 1730), daß die freie Wahl des geheimen Staatsrathes ſie auf den Thron von Rußland berufe. Zum Lohne dafür wurde er zum Mitgliede des regierenden Senats ernannt, aber nach einigen Wochen ſchon mußte er die auf alle D. geworfene kaiſerl. Ungnade theilen. Er wurde ſeiner Ämter und Ritterorden entſetzt, und auf ein entferntes Gut verwieſen, wo er dabei in ſtrengem Arreſt leben mußte. In dem zu Moskau den 14. April 1730 gedruckten Manifeſt heißt es von ihm, er habe ſowol gegen die Kaiſerin, als auch gegen ihr Reich gottloſe Thaten verübt, dabei er weder aus Furcht vor Gott und vor deſſen jüngſtem Gerichte, noch, wie einem ehrlichen und treuen Diener gebührend, ſich geſcheuet, der Kaiſerin erdachte und gottloſe Lügen vorzubringen, wodurch viele getreue Unterthanen in den Verdacht einer Untreue gerathen ſeien. In der zweiten Verfolgung der D. im J. 1739, wurde ihm überdies Schuld gegeben, daß er bei dem Tode Peter's II. die böſe Abſicht gehabt, ſeine Muhme Katharina auf den Thron zu erheben, und deshalb mit eigner Hand geholfen habe, ein falſches Teſtament aufzuſetzen. Darum mußte er ſeiner Vettern Schickſal theilen, und er wurde zu Nowgorod enthauptet.

4) **Jurej Wolodimirowitschj (Georg),** war Major bei der Leibgarde, als er im J. 1707 an die in Empörung begriffenen doniſchen Koſaken abgeſendet wurde, um ſie zu beruhigen. Er hoffte das auf einer Verſammlung zu Tſcherkaßk zu bewerkſtelligen, wurde aber ſtatt deſſen von den Rebellen durch Meuchelmord hingerichtet. Nr. 11 war ſein Sohn.

5) **Waſilej Wolodimirowitschj** hat die wunderlichſten Schickſale erlebt. Bei Peter dem Großen ſtand er Anfangs in beſondern Gnaden. Er wohnte deſſen Feldzügen bei, und wurde Generalmajor und Oberſtlieutenant von der Garde. Im J. 1707 ſchickte der Zar ihn mit einem Heere gegen die rebelliſchen Koſaken, die ſeinen Bruder

Digitized by Google

ermordet hatten und jetzt Aſow belagerten. Waſilej ſiegte in zwei Treffen, entſetzte die belagerte Stadt, und unterwarf die Rebellen vollſtändig, nachdem er ihrer 20,000 theils im Kampfe erſchlagen, theils hinrichten laſſen. Er commandirte hierauf als Generallieutenant, während der Feldzüge in Holſtein und Pommern des Zaren Garde, ſchloß am 30. Sept. 1717 den Vertrag mit Danzig, und ward zu Anfange des J. 1718 General en chef, nachdem er einige Jahre vorher zum Director der großen Inquiſition ernannt worden, welche die Unterſchleiſe vieler Großen, eines Menzikoff, Apraxin, Kikin, Sinawin, Bruce, unterſuchen ſollte. Sie wurden ſämmtlich ſeine Feinde, und der mächtigſte unter ihnen, Menzikoff, hatte bald darauf, Febr. 1718, die Freude, daß er dem Fürſten Waſilej des Zaren Ungnade ankündigen, ihn verhaften, und geſchloſſen nach Moskau abſchicken konnte, wo damals die Unterſuchung wider den Zarewitſch Aleksjej und deſſen Anhänger geführt wurde. Indem er den Degen abgab, ſprach Waſilej mehr nicht als dieſe Worte: „Ich habe ein gutes Gewiſſen, und nur einen Kopf zu verlieren." In dem Laufe der Procedur wurde er auf die Folter gebracht, ohne daß er etwas geſtanden hätte. Weil jedoch der Zarewitſch ſelbſt Verſchiedenes gegen ihn ausſagte, z. B. daß er mit der Regierung des Zaren unzufrieden ſei, von deſſen Qualitäten eine geringe Meinung hege, deſſen Verfahren gegen den Thronfolger misbillige, und von des Prinzen Flucht einige Wiſſenſchaft gehabt habe, wurde er geſchloſſen nach Petersburg zurückgebracht, ſeiner Ämter und Ritterorden, des ruſſiſchen, däniſchen und polniſchen, entſetzt, und endlich nach Kaſan exilirt. Weil zugleich alle ſeine Güter confiſcirt worden, ſchenkte ihm die Zarin, vor ſeiner Abreiſe, aus Mitleiden 200 Dukaten. „Er hatte damals einen ſchlechten ſchwarzen Rock an, trug einen langen Bart und ſein eignes Haar, und hatte ein ſo ſchlechtes Anſehen, daß ihn kein Menſch, der ihn in ſeinem vorigen Zuſtande geſehen, mehr kannte." Im J. 1724 wurde er aus beſondern Gnaden aus der Verbannung zurückgerufen und neuerdings zum Brigadier ernannt, in welcher Eigenſchaft er dem Leichenbegängniſſe Peter's I. im J. 1725 beiwohnte. Katharina I. gab ihm ſeinen Generalsrang zurück, und übertrug ihm im J. 1726 das Commando in den eroberten perſiſchen Provinzen. Er hatte daſſelbe jedoch kaum durch einige über die Kabardiner errungenen Vortheile bezeichnet, als er im J. 1727 von Peter II. zurückgerufen, und 1728 zum General-Feldmarſchall, wirklichen Geheimrath und Senator erklärt, und neuerdings mit dem St. Andreasorden bekleidet wurde. Als er ſeiner Muhme, der Prinzeſſin Katharina D, Glück wünſchte zu ihrer Verlobung mit dem jungen Kaiſer (30. Nov. 1729), ſprach er zu ihr ungefähr in folgenden Worten: „Geſtern waren Sie meine Muhme, heute werden Sie meine gebietende Frau; Sie ſehen daraus, wie ſich menſchliche Dinge vom Abend bis zum Morgen verändern können. Laſſen Sie ſich durch den Glanz der neuen Hoheit nicht blenden, und legen Sie um ihretwillen die edle Beſcheidenheit, durch welche Sie dazu erhoben wurden, nicht ab. Unſer Geſchlecht iſt mit Glücksgütern hinreichend verſehen, und bedarf keiner weiten. Alſo vergeſſen Sie nur, daß Sie daraus entſproſſen ſind, und laſſen Sie ſich dagegen angelegen ſein, daß Sie die Gewalt, ſo Sie erlangen werden, zu nichts anderm anwenden, als Gutes denen zu thun, die es am meiſten verdienen, ohne Rückſicht auf Namen und Herkunft." Aber der junge Monarch ſtarb, bevor das Beilager vollzogen werden konnte, und Anna Iwanowna beſtieg den Thron. In den erſten Augenblicken konnte ſie glauben, daß ſie ihn den D. verdanke, und Waſilej wurde nicht nur in ſeinen Ämtern beſtätigt, ſondern auch zu einem Mitgliede des regierenden Senats ernannt. Selbſt als der Kaiſerin Zorn vernichtend alle ſeine Vettern traf, erhielt er allein ſich in Gnaden, und im J. 1731 wurde ihm ſogar das Präſidium des Kriegsrathes übertragen, abee noch vor Ende dieſes Jahres kam auch ſein Stündlein. Er wurde ſammt einigen angeblichen Mitſchuldigen vor eine Commiſſion geſtellt, bekannte, gleich denſelben, ſein Verbrechen, und wurde zugleich mit ihnen zum Tode verurtheilt. In der deshalb erlaſſenen Ukaſe heißt es, „es habe der ehemalige Feldmarſchall, ohne ſich eines Theils derer von Uns ihm widerfahrnen ſonderbaren Gnaden-Bezeigungen, oder ſonſten ſeines Standes und Pflicht zu erinnern, ſich ſo weit erkühnt, daß er nicht allein auf eine höchſt unanſtändige Weiſe Unſere, zu Beförderung der Reichs-Wohlfahrt ergangene Kaiſerl. Verordnung eigenmächtig verworfen, ſondern auch ſelbſt gegen Unſerer Majeſtät höchſte Perſon verſchiedener harter Schmäh-Reden ſich vernehmen laſſen." Darum wurde er ſeiner Würden entſetzt, ſein Eigenthum eingezogen und er ſelbſt zu ewiger Gefangenſchaft nach Schlüſſelburg gebracht, daß er demnach der gegen ihn ausgeſprochenen Todesſtrafe entging. Im J. 1739 wurde er von Neuem in Anſpruch genommen, und, weil er um die Verbrechen ſeiner Vettern Aleksjej und Iwan gewußt, abermals des Todes ſchuldig erklärt; jedoch wurde aus kaiſerl. Gnade dieſes Urtheil ſo weit gemildert, daß er an einen abgelegenen Ort gebracht und daſelbſt Zeitlebens verwahrt werden ſolle, dergeſtalt, daß er nirgends hin, als in die Kirche gehen dürfe. Gleichwol befand er ſich noch in Schlüſſelburg, als die neue Herrſcherin, die Kaiſerin Eliſabeth, ihn ſogleich bei ihrer Thronbeſteigung zurückrief, ihm die Würde eines Generalfeldmarſchalls zurückgab, und ihn zum Präſidenten des Kriegscollegiums und zum erſten Mitgliede des dirigirenden Senats ernannte. Er wohnte im J. 1741 der Krönung in Moskau bei, erhielt im Juli 1742 von Dänemark den Elefanten-, von Polen im December 1743 den weißen Adler-, auch den St. Andreasorden zurück — man hatte ihm alle drei im J. 1731 genommen — und blieb in der Gunſt des Hofes bis zu ſeinem am 11. Febr. 1746 in St. Petersburg erfolgten Ende. Er hatte ſein Leben auf 78 Jahre gebracht.

6) Michailo Wolodimirowitschj (Michael) war Geſandter in Wien, und ſodann Mitglied des Senats, fiel aber, im J. 1718, wegen Theilnahme an den Angelegenheiten des Zarewitſch, in Ungnade. Er wurde ſeiner Würden entſetzt und exilirt, jedoch im J. 1724 zurückgerufen und zum Titular-Etatsrathe, mit dem Range eines Brigadier gemacht. Die Kaiſerin Katharina ließ ihn ſeinen

Digitized by Google

Rang in dem Senate wieder einnehmen, und Peter II. ernannte ihn zum wirklichen Geheimrath. In der Inquiſition vom J. 1739 wurde ihm das Leben abgeſprochen, doch die Todesſtrafe in ewige Gefangenſchaft verwandelt; auch ſoll ihm die halbe Zunge abgeſchnitten worden ſein. Er hatte indeſſen nicht lange auf der Feſte Iwanogorod geſeſſen, als die Kaiſerin Eliſabeth ihn zugleich mit ſeinem Bruder Waſilej begnadigte. Michailo iſt der Vater jenes andern Waſilej, den wir ſpäter als den Eroberer der Krimm kennen lernen werden.

7) **Aleksjej Ghrighorjewitschj** hatte als des nachmaligen Kaiſers Peter's II. Gouverneur die günſtigſte Gelegenheit, die künftige Größe ſeines Hauſes vorzubereiten, und als ein Mann von ſeltener Fähigkeit wußte er ſich derſelben zu bedienen. Menzikoff, in ſeiner Allmacht, war das gewaltigſte Hinderniß für des Alexius Entwürfe; er mußte demnach vor Allem weggeräumt werden. Dazu bediente ſich jener des Secretairs Kalkow, der dem Thronfolger unüberwindlichen Haß gegen Menzikoff einflößen mußte. Wie Kalkow auf den Prinzen, ſo wirkten die zahlreichen Glieder des Hauſes D. auf das Publicum, bei dem die abenteuerlichſten Gerüchte in Bezug auf Menzikoff Eingang fanden; man beſchuldigte ihn, daß er nach der Kaiſerkrone trachte, daß er den Schatz ausgeleert und durch indirecte Mittel daraus vier Millionen Rubel an baarem Gelde, eine Million an Kleinodien, und eine Million an Gold- und Silbergeſchirren an ſich gebracht habe u. ſ. w. Dergleichen Künſte verfehlen ſelten ihres Zweckes; Menzikoff fiel, als er eben ſeine jüngere Tochter mit dem Kaiſer verlobt hatte (Sept. 1727), und die D. traten an ſeine Stelle, Katharina D. insbeſondere wurde am 30. Nov. 1729 mit Peter II. verlobt. Aber der Kaiſer ſtarb, bevor die Vermählung vollzogen werden konnte, und Alekſjej, der Ausſicht beraubt in ſeinem Namen zu herrſchen, mußte ſich eine Theilung der Herrſchaft gefallen laſſen. Unter Peter's II. Regierung war das hohe geheime Conſeil entſtanden, von welchem der Senat und alle übrige Collegien abhingen, gleichwie das Conſeil ſelbſt von den D. abhängig war. Sie veranſtalteten, daß dieſes Conſeil den erledigten Thron der Großfürſtin Anna Iwanowna antrug, ihr aber zugleich eine Capitulation vorlegte, welche die ſouveraine Monarchie in eine Ariſtokratie verwandeln mußte. Anna unterſchrieb, was man ihr vorlegte, brach aber gar bald mit gleicher Leichtigkeit den ungeſchickten Scepter der werdenden Ariſtokraten, und Biren und Oſtermann verbündeten ſich zum Untergange der D. Sie wurden ſämmtlich in Haft genommen, ihrer Schätze beraubt, und vor eine Commiſſion geſtellt, deren Urtheil keinen Augenblick zweifelhaft ſein konnte, zumal nachdem der Feldmarſchall Waſilej D., um nur ſein Leben zu retten, der Ankläger ſeiner Vettern geworden war. Alekſjej, ſein Sohn Iwan, ſeine Brüder Serghjej und Iwan, wurden indeſſen für jetzt nur in die Verbannung geſchickt, worin Alekſjej noch vor dem Ausbruche der neuen Verfolgung geſtorben iſt. Und das war für ihn ein großes Glück. Denn ſo wohlfeilen Kaufes ſollten die D. nicht loskommen. „Kaum waren dieſe Fürſten," ſo heißt es in den Nachrichten von jener Zeit, „an den Orten ihrer Verbannung angelangt, ſo declarirten ſie ſich wider die Kaiſerin, wider die Großen des Reichs und wider die Commiſſarien, durch welche ſie waren verurtheilt worden, und legten ihnen die Namen der Tyrannen und ungerechten Richter bei. Sie entblödeten ſich auch nicht zu ſagen, man habe ſie nur zu dem Ende entfernt, damit man deſto bequemer die ruſſiſche Freiheit unter die Füße treten könne. Wiewol nun der Hof von alle dem Bericht empfinge, bezeigte er dennoch eine große Mäßigung, und brauchte nur allein die Wege der Güte, um dieſe Raſerei zu heilen; jedoch ganz vergebens. Die D. fuhren mit ihren Schmähungen fort, und ſuchten alle Mittel, um eine neue Conſpiration anzuſpinnen. Nachdem ſie vernommen, daß eine Vermählung im Werke ſei zwiſchen der Prinzeſſin Anna von Mecklenburg, einer Nichte der Kaiſerin, und dem Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, welche von Neuem ihre Anſchläge gänzlich über den Haufen werfe, ſo wurde ihre Verzweiflung ſo groß als ihr Grimm und ihre Raſerei; ſie ließen ihrer verläumderiſchen Zunge den vollen Zügel ſchießen, und obgleich einer von dem andern in dem Exilio weit abgeſondert war, wußten ſie dennoch eine abermalige Conſpiration anzuzetteln, deren Endzweck war, ſich der Kaiſerin Anna und ihres ganzen Hauſes bei der erſten Gelegenheit zu entledigen, welches Vorhaben ſie bei der angeſetzt geweſenen Reiſe Ihr. Maj. von Petersburg nach Moskau auszuführen trachten wollten. Allein dieſes grauſame Complot wurde noch zu rechter Zeit entdeckt, und ſolche Entdeckung veranlaßte, daß man dieſe Reiſe auf eine andere Zeit ausſetzte. Iwan, ein Bruder von Alexius, und Sergius D. wurden mit Waſilej Lucijwitſchj, mit Iwan Alekſieewitſchj und mit Waſilej und Michailo Wolodimirowitſchj beim Kopfe genommen; indem dieſe beiden vorhin in der Freiheit geblieben, geben ſie zu dem von denen andern geſchmiedeten Complot die Werkzeuge ab. Man brachte ſelbige alleſammt nach Nowgorod, wo man ſie gerichtlich verhörte, und am 2. Nov. 1739 erginge wider dieſe vier Kneſen das Urtheil." So weit jener Bericht, dem wir die kaiſerl. Ukaſe beifügen zu müſſen glauben, indem dieſe Ukaſe verſchiedene in den Bericht aufgenommene Beſchuldigungen unerwähnt läßt, ihren Ungrund daher genugſam bezeuget.

„Wir von Gottes Gnaden Anna Kaiſerin ... Es iſt jedermann bekannt, welche ſchwere Verbrechen gegen Uns und das Reich der Knees Alekſjej Dolghorukow, und ſeine Brüder Serghjej und Iwan, Söhne des Knees Ghrighorij, wie auch Iwan Alekſjeewitſchj, nicht weniger Waſilej Wolodimirowitſchj, vormals begangen, nämlich: daß der Knees Alekſjej mit ſeinen vorbeſagten Brüdern, wie auch mit ſeinem Sohne Iwan, da ſie bei dem Gottſel. Kaiſer Peter II. glorw. Andenkens geweſen, durch Verführung zu öftern weiten Reiſen von Moskau, wegen Jagd-Luſtbarkeiten, nicht nur zur Sommers- ſondern auch zur kalten Herbſt- und Winterszeit, ſeiner theuerſten Geſundheit ſehr großen Schaden gethan, und vor dieſelbige gar nicht nach ihrer Pflicht geſorget, vielmehr Sr. Maj. von allen Regierungs-Geſchäften abgehalten, und Dero Leibeskräfte endlich ſo geſchwächet, daß der Tod

Digitized by Google

kurz darauf erfolget. In der Zeit der ſchweren Krankheit Sr. Maj. haben dieſelben bis auf Dero Abſterben Niemand davon die rechte Eröffnung gethan, ſodaß weder die Miniſter, noch auch ſelbſt die Hofbediente etwas Gewiſſes und Umſtändliches davon gewußt haben. Ebendieſelben haben auch nach ihrem unmäßigen Ehrgeize Sr. Maj., Deren Alter zu einer Vermählung gar nicht zureichend geweſen, dahin bewogen, daß ſie ſich in ein Verlöbniß mit der Tochter des Knees Aleksjej, Katharina, die eines ſo hohen Ehebündniſſes gar nicht würdig geweſen, ohne vorhergegangene Benachrichtigung und geziemende Berathſchlagung mit den nächſten Angehörigen des Kaiſerlichen Hauſes, noch den übrigen hohen Kronbedienten, wie ſolches gebräuchlich geweſen, und von unſern Vorfahren beobachtet worden, eingelaſſen. Bei ſolcher Gelegenheit haben die erwähnten Kneeſen D. nicht nur bei Leben Sr. Maj., ſondern auch nach Dero Hintritt, da Wir ſchon auf den Thron gelanget, aus dem Kaiſerlichen Schatz an Koſtbarkeiten etliche 100,000 Rubel werth, ungeſcheuet ſich zugeeignet und geraubt, welches hernach auf Unſern Befehl ihnen wieder abgenommen worden. Nebſt dieſen haben bemeldte D. bei Lebzeiten Sr. Maj. des Kaiſers Peter II. viele andere ſchwere Verbrechen begangen, die wider Gott und die Reichsgeſetze laufen. Beſonders hat der Knees Waſilej bei Anfang Unſerer Regierung durch allerhand Läſterungen und Verläumdungen viele von Unſern treuen Miniſtern argliſtiger Weiſe bei Uns verdächtig zu machen geſucht, und ſich hierin weder vor Gottes ſchwerem Gerichte geſcheuet, noch auch die Pflicht eines treuen und redlichen Dieners erfüllet. Ob nun ſchon die vorgenannten mit ihren erwähnten ſchweren Verbrechen nach den Reichsgeſetzen und Rechten die Todesſtrafe verdient; ſo haben Wir ſolche doch aus allerhuldreichſter Milde davon befreiet, und nach Entſetzung von ihren Ehrenſtellen, die ſie ohnedem nicht durch Verdienſte erlanget, auch nach Abnehmung des Andreasordens ſie an unterſchiedene Orte verbannet. Dem Knees Waſilej Wolodimirowitſchj haben Wir Allergnädigſt ſeine Feldmarſchallwürde gelaſſen. Ungeachtet aber dieſer unſerer Gnade und unangeſehn der Uns geleiſteten Eidespflicht, hat er ſich unterſtanden, nicht nur die von Uns zu des Reiches Wohlfahrt gemachte Verordnungen zu läſtern, ſondern auch gegen Unſere allerhöchſte Perſon verächtliche und ſchimpfliche Worte auszuſtoßen. Weswegen er vor einem dazu niedergeſetzten Gerichte und vor der Verſammlung der Generalität nach den Reichsgeſetzen und Kriegsartikeln zum Tode verurtheilt worden; doch haben Wir ihm aus allerhöchſter Gnade nochmals das Leben geſchenkt, und ihn nach Entſetzung von ſeiner Würde nach Schlüſſelburg in Arreſt geſchickt: wie das alles durch gedruckte Ukaſen vom 14. Apr. 1730 und 23. Dec. 1731 kund gethan worden. Man hätte billig glauben ſollen, es würden gemeldte D. nach ſo vieler ihnen erzeigten Gnade nicht nur ihre vorige Übelthaten bereuen und in dem Orte ihrer Verbannung ihr Leben in Ruhe hinbringen, ſondern ſie würden auch für Unſere Geſundheit beten. Aber ſie haben aufs Neue wider alles Vermuthen Gottes Gerichte und ihre Eidespflicht aus den Augen geſetzt, und folgende ſchwere Verbrechen begangen. Der Knees Iwan Aleksjeewitſchj D. hat an dem Orte ſeiner Verweiſung ſich nicht geſcheuet, durch ſeine Schimpf- und Läſterworte allerlei Unanſtändiges wider Unſere allerhöchſte Perſon und Familie unter die Leute zu bringen, auch ſolches bei der Unterſuchung und Überführung eingeſtanden. Bei ſolcher Gelegenheit iſt auch ein anderes, bisher unbekanntes, höchſt ſtrafbares Unternehmen der D. an Tag gekommen. Es hat nämlich der Knees Aleksjej, welcher in der Verbannung geſtorben, da er noch bei Sr. Maj. dem Kaiſer Peter II. vor Dero höchſtſeligſtem Abſterben in Zeit Dero ſchweren Krankheit geweſen, ſammt ſeinem Bruder Serghjej und Iwan, wie auch dem Knees Waſilej Lucijwitſchj, die nie erhörte und unſeres Reiches Nachfolge entgegenlaufende, argliſtige, aufrühriſche Abſicht gehabt, die Krone nach dem Tode Peter's II. auf ſeine Tochter Katharina zu bringen, weswegen ſie auch, um ſolches allen göttlichen und Reichsgeſetzen, auch ihrer eigenen Eidespflicht zuwider laufende Verfahren auszuführen, ein falſches Teſtament aufzuſetzen ſich unterſtanden, in welchem Sr. Maj. die erwähnte Katharina zur Reichs-Nachfolgerin erkläret. Dieſes falſche Teſtament hat im Anfange der Knees Waſilej Lucijwitſchj mit ſeiner eignen Hand geſchrieben, hernach aber unter dem Vorgeben, als wenn ſeine Handſchrift nicht gut zu leſen wäre, ſolches wieder unterlaſſen, worauf ſie unter ſich dem Knees Serghjej aufgetragen, ſolches zu ſchreiben. Demſelben haben ſie, nämlich Waſilej und Aleksjej, in Gegenwart ſeines Bruders Iwan und ſeines Sohnes Iwan, da ſie ſich bei Nacht alle zuſammen in ein Zimmer eingeſchloſſen, geſagt, was er ſchreiben ſolle. Er hat ſolches auch unter ihrer gemeinſchaftlichen Beihilfe zu Stande gebracht, und hernach ins Reine geſchrieben, jedoch ſich bemühet, ſeine Handſchrift zu verſtellen, daß ſolche nicht erkannt werde. Der Knees Iwan Aleksjeewitſchj hat es hernach in Gegenwart ſeines Vaters und deſſen Brüder auf ſolche Art unterſchrieben, und die Handſchrift Kaiſer Peter's II. ſo viel möglich genau nachgemacht, wie Sr. Maj. pflegten Ihren Namen den kaiſerlichen Befehlen zu unterſchreiben. Sie haben dabei ſich vorgenommen, nach dem Hintritt S. Maj. ſolch Teſtament als wahr zu publiciren und auszuführen, und diejenigen von Unſern treuen Unterthanen, welche es nicht für wahr annehmen, ſondern verwerfen würden, tyranniſcher Weiſe mit der Todesſtrafe zu belegen. Von dieſer höchſt ſtrafbaren, gottvergeſſenen Unternehmung haben ſie nicht nur vor der ihnen obenerwähnter Maßen zur Strafe verordneten Verbannung nie etwas merken laſſen, ſondern auch weder Reue bezeigt, noch bei Uns Vergebung darüber nachgeſucht. Ob Wir nun ſchon aus ganz beſonderer Gnade verwichenes Jahr den Knees Serghjej D. von dem Orte ſeiner Verweiſung allergnädigſt zurückberufen, ſo hat er doch ſelbſt in der Zeit weder bei Befragung, noch übriger Unterſuchung jemals etwas davon deutlich zu erkennen gegeben. Nachdem aber letzthin der Knees Iwan Aleksjeewitſchj bei der über ihn ergangenen Inquiſition gedachtes ſtrafbares Vorhaben nicht nur ſelbſt bekannt, ſondern auch erwähnte ſeines Vaters Brüder dadurch zum Bekenntniß gebracht; ſo haben ſie

Digitized by Google

insgeſammt einmüthig geſtanden, daß ſolch falſch gemachtes Teſtament von ihnen ſelbſt, da ſie geſehen, daß ſie es nach dem Hintritt Sr. Maj. Peter's II. nicht zur Ausführung bringen könnten, ſowol der Aufſatz, als auch das ins Reine geſchriebene, durch die Hand des Knees Iwan D. verbrannt worden, wie ſolches in Unſerer Inquiſitions-Kanzlei in den Gerichtsurkunden mit mehren zu erſehen. Waſilej und Michailo Wolodimirowitſchj haben die gemeldten ſtrafbaren Anſchläge und Unternehmungen ihrer Vettern gewußt, aber Uns nie davon einige Eröffnung gethan, und nachdem ſolche letzthin kund, und ſie darüber befragt worden, nichts deutliches gemeldet, bis ſie überführt worden, da ſie dann in eigenem Bekenntniß alles geſtanden. Demnach ſolche gottvergeſſene Aufrührer und Verächter göttlicher und menſchlicher Geſetze mit wohl verdienter Strafe billig angeſehen werden müſſen, ſo haben Wir zu ihrer Verurtheilung eine allgemeine Verſammlung, ſowohl der Geiſtlichen, als vornehmſten Kriegs- und Staatsbedienten angeordnet, die nach genugſamer Überlegung einmüthig beſchloſſen, daß ſie nach den Reichsgeſetzen und Rechten wegen ſolcher ſchweren Verbrechen mit der Todesſtrafe belegt werden ſollen. Dem Knees Iwan Alekſjeewitſchj D. iſt zuerkannt worden, daß er ſoll gerädert und ihm der Kopf abgehauen werden. Dem Knees Waſilej Lucijwitſchj, wie auch den Kneeſen Serghjej und Iwan Ghrighorjewitſchj ſollen gleichfalls die Köpfe abgeſchlagen werden. Dieſes Urtheil iſt auch zu Nowgorod, unter großer Verſammlung des Volkes an ihnen öffentlich vollzogen worden. Die Kneeſen Waſilej und Michailo Wolodimirowitſchj ſind gleichfalls zum Tode verurtheilt worden, und haben ſelbigen allewege verdient; jedoch haben Wir ihnen aus angebohrner kaiſerlicher Huld Gnade wiederfahren laſſen und das Leben geſchenkt, und ſie nach unterſchiedenen Orten verwieſen, da ſie Zeit Lebens unter Wache bleiben, und nirgends hin, als in die Kirche ſollen gelaſſen werden. Damit nun jedermann dieſe von den Kneeſen D. begangne ſchwere Verbrechen und aufrühriſche Anſchläge kund werden mögen, haben Wir befohlen, dieſes gedruckt aus Unſerer geheimen Inquiſitions-Kanzlei zu publiciren. St. Petersburg, in der Senats-Kanzlei, den 12. Nov. 1739."

8) **Serghjej Ghrighorjewitschj**, wurde in Teutſchland zumal durch ſeine an dem königl. polniſchen und kurfürſtl.-ſächſiſchen Hofe verrichtete Geſandtſchaft bekannt, und man rühmte ebenſo ſehr ſeine prächtige Aufführung als ſeine diplomatiſche Feinheit. In beſonders glänzendem Andenken erhielt ſich viele Jahre in Dresden das Feſtin und Feuerwerk, womit er am 2. Nov. 1721 den Frieden von Nyſtad beging. Von König Auguſt II. empfing er den weißen Adlerorden, und bei ſeiner Rückkehr nach Rußland von Kaiſer Peter II. die Würde eines Geheimraths. Unter der folgenden Regierung mußte er die Vertraulichkeit, deren ihn Peter II. gewürdigt hatte, ſchwer büßen. Gleich Anfangs wurde er nebſt ſeiner Gemahlin, einer Tochter des Barons Schafirow, auf ein entlegenes Gut verwieſen, vorher aber ſeiner Würden und Orden beraubt. Im Mai 1735 wurde er aus der Verbannung zurückgerufen, in einige ſeiner Ämter wieder eingeſetzt, und im J. 1738 zum Geſandten in England ernannt. Dort langte er im März 1739 an, er hatte aber kaum ſeine Verrichtungen angetreten, als er zurückgerufen und in das gemeinſame Schickſal ſeines Hauſes verwickelt wurde. Ihn beſchuldigte man insbeſondere, daß er das Teſtament, kraft deſſen ſeine Nichte den ruſſiſchen Thron erben ſollte, aufgeſetzt habe. Er wurde den 6. Nov. 1739 enthauptet, und keiner ſeiner Unglücksgefährten ſtarb muthig, wie er. Den Popen, der ihm das Abendmahl reichen und ihn zum Tode bereiten wollte, hatte er ſtets abgewieſen.

9) **Iwan Ghrighorjewitschj**, fiel unter der Regierung der Kaiſerin Katharina auf Menzikoff's Betrieb, in Ungnade, wogegen Peter II. ihn um ſo höher ſtellte. Im J. 1730 wurde er als Theilnehmer an den Miſſethaten ſeiner Brüder vom Hofe verwieſen und nach einem entfernten Orte als Statthalter geſchickt. „Bei der letzten Inquiſition iſt er von Neuem vieler Verbrechen ſchuldig befunden und deswegen, gleich ſeinem Bruder Serghjej, enthauptet worden."

10) **Aleksander Ghrighorjewitschj**, wurde im J. 1730 ebenfalls vom Hofe verwieſen und in einer abgelegenen Gegend zum Statthalter gemacht, „weil er an den übeln Thaten ſeiner Brüder einigen Antheil gehabt. Bei der letzten Inquiſition iſt ſeiner keine Meldung geſchehen."

11) **Jurej Jurejwitschj**, ein Sohn von Nr. 4, fiel im J. 1731 zugleich mit ſeinem Oheime, dem Feldmarſchall Waſilej, in Ungnade und ſchwere Strafe. Damals war er, wie unter Peter's II. Regierung, Capitaine von der Leibgarde. In der Ukaſe heißt es, er habe ſeiner Ehre und Schuldigkeit vergeſſen und ſich ſchwerer Staatsverbrechen, welche nicht allein auf die Verletzung der Majeſtät der Kaiſerin, ſondern auch auf eine Störung der öffentlichen Ruhe abgezielet, ſich ſchuldig gemacht. Man erzwang von ihm durch die Folter ein Geſtändniß, worauf er verurtheilt wurde, auf Lebenszeit an der Feſtung Kusnezk zu ſchanzen.

12) **Iwan Aleksjeewitschj**, der Sohn von Nr. 7, (die **Biogr. univ.** nennt ihn fälſchlich **fils de Vassili**), war Peter's II. Günſtling, auch Major bei der Preobratſchenski'ſchen Garde, und wurde im J. 1728 Oberkammerherr und Ritter des St. Andreasordens, in welcher Eigenſchaft er bei der Krönung des jungen Monarchen erſchien. Bei der Verlobung deſſelben mit ſeiner Schweſter Katharina war er der kaiſerl. Gevollmächtigte. Dagegen hatte die Kaiſerin Anna gleich bei dem Antritte ihrer Regierung eine Abneigung gegen ihn geäußert. Er hatte die Aufſicht über den kaiſerl. Schatz. Anna ließ ſich denſelben zeigen, und wollte ſich des Schatzmeiſters nicht beloben. Vornehmlich wunderte ſie ſich, daß von dem reichen Vorrathe von Kleinodien, die Menzikoff's Fall in die Schatzkammer geliefert hatte, kaum noch ein Werth von 1000 Rubeln vorhanden ſein ſollte, und noch mehr zürnte ſie, als ſich ergab, daß Iwan den goldenen, von dem Zar Alekſjej Michailowitſchj herrührenden Säbel eigenmächtig an einen Muſiker verſchenkt hatte. Er ſollte darum zur Rechenſchaft gezogen werden, es kam aber die Kataſtrophe des ganzen Hauſes dazwiſchen. Iwan

wurde zugleich mit ſeinem Vater und ſeinen Vettern verhaftet, und gegen alle vor dem großen Rathe inſtruirt. Verluſt der Ämter und Ritterorden, Güterconfiscation und Verbannung nach einem entlegenen Orte waren die über Iwan verhängten Strafen; in der Ukaſe vom 14. April 1730 wird er der Theilnahme an allen Verbrechen ſeines Vaters, und außerdem grober, einige 100,000 Rubel betragender Veruntreuung an dem Schatze beſchuldigt. Der Kaiſerin Abſcheu gegen ihn ging ſo weit, daß ſie auf den Vorſchlag, ſie möge die in ſeinem Luſtgarten zu Ismailow befindlichen ſeltenen Gewächſe in den Hofgarten bringen laſſen, äußerte, ſie möge nichts um ſich ſehen, was dieſen böſen Leuten gehört habe. An dem Orte ſeiner Verbannung war Iwan von Spähern umgeben; jedes Wort, ſo der Unmuth ihm entlockte, wurde mit den gehäſſigſten Zuſätzen der Kaiſerin berichtet. Allmälig bildete man aus dieſen Berichten eine ungeheuere Verſchwörung. Die gefangenen D. ſollten, ſo hieß es, von einigen andern Großen, und von einem auswärtigen Angriffe unterſtützt, damit umgehen, einen allgemeinen Aufſtand zu erregen, in welchem die Kaiſerin, die Prinzeſſin Anna, der Prinz von Wolfenbüttel, der Herzog Biren aus Petersburg entführt, alle Teutſche ermordet oder aus dem Lande gejagt werden ſollten — inſonderheit war der Jude Liermann, des Herzogs Biren Liebling und Hofbanquier, beſtimmt, ein Opfer der Volkswuth zu fallen; dann wollte man die Prinzeſſin Eliſabeth als Kaiſerin ausrufen, und ſie mit einem Nariſchkin, mit dem ſie bereits verlobt ſei, und der ſich damals in Frankreich aufhielt, vermählen. Von dieſer angeblichen Verſchwörung weiß jedoch die Ukaſe vom 12. Nov. 1739, auf welche wir verweiſen, kein Wort, gewiß aber iſt, daß Iwan die Fabrication eines falſchen Teſtamentes des Kaiſers Peter II. bekannte, ſowie daß dieſes Bekenntniß auf der Folter von ihm erpreſſet wurde. Nach den Beſtimmungen des Urtheils ſollte er von Unten auf gerädert und ihm ſodann der Kopf abgehauen und dieſer Kopf öffentlich aufgehängt werden. Als dieſes Urtheil dem Unglücklichen vorgeleſen wurde, zog er ein Meſſer, das der Aufmerkſamkeit der Henker entgangen war; aber der Verſuch, ſich damit die Kehle abzuſchneiden, mislang, und das Urtheil wurde in aller Scheußlichkeit vollſtreckt (Nowgorod, den 6. Nov. 1739). Er hatte ſich den 8. Jan. 1730 mit Natalia, einer Tochter des Feldmarſchalls Grafen Boris Petrowitſchj Scheremetew verlobt, und am 5. April die Vermählung mit ihr begangen: wenige Tage ſpäter befand er ſich auf dem Wege nach Sibirien. Dahin begleitete ihn die junge Gemahlin, obgleich ihr höhern Ortes angedeutet worden, daß ſie zurückbleiben ſolle. Im J. 1740 kam Natalia in die Hauptſtadt zurück, und es blieb ihr am Hofe des Gemahles Rang. Das Schickſal, deſſen Zeuge ſie hatte werden müſſen, laſtete jedoch ſchwer auf ihr, und ſie ſehnte ſich nach jenem Frieden, den nur die vier Wände eines Grabes oder einer Celle bieten können. Am 18. Sept. 1757 empfing ſie in dem Frolowskojkloſter zu Kiew die Tonſur, am 18. März 1767 entſagte ſie feierlich dem menſchlichen Umgange, und den 3. Jun. 1771 ſtarb ſie in ihrem Kloſter. Von ihren zwei Söhnen wurde der eine, Michailo Iwanowitſchj D., der bei der Garde gedient hatte, als Capitain des Dienſtes entlaſſen. Der andere Dmitrej Iwanowitſchj, der auch bei der Garde diente, erhielt, ſeiner ſchwachen Geſundheit wegen, die Erlaubniß, ſeine Mutter nach Kiew zu begleiten, und iſt daſelbſt geſtorben.

13) Katerina Aleksjeewna, die ältere Tochter von Nr. 7, wurde am 30. Nov. 1729 feierlich dem Kaiſer Peter II. verlobt; der Monarch ſtarb aber an dem Tage, wo die Vermählung ſtattfinden ſollte, den 29. Jan. 1730, alt. St. Ihre Anverwandten ſollen ein Teſtament geſchmiedet haben, worin der ſterbende Monarch ſie zur Thronerbin ernannte, und ihr Bruder Iwan ſoll den Verſuch gemacht haben, dieſes Teſtament zur Ausführung zu bringen, indem er, als Peter eben verſchieden war, mit gezogenem Degen, unter dem Rufe: „Es lebe die Kaiſerin Katharina!“ in das Vorzimmer ſtürzte. Als aber keine Stimme den Ruf wiederholte, wurde, ſo heißt es ferner, das Teſtament verbrannt. Auch Katharina mußte den Zorn der neuen Kaiſerin empfinden, ſie wurde in ein Kloſter geſchickt, jedoch im J. 1741 von der Kaiſerin Eliſabeth zurückgerufen und begnadigt.

14) Waſilei Michailowitſchj, der Sohn von Nr. 6, nachdem er den Feldzug gegen die Preußen mitgemacht, wurde im Januar 1758 Generallieutenant, und erhielt bei Zorndorf eine Verwundung. Seine fernern Dienſte in dem Laufe des ſiebenjährigen Krieges wurden im September 1762 mit dem Range eines General-en-chef, und im J. 1767 mit dem St. Andreasorden belohnt. In dem Feldzuge vom J. 1771 erhielt er, an Panin's Stelle, das Commando der zweiten, wider die Tataren beſtimmten Armee. Am 12. Jun. 1771 erſchien er an der Spitze derſelben Angeſichts der Feſtung Perekop, und die berühmten perekop'ſchen Linien, obgleich von 7000 Türken und 55,000 Tataren, unter der perſönlichen Anführung des Khans vertheidigt, wurden mit ſtürmender Hand genommen. Die Capitulation von Perekop ſelbſt war die erſte Frucht dieſes Sieges, den Waſilej mit ſo ſtürmender Haſt verfolgte, daß er ſchon nach wenig Tagen, in ſeiner Poſition bei Karasbaſar, Vorſchläge zu einer General-Capitulation des Landes empfing. Man konnte ſich aber nicht einigen, und am 10. Jul. erfolgte der Angriff auf das ſtark verſchanzte türkiſche Lager vor Kaffa, in welchem der Seraskier Ibrahim Paſcha gegen 25,000 Mann verſammelt hatte. Das Lager wurde genommen, der Seraskier ſelbſt zum Gefangenen gemacht, und die wichtigſte Stadt der Krimm öffnete ihre Thore, während die Vertheidiger ſich über See zu retten ſuchten. Janikala und Kertſch, die Inſel Taman, und die Hauptfeſtung Balaklawa ergaben ſich nach unerheblichem Widerſtande, und noch vor Ende des Juli hatte D. die wichtigſte Eroberung vollendet, die für Rußland zu machen war. Als ein wahrhaftiger Ruſſe ließ er alsbald alle chriſtliche Kirchen des Landes ausbeſſern, ſie auch von Außen mit Kreuzen und Glocken verſehen; bisher war jede Ausbeſſerung, jedes äußerliche Zeichen ſtreng unterſagt geweſen. Noch in demſelben Monate Juli erhielt er von der Dankbarkeit ſeiner Monarchin den St. Georgenorden erſter Claſſe, eine auf 60,000 Rubel geſchätzte Tabatiere und das Portrait

Digitized by Google

der hohen Geberin; ſein Sohn, der die Nachricht von der Eroberung der Krimm an den Hof gebracht hatte, wurde vom Oberſtlieutenant zum Oberſten befördert.

Wolodimir D., Generalmajor und Vicegouverneur zu Riga, wird im April 1753 Gouverneur zu Reval und im April 1758 Gouverneur zu Riga. Georg Wolodimirowitſchj wurde im J. 1769 an die Montenegriner abgeſendet, um ſie gegen die Türken zu bewaffnen, nahm auch an ihrer Spitze das Caſtell von Nixite, wurde aber doch bald genöthigt, das Land zu verlaſſen. Am 31. Aug. n. J. nahm er eine Landung auf Negroponte vor, und am Schluſſe des Feldzuges wurde er zum Generalmajor und zum Major in der Preobratſchenski'ſchen Garde ernannt. Anna Sergbjewna D. wurde die erſte Obervorſteherin des am 9. Jul. 1764 eröffneten Fräuleinſtiftes in St. Petersburg. Fedor D. wird den 12. Febr. 1759 Generalmajor. Peter war in dem Zuge nach Morea des Feodor Orloff Begleiter, erhielt auch das Commando in der weſtlichen Maina; Arcadia wurde durch ihn erobert, dagegen erlitt er vor Modon eine Niederlage. Anna D., verwitwete Gräfin Beſtuchew, wurde den 14. Febr. 1774 an den ruſſiſchen Generallieutenant, Grafen Chriſtian Ludwig Kaſimir von Sayn-Wittgenſtein-Ludwigsburg verheirathet, und ſtarb den 8. Aug. 1789. Auch heute noch nehmen die Fürſten D. Rang unter den erſten Geſchlechtern Rußlands. (*v. Stramberg.*)

DOLLAR, ſprich Dallár. Dieſe urſprünglich von den Engländern in ihren nordamerikaniſchen Beſitzungen eingeführte Münze, welche ihren Namen dem teutſchen Thaler, ſchwediſch Daler, verdankt, hat erſt ſeit dem J. 1785 eine größere Bedeutung erhalten, da in dieſem Jahre der Congreß der nordamerikaniſchen Freiſtaaten ihren Werth auf 6 Sh. feſtſetzte, indem das Schwanken deſſelben, vorzüglich während und nach dem Freiheitskampfe, wo Papierdollars in ungeheurer Menge vorhanden und auf das Tiefſte geſunken waren, große Verlegenheiten, ja ſelbſt Unruhen und Aufſtände erregte, und ſich des Dollars als Rechnungsmünze zu bedienen anfing, welchem Beiſpiele in letzterer Hinſicht bald die einzelnen Staaten nachfolgten, obgleich ſie rückſichtlich des Werths mehr oder minder von den Beſtimmungen des Congreſſes abwichen *). Man hat ganze, halbe und Vierteldollars, auch **Old** oder **Pillar Dollars** (alte Piaſter) und **New** oder **Head Dollars** (neue Piaſter). Die ſeit dem J 1795 aus 14 Loth 5 Grän feinem Silber ſo geprägten Dollars, daß $8\frac{5}{10}$ Stück auf die rauhe, $9\frac{1}{10}$ Stück auf die feine Mark gehen und deren Gewicht $560\frac{1}{4}$ holländ. Aß oder 2 Loth 1 Quentchen beträgt, haben einen Werth von 1 Thlr. 13 Sgr. $2\frac{1}{4}$ Pf. preußiſch oder von 1 Thlr. 8 Gr. 11 Pf. Conv. oder von 2 Fl. 3 Kr. $1\frac{1}{2}$ Pf. Conv., weshalb ſie gewöhnlich zu 2 Gulden Conv. angenommen werden. Nach den Beſtimmungen des Congreſſes wird der Dollar in 10 Dimes, 100 Cents, 1000 Mills getheilt, im Handel und Wandel nimmt man ihn jedoch gewöhnlich zu 108 Cents. Das Gepräge eines Dollars vom J. 1799 zeigt auf dem Avers ein die Freiheit darſtellendes junges Frauenzimmer mit fliegenden Haaren im Bruſtbilde, und die zwiſchen Sternen, welche die Zahl der Freiſtaaten angeben, befindliche Umſchrift: **LIBERTY**. Auf dem Revers ſieht man einen kronenloſen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, welcher in der rechten Klaue ein Bündel Pfeile, in der linken einen Lorberzweig, im Schnabel einen Zettel mit den Worten: **E. PLURIBUS. UNUM** trägt. Die Legende über dem Kopfe des Adlers, ebenfalls zwiſchen Sternen, lautet **UNITED. STATES. OF. AMERICA**, die Randſchrift **ONE** DOLLAR** OR** UNIT** HUNDRED** CENTS****. Den Namen Unit führt der Dollar als das Ganze von 100 Cents. Dem ſpaniſchen Piaſter von 8 Realen iſt der Dollar faſt ganz gleich, weshalb er auch in Mexico, Hayti und in einigen andern Theilen Weſtindiens und Weſtafrikas, ſowie in in Neuholland, den Werth deſſelben hat. (*Fischer.*)

DOM. Der durch den Sprachgebrauch feſtgeſtellte Begriff des Worts iſt Hoch- oder Hauptkirche, daher vorzugsweiſe eine Kirche, an der ein Biſchof oder Erzbiſchof der erſte Geiſtliche iſt. An Orten jedoch, wo eine ſolche nicht iſt oder nie war, werden auch wol andere Kirchen, die durch die Verhältniſſe ihrer Geiſtlichen eine Ähnlichkeit mit einem eigentlichen Dom, einem Hochſtifte, hatten, Domkirche [1]) genannt, namentlich wichtigere Collegiatkirchen, die ein Capitel mit Provſt und Dechant hatten (z. B. in Stendal und Braunſchweig), zumal wenn ſich der Biſchof der Diöceſe öfters an dem Orte aufhielt und in dieſer Kirche auch wol perſönlich Theil an der Beſorgung des Gottesdienſtes nahm (z. B. in Halle und Erfurt). Indeſſen iſt der letztere Sprachgebrauch mehr der des gemeinen Lebens als der kirchliche. Denn eine ſolche Kirche heißt in Urkunden und Chroniken gewöhnlich nur **ecclesia sancti N.** (z. B. in Stendal **e. S. Nicolai**), nicht **ecclesia cathedralis** [2]) oder gar **e. major** [3]). In neuerer Zeit iſt man übrigens noch weiter gegangen und hat auch wol andere wichtige Kirchen, die ein Capitel hatten, misbräuchlich Dom genannt, beſonders wenn ihr alterthümlicher Bau großartig iſt.

Das Wort Dom — nach Zeit und Ort verſchieden lautend (althochteutſch und mittelhochteutſch tuom, ſpäter in Oberteutſchland Thum, Thumb) — kommt in ganz Teutſchland, im nördlichen jedoch häufiger, vor; im ſüdlichen iſt in mehren Gegenden das Wort Münſter (aus **monasterium**, Kloſter, Stift, und, als weſentlichſter Theil deſſelben, Stiftskirche, **munistri** ſchon bei Kero) dafür üb-

*) Man vergl. Perpet. Laws. p. 186. Hildt's neue Zeitung für Kaufleute 1801. S. 248 fg.

1) Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung die Benennung halber Dom in den Mon. Boicis V, 525: „widen und ſtifften in unſer l. Frauen Kirchen ze Mattikoven ein Samung genannt collegium oder halber Thumb weltlicher Korherrn." 2) Die Umſchrift im Siegel des Doms zu Halle bei Dreyhaupt I, 852 iſt zu leſen: sigillum *capituli* ecclesiae S. Mauricii cet. 3) Die lateiniſchen Ausdrücke für die biſchöfliche Kirche waren ecclesia vorzugsweiſe, oder mit Zuſetzung des Hauptheiligen im Stifte, z. B. e. S. Stephani, in Halberſtadt, e. cathedralis und am gewöhnlichſten e. maior, in ältern Zeiten aber, vorzüglich in Südteutſchland, auch monasterium; eine erzbiſchöfliche Kirche heiſst auch e. metropolitana, eine Bezeichnung, welcher die Erklärung des Wortes tuomes durch matricis in den gl. Mons. entſpricht.

Digitized by Google

lich, z. B. in Straſsburg, Baſel. Der Urſprung des Wortes Dom aber ſcheint wie der manches andern kirchlichen Ausdruckes, z. B. Syter (Cither), Sicaria, ſchon früh verdunkelt geweſen zu ſein; der Anklang an das lateiniſche domus veranlaßte ſchon wenigſtens im 12. Jahrh. die Umſchreibung der Titel Domprobſt, Domſcholaſter ꝛc. durch praepositus, scholasticus u. ſ. w., de domo, oder hujus domus praepositus, auch de alta domo (mon. Boica XIII, 360 ad 1167). Um das J. 1200 fühlte man wol noch richtig, daß in tuom der Begriff der Höhe der vorherrſchende ſei; daher nennt das Nibelungenlied dieſelbe Kirche, je nachdem die auf ihr hangenden Glocken, oder die in ihr zu haltenden Andachtsübungen hervorgehoben werden, hinter einander tuom und münster (Lachm. 754 fg.):

> man hôrte da zem *tuome* maneger gloken klanc. —
> si stuonden vor dem *münster* nider ûf daz gras. —
> si giengen — in daz *münster* wît (vgl. 594).

Ebendaher erklärt ſich auch die Lesart: man hôrte dâ zu den *zinnen* m. g. k. Die Bedeutung des Hohen, insbeſondere der gewölbten Kuppel, iſt geblieben im franzöſiſchen dôme, der Kuppel und einer damit verſehenen Kirche (und vorzüglich waren die Kathedralen als reichere und glanzvollere Kirchen durch eine Kuppel geziert) im italieniſchen duomo und engliſch dome. Der Begriff eines hohen, herrlichen Baues ſchwebte auch wol Aretin vor, wenn er (nach Schmeller's bairiſchem Wörterbuche I., 444) den Dianentempel zu Epheſus ein Thumb nannte. Bedenklich ſind demnach die Ableitungen von domus, dominicum (— a) und doma, da in andern aus dem Lateiniſchen und Griechiſchen in die oberteutſche Kirchenſprache aufgenommenen Wörtern das anlautende d nicht in t verändert wird, z. B. in Dormenter (dormitorium), Dulgenz (Ablaßbrief, indulgentia), und die angenommenen Bedeutungen der Wörter, dominicum (als Hauptkirche) und doma (als Altan und Kuppel) nicht einmal ſicher nachzuweiſen ſind. Gegen die Zuſammenſtellung mit tuom (engliſch doom) Gericht, ſofern die Kathedralen geiſtliche Gerichtsbarkeit gehabt hätten, ſprechen ebenfalls mehre Gründe, und ſo bleibt der Urſprung des auf jeden Fall unter allen Teutſchen ſehr alten Wortes noch dunkel.

Wie ſich die eigentlichen Dome und Münſter in ihrem Baue von andern kirchlichen Gebäuden und insbeſondere Pfarrkirchen zu unterſcheiden pflegten, ſ. unter Kirche.

(*F. Wiggert.*)

DOMENICO (Della Maria), wurde im J. 1764 zu Marſeille geboren, aus einer italieniſchen Familie ſtammend. Seine ſtarke Neigung zur Muſik hatte zwar in ſeiner Jugend kein Hinderniß, aber auch keine gründliche Bildung gefunden. Dennoch hatten ſeine vielen Compoſitionen das Glück zu gefallen, auch auf der Bühne. Stolz begab er ſich als Maeſtro nach Italien, erfuhr aber bald, was ihm fehle und nahm Unterricht, den er mit Eifer benutzte. Während eines 10jährigen Aufenthalts in Italien, wo ihn beſonders Paeſiello liebgewonnen hatte, ſchrieb er nach erhaltener Anweiſung ſechs komiſche Opern, von denen mehre ſich den lebhafteſten Beifall errangen, am meiſten ſein Maestro di Capella. Im J. 1796 begab er ſich auf gutes Glück nach Paris, machte ſeiner einnehmenden Geſtalt und ſeines lebhaften und zutraulichen Betragens wegen bald glückliche Bekanntſchaften, und gewann ſich unter Andern auch den Dichter Alexander Duval zum Freunde, der ihm eine kleine Oper „le Prisonnier“ dichtete. Raſch brachte er ſie in Muſik, man ſagt, in acht Tagen; hatte das Glück, ſie ſchnell zur Aufführung zu bringen und ſie mit großem Beifalle aufgenommen zu ſehen. Die Beurtheilungen fielen äußerſt günſtig für ihn aus; nicht nur Friſche der Ideen, ſondern auch gelehrte Behandlung ſchrieb man ihm in Paris zu. Dies feuerte ihn ſo an, daß er noch in demſelben Jahre (1798) vier Opern zur Aufführung brachte, von denen die meiſten gedruckt und einige ins Teutſche überſetzt wurden. Unter dieſen war auch die genannte Oper, die franzöſiſch und teutſch bei Breitkopf und Härtel im Klavierauszuge erſchien; ferner le vieux Château ou la Recontre, die man in Paris vortrefflich gefunden hatte, kam unvollſtändig in Wien heraus bei Weigl. Im J. 1799 gehörte er in jeder Hinſicht zu den erſten Lieblingen der Pariſer. Auf jede Art beeiferte man ſich, ihm das Leben angenehm zu machen; man erhob ihn zum franzöſiſchen Bürger und gab ihm mit Vergnügen Wohnung auf den ſchönſten Landhäuſern, weil er gern auf dem Lande arbeitete. So ſchrieb er noch im Rauſche des Glücks l'Oncle valet, welche Oper unter dem Titel „der Herr und der Diener“ teutſch und franzöſiſch bei Kühnel in Leipzig im Klavierauszuge gedruckt erſchien. Le Cabriolet jaune in einem Aufzuge hatte wenig Werth, gefiel aber doch; desgleichen le Général Suédois. Unter Freude und Luſt waren ihm dieſe Jahre vergangen, als er einſt in einer muntern Geſellſchaft von den Erfolgen ſeiner Kunſt, von Wein und Frauen ſo aufgereizt worden war, daß er ſich nach Beendigung derſelben vergaß und ſich eine böſe Krankheit zuzog, an deren ſchrecklichen Folgen er ohne Klage am 19. April 1800 ſtarb zum allgemeinen Bedauern der ganzen Stadt und zum Schaden der Opernunternehmer. Nach ſeinem Tode wurde noch im J. 1802 ſeine Operette la fausse Duègne aufgeführt. Allein der Enthuſiasmus war verſchwunden; man fand zu viel Süßliches in ſeinen Melodien, zu viel Wiederholung und zu wenig Tiefe. Dennoch hat er dem franzöſiſchen Geſange nicht wenig genützt durch leichten und gefälligen Styl mit glänzender Begleitung. Vorzüglich anmuthig ſind ſeine Romanzen und Arietten. Auch als Pianoforte- und Violoncellſpieler hatte er ſich den Geſellſchaften empfohlen.

(*G. W. Fink.*)

DÖRING (Georg, mit ſeinen ganzen Vornamen Georg Christian Wilhelm Asmus), war den 11. Dec. 1789 zu Caſſel geboren. Sein Vater, der dort die Stelle eines Galerieinſpectors bekleidete, ein vielſeitig gebildeter Mann und auch als dramatiſcher Dichter bekannt, gab dem einzigen Sohne eine ſorgfältige Erziehung, welche jedoch ſeine jugendliche Freiheit nur wenig beſchränkte. Manche Stunde verging ihm unter Spielen im Freien mit Knaben ſeines Alters. Im Allgemeinen ward er in ſeiner Kindheit nur wenig zum Lernen angehalten. Spä-

Digitized by Google

terhin mußte man ſchonend mit ihm verfahren, da er öfters an Entzündung der Augen litt [1]). Doch ſein lebhafter Geiſt und eine leichte Erregbarkeit des Gefühls waren ihm, ungeachtet jener Störungen, in mehrfacher Hinſicht behilflich ſchon früh zu der vielſeitigen Bildung zu gelangen, durch die er ſich ſpäterhin auszeichnete. Schon ſeine Umgebungen wirkten günſtig, um durch Anſchauung ſich manche Kenntniß zu ſammeln. Das Muſeum zu Caſſel ſtand ihm offen, und die dortige nicht unbedeutende Bibliothek ward mit dem Eintritte in das Jünglingsalter fleißig von ihm benutzt. Nachdem er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt beſucht, eröffnete er ſeine akademiſche Laufbahn in Göttingen, wo er beſonders philoſophiſche und äſthetiſche Vorleſungen hörte. Einen günſtigen Einfluß auf ſeine Bildung hatte Bouterwek, in deſſen Hauſe er wohnte. Willkommene Erholung von ſeinen Studien fand er in der Muſik. Die Liebe und Neigung zu dieſer Kunſt war ſchon frühzeitig in ihm rege geworden durch ſeinen Jugendgefährten Eugen Thurner, deſſen Leben er ſpäterhin einfach und wahr in der leipziger muſikaliſchen Zeitung ſchilderte. Die Oboe, auf welcher ſein früh dahingeſchiedener Freund die Meiſterſchaft errungen, ward auch Döring's Lieblingsinſtrument. Doch ſpielte er auch gut die Geige und das Klavier, nachdem er fleißig den Generalbaß ſtudirt, und überhaupt keine Gelegenheit unbenutzt gelaſſen hatte, ſeinen muſikaliſchen Sinn auszubilden. Selbſt in der Compoſition, beſonders für die Oboe, mit Begleitung des Orcheſters, verſuchte er ſich einige Male.

Die Neigung für Muſik ſchien, nach der Rückkehr von Göttingen in ſeine Vaterſtadt, in ihm vorherrſchend geblieben zu ſein, obgleich auch einige poetiſche Verſuche in jene Zeit fallen [2]). Genährt wurde jene Neigung, als er bei dem großen Muſikfeſte zu Frankenhauſen Spohr's perſönliche Bekanntſchaft machte. Leidenſchaftliche Liebe zur Tonkunſt, verbunden mit dem Triebe nach Unabhängigkeit und dem Wunſche, in ein vielbewegteres Leben zu treten, erzeugte in ihm den Entſchluß, Frankfurt a. M. zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Bei dem dortigen Theater bekleidete er ſeit dem J. 1815 die Stelle eines Oboeſpielers, und kam mit den ausgezeichnetſten Mitgliedern des Orcheſters in nähere Berührung. Dort ſah er auch ſeine Mutter wieder, die ſich nach ihres Gatten Tode (1815) von Caſſel nach Frankfurt gewandt hatte, doch bereits im nächſten Jahre ſtarb.

Döring hatte nicht lange in Frankfurt gelebt, als ſich ſeine Verhältniſſe zu dem dortigen Theater auflöſten. Seitdem beſchäftigte er ſich mehr und faſt ausſchließlich mit literariſchen Arbeiten, dem Wirkungskreiſe ſich zuwendend, für den ſeine Natur ſich vorzugsweiſe eignete. Nachdem er die Redaction des frankfurter Staatsriſtretto's übernommen, gründete er die Iris, ein mit dieſer Zeitung verbundenes belletriſtiſches Wochenblatt. Der Poeſie widmete er ſich allmälig immer mehr, ſeit er in ſeinen literariſchen Beſtrebungen zu einem klaren Bewußtſein deſſen gelangt war, was ihm die eigentliche Befriedigung gab. Manchen Kampf mit äußern Verhältniſſen hatte er jedoch muthig beſtehen müſſen, ehe er den Standpunkt fand, der ſeinem geiſtigen Streben allein angemeſſen ſchien. Nachdem er durch mehre Beiträge zum Morgenblatte, der Zeitung für die elegante Welt, der Abendzeitung, den muſikaliſchen Zeitungen und andern Journalen, als Dichter und belletriſtiſcher Schriftſteller ſich einen geachteten Namen erworben hatte, erſchien ſeine poetiſche Skizze: „Die freie Flur am Main" (Frankf. a. M. 1818), die beſonders von Frankfurts Bewohnern freundlich aufgenommen ward.

Für ſein dichteriſches Gemüth und für ſeine Liebe zur Natur fand Döring volle Befriedigung auf einer Reiſe nach der Schweiz und Italien. Dort brachte er den Sommer und Herbſt des J. 1818 zu. Die Eindrücke waren bleibend, und geſtalteten ſich ihm in ſpätern Dichtungen zu mancher anziehenden Schilderung des Alpenlandes. Auf jener Reiſe war er auch mit manchen ausgezeichneten Männern in nähere Berührung getreten, unter andern mit Matthiſſon, Reinbeck und Zſchokke. An dieſe und andere Freunde kettete ihn ſein heiterer Sinn, ſein glücklicher Humor und die Gabe fröhlicher Mittheilung, die ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter machte.

Als Dichter trat er um jene Zeit, nachdem er die Redaction des frankfurter Staatsriſtretto's und des damit verbundenen Wochenblattes niedergelegt, auf eine vielverſprechende Weiſe in ſeinem Drama „Cervantes" auf [3]), welches er dem damaligen Kronprinzen, jetzigen Könige von Baiern, zueignete. Durch dies Werk, welchem mehre kritiſche Blätter ihren Beifall zollten, ward Döring zuerſt dem literariſchen Publicum ſehr vortheilhaft bekannt. Um auf der einmal betretenen Bahn mit glücklichem Erfolge fortſchreiten zu können, hatte er ſich aus dem geräuſchvollen Leben zurückgezogen, beſchäftigt mit Entwürfen zu mancherlei literariſchen Arbeiten [4]). Der Wunſch einer Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe ging in Erfüllung, als er durch einige Freunde dem Fürſten von Sayn-Wittgenſtein empfohlen ward, der für ſeinen Erbprinzen Alexander einen Führer auf die hohe Schule ſuchte. Döring gewann, als er den Fürſten auf Wittgenſtein beſuchte, deſſen Gunſt in ſo hohem Grade, daß er von demſelben zum Hofrathe ernannt ward. Er begleitete hierauf den Prinzen Alexander von Sayn-Wittgenſtein nach Bonn, und kehrte, nachdem er nach Verlauf eines Jahres die ihm übertragene Hofmeiſterſtelle, durch Umſtände veran-

1) Dies übel blieb ihm auch in ſpätern Jahren. Auf dem linken Auge, das durch ein Fellchen getrübt wurde, war er faſt ganz der Sehkraft beim Schreiben und Leſen beraubt. 2) Begeiſtert von den großen politiſchen Ereigniſſen, welche ſich an die Befreiung des teutſchen Vaterlandes von fremdem Joche knüpften, ſchrieb Döring, der damals die Functionen eines Hoftheaterdichters verwaltete, die Feſtſpiele: „Die Weiſſagung der Pythia" (Caſſel 1814), „Die Halle des Ruhms" (ebd. 1814) und Geſänge und Gedichte zur Feier der leipziger Schlacht, unter dem Titel: „Die Weihe des Feuers" (Frankf. a. M. 1816).

3) Frankf. a. M. 1819. 4) Dahin gehört unter Andern die im J. 1819 begründete belletriſtiſche Zeitſchrift: „das Kaleidoſkop," welche er jedoch bereits 1820 wieder aufgab. In dem genannten Jahre erſchien in jenem Journal nur noch „die Apotheoſe Ludwig's XVI."

Digitized by Google

laßt, wieder niedergelegt hatte, mit erneutem Eifer zu ſeinen poetiſchen Arbeiten zurück. Unter dieſen behauptet ſein damals erſchienenes Trauerſpiel „Poſa“ [5]) eine vorzügliche Stelle. Zwar eignete es ſich weniger zur Aufführung als ſein Drama „Cervantes.“ Doch behauptete es vor dieſem unverkennbare Vorzüge hinſichtlich der Sprache, welche mehr Rundung, Leichtigkeit und Wohlklang hatte.

Im J. 1823 machte Döring mit dem Dichter Wilhelm Kilzer, deſſen Schweſter im nächſten Jahre ſeine Gattin ward, eine abermalige Reiſe nach der Schweiz, von welcher er erheitert und geſtärkt zu ſeinen literariſchen Arbeiten zurückkehrte. In den J. 1820—1823 hatte er das offenbacher Taſchenbuch, und unter dem Titel „Frühlingsklänge“ zwei Bände Erzählungen und Gedichte herausgegeben. Der dramatiſchen Poeſie war er nicht untreu geworden, wie ſein romantiſches Trauerſpiel „der treue Eckart“ beweiſt, das in jene Zeit fällt [6]). Den entſchiedenſten Beifall fanden jedoch ſeine „Phantaſiegemälde,“ die er ſeitdem bis zu ſeinem Tode in einer Reihe von Bänden fortſetzte. Er ward ein Liebling der gebildeten Leſewelt durch ſeine anziehende Darſtellungsgabe und die Beweglichkeit ſeiner reichen Phantaſie. Nachdem er auch an einer Überſetzung von Delille's l'homme des champs ſein poetiſches Talent geübt [7]), wandte er ſich wieder zum Drama. In den J. 1823 und 1824 erſchienen die Trauerſpiele „Zenobia und das Geheimniß des Grabes,“ gleichzeitig aber auch eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten unter dem Titel „Freikugeln.“

Aus den eben erwähnten zahlreichen literariſchen Erzeugniſſen geht die Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes hervor, der ſich in den mannichfachſten dichteriſchen Formen verſuchte; aber auch zugleich die Leichtigkeit, mit der er arbeitete. Gewöhnlich widmete er dieſen literariſchen Beſchäftigungen nur die Zeit von acht bis gegen ein Uhr, und auch da nicht immer anhaltend, ſondern oft unterbrochen von Beſuchen und andern Störungen. In allem aber, was er ſchrieb, war das gewiſſenhafte Streben nach größerer Reife und Gediegenheit in ſeinen Darſtellungen ſichtbar. Aber er fühlte ſich auch ſo glücklich im dichteriſchen Schaffen und in freier geiſtiger Thätigkeit, daß er derſelben nur mit großer Selbſtüberwindung entſagte, um die Redaction des Correſpondenten von und für Teutſchland zu übernehmen. Dies geſchah im J. 1824 bald nach ſeiner Vermählung. Die Liebe zu ſeiner Gattin mußte ihm Erſatz geben für den Abſchied von Frankfurt und ſeinen dortigen Freunden. Auch in Nürnberg würde er, bei der allgemeinen Achtung, die ihm dort entgegenkam, ſehr glücklich gelebt haben, wenn nicht das dortige Klima, und beſonders die vielen Sandflächen, nachtheilig gewirkt hätten auf ſeine ſchwachen Augen, die er bei den mit dem Redactionsgeſchäfte verbundenen Correcturen überdies zu ſehr anſtrengen mußte. Er war genöthigt die Herausgabe des Correſpondenten aufzugeben und bereits im October 1824 ſich wieder nach Frankfurt zu verfügen.

In Nürnberg ließ Döring viele Freunde zurück, zu denen beſonders der Graf Julius von Soden, der bekannte Kupferſtecher Fleiſchmann, und der Buchhändler Schrag gehörten, welcher Döring's Schauſpiel „Albrecht der Weiſe“ [8]) in Verlag nahm, und dem Verfaſſer die Herausgabe des Frauentaſchenbuchs übertrug, die dieſer auch bis zum J. 1831 beſorgte. Dadurch war Döring mit mehren ausgezeichneten Schriftſtellern und Dichtern Teutſchlands in nähere Verbindung gekommen, unter andern mit Winkler (Theodor Hell) in Dresden und mit Methuſalem Müller in Leipzig. Mit den ebengenannten Gelehrten, ſowie mit Leopold Scheffer, Weisflog in Sagan und Moſengeil in Meiningen unterhielt er eine faſt ununterbrochene Correſpondenz. Zu dieſen freundlichen Berührungen mit auswärtigen Freunden trat ſein für ihn ſehr glückliches Leben im häuslichen Kreiſe. Es hatte einen neuen Reiz für ihn gewonnen durch die Geburt eines Sohnes im J. 1825, und nur ſelten wich die Fröhlichkeit von ihm, ungeachtet er, öfters körperlich leidend, ärztliche Hilfe in Anſpruch nehmen mußte. Abwechſelnd im ſtillen Kreiſe ſeiner Familie und unter gleichgeſinnten Freunden verlebte er genußreiche Tage, und mancher Abend ging dahin in geſelliger Unterhaltung, gewürzt durch frohe Laune, zu welcher beſonders der zu früh verſtorbene Schriftſteller Wilhelm Hauff viel beitrug, der durch jugendlichen Humor und ein angenehmes Äußere eine ſtets willkommene Erſcheinung war im geſelligen Leben. Als das innige Verhältniß, welches ſich zwiſchen Döring und Hauff gebildet, durch des Letztern Tod im J. 1829 wieder getrennt ward, brachte der zurückbleibende Freund dem dahingeſchiedenen ein ſchönes Todtenopfer in dem Frauentaſchenbuche auf das J. 1829.

Unter den neuen Bekanntſchaften, welche Döring auf einer mit ſeinem Schwager Wilhelm Kilzer im J. 1827 unternommenen Rheinreiſe angeknüpft hatte, war keine erquickender für Geiſt und Gemüth, als das Zuſammentreffen mit Wilhelm Müller, durch den Döring auch deſſen Freund, den Baron von Simolin, kennen gelernt hatte. Als Müller ihn ſpäterhin in Frankfurt beſuchte, wurden mehre Ausflüge in die benachbarte Gegend unternommen, und wol mochte Döring in jenen genußreichen Tagen nicht ahnen, daß ihm auch dieſer Freund ſo bald entriſſen werden ſollte. Zu dem Schmerze über dieſen Verluſt geſellten ſich der Tod ſeines zweiten Kindes, und noch in demſelben Jahre körperliche Leiden, welche ihn ſelbſt und ſeine Gattin heimſuchten. Während er an einer hartnäckigen, mehre Monate währenden Gelbſucht litt, die ihn im October 1827 befallen, ſchienen die Krankheitsſymptome ſeine Gattin auf eine gänzliche Zerrüttung des Nervenſyſtems zu deuten. So hatte, wie ein geiſtreicher Schriftſteller ſagt, „in Döring's Leben zu der heitern Seite ſich auch die Schattenſeite geſellt, wo neben dem Lorbeer,

5) Frankf. a. M. 1821. 6) Frankf. a. M. 1822. Mit einem Kupfer. Eine Probe dieſes Trauerſpiels theilte Fr. Kind im erſten Bande ſeiner Zeitſchrift: „die Muſe“ (Leipz. 1821), mit. 7) Sie befindet ſich in dem 39. und 40. Bändchen der zu Zwickau erſchienenen Taſchenbibliothek der ausländiſchen Claſſiker.

8) Nürnberg 1826.

Digitized by Google

der ihm immer reicher zu Theil ward, auch die Dornenſaat aufging, die ſein Herz aufs Tiefſte verwunden ſollte."

Als er, wieder geneſen, im Frühjahre 1828 eine Reiſe nach London und Paris unternahm, fand er in der erſtgenannten Stadt Gelegenheit, die nun verwitwete Königin von England zu ſprechen, der er ſchon mehre Jahre früher durch ſeinen nahen Verwandten, den Obermedicinalrath Döring in Ems, vorgeſtellt worden war. Seine Gattin fand er nach der Rückkehr von jener Reiſe ſo weit hergeſtellt, daß er mit ihr einen Ausflug nach Sachſen unternehmen konnte. In Meiningen und Liebenſtein verlebte Döring genußreiche Tage, beſonders in dem Umgange mit Moſengeil, deſſen trauter Familienkreis ihn ſehr erheiterte. In Liebenſtein ward er auch dem Herzoge von Meiningen vorgeſtellt, dem er ſchon früher (1825) den Titel eines Legationsraths verdankte. Mit der Rückkehr von jener Reiſe, durch die er ſich ſehr geſtärkt fühlte, beginnt der letzte Abſchnitt in ſeinem Dichterleben, den ſein damals erſchienener Roman, „Sonnenberg" bezeichnet. Dies Werk hatte er im Herbſte und Winter des J. 1827 größtentheils während ſeiner Krankheit geſchrieben, und es ward mit ſo allgemeinem Beifall aufgenommen, daß die bekannte Schriftſtellerin Frau Birch-Pfeiffer ſich dadurch veranlaßt fand, jenen Stoff in ihrem Schauſpiele Pfeffer-Röſel dramatiſch zu behandeln. Obgleich von körperlichen Leiden nie ganz befreit, ſchien Döring's Geiſte raſtloſe Thätigkeit ſo zum Bedürfniſſe geworden zu ſein, daß es ihm ſchwer ward ſich von derſelben zu trennen, und irgend eine angefangene Arbeit unvollendet zu laſſen. Er erlag nicht unter dem Drucke phyſiſcher Schmerzen, und mit unglaublicher Leichtigkeit ſetzte er ſeine literariſchen Beſchäftigungen fort, ohne ſich dabei äußerer Reizmittel, am wenigſten des übermäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke zu bedienen. So folgte dem vorhin erwähnten Romane, „Sonnenberg" betitelt, faſt gleichzeitig (1829) ſeine Novelle „die Mumie von Rotterdam," die der humoriſtiſchen Gattung angehört und ebenfalls den Beifall erhielt, den ſie in mehrfacher Hinſicht verdiente. Im J. 1830 erſchien die ſeinem Freunde H. Zſchokke zugeeignete Novelle, „der Hirtenkrieg," 1831 eine andere in drei Theilen, „das Kunſthaus" betitelt, und 1832 zwei dreibändige Romane, „das Opfer von Oſtrolenka und Roland von Bremen." Dieſe Arbeiten hatten oft Unterbrechungen leiden müſſen, weil ihn ſeine Kränklichkeit ſeit dem J. 1829 jährlich zu Badereiſen nöthigte. Gewöhnlich verweilte er in Wiesbaden oder in Baden-Baden. Auch war er von da im J. 1830 noch einmal nach der Schweiz gegangen, für welche er, der Naturſchönheiten wegen, immer eine beſondere Vorliebe zu haben ſchien.

Wenn er wieder zurückkehrte von ſolchen Ausflügen zu ſeinem ſtillen Familienkreiſe, ſchien ſein geiſtiges Leben höher geſtiegen zu ſein und mit demſelben ſeine productive Kraft. Die anmuthigſten Bilder boten ihm Vergangenheit und Gegenwart, und er wußte dieſe Bilder zu geſtalten und ſie in eine poetiſche Form zu kleiden. Dem Politiſchen eigentlich abhold und oft mismuthig über die Verirrungen der Zeit, erkannte er gleichwol das Große, das auch aus ihr hervorging. In ſeinem Heldenliede, „Van Speyk" betitelt, ſetzte er jenem kühnen Vaterlandsvertheidiger ein einfach ſchönes Denkmal, und erfreute ſich eines werthvollen Andenkens, das er dem Könige der Niederlande verdankte, dem er jenes Gedicht zugeeignet hatte. Als in den letzten Monaten des J. 1832 von der frankfurter Theaterdirection an ihn die Auffoderung erging, mehre Hauptmomente aus der Geſchichte jener Stadt dramatiſch zu bearbeiten, unterzog ſich Döring auch dieſer in mehrfacher Hinſicht undankbaren und höchſt ſchwierigen Arbeit, und lieferte in einer ſehr kurzen Friſt ein dramatiſches Gedicht, mit welchem am Neujahrstage 1833 die frankfurter Bühne eröffnet ward. Der verdiente Beifall, den jene Dichtung fand, krönte auch ſein letztes Werk, den Roman: „die Geißelfahrt," mit welchem er ſeine literariſche Laufbahn ſchloß.

In Wiesbaden, wohin er im J. 1833 nach dem Willen ſeines Arztes gegangen war, befiel ihn die Grippe, zu welcher ſich Hämorrhoidalbeſchwerden und ſpäterhin die unverkennbaren Symptome der Waſſerſucht geſellten. Ungeachtet er mehrmals geäußert hatte, von dieſer Krankheit nicht wieder zu geneſen, blieb ſeinem Geiſte auch während der heftigſten Leiden eine gewiſſe Stärke, und ſelbſt mitunter ſeine frühere Heiterkeit. Die letztere fand er, wenn ſie von ihm wich, während des Leſens von Reiſebeſchreibungen wieder. Da trug ihn ſeine Phantaſie in ferne Lande, während er ſich den Wunſch, eine Reiſe zu unternehmen, ſeines körperlichen Zuſtandes wegen, verſagen mußte. Erſt einige Tage vor ſeinem Tode zeigte ſich eine ſichtbare Abnahme ſeiner Kräfte, und ſeine Gattin und Freunde ahnten nicht, daß ihm die letzte Stunde ſo nahe ſei, als er den 10. Oct. 1833 ſanft hinüberſchlummerte zu einem höhern Sein. Seinem Wunſche gemäß, ward er einfach beerdigt. An ſeinem Grabe rief ihm ſein Schwager Worte der Liebe nach:

So ruhe ſanft, die Hülle mag vergehen,
Naht auch der Winter, deckt er nun die Gruft.
Du ſiehſt die Welt im Frühlingsglanze ſtehen,
Und deine Seele athmet Himmelsluft [9]).

Auf den Lorbeerkranz, der im Tode ſein Haupt ſchmückte, während in der Hand ein Strauß von friſchen Roſen prangte, die er allen andern Blumen vorzog, hatte Döring in mehrfacher Beziehung gegründete Anſprüche durch ſeine mannichfachen literariſchen Leiſtungen, die größtentheils bereits erwähnt worden ſind. Zu nennen iſt hier noch ſein liebliches Luſtſpiel, „Gellert," mit einem andern, „Sohn und Neffe" betitelt, im J. 1825 zuſammengedruckt unter dem Titel: „Weihnachtsſpende." Für den nach Kotzebue's Tode fortgeſetzten Almanach dramatiſcher Spiele lieferte er einige kleine Stücke, unter andern „die vier Tanten" und „der Schulmeiſter und ſeine Frau." Er ſelbſt gab in den J. 1826—1829 einen Sommeralmanach heraus, und ſammelte 1825—1828 ſeine in Zeitſchriften und Almanachen zerſtreuten Erzählungen und Novellen unter verſchiedenen Titeln, als: „Alpenblumen, Stimmen des Lebens und Wanderleben." Zu ſeinen größern

9) ſ. Wilhelm Kilzer's Gedicht: „Nachruf an Georg Döring," in der Abendzeitung 1833. Nr. 250.

Novellen, außer den bereits erwähnten, gehören noch ſein „Dichterbündniß (1829), drei Nächte (1829), Freundestroſt (1830), die Italiener (1830)“ u. a. m. In die letzte Zeit ſeines Lebens fallen noch vier Bände dramatiſcher Novellen. In dieſer Sammlung befinden ſich, außer den ſchon genannten kleinen Theaterſtücken und einigen Bearbeitungen nach dem Franzöſiſchen, ſeine Texte zu Opern, unter andern zu dem „Berggeiſte“ [10]), zu der Zauberoper, „Fortunat mit dem Säckel und Wünſchhütlein“ [11]), zu dem Ahnenſchatze“ [12]), zu der Räuberbraut“ [13]) u. a. m. Außer dieſen literariſchen Arbeiten, von denen mehre ins Engliſche und Franzöſiſche überſetzt wurden, beſchäftigte er ſich mehrfach mit Recenſionen, beſonders für die halle'ſche Literaturzeitung und die leipziger muſikaliſche Zeitung, und beſorgte, von ſeinem Freunde, dem Buchhändler J. D. Sauerländer, erſucht, ſeit dem J. 1831 die Herausgabe der Erholungsſtunden.

So viel und nicht Gewöhnliches hätte Döring während einer kurzen irdiſchen Laufbahn kaum leiſten können, wäre er nicht von der Natur mit den ſeltenſten Anlagen ausgerüſtet geweſen. Vorherrſchend unter dieſen war ſeine reiche Phantaſie. Mit faſt unglaublicher Leichtigkeit entwarf er die Plane zu ſeinen literariſchen Arbeiten, aber mit ebenſo viel Umſicht und Sicherheit. Ein noch höheres Lob muß der Ausführung zugeſtanden werden. Mit dem Wohlklange der Sprache vereinigte ſich in ſeinen Darſtellungen Ruhe und Klarheit. Beſonders glückte ihm die Schilderung von Naturſcenen, die in faſt allen ſeinen Dichtungen, wenn auch anders motivirt, wiederkehren.

Sein Äußeres war höchſt anziehend. Er verdankte der Natur einen wohlgebauten Körper. Blonde Haare umgaben die freie, hohe Stirn, und wenn ſich auch um den Mund der Zug einer leichten Ironie zog, ſprach doch aus ſeinem blauen Auge das treuherzige offene Weſen, das einen Grundzug in ſeinem Charakter bildete. Mit regem Wohlwollen kam er, der ſeinen Werth fühlte, ohne ihn zu überſchätzen, Jedem entgegen, und wen er lieb gewonnen, den wußte er durch Treue an ſich zu feſſeln. Falſchheit, Heuchelei und Frömmelei waren ihm verhaßt. Alle ſeine Empfindungen und Handlungen begleitete eine gewiſſe Heftigkeit, die Folge einer von Natur reizbaren Conſtitution. Wer ſich dadurch unangenehm berührt fühlte, verſtand und kannte ihn ſchwerlich, weil ein ſolcher ſonſt die Freimüthigkeit ſeines offenen Charakters auch in jenen leidenſchaftlichen Äußerungen geehrt haben würde. Die innigſte Verehrung zollte ſein reines Herz der Religion, deren beſeligende Kraft er oft an ſich erprobt. Er ſuchte Gott in den weiten Räumen der Natur. Von ihr und ihren mannichfachen Reizen lieh er die Farben, mit denen er ſeine Phantaſiegemälde ſchmückte. Erſt in ſpätern Jahren, als ihn Prüfungen mancher Art heimſuchten, verließ ihn die frühere Heiterkeit. An ihre Stelle traten Muth und feſte Ausdauer, die ſich auch in der ſtillen Reſignation bewährten, mit welcher er, durch Bande der innigſten Liebe an Weib und Kind und theure Freunde gefeſſelt, dem Tode entgegenging [14]). (*Heinrich Döring.*)

DORN (Georg Anton), geb. im J. 1760 zu Bamberg, verdankte der dortigen Studienſchule ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Im J. 1779 erhielt er die Magiſterwürde, und 1786 nach Vertheidigung ſeiner Diſſertation: de usu balneorum frigidorum den Grad eines Doctors der Medicin. Er bekleidete ſeitdem einige Jahre die Stelle eines Stadtarmenarztes. Im J. 1789 ward er Profeſſor der Chirurgie und zugleich als zweiter Arzt in dem damals errichteten allgemeinen Krankenhauſe angeſtellt. Zu dem Flor dieſer Anſtalt trug er durch zweckmäßige Vorſchläge weſentlich bei. Im J. 1799 ward er Landphyſikus und Arzt der verſchiedenen Pfründhäuſer in Bamberg, 1800 Stadtphyſikus und 1803 Medicinalrath. Gleichzeitig zum Mitgliede des mediciniſchen Committee erhoben, ward er ſpäterhin (1816) Director derſelben, ſowie der landärztlichen Schule. In allen dieſen Ämtern bewährten ſich ſeine gründlichen Kenntniſſe und eine raſtloſe, kein Opfer ſcheuende Thätigkeit. Eine Reihe von Jahren widmete er ſich dem Berufe eines praktiſchen Arztes mit regem Eifer. Ebenſo nützlich ward er als Docent in den einzelnen Zweigen des mediciniſch-chirurgiſchen Wiſſens. Seinen lebhaften, gründlichen und ſyſtematiſch geordneten Vortrag empfahl die Gewandtheit, mit welcher er ſich in der lateiniſchen Sprache auszudrücken wußte. Auch als Schriftſteller hinterließ Dorn, als er in hohem Alter den 29. Jun. 1830 ſtarb, einen geachteten Namen. Um ſeine Wiſſenſchaft machte er ſich mehrfach verdient, unter andern durch eine ſehr gründliche Abhandlung über die Brechen erregende Methode und die vorzüglichſten Brechmittel (Bamberg 1795). In dem dortigen Quartkalender auf das J. 1808 theilte er eine Geſchichte der Kuhpockenimpfung in der Provinz Bamberg mit. Zu ſeinen ſchätzbarſten Schriften gehören ſeine gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft (Landshut 1813), ſeine allgemeine Krankheitslehre, von welcher jedoch nur der erſte Theil erſchien (Bamberg 1814), und ſein pharmaceutiſches Taſchenlexikon (ebd. 1817). Mit vielem Scharfſinne beleuchtete er eine von Marcus herausgegebene Schrift, den herrſchenden contagiöſen Typhus betreffend (Bamberg 1814). Dorn iſt auch Verfaſſer eines ebend. 1819 erſchienenen Recepttaſchenbuchs, und lieferte mehre Beiträge zu Hufeland's Journal der praktiſchen Heilkunde *). (*Heinrich Döring.*)

DÖRRLESBERG, Pfarrdorf im großherzogl.-badiſchen Bezirksamte Wertheim, kaum ¼ teutſche Meile ſüdlich von der Amtsſtadt, dem ſtandesherrlich-fürſtlichen Hauſe von Löwenſtein-Werthheim-Roſenberg zuſtändig, mit 580 Einwohnern in 89 Familien, alle kathol. Reli-

10) In Muſik geſetzt von L. Spohr. 11) Componirt von Schnyder von Wartenſee. 12) Componirt von C. Reiſſiger. 13) In Muſik geſetzt von F. Ries.

14) Vergl. ſein Leben von Wilhelm Kilzer in den Erholungsſtunden (Frankf. a. M. 1833). 6. Bd. 7. Hft. S. 321 fg. Meuſel's Gel. Teutſchl. 22. Bd. 1. Liefer. S. 654 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 11. Jahrg. 2. Th. S. 649 fg.

*) ſ. Wichtige Lebensmomente der königl. baíriſchen Staatsdiener (Augsb. 1818). S. 40 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 8. Jahrg. 2. Th. S. 519 fg. Meuſel's Gel. Teutſchl. 2. Bd. S. 90. 9. Bd. S. 253. 17. Bd. S. 444 fg. 22. Bd. 1. Liefer. S. 666.

Digitized by Google

gion, und mehren dazu gehörigen Höfen und Mühlen, vor den Staatsveränderungen unſerer Zeit der Ciſtercienſerabtei Bronnberg mit aller Gerichtsbarkeit angehörig. (*Th. Alfr. Leger.*)

DÖTTELBACH, im Großherzogthume Baden und Bezirksamte Oberkirch, etwa ½ teutſche Meile ſüdöſtlich von der Amtsſtadt liegende, unter dem Namen Rotte beſtehende Gemeinde von 759 Einwohnern in 112 Familien, alle kathol. Religion, wozu eine Kapelle, zwei Mahlmühlen und zwei Sägemühlen, von der Renchbach getrieben, der Sauerbrunnen Griesbach (ſ. d. Art. Griesbach), die Weiler und Höfe Breitenberg, Rench, Rohrenbach und Wüſteneck gehören. (*Th. Alfr. Leger.*)

DRACHENFELS. Auf dem linken Ufer der Lauter, und demnach ſeit dem J. 1815 nicht mehr in Elſaß, ſondern in Rheinbaiern, weſtwärts von Bergzabern, iſt gelegen die uralte Felſenburg Drachenfels. Umgeben einſt von allen Seiten von dichten Urwäldern, in naher Berührung mit dem phantaſie-, klang- und ſangreichen Alemannien, iſt es ohne Zweifel dieſer, nicht aber der ripuariſche Drachenfels, dem die mannichfaltigen Sagen von dem Drachen und von ſeinem Felſen angehören. Im J. 1335 wurden Drachenfels und Ramſtein von den Straßburgern zerſtört. Im J. 1344 verkaufte Anſelm von Drachenfels mit ſeines Bruders Eberhard Zuſtimmung ſein Recht an der Burg Drachenfels an den Grafen Walram von Bitſch. Zu Anfange des 15. Jahrh. beſtand auf dem Drachenfels eine vollkommen ausgebildete Ganerbſchaft, und verſprach der Graf Hannemann von Zweibrücken im J. 1407, er wolle ſich des ihm vorbehaltenen Öffnungsrechtes nicht bedienen, er habe denn zuvor den Burgfrieden beſchworen. Im J. 1471 werden Johann Richter von Küttelsheim, Burggraf auf Drachenfels, und ſein Sohn Wolf, nachdem ſie eine Zeit lang von den Baumeiſtern und den übrigen Ganerben gefangen gehalten worden, mit dieſen durch Weikard's von Hohenburg Bemühungen wieder ausgeſöhnt, nur mußten ſie ihr Burghaus innerhalb des Burgberings aufgeben, und dafür 200 Gulden als Kaufpreis von den Ganerben annehmen. In dem Burgfrieden vom J. 1510 werden der Ganerben 24 aufgeführt, darunter Franz von Sickingen; auch der Scharfſinnigſte ahnete nicht, daß 13 Jahre ſpäter dieſer Franz den Untergang von Feſte und Ganerbſchaft veranlaſſen würde. Allem Anſehen nach war er als Erbe ſeiner Mutter, Margaretha Püller von Hohenburg, in dieſe Ganerbſchaft aufgenommen worden. Noch vor dem Falle von Landſtuhl hatte ein Jeder der drei wider Franz von Sickingen verbündeten Fürſten einen reiſigen Zug von 100 Pferden und ein Fähnlein Knechte gegen den Drachenfels ausgeſendet; die Trierer führte Vollmar von der Leine. Die Beſatzung, entmuthigt durch die Nachricht von Sickingen's tödtlicher Verwundung that keinen Widerſtand, ſondern ergab ſich der erſten Auffoderung (5. Mai 1523). Das Schloß wurde geplündert und eingeäſchert, denn Niemand bedachte, daß man nur mit einem der Burgmänner, keineswegs aber mit der Ganerbſchaft, und noch weniger mit den Eckbrecht, die ſeit der Mitte des 15. Jahrh. einen Theil der Feſte als zweibrückenſches Lehen beſaßen, Fehde gehabt hatte *). Es ſingt Latomus:

> Audiit et timuit rupes invisa Draconum,
> Praedonum hospitium infestum, viresque negavit
> Objicere ipsa suas, quamvis circumdata muro,
> Praeruptisque locorum aditis sublime levaret
> In media astra caput, celsasque attolleret arces.
> Quin sese excidio tristi subjecit et armis
> Sponte sua positis. Veniam haud dignata mereri
> Occubuit rapidis cecciditque a culmine flammis.

Dem tödtlichen Streiche erlag die Ganerbſchaft, ſie verſchwindet von nun an, und was ſie beſeſſen, erſcheint ſpäter als ein Allodium der Eckbrecht von Dürckheim, die ſonach die ganze Herrſchaft vereinigten. Zu derſelben gehörten das Pfarrdorf Buſenberg und der Bärenbronnerhof, Erlebach hingegen war ſeit dem J. 1490 verkauft worden. (*v. Stramberg.*)

DRACHENKUMPEN, der, ſlowakiſch **Szatinski-Zleb**, eine ſchauerlich-wilde, ewigen Schnee und Eismaſſen aufbewahrende Schlucht des hohen Tatragebirges der ungriſchen Karpathen, welche ſich an der Grenze der liptauer und arvaer Geſpanſchaft Nieder-Ungerns von dem etwa 7300 Fuß hohen Csabi oder der Baſtaſpitze gegen das koprovaer Thal hinabzieht und ſich beſonders durch die ſtarke Verwitterung ihrer Seitenwände auszeichnet, von denen faſt immer einzelne Trümmer herabſtürzen. Die Volksſage verſetzt in dieſe Schlucht einen Drachen, der den hier befindlichen und das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckten Goldgang bewacht und die dieſes Thal Beſuchenden durch das Herabſchleudern von Felſentrümmern zurückzutreiben ſucht, und davon wurde die Schlucht Szatinski-Zleb oder Drachenkumpen genannt. Von ähnlicher Beſchaffenheit ſind auch die beiden benachbarten Schluchten, welche den Namen Kameni-Zleb und Siorki-Zleb führen †). (*G. F. Schreiner.*)

DRACONIA. Die **Bombyx Peripheta** *Cram.* **Tab. 131 Fig. C.** aus Weſtindien, belegt Hübner mit dem Namen **Draconia Peripheta.** (*Germar.*)

Draconipteris *Hübn.*, ſ. **Platypteryx.**

DRAGOMIRNA, eines der Pflanzdörfer der Filipponen oder Lippowaner im öſtlichſten Theile des czernowitzer Kreiſes des Königreichs Galizien, in der Nähe der moldauiſchen Grenze, am rechten Ufer des gleichnamigen Baches, der oberhalb dieſes Dorfes entſpringt und ſich längs der genannten Grenze unterhalb der Stadt Suczawa am linken Ufer in den Suczawafluß ergießt, in einem freundlichen, von Wäldern begrenzten Thale, gelegen mit einem nicht unirten griechiſchen Kloſter und einer Kirche. Die Bewohner dieſer Ortſchaften ſind im J. 1783 aus

---

*) Eine Schickſalslaune will, daß die Autoren ſtets dieſen Drachenfels, wo Franz von Sickingen Burgmann war, mit dem Drachenfels im Siebengebirge, wo er kaum dem Namen nach gekannt ſein mochte, verwechſeln. Doch ſtellt es ſich ſogar aus dem Gange des Feldzugs ſehr deutlich heraus, daß der Drachenfels in der Nähe der Hohenburg, alſo in den Vogeſen, gelegen war.

†) ſ. Bemerkungen auf einer Reiſe im J. 1827 durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Centralkarpathen, als Beitrag zur Charakteriſtik dieſer Gebirgsgegenden und ihrer Bewohner, von Albrecht von Sydow (Berl. 1830). S. 252.

Digitized by Google

Rußland eingewandert, und Abkömmlinge jener Ruſſen, welche die kirchlichen Reformen Zar Peter's des Großen nicht anerkennen wollten. Sie unterſcheiden ſich von der ruſſiſch-griechiſchen Kirche in mehrfacher Beziehung, und zeichnen ſich durch Betriebſamkeit vortheilhaft aus. Sie ernähren ſich vom Handel und Fiſchen und gedörrtem Obſte. (*G. F. Schreiner.*)

DRAGSCHINA, DRAKSINA, DRAXSINA, ein zum keveſer (Köveres) Rentamte gehöriges Kameraldorf, im temeſcher Gerichtsſtuhle (Processus) der temeſer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Ober-Ungerns, zwiſchen den Dörfern Szirbova und Miedves in wellenförmig durchaus offener Gegend gelegen, 2½ Meilen von der Feſtung und Stadt Temesvár, ¼ Meile vom linken Ufer des Temeſchfluſſes und ebenſo weit nordwärts von der von dieſer Stadt nach Lugos führenden Straße abgelegen, mit einer eigenen Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, 150 Häuſern und 896 wallachiſchen Einwohnern, die faſt ſämmtlich zur orientaliſch-griechiſchen Kirche ſich bekennen. In der Nähe dieſes Dorfes geht der Erdwall vorüber, der unter dem Namen der Römerſchanze (Aggeres Romanorum) bekannt iſt. (*G. F. Schreiner.*)

DRAHOTUSCH, 1) ein zur fürſtlich Dietrichſtein'ſchen Fideicommißherrſchaft Weißkirch gehöriges Gut im prerauer Kreiſe des Markgrafthums Mähren. Als das Gut im J. 1550 zum letzten Male für ſich verkauft wurde, beſtand es aus der damals ſchon verödeten Burg Drahotuſch, ſammt dem gleichnamigen Markte und Patronat, und den Dörfern Slawic, Gezernicž mit Patronat, Podhorž mit Patronat, Uhrinow, Streduleſž, Radikow, Michalowa Lhota, Welka, Hrabuwka, Klokoc und Milenow. Seit jener Zeit iſt das Gut immer mit der Herrſchaft Weißkirch vereinigt geblieben, und wurde auch in Folge der letztwilligen Anordnung des in die Geſchichte des 30jährigen Krieges verflochtenen, bekannten Cardinals Franz vom Dietrichſtein, dem Kaiſer Ferdinand II. die Güter Weißkirch, Leipnik, Drahotuſch ſammt der Burg Helfenſtein zur Belohnuug der ihm geleiſteten Dienſte geſchenkt hatte, mit einigen andern Herrſchaften zum Fideicommiß erhoben. Das Gut ſteht unter einer Adminiſtration mit der Herrſchaft Weißkirch, hat einen im Durchſchnitte mittelmäßig fruchtbaren Boden, welcher großentheils gebirgig, nur im Thale der Beczwa ſelbſt eben, und von dieſem Fluſſe bewäſſert, aber auch nicht ſelten durch Überſchwemmungen verheert wird. Die Einwohner ſind Slawen, welche Ackerbau und Viehzucht treiben; auf die letztere halten die k. k. Beſchälſtation zu Welka und die obrigkeitlichen Meierhöfe zu Slawitſch, Welka und Klogsdorf einen ſehr vortheilhaften Einfluß. 2) Ein zu dem Gute gleiches Namens und zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 1 gehöriger Markt in demſelben Kreiſe und Lande im breiten Beczwathale, in nicht großer Entfernung vom rechten Ufer dieſes verheerenden und ſeiner Überſchwemmungen wegen berüchtigten Fluſſes, an der von Olmütz nach Teſchen führenden Hauptpoſt- und Commercialſtraße, zwiſchen den Städten Leipnik und Weißkirch, dem Sitze des Kreisamtes gelegen, von der erſtern 4468 und von der letztern 1630 niederöſterreichiſche Klafter, deren 4000 auf eine öſterreichiſche Straßenmeile gehen, entfernt, mit einer auf einem in der Nähe des Dorfes Podhorn ſich erhebenden Berge gelegenen Burgruine, die einſt unter ihrem Beſitzer Friedrich von Linau in den J. 1286 bis 1312, ein furchtbares Raubneſt war, bis K. Johann den letztern zur Übergabe des Felſenneſtes gezwungen hatte, worauf ſie von dem Könige ihren frühern Eigenthümern, den Herrn von Drahotuſch, wieder zurückgegeben wurde; mit einer zum leipniker Dekanate des olmützer Erzbisthums gehörigen katholiſchen Pfarre, welche von drei Prieſtern verſehen wird, unter dem Patronate der fürſtlich Dietrichſtein'ſchen Herrſchaft Weißkirch ſteht, zu Podhorn eine Filialkirche hat, und, nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1831, in den eingepfarrten Ortſchaften Drahotuſch, Riharž, Klokocz, Hrabuloka, Welka, Lhotka, Radelsdorf, Millenau, Slawicz, Podhorž und Ungersdorf 3694 katholiſche und 5 jüdiſche Einwohner zählte; einer zwiſchen den J. 1784 und 1786 ganz neu erbauten und mit drei Altarblättern von Joh. Pilz geſchmückten und der Himmelfahrt Mariens geweihten katholiſchen Kirche, einer Kapelle, Schule, einer Brücke über den vereinigten hrabuwker- und klogsdorfer Bach, 190 nur eine Gaſſe bildenden Häuſern, 4 Jahr- und unbedeutenden Wochenmärkten und (nach der Conſcription des J. 1834) 1143, nämlich 542 männlichen und 601 weiblichen ſlawiſchen Einwohnern, welche von Gewerben und von dem Fuhrwerke, meiſt aber von der Landwirthſchaft leben. Der Markt beſtand als ſolcher ſchon im J. 1353; im J. 1448 hatte er ſchon eine Pfarre, die aber bald darauf in den Beſitz der Akatholiken gelangte und erſt im J. 1622 den Katholiken wieder zurückgegeben wurde. Durch dieſen Markt findet, auf der durch ihn führenden Kaiſerſtraße, ein lebhafter Gütertransport aus Öſterreich, Mähren und von Trieſt her nach Krakau und Brody, ſowie auch aus Rußland, Polen und Galizien ſtatt. (*G. F. Schreiner.*)

DRAHOVA, die, 1) einer der kürzern Äſte der karpatner Gebirgskette im Klein-Hoath im Kreiſe dieſſeit der Donau Nieder-Ungerns; er iſt ein Theil der ungriſchen Karpathen, der nach einem eben nicht langen Zuge ſein Ende in der benachbarten Ebene erreicht. 2) Ein auch Drahócz genanntes Dorf im váguihelyer Gerichtsſtuhle der neutraer Geſpanſchaft im Kreiſe dieſſeit der Donau Nieder-Ungerns, zwiſchen Freiſtadtl und dem Badeorte Pöſtyén in einer weiten Fläche, am Rande ausgedehnter Wälder und Auen gelegen, mit einer katholiſchen Pfarre der neutraer Diöceſe, einer katholiſchen Kirche, Schule, 182 Häuſern, 1277 Einwohnern, unter welchen ſich acht Juden befinden, und einem Sauerbrunnen, deſſen Beſtandtheile nach B. Krantz kohlenſaures Eiſenoxyd, viele freie Kohlenſäure, kohlenſaure Alkalien und Erden bilden, und deſſen Waſſer auflöſet, ſtärkt, und auf die Harnwerkzeuge wohlthätig einwirkt. Es bewährt ſich dieſer Säuerling als heilſam in Verſtopfungen, Leber- und Milzverhärtungen, Mutterkrankheiten, Bruſtbeſchwerden, Hypochondrie, Gelbſucht und in den Krankheiten des Magens und der Gedärme. (*G. F. Schreiner.*)

DRAIS (Karl Wilhelm Friedrich Ludwig Freih.

Digitized by Google

v. Drais von Sauerbronn), geb. zu Ansbach den 23. Sept. 1755, geſt. zu Mannheim den 2. Febr. 1830, hat ſich als Staatsmann und Schriftſteller einen ehrenwerthen Ruf erworben. Nachdem er zu Erlangen und Altorf ſeine Studien vollendet, ging er im J. 1776 nach Wien, um den Reichshofrathsproceß kennen zu lernen, und trat dann in badiſchen Staatsdienſt, in welchem er in einer Reihe von Jahren vom Aſſeſſor im Regierungs- und Hofgerichtscollegium bis zum wirklichen Geheimrath erſter Claſſe und Oberhofrichter aufſtieg. In jedem der ihm angewieſenen verſchiedenartiger Wirkungskreiſe bewährte er ſeine Einſicht und unermüdliche Thätigkeit, und viele wohlthätige Einrichtungen verdankt ihm ſein Vaterland. Viele Gelegenheit, ſich Verdienſte um daſſelbe zu erwerben, boten ihm die öftern, durch die franzöſiſche Revolution bewirkten, Umwandlungen. Er war Obervoigt zu Kirchberg in der Grafſchaft Sponhein, wo die von ihm angelegten Spinnereien bald eine vorzügliche Nahrungsquelle für die durch den Krieg verarmten Bewohner wurde, als in Folge der Kriegsereigniſſe die badiſchen Staatsdiener mit halber Beſoldung entlaſſen wurden. Drais zog ſich nach Durlach zurück, und ſeine zerrüttete Geſundheit erfoderte Ruhe. Kaum hatte er ſich erholt, als er im J. 1797 zum Polizeidirector in Raſtadt ernannt wurde, wo er gleichzeitig mit den Geſandten, die ſich zum Friedensſchluſſe zwiſchen Frankreich und Teutſchland verſammelten, eintraf. Dieſe Stellung, welche beſondere Um- und Rückſichten erfoderte, brachte ihm die Annehmlichkeit der Bekanntſchaft mit ſo vielen der bedeutendſten Männer ſeiner Zeit. Mehre wurden ihm befreundet, und der unter den Geſandten ſich bildende literariſche Zirkel wählte ihn zu ſeinem Vorſtande. Bald nach dem unbegreiflichen Geſandtenmorde wurde er als geheimer Regierungsrath und Polizeidirector in Karlsruhe angeſtellt. In dieſem Wirkungskreiſe arbeitete er daran, die Etats des Landes nach Durchſchnittsrechnungen zur Vollendung zu bringen, und die Errichtung der Anſtalt zur Heilung und Verpflegung kranker Handwerksgeſellen, ſowie des Gewerbhauſes zum Unterhalte armer Kinder, waren ſein Werk. Nachdem in Folge des Reichsdeputationshauptſchluſſes im J. 1803 der Markgraf von Baden die Kurwürde erlangt hatte, wurde Drais Präſident des Hofgerichtes, welches in Raſtadt ſeinen Sitz hatte, und hier erwarb er ſich das Verdienſt, nicht nur lange verzögerte Rechtsſachen zu erledigen, ſondern überhaupt den ſäumigen Juſtizgang für die Folge zu beſchleunigen. Nach dem presburger Frieden im J. 1805 erhielt Baden den Breisgau und die Ortenau, und Drais wurde zur Beſitznahme dahin committirt und 1806 als wirklicher Geheimrath mit dem Range eines Miniſters in Freiburg feierlich empfangen. Der Hinderniſſe und Schwierigkeiten waren indeſſen hier gar viele zu beſiegen, und erſt nachdem Napoleon die Entſcheidung übernommen hatte, fand im J. 1808 die wahre Beſitzergreifung ſtatt. Drais äußerte öfter, es liege ihm an, die neuen Unterthanen nicht blos in einen Spiegel voll Hoffnung beſſerer Zeiten ſchauen, ſondern ſie zugleich Wohlthaten empfinden zu laſſen; und er ließ es nicht bei bloßer Äußerung und Wunſche. Daher war nach Beendigung der Organiſationscommiſſion das Commandeurkreuz und der Stern des Ordens von der Treue, die ihm ſein Fürſt, nunmehriger Großherzog, verlieh, ebenſo gewiß verdient, als der Dank des freiburger Regierungscollegiums bei ſeinem Abſchiede, bei welchem die Univerſität ihn zugleich mit dem Diplom eines Doctors der Rechte überraſchte. Er trat nun ſein neues Amt als Präſident des Oberappellationsgerichts (Oberhofrichter) an, welcher Gerichtshof im J. 1810 nach Mannheim verlegt wurde. Während dieſer Amtsführung wurde er noch mit Vollendung des Staatsvertrages beauftragt, in Folge deſſen Baden einen Landestheil an Heſſen abtrat, dagegen aber durch würtembergiſche Abtretungen einen Zuwachs erhielt, und im J. 1818 nahm er im Namen des neuen Großherzogs die Huldigung aller Staatsbehörden und Bürger in Mannheim an. Während eines ſo vielgeſchäftigen Lebens wußte Drais immer noch Zeit für wiſſenſchaftliche Beſchäftigung und Ausarbeitung eigner Schriften zu gewinnen. Wichtig für die Geſchichte ſeines Vaterlandes ſind ſeine Beiträge zur Statiſtik und Culturgeſchichte von Baden unter Karl Friedrich (Karlsruhe 1796) und ſeine Geſchichte der Regirung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich, aus Archiven und andern Quellen bearbeitet (2 Bde. Karlsruhe 1816—18), von welcher Dohm in den Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit (III, 367) urtheilt: „ſie gibt eine höchſt lehrreiche Schilderung der hohen Verdienſte und der edlen Friedensthaten dieſes ruhmwürdigen Fürſten; unſere hiſtoriſche Literatur hat ein ähnliches Werk noch nicht aufzuweiſen." Aber Drais beſchränkte ſich nicht auf ſtatiſtiſche, hiſtoriſche, politiſche und juriſtiſche Literatur, ſondern war auch der ſchönen Literatur nicht fremd. Er gab im J. 1803 ein Gedicht: an die Wahrheit, und ſpäter eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus (Mannh. 1811). Über ſeine ſämmtlichen Schriften hat man ſehr richtig geurtheilt, daß darin ein Geiſt der allgemeinen Menſchenſchätzung, der teutſchen Vaterlandsliebe und eines innigen Familienſinnes athme, dem beſonders die Gedichte zur Erholung geweiht ſind, während die andern Schriften ſich über Gemeinwohl verbreiten. Außer den beſondern Schriften lieferte er Aufſätze in mehre Zeitſchriften, und nahm auch an dieſer Encyklopädie auf mehrfache Weiſe thätigen Antheil. In Beziehung auf das Verzeichniß ſeiner Schriften in **Meuſel's** gelehrtem Teutſchland iſt nur zu bemerken, daß ſowol in Bd. 17 ihm ſelbſt, als in Bd. 22 ſeinem Bruder, unrichtig die „Abbildung und Beſchreibung der Laufmaſchine (Draiſine) iſt zugeſchrieben worden." Erfinder und Beſchreiber derſelben iſt der Sohn des Verewigten, der Kammerherr und Oberforſtmeiſter, welcher Langsdorf's Begleiter auf deſſen wiſſenſchaftlicher Reiſe nach Braſilien war *). (ſ. v. **Lupin's** Biographien und **Neuer Nekrolog der Teutſchen**. 8. Jahrg. 1830. Th. 1. S. 108—115 [Ilmenau 1832]. Von Drais' eignen Schriften: Über die karlsruher Armenanſtalten, in

*) So waren auch bei **Meuſel** 1. Bd. unſerm Drais mehre Schriften über Forſtweſen zugeſchrieben, die aber ſeinen Bruder den Oberforſtmeiſter **Friedrich Heinrich Georg v. Drais** zum Verfaſſer haben, wie Bd. 9 berichtigt iſt.

Digitized by Google

dem Journal von und für Teutſchland [1789]. Die Polizei auf dem Reichsfriedenscongreß zu Raſtadt [Mannh. 1797]. Geſchichte der badiſchen Gerichtshöfe neuerer Zeit [Mannh. 1821]). (*H.*)

Drapetes, ſ. Elater.

DRAPETIS, Raſchfliege. Fliegengattung, nach Meigen*) aus der Familie Empidae, welche ſich von Tachydromia durch linſenförmiges Endglied der Taſter und kaum vorſtehenden Rüſſel unterſcheidrt. Die einzige bekannte Art Dr. exilis findet ſich auf Hecken im Auguſt und September. (*Germar.*)

DRASTERIA *Hübn.*, ſynonym mit Euclidia glyphica *Ochsenh.* (*Germar.*)

DRAUDIUS (Georg), geb. zu Davernheim in Heſſen am 9. Jan. 1573 von armen Ältern, ernährte ſich, in Marburg ſtudirend, mit Correcturen von Druckſchriften und wurde Pfarrer zu Groß-Carben, dann zu Ortenburg, darauf in ſeinem Geburtsorte von welchem er der Kriegsdrangſale wrgen nach Butzbach flüchtetr, wo er im J 1635 ſtarb (Jöcher ſetzt 1630). Wurde er auch in einigen wenigen herausgegebenen Schriftchen des litrrariſchen Diebſtahls beſchuldigt und war rr auch überhaupt kein ausgezeichneter Kopf, ſo war er doch ein ſrhr flrißiger Mann, der auch durch Zuſammentragung von Büchertiteln und Compoſitionswerken drr Literatur manchen Dienſt gelriſtet hat. Seine vielen Titelſammlungrn ſind folgende: Bibliotheca classica, sive Catalogus officinalis, in quo singuli singularum facultatum ac professionum libri, qui in quavis fere lingua extant, quique intra hominum fere memoriam in publicum prodierunt, secundum artes et disciplinas earumque titulos et locos communes authoromqoe cognomina recensentur (Francof. 1611. 4.). — Bibliotheca classica, sive Catalogus officinalis, in quo Philosophici Artiumque adeo humaniorum, Poetici etiam et Musici Libri omnes, qui intra hominum fere memoriam usque ad annum 1624 inclusive in publicum prodierunt, in classes alphabeticas, secundum materiarum titulos, et locos communes authorumque cognomina singulis subjecta dispositi continentur. Additis ubivis loco, tempore et forma impressionis (Francof. 1625. 4.) — Bibliotheca exotica sive Catalogus officinalis Librorum peregrinis linguis usualibus scriptorum, videlicet Gallica, Italica, Hispanica, Belgica, Anglica, Danica, Bohemica, Ungarica etc. omnium, quotquot in officinis Bibliopolarum indagari potuerunt, et in Nundinis Francofurtensibus prostant, ac venales habentor (Francof. 1825. 4.). — Bibliotheca librorum germanicorum classica, d. i. Verzeichniß aller und jeder Bücher, ſo faſt bei denklichen Jahren, bis aufs Jahr nach Chriſti Geburt 1625 in teutſcher Sprach von allerhand Materien hin und wieder im Drucke ausgangen und nach dem mrhrentheils in Buchläden gefunden werden u. ſ. w. (Frankf. a. M. 1625. 4.). — (*G. W. Fink.*)

DREIHERRNSPITZ, der, eine der erhabenſten Bergſpitzen im Zuge der Centralhauptkette der Alpen, welche ſich, die Grenze zwiſchen den rhätiſchen und noriſchen Alpen bildend, auf der Grenze des ſalzburgiſchen Pinzgaues und des tyroliſchen Puſterthales bildet, zum Theile mit ewigem Schnee bedeckt iſt und dem Hohe-Thor und dem krimmler Tauern benachbart iſt. (*G. F. Schreiner.*)

Drepana *Schrank*, ſ. Platypteryx.

DREPANUS, Käfergattung aus der Familie Carabicini und der Abtheilung truncatipennis, von Jlliger[1]) errichtrt, durch den platten Körper und die kurzen Brine ausgezeichnet, wodurch ſie Ähnlichkeit mit Nitidula und Ips hat. Die Fühler ſind fadenförmig, kürzee als das Halsſchild, die Kinnbacken ſind ebenfalls kurz, aber ſehr ſcharf. Das Endglied der Kinnladentaſter iſt beinahe walzig, das der Lippentaſtrr beilförmig. Der große, brrite Kopf iſt wenig vorgeſtreckt. Das kurze, breite Halsſchild verengt ſich ſehr wenig nach Vorn. Die Deckſchilde bilden ein langgezogenes Viereck und beſitzen eine gerad abgrſtutzte Spitze. Die Tarſenklauen haben auf der Unterſeite krine Zähne. Kirby[2]) gab dieſer Gattung den Namen Pseudomorphus und Heteromorphus, Dejean nannte ſie früher[3]) Axinophorus, ſtellte aber ſpäter[4]) den Jlliger'ſchen Namen wieder her.

Es ſind bis jetzt zwri Arten bekannt: 1) D. Lecontei, bräunlich-ſchwarz, mit rothem Halsſchilde, Taſter, Fühler und Beine rothgelb; 3½ Linien lang. In Nordamerika. 2) D. Lecondairei, pechſchwarz, Taſtrr, Fühler und Beine rothbraun; 4 Linien lang. In Braſilien. Beide Artrn ſind bei Drjean a. a. O. beſchrieben. (*Germar.*)

Drillinge, Drillingskrystalle, ſ. Krystalle.

DRILUS, Käfergattung, von Olivier errichtet, welche auf eine merkwürdige Wriſe die Zunft der Lampyriden mit der Zunft der Melyriden verbindet. Mit den lrtztern hat ſie die allgemeine Körperform und drn vom Halsſchilde nicht bedeckten Kopf grmein, mit den erſtern die verdickten Taſter, die gelappten Tarſenglieder und den Grſchlechtsunterſchied. Das Weibchen iſt nämlich ungeflügelt, raupenartig und ähnelt den Weibchen der Lampyriden. Die Larven leben als Schmarotzer in den Schnecken, und bei der letzten Häutung verſtopft die alte Haut die Mündung des Gehäuſes und bildet eine Art von Deckrl für daſſelbe*). Graf Mielzinsky, der zuerſt in Genf die Larve beobachtete, und die bis dahin unbekanntrn Weibchrn daraus erzog, glaubte eine neue Inſektengattung gefunden zu haben und gab ihr den Namen Cochleoctonus.

Es ſind nur wenige, ſämmtlich in Europa einheimiſche Arten dieſer Gattung bekannt. Drilus flavescens, ſchwarz, mit gelben Deckſchilden und ſtark gekämmten Fühlern, drei Linien lang, lebt in Frankrrich und Italien. Das Weibchen iſt beinahe dreimal ſo lang und

---

*) Meigen, Syſtem. Beſchr. europ. zweifl. Inſekten. III. S. 91. Taf. 25. Fig. 25—28.

1) Magaz. d. Entom. VI. S. 344. 2) Transact. of the Linn. Soc. Vol. XIV. p. 101 et Tab 3. Fig. 4. 3) Iconographie I. S 176. Taf. 19. 4) Spec. gener. des Coleopt. T. V. p. 434.

*) Victor Audoin und Desmareſt in den Annales des sciences naturelles 1824.

Digitized by Google

ganz orangegelb. Eine ganz ſchwarze Art (**Drilus ater** *Dej.* **Dasytes pectinicornis** *Schönh.*) kommt in Teutſchland vor. (*Germar.*)

DRIMO *Risso* (**Crustacea**). Eine Krebsgattung aus der Familie **Macroura** von Riſſo aufgeſtellt (**Hist. nat. de l'Europ. mérid. V**) und zwiſchen **Peneus** und **Nika** eingeordnet. Die äußern Kiefernfüße, blätterig, bedecken den Mund, die vier vordern ſind zweifingerig (Scheeren), die Schale iſt aufgeſchwollen, das vordere Fußpaar kurz, ſchmal, das zweite ſtark verlängert, dick. Die einzige Art iſt **Drimo elegans.** Dieſer Krebs iſt ſchön ſchwarz mit einigem karmelitbraunen Anſtrich und mit einer unzähligen Menge goldner Punkte beſtreut; vorn am Thorax ſteht eine Schnabelſpitze, welche oben ſechs, unten nur einen Zahn hat; das kleine, ſchwarze Auge ſteht auf einem weißen Stiele, die innern Fühler ſind kurz, violett, ungleich geſpalten und ſitzen auf einem cylindriſchen Wurzelbilde, das mit einer Spitze bewaffnet iſt; die äußern ſind ſehr lang, an der Wurzel ſtachelig; die Seitenſtücke der Fühler ſind länglich gefranzt, ſchön weiß, die beiden erſten Fußpaare ſind weißlich, die andern violett, mit Haken verſehen; das letzte Segment des Hinterleibs iſt violett, an den Seiten in eine Spitze verlängert; die Schwanzfloſſen ſind weiß gefranzt und hängen mit ihrer Wurzel an der Mittelplatte, welche kurz iſt und in ſechs ſcharfe Spitzen ausläuft. Die Länge iſt 44, die Breite 8 Millimetres. Es hält ſich dieſer Krebs bei Nizza in felſigen Tiefen auf, wo man ihn im Juni und November antrifft; das Weibchen legt im Sommer und Herbſte kleine, violettbraune Eier. (D. *Thon.*)

DROHOBYCZ, 1) eine große, zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 9 gehörige Cameralherrſchaft im ſamborer Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Zu ihr gehören außer den Vorſtädten die zwölf Dörfer: Dereſzyce, Dereſzycki, Liſznia, Raniowice, Nahuyowice, Stebnik, Solce, Modrycz, Drowe, Popiel, Kolpiec und Mielniki, und die drei Vorwerke Drohobycz, Bolechowice und Hubice. Ihr Gebiet wird durch die Tiſzmanicka, die ihren Ablauf in den Dnieſter nimmt, bewäſſert, iſt theils hügelig und theils eben; der Boden beſteht abwechſelnd aus ſchwarzem und lehmigem, jedoch gut gemiſchtem Erdreiche, iſt aber im Ganzen ausgezeichnet fruchtbar, nur auf einigen Wieſen und auf dem raniowicer Berge iſt er feucht und ſumpfig. Die Herrſchaft hat auch einen ſehr ausgedehnten Waldboden, der aber in frühern Zeiten nicht am Beſten bewirthſchaftet worden iſt, daher auch die Salinen gegenwärtig nicht in der gewünſchten Ausdehnung betrieben werden können. 2) Eine königl. Freiſtadt in demſelben Kreiſe und Lande, welche ſich vorzüglich durch ihren Reichthum auszeichnet, und nach Lemberg für die reichſte Stadt Galiziens gehalten wird, indem ſich ihre Einkünfte jährlich auf 80,000 Fl. W. W. belaufen; an der nach Lemberg führenden ſogenannten Karpathenſtraße, zwiſchen Lyſznia und Gaja, unfern vom Tiſzmanickaflüßchen, in fruchtbarer, ebener, von Hügeln eingefaßter Gegend gelegen, 3 Meilen und 3203 öſterreichiſche Straßenklafter weſtnordweſtwärts vom Stry und 8 öſterreichiſche Straßenmeilen und 27 Klafter ſüdöſtlich von der Kreisſtadt entfernt, mit acht Vorſtädten, einem organiſirten Magiſtrat, einem zu der Kameralherrſchaft gleiches Namens gehörigen Schloſſe, in welchem das k. k. Kameralwirthſchaftsamt ſeinen Sitz hat; einem eigenen Forſtbezirke, an deſſen Spitze ein Bezirksoberförſter ſteht; mit einem Landdekanat und Schuldiſtricts-Inſpectorate der przemysler Diöceſen des lateiniſchen und jener des griechiſchen Ritus; einer katholiſchen Pfarre des lateiniſchen, und einer von den Gliedern des Baſilianerordens verſehenen Pfarre des griechiſchen Ritus; einer katholiſchen Hauptkirche, welche, 500 Jahre alt, ein ſchönes Denkmal altteutſcher Baukunſt iſt, und zu den ſchönſten Kirchen des Landes gehört; einer griechiſchen Pfarrkirche zur heil. Dreifaltigkeit; einer auf der Stätte des im J. 1825 vom Feuer verzehrten Kloſters und der Kirche des Baſilianerordens im J. 1829 erbauten Kapelle des heil. Joſeph und fünf andern griechiſch-katholiſchen Filialkirchen in den Vorſtädten; einer jüdiſchen Synagoge; einem Kloſter des Baſilianerordens, welches hier eine teutſche Hauptſchule verſieht; einer Mädchen- und einer katholiſchen Pfarrſchule; 1206 Häuſern, unter welchen ſich beſonders das neue Rathhaus, von einem bedeutenden Umfange, auszeichnet; 7348 Einwohnern (worunter ein großer Theil Juden ſind), welche zum Theile von Gewerben, zum Theile vom Handel oder der k. k. Salzſiederei leben; einer k. k. Poſtſtation, auf der Verbindungsſtraße zwiſchen Sambor und Stry, welche mit dieſen Kreisſtädten Pferde wechſelt; einer verpachteten Weg- und Brückenmauthſtation an der Oſtſeite der Stadt; einer ſehr einträglichen k. k. Salzſiederei, die jährlich 40—45,000 Ctr. Salz von beſonderer Güte erzeugt, das allenthalben geſucht wird, und der ein k. k. Salzſudamt vorſteht; einer Briefſammlung und Bergölquellen in der Nähe. Der hieſigen katholiſchen Pfarre des lateiniſchen Ritus, welche zur przemysler Diöceſe gehört, unter dem Patronat des ſtädtiſchen Magiſtrats ſteht und von drei Prieſtern verſehen wird, ſind 33 Dörfer incorporirt, welche (nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1833) 3237 katholiſche, 378 akatholiſche und 2691 jüdiſche Einwohner zählten. Die griechiſch-katholiſche Pfarre, welche unter landesfürſtlichem Patronat ſteht, von vier Prieſtern beſorgt wird, und in der Stadt und den Vorſtädten (nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1834) 3048 griechiſch-katholiſche Pfarrkinder zählte, gehört zur przemysler Diöceſe des griechiſch-katholiſchen Ritus. Drohobycz iſt der Sitz eines k. k. Judicial-Kreis-Grenzkämmerers des lemberger landrechtlichen Bezirkes; eines k. k. Fuhrweſensmaterial-Depots, welches etwa 350 Klafter von der Stadt entfernt an der ſtebniker und modryczer Salinenſtraße liegt, ſich in einer muſterhaften Ordnung befindet, und das Militairfuhrweſen für eine ziemlich anſehnliche Armee in einigen Tagen auszurüſten im Stande iſt; es iſt die Station eines Wegmeiſtersſubſtituten. In dieſer Stadt wird jährlich ein Jahrmarkt und an jedem Montage ein ſehr beſuchter Wochenmarkt abgehalten, auf dem mit Getreide und andern Victualien viele Geſchäfte gemacht werden. Der Viehhandel iſt aber von der größten Bedeutung; es wird eine Menge

Digitized by Google

von Schlachtvieh, beſonders Ochſen, zum Verkaufe gebracht, welche meiſtens nach der Mäſtung auf die olmützer Viehmärkte zu weiterm Abſatze getrieben werden. An dieſem Handel nimmt die hieſige große Judengemeinde einen ſehr wichtigen Antheil. Außerdem treiben die Juden des Städtchens auch einen nicht unwichtigen Handel mit rohem Wachſe, Schnitt- und Specereiwaaren, Getreide, Leder, Leinwand, Fellen und Töpferwaaren nach Ungern. Die Lage der Stadt iſt auch wirklich dem Handel ſehr günſtig, der beſonders durch die Straßen ſehr begünſtigt wird, mittels deren Drohobycz ſowol mit Lemberg, als auch mit Stry, Sambor und dem Königreiche Ungern in Verbindung gebracht iſt. (*G. F. Schreiner.*)

DROMICA. Unter dieſem Namen trennt Dejean *) diejenigen Arten der Käfergattung **Cicindela**, welche ein verdicktes vorletztes Glied der Taſter, walzige Tarſenglieder und keine Flügel beſitzen. Es ſind nur wenige, am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimiſche Arten bekannt, doch dürfte auch die in Oſtindien einheimiſche **Cicindela grossa** *Fabr.* dahin zu rechnen ſein. (*Germar.*)

DROMIUS *Bonelli, Dejean*, unterſcheidet ſich von der Käfergattung **Demetrias** (ſ. d. Art.) nur dadurch, daß die Tarſenglieder auch bei den Männchen nicht gelappt, ſondern walzig ſind, und kann mit **Demetrias** vereinigt bleiben. Es gehören dahin **Lebia linearis** *Gyllenh.*, **quadrinotata** *Duftschm.*, **Carabus agilis** *Fabr.* u. a. (*Germar.*)

DROSOPHILA. Eine von Fallén [1]) errichtete Gattung der Zweiflügler, aus der Familie der Athericeren und der Zunft **Muscides**, von Meigen aufgenommen. Die Kennzeichen ſind: Fühler aufliegend, dreigliederig; das dritte Glied länglich, ſtumpf zuſammengedrückt; an der Wurzel mit weitläufig gefiederter Rückenborſte; Untergeſicht borſtig, Stirn breit, borſtig; Hinterleib länglich, ſechsringelig; Augen rund, Flügel aufliegend, länger als der Hinterleib. Die hierher gehörigen Arten, von denen Meigen [2]) 20 beſchreibt, ſind klein und werden auf Wieſen, auf Pilzen, einige auch in den Fenſtern der Häuſer gefunden. Die bekannteſte Art, die oft in den Fenſtern der Häuſer ſich findet, iſt **Dros. funebris**: Kopf, Rückenſchild und Beine ziegelroth, Hinterleib ſchwarz mit gelben Binden. Als Synonyme gehören dazu **Musca funebris** *Fabr.* und **Musca erythrophthalma** *Panz.*, wahrſcheinlich auch **Musca cellaris** *Linn. Fabr.*

Meigen trennt von **Drosophila** einige Arten, deren Augen länglich ſind, und die herabgebogene Flügel haben, unter dem Gattungsnamen **Stegana**. (*Germar.*)

DROSTE. Der Name von drei verſchiedenen alten edlen Geſchlechtern Weſtfalens, die ſie von dem Amte eines Droſtes (Truchſeſſes), das ſie führten, annahmen. Es blühen bis jetzt noch zwei Geſchlechter dieſes Namens, welche in Weſtfalen und in der Rheinprovinz begütert ſind und theilweiſe den Grafen- und Freiherrentitel führen.

1) **Droste**, Freih. zu Erwitte und Füchten. Ein am Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchenes altadeliges Geſchlecht, wovon Steinen in ſeiner weſtfäliſchen Geſchichte das Wappen eines Johann Droſſete vom J. 1352 liefert, welches die Droſte zu Erwitte noch ſpäter führten. Sein Sohn Johann II. nahm im J. 1402 in der münſterſchen Fehde gegen Braunſchweig den Herzog Heinrich gefangen. Einer ſeiner Nachkommen auch Johann, der ältere genannt, Domherr zu Cöln, war mit von den Hauptgegnern im Domcapitel gegen Kurfürſten Gebhard (1583), welche, da dieſer die Lutheriſche Religion annahm und das Erzſtift ſäculariſiren wollte, für deſſen Abſetzung ſtimmten, und auch ihr Vorhaben durchſetzten. Philipp D., Herr zu Erwitte, Schweckhauſen und Beuna, war der Vater von Placidus, welcher im J. 1678 zum Fürſtabte von Fulda erwählt wurde. Derſelbe kaufte für ſeinen Bruder Kaspar Diederich, fürſtl. fuldaiſchen Geheimenrath und Oberjägermeiſter, die Herrlichkeit Füchten oder Füchteln im Münſterſchen, und ward Stifter einer Nebenlinie, die mit den Brüdern Kaspar Ferdinand D. zu F., Domcapitular zu Münſter und Hildesheim, fürſtl. münſterſchem Geheimenrathe, Cammerpräſidenten, Oberjägermeiſter, und Friedrich Ferdinand, Domdechanten zu Münſter und Domcapitular zu Paderborn, am Ende des vorigen Jahrhunderts erloſch; desgleichen auch die Hauptlinie zu Erwitte, welche Beſitzungen an die Freiherren von Landsberg durch eine Erbtochter fielen.

Das Wappen: ein von Gold und roth ſchrägrechts getheilter Schild mit drei in das Gold hinaufſteigenden rothen Mauergiebeln. Auf dem gekrönten Helme ſchwebt zwiſchen zwei Straußfedern, von denen die zur Rechten roth, die zur Linken golden iſt, ein ſpaniſcher Schild mit dem eben beſchriebenen Wappenbilde.

2) **Droste**, Freih. von Hülshoff. Der urſprüngliche Geſchlechtsname dieſes Geſchlechts iſt Deckenbröck, von dem Stammhauſe Deckenbröck, im Kirchſpiele Everswinkel, im Kreiſe Münſter, welches bis jetzt noch im Beſitze der Freiherren zu Droſte-Hülshoff ſich befindet. Als einer der erſten dieſes Geſchlechts kommt Eberhard von Deckenbröck, der um das J. 1208 lebte, in der Geſchichte des Landes vor. Sein Enkel Engelbrecht wurde im J. 1288 Droſte zu Überwaſſer, und im J. 1295 erhielt er dieſe Würde erblich für ſeine Nachkommen. Deſſen Sohn Johann nannte ſich nun Droſte von Deckenbröck; aber nach und nach ſchrieben ſich ſeine Nachkommen blos Droſte bis zum J. 1417, wo ſie ſich den Beinamen von ihren verſchiedenen Beſitzungen beilegten, wie Johann III. den Ritterſitz Hülshoff im Kreiſe Münſter ſich erwarb, und dem Namen Droſte beigefügt wurde.

Die Brüder Conſtantin Ernſt, Domcapitular zu Münſter und Osnabrück, wie auch Archidiakonus zu Dülmen, und Adolf Heinrich, fürſtl. münſterſcher Generalmajor, wurde von Kaiſer Karl VI. in den Freiherrnſtand erhoben; Letzterer pflanzte ſein Geſchlecht durch Clemens Auguſt I. fort, welcher von ſeiner Gemahlin Bernhardine, Reichsfreiin von Reck-Steinfurt, vier Söhne erhielt. Von ihnen bekam der älteſte, Clemens Auguſt II., die Stammgüter, und vermählte ſich im J. 1792 mit Thereſia Freiin von Harthauſen zu Appenburg. Er ſtarb im J. 1826, und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter. Der älteſte

*) Spec. gener. des Coleopt. T. II. p. 431 et T. V. p. 269.

1) Dipt. Suec. Geomyzae, p. 4. 2) Syſtem. Beſchr. europ. Zweifl. VI. S. 82.

Digitized by Google

derſelben, der Freih. Werner Conſtantin (geb. 1798), iſt der gegenwärtige Beſitzer der väterlichen Güter und ſeit dem J. 1826 mit Karoline, Freiin von Wendt zu Wendtenbruck und Pappenhauſen, vermählt. Sein Oheim Max Friedrich, Domherr zu Münſter, hatte ſich ſpäter mit Bernhardine Engelen verheirathet; aus dieſer Ehe ſind zwei Söhne und zwei Töchter entſproſſen. Der älteſte war Clemens Auguſt, Profeſſor der Rechte zu Bonn (ſ. d. Art. **Droste Hülshoff**), der zu früh für die Wiſſenſchaften im J. 1832 verſtorben iſt, und Joſeph, Doctor der Medicin, Herr zu Alſt, im Kreiſe Steinfurt. Ein anderer Oheim des jetzigen Freiherrn Droſte zu Hülshoff, Ernſt Conſtantin, früher Domherr zu Münſter, vermählte ſich im J. 1801 mit Thereſia, Reichsfreiherrin zu Kerkering und Stapel; die letzte ihres Geſchlechts erbte die reichen Beſitzungen dieſes alten Geſchlechts, und iſt der Stammherr der Linie Droſte, genannt Reichsfreiherren von Kerkering zu Stapel. Ein dritter Oheim, Heinrich Johann, Dompropſt zu Münſter und Domherr zu Osnabrück, ſtarb am 23. Mai 1836.

Eine Seitenlinie aus dieſem Geſchlechte der Droſte zu Hülshoff, aus dem Hauſe zu Mollenbeck, beſaß anſehnliche Güter in der Niederlauſitz, welche Herbort Droſte zu Mollenbeck, kurſächſ. Oberſtlieutenant, von ſeinem Schwiegervater Heinrich von Klitzing, als die Rittergüter Groß-Jütſchen und Wendiſch-Gersdorf im J. 1648 erkaufte. Derſelbe nahm auch ſeine Vettern aus den Linien zu Sengerhoff und zu Hülshoff in Mitbelehnſchaft auf, und hinterließ drei Söhne, die alle in kurſächſ. Dienſten ſtanden, wovon Johann Eberhard D., königl. polniſcher und kurſächſ. Generallieutenant, durch ſeine Gemahlin N. v. Birkholz die Rittergüter Reddern, Caſſel-Loßdorf und Perzdorf im calauiſchen Kreiſe, in der Niederlauſitz erheirathete (1687). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts erloſch dieſe Linie.

Das Wappen: ein ſilberner, links gekrümmter geflügelter Barſch mit rothen Floſſen und Kiemen in einem ſchwarzen Felde; auf dem bewulſteten Helme iſt eine ſilberne Fiſchreuſe dargeſtellt.

3) **Droste** zu Viſchering. Erbdroſte des Fürſtenthums Münſter. Zu dieſem Geſchlechte gehören die Grafen Droſte von Neſſelrode-Reichenſtein, die Freiherren Droſte zu Padberg und die Freiherren Droſte zu Senden. Der alte Familienname dieſer Erbdroſte zu Münſter iſt Wulfheim. Albrecht von Wulfheim, Truchſeß des Biſchofs zu Münſter, eröffnet die Stammreihe. Er war bei der Fürſtenverſammlung zu Goslar im J. 1173 anweſend und iſt wahrſcheinlich ein jüngerer Sohn aus dem Dynaſtengeſchlechte der Wulfen zu Lüdinghauſen, wofür die Gleichheit des Lüdinghauſen'ſchen und des anfänglich von den Wulfheim geführten Wappens zeugt. Das Stammgut Viſchering liegt in dem heutigen Kreiſe Lüdinghauſen. Bernhard III., D. z. V., ſtarb im J. 1331 und hinterließ zwei Söhne, Heinrich II. und Albrecht V. Der erſte iſt der Ahnherr der heutigen Reichsfreiherren Droſte zu Viſchering, während der erwähnte Albrecht V., deſſen Sohn, eine N. von Senden heirathete und anſehnliche Güter mit derſelben erhielt, die Linie der Freiherren Droſte zu Senden gründete. Aus dieſen beiden Linien waren im J. 1701 Heidenreich Ludwig D. v. V. und Joſt Gottfried und Johann Bernhard D. v. S. Domcapitularen zu Münſter. Aus dem Stammhauſe oder der Hauptlinie zu Viſchering, Erbdroſte zu Münſter, vermählte ſich Clemens Auguſt mit ſeiner Couſine Sophie Alexandrine v. Droſte, aus dem Hauſe Fuchten, und erzeugte mit derſelben neun Kinder. 1) Adolf Heidenreich, fürſtl. münſterſcher Geheimerrath, Droſt der Ämter Horſtmar und Ahaus, Großkreuz des St. Michaelisordens, ſtarb im J. 1826; 2) Kaspar Max, jetziger Biſchof zu Münſter und Domherr zu Halberſtadt; 3) Bernhardine, vermählt an den R. Grafen von Plettenberg-Lennhauſen; 4) Roſine, mit dem Freiherrn von Böſelager verheirathet; 5) Clemens Auguſt, ſeit dem J. 1836 Erzbiſchof zu Cöln; 6) Franz, ſtarb als Domcapitular zu Münſter und Hildesheim; 7) Max Heidenreich, welcher ſich mit Regina, Freiin von Padberg, Erbtochter der Padberg'ſchen Güter im Kreiſe Brülon im Herzogthume Weſtfalen, vermählte (trat ſeine Güter im J. 1833 an ſeinen zweiten Sohn ab, welcher mit Thereſe, Gräfin von Gahlen, verheirathet und Stifter der Linie der Freiherren Droſte zu Padberg iſt); 8) Joſeph, k. k. öſterreichiſcher Kämmerer und Generalmajor der Cavalerie, und 9) Auguſt. Von den oben erwähnten, im J. 1826 verſtorbenen Erbdroſten Adolf Heidenreich, welcher zuerſt mit einer Gräfin von Merveld, und nach deren Tode mit Charlotte, Gräfin von Neſſelrode, vermählt war, leben zwei Söhne. 1) Maximilian Heidenreich, Freih. D. z. V., vermählt mit Auguſte, Gräfin von Aichholt, aus deren Ehe ſich mehre Kinder befinden, und 2) Felix Bernhard, aus der zweiten Ehe, erbte die Güter ſeines Großvaters mütterlicher Seite, des Staatsminiſters Grafen von Neſſelrode, wurde bei dieſer Gelegenheit in den Grafenſtand erhoben mit Beilegung des Namens Graf Droſte-Viſchering von Neſſelrode-Reichenſtein. Er iſt ſeit dem J. 1835 mit Thereſia, Gräfin von Bocholz-Aſſeburg zu Henneburg, verheirathet.

Aus der oben erwähnten Linie, Droſte zu Senden, iſt gegenwärtig Maximilian, Freiherr D. z. S. der Majoratsherr. Einer ſeiner Brüder Edmund, Freih. von D. z. S., k. k. öſterreichiſcher Kämmerer und Mentor der Söhne des Erzherzogs Palatinus.

Das Wappen: ein ſilbernes Schild im rothen Felde, auf dem gekrönten Helme zwei Büffelhörner, das zur rechten roth, das zur linken Silber. Die Helmdecken Silber und roth. Das gräfl. Wappen ein quadrirtes Schild; die Felder 1 und 4 ſind weiß und darin drei ſchwarze Carreaux, die von der obern rechten Ecke ſich mit den Spitzen berührend nach der linken untern Ecke hinlaufen. Die Felder 2 und 3 ſind gelb. Hier ſind wieder in jedem drei rothe Carreaux, die von der linken obern Ecke zur untern linken laufen, vorgeſtellt. In der Mitte ſind zwei Herzſchilder angebracht. Das obere enthält das Droſte-Viſcheringſche ſilberne Schild im rothen Felde, das untere aber den oben viermal und unten dreimal gezinkten ſilbernen Balken im rothen Felde, das Hauptbild des Neſſelrodiſchen Wappens.

(*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DRUCKSCHRIFT, iſt nicht zu verwechſeln mit Druckerſchrift. Dieſe letztere bezeichnet die aus Metall gegoſſenen Buchſtaben (Lettern), mittels welcher eine Handſchrift in eine Druckſchrift umgeſetzt wird; die Druckſchrift iſt das aus dieſer Umſetzung entſtandene Product. Inſofern hiermit blos der Gegenſatz von Handſchrift bezeichnet wird, kann alles und jedes mit Druckerſchriften Dargeſtellte eine Druckſchrift genannt werden, im engern Sinne aber verſteht man unter Druckſchriften nur ſolche, deren Inhalt näher oder entfernter mit der Literatur in Beziehung ſteht. Bei Druckſchrift im weitern Sinne kann blos das Materielle in Betracht kommen, und im Allgemeinen nur die Schrift, aus welcher ſie geſetzt iſt, d. i. die dazu genommene Art von Lettern, für welche die Typographen beſondere Kunſtausdrücke haben. Wollte man das Materielle bis zu der Verfertigung der Druckſchrift verfolgen, ſo würde man Alles dabei in Betracht ziehen müſſen, was ſich auf Satz, Druck, Correctur und Reviſion bezieht. Da aber hiervon anderwärts gehandelt wird, ſo beſchränken wir uns hier auf Druckſchrift in literariſcher Beziehung, wobei die Arten, die Beſchaffenheit, die Verbreitung, Wiederholung und die Bedingungen zur Bekanntmachung derſelben vorzüglich in Betracht kommen.

Was die Arten der Druckſchriften betrifft, ſo ſind zu unterſcheiden: Flugſchriften, Zeitſchriften, Pamphlets und Bücher. Die Flugſchriften, fliegenden Blätter, deuten ſchon durch ihren Namen an, daß es mit ihnen auf eine ſchnelle und möglichſt weite Verbreitung abgeſehen iſt, ſei es nun, um einen Eindruck, wie er eben zeitgemäß iſt, zu bewirken, oder auch nur eine erregte Neugier zu befriedigen; in jedem Falle ſoll dies auf die kürzeſte Weiſe geſchehen. Der Zeitſchriften gibt es vielerlei Arten, Tageblätter, Wochenblätter, Monatsſchriften, Quartalſchriften, Jahrbücher, wobei es mit den Namen eben nicht genau genommen wird; denn eigentlich iſt Journal gleichbedeutend mit Tageblatt, man gebraucht es aber gewöhnlich für Schriften, welche monatlich oder vierteljährlich erſcheinen, und die Tageblätter, die ſich nach den vier Tageszeiten bezeichnen, kann man, ebenſo wie die Zeitungen, zu den fliegenden Blättern rechnen, ſchon ihrer Erſcheinung in einzelnen Blättern wegen. Sie ſämmtlich ſind, wenn auch einartigen, doch vermiſchten Inhalts, auch die Jahrbücher, inſofern dieſe nur nach der Zeit ihrer Erſcheinung benannt werden, und dann den eigentlichen Annalen ſo wenig gleichen, als die Journale den Tageblättern. Die Pamphlets ſind dem Wortſinne nach eigentlich nur Schriften, welche geheftet ausgegeben werden; denn das Wort Pamphlet, wenngleich über England herübergekommen, iſt doch franzöſiſchen Urſprungs, zuſammengezogen aus den Worten par un filet, weshalb es auch früherhin Paunflet geſchrieben wurde. Es entſpricht mithin durchaus der franzöſiſchen Brochure, von brocher, heften. Man bezeichnet alſo damit eine Schrift von mäßigem Umfange, die nicht in einem Einbande, ſondern nur geheftet erſchien. Hiernach würde Pamphlet von einem heftweiſe erſcheinenden Journale nicht unterſchieden ſein; zwiſchen beiden aber hat der Sprachgebrauch den Unterſchied feſtgeſetzt, daß man Pamphlet nur von einer Schrift gebraucht, die nicht vermiſchten Inhalts iſt, ſondern ſich nur auf die Behandlung eines einzigen Gegenſtandes beſchränkt. Hiebei kann das Pamphlet durchaus den Zweck einer Flugſchrift haben, nur iſt dies nicht nothwendig. Ebenſo wenig liegt weder in Flugſchrift noch in Pamphlet an ſich ein übler Nebenbegriff, der aber häufig damit verbunden wird, und ſeinen Urſprung in der Sinnverwandtſchaft mit Scharteke hat. Dieſes Wort, zuſammengezogen aus chartae theca (Futteral), deutet nur auf etwas hin, das zu einer Einhüllung dienlich iſt, an ſich aber ſonſt keinen Werth hat. Bei bedrucktem Papiere kommt daher nichts auf das darauf Gedruckte, ſondern alles auf das Papier allein an, weshalb Scharteke dicht an die Makulatur und den Wiſch grenzt. Campe hat es nach der Analogie von Haarwickel, durch Schriftwickel überſetzt, vielleicht nicht ohne Beziehung auf den Gebrauch zu Haarwickeln. Hier iſt nun die Werthloſigkeit des Inhalts offenbar, was bei Flugſchrift und Pamphlet keineswegs der Fall iſt; aber wegen der Ähnlichkeit dieſer beiden im Äußern mit Scharteke hat man die innere Werthloſigkeit von dieſer als einen übeln Nebenbegriff auch auf jene übergetragen, ſodaß man von dem Begriffe des Ungebundenſeins fortging zu dem der Werthloſigkeit des Einbindens und Aufbewahrens. Man hielt ſie für Schriften, die man in müßiger Stunde zwar wol einmal flüchtig durchblättere (Scartabellare der Italiener), aber kaum leſe, geſchweige wiederhole, und hierbei ſetzte man voraus, der Verfaſſer habe ebenſo im Fluge geſchrieben, als man im Fluge leſe. Man erklärte ſie alſo eigentlich für literariſche Eintagsfliegen, wobei man nur nicht hätte vergeſſen ſollen, daß gar manche derſelben ihr Daſein durch dauernde Wirkung unſterblich gemacht haben. — Die Bücher unterſcheiden ſich von allen bisherigen urſprünglich dadurch, daß ſie eingebundene Druckſchriften ſind, wie denn das Wort Buch muthmaßlich ſelbſt nach den Tafeln aus Buchenholz, deren man ſich zu Deckeln für Druckſchriften anfänglich bediente, benannt worden iſt. Da man nun aber eine Menge Flugſchriften und Pamphlets in einen Band vereinigen, und die Jahrgänge von Zeitſchriften kann einbinden laſſen, ohne daß man ſie ein Buch nennt, wenn ſie gleich in Bücherverzeichniſſen mit unterlaufen; ſo ſieht man, daß der Unterſchied ſich auch auf das Innere erſtrecken muß. Hier zeigt er ſich in dem größern Umfange und in der durchgeführten Behandlung eines einzigen Gegenſtandes von nicht blos vorübergehendem Intereſſe, weshalb ſich der Nebenbegriff eines ernſten Bemühens um Vollendung des behandelten Gegenſtandes von Seiten des Verfaſſers eingefunden hat. Dieſer Nebenbegriff iſt es eigentlich, wodurch in der gewöhnlichen Meinung das Buch vor den übrigen Druckſchriften den Vorzug erhalten hat, obgleich man ſich genöthigt ſah, den Begriff der Scharteke auch auf gar viele Bücher auszudehnen. Aber abgeſehen hiervon machte man unter den Büchern auch den Unterſchied zwiſchen Schriften und Werken. Unter Schriften kann man allerdings die Druckſchriften aller Art befaſſen von dem kleinſten Aufſatze an bis zum ausführlichſten Buche; im Gegenſatze zu Buch aber pflegt man nur Bücher von kleinerm Unfange als Schriften zu bezeichnen, und

Digitized by Google

dann machen geſammelte Schriften, entweder deſſelben Verfaſſers oder mehrer Verfaſſer, über denſelben Gegenſtand ein Buch aus. Bedeutender iſt der Unterſchied zwiſchen Schrift und Werk, hauptſächlich darum, weil das Wort Werk auf das geiſtige Wirken des Verfaſſers zurückweiſt, während Schrift doch mehr an die angewendete mechaniſche Thätigkeit erinnert. Man bezeichnet daher die Sammlungen von Druckſchriften berühmter Schriftſteller als ihre ſämmtlichen Werke, gleichſam zur Hindeutung auf ihr Wirken. Schriften könnte man hiebei allerdings auch ſagen, ohne daß es ehrenrührig wäre, denn eine Schrift iſt keine bloße Schreiberei oder gar Geſchreibſel: es kommt aber zu dem innern Grunde hier auch noch ein äußerer hinzu, wegen deſſen die Bezeichnung durch Werke vorgezogen wird. Was man als Werk bezeichnet, das hat den größten Umfang von allen Druckſchriften. Ein Buch beſteht eigentlich nur aus Einem Bande; man nennt es aber ein Werk, wenn es aus mehren Bänden beſteht. Nennt man ein aus Einem Bande beſtehendes Buch, oder eine Schrift, ja ein Schriftchen, ein Werk, ſo geſchieht es in Beziehung auf deſſen Gehalt und Wichtigkeit; in bibliographiſcher Hinſicht deutet Werk nur auf die Mehrheit der Bände. Indeſſen doch nicht ganz allein; denn Niemand nennt z. B. eine Reihe von Bänden mit Denkſchriften einer Akademie der Wiſſenſchaften ein Werk, wie viele Schriften auch darin enthalten ſein mögen, die ſich als Werk in anderer Beziehung auszeichnen. Soll daher eine aus einer Mehrheit von Bänden beſtehende Druckſchrift ein Werk in bibliographiſcher Hinſicht ausmachen; ſo wird es daſſelbe nur durch die Einheit des Verfaſſers, oder des Gegenſtandes bei mehren Verfaſſern, oder der Richtung zum Ziele bei einer Mehrheit der Gegenſtände und der Verfaſſer.

Die Beſchaffenheit der Druckſchriften iſt ein Hauptgegenſtand der Bibliographie, welcher es obliegt, dieſelbe von den Incunabeln an, wie man die erſten Druckſchriften nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt — gleichſam als die Wiegenkinder derſelben — nennt (Druckerſtlinge), durch die verſchiedenen Perioden geſchichtlich zu verfolgen. Als wichtige Vorarbeiten zu einer ſolchen, dem Literator wichtigen Geſchichte ſind die Werke von Maittaire, Denis, Panzer, Zapf, Fiſcher, Ebert, Gamba, Hagen, Renouard, Dibdin, Longman, Brunet, zu nennen. Die Berückſichtigung, welche die Beſchaffenheit der Druckſchriften erfodert, bezieht ſich auf das Material, auf welches gedruckt iſt, auf das verſchiedene Format (Folio, Quart, Octav, Duodez, Sedez, Octodez, von denen die drei erſtern wieder nach Groß-, Mittel-, und Kleinfolio u. ſ. w., ſich unterſcheiden), auf die gebrauchten Druckerſchriften (Schriftſorten), auf die Einrichtung des Druckes ſelbſt, nach Seiten oder Columnen, auf die artiſtiſche Ausſtattung, und auf die typographiſchen Bezeichnungen, wozu die Angaben des Verlegers und Druckers, des Ortes und der Zeit der Ausgabe, und die ſogenannten Signaturen gehören, d. i. die Seitenzahlen, die Seiten- oder Columnentitel am obern Rande, ſowie am untern die eigentlich ſogenannte Signaturzeile, welche den Wurm und den Cuſtos enthält. Der Wurm (nach Adelung's Vermuthung verdorben aus Norm) zeigt den Titel, den Band und den Bogen des Bandes an, der Cuſtos das Anfangswort der folgenden Seite. (Man vergleiche hierbei die Artikel **Bibliographie, Bibliomanie, Bibliophilie.**)

Die Verbreitung der Druckſchriften geſchieht im Allgemeinen durch den Buchhandel, mag ſich nun dieſem der Verfaſſer einer Schrift ſelbſt unterziehen oder nicht. Im erſten Falle übernimmt er ſelbſt die Druckkoſten — den Verlag alſo Selbſtverlag — und beſorgt das Geſchäft der Verbreitung entweder ſelbſt, oder durch Mittelsperſonen (Colporteurs, Herumträger, Hauſirer), oder er überträgt dieſes einem Andern nach Übereinkunft über den Gewinn (Commiſſionair). Im zweiten Falle übergibt der Verfaſſer ſeine Schrift einem Andern gegen einen Kaufpreis, ſodaß dieſer den Verlag übernimmt und das Geſchäft der Verbreitung für ſeine Rechnung beſorgt. Dies konnte erſt nach förmlicher Einrichtung des Buchhandels als eines eigenen Handelszweiges ſtattfinden (ſ. hierüber dieſe Section 14. Bd. S. 236 und II. Section 2. Bd. S. 410), und ſeit dieſer Zeit erhielt die Literatur einen höhern Aufſchwung.

Die Wiederholung von Druckſchriften bezieht ſich auf die neuen Auflagen und Ausgaben derſelben. Die Auflage deutet lediglich auf die Anzahl der Exemplare hin, welche von einer Schrift gedruckt werden. Iſt dieſe abgeſetzt (vergriffen), ſo wird eine neue Auflage gemacht, wenn die Schrift blos unverändert wieder abgedruckt wird, eine neue Ausgabe aber, wenn der Verfaſſer derſelben Veränderungen damit vornimmt, oder wenn ein ſpäterer Herausgeber ſie mit erklärenden Anmerkungen begleitet, oder den Text zu berichtigen geſucht hat. Solche Kritik iſt vorzüglich bei Werken der alten Literatur nöthig, die vor Erfindung der Buchdruckerkunſt verfaßt ſind, und bei denen außer den verſchiedenen davon vorhandenen Handſchriften die **editio princeps** — wie man die erſte durch den Druck vervielfältigte Ausgabe einer ſolchen Handſchrift nennt — und die nach beſondern abweichenden Handſchriften verfertigten Abdrücke hauptſächlich von der Kritik, die ſich jedoch auch noch weitere Bahn bricht, zu berückſichtigen ſind. Zwar iſt es nicht ungewöhnlich, Auflage und Ausgabe für ganz gleichbedeutend zu gebrauchen, wie man denn von Prachtausgaben, Taſchenausgaben, Stereotypausgaben u. ſ. w. ſpricht; allein dies ſcheint nur daher entſtanden, weil editio ſowol von Auflage als Ausgabe gebraucht wird. Der Unterſchied iſt aber nicht unbedeutend, denn die Auflage gehört dem Buchhändler als Verleger, die Ausgabe aber dem Schriftſteller als dem eigentlichen Herausgeber, und es kommt allezeit auf den Contract zwiſchen beiden an, ob der erſte Verleger es bei allen Auflagen bleiben und wie es mit neuen Ausgaben gehalten werden ſoll. Vermehrt und verbeſſert, oder auch vermindert und verbeſſert, kann nur eine neue Ausgabe ſein, neu durchgeſehen, nämlich in Beziehung auf Correctheit, auch eine neue Auflage. — Eine Originalausgabe kann nur die heißen, deren Abdruck genau nach der Handſchrift des Herausgebers verfertigt iſt, und es würden dieſer nur die ſpäterhin veränderten — auch

Digitized by Google

caſtrirten — entgegenſtehen, wenn der Nachdruck für Diebſtahl anerkannt wäre.

Bei den Bedingungen zur Bekanntmachung von Druckſchriften hat man aber auf die Eigenthumsrechte der Herausgeber und der Verleger ſo wenig geſehen, als auf die gegenſeitigen Rechte zwiſchen dieſen beiden, welche ſämmtlich erſt in der neueſten Zeit zur Sprache gekommen ſind und der Entſcheidung noch harren. Freie Preſſe hatten bisher nur die Nachdrucker, denn bei den Schriften, welche ſie nachdruckten, hatten Herausgeber und Verleger die Bedingungen zur Bekanntmachung ſchon erfüllt, ſich der Cenſur unterworfen, Privilegien ausgewirkt u. ſ. w., um ihre Schriften vor Confiscation oder gar dem Verbrennen zu ſichern. Habent sua fata libelli. (Man ſehe hierüber die Artikel Bücherprivilegien, Bücherverbot und Pressfreiheit.) *(H.)*

DSHIZNEDIE, 1) ungriſch Kis-Disznód (ſprich Kiſch-Dißnod), teutſch Michelsberg, ein zu den Siebenrichtergütern gehöriges Dorf im hermannſtädter Stuhle, im Lande der Sachſen des Großfürſtenthums Siebenbürgen, 1½ Meile ſüdſüdweſtlich von Herrmannſtadt, zwiſchen Gebirgen, am linken Ufer des heltauer Baches gelegen, mit einem Bergſchloſſe, einer eigenen evangeliſchen Pfarre und Kirche; von Sachſen bewohnt, welche grobe Strohhüte verfertigen. 2) Ungriſch Nagy-Disznód, teutſch Heltau, ein großes, wohlhabendes, in der Nähe des vorigen liegendes Dorf, zwei Stunden von Herrmannſtadt entfernt, bis wohin aus jener Stadt eine gute Straße führt, mit einer eigenen evangeliſchen Pfarre und Kirche, ſtarker Obſtbaumzucht, Tuch- und Wollenzeuchweberei, einer nicht unbedeutenden Sichelfabrication und Strohhuterzeugung. Die Einwohner, welche Sachſen ſind, ſind ſehr wohlhabend, verfertigen auch grobe Strohhüte, jährlich bei 35 bis 40,000 Stück Tücher, ſammeln viele Medicinalkräuter und treiben mit Obſt, beſonders mit Kirſchen, einen nicht unbedeutenden Handel. In der Nähe des Ortes, welcher in einem Keſſel von Gebirgen liegt, ſind einige Salzſpuren und ein Salzbrunnen. *(G. F. Schreiner.)*

DUBECZ, DUBICZ, ein zur fürſtl. Lichtenſtein'ſchen Herrſchaft Auržinowes gehöriger Marktflecken im kauržimer Kreiſe Böhmens mit 52 Häuſern und 315 Einwohnern und einem Marktgerichte. Der Ort iſt durch die Unterhandlung geſchichtlich merkwürdig, die hier im J. 1608 zwiſchen dem Kaiſer Rudolf II. und ſeinem herrſchſüchtigen Bruder Matthias, König von Ungern, gepflogen wurde, aber erfolglos blieb. *(G. F. Schreiner.)*

DUBENETZ. 1) Nieder-Dubenetz, ein eine beſondere Gemeinde bildendes Dorf der Allodialherrſchaft Schurz im königgrätzer Kreiſe Böhmens, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 18, in einem flachen Thale, an einem kleinen Bache, 1¼ Meile ſüdweſtlich von dem Herrſchaftsſitze entfernt, mit einer kathol. Pfarre, welche zum jaromirer Vicariatsdiſtrict des königgrätzer Bisthums gehört, unter herrſchaftlichem Patronat ſteht, von zwei Prieſtern beſorgt wird und nach dem Diöceſanſchematismus des J. 1833 3406 Pfarrkinder zählte; einer dem heil. Jakob geweihten Kirche, welche ſchon 1384, 1397 und 1415 mit einem eigenen Pfarrer verſehen war; einer Schule; 114 Häuſern, 771 böhmiſchen Einwohnern, zwei Mühlen und einem Wirthshauſe. Eine Viertelſtunde davon entfernt ſind im Wapenkawalde noch Spuren der Burg Kalnowetz, welche im 15. Jahrh., als der Aufenthalt des die ganze umliegende Gegend weit und breit unſicher machenden Raubritters Johann Kolda belagert, erobert und zerſtört wurde. 2) Ober-Dubenetz, ein Dorf derſelben Herrſchaft, zunächſt dem vorigen gelegen, nach Nieder-Dubenetz eingepfarrt, wohin es auch zur Schule gehört, mit 112 Häuſern, 757 teutſchen Einwohnern, zwei Mühlen und einem Wirthshauſe. Auch dieſes Dorf bildet eine beſondere Gemeinde. In dieſen Dörfern befindet ſich auch ein emphyteutiſirter Meierhof und ein vormals obrigkeitlicher, jetzt Gemeindecontributions-Schüttboden. Es ſtehen dieſe Dörfer durch eine Straße mit der gitſchiner Hauptſtraße in Verbindung. Die Waldungen um dieſe Dörfer bilden das dubenetzer Revier, welches einen Flächenraum von 898 J. 133¼ □Kl. umfaßt. 3) Ein jetzt mit der Herrſchaft Schurz vereinigtes, dem Hrn. M. Wagner gehöriges Gut im königgrätzer Kreiſe Böhmens, zu welchem die beiden vorigen Dörfer gehören. Es wurde im J. 1662 durch den Jeſuitenorden von den Erben des Ritters Franz Pironi di Galliano für 19,000 Fl. gekauft, und im J. 1732 erkaufte derſelbe für 2797 Fl. 30 Kr. noch dazu den kleinen Petrowsky'ſchen Hof in Dubenetz von dem Frauenkloſter zu St. Georg in Prag. Es umfaßt dieſes Gut, welches auch den Namen Döberney führt, an Grundſtücken 13,862 n. ö. Joche und 821 Kl., worunter 7544 J. 1328 Kl. dominical ſind. 4) Ein zur fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Herrſchaft Frauenberg gehöriges Dörfchen von 17 Häuſern, im budweiſer Kreiſe Böhmens, ſeitwärts der wodnianer Straße, drei Stunden von Wodnian entfernt. 5) Ein zur Herrſchaft des prager hradſchiner k. Damenſtiftes Millin gehöriges Dorf im berauner Kreiſe Böhmens; eine Stunde weſtwärts von Přibram an der piſecker Straße gelegen. *(G. F. Schreiner.)*

DUBENKY, zwei zur gräflich Podſtatzky-Lichtenſtein'ſchen Herrſchaft Teltſch gehörige, Herren- und Ober-Dubenky genannte Dorfſchaften im iglauer Kreiſe Mährens von 56 Häuſern und 563 czechiſchen Einwohnern, mit einer im J. 1785 neu errichteten kathol. Pfarre in dem erſtern Orte, welche zum teltſcher Dekanat des brünner Bisthums gehört, einer neu erbauten Kirche und Schule, welche unter landesfürſtl. Patronat ſtehen, einem alten Ritterſitze und einem Meierhofe, einem evangeliſchen Bethauſe in Ober-Dubenky. Bei dem letztern Dorfe wurden die böhmiſchen Taboriten unter ihrem Anführer Bždina im J. 1423, als ſie von einem vergeblichen Zuge auf die Stadt Teltſch heimzogen, von dem Volke Manhard's von Neuhaus ereilt und größtentheils erſchlagen. *(G. F. Schreiner.)*

DUBIECKO, 1) eine dem Grafen Matthias Kraſicki gehörige und dem Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 12 zugetheilte große Herrſchaft im ſanoker Kreiſe des Königreichs Galizien, dicht an der Grenze des przemysler Kreiſes gelegen; ſie grenzt an die Herrſchaften und Güter Bachorz, Rienadowa (przemysler Kreis), Drohobyczka, Pawlokoma, Bartkowka, Iskain, Jedrzys-

Digitized by Google

kowce, Piatkowa und Liſko, wird vom Sanfluſſe bewäſſert, der unterhalb des Hauptortes der Herrſchaft beiläufig ein Gefälle von 3½ Zollen auf 100 Kl. Flußlänge hat und bis in dieſe Gegend von Oben herab mit Flößen befahren wird, die aus 6—10 Stammhölzern zuſammengeſchlagen und noch mit anderm Schnittholz und zum Theil mit verſchiedenen Handelsartikeln beladen werden. Durch die Aufnahme mehrer waſſerreichen Bäche wird der San in dieſer Gegend ſchiffbar, und bleibt es nun fortan bis an die Weichſel. Die Schiffe, ungefähr 9 Kl. lang und 3 Kl. breit, doch gibt es auch größere Galeeren, legen bei günſtiger Witterung ihre Fahrt bis an die Weichſel ungefähr in 14 Tagen zurück. Zu dieſer Herrſchaft gehören der Markt gleiches Namens und die Dörfer Slonne, Podbukowina, Polchowa, Ruskawies, Sliwnica, Bachorzec und Czerwonka. Die Gebirgsart beſteht aus Sandſtein, der durch Kalkmergel unterbrochen wird. Der Boden auf der Herrſchaft iſt meiſt thonig, nur ſelten waltet der Sand vor. 2) Ein Markt und Stammſitz der Grafen Kraſicki und Geburtsort des berühmten polniſchen Schriftſtellers dieſes Namens, in demſelben Kreiſe und Lande, am linken Sanufer, in wellenförmig hügeliger Gegend, dicht an der przemysler Kreisgrenze, an der ſogenannten ungriſchen Poſt-, Commercial- und Nebenſtraße, zwiſchen Bahorce und Rienadow gelegen, von dem erſtern Orte 2400 und von letzterm 1200 öſterreichiſche Straßenklafter entfernt, mit einem ſchönen gräflich Kraſicki'ſchen Schloſſe und prächtigen Garten, 568 chriſtlichen und 373 jüdiſchen Einwohnern, welche einen bedeutenden Handel mit Linnenzeuch, Getreide, Butter und ſonſtigen inländiſchen Producten nach Krakau und Warſchau treiben, einer lateiniſch- und einer griechiſch-katholiſchen Pfarre, deren erſtere zum brzozower Dekanat des lateiniſch-katholiſchen Biſthums Przemysl gehört, von zwei Prieſtern verſehen wird und in den zur Pfarre gehörigen neun Orten, von denen der entlegenſte eine Meile entfernt iſt, nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1834 4800 Katholiken, einen Akatholiken und 480 Juden zählte; die letztere gehört zum birczaer Dekanat der przemysler griechiſch-katholiſchen Diöceſe, wird von einem Geiſtlichen beſorgt, ſteht ebenſo wie die vorige unter dem Patronat der Grundherrſchaft, und zählte (nach dem Diöceſanſchematismus für das J. 1833) 1553 griechiſch-katholiſche Pfarrkinder, von denen nur 180 auf den Markt ſelbſt kamen, einer lateiniſch- und einer griechiſch-katholiſchen Kirche, Schule, einem Straßenbaucommiſſariat, einem Wegmeiſter der zweiten Claſſe, einem Poſtamte und Station, welche mit Barycz und Przemysl Pferde wechſelt, und einer verpachteten Wegmauth für zwei Meilen. Alle Monate wird hier ein Markt gehalten. *(G. F. Schreiner.)*

DUBOVA, 1) ein zur gräflich Pálfy'ſchen Herrſchaft Vödösko gehöriges Dorf im presburger Gerichtsſtuhle und Comitat, im Kreiſe diesſeit der Donau Nieder-Ungerns, am öſtlichen Fuße des Karpathengebirges gelegen, ½ Meile nordnordoſtwärts von Modern entfernt, mit einer im J. 1807 errichteten katholiſchen Pfarre des graner Erzbiſthums, einer katholiſchen Kirche, welche unter dem Patronat der königl. ungriſchen Statthalterei ſteht, 88 Häuſern und 612 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von drei Juden, Katholiken und Slowaken ſind, und viele gemeine Holzwaaren, als Schaufeln, Gabeln, Scheibtruhen, Weinpfähle, Schindeln und dergl. verfertigen und verhandeln. 2) Ein dem Grafen Szirmay gehöriges Dorf, im makoviczer Gerichtsſtuhle der ſároſer Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Ober-Ungerns, am linken Ufer der Ondava, an der nach Gorlice in Galizien führenden Straße, mit 76 Häuſern, 575 rußniakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von zehn Katholiken des lateiniſchen Ritus und neun Juden, ſich ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Kirche bekennen, einer griechiſch-katholiſchen Pfarre und Kirche, einer Schule und einer aufgelaſſenen Glashütte. In dieſer Gegend ſind Sauerbrunnquellen. 3) Ein Dorf im Gebiete des wallachiſch-illyriſchen Regiments der ungriſchen oder bannatiſchen Militairgrenze, am linken Donauufer, zwei Meilen oberhalb Alt-Orſova gelegen, mit 38 Häuſern und 195 Einwohnern. Eine halbe Meile unterhalb dieſes Dorfes liegt die berühmte Veteranihöhle (ſ. d. Art.), deren Mündung den Spiegel der Donau beherrſcht. 4) **Dubova-Walaszka**, lateiniſch **Dubova-Valachorum**, ein zur Herrſchaft Arva gehöriges, hoch im Gebirge an der von Roſenberg nach Kubin führenden Straße, am Fuße des Radicſinberges liegendes Dorf, im kubiner Gerichtsſtuhle der arvaer Geſpanſchaft, mit einer katholiſchen Pfarre, Kirche, Schule, 99 Häuſern und 743 Einwohnern, welche ſehr wohlhabend ſind, gute Käſe bereiten und mit dieſen und Krummholzöl Handel treiben. 5) **Dubova-Sedlaczka, Dubova Colonorum**, ein Dorf derſelben Herrſchaft, im tvrdoſiner Gerichtsſtuhle derſelben Geſpanſchaft Nieder-Ungerns am rechten Arvaufer, im Karpathengebirge gelegen, mit einer katholiſchen Pfarre und Kirche, 69 Häuſern und 472 ſlawiſchen Einwohnern, welche eine ſehr einträgliche Viehzucht treiben. *(G. F. Schreiner.)*

DUBOVICZA, ein Berg, welcher ſich an der äußerſten Südſpitze des dalmatiniſchen Kreiſes von Cattaro erhebt, und mithin der ſüdlichſte Punkt der ganzen öſterreichiſchen Monarchie iſt. Auch er iſt gleich den meiſten übrigen dalmatiniſchen Bergen kahl, voll Riſſe, Spalten und Klüfte, und ohne Erdbedeckung. Von ſeinem Gipfel hat man einen weiten Überblick über die glänzende Fläche des adriatiſchen Meeres. *(G. F. Schreiner.)*

DUBRAWNIK, auch **DAUBRAWNIK**, ein zur gräflich Mittrowsky'ſchen Herrſchaft Pernſtein gehöriger Marktflecken im brünner Kreiſe Mährens, am rechten Ufer der Schwarzawa, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 160 Häuſern, 914 ſlawiſchen Einwohnern, welche größtentheils Tuchweber ſind, die ihre Erzeugniſſe bis nach Peſth abſetzen; einer eigenen, zum lomnitzer Dekanat des brünner Biſthums gehörigen kathol. Pfarre, welche unter dem Patronat des Herrſchaftsbeſitzers ſteht; einer großen, gothiſchen, im J. 1548 vollendeten kathol. Kirche, die, durch ihren Reichthum an weißem Marmor und durch ihre Bauart ausgezeichnet, eine der ſchönſten Kirchen des ganzen Landes iſt, und einer Schule. Hier war ehemals ein Nonnenkloſter, in deſſen, wahrſcheinlich durch die Huſſiten hart mitgenommener, Kirche die Herrn von Pernſtein ihr Erbbegräbniß hatten. Urſprünglich gehörte das Kloſter

Digitized by Google

dem Auguſtiner-, ſpäter dem Ciſtercienſerorden. Im 15. Jahrh. blühte das ritterliche Geſchlecht Finiaſel v. Dubrawnik, auch v. Oleſchnitzky genannt. (*G. F. Schreiner.*)

DUCHS, DUX, 1) ein bewohntes, hochgelegenes Thal im unter-inn- und wippthaler Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, im nordöſtlichen Theile des Landes, ein Seitenthal des Zillerthales, zwiſchen den Landgerichten Steinach und Zell am Ziller, vom Duchſerbache durchfloſſen, welcher am Duchſer Ferner entſpringt und bei Finkenberg in den Zembach, einen Nebenfluß der Ziller, fällt, und von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, unter denen ſich der Duchſer-Ferner und die zwei Duchſer-Jöcher beſonders auszeichnen. Der erſtere iſt ein ſchmales, aber fünf Stunden langes Schneegebirge, welches das Thal im Süd-Oſten ſchließt, und die gefrorne Wand, eine der höchſten Bergfirſten mit einer 200 Klafter hohen Wand von blankem Eiſe, enthält. Von den beiden durer Jöchern heißt das eine auch Geißlerjöch, über welches die Duchſer mittels des Weerberges mit Hall und Insbruck in Verbindung ſtehen, über das andere dem Ferner zunächſt gelegene, welches auch das ſchmirner Joch genannt wird, geht ein Pfad nach Steinach und Windiſch-Matrey. In dieſem Thale ſind auch drei prächtige Waſſerfälle, wovon der erſte aus einer tiefen Schlucht über die ſehr ſteile Felſenwand dem Abgrunde des ausgehöhlten Beckens zuſtürzt. 2) Ein Hinter-Dux und Lanersbach im Duchs genanntes Dorf, im Thale und in der ehemaligen Hofmark Duchs, ſechs Stunden von Zell, mit einem katholiſchen Vicariat von 1159 Einwohnern und einer katholiſchen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

DÜCKHER (Freih. von Haslau). Ein im Königreiche Baiern im freiherrlichen Stande blühendes Geſchlecht, welches ſeinen Urſprung in Weſtfalen nahm, und durch die Kreuzzüge der teutſchen Ritter gegen die heidniſchen Preußen ſich auch in Livland, gleich vielen andern weſtfäliſchen Geſchlechtern, daſelbſt ausbreitete. Johann Dückher von Haslau war derjenige, der durch Mechtilde von Löwenwolde ſich anſäſſig machte und Güter daſelbſt erwarb. Aus dieſer Linie war Karl Guſtav entſproſſen, welcher im J. 1719 wegen ſeiner vielen Verdienſte in königl. ſchwediſchen Grafenſtand erhoben wurde und als königl. ſchwediſcher Feldmarſchall, Reichsrath, und Präſident des Kriegscollegiums, am 14. Jul. 1732 in Stockholm ohne Kinder hinterlaſſen zu haben, ſtarb. Die Linie in Weſtfalen erloſch im Anfange des 18. Jahrh. mit dem fürſtl. münſterſchen Geheimenrathe N. Dückher von Haslau, welcher im J. 1712 bei den Friedenstractaten zu Utrecht noch gegenwärtig war.

Johann Dückher von Haslau war früher in Dienſten bei Herzog Otto von Braunſchweig, darauf in Hof- und Kriegsdienſten bei Erzherzog Maximilian von Öſterreich, Statthalter in Tyrol (1590). Sein Enkel Franz wurde von Kaiſer Leopold im J. 1671 in den Freiherrenſtand erhoben, erwarb ſich in Baiern die Herrſchaften Urſtein und Winkel, welche ſeine Nachkommen bis jetzt noch beſitzen, war fürſtl. ſalzburgiſcher Hof- und Kammerrath, auch Pfleger zu Glaunegg, der als Freund und Forſcher der Geſchichte eine ſalzburger Chronik im J. 1666 herausgab. Von ihm war entſproſſen Alfons (geb. 1645, geſt. 1710), fürſtl. ſalzburgiſcher Geheimerrath, Hofmarſchall, Kammerpräſident und Generalſteuereinnehmer, ein ſehr gelehrter Mann, welcher drei Töchter und fünf Söhne hinterließ. Von dieſen pflanzte Johann Ernſt Theodat D. Freih. v. H., fürſtl. ſalzburgiſcher Kämmerer und Pfleger zu Glaunegg, ſein Geſchlecht mit zwei Söhnen fort, wovon Johann Nepomuck, als k. k. Oberſt eines Grenzregiments im J. 1790 ſtarb, und Ferdinand, fürſtl. ſalzburgiſcher Kämmerer und Major, Ritter des Rupertusorden, ſeinen Stamm, durch Johann Qualbert D., Freih. v. H. (geb. 1760), königl. bairiſchen Kämmerer und Salinen-Forſt-Inſpector zu Hallein, fortpflanzte.

Das Wappen: ein eilfmal Silber und blau in die Quere getheiltes Schild, aus dem mit einem Wulſte bedeckten Helme ſich zwei geharniſchte Arme erheben, wovon jeder halb blau und Silber getheilt, die in ihren Händen eine Sonne halten. Die Helmdecken ſind blau und Silber. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DUE MIGLIA, eine zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 23 gehörige, theils aus vereinzelt liegenden Caſcinen, welche ſich zunächſt außerhalb der Stadt Cremona befinden, und theils aus innerhalb dieſer k. Stadt liegenden Häuſern beſtehende große Gemeinde im Diſtricte I. und in der Provinz von Cremona der Lombardie mit ſechs Quartieren und ebenſo vielen Pfarren, einer Gemeindedeputation, ſechs Pfarr-, vier Aushilfskirchen, neun Oratorien, einer Leder-, einer Majolicafabrik, einer Bierbrauerei, und mehren Wirthshäuſern. Unter den Kirchen zeichnet ſich die alte und berühmte Abtei S. Sigismondo aus, welche eine Stiftung des Franzeſco Sforza iſt; die ſchöne Kirche wurde im J. 1463 von Bartholomäus Gazzo erbauet, beſitzt eine prächtige Kuppel und einige ſehr ſchöne Frescogemälde von Domenico aus Bologna (1537), Camillo Boccaccio, Gatti und den Brüdern Campi. (*G. F. Schreiner.*)

DUINO, TIBEIN, 1) eine große, der gräflichen Familie Thurn gehörige Werbbezirksherrſchaft im görzer Kreiſe des trieſter Gouvernements des Königreichs Illyrien, welcher noch ein Beſtandtheil des teutſchen Staatenbundes iſt, mit einem eigenen Bezirkscommiſſair und Richter, und einem katholiſchen Dekanat des Erzbisthums Görz, dem eilf Seelſorgeſtationen unterſtehen. 2) Ein Dorf und Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft, an der von Trieſt nach Görz und Venedig führenden italieniſchen Hauptpoſt- und Commercialſtraße, $4\frac{1}{2}$ Meilen nordnordweſtlich von Trieſt entfernt, hoch über dem adriatiſchen Meere gelegen, mit einem der gräflichen Familie Thurn gehörigen Bergſchloſſe, welches wegen ſeiner herrlichen Ausſicht auf das Meer, den Karſt und die illyriſchen und venetianiſchen Alpen berühmt iſt; einer katholiſchen Landdechantei und Pfarre, Kirche, einer öffentlichen Elementarſchule, einer Sanitätsdeputation; einem Grenzcommercialeinnehmeramte, einer Wegmauthſtation, einem unbedeutenden Hafen, gutem Weinbaue, 41 Häuſern und 232 Einwohnern. Hier endet das Karſtgebirge und beginnt die längs des Seeufers mit ausgebreiteten Sümpfen bedeckte friauliſche Ebene. In der Nähe dieſes Ortes wird ſchwarzer Marmor gebrochen und es werden hier ſchmackhafte Schnecken gefunden und gemäſtet. Eine Viertel-

Digitized by Google

meile weſtwärts von dieſem Orte, bei dem verfallenen Dorfe S. Giovanni di Duino iſt jene merkwürdige Stelle, welche dem ſchon von Virgil beſungenen **Timavus** (**Timao, Timavo** noch jetzt genannt), der hier ſchon ſchiffbar dicht an der Straße aus dem Innern der Erde hervorgleitet (ſ. d. Art. **Timavus**), ſein Daſein gibt. Zur Römerzeit ſtand auf derſelben Stelle, wo jetzt auf einer in die See ſich erſtreckenden ſteilen Anhöhe das Caſtell Duino liegt, das **Castellum Pucinum**, welches durch den wenigen, aber ſehr vorzüglichen, am Abhange des ſteilen Hügels wachſenden Wein berühmt war. Dem Genuſſe dieſes Weines ſchrieb die Gemahlin des K. Auguſt's ihr erreichtes hohes Alter zu[1]). Ptolemäus kennt dieſes *Πούκινον* ebenfalls, ſetzt es aber irrig unter die Orte des innern Landes. Auf der Peutinger'ſchen Tafel kommt es nicht vor. Paulus Diakonus hingegen bezeichnet wahrſcheinlich durch ſein vom Meere gelegenes Caſtell Pontium den nämlichen Ort[2]). (*G. F. Schreiner.*)

DÜNEWALD (**Johann Heinrich, Graf von**), kaiſerl. General der Cavalerie. Aus einem adeligen Geſchlechte in Schleſien, wohin ſich der Anherr aus Geldern begeben und anſehnliche Güter in der Gegend von Grüneberg erworben, entſproſſen, begann Johann Heinrich v. D. ſeine militairiſche Laufbahn in kaiſerl. Dienſten, wo die Kriege damaliger Zeit ihm Gelegenheit gaben ſich durch Tapferkeit und Erfahrung bei allen kriegeriſchen Begebenheiten ſo auszuzeichnen, daß er frühzeitig zum Generalmajor vom Kaiſer Leopold ernannt, und ein beſonderes Corps ihm untergeordnet wurde. In dem Treffen bei Ensheim im J. 1674 entwickelte er beſonders ſeinen militairiſchen Scharfblick, und verband ſich daher mit dem General, Grafen Caprara, die ſonſt gegen einander eiferſüchtig waren, um bei dem Kaiſer über die unzweckmäßige Fortführung des Krieges durch den General en Chef, Grafen Bournonville, Klage zu führen. Am Ende des J. 1675 wurde er in einem Gefechte bei Mühlhauſen gefangen, aber gegen einen franzöſiſchen General bald wieder ausgewechſelt. Als Montecuculi gleich darauf bei Speier über den Rhein ging, deckte D. mit 8 Escadrons die Brücke und beobachtete zugleich die Franzoſen in Philippsburg. In der Schlacht bei Sasbach, wo Türenne blieb, war er derjenige, der die Fehler des Feindes zeitig entdeckte, und diejenigen Stellungen mit Mannſchaft und Kanonen beſetzte, die jener vernachläſſigt hatte; auch verfolgte er den in Rückzug begriffenen Feind, dem er ſeinen Proviant abjagte, und dabei eine Menge von Gefangenen machte. Der Kaiſer belohnte ihn dafür durch Erhebung in den Grafenſtand. Unter Anführung des Herzogs von Lothringen fiel er die nach Gergenheim marſchirende franzöſiſche Armee ſo ungeſtüm an, daß der größte Theil ſeines ihm folgenden Corps nicht folgen konnte, und er mit ſeinem Regimente ſo umrungen wurde, daß mit dem Säbel in der Fauſt durchgeſchlagen werden mußte. Als aber die Unterſtützung ankam, griff er nochmals den Feind an, daß er ſich zurückzog, und Philippsburg nicht zu entſetzen wagte. Bei der Belagerung von Wien ſprengte er einen Haufen Türken von 1200 Mann theils in die Donau, theils machte er ſie zu Gefangenen, und bereitete bei dem Rückzuge der türkiſchen Armee ein gleiches Schickſal vielen ihrer Flüchtlinge, denen er den Weg verlegte. In dem Treffen bei Barkan hielt er mit ſeinem Regimente den erſten wüthenden Angriff der Türken ſo ſtandhaft aus, daß er durch ein geſchicktes Manoeuvre den fliehenden Feind von den Thoren der Stadt abſchnitt und ſie in den Moraſt warf im J. 1684. Bei der Belagerung von Ofen commandirte D. die ſchwäbiſchen Hilfstruppen, womit er ein Corps von 9000 Mann Türken, die ſich in die Feſtung werfen wollten, zurückſchlug, wobei er aber eine Schußwunde erhielt, die ihn jedoch nicht hinderte immer bei der Armee zu bleiben. Bei der Eroberung von Slawonien (1687) führte er die kroatiſchen Grenztruppen von der Drawa zum Hauptheere bei Sicklos, wo er zum Siege bei Mohacz vieles beitrug und die größte Ehre erntete, indem er Bulſchin eroberte, dadurch Eſſeck vom Feinde verlaſſen fand, Walpo ſich unbedingt ergab, welches mit Poſega, Czerniek und Gradiska der nämliche Fall war. Seine letzte Waffenthat war die in dem Treffen bei Salankemen (1691), wo er mit ſeinem Corps dem Feinde in die Flanke kam, das Lager erſtürmte und die Niederlage der Türken vergrößerte. Da aber D. wegen ſeiner Unverträglichkeit mit dem Obergeneral, dem Prinzen Eugen, über dieſes Treffen ſich überworfen und ihn mit Worten ſehr beleidigt hatte, wurde er nach Wien berufen, um ſich zu vertheidigen. Wahrſcheinlich ſein Unrecht einſehend und vor Verweiſen fürchtend, verfiel er auf der Reiſe dahin in eine Krankheit, die ihn in Eſſeck ſeinen Tod finden ließ. Mit ſeinem Sohne Ludwig, der eine Gräfin von Caſtenberg zur Gemahlin hatte, erloſch im J. 1743 ſeine Nachkommenſchaft, und wahrſcheinlich auch ſein Geſchlecht[*]). (*Albert Freih. v. Bovneburg-Lengsfeld.*)

DUORZE, DUORITZHOF, ein Schloß im neuſtädtler Kreiſe des Königreichs Illyrien, an der Mündung der Gurk in die Save, in deſſen Nähe römiſche Alterthümer ausgegraben werden, welche die Alterthumsforſcher auf den Gedanken brachten, daß hier das römiſche **Municipium Noviodunum** geſtanden haben könne.

(*G. F. Schreiner.*)

DUPPAU, TUPPAU, böhmiſch **Daupow, Dupow**, lateiniſch **Tupia**, 1) eine fürſtl. Colloredo-Mannsfeld'ſche Allodialherrſchaft im ellbogner Kreiſe Böhmens und Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 35, welche aus der freien Schutzſtadt gleiches Namens und 18 Ortſchaften beſteht, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Im Anfange des 15. Jahrh. gehörte die Herrſchaft den Herren Daupowecz von Dupow, einem adeligen Geſchlechte, welches ſich nach dieſer Beſitzung nannte. Gegen das J. 1581 kam die Herrſchaft durch Heirath an die Grafen von Schickh, und ſpäter, nachdem dieſelbe in Folge der Schlacht am weißen Berge dem königl. Fiscus anheimgefallen war, an Don Wilhelmo Verdugo (30. Aug. 1622), im J. 1698 erlangte ſie ein Graf von Lützow und im J. 1780 ging ſie an die Gra-

1) *Plin.* III, 15, XIV, 6. 2) *Paul. Diac.* VI, 51.

*) Thaten und Charakterzüge berühmter öſterreichiſcher Feldherren (Wien 1808). 1. Bd. 2. Abtheil. S. 519.

Digitized by Google

ſen von Colloredo-Wallſee über. 2) Eine fürſtl. Colloredo-Mannsfeld'ſche Schutzſtadt, in einem tiefen Thale, am linken Ufer des Aubaches, der ſich in die Eger ergießt, 12 Meilen weſtnordweſtlich von Prag gelegen, mit 230 Häuſern, 1374 teutſchen Einwohnern, welche außer einiger Viehzucht und einem geringen Ackerbaue ſtarke Tuchweberei treiben; einer katholiſchen Pfarre, welche zum lutticzer Dekanat des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, vier katholiſchen Kirchen, von denen die eine zu Maria Himmelfahrt genannte, welche bis zur Schlacht am weißen Berge 26 Jahre hindurch den Proteſtanten übergeben worden war, ſchon im J. 1384 vorkommt und vom J. 1755 vom Grunde aus neu aufgebauet worden war; einer Kirche und einem Kloſter der Piariſten; einem k. k. Gymnaſium, einer Hauptnormalſchule, einem herrſchaftlichen Schloſſe und Garten, welches ſchon im J. 1119 von Georg Daupowecz erbauet, im J. 1580 von Anna Maria M. Daupowecz von Duppau erneuert und endlich im J. 1723 von dem Grafen von Lützow in ſeine gegenwärtige Form gebracht worden war; einem Spital, vier Jahr- und nicht unbedeutenden Wochenmärkten. (*G. F. Schreiner.*)

DÜRCKHEIM-MONMARTIN (Grafen Eckbrecht von). Ein ſeit dem J. 1764 gräfliches Geſchlecht, welches im Königreiche Baiern im Rezatkreiſe die Güter Thürnhofen und Keierberg beſitzt. Seine Vorfahren waren ſchon im Anfange des 13. Jahrh. unter dem Namen Eckbrecht von Alheim genannt von Dürckheim längs dem Rheinſtrome von Baſel bis Mainz, vorzüglich in Elſaß und in der Unterpfalz, begütert. Der Name Dürckheim iſt wahrſcheinlich von dem Schloſſe und Städtchen Dürckheim entlehnt, wo es als Reichsminiſteriale die Burg vertheidigte, die endlich ſpäter mit den Schlöſſern Winſtein und Hartenberg an die Grafen von Leiningen überging. Unter den Biſchöfen von Worms findet man einen Cuno Eckbrecht von Alheim, der als Dombechant zu Mainz im J. 1247 zu dieſer Würde erwählt, aber nur einen Monat dieſelbe bekleidete, indem er nach einer Fahrt auf dem Rheine plötzlich erkrankte und ſein Leben darauf beſchloß. Nach Humbracht's genealogiſchen Tabellen von dieſem Geſchlechte theilte es ſich im Anfange des 14. Jahrh. durch die Brüder Cuno I. und Cuno II., alle beide Ritter, in zwei Linien, wovon ſich die älteſte Eckbrecht Alheim und die jüngſte Alheim Eckbrecht nannte. Die jüngere Linie erloſch mit Hans Alheim Eckbrecht v. D. im J. 1460 und die ältere iſt die jetzt noch blühende. Cuno I. Ritter, hatte mehre Söhne, wovon Hennike der Alte im J. 1351 das Schloß Hollenberg kaufte. Einer ſeiner Söhne Heinrich, Ritter, kommt als Burgmann auf Winſtein und Hartenberg im J. 1379 vor; ein anderer Sohn, Hertwig, Ritter, pflanzte ſein Geſchlecht mit vier Söhnen dauerhaft fort. Einer dieſer Enkel, Eckbrecht der Ritter, zeichnete ſich als Mitglied der ritterlichen Geſellſchaft des heil. Geiſtes in Wasgau vortheilhaft aus (1463); ein anderer, Ludwig, lebte im J. 1450 und war Domherr zu Mainz; ein dritter, Peter, war Ordensgeiſtlicher, welcher im Stammbaume vom J. 1484 als todt vorkommt; ein vierter, Hans der Jüngere, war Urheber der Linie, genannt Kranz, welcher im J. 1544 mit Hertwig VII. ausſtarb; ein fünfter, Peter II., Kammergerichtsbeiſitzer zu Cronweiſſenburg (1492). Von dieſen vier Linien blüht die von Cuno III. durch Margaretha von Weitenmühl geſtiftete Linie, welcher Heuchelheim bei Germensheim in der Pfalz beſaß. Er lebte im J. 1454 und hinterließ drei Töchter und fünf Söhne, wovon Hans, Domherr zu Baſel im J. 1462 vorkommt, und Heinrich, Mitglied der ritterlichen Geſellſchaft vom heil. Geiſte in Wasgau war, der mit Katharina von Ramberg das Geſchlecht mit vier Söhnen und zwei Töchtern fortpflanzte (1457). Von dieſen war Wolf durch ſeine Fehde mit dem Kurfürſten Ludwig V. von der Pfalz bekannt, der ihm das Schlößlein zu Heuchelheim im J. 1509 entriß. Er kommt im J. 1535 als todt vor, und hatte von ſeinen beiden Frauen Agathe Schlichter von Erpfenſtein und Katharina von Menzingen nur einen Sohn Cuno IV. hinterlaſſen. Dieſer war kurpfälziſcher Rath und Burggraf zu Alzei (geſt. 1555). Auch dieſer hatte ſich zweimal verheirathet, mit Margaretha von Stockheim und Barbara Blick von Rotenburg, und einen Sohn Cuno VI. hinterlaſſen, welcher kurpfälziſcher Oberjägermeiſter war. Er verkaufte an den Kurfürſten Friedrich IV. (1596) ſeinen Hof zu Wachenheim nebſt dem ganzen Weinzehnten in der Gemarkung. Von ſeinen Söhnen, die er mit Anna Landſchad von Steinach erzeugt hatte, verheirathete ſich nur Hans Wolf, Hofmeiſter bei dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir, mit Veronica, Freiin von Fleckenſtein, die ihm zehn Kinder gebar; von dieſen war Johann Heinrich (geb. 1636, geſt. 1710), als fürſtl. heſſen-darmſtädtiſcher General und Commandant von Gießen, ohne von ſeiner Frau Sophia Charlotte, Freiin von Stein zu Naſſau, Kinder erhalten zu haben, bekannt, und Wolf Friedrich (geſt. 1698). Er beſaß die Herrſchaften Schöneck und Froſchweiler im Elſaß, war kurpfälziſcher Oberſt und viermal verheirathet geweſen, mit Anna Eliſabeth von Dettlingen (1656), darauf mit Magdalena Katharina Vogt zu Hunoldſtein (1662), dann mit Maria Sidonia Schenk von Schmidtburg (1676) und endlich mit Anna Eliſabeth von Maltitz, die ihn überlebte. Obgleich aus dieſer vierfachen Ehe ſieben Kinder geboren wurden, ſo war nur Wolf Philipp der einzige von den Söhnen, der das männliche Alter erreichte. Er beſaß die Herrſchaft Bußenberg, und war Hauptmann in königl. franzöſiſchen Dienſten. Von ſeiner Frau N., Freiin Waldner von Freundſtein, hinterließ er zwei Söhne, wovon der ältere der Stifter der jetzt noch blühenden gräflichen Linie iſt, und der jüngere die jetzt im Mannsſtamme ausgeſtorbene freiherrliche Linie ſtiftete, die mit dem königl. würtembergiſchen Geheimenrathe und Kammerherrn N. N., Freih. Eckbrecht v. D., Großkreuz mehrer Orden, im Anfange des 19. Jahrh. erloſch und deſſen einzige Tochter Amalia den Reichsgrafen Karl Friedrich Johann Eibert v. D. heirathete

Ludwig Karl von der ältern Linie, Erbherr der Herrſchaften Sötern, Jüſch, Schöneck und Buſenweiler, wurde als Reichshofrath von Kaiſer Franz I. im Jahre 1764 in den Reichsgrafenſtand erhoben. Er trat darauf in herzogl. würtembergiſche Dienſte als wirklicher Geheimerrath, erhielt dann das Großkreuz des großen Ordens, wie auch von Kurbaiern das Großkreuz vom Hubertusorden; zu-

Digitized by Google

gleich war er auch Geſandter am kaiſerl. Hoſe zu Wien und bei der Reichstagsverſammlung in Regensburg. Er war mit Luiſe Friederike, der einzigen Tochter des Grafen du Maz de Monmartin, würtembergiſchen Premierminiſters, verheirathet, mit der er im J. 1778 Thurnhofen und Keierberg erhielt. In dem daſelbſt anſehnlichen Schloſſe befindet ſich eine auserleſene Bibliothek, Kunſtcabinet und Gemäldeſammlung. Sein Sohn Karl Friedrich Johann (geb. 1770), königl. ſchwediſch und würtembergiſcher Kammerherr, iſt mit der oberwähnten Freiin Amalia L. v. D. vermählt, aus deſſen Ehe zwei Töchter und vier Söhne entſproſſen ſind. Der älteſte und Majoratsherr Alfred (geb. 1794), mit Sophia, Prinzeſſin von Öttingen Wallerſtein, verheirathet, lebt zu Regensburg, und deſſen Kinder ſind in dem gothaiſch-genealogiſchen Kalender der gräflichen Familie nachzuſchlagen.

Das Wappen der Freiherren: ein ſilbernes Schild mit zwei ſchwarzen gegen einander gekehrten Streitangeln; auf dem Helme zwei ſilberne Adlersflügel, mit dem nämlichen Wappenbilde. Dieſes Emblem wurde bald in dem Wappen als ein Hufeiſen, bald als ein Pferdegebiß dargeſtellt. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DWORY, 1) ein der Thereſia von Enzendorfer gehöriges Gut im wadowicer Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchaftsamte; das Juſtizamt wird von dem oſwięcimer Magiſtrate verwaltet. 2) Ein zu dieſem Gute gehöriges Dorf, welches im flachen Lande, am rechten Ufer der Weichſel, dem Gebiete der freien Stadt Krakau gegenüber, eine halbe Meile oſtwärts von Auſchwitz liegt, mit einem aus einem großen Faſchinenbaue beſtehenden Salzausladungsplatze und einer Salzniederlage, wohin aus den großen galiziſchen Salzbergwerken jährlich auf der Weichſel 20,000 Ctr. Steinſalz für den inländiſchen Verſchleiß und 135,000 Ctr. für Schleſien, Mähren und Böhmen verführt werden. Zu dieſem Behufe iſt von Podgorze bis Dwory ein Treppelweg als Hufſchlag für Pferde, deren zwei immer 500—600 Ctr. ziehen, eingerichtet, und von hier nach Oſwięcim eine eigene Verbindungsſtraße angelegt, mittels deren und der oſwięcimer Nebenſtraße das Salz nach öſterreichiſch Schleſien und Mähren weiter verführt wird. Hier befindet ſich außerdem noch ein eigenes herrſchaftliches Wirthſchaftsgebäude. Die Gegend iſt ſumpfig und weniger ergiebig. (*G. F. Schreiner.*)

DYMOKURE, DIMOKUR, 1) eine der verwitweten Gräfin Roſina von Colloredo-Wallſee, jetzigen Gräfin Caviani, gehörige Allodialherrſchaft, im ſüdweſtlichſten Theile des bidſchower Kreiſes des Königreichs Böhmen, in der Nähe der bunzlauer Kreisgrenze gelegen, dem Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 18 zugetheilt, mit ziemlich fruchtbarem Boden in wellenförmig-hügeligem Terrain, einem Städtchen (Königſtädtel), 28 Dörfern und einem Antheile an zwei fremdherrſchaftlichen Dorfſchaften, 24,614 n.ö. Jochen, 1331 Kl. ökonomiſch benutzter Bodenfläche, wovon 12,232 J. 1260 Kl. zum Dominicale gehören, das Übrige aber ruſtical iſt; einem eigenen Wirthſchafts-Ober- und Juſtizamte (1834), 9355 czechiſchen Einwohnern; ſtarker Obſtbaumzucht; 11 Meierhöfen in eigener Regie; einem Viehſtande von 10,603 Schafen, 3122 Stück Rindern und 635 Pferden (jene der Unterthanen mit gerechnet); 47 noch jetzt mit Fiſchen beſetzten Teichen und ziemlich ausgedehnten Waldungen (4228 J. 1130 □Kl.), welche reich an Wild ſind. Die Herrſchaft wird von den zwei in die Elbe ſich ergießenden Bächen, der Medlina und Cydlina, berührt. Sie gehörte im 16. Jahrh. dem Herrn von Waldſtein; nach der Schlacht am weißen Berge, zu welcher Zeit ſie dem Albrecht Smiricky gehörte, wurde ſie auf 174,661 Schock 11 Gr. 5½ Dr. geſchätzt, und von dem Herzoge von Friedland, Albrecht von Waldſtein, erkauft. 2) Dorf und Sitz der gleichnamigen Herrſchaft, in ſanft geſchwungener Gegend, an der von hier nach Kopidlno führenden Chauſſee gelegen, 2½ Meilen weſtlich von Neu-Bidſchow entfernt, mit einem ſchönen, hoch gelegenen herrſchaftlichen Schloſſe, in welchem ſich eine im J. 1723 gegründete und mit einem eigenen Kaplan geſtiftete Kapelle befindet; anſehnlichen Gärten, einem großen Faſangarten, einer katholiſchen Localkaplanei, welche zum petrowicer Vicariatsdiſtricte des königgrätzer Bisthums gehört, von einem Prieſter, der zugleich Schloßkaplan iſt, verſehen wird, unter herrſchaftlichem Patronatsrechte ſteht, und im J. 1833 in den eingepfarrten Dörfern Dymokury, Czernahora und Swidnitz 1116 Seelen zählte; einer katholiſchen Kirche zu Mariä Verkündigung, welche ſchon in den J. 1365 und 1384 einen eigenen Pfarrer hatte, 1723 vom Grunde aus neu erbauet und 1760 mit einem Glockenthurme verſehen wurde; einer Schule, einem von dem Grafen Franz von Collaredo-Wallſee für ſechs Knaben und ſechs Mädchen geſtifteten Waiſenhauſe, 107 Häuſern, unter welchen ſich ein Dominial-, Wirths-, ein Brau-, ein Branntwein-, ein Forſthaus, ein Meierhof und eine Hegerwohnung befinden, 698 meiſt czechiſchen Einwohnern, worunter ein Wundarzt und zwei Hebammen ſind, und einer Mühle am Jacober Teiche nebſt Brettſäge, Schrotmaſchine und Ölpreſſe. (*G. F. Schreiner.*)

DZIALINSKI. Die Koscielecki-Dzialinski haben ihr Stammhaus Koscieleck in Kujavien, woſelbſt ſie auch die herrlichſten Güter, insbeſondere Flatow und Parosc, Jahrhunderte hindurch beſeſſen haben. Als die teutſchen Ritter im J. 1332 Kujavien mit leichter Mühe einnahmen, widerſtand ihnen der einzige Woiwode von Brzesc, Albertus de Koſczielecz. Er vertheidigte ſeine Feſte Paſoſc mit ſolchem Muthe, daß die Ritter nicht nur die Belagerung aufheben, ſondern auch ſich über ihre Grenze zurückziehen mußten. Johann Koscielecki, der General von Großpolen, wird im J. 1567 als einer der eifrigſten Gegner der böhmiſchen Brüder genannt, und erſchien großentheils auf ſeine Veranlaſſung des Domherrn zu Poſen, Benedict Herbſt, Conſutatio Picarditarum Haereticorum, im J. 1567. Eines Kronmundſchenken Dzialinski Witwe, Sophia Zamoiska, hielt im J. 1592 zu Strasburg in Preußen Hof; ſie war des großen polniſchen Kronkanzlers und Kronfeldherrn Johann Zamoisky leibliche Schweſter und bekannte ſich zur evangeliſchen Kirche. Ein Dzialinski unternahm eine Wallfahrt nach dem ge-

Digitized by Google

lobten Lande, und glaubte in der Lage von Jeruſalem und der von Pakoſc eine Ähnlichkeit gefunden zu haben. Ergriffen von ihr, beſchloß er zu Pakoſc ein zweites Jeruſalem zu gründen. Ein Reformatenkloſter, welches er aus den Trümmern eines alten Schloſſes bei der Stadt im J. 1631 erbaute, mußte die Stelle des Tempels und des Synedriums vertreten; das bei demſelben angebrachte heil. Grab führt insbeſondere den Namen Neu-Jeruſalem. Auf andern Punkten erhob ſich der Ölberg, Gethſemane, der Calvarienberg, Emaus, ſelbſt der Bach Kedron war nicht vergeſſen; 25 maſſiv gemauerte Kapellen befinden ſich auf verſchiedenen Punkten um die Stadt zerſtreut, und tragen nicht wenig bei, die romantiſche Gegend zu beleben. Zu allen dieſen Kapellen führte das Kloſter zur Zeit der großen Abläſſe, vornehmlich in den erſten Tagen des Maimonats, Proceſſionen, denen große Scharen von Wallfahrtern folgten. Allein nicht nur den Geiſt der Andacht hatte Dzialinſki zu beleben geſucht, er war auch bemühet, ihm eine vernünftige Richtung zu geben, und darum legte er bei ſeinem Kloſter eine Akademie an, die in Polen nicht viel ihres Gleichen gehabt hat, und die noch in den erſten Zeiten der preußiſchen Herrſchaft über 100 Schüler, durchaus Edelleute, zählte. Indem er aber Beter und Schüler ſammelte, war Dzialinſki zugleich bedacht, die Juden von ſeiner Schöpfung fern zu halten; kein Jude durfte in polniſchen Zeiten die Stadt Pakoſc oder die umliegende heil. Gegend betreten. Bei dem Begräbniſſe der ſchwediſchen Prinzeſſin Anna, im J. 1636, erſchien Paul Dzialinſki, Woiwode zu Culm, als Geſandter der königl. polniſchen und ſchwediſchen Prinzen. Der Landtag zu Graudenz den 3. Oct. 1681 wurde alsbald durch einen Streit zwiſchen Dzialinſki und Czapſky zerriſſen; ſie hatten einander ſchon vorher befehdet und auf ihren beiderſeitigen Gütern große Gewaltthätigkeiten verübt, indem Czapſky, nachdem er eine Dzialinſka geheirathet, von ihrem Vetter ein Heirathsgut foderte. Der Kronvorſteher Dzialinſki war einer der eifrigſten Anhänger des Prinzen von Conty, als dieſer mit dem Kurfürſten von Sachſen in der Wahl ſtand, und befand ſich faſt täglich bei dem Prinzen an Bord, während derſelbe auf der Rhede vor Danzig lag (1697). Gleichwol übergab Dzialinſki alsbald nach des Prinzen Rückkehr nach Frankreich die Stadt Marienburg, von der er Gubernator war. Im J. 1755 wurde Jacob Dzialinſki der Landkämmerer von Poſen, zum Woiwoden von Marienburg ernannt, er ſtarb aber bereits am 23. Dec. 1756. Die preußiſche Beſitznahme des Netzdiſtricts hat die Lage der Familie ſehr verändert; obgleich im J. 1786 in den preußiſchen Grafenſtand erhoben, verkaufte ſie, um nicht die preußiſche Herrſchaft zu tragen, die zuſammen an 30,000 Thlr. ertragenden Herrſchaften Flatow und Pakoſc (Flatow insbeſondere um 100,000 Dukaten). Die neueſten Ereigniſſe, ſeit dem J. 1815, haben ſie unter die preußiſche Herrſchaft zurückgeführt, und der jetzige Graf, mehrmals im J. 1831 genannt, wird ſich derſelben gar ſehr beloben müſſen. (*v. Stramberg.*)

DZIKOW (ſpr. Dſikof), 1) eine große, zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 40, und der Valeria, Gräfin Tarnowſka, gehörige Herrſchaft, im nördlichen Theile des rzeſzower (ſpr. rſcheſchofer) Kreiſes des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Sie wird durch den Weichſelſtrom von dem Königreiche Polen getrennt und grenzt an die Staroſtei Sendomir, an die Herrſchaft Koczmierzow (ſpr. Kotſchmierſof) und das Gut Kotowa-Wola. Zu dieſer Herrſchaft gehören der Markt Tarnobrzeg (ſpr. Tarnobrſcheg), und die Dörfer Zakrzow (ſpr. Sakrſchof), Sielec, Zupawa, Jeziorko, Wiclowies und Furmany. Die Gegend iſt eben, reich an Wäldern, zum Theile verſumpft, und durch die Schiffahrt der Weichſel belebt. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriges Dorf, am rechten Ufer der Weichſel, in welcher ſich hier ein Faſchinenwerk befindet mit einem täglichen Verkehr, einem zum lemberger katholiſchen Erzbisthume gehörigen Dominikanerkloſter, $1\frac{1}{4}$ Meile ſüdſüdweſtlich vom Sendomierz, einem k. k. Zollamte für den Navigationsingenieur, einem Schloſſe und Edelſitze, und einer Salzfaß-Materialniederlage, von welcher jährlich 60—100,000 Schock Faßdauben und Bodenſtücke, als das angemeſſene Quantum weichen Faßmaterials zur Verpackung des wieliczkaer und bochnier Bruchſalzes auf eigenen, von Menſchen gezogenen Salzgaleeren ſtromaufwärts nach Sieroſlawice und Niepolomice verſchifft werden, wozu ſie den Holzbedarf aus den zazycer, mokrzyſzower (ſpr. mokrſchiſchower) und raniſzower Kameralwaldungen auf dem Sanfluſſe und auf der Weichſel bezieht. 3) Ein zur gräflich zamoyſkiſchen Herrſchaft Oleſzyce gehöriges großes Dorf, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 10, im nordweſtlichſten Theile des zolkiewer (ſpr. ſcholkiefer) Kreiſes Galiziens, $\frac{1}{4}$ Meile von der polniſchen Grenze entfernt, nicht ganz $\frac{1}{2}$ Meile nordöſtlich von Lebedzie, in wellenförmig-hügeliger Gegend, zwiſchen Feldern, welche in der Ferne von Wäldern umfangen werden, gelegen, mit einer unirt-griechiſchen Pfarre, welche zum oleſzycer Dekanat des przemyſler griechiſch-katholiſchen Bisthums gehört und 1537 Seelen griechiſcher Religion zählte, einer Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

DZIURA-WIATRZINA, teutſch Windloch genannt, eine Höhle auf dem höchſten Rücken des Berges Malinow in den teſchner Karpathen des öſterreichiſchen Antheils am Herzogthume Schleſien, nur ungefähr 500 Schritte von der Grenze Galiziens entfernt, welche indeſſen ihren Namen durch nichts rechtfertigt, aber doch ſehenswerth iſt. Man ſieht hier unter andern einen 7 Fuß tiefen und $5\frac{1}{4}$ Schuh breiten Felſenbrunnen, in welchem von der Decke herabfallendes Waſſer ſich ſammelt, und hinter einem großen Felsblocke ein hohes Gewölbe von gothiſcher Form u. m. a. (*G. F. Schreiner.*)

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Erſte Section.

A — G.

Neunundzwanzigſter Theil. Zweite Abtheilung.

E — EBERGASSING.

Digitized by Google

Digitized by Google

E.

E, als Grundlaut. E iſt keiner der urſprünglichen Vocale, ſondern ein Mittellaut zwiſchen a und i, wie o zwiſchen a und u, und ebendeshalb mehr den neuern Sprachen und Mundarten als den ältern eigen. Iſt gleich das Ehu der ſächſiſchen Runen dem Altſächſiſchen und Altfrieſiſchen ebenſo wenig fremd, als dem Angelſächſiſchen und Altnordiſchen; ſo fehlt i doch in den älteſten Runenalphabeten ſowol, als die gothiſche Sprache des kurzen e ermangelt. Die Bezeichnung ehu für Hengst, däniſch hest, iſt, wie das lateiniſche equus, ein Mittellaut zwiſchen dem ſanſkritiſchen açva oder zendiſchen açpô und dem griechiſchen *ἵππος* oder äoliſchen *ἴκκος*. Das Sanſkrit kennt ein kurzes e ſo wenig, als ein kurzes o; wenigſtens werden dieſe Laute durch keine Buchſtaben bezeichnet. Es gibt aber im Sanſkrit nach Bopp's Vocalismus zwei Arten von Diphthongirungen, Wriddhi und Guna, die ſich beide durch den Vortritt eines a vor einfache Vocale, beſonders i und u, erklären. Im Wriddhi ſind beide verbundene Vocale noch hörbar, wie in den teutſchen Diphthongen ai und au: in Guna verſchmilzt dagegen das a mit dem folgenden Vocale in einen beſondern Laut, ſodaß aus ai ein langes e, wie aus au ein langes o entſteht. Dieſem indiſchen Guna entſpricht im Griechiſchen, wo das kurze a meiſt durch *ε*, ſeltener durch *ο*, und am ſeltenſten durch *α* vertreten wird, *ει* und *ευ*, auch *οι*, niemals *αι* und *αυ*; das Lateiniſche hat aber neben vielen andern Feinheiten des Sprachorganismus, die das Griechiſche noch mit dem Sanſkrit theilt, auch die Gunirungen eingebüßt. Daher iſt im Lateiniſchen wie im Althochteutſchen ein langes e der gewöhnliche Vertreter des gothiſchen ai oder des ſanſkritiſchen aus a und i erwachſenen Diphthongs, z. B. amēm für amāīm, und materiēs für materiā-is. Nur in der erſten Declination wurde ein dem a beigetretenes i zu ae, wie in der zweiten ein dem o beigetretenes i zu oe. Der gebildete Römer ſprach dieſe Diphthonge, wie die griechiſche Schreibung *Καῖσαρ* für Caesar und *Κοίλιος* für Coelius zeigt, noch mit vorherrſchendem A- und O-laute aus; der sermo rusticus ließ aber, wie Varro (L. L. V. §. 97) bei dem Worte haedus oder hoedus bemerkt (vergl. VII. §. 96 und *Diomedes* II. ap. *Putsch.* p. 447) ein bloßes e, oder vielmehr unſere Umlaute ä und ö dafür hören.

Hieraus erklärt ſich der Übergang des a in e bei Zuſammenſetzungen, wie perenn[illegible] von annus, wofür jedoch in kurzen Sylben ein i eintritt, wie in efficio von facio. Da auf ebendieſe Weiſe o in e übergehen konnte, wie in vester von vos, velle von volo, bene von bonus, ſo erklärt ſich daraus auch die Zuſammenſetzung obedio von audio, ſelbſt dejĕro und pejĕro für dejūro und perjūro. Im Griechiſchen unterſcheidet ſich bekanntlich die ioniſche Mundart von der doriſchen durch den häufigen Gebrauch eines *η* oder langen e für *ᾱ*; während aber in lateiniſchen Verben ă, wie ĕ, in ē umlautet, z. B. ăgo, ēgi, wie lĕgo, lēgi, wechſelt bei den Griechen *ε* mit *α* und *ο*, z. B. *τρέπω, ἔτραπον, τέτροπα,* womit ſich die teutſchen Umlaute in werde, ward, geworden, vergleichen laſſen. Der althochteutſche Umlaut ä von a wird jetzt kaum noch vom einfachen e unterſchieden, welches daher in unſerer Schrift noch dreierlei Laut bezeichnet, wie z. B. in Kehrbesen das erſte e gedehnt, das zweite breit, das dritte geſchärft erſcheint. Zu dieſem dreifachen E-laute kommt in der teutſchen Sprache noch ä und ö, da nicht nur schwären und schwören in der Ausſprache häufig mit beschweren verwechſelt werden, wie schwürig mit schwierig, ſondern auch löschen und dreschen auf gleiche Weiſe umlauten, wie scheren, wovon schier ſich bildet, wie Gier von gehren. Ein ö wird jedoch nur ſelten, deſto häufiger ein ä mit e verwechſelt: ſo unterſcheidet jeder leicht beschwören von beschweren, aber beschären und bescheren ſchreibt Adelung auf völlig gleiche Weiſe, wie man auch von schären ebenſo wol Scheere als Schar bildet. In keiner Hinſicht iſt daher die teutſche Rechtſchreibung tadelnswürdiger, als in der Einführung eines ä für e als Umlautes von a, ohne alle Berückſichtigung des Lautes, da e ebenſo breit wie ä, als ä ebenſo geſchärft wie e geſprochen wird. Selbſt eh wird auf zweierlei Weiſe ausgeſprochen, z. B. beehren und begehren, ſodaß stehlen und stählen einerlei Laut haben, wie Stelle und Ställe: nur das gedehnte ee iſt ſtreng von ä geſchieden, ſodaß der Seemann ſo wenig mit dem Säemann, als die Seelen mit den Sälen verwechſelt werden können, und nur Unwiſſende das Adjectiv selig von der Seele ſtatt vom veralteten Sal ableiten. Wie selig, ſo gibt es noch unzählige Wörter, in welchen der Umlaut ä nicht eingeführt iſt: wozu nutzte daher deſſen Einführung in den leichtern Fällen, da zwar stärken von stark gebildet wird, wie tödten von tode und stürmen von Sturm, aber doch auch trenken von Trank ſich

Digitized by Google

bilden läßt, wie wirken von Werk und füllen von voll!

Die neuhochteutſche Sprache hat nicht nur das e in allen Biegungsſylben aufgenommen, ſondern auch den Wohlklang vieler Wörter durch ein angehängtes e zu fördern geſtrebt, welches Adelung als e euphonicum anpries, ſofern es das beſte Mittel iſt, eine zu harte Ausſprache weicher Endconſonanten zu verhüten. Eine genauere Erwägung dieſes Gebrauches lehrt jedoch, daß das ſogenannte Wohllauts-e nichts anderes iſt, als eine üble Angewohnheit derer, welche keiner weichen Ausſprache eines Conſonanten am Ende eines Wortes fähig ſind, und daher auch wol ein ſolches e da anhängen, wo keine Verhärtung eines Endconſonanten zu verhüten iſt, wie in dicke und dünne für dick und dünn. Ja! Adelung hat ſogar als angehängtes Wohllauts-e betrachtet, was nur der Reſt einer verkürzten Biegungsſylbe iſt; wie in Glaube für Glauben, obwol ſchon die Sitte Pronom für Pronomen zu ſprechen zeigt, daß auch der Name für Namen nur Abkürzung ſei, wie Muthwille für Muthwillen. Da der Südteutſche die fehlerhafte Gewohnheit hat, die Biegungsſylben e und en um einen Buchſtaben zu verkürzen und ſchreibe für ſchreiben, aber ſchreib für ſchreibe zu ſagen; ſo läßt ſich Daum für Daumen nur als Abkürzung einer Abkürzung Daume erklären. Wenn Adelung in ſeinem Wörterbuche ſchreibt: Wer Buchſtabe für Buchſtab ſagt, hat weder Gründe noch Gebrauch auf ſeiner Seite; ſo verräth ſich in ſolcher Äußerung dieſelbe Willkür, wie in der Einführung einer Kurzweil neben einer Langenweile. Während nach Adelung das e euphonicum den Wohllaut fördert, ſagt er, daß das Biegungs-e die Rede oft ſchleppend mache, und darum nicht nur weggelaſſen werden könne, ſondern auch müſſe, wie der Dativ ſein Biegungs-e verliere, wenn er ohne Artikel mit einer Präpoſition verbunden werde, z. B. von Haus zu Haus. Allein daß auch dieſes Abweſen eines Biegungs-e nur ein Überbleibſel der härtern oberteutſchen Mundart ſei, wie die von Adelung ſelbſt bemerkte Redensart mit Weib und Kind, beweiſet der Umſtand, daß dergleichen Verkürzungen nur in althergebrachten Redeweiſen und in gewiſſen Fällen üblich ſind. Denn während wir jetzt zurück für das von Rücken verkürzte Adverbium zurücke ſagen, kommen wir von Hauſe, gehen nach Hauſe, bleiben zu Hauſe, ſitzen bei Tiſche, von Tage zu Tage mit Verdruſſe geplagt.

Das kurze e iſt ein ſo flüchtiger Vocal, daß es ebenſo leicht fehlerhaft hinzugeſetzt als weggelaſſen wird: denn während der eine mit Geſchicke und Gelücke für mit Geſchick und Glück zu ſagen ſich erlaubt, oder auch die ſchwere Ausſprache eines Pſalters und Ptolemäus durch Einſchiebung eines wie e lautenden Sch(ĕ)wa's nach p ſich erleichtert, verdrehen andere die Geſandten zu Xanten, gleichwie ſchon unſere Vorfahren quer aus gewehr bildeten, oder zĕwaer für zwar oder zuwahr ſchrieben. Ebendeshalb wird in unſerm Alphabet das e gebraucht, um die Conſonanten ausſprechbar zu machen, und zwar ihrer Natur gemäß dem Blaſe- und Sauſelaute, wie allen fließenden Conſonanten, ihres Forttönens wegen vor-, den übrigen Conſonanten aber nachgeſetzt. So oft ein fließender Conſonant zwiſchen zwei e zu ſtehen kommt, pflegt man das erſte e auszuſtoßen, und ſammlen, athmen, ſegnen, beßren, wie Witwe für vidua oder Wittib, zu ſprechen; doch haben die Neuern nicht Neurung für Neuerung einzuführen gewagt, und deshalb neuern und zweifeln für neuren und zweiflen zu ſchreiben vorgezogen, ſo wenig dieſe Schreibung auch auf den Zweifler anwendbar iſt. Man conjugirt daher nun ich zweifle, du zweifelſt, er zweifelt, wir zweifeln ꝛc., wie ich ſage, du ſagſt, er ſagt; läßt aber im Conjunctive zweifele, zweifeleſt und zweifelen unverkürzt ſtehen, weil daſelbſt auch ſageſt nicht verkürzt werden darf. So ſchreibt man ſammelte und beſſerte im Indicativ, aber ſammlete und beßrete im Conjunctiv, ohne jedoch einen gleichen Unterſchied bei athmete und ſegnete zu machen, obwol man auch die Superlative vollkommenſte und beſonnenſte, wie wirkſamſte und ehrbarſte, geſtattet, weil kein Superlativ auf eſte ausgeht, als wo das e zur Erleichterung der Ausſprache eingeſchoben wird, wie in loſeſte, friſcheſte, kürzeſte. Weil man auch in den mit der Vorſylbe ge gebildeten Participien das e wegläßt, ſo oft es die Ausſprache erlaubt, ſo hat man Adjective, wie Bedienter, für verkürzte Participe gehalten, und ſich ohne allen Grund über deren verkehrten Sinn gewundert. Dergleichen Adjective werden aber meiſt aus Subſtantiven mit der Endung t gebildet, die nur in Nothfällen et lautet, wie in geſittet und bedienſtet neben geſtirnt oder beſtirnt; Participe dagegen enden urſprünglich auf et, ſodaß ſich der Ungelehrete von Ungelehrten, wie der Beredete von Beredten unterſcheidet.

Auch in der Zuſammenſetzung iſt es nicht ganz gleichgültig, ob ein e dieſelbe vermittele oder nicht: denn wie ſich der Sonntag vom Sonnentage, die Südſee von der Süderſee, die Landſchule von der Landesſchule unterſcheidet, ſo auch die Kurzweil von der Langenweile, der Liebloſe vom Liebevollen. Gleichwol hat man Bedenken getragen, den Zeichenmeiſter und Rechenmeiſter ſtatt des ſchwer ausſprechbaren Zeichn-Meiſters und Rechn-Meiſters anzuerkennen, und einen ſprachwidrigen Zeichnenmeiſter und Rechnenmeiſter dafür in Vorſchlag gebracht. Am Ende der Wörter wird das kurze e im Teutſchen, faſt wie das ſtumme e der Franzoſen raſch verfliegend ausgeſprochen: nur der Südteutſche, welcher laufe für laufen ſpricht, ſagt für Affe entweder Aff, oder dehnt das Wort ſo lang, wie Kaffé, oder ſo wie der Teutſche lateiniſche und griechiſche Wörter ſpricht. Dagegen ſpricht der Südteutſche die Endung er, welcher der Nordteutſche bei vortretendem l und n, wie in Adler und Falkener für Adel-aar und Valckenaer, einen breiten Ton gibt, durchaus mit kurzem e, wie in Sperber. Wie kurz das e gegen andere Vocale ausgeſprochen werde, zeigt die Vergleichung der Endungen sal und sel in Trübſal und Kehrſel; daher auch alle Vocale tonlos werdender Sylben in e übergehen, wie Jungfrau in Jungfer, Elee-

Digitized by Google

mosyna in Almoſen. So iſt aus guotar, guotér, gutee, aus Zieroth Zierde geworden; aber glasacht, glasecht auch in glaſicht, wie wenag, weneg in wenig übergegangen: denn daß der Teutſche mit g und ch gern ein i verband, beweiſen die Ableitungsſylben ig, isch, icht, rich, lich, ling, neben lein, heit, keit, und den noch kräftigern bor, haft, schaft, sam, sal. Nicht nur die alten Suffixe a, i, u wurden in e abgeſchwächt, wie bei den Griechen der Vocativ der zweiten Declination und die Partikeln γε, δε, κε, τε, ſondern auch die Vorſylben ur, bei, vor, gingen in die tonloſen er, be, ver über. Wie ſchon die Römer älterer Zeit ein einfaches e in die Stelle der verſchiedenſten Verbalendungen ſetzten, als dixere für dixerunt, dicere für diceris, dice für dicam; ſo ward das ſtumme e in der franzöſiſchen Sprache auch in dem Nomen herrſchend, ſodaß, weil man le ſowol für illud als für ille ſprach, das männliche und ſächliche Geſchlecht in eins zuſammenfiel, und weil man in den Adjectiven jegliche Endung abſchnitt, das weibliche Geſchlecht davon nur durch ein ſtummes e unterſchieden wurde. Dieſes ſtumme e (e muet), wovon man noch ein offenes und geſchloſſenes e (e ouvert und e fermé), wie in der erſten und dritten Sylbe des Wortes fermeté, unterſcheidet, bildet in der franzöſiſchen Sprache allein einen weiblichen Reim.

Auch in der teutſchen Sprache, in deren Ableitungs- und Biegungsſylben ſich ſchon früh eine Abſchwächung urſprünglicher a und i in e zeigte, und allmälig ſo ſehr um ſich griff, daß mit dem 11. Jahrh. auch ſchon o und u in e ſich zu verflachen begann, und nur wenige Endungen, wie jetzo, deſto, bis auf unſere Zeit ſich erhielten, haben die weiblichen Reime meiſt nur ein e in ihrer Schlußſylbe, woher auch unſere Sprache für Aſſonanz ſich wenig eignet. Die engliſche Sprache, in welcher das ſtumme e nur dazu dient, die vorhergehende Sylbe zu verlängern, iſt in den weiblichen Reimen zwar nicht ſo ſehr, als die franzöſiſche, aber doch mehr als die teutſche beſchränkt, und auch in ihr kommt, wie in der teutſchen Sprache, das e am häufigſten vor. Der Seltenheit des e in den Endungen verdankt die griechiſche und lateiniſche Sprache ihren größern Wohllaut, ſowie die italieniſche Sprache blos dadurch ſo wohllautend für den Geſang iſt, weil ihre Wörter mehr auf o und a als auf e und i ausgehen. Doch ſteht die griechiſche und lateiniſche Sprache noch dem Sanſkrit nach, ſofern ſie ein e gebraucht, wo das Sanſkrit ein a, und die teutſche Sprache ein i hat, z. B.

Sanſkrit.	Griechiſch.	Lateiniſch.	Teutſch.
ayam	ἐγώ.	ego.	ich.
asti.	ἐστί.	est.	ist.
tschatvar.	τέτταρα.	quatuor.	fidur, vier.
pantsch.	πέμπε.	quinque.	fimf, fünf.
saptan.	ἑπτά.	septem.	sieben.
dasan.	δέκα.	decem.	zehen, zig.
paçu.	πέκυς.	pecus.	Vieh.

Außerdem erleichterte nicht nur der Grieche zuweilen eine ſchwierige Ausſprache durch Einſchaltung eines ε, wie in ἀλεγεινός von ἄλγος, oder durch Vorſetzung deſſelben ſtatt des Digamma, wie in ἐείκοσι, ἐέλπεται, ἔεδνα, ἐέρση; ſondern ſchrieb auch ἒ für ἔ, ungeachtet ihm ἒ ein elegiſcher Klagelaut war. Auch benutzte der Grieche das ε zum hiſtoriſchen Augment, wie der Plattteutſche ein kaum vernehmbares e in die Stelle der hochteutſchen Vorſylbe ge ſetzt. Der Römer bildete equidem für quidem von ecquis, wie der Grieche ἐκεῖνος für κεῖνος, und ſchwor mit den Worten ecastor, edepol, eccere. Der Provenzale aber erleichterte ſich die Ausſprache eines s mit folgendem Conſonanten durch Vorſetzung eines e, wie estare für stare; daher être im Franzöſiſchen, wie écrire für scribere.

E, als Schriftzeichen. Unſer E iſt als fünftes Schriftzeichen des Alphabets offenbar aus dem phönikiſchen He hervorgegangen, wie das Zahlzeichen 5. Schon in den ägyptiſchen Hieroglyphen finden wir das H im Namen des Perſerkönigs Khschhorscha durch ein Zeichen erſetzt, welches ſonſt wie e geleſen wird. Auf gleiche Weiſe ſchufen die Griechen aus dem urſprünglichen Hauchzeichen H für das phönikiſche Chet zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges ihr langes e, ἦτα genannt; da dann das kurze e, welches früher nicht nur ein kurzes und langes e, ſondern auch den Umlaut ει bezeichnete, wie o zugleich für ω und ου gebraucht wurde, die urſprüngliche Benennung ει mit dem Namen Epsilon oder hauchloſes e vertauſchte. Für den Umlaut ει fügte man dem ε noch ein ι hinzu, welches bei dem η aus einem ἰῶτα παραγεγραμμένον ein iota subscriptum ward. Statt dieſes ι wählten die Römer ſpäter ein e, indem ſie zwar für ei nur e oder i ſchrieben, aber ai mit ae wie oi mit oe vertauſchten. Da der sermo rusticus und provincialis dieſe Umlaute wie unſer ä und ö ausſprach, ſo vereinigten die Neulateiner ae und oe in ein einzelnes Zeichen; in der teutſchen Schrift ſetzte man aber dafür über a und o ein kleines e, woraus dann am Ende nur ä und ö wurden. Auf gleiche Weiſe bezeichnete der Teutſche den Umlaut vom u Anfangs durch ui, dann durch u mit überſchriebenem e und zuletzt durch ü, den Umlaut von au aber durch äu. Sowie dieſemnach e in Verbindung mit a, o, u einen Umlaut bildet, ſo bezeichnet man durch den Zuſatz deſſelben eine Verlängerung oder hohe Betonung der Vocale e und i, z. B. See und Sie: vor i, y, u bildet e die Diphthonge ei, ey, eu.

Die Umlaute ö und ü haben eine ſo beſtimmte Ausſprache, daß über deren Gebrauch eine feſte Regel entſcheidet; aber der Umlaut ä iſt in der Ausſprache von e ſo wenig geſchieden, daß die meiſten Wörter, deren urſprüngliche Umlautung von a nicht ſogleich in die Augen fällt, mit bloßem e geſchrieben werden, und zwar beſonders Eigennamen, deren Entſtehung einer Zeit angehört, in welcher die Schreibung eines ä noch nicht eingeführt war, z. B. Becker für Bäcker. Aus gleichem Grunde wird auch noch häufig eu für den Triphthong äu geſchrieben, z. B. Greuel für Gräuel, ſowie manche auch wegen fehlerhafter Ausſprache, wie in Reuter für Reiter eu mit ei verwechſeln, von welchem letztern ey ſich nur durch einen willkürlichen Gebrauch des y für i unterſcheidet. Seit der Abſchaffung des überflüſſigen y kann der Ge-

Digitized by Google

brauch des Diphthongs ei für Teutſche nicht mehr ſchwierig ſein: mehr wird ſchon gegen den richtigen Gebrauch des ie für ein langes i gefehlt, wenngleich auch darüber eine beſtimmte Regel entſcheidet. Die Schreibung ie iſt nur für teutſche Wörter eingeführt und findet vorzüglich in Stammſylben ſtatt, wie gieren, zieren, verlieren. Die fremdartige Verbalendung iren wird daher mit bloßem i geſchrieben, ſollte ſie auch teutſchen Wörtern angehängt ſein, wie in halbiren. Gleichwol findet man faſt von Allen irrig regieren für regiren geſchrieben, ungeachtet die Regierung ein gleich fremdes Wort iſt, wie das Regiment. Nur die aus dem franzöſiſchen ier in eine Sylbe zuſammengezogenene Nominalendung ier, wie in Officier, Spalier, Barbier, Poſamentier, dem gemäß der Südteutſche auch Tapezier und Caſſier für Tapezirer und Caſſirer ſagt, kann zu der Schreibung barbieren, tapezieren und caſſieren verleiten. Ebendeshalb wäre zu wünſchen, daß man auch die Schreibung Barbir und Offizir eingeführt hätte, damit man nicht verleitet würde, Dacier, Thracier, Phönicier wie Officier zu leſen. Doch findet dieſelbe Zweideutigkeit in der Komödie und Tragödie neben der Proſodie ſtatt, wie in der Hiſtorie neben der Theorie: und man könnte ſich daher wundern, warum man nicht überall ih für ie eingeführt hat, wie in dem einzigen Worte ihr, wenn nicht zu ie oft noch ein h hinzuträte, wie in Vieh, ziehen, fliehen, obwol auch die Kniee und Theorieen ein doppeltes e erfodern, das die Marie und Sophie nicht haben. In mir, dir, wir hat man, wie in den Interjectionen i, fi das e weggelaſſen wegen der Wörter Unkräftigkeit; am Ende wird aber auch in den unkräftigſten Wörtern wie, die, ſie, ein e dem i beigefügt.

Nicht geringern Anſtoß gibt die Schreibung ee für ein langes e, für welche man am Ende der Wörter, wo ſie blos eine flüchtige Ausſprache des e verhüten ſollte, auch ein accentuirtes é eingeführt hat, wie in Kaffé für Kaffee. Auch darin iſt die Schreibung ee von ie verſchieden, daß ſie nur da ſtatt findet, wo e mit dem ihm zukommenden hohen Tone geſprochen wird, da eh auch wie ä geſprochen werden kann. So werden die Beeren wie mehren, aber entbehren wie Mähren ausgeſprochen. Vergleicht man Meer mit mehr, leeren mit lehren, ſo ſcheint es freilich, als habe nur die in der teutſchen Orthographie vorwaltende Unterſcheidungsſucht eine verſchiedene Schreibung gleicher Laute herbeigeführt; allein eine ſorgfältige Überſicht aller Wörter, die mit ee oder eh geſchrieben werden, zeigt, daß man ein Verbum mit eh, ein Nomen aber mit ee ſchreiben zu müſſen glaubte, mithin leeren nur als von leer abgeleitet mit ee, mehr aber als Comparativ von mehe, wie eher von ehe, mit eh geſchrieben wurde. Doch folgte man oft ſo dunkeln Analogien, daß man auch ſehr ſchrieb, welches freilich als Abkürzung des plattteutſchen ſäre ſo geſchrieben werden konnte. Denn vermittels einer Abkürzung kann auch ein Wort mit eh ſchließen, wie geh, ſteh, da doch ſonſt einſylbige Wörter, mit Ausnahme der Interjection he und Partikel je, mit ee geſchrieben werden, wie See, Thee, Schnee, wodurch freilich, ſo oft ein ſolches Wort durch Umendung um eine Sylbe wächſt, die Unannehmlichkeit entſteht, ein dreifaches e ſchreiben zu müſſen, wie die Seee im Plural, wofern man nicht Se=e ſchreiben will, was noch weniger Beifall verdient. Der Fall, daß mit ee ſich noch ein h verbände, wie wir bei ie bemerkt haben, kann nicht vorkommen, weil in dieſem Falle immer nur ein e geſchrieben wird, wie in ſehen.

In der Schnellſchreibekunſt wird das ſchnell verfliegende e meiſt weggelaſſen, eben weil es ſo oft vorkommt, und ſo leicht ſich von ſelbſt ergänzt. In den lateiniſchen Abbreviaturen kommt E nicht leicht anders vor, als um die mit e beginnenden Caſus des Pronomens is und die mit e beginnenden Formen des Verbums sum zu bezeichnen, z. B. i. e. für id est, i. q. e. d. für id quod erat demonstrandum; D. E. R. für de ea re. Doch iſt die Abkürzung e. c. für exempli causa oder e. g. für exempli gratia ſogar in die teutſche Sprache übergegangen, indem man für z. B. (zum Beiſpiel) auch z. E. (zum Exempel) ſchreibt. In chronologiſchen Zeitbeſtimmungen kann E auch Erſchaffung oder Erbauung bezeichnen, z. B. 1656 J. n. E. d. W. im 1656. Jahre nach Erſchaffung der Welt; 754 J. n. E. R. im 754. Jahre nach Erbauung Roms. Ev. wird zuweilen für Evangelium, wie Ep. für Epiſtel geſchrieben, ſo kann ep. epiſch, el. elegiſch bedeuten. Die meiſten ſolcher Abkürzungen ſind nur für gewiſſe Fälle gültig, wo ſie der Gebrauch leicht an die Hand gibt. Als zweiten Vocal des Alphabetes haben die Syllogiſtiker das e auch benutzt, um einen allgemein verneinenden Satz zu bezeichnen, nach dem Verſe: Asserit a, negat e; sed universaliter ambo. Als fünfter Buchſtab des Alphabetes deutet E als ſogenannter Sonntagsbuchſtab im Kalender an, daß der erſte Sonntag des Jahres auf den 5. Januar falle; in der muſikaliſchen Notenbezeichnung aber bezeichnet e die Quinte von a. (*G. F. Grotefend.*)

E, muſikaliſch, iſt vom Normaltone C an gerechnet, welcher letzte in der neuern Zeit als Anfangston angenommen worden iſt, diatoniſch die große Terz und chromatiſch, d. i. nach ſogenannten halben Tönen emporſteigend, der fünfte Halbton unſerer Tonſcala. Nach altitalieniſcher und noch jetzt im Auslande gebräuchlicher Benennung hieß er, den Guidoni'ſchen Sylben zufolge, von C ausgehend mi. Die Benennung änderte ſich, ſobald der Grundton ein anderer als C wurde, weil dadurch nothwendig das e eine andere Stufe der Tonleiter einnehmen muß (S. d. Art. Guido von Arezzo). Um die verſchiedenen tiefen und höhern e auch in der Sprache und Schreibart zu bezeichnen, macht man es damit wie mit allen Muſiktönen, man drückt das tiefſte oder Contra=E ſo aus: $\underline{E}$; das große, um eine Octave höhere, durch E (ohne Strich unter dem Buchſtaben); wieder eine Octave höher, in der ſogenannten kleinen, werden die kleinen Buchſtaben gebraucht, alſo e, die auch die ungeſtrichene Octave heißt; dann folgen, immer um eine Octave höher, die ein=, zwei=, drei= und viermal geſtrichenen Octaven, alſo $\bar{e}$, $\bar{\bar{e}}$, $\bar{\bar{\bar{e}}}$, $\bar{\bar{\bar{\bar{e}}}}$. Da ferner jeder Ton der Scala zum Grundtone werden

Digitized by Google

kann und jede Scala in Dur und Moll gilt, ſo haben wir nothwendig auch E-Dur und E-Moll (ſ. d. Art. Dur und Moll). Man hat ſeit lange viel von dem herrſchenden Charakter jeder Dur- und Molltonart geſprochen, worüber in dem Art. Tonarten das Nöthige vorkommt. Die mathematiſche Berechnung aller Töne hat man i. d. Art. Kanonik im Zuſammenhange nachzuleſen. (*G. W. Fink.*)

EACLES (Insecta). Eine von Hübner (Verzeichniß bekannter Schmetterlinge, 153) aufgeſtellte Nachtſchmetterlingsgattung, aus der Abtheilung der Spinner. Sie haben große, nicht beſonders geformte Flügel, mit einem weißen Mittelpunkt und einem gemeinſchaftlichen dunkeln Streiſe. Es gehören hierher Bombyx imperatoria *Abbot.* Lepid. 55. B. Penelope *Cramer* uitb. Capell. 45. A. B. Acheloes ib. 111. A. B. Cinyra ib. 152. C. et Eulalia *Stoll* Cram. 12, 2.

(D. *Thon.*)

EADBALD, König von Kent, folgte im J. 616[1]) ſeinem Vater Ethelbert, war aber dieſem wenig ähnlich. Da er, ſobald er ſich ſeiner ſelbſt mächtig ſah, das Chriſtenthum, zu dem ihn ſein Vater genöthigt hatte, wieder verließ und den Göttern ſeiner Ahnen opferte, ſo ſteht er bei den chriſtlichgeſinnten Geſchichtſchreibern in üblem Rufe und wird als laſterhaft und träge geſchildert. Wenigſtens hatte er die Thatkraft ſeines Vaters nicht: denn alle jene engliſchen Fürſten, welche Ethelberten unterworfen geweſen waren, ſchüttelten das Joch ab, welches ſie getragen hatten, ſo lange der berühmteſte König von Kent, Hermenrik's ſiegreicher Sohn, lebte. Namentlich machte ſich der König Cearl von Mercien von der Herrſchaft der Könige von Kent frei, und Eadbald, ſchwächer als ſein Vater, vermochte das nicht zu behaupten, was ſein Vater ſo feſt gegründet zu haben glaubte. In die Erzählung, wie Eadbald ſich dem Heidenthume wieder zuwandte und dann wieder zum Chriſtenthume gebracht ward, miſcht ſich viel Legendenartiges, welches ſich nicht mit Sicherheit von dem trennen läßt, was wirklich geſchehen. Daß Eadbald nach dem Tode ſeines Vaters dem Chriſtenthume abtrünnig ward, läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, aber der Beweggrund, der angegeben wird, gehört vielleicht der Legende an. Eadbald verliebt ſich nämlich in ſeine Schwiegermutter[2]). Da die chriſtlichen Geſetze keine ſolche Verbindung erlauben, ſo verläßt König Eadbald den auf Golgatha beſiegelten Glauben wieder und opfert, wie ſeine Ahnen gethan hatten, und das ganze Volk mit ihm wendet ſich dem heidniſchen Götterdienſte wieder zu. Die Biſchöfe von London und Rocheſter Mellitus und Juſtinus verlaſſen das Königreich. Der Erzbiſchof Laurentius von Canterbury hat denſelben Vorſatz, bleibt jedoch daſelbſt zurück. Als auch er ſich zur Reiſe anſchickt und des Nachts in ſeiner Kirche liegt, erſcheint ihm der heilige Petrus und ertheilt ihm harte Schläge, um ihn dafür zu züchtigen, daß er den Entſchluß gefaßt hat, ſeine Sendung zu verlaſſen. Den Tag darauf begibt ſich Laurentius zum König Eadbald und zeigt ihm ſeinen Leib, der von Schlägen ganz zerfleiſcht iſt. Eadbald wundert ſich, daß ſich Jemand erkühnt hätte, mit einer Perſon von ſeiner Würde ſo zu verfahren. Laurentius erzählt, daß er dieſe Züchtigung vom heil. Petrus, dem vornehmſten der Apoſtel, erlitten hätte; dieſer ſei ihm in einem Geſichte erſchienen, und habe ihm ſeinen Entſchluß, das Amt niederzulegen, auf das Nachdrücklichſte verwieſen. Zugleich äußerte Laurentius, der heil. Petrus habe auch dem Könige mit Schlägen gedroht, wenn er dem verbotenen Umgange mit ſeiner Schwiegermutter nicht entſagte. Der König verläßt ſeine Gattin, die Witwe ſeines Vaters. Iſt Eadbald's Liebe zu ihr geſchichtlich, ſo läßt ſich ſeine Trennung natürlich dadurch erklären, daß ſeine Flamme für ſie, nachdem er eine Zeit lang im Genuſſe derſelben geweſen, erloſchen ſei. Iſt nicht alles Legende, was von Laurentius' Bemühungen erzählt wird, ſo kann auch dieſer leicht ſich ſelbſt ſo zergeißelt gehabt haben, um durch dieſes Gaukelſpiel den ſchwachen Fürſten zu ſchrecken. Nachdem Eadbald das Chriſtenthum wieder angenommen hatte, rief er die Biſchöfe Juſtinus und Mellitus zurück, und ſandte den erſten wieder nach Rocheſter, den andern aber nach London. Da ihn aber die Oſtſachſen nicht annehmen wollten, kehrte er wieder in das Land Kent zurück, wo er kurz darauf dem Laurentius im Erzbisthume zu Canterbury nachfolgte. Eadbald lebte, ſeitdem er zum Bekenntniſſe der chriſtlichen Lehre zurückgebracht worden war, auf eine der Heiligkeit ihrer Lehren gemäße Weiſe bis zu ſeinem Todestage, welcher im J. 640 nach einer Regierung von 25 Jahren erfolgte. Er hinterließ zwei Söhne, Erminfrid und Ercombert. Obgleich dieſer, der Jüngere, ein Sohn der fränkiſchen Königstochter Emena war, fand er doch Mittel, ſeinen ältern Bruder vom Throne auszuſchließen und ihn ſelbſt zu beſteigen[3]). (*Ferdinand Wachter.*)

EAGLESHAY, ein zur Gruppe der Orkneys gehöriges Eiland, welches, im Süden von Weſtray liegend, von etwa 200 Menſchen bewohnt wird und mit Rowſay, Echellow und Weir ein Kirchſpiel von 965 Einwohnern bildet. Die Familien der Douglas und Montuith, welche früher hier wohnten, ſind die Eigenthümer deſſelben.

(*Eiselen.*)

EAKLIS (Myth. Kunſtgeſchichte), ſoll nach alten Sagen auf der fabelhaften Inſel des erythräiſchen Meeres Panchäa an der Oſtſeite Arabiens (*Diod.* V, 41. *Polyb.* XXXIV, 5), dem alten Goldlande, Golderze entdeckt und zuerſt geſchmelzt haben (auri metalla et

1) So nach der angelſächſiſchen Chronik S. 25 und nach Hermann dem Gichtbrüchigen, Ausgabe von Uſſermann S. 90. Nach *Beda*, Histor. Anglor. dagegen im J. 613. 2) Angelſächſ. Chron. S. 26. *Higden.* Lib. V. *H. Hunting.* Lib. III. Man vergl. mit dieſer Legende die Legende vom heil. Kilian, nach welcher der fränkiſch-thüringiſche Herzog die Witwe ſeines Bruders zur Gemahlin hat. S. das Nähere bei F. Wachter, Thüring. Geſch. 1. Bd. S. 68.

3) *Beda*, Histor. Anglor. Lib. II. c. 5, 6. Angelſächſ. Chron. S. 26. *Higden.* Lib. V. *H. Hunting.* Lib. III. *Wilhelm von Malmesbury* Lib. I. c. 1. *G. Thorn*, Histor. Abbat. S. August. Vergl. Paul von Rapin, Allgem. Geſch. von England. 1. Bd. Durchgeſehen von Baumgarten. (Halle 1755.) S. 176, 210. Hume, Geſch. von England. 1. Bd. (Breslau und Leipzig 1767.) S. 24, 25.

Digitized by Google

conflaturam *Plin.* H. N. VII, 57). Dieſe Inſel iſt ebenſo wenig der einzige Fundort der Golderze, als Eaklis der erſte und einzige Erfinder der Kunſt, ſie zu ſchmelzen. Thoas wird mit ihm genannt. Am Fuße des Wunderberges Pangäos an der Grenze des alten Trakiens zwiſchen dem Strymon und Neſtos (*Herod.* V, 16. VII, 12. *Plin.* H. N. IV, 11. *Plutarch.* de flum. in *Hudson.* Geogr. Min. II, 7, 109) fand man auch Golderz und ſchmelzte ſie. Den Erfinder wußte man nicht mehr anzugeben, und den Ort, wo er ſeine Kunſt übte, auch nicht, wie der Urſprung aller Künſte überhaupt dunkel iſt. Man nannte die Länder, wo ſpäter Golderze in Fülle gefunden wurden, folgte alten Sagen und nannte oder dichtete Namen ihrer Finder und urſprünglichen Bearbeiter. (*Schincke.*)

EANCE, Gemeindedorf im franz. Departement der Ille und Vilaine (Bretagne), Canton la Guerche, Bezirk Vitré, liegt $10\frac{1}{4}$ L. von dieſer Stadt entfernt und hat eine Succurſalkirche und 1218 Einw. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

EANE, ein Fluß in Irland, welcher aus der Provinz Ulſter kommend, durch die Provinz Leinſter fließt und ſich in der Grafſchaft Loud (Louth) in den Buſen von Dundalk ergießt. (*Eiselen.*)

EANNE, Ste., Gemeindedorf im franz. Depart. der beiden Sèvres (Poitou), Canton St. Mairent, Bezirk Niort, liegt $5\frac{1}{4}$ L. von dieſer Stadt entfernt und hat eine Succurſalkirche und 886 Einw. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

EARLOM (Richard), geb. zu Somerſetſhire *), war einer der größten Künſtler im Bearbeiten der ſchwarzen Kunſt. Als geſchickter Zeichner und Kenner des Helldunkeln verſtand er die höchſte Wirkung in ſeine Platten zu bringen, welche von aller Rauheit entfernt, doch bei aller Kraft die ſanfteſten Übergänge bilden. Um dieſe maleriſche Wirkung hervorzubringen, bediente er ſich einer engggezähnten Wiege, die zwar die höchſte Dunkelheit hervorbringt, aber durch den Druck einer kleinen Anzahl Blätter bald geſchwächt wird. Eine zweite Art von Kupferſtichbehandlung, in welcher er ſich auch nur einzig zeigt, iſt, daß er mit einer geiſtreichen Nadel Striche und Punkte in das Geſchabte ätzte, um dadurch in die Darſtellung mehr Kraft und Beſtimmtheit zu bringen. Auch in der Tuſchmanier zeigte er einen großen Geſchmack; in dieſer Manier konnten die Handzeichnungen, nach Claude Lorrain 200 Blätter, welche er bearbeitete, nur gewinnen. Sie bilden das Werk unter dem Titel Liber veritatis. Sämmtlich ſind ſie aus dem Cabinet des Herzogs von Devonſhire, mit einem genauen Verzeichniſſe vom Maler ſelbſt begleitet, und bei jedem Blatte ſind die Namen derjenigen angeführt, für welche die Gemälde verfertigt ſind, ſowie der Ort, wohin ſie beſtimmt waren. Dieſe Angaben befinden ſich auf den Rückſeiten von Claude Lorrain ſelbſt aufgezeichnet. — Da von Earlom's geſchabten Platten nur höchſtens 100 gute Abdrücke abgezogen werden konnten, und ſelbſt dieſe Zahl in einzelnen Theilen ſchon einer Nachhilfe bedurfte, wodurch natürlich ſich die ſchönen Abdrücke ſchon im Anfange ſelten gemacht haben, ſo nennen wir hier einige von dieſen: Eine Schmiede 1771, nach Joſ. Wright. Großes Blatt in die Höhe. Der Eiſenhammer 1773, nach Ebendemſelben, ein großes Blatt in die Breite. Ein Blumenſtück 1778 und ein Fruchtſtück. Seitenblatt, beide nach Joh. van Huyſum. (*A. Weise.*)

*) Nach Roſt 9. Th. S. 203 iſt er zu London geboren. Vergl. Bartſch Anleitung zur Kupferſtecherkunſt. S. 244.

EARNE oder **ERNE**, 1) ein See in der iriſchen Grafſchaft Fermanagh, Provinz Ulſter, welcher zehn Stunden lang und vier Stunden breit iſt. Er dehnt ſich von Südweſten nach Nordoſten aus, iſt in zwei ungleiche Theile, den obern und untern Earne, die durch einen $2\frac{1}{4}$ Stunden langen Kanal zuſammenhängen, geſchieden, und nimmt faſt die ganze Breite der Grafſchaft ein. Der Fluß Earne ergießt ſich in ihn. Er enthält über 30 Eilande, wovon eins die Stadt Enniskillen trägt. Außer dieſem ſind die bedeutendern: Belle-Isle, Sitz des Grafen Roß, Ferry-Isle, Mary-Island, Bohea, Clerniß und Derenish-Isle, mit einer Kloſterruine und einem dabei ſtehenden 84 Fuß hohen däniſchen Thurme, der aus ſchwarzen, ohne Kitt verbundenen Marmorſteinen erbaut iſt. Der See iſt an Fiſchen ſehr reich, beſonders an Hechten, Barſchen, Forellen, Braſſen, Aalen und einer Art von Häringen, die man Goasken nennt. Die Ufer des Sees ſind mit Wieſen, Wäldern, Meiereien und ſchönen Landhäuſern geſchmückt. Aber den Reiz der Gegend erhöhen noch die anſtoßenden Berge, worunter die Donnegal- und Culreigh-Hills, der Stephin-Noble und der Knockaren. 2) Ein See in der Grafſchaft Perth in Schottland, $1\frac{1}{2}$ teutſche Meile lang und ungefähr $\frac{1}{3}$ teutſche Meile breit. Aus ihm ergießt ſich der Fluß Earne. Seine Ufer ſind größtentheils mit Holz bedeckt. 3) Ein kleiner Fluß in Irland, in der Provinz Ulſter, welcher auf der Grenze mit der Provinz Leinſter entſpringt und ſich in den Earne-See ergießt und aus dieſem dem Meerbuſen von Donnegal über eine Reihe von Felſen, die an 15 Fuß hoch ſind, zuſtrömt. 4) Ein Fluß in Schottland, der von dem öſtlichen Ende des Earne-Sees ſeinen Urſprung nimmt und in den Tay fällt. (*Eiselen.*)

EASDALE, eine der Hebriden, wenig über $\frac{1}{3}$ teutſche Meile im Durchmeſſer, beinahe rund und hauptſächlich aus Schiefer beſtehend. Es ſollen in den Schieferbrüchen an 300 Menſchen beſchäftigt werden, und die jährliche Ausfuhr der Schieferplatten ſchlägt man auf fünf Millionen an. (*Eiselen.*)

EASO war bei Pomponius Mela (III, 1, 10) die frühere Lesart, welche Tzſchucke aber nach Vergleichung der Handſchriften verworfen und **Oeaso** in den Text aufgenommen hat (ſ. d. Art. Oeaso). (*L. Zander.*)

EASTBOURNE, ein Marktflecken in der engliſchen Grafſchaft Suſſex, in einem von Hügeln umgebenen Thale, $\frac{1}{2}$ teutſche Meile von der See, ungefähr 14 Meilen ſüdöſtlich von London, mit 2600 Einwohnern und 465 Gebäuden, worunter eine Kirche mit ſchönen Grabmälern und ein kleines Theater. Ganz in der Nähe, in Southbourne, wo man im J. 1707 ein Römerbad aufgefunden hat, iſt

Digitized by Google

ein Seebad eingerichtet, und zu Hollywell, nur ½ Meile entfernt, findet ſich ein Stahlbrunnen. Die umliegenden Berge gewähren eine weite Ausſicht. (*Eiselen.*)

EAST-GRINSTEAD, ein Burgflecken in der Grafſchaft Suſſex in England, mit 439 Häuſern, einer anſehnlichen Kirche, dem Sackville-College, einer Verſorgungsanſtalt für bejahrte Perſonen, bedeutenden Viehmärkten und 3160 Einwohnern. Der nächſte bedeutende Ort iſt Lewes. (*Eiselen.*)

EAST-ILSLEY, EAST-ISLEY, ein Marktflecken in Berkſhire in England, in einem wieſenreichen Grunde freundlich gelegen, mit ſtarkbeſuchten Viehmärkten, 119 Häuſern und 680 Einwohnern. (*Eiselen.*)

EAST-LOO, ein Marktflecken in der Grafſchaft Cornwall in England, nicht weit von Plymouth, an der Mündung des Looe ins Meer, über welchen eine ſteinerne Brücke von 15 Bogen nach Weſt-Loo führt, hat einen Hafen, vor welchem die unbewohnte Inſel Looe liegt, 128 Häuſer und 770 Einwohner, die ſich von Häringsfiſcherei und Steinkohlenhandel nähren. In der Umgegend ſind viele hübſche Landhäuſer und Zinngruben. (*Eiselen.*)

EAST-LOTHIAN oder **Haddington**, eine Grafſchaft in Süd-Schottland, zwiſchen 14° 37′ und 15° 20′ öſtl. L. und 55° 44′ und 56° 4′ nördl. Br., grenzt im N. an die Nordſee, im O. u. S. an Berwick u. im W. an Edinburgh, hat auf 14 □Meil. 6230 Häuſer und 35,100 Einw., wird von dem Gebirge Lammermoor, deſſen höchſte Spitze der Spartleton-Hill von 1615′ iſt, durchzogen, enthält mehre einzelne Berge, wie den 900′ hohen North-Berwick-Law im Kirchſpiele North-Berwick und den Whitekirk-Hill mit einer ſchönen weiten Ausſicht, und hat einen ſandigen Boden. Von Flüſſen hat die Grafſchaft nur den Tyne, welcher auf dem Lammermoor entſpringend, in die Nordſee fällt, und den Biel, welcher bei Bielmouth in den Frith fließt. Seen von Bedeutung ſind nicht vorhanden, aber an mehren Orten, wie Humbie, Spoth und Salton, Heilquellen. An Producten aus dem Mineralreiche findet man Eiſen, Vitriol, Steinkohlen, Kalk, Sandſtein und Baiſalz; das Pflanzenreich liefert Getreide, Futterkräuter, Gemüſe, Obſt, Flachs, Tang, Holz; das Thierreich die gewöhnlichen Hausthiere, Geflügel und Fiſche. Getreidebau wird ſtark getrieben, die Rindviehzucht und die Schäferei, für welche ſich das Lammermoor gut eignet, ſind beträchtlich, und an dem Meeresſtrande iſt die Fiſcherei ein lebhaftes Gewerbe. Der Kunſtfleiß iſt unerheblich. Er liefert vornehmlich Stärke, Seiſe und Töpferwaaren, wovon auch ein Theil verführt wird. Außerdem ſind die Ausſuhrgegenſtände Weizen, Malz, Graupen, Kelp, Häringe, Hummern, Auſtern, Wolle, Hammel, Vitriol, Scheidewaſſer. (*Eiselen.*)

EAST-MEATH, eine Grafſchaft der Provinz Leinſter in Irland, zwiſchen 10° 24′ und 11° 27′ öſtl. L. und 53° 22′ und 53° 54′ nördl. B., welche im N. an Covan und Monaghan, im O. an Louth, das iriſche Meer und Dublin, im S. an Kildare, im W. an Weſt-Meath grenzt, hat auf 38 □Meilen, ſechs Städte und Marktflecken, 147 Kirchſpiele, 30,440 Häuſer und 175,000 Einwohner. Das Land iſt wellenförmig, mit kleinen Hügeln bedeckt, die Küſten ſind niedrig. Die Flüſſe Boyne und Blackwater bewäſſern daſſelbe, und an der Grenze befindet ſich der ausgedehnte Lough-Hail, der aber mehr Sumpf als See iſt, aber doch fünf Eilande enthält. Der Ackerbau, welcher vornehmlich Hafer, Rübſamen und Flachs erzeugt, und die Viehzucht ſind die Hauptgewerbe. An der Küſte fängt man viele Kaninchen. Verfertigt wird Sacktuch, wozu man das Werg aus dem nördlichen Irland bezieht, ſchmale grobe Leinwand und Strohhüte. Gegenſtände der Ausfuhr ſind Mehl, Malz, gemäſtetes Vieh, Butter, Käſe, Wolle, Kaninchenfelle und Sacktuch. Die Grafſchaft wird in zwölf Baronien getheilt. (*Eiselen.*)

EAST-RIDING, eine der drei Landſchaften, welche in die engliſche Grafſchaft York zerfällt. Sie liegt zwiſchen den Flüſſen Derwent, Ouſt, Humber und dem Meere, und hat auf einem Flächenraume von 819,200 Acres 34,390 Häuſer mit 190,500 Bewohnern in drei Boroughs und vielen kleinen Ortſchaften. Von einem Höhenzuge, die Wolds genannt, wird ſie in zwei Ebenen geſondert, deren Abdachung nach dem Meere zu ſehr niedrig iſt. Von den neun Wapentaken, in die ſie eingetheilt iſt, zeichnet ſich der ſüdöſtlichſte oder Holderneß durch ſeine ſtarken Pferde und fetten Ochſen vortheilhaft aus. (*Eiselen.*)

EAST-THURSO, kleiner Ort in Schottland, in der Grafſchaft Caithneß, mit einem Hafen an der Mündung des Fluſſes Halladale in die Dunnet-Bai. Der ſchottiſche Topograph Sinclair iſt hier geboren. (*Eiselen.*)

EAST-WOOD, ein Kirchſpiel der Grafſchaft Renfrew in Schottland, mit 827 Häuſern und 5680 Einw., welche ſtarke Baumwollenweberei und Spinnerei treiben. Renfrew und Glasgow ſind beide nur zwei Stunden davon entfernt. (*Eiselen.*)

EATUA, bei den Bewohnern der Geſellſchaftsinſeln die allgemeine Benennung jedes höhern überirdiſchen Weſens, alſo G o t t und G e i ſ t, G e n i u s. Doch führen insbeſondere die niedern Götter dieſen Namen. (*Richter.*)

EATUA-RAHAI, auf den Geſellſchaftsinſeln Name des höchſten Gottes, den die Bewohner als die erſte Urſache aller göttlichen und menſchlichen Weſen denken und ihn ſo als den Alles Zeugenden darſtellen. Deshalb geben ſie ihm ein weibliches Weſen zur Seite, die Alles Gebährende. Dieſes iſt nicht gleicher Natur mit ihm, er G e i ſ t, ſie Materie, daher **O-Te-papa**, d. h. Felſen, Stein, genannt. Mit ihr zeugte er, der **Ta-roa-t'eay-etuma**, d. h. der große zeugende Stamm, die Göttin Ohina und dieſe brachte hervor den Mond, **Te-Whet-tu-ma-tarai**, d. h. den Schöpfer der Sterne, ferner den **Umarrteo**, den Schöpfer der Seen und den **Orre-orre**, den Gott der Winde. Eatua-Rahai aber wohnt in der Sonne, ſein ſchönes Haar reicht bis auf den Erdboden. Man ſieht, wie wir in dieſen Darſtellungen den überall herrſchenden Begriffen von männlicher und weiblicher Urkraft, Urgeiſt und Urmaterie wieder begegnen; jener das thätige, dieſe das leidende Princip, jener Licht, dieſe Finſterniß

Digitized by Google

formlos, vom Lichte aber durchdrungen, in allerlei Geſtalten ſich offenbarend. Die Erſchaffung der Dinge geht nach einer Stufenfolge. Was der höchſte Gott erzeugt, ſind die niedern göttlichen Weſen, dieſe erzeugen wieder die Theile der Sinnenwelt, ſtets vom Höhern, Feinern zum Niedrigern, Gröbern herabſteigend. Was jeder Gott ſchafft, darüber iſt ihm auch die Sorge und Beſchützung anvertraut. Als von Eatua-Rahai die Sonne gebildet war, nahm er ſein Weib, den urſprünglichen, unermeßlichen Felſen, und ſchleppte ihn von Weſten nach Oſten durch das Meer. Da riſſen ſich kleine Stücke von demſelben los und blieben als Inſeln im Meere liegen (die Inſeln des ſtillen Meeres, welche der auſtealiſche Menſchenſtamm bewohnt), das übrige große Stück aber ließ er im Oſten liegen, wo es noch iſt.

Nach einer andern mythiſchen Darſtellung nahm der höchſte Gott Tane (wahrſcheintich mit Eatua-Rahai einerlei), auch te Medua, der Vater genannt, eine Gemahlin Taroa und erzeugte mit ihr unter andern: Avye, das ſüße Waſſer, Aiye oder te Myde, das Meer, Awa, die Waſſerhoſe, Matai, den Wind, Avye, den Himmel, Po, die Nacht, Mahanna, die Sonne in Geſtalt des Mannes Ooroa Tabua. Als der Letztere geboren war, begaben ſich alle ſeine Brüder und Schweſtern zur Erde, bis auf eine, Taunu genannt. Dieſe ward die Gemahlin des Ooroa Tabua und gebar ihm die 13 Monate. Nun ging auch Taunu zur Erde, und Ooroa Tabua umarmte einen Felſen, Poppoharra Hareba genannt, der einen Sohn Tetuba a matu hatu gebar und dann in ſeinen urſprünglichen Zuſtand zurücktrat. Auch Ooroa Tabua ſtarb und ward Staub. Sein Sohn aber umarmte den Sand des Meeres und zeugle ſo einen Sohn Ti und eine Tochler Opira, dann ſtarb er. Ti vermählte ſich mit Opira und ward Vater der Ohira Rine Muna. Opira ward krank und bat den Gemahl, ſie zu heilen; daſſelbe wolle ſie auch für ihn thun, wenn er krank würde, aber er wollte nicht. Nach ihrem Tode nahm er die Tochter zur Frau, und dieſe gebar ihm drei Söhne: Ora, Wann, Tytory, und drei Töchter: Hennatu morturu, Henaroa und Nuwya. Nach der Altern Tode vermählten ſich die Brüder mit den Schweſtern, und ſo begannen die Menſchen ſich auf der Erde zu vermehren. *(Richter.)*

EAULNE, EAUNE, kleiner Fluß, welcher unterhalb des Dorfes Mortemer zwiſchen Aumale und Neufchâtel im franz. Departement der Niedern-Seine (Normandie), Bezirk Neufchâtel, entſpringt, bei St. Germain, Ste. Beuve, Faisque, Clave, Bailleſet, Bailleul, Fréoville, Londinière, Boiſſel, Banchy, Douran, Angreville, Merville, Chauſſe, Ancourt, Martin-Egliſe, Edran und Envermeu vorbeigeht und ſich nach einem Laufe von zehn Lieues oberhalb Dieppe und unterhalb Arques mit der Béthune vereinigt. (Nach Expilly und Barbichon.) *(Fiſcher.)*

EAUZE, EAUSE, lat. Elusa (Br. 43° 56′, L. 17° 42′), Stadt an der Gélize im franz. Departement des Gers (Armagnac in Gascogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Condom, liegt 7½ Lieues von dieſer Stadt und 13 Lieues von Auch entfernt, iſt der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregiſtrirungsamtes, ſowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Pfarrkirche und 3358 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten und Handel mit vorzüglichem Armagnacbranntweine treiben.

In der Nähe von Eauze lag Eluſa, zu Cäſar's Zeiten Hauptſtadt der Eluſaten. Unter Honorius gehörte ſie zu dem dritten Aquitanien oder Novempopulana, kam dann unter die Herrſchaft der Weſtgothen, denen ſie Chlodwig entriß, wurde im J. 722 von den Sarazenen und nach einem Jahrhundeete von den Normännern ſo zerſtört, daß der Biſchofsſitz nach Auch verlegt werden mußte. Römiſche Münzen und Bruchſtücke von Marmorſäulen finden ſich vorzüglich beim Umgraben eines Ackerſtücks, welches den Namen Cioutat führt und etwa 50 Morgen Land enthaltend ganz nahe bei Eauze liegt. Der römiſche Feldherr Ruffinus wurde hier geboren. — Der Canton Eauze enthält in 14 Gemeinden 10,392 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) *(Fiſcher.)*

EBAL, ein nackter, ſteiler, 800 Fuß hoher Felſen (Buckingham, 2. Th. S. 450), in welchen das Gebirge Ephraim im Stammgebiete gleiches Namens nördlich gegen Sichem ausläuft und durch ein ziemlich weites und breites Thal, in welchem dieſe Stadt liegt, von dem ſich gegenüber erhebenden, auf der ſüdlichen Seite vorzüglich grünen, bewachſenen, fruchlbaren Berge Garizim, ebenfalls Ausläufer jenes Gebirges, getrennt ſtehl. Beide Berge hatten für Juden und Samariter in früher und ſpäter Zeit Wichtigkeil. Moſes übertrug Joſua, nach ſeinem Übergange über den Jordan, auf dem Berge Ebal den erſten Altar im neuen Vaterlande zu errichten, Dankopfer zu bringen, dem Volke ein Feſt zu geben, an welchem ihm die für Anſäſſige unentbehrlichen Geſetze bekannt gemacht, in Steine gegraben und durch Veeheißungen und Drohungen eingeſchärft werden ſollen (5 Moſ. 27, 2—26. 28, 2—14. 16—57). Die genauere Anordnung des Feſtes ſtellt ſechs Stämme auf den Ebal, die übrigen auf den Garizim und die Levilen ſprechen von jenem Segen über die Geſetztreuen, von dieſem Fluch über die Geſetzverächter aus. — Den Nachrichten der Reiſenden zufolge zeichnet ſich der Garizim immer noch vor dem Ebal durch ſeine natürliche Beſchaffenheit vortheilhaſt aus und ſtimmt mit dem Vorgeben der Samaritaner, welche die Segenswünſche dem Volke vom Garizim verkündigt behaupten und in ihren Handſchriften 5 Moſ. 27, 4 ſtatt Ebal leſen Garizim, zuſammen, wenn anders auch die Natur ihr Amen dazu geſprochen hat. Sie bauten deshalb auch ihren Tempel auf Garizim, nachdem ſie vom Tempelbaue zu Jeruſalem zurückgewieſen waren. Wollen wir in der Örtlichkeit auch kein Hinderniß gegen die Ausführung finden, ſo doch in der Unmöglichkeit, vom Jordan ſogleich durch die Feinde den Weg nach dem Ebal ſich zu bahnen. Entweder der ganze Abſchnitt (Joſ. 8, 30—35) iſt ſpäter eingeſchoben, Moſes' Anſehen und Joſua's treue Nachfolge zu verherrlichen, oder das Feſt iſt erſt nach Ai's Eroberung (Joſ. 10, 7) gefeiert worden (Heß, Geſch. Joſ. 1. Th. S. 114. Meyer, in Berthold's krit. Journ. 2. Th. S. 353). *(Schincke.)*

Digitized by Google

EBALIA *Leach* (Crustacea), Krebsgattung. Abtheilung Decapoda, Ordnung Brachyura, Familie Leucosidea. Die Kennzeichen ſind folgende: Der äußere Stamm der äußern Kiefernfüße iſt linienförmig, der Arm der Scheren iſt etwas eckig, die Scheren ziemlich aufgeblaſen, die Finger etwas gegen einander geneigt, die vier hintern Fußpaare ſind mittelmäßig groß und nehmen an Länge vom zweiten bis zum fünften ab, das Rückenſchild iſt ſchwach ſchnabelförmig nach Vorn verlängert, auf der Oberfläche höckerig, der Rand ganz. Am Männchen hat der letzte Hinterleibsring nahe an ſeiner Wurzel eine kleine Spitze.

Es gehören hierher folgende Arten:

1) Ebalia Pennantii *Leach* (Zool. Misc. T. III. p. 19. Malac. Brit. t. 25. f. 1—6. Cancer tuberosus, Pennant. *Desmarest*, Crustace 166. t. 27. f. 1). Der Rückenſchild körnig, unregelmäßig, die Magen-, Herz- und Kiemengegenden ſind erhaben und fließen nach der Mitte ſo zuſammen, daß ſie eine Art Kreuz bilden. Der große Hinterleibsring oder der vorletzte iſt aus vier gebildet, deren Zuſammenwachſung man an ſchwachen Linien unterſcheidet. Lebt an den engliſchen Küſten.

2) Ebalia Cranchii *Leach* (Zool. Misc. T. III. p. 20. Malac. Brit. t. 25. f. 7—11). Der Rückenſchild feinkörnig mit fünf Höckern, zwei an den Seiten der Genitalgegend, eine auf jeder Kiemengegend und einem ſtarken auf der Herzgegend. Der große Hinterleibsring beſteht bei dem Männchen aus drei, bei dem Weibchen deutlich aus vier Ringen. Lebt an den weſtlichen Küſten Englands in ziemlicher Tiefe des Meeres.

3) Ebalia Bryerii *Leach* (Zool. Misc. III. p. 20. Mal. Brit. t. 25. f. 12, 13. Cancer tuberosus *Montagu*.) Der Rückenſchild ſchwachkörnig, vorn über der Stirn faſt gekielt mit drei großen Höckern, von denen die beiden vordern den Kiemengegenden, der hintere der Herzgegend angehört. Der große Hinterleibsring an beiden Geſchlechtern aus drei Ringen beſtehend. Gleiches Vaterland mit vorigen. (D. *Thon.*)

EBBE und FLUTH heißt das zweimal regelmäßig im Verlaufe des Tages wiederkehrende abwechſelnde Steigen und Sinken des Waſſers in den größern Meeren der Erde; ſpäterhin hat man dieſe Bezeichnungen auch häufig auf das regelmäßig im Laufe des Tages ſtattfindende Steigen und Sinken des Barometers angewendet. Da das letztere Phänomen in dem Artikel *Barometer* nur kurz angedeutet, ſeit der Abfaſſung dieſes Artikels auch beſonders auf Humboldt's Antrieb eine Reihe von Unterſuchungen hierüber angeſtellt ſind, ſo will ich hier zunächſt die Ebbe und Fluth in der Atmoſphäre betrachten.

Obgleich die Phyſiker bald nach der Entdeckung von Torricelli den Zuſammenhang zwiſchen Witterung und Barometerſtand erkannt hatten, ſo verging doch einige Zeit, ehe das vorliegende Phänomen beobachtet wurde. Die erſten Andeutungen deſſelben finden wir in einer im J. 1666 erſchienenen Abhandlung von Beale [1]), er ſagt nämlich, daß im Winter ſowol als im Sommer das Barometer am Morgen und am Abende höher ſtehe als am Mittage, und Brewſter [2]) glaubt darin mit Recht unſer Phänomen zu erkennen, doch ſind dieſe Bemerkungen ebenſo wenig genügend als die Erfahrungen von Varin, des Hayes und de Glos, welche im J. 1682 etwas Ähnliches auf der Inſel Gorea bemerkten. Die erſten beſtimmten Nachrichten darüber gab im J. 1722 ein unbekannter Beobachter auf Surinam, welcher ſagte, daß das Barometer um etwa neun Uhr Morgens und Abends einen höchſten, um etwa vier Uhr Morgens und Abends einen niedrigſten Stand habe [3]). Dieſe Stunden können wir mit Humboldt zweckmäßig Wendeſtunden (heures tropiques) nennen. Späterhin beobachteten Bouguer, Condamine und Godin bei ihrer Gradmeſſung am Äquator daſſelbe, und mehre Phyſiker ſahen dieſe Variationen in den Tropengegenden, wie Thibault de Chanvalon auf Martinique, Mutis in Bogota, Alzate in Mexiko, jedoch weichen die Angaben derſelben über die Wendeſtunden ſehr von einander ab, hauptſächlich wol deshalb, weil ſie nicht ſtündlich beobachteten. Die erſte Reihe ſtündlicher Beobachtungen wurde im J. 1785 auf der Reiſe von la Perouſe durch Lamanon und Mongès auf dem atlantiſchen Meere zwiſchen 1° nördlicher und ſüdlicher Breite gemacht [4]), leider war das Wetter wohl etwas ungünſtig, da ſich ihre Beſtimmungen nicht gebrauchen laſſen, das Phänomen in ſeinen einzelnen Umſtänden mit Genauigkeit zu erforſchen. Um dieſelbe Zeit (1784 und 1785) ſah Trail in Calcutta Spuren dieſer Periodicität, indem er bemerkte, daß das Barometer um neun Uhr Morgens höher ſtände als beim Aufgange der Sonne [5]); zehn Jahre ſpäter ſtellte er in Gemeinſchaft mit Farquhar, Pearce und Balfour einen ganzen Monat hindurch von halber zu halber Stunde Beobachtungen des Barometers an [6]).

Niemand hat dieſen Gegenſtand mit ſo viel Umſicht und Ausdauer verfolgt als Humboldt. Sogleich nach ſeiner Ankunft in Cumana im ſüdlichen Amerika unterſuchte er dieſes Phänomen, um dadurch zunächſt die Fehler kennen zu lernen, welche er beim Höhenmeſſen mit dem Barometer begehen könnte. Beobachtungen, welche faſt ſtündlich gemacht wurden, zeigten dieſe Periodicität ſchon nach wenigen Tagen und in der Folge wiederholte er die Meſſungen an vielen Orten. Bald nach ſeiner Rückkehr nach Europa theilte er den Phyſikern die Reſultate ſeiner Unterſuchungen mit [7]) und es war dieſes eine der erſten und wichtigſten Bereicherungen der Meteorologie, welche wir dieſer Reiſe verdanken. Die Wendeſtunden ſetzte er auf vier Uhr Morgens und Abends für den niedrigſten und neun Uhr Morgens und eilf Uhr Abends für den höchſten Stand. In der Folge unterſuchte er den Gegenſtand ſehr ausführlich, indem er dabei ſeine eigenen, nebſt den bis dahin bekannt gewordenen Beobachtungen Anderer benutzte [8]).

Durch die erwähnten Arbeiten Humboldt's wurden die Phyſiker auf dieſen Gegenſtand aufmerkſamer und es

1) Phil. Trans. Nr. 9. p. 153.

2) Edinb. Journ. of Sc. II, 335. IV, 390. 3) Journal de la Haye. 1722. p. 234. *Humboldt*, Voyage. X, 568. 4) *La Pérouse*, Voyage. IV, 257. 5) Asiatic researches. (Calcutta 1790. 4.) II, 442. 6) Ib. (London 1807.) IV, 198. 7) Tableau physique. p. 90. 8) *Humboldt*, Voyage. X, 350. Schweigger's Jahrbuch. N. R. XVI, 438.

folgten nun namentlich aus den Tropengegenden mehr oder minder ausführliche Unterſuchungen. In Rio Janeiro hatte ſchon früher, gleichzeitig mit Trail, Dorta mehre Jahre hindurch das Barometer mehrmals am Tage beobachtet, jedoch waren ſeine Arbeiten, die in den Abhandlungen der Akademie zu Liſſabon mitgetheilt ſind, wenig bekannt geworden. Später unterſuchten das Phänomen Horsburg an den Küſten von China und Oſtindien, Kater auf dem Plateau von Myſore, Horner und Langsdorf zwiſchen den Wendekreiſen auf dem großen Oceane, Eſchwege in Braſilien, Sabine an der Weſtküſte Afrika's, Simonoff auf Taïti, Bouſſingault und Rivero an verſchiedenen Punkten von Amerika, Duperrey, Freycinet und Beechey auf ihren Reiſen um die Welt.

Lange Zeit glaubte man, daß ſich das Phänomen nur in den Tropengegenden zeige, indeſſen ſchon bevor die ausführlichern Unterſuchungen zwiſchen den Wendekreiſen gemacht waren, hatte Chiminello behauptet, daß es ſich auch in Europa zeige. Er beſtimmte durch Beobachtungen, welche er in den Jahren 1778—1780 in Padua gemacht hatte, die Wendeſtunden faſt ebenſo, als ſie ſpäter zwiſchen den Wendekreiſen gefunden wurden; außerdem geht aus ſeinen Aufzeichnungen auf eine ſehr entſchiedene Art hervor, daß die Jahreszeiten darauf einen Einfluß haben, indem das Maximum am Morgen und das Minimum am Abend im Winter der Culminationszeit weit näher liegen als im Sommer[9]). Weniger beſtimmt ſind die Bemerkungen, welche Hemmer, Planer, van Swinden und andere Mitglieder der mannheimer meteorologiſchen Geſellſchaft in den Denkſchriften der letztern bekannt machen. Erſt durch die Bemerkungen Ramond's zu Clermont wurde der Gegenſtand in unſern Breiten ſchärfer beſtimmt und er zeigte die Abhängigkeit des Phänomens von den Jahreszeiten, und eine Reihe von Beobachtern zeichneten nun den Barometerſtand zu den Wendeſtunden auf, doch fehlt es aus mittlern und höhern Breiten noch ſehr an Meſſungen, welche eine Reihe von Jahren hindurch ſehr oft am Tage wiederholt ſind. Doch haben Hällſtröm in Åbo, Neuber in Apenrade, Lohrmann in Dresden, Koller in Kremsmünſter (bis jetzt mir nur handſchriftlich mitgetheilt), die Aſtronomen der mailänder Sternwarte (ſeit 1835) ꝛc. eine Reihe umfaſſender Meſſungen gemacht. In den Polargegenden ſind auf den Reiſen von Parry ebenfalls mehre Beobachtungen gemacht worden. Um die Verhältniſſe in mittlern Breiten ſchärfer zu beſtimmen, habe ich ſeit dem Anfange des Jahres 1827 bis zum gegenwärtigen Augenblicke das Barometer von etwa ſechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends mehre Jahre hindurch ſtündlich aufgezeichnet; ſpäterhin habe ich einige Stunden fehlen laſſen, aber doch durchſchnittlich täglich etwa ein Dutzend Beobachtungen gemacht. Obgleich ich auf dieſe Art für mehre Monate das Mittel zehnjähriger Beobachtungen erhalten habe (in mehren Jahren, wo ich von Halle abweſend war, fehlen die Sommerbeobachtungen), ſo genügt dieſe Reihe noch nicht ganz, um alle einzelnen Umſtände bei dieſem Phänomen mit Schärfe zu beſtimmen. Um jedoch das Phänomen im Allgemeinen zu erkennen, genügen Beobachtungen während eines einzigen Jahres, indem mir die verſchiedenen Jahresmittel nur geringe Abweichungen von einander gezeigt haben; im Laufe dieſer ganzen Zeit zeigten mir ſogar die Mittel von zehn Tagen dieſe tägliche Ebbe und Fluth entweder ſehr beſtimmt, oder ich vermochte doch Spuren derſelben zu erkennen, und nur ein einziges Mal iſt es geſchehen, daß das Mittel von 18tägigen Beobachtungen (in dem ſtürmiſchen December 1833) dieſe Periode wenigſtens am Nachmittage nicht zeigte.

So iſt bis in die Nähe des Polarkreiſes die Exiſtenz dieſer Ebbe und Fluth an allen Orten erwieſen, wo eine hinreichende Anzahl von Beobachtungen gemacht wurde. Eine jede Arbeit, deren Zweck es gegenwärtig iſt, zu zeigen, daß dieſe periodiſche Bewegung des Barometers in niedern und mittlern Breiten und in geringer Höhe über dem Meere vorhanden ſei, kommt wenigſtens um einige Jahrzehente zu ſpät; ſehr wünſchenswerth aber iſt es, daß durch zahlreiche Meſſungen die einzelnen Umſtände mit Schärfe beſtimmt werden, damit man dadurch die nöthigen Materialien erhalte, um die Abhängigkeit des Phänomens von der geographiſchen Lage der Orte zu beſtimmen. Dazu genügen im Allgemeinen ſchon drei oder vier im Laufe des Tages angeſtellte Beobachtungen. Damit dieſe jedoch ein genügendes Reſultat geben, ſo iſt erfoderlich, daß die Barometerhöhen auf eine conſtante Temperatur reducirt werden. Dadurch daß dieſes nicht geſchehen iſt, werden manche ausführliche Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand, wie z. B. die von Yelin in München, unbrauchbar. Bei den Bewegungen, welche uns das Barometer zeigt, gibt es wenige Phänomene, welche dieſe Correction ſo ſehr erfodern, als das vorliegende. Iſt nämlich die Temperatur des Raumes, in welchem das Barometer hängt, am Nachmittage etwa 3° höher als am Morgen, ſo ſteht in Folge der dadurch bewirkten Erwärmung des Queckſilbers das Barometer etwa 0,‴2 höher, als wenn die Wärme ſeit dem Morgen unverändert geblieben wäre. Während dieſer Zeit ſinkt das Barometer und dieſe Depreſſion beträgt bei unveränderter Temperatur in unſern Klimaten etwa 0,‴3, da aber das Queckſilber in Folge der Erwärmung etwa 0,‴2 geſtiegen iſt, ſo beobachtet man nur eine Depreſſion von 0,‴3 — 0,‴2 = 0,‴1, der wegen Vernachläſſigung der erwähnten Correction begangene Fehler beträgt alſo etwa ⅓ des Ganzen.

Um zu zeigen, wie dieſe tägliche Periode beſchaffen ſei, möge es genügen, die mittlern Barometerſtände zu Cumana in 10° 28′ N., Halle in 51° 29′ N. und Åbo in 60° 57′ N. mitzutheilen; erſtere nach mehrtägigen Beobachtungen Humboldt's, die letztern nach mehrjährigen Beobachtungen von Hällſtröm, und die mittlern nach nahe zehnjährigen Meſſungen von mir. Eine ausführliche Tabelle der bekannten Beobachtungen habe ich in meinem Lehrbuche der Meteorologie (2. Bd. S. 254) gegeben. Ich bemerke dabei nur, daß hier, ſowie in allen folgenden Beſtimmungen, die Stunde des Mittags mit 0 bezeichnet wird, und daß ich von da die Stunden bis 24 zähle, ſodaß alſo z. B. 21 Uhr ſo viel als neun Uhr Morgens iſt.

9) Ephem. Soc. Meteorol. Palat. 1784. p. 230.

Digitized by Google

Stunde.	Cumana.	Halle.	Abo.
0	335,‴384	334,‴014	336,‴598
1	5,123	3,961	6,587
2	4,898	3,902	6,580
3	4,753	3,858	6,572
4	4,674	3,834	6,572
5	4,753	3,83	6,578
6	4,876	3,866	6,590
7	5,052	3,912	6,612
8	5,225	3,964	6,634
9	5,395	4,008	6,656
10	5,519	4,035	6,670
11	5,645	4,030	6,669
12	5,514	4,063	6,643
13	5,365	3,966	6,607
14	5,224	3,928	6,567
15	5,083	3,904	6,523
16	4,985	3,902	6,492
17	5,041	3,925	6,476
18	5,213	3,969	6,478
19	5,390	4,023	6,495
20	5,563	4,074	6,526
21	5,716	4,106	6,554
22	5,718	4,117	6,587
23	5,577	4,087	6,605

Dieſe drei Orte zeigen in der Größe des Luftdrucks mehr oder minder beſtimmt die tägliche Periode; vom Mittag an nämlich ſinkt das Barometer und erreicht in Cumana nahe um vier Uhr, in Halle zwiſchen vier und fünf Uhr, in Abo zwiſchen drei Uhr und vier Uhr ſeinen niedrigſten Stand. Nun fängt es an zu ſteigen und erreicht in Cumana gegen eilf Uhr, in Halle und Abo etwas nach zehn Uhr ſeinen höchſten Stand. Es ſinkt nun ziemlich regelmäßig, bis es in Cumana etwas nach 16 Uhr, in Halle nahe um 16 Uhr und in Abo nach 17 Uhr ſeinen tiefſten Stand erreicht hat, worauf es bis zum Maximum am Morgen ſteigt, deſſen Moment in Halle und Cumana zwiſchen 21 und 22 Uhr und in Abo gegen 23 Uhr eintritt. Zugleich zeigt ſich, daß die Größen dieſer täglichen Bewegungen ſehr ungleich ſind, denn um nur bei der Abnahme des Luftdrucks von dem Maximum am Morgen ſtehen zu bleiben, ſo ſinkt das Barometer in Cumana von 22 Uhr bis vier Uhr um 1,‴074, in Halle von 22 Uhr bis vier Uhr um 0,‴283 und in Abo von 23 Uhr bis drei Uhr um 0,‴033.

Sollten bei dieſen Beſtimmungen alle Fehler entfernt ſein, welche durch ungleiche Beſchaffenheit des Wetters und die von letzterm abhängenden unregelmäßigen Bewegungen des Barometers entſtehen, ſo würde eine vieljährige Reihe von Beobachtungen erfoderlich ſein. Um den Einfluß von ihnen, ſowie von den Fehlern zu verkleinern, welche beim Ableſen des Barometers begangen werden können, ſcheint es am zweckmäßigſten, aus den mitgetheilten Größen eine Gleichung abzuleiten, welche zuerſt von Lambert [10]) auf meteorologiſche Phänomene angewendet und in der Folge von Hällſtröm und Andern mit Erfolg bei der vorliegenden Unterſuchung benutzt wurde. Stellen wir uns nämlich den Tag als Kreis vor, auf deſſen Peripherie 24 gleiche Theile die einzelnen Stunden bezeichnen, rechnen wir den Nullpunkt der Theilung vom Mittage an, ſo entſpricht einer jeden Stunde ein Bogen von 15°, und der zu der nten Stunde gehörige Punkt der Peripherie entſpricht dem Grade n.15°. Iſt dann B_n der zu dieſer Stunde gehörige Barometerſtand, und ſind B, v_1, v_2, v_3 .... conſtante Coëfficienten, u_1, u_2, u_3 .... conſtante Hilfswinkel, ſo können wir annehmen, es ſei

$$B_n = B + v_1 \sin(n.15° + u_1) + v_2 \sin(n.30° + u_2) + v_3 \sin(n.45° + u_3) + \ldots$$

wo man ſo viele Glieder entwickeln kann, als man für nöthig hält. Handelt es ſich darum, den täglichen Gang des Barometers im Laufe des Jahres zu beſtimmen, ſo genügen in der Regel die drei erſten Glieder, zur Beſtimmung des Ganges in den einzelnen Monaten ſind in unſern Klimaten aber alle vier Glieder auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens erfoderlich. Ich habe dieſen Ausdruck auf eine Menge von Beobachtungen angewendet, deren geographiſche Lage ſehr verſchieden war, und ſtets fand ich eine ziemlich große Übereinſtimmung zwiſchen den beobachteten und berechneten Werthen. Da in dieſer Gleichung B den mittlern Barometerſtand bezeichnet, während v_1 und v_2 Größen ſind, welche ſich auf die ungleiche Größe dieſer Schwankungen in verſchiedenen Gegenden beziehen, ſo iſt begreiflich, daß ihre Werthe an verſchiedenen Orten ungleich ſein müſſen. Die Hilfswinkel u_1 und u_2 dagegen, welche die Art angeben, wie ſich der Barometerſtand ändert, zeigen an allen von mir näher unterſuchten Orten eine ſo große Übereinſtimmung, daß wir annehmen können, ihr arithmetiſches Mittel entſpreche ziemlich genau dem wahren Gange der Natur. Eine Reihe von Beobachtungen vom Äquator bis zu höhern Breiten gibt $u_1 = 183° 0'$ und $u_2 = 154° 34'$ und die allgemeine Gleichung wird mithin

$$B_n = B + v_1 \sin(n.15° + 183° 0') + v_2 \sin(n.30° + 154° 34').$$

Iſt dieſe Gleichung ſchon inſofern intereſſant, als ſie uns zeigt, daß dieſes Phänomen bis in die Nähe des Polarkreiſes auf dieſelbe Art ſtattfinde, ſo gibt ſie uns zugleich ein Mittel an die Hand, die Größe der Oscillationen an Orten zu beſtimmen, wo nur wenige Meſſungen gemacht ſind. Haben wir nämlich nur drei im Laufe des Tages gemachte Beobachtungen (wozu zehn Uhr Morgens und Abends und vier Uhr Abends vorzugsweiſe zu empfehlen ſind), ſo ſind uns dadurch die Bedingungen gegeben, um die Größen B, u_1 und u_2, alſo den mittlern Barometerſtand und den Umfang dieſer Schwankungen am Beobachtungsorte zu erlangen; iſt die Zahl der Beobachtungen größer als drei, ſo laſſen ſich dieſe Größen nach der Methode der kleinſten Quadratſummen noch ſchärfer angeben. Ein Beiſpiel möge das Geſagte erläutern. Vierjährige Beobachtungen (1824—1827) von Hallaſchka in Prag geben im Mittel folgende Barometerſtände: um 0^h 329,‴827, um 3^h 329,‴642, um 10^h 329,‴835 und um 20^h 329,‴890, und wir erhalten alſo die folgenden vier Gleichungen:

10) Pyrometrie. S. 345.

Digitized by Google

$$0^h : 329,'''827 = B + u_1 \sin 183^\circ + u_2 \sin 154^\circ 34'$$
$$3^h : 329,'''642 = B + u_1 \sin 228^\circ + u_2 \sin 244^\circ 34'$$
$$10^h : 329,'''835 = B + u_1 \sin 333^\circ + u_2 \sin 94^\circ 34'$$
$$20^h : 329,'''890 = B + u_1 \sin 123^\circ + u_2 \sin 34^\circ 34'$$

Hieraus ergibt ſich:

$$B = 329,'''7735$$
$$u_1 = 0,05444, \ \log u_1 = 8,73592$$
$$u_2 = 0,1121, \ \log u_2 = 9,04955$$

Durch dieſes Verfahren iſt es mir möglich geworden, das vorliegende Phänomen an einer Reihe von Orten zu beſtimmen, wo nur wenige Meſſungen täglich gemacht ſind.

Suchen wir die Wendeſtunden auf, ſo zeigen die Orte, an denen das Phänomen bisher unterſucht wurde, eine ſo große Uebereinſtimmung, daß wir die Abweichungen theils in die unvermeidlichen Beobachtungsfehler, theils in den Umſtand legen müſſen, daß die meiſten Meſſungen zwiſchen den Wendekreiſen nur eine Zeit von wenigen Tagen umfaſſen. Wir finden nämlich folgende Tafel, in welcher ich ſtatt der Minuten Decimaltheile der Stunde genommen habe.

Ort.	Breite.	Min.	Max.	Min.	Max.	Beobachter.
Großer Ocean	0	3,^{h}91	10,^{h}02	15,^{h}66	21,^{h}55	Horner.
Popayan	2° 26′ N.	3, 98	10, 15	15, 84	21, 74	Caldas.
Ibague	4. 28 N	3, 87	9, 97	15, 68	21, 54	v. Humboldt.
Santa Fé de Bogota	4. 36 N.	4, 01	10, 05	15, 78	21, 52	Bouſſingault.
Payta	5. 6 S.	3, 82	11, 04	15, 70	20, 60	Freycinet.
Sierra Leone	8. 30 N.	4, 12	10, 38	16, 06	21, 81	Sabine.
Cumana	10. 28 N.	4, 26	10, 58	15, 97	21, 68	Humboldt.
Carracas	10. 31 N	4, 07	10, 37	15. 77	21, 59	Humboldt.
La Guayra	10. 36 N.	4, 00	10, 23	15, 41	21, 24	Bouſingault.
Callao	12. 3 S.	3, 70	9. 77	15, 42	21, 40	Humboldt.
Lima	12. 3 S.	3, 37	9, 81	15, 33	20, 93	Humboldt.
Madras	13. 4 N	3, 88	10, 07	16, 10	22, 12	Goldingham.
Chittledroog	14. 11 N	4, 00	10, 28	16, 47	22, 13	Kater.
Großer Ocean	16. 0 S.	4, 15	10, 31	15, 97	21, 70	Horner.
Taiti	17. 29 S.	3, 72	9, 43	14, 97	21, 18	Simonoff.
Großer Ocean	18. 0 N	3, 97	10, 31	15, 64	21, 37	Horner.
Meriko	19. 26 N.	3, 62	11, 15	15, 40	20, 17	Humboldt.
Calcutta	22. 35 N.	4, 67	10, 45	15, 42	21, 84	Balfour.
Rio Janeiro	22. 54 S	3, 92	9, 88	15, 75	21, 76	Dorta.
Kairo	30. 2 N	4, 00	10, 75	15. 92	21, 19	Coutelle.
Padua	45. 24 N.	4, 39	10, 59	16, 16	21, 96	Chiminello.
München	48. 8 N.	4, 09	10, 03	16, 07	22, 13	Yelin.
Halle	51. 29 N.	4, 30	10, 37	15, 57	21, 68	Kämtz.
Åbo	60. 27 N.	4, 05	10, 15	17, 38	23, 37	Hällſtröm.

Nehmen wir das Mittel dieſer Beſtimmungen, ſo ereignet ſich

Minimum um	4,^{h}09
Maximum	10, 18
Minimum	15, 75
Maximum	21, 62

So übereinſtimmend auch die Wendeſtunden im Mittel des Jahres vom Äquator bis zu einer Breite von mehr als 50 Graden ſind, ſo ſind ſie in unſern Breiten doch nicht zu allen Jahreszeiten gleich. Obgleich bereits die alten Beobachtungen von Chiminello dieſen Umſtand mit großer Beſtimmtheit zeigen, ſo wurde er doch erſt von Ramond [11]) mit Beſtimmtheit hervorgehoben, indem er ſagte, das Maximum am Morgen, ſowie das Minimum am Abende lägen im Winter näher an der Culmination der Sonne, als im Sommer. Meine Beobachtungen beſtätigen dieſes auf eine ſehr entſchiedene Weiſe, dieſe geben nämlich in den einzelnen Monaten die folgenden Momente:

Monat.	Minimum.	Maximum.	Minimum.	Maximum.
Januar	2,^{h}91	10,^{h}31	17,^{h}07	21,^{h}96
Februar	3, 33	10, 06	16, 23	21, 63
März	3, 78	9, 55	15, 48	21, 82
April	4, 50	10, 37	15, 37	21, 57
Mai	5, 53	11, 03	15, 03	21, 13
Juni	5, 13	10, 93	14, 90	20, 70
Juli	5, 21	11, 04	15, 04	20, 48
Auguſt	4, 90	10, 66	15, 03	21, 13
September	4, 58	10, 38	15, 38	21, 68
October	4, 17	10, 24	15, 97	22, 07
November	3, 52	9, 85	16, 68	22, 08
December	3, 15	9, 11	16, 91	22, 18

Obgleich in dieſer Tafel noch mehre Anomalien vorhanden ſind, welche erſt durch eine länger fortgeſetzte Reihe von Meſſungen entfernt werden können, ſo ſehen wir doch auf eine ſehr beſtimmte Weiſe, daß am Nachmittage das Minimum, ſowie das Maximum im Winter früher ſtattfindet, als im Sommer, während am Morgen das Gegentheil ſich ereignet. Durch analytiſche Ausdrücke habe ich die Größe dieſer Schwankungen beſtimmt und finde für die Extreme im Winter und Sommer folgende Momente:

Minimum,	Winter	2,^{h}93;	Sommer	5,^{h}35
Maximum	—	9, 75	—	11, 15
Minimum	—	17, 05	—	14, 98
Maximum	—	22, 22	—	20, 59

Es iſt bereits erwähnt, daß dieſe regelmäßige tägliche Bewegung des Barometers mit der Annäherung an die Pole kleiner wird; um jedoch die Verhältniſſe in dieſer Hinſicht näher zu vergleichen, müſſen wir uns darüber vereinigen, welche Größe dabei zum Grunde gelegt werden ſolle. Humboldt und nach ihm die meiſten Phyſiker nehmen den Unterſchied der beiden Barometerſtände, welche um zehn Uhr Morgens und vier Uhr Abends gefunden ſind; in dieſem Falle jedoch werden die beiden andern Extreme am Morgen und am Abende nicht berückſichtigt, was mir nicht erlaubt zu ſein ſcheint; dazu kommt, daß beſonders in unſern Breiten die Winde auf dieſe tägliche Bewegung einen großen Einfluß äußern, indem bei öſtlichen Winden das Maximum am Abende niedriger, bei weſtlichen dagegen höher iſt, als das Maximum am Morgen. Daher iſt es ſchon beſſer, wenn man das Minimum am Nachmittage von dem Mittel der beiden Maxima ſubtrahirt, weil dadurch der Einfluß der Witterung und namentlich Windrichtung auf dieſes Phänomen eliminirt wird; noch zweckmäßiger ſcheint es mir, das Mittel der beiden Minima von dem Mittel der beiden Maxima zu ſubtrahiren und auf dieſe Art die mittlere regelmäßige Oscillation während des Tages anzugeben. Der obige

11) Mém. de l'Institut 1808. p. 105.

Digitized by Google

allgemeine Ausdruck verſtattet es, das Minimum am Morgen ziemlich genau zu beſtimmen. Wofern nicht ausdrücklich das Gegentheil erwähnt iſt, werde ich in dem Folgenden ſtets dieſe Größe zu Grunde legen.

Ich habe vorher von dem Einfluſſe geſprochen, welchen die Jahreszeiten in unſern Breiten auf die Wendeſtunden äußern. Auch die Größe der Oscillationen hängt davon ab. Ramond's Beobachtungen zeigen, daß der Unterſchied zwiſchen dem Maximum am Morgen und dem Minimum am Abende im Winter am kleinſten, im Frühlinge am größten ſei; die von Chiminello dagegen geben das Mininum im Winter, das Maximum aber im Herbſte. Ich übergehe andere mehr oder weniger von einander abweichende Beſtimmungen, weil bei den meiſten derſelben die Reihe von Jahren zu klein war, oder weil die Beobachter zwar zu ſolchen Stunden beobachtet hatten, welche zwar im Mittel des Jahres mit den Wendeſtunden zuſammenfielen, aber in den einzelnen Jahreszeiten oft bedeutend davon abwichen. Ich gebe in der folgenden Tafel die Reſultate meiner zehnjährigen Beobachtungen in Halle; in der zweiten Spalte iſt der Unterſchied zwiſchen dem Maximum am Morgen und dem Minimum am Abende, in der dritten die mittlere tägliche Oscillation enthalten.

Monat.	Maximum am Morgen u. Minimum am Abende.	Mittlere Oscillation.
Januar	0,"175	0,"173
Februar	0, 229	0, 208
März	0, 227	0, 209
April	0, 326	0, 248
Mai	0, 360	0, 236
Juni	0, 402	0, 249
Juli	0, 385	0, 251
Auguſt	0, 383	0, 254
September	0, 337	0, 238
October	0, 380	0, 251
November	0, 201	0, 181
December	0, 186	0, 169

Wenn auch dieſe Tafel noch manche unregelmäßige Sprünge zeigt, welche ihren Grund darin haben, daß die Meſſungen noch nicht hinreichend lange fortgeſetzt ſind, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß das Minimum im Winter ſtattfindet, daß die täglichen Bewegungen von hier bis zum Sommer zunehmen und von da wieder bis zum Winter kleiner werden. Das Geſetz dieſer Änderungen wird für die mittlere tägliche Oscillation ausgedrückt durch die Function

$$\Delta_n = 0,''2222 + 0,''0391 \sin(n \,.\, 30^\circ + 278^\circ\ 14') + 0,''0164 \sin(n \,.\, 60^\circ + 310^\circ\ 31')$$

für den Unterſchied zwiſchen dem Maximum am Morgen und dem Minimum am Abende durch die Function

$$\Delta_n = 0,''2992 + 0,''1108 \sin(n \,.\, 30^\circ + 271^\circ\ 40') + 0,''0185 \sin(n \,.\, 60^\circ + 282^\circ\ 10')$$

wo n die Zahl des Monates iſt, wenn der Januar mit o bezeichnet iſt, während Δ_n die ihm entſprechende Oscillation angibt. Dieſen Ausdrücken zufolge tritt das Minimum der mittlern Oscillation am 29. Dec. ein und iſt 0,"167; das Maximum am 23. Aug. iſt 0,"257. Das Minimum für den Unterſchied der beiden Stunden am Morgen und Abende iſt im Anfange des Januar und iſt 0,"170, das Maximum am Ende des Juli iſt 0,"395. Zwiſchen den Wendekreiſen iſt ein ſolcher Einfluß der Jahreszeiten noch nicht erkannt, jedoch ſind bisher nirgends die Beobachtungen auf eine hinreichend umfaſſende Art lange Zeit verfolgt worden. Die mitgetheilten Größen zeigen indeſſen, daß wir für Europa dieſe Größe nur durch Meſſungen beſtimmen können, welche wenigſtens ein Jahr umfaſſen, weil ſonſt der Einfluß der Jahreszeiten nicht entfernt würde.

Das vorliegende Phänomen zeigt bedeutende Änderungen, wenn wir uns an demſelben Orte von der Oberfläche des Meeres zu den höhern Regionen der Atmoſphäre erheben, indem der Unterſchied zwiſchen dem Maximum am Morgen und dem Minimum am Abende kleiner wird, wobei die Wendeſtunden ſich zugleich ändern. Beſonders hob Daniell dieſen Umſtand hervor, indem er zeigte, daß die gleichzeitigen Beobachtungen in Genf und auf dem St. Bernhard dieſe Thatſache bewieſen; zwiſchen den Wendekreiſen glaubte Humboldt keine Spur einer Änderung des Phänomens mit der Höhe zu finden. Obgleich durch die erwähnten Beobachtungen in den Alpen das Phänomen theilweiſe erkannt war, ſo fehlte es doch an Meſſungen, wodurch das Geſetz deſſelben erwieſen wurde. Im J. 1832 beobachtete ich eine Zeit lang das Barometer von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends ſtündlich auf dem Rigi (5550 Fuß Höhe), während Horner daſſelbe in Zürich that; ſpäterhin wurde dieſelbe Arbeit auf dem Faulhorn im berner Oberlande (8200 Fuß) wiederholt, während Horner in Zürich und Gautier in Genf das Barometer regelmäßig beobachteten. Im J. 1833 wiederholte ich dieſe Arbeiten an beiden Stationen. Dieſe verſchiedenen Beobachtungsreihen haben ſehr nahe übereinſtimmende Reſultate geliefert; es möge daher genügen, die Meſſungen vom 11. Sept. bis 5. Oct. 1832 mitzutheilen.

Barometer bei 0° R.

Stunde.	Faulhorn.	Zürich.	Genf.
Mittag	247,"308	324,"305	322,"465
1	7, 251	4, 159	313
2	7, 210	4, 044	205
3	7, 174	3, 917	124
4	7, 136	3, 891	057
5	7, 128	3, 937	065
6	7, 142	4, 014	123
7	7, 093	4, 137	257
8	7, 104	4, 278	393
9	7, 108	4, 363	483
10	7, 097	4, 401	532
11	7, 074	4, 390	536
12	7, 042	4, 364	501
13	6, 999	4, 325	445
14	6, 948	4, 289	391
15	6, 899	4, 275	362

Digitized by Google

Stunde.	Faulhorn.	Zürich.	Genf.
16	246,"868	324,"290	322,"371
17	6, 869	4, 338	418
18	6, 934	4, 402	475
19	6, 986	4, 478	572
20	7, 079	4, 552	651
21	7, 192	4, 578	685
22	7, 308	4, 545	660
23	7, 316	4, 435	578

An den beiden in der Tiefe liegenden Orten zeigt das Barometer einen ziemlich übereinſtimmenden Gang, und die vorhandenen Ungleichheiten haben ihren Grund in den noch vorhandenen Beobachtungsfehlern und den zufälligen Störungen durch die Witterung. Von etwa drei Uhr Morgens ſteigt das Barometer bis nach neun Uhr, worauf es bis etwa vier Uhr Abends ſinkt und dann bis nach zehn Uhr Abends ſteigt. Auf dem Faulhorne dagegen erreicht das Barometer ſeinen tiefſten Stand am Morgen nach vier Uhr und ſteigt von nun an ohne Unterbrechung bis gegen Mittag; nun tritt ein langſames Sinken ein, welches aber, mehr oder minder ſchnell, bis zum folgenden Morgen fortdauert. Das Minimum, welches am Nachmittag in der Tiefe beobachtet wird, gibt ſich in der Höhe durch ein ſchnelleres Sinken, das Maximum am Abende dagegen durch ein langſameres Sinken zu erkennen. Um die Verhältniſſe noch beſſer zu überſehen, habe ich die folgenden Functionen aus den mitgetheilten Meſſungen hergeleitet.

Zürich: $B_n = 324{,}''2767 + 0{,}''2023 \sin(n.15° + 189°35') + 0{,}''1871 \sin(n.30° + 160°26') + 0{,}''0097 \sin(n.45° + 122°25')$

Genf: $B_n = 322{,}''4024 + 0{,}''1695 \sin(n.15° + 186°27') + 0{,}''1909 \sin(n.30° + 154°11') + 0{,}''0058 \sin(n.45° + 33°26')$

Faulhorn: $B_n = 247{,}''0951 + 0{,}''1550 \sin(n.15° + 56°29') + 0{,}''0984 \sin(n.30° + 127°16') + 0{,}''0201 \sin(n.45° + 173°59')$.

Suchen wir aus dieſen Formeln die Wendeſtunden und Extreme her, ſo finden wir

	Zürich.		Genf.	
Minimum	t=3,"97,	B_t=323,895	t=4,"22,	B_t=322,052
Maximum	10, 60,	324,393	10, 60,	2,539
Minimum	15, 95,	324,275	15, 27,	2,360
Maximum	20, 93,	324,568	21, 13,	2,675

Die mittlere Oscillation iſt in Zürich = 0,"396 und in Genf 0,"401, alſo im Mittel 0,"3985, eine Größe, die für die Jahreszeit allerdings ſehr bedeutend iſt und ihren Grund wol darin beſonders hat, daß die Witterung im Allgemeinen ausgezeichnet ſchön und heiter war. Im J. 1833 wehten faſt anhaltend heftige Stürme, im Auguſt und September war ich auf dem Faulhorn von mehre Fuß hohem friſchen Schnee umgeben, und die Oscillationen waren in der Tiefe weit kleiner, dabei war das Maximum am Abende weit höher als das am Morgen, und nun ſtieg das Barometer von ſechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends und ſank von nun bis zum folgenden Morgen.

Da uns dieſe Meſſungen zeigen, daß ſich das Phänomen mit der Höhe des Beobachtungsortes über dem Meere ändert, ſo ſehen wir uns genöthigt, bei Vergleichung der Verhältniſſe in verſchiedenen Breiten eine Correction wegen der Höhe anzubringen. Dabei ſcheint es mir nothwendig, daß wir in der Höhe die Barometerſtände aufſuchen, welche zu den Wendeſtunden in der Tiefe ſtattfinden und dann das Mittel der beiden zur Zeit der Minima gefundenen Größen von dem Mittel der beiden zur Zeit der Maxima erhaltenen ſubtrahiren. So finden wir in dem obigen Beiſpiel in der Tiefe 0,"3985 bei einem mittlern Barometerſtande von etwa 323", auf dem Faulhorne 0,"119 bei einem mittlern Barometerſtande von 247". Und um die Reduction auf den Barometerſtand von 337,"5 am Ufer des Meeres vorzunehmen, ſcheint es mir zweckmäßig folgende Gleichung zu entwickeln. Es ſei b der Barometerſtand am Beobachtungsorte, $\triangle_b$ der bei ihm ſtattfindende mittlere Unterſchied der Extreme, während $\triangle$ die letztere Größe am Ufer des Meeres bezeichnen würde, ſo können wir annehmen, es ſei

$$\triangle_b = \triangle - (337{,}5 - b) \,.\, a$$

wo a ein durch die Beobachtungen zu beſtimmender Coëfficient iſt. Die eben erwähnten Meſſungen geben a = 0,003678

Meine Beobachtungen auf dem Rigi im J. 1832 gaben . . . . a = 0,003694
Meine Beobachtungen auf dem Rigi im J. 1833 . . . . a = 0,003986
Meine Beobachtungen auf dem Faulhorne im J. 1833 . . . . a = 0,002758
Sauſſure's Beobachtungen auf dem Col du Géant . . . . a = 0,004053
Eine Reihe von Meſſungen, welche Eſchmann im Winter auf dem Rigi anſtellte . . . . a = 0,002856
Eine Reihe von Beobachtungen von Buchwalder auf dem Sentis in Appenzell . a = 0,003630
Die Beobachtungen, welche unter Lohrmann's Leitung an verſchiedenen Orten in Sachſen gemacht werden . . . . a = 0,003628

Dieſe Größen zeigen eine große Übereinſtimmung. Humboldt bezweifelt eine bedeutende Einwirkung der Höhe auf dieſes Phänomen zwiſchen den Wendekreiſen, eine genauere Unterſuchung der von ihm und Andern in Südamerika in der Nähe des Äquators gemachten Meſſungen beſtätigt indeſſen auch hier die eben mitgetheilte Thatſache. Ich finde daraus a = 0,002441; nehmen wir das Mittel aller dieſer Beſtimmungen, ſo wird

$$\triangle_b = \triangle - 0{,}003413\,(337{,}5 - b)$$

oder

$$\triangle = \triangle_b + 0{,}003413\,(337{,}5 - b)$$

Die folgende Tafel enthält alle Beſtimmungen dieſer mittlern täglichen Oscillation, welche entweder durch eine größere Zahl von Meſſungen gefunden ſind, oder welche ich aus wenigen während des Tages angeſtellten Beobachtungen hergeleitet habe. In der letzten Spalte ſind ſämmtliche Größen entweder auf den Barometerſtand von 337,"5 reducirt oder unverändert gelaſſen, wenn das Inſtrument nur wenige Fuß über dem Meere hing

Digitized by Google

Ort.	Breite.	Mittlerer Barometerſtand.	Mittlere Oscillation.	Reducirt auf 337,‴5.
Lima	12° 3′ S.	328,‴8	1,‴202	1,‴232
Caracas	10. 31 N.	302, 3	0, 960	1, 080
Payta	5. 6 S.	336, 0	0, 921	0, 921
Santa Fé de Bogota	4. 36 N.	248, 2	0, 889	1, 194
Ibague	4. 28 N.	292, 0	0, 851	1, 006
Popayan	2. 26 N.	274, 0	0, 850	1, 067
la Guayra	10. 36 N.	336, 6	0, 839	0, 842
Calcutta	22. 35 N.	336, 4	0, 815	0, 819
Callao	12. 3 S.	336, 8	0, 814	0, 815
Cumana	10. 28 N.	335, 2	0, 789	0, 797
Großer Ocean	0		0, 756	0, 756
Rio Janeiro	22. 54 S.	339, 1	0, 754	0, 754
Chittledroog	14. 11 N.	308, 1	0, 733	0, 799
Taïti	17. 29 S.	337, 5	0, 729	0, 729
Mexico	19. 26 N.	258, 5	0, 704	0, 973
Großer Ocean	16. 0 N.		0, 688	0, 688
Sierra-Leone-Küſte	8. 30 N.	334, 4	0, 685	0, 696
Cairo	30. 2 N.	335, 7	0, 683	0, 689
Quito	0. 13 S.	245, 5	0, 655	0, 969
Großer Ocean	18. 0 N.		0, 641	0, 641
Antiſara	0. 33 N.	208, 5	0, 557	0, 997
Rom	41. 54 N.	335, 3	0, 435	0, 442
Baſel	47. 34 N.	327, 5	0, 373	0, 407
Viviers	44. 29 N.	334, 9	0, 372	0, 381
Brüſſel	50. 50 N.	335, 6	0, 355	0, 361
Clermont	45. 47 N.	322, 7	0, 346	0, 362
Mailand	45. 28 N.	333, 4	0, 333	0, 347
Chur	46. 51 N.	315, 2	0, 316	0, 392
Frankfurt a. M.	50. 8 N.	333, 6	0, 316	0, 329
Arnſtadt	50. 50 N.	326, 0	0, 296	0, 335
Heidelberg	49. 25 N.	333, 5	0, 288	0, 297
Mannheim	49. 29 N.	332, 8	0, 255	0, 271
Paris	48. 50 N.	335, 4	0, 242	0, 249
Jena	50. 56 N.	332, 1	0, 241	0, 259
Chriſtiania	59. 55 N.	336, 0	0, 230	0, 230
Prag	50. 5 N.	329, 8	0, 227	0, 253
Padua	45. 24 N.	335, 5	0, 214	0, 227
München	48. 8 N.	318, 4	0, 213	0, 278
Halle	51. 29 N.	334, 0	0, 209	0, 221
Dresden	51. 7 N.	330, 0	0, 209	0, 235
Gotha	50. 56 N.	324, 0	0, 199	0, 245
Zittau	50. 52 N.	328, 0	0, 199	0, 231
Münſter	51. 58 N.	334, 6	0, 189	0, 199
Wetzlar	50. 32 N.	329, 7	0, 174	0, 201
Apenrade	55. 3 N.	336, 4	0, 159	0, 163
Berlin	52. 33 N.	336, 3	0, 152	0, 156
Hungerhafen	53. 38 S.	332, 7	0, 152	0, 162
Altenberg	50. 45 N.	308, 4	0, 146	0, 245
Freiberg	50. 55 N.	321, 9	0, 136	0, 188
Krakau	50. 4 N.	329, 1	0, 131	0, 160
Danzig	54. 21 N.	336, 6	0, 130	0, 133
Åbo	60. 27 N.	337, 0	0, 113	0, 114
Edinburgh	55. 56 N.	331, 1	0, 092	0, 114
Königsberg	54. 42 N.	337, 3	0, 084	0, 084
Kaſan	55. 48 N.	336, 1	0, 052	0, 057

Die obige Tafel zeigt auf eine beſtimmte Art, daß die Oscillationen deſto geringer werden, je weiter wir uns von dem Äquator entfernen; manche Anomalien haben ihren Grund unſtreitig darin, daß das Phänomen an vielen der mitgetheilten Orte nur aus drei oder vier Beobachtungen im Laufe des Tages hergeleitet wurde und daß mithin noch nicht alle Anomalien entfernt ſind. Ob aber außer der Breite nicht noch die Länge dabei eine Rolle ſpiele, oder ob wenigſtens im Innern des alten Continents die Oscillationen nicht vielleicht kleiner ſind als an der Weſtküſte, wage ich nicht mit Beſtimmtheit auszuſprechen, da die Zahl der Beſtimmungen zu klein iſt, obgleich mir dieſer Satz ſehr wahrſcheinlich ſcheint, wie eine Vergleichung von Edinburgh mit Kaſan zeigt. Um die in der obigen Tafel vorhandenen Anomalien zu entfernen, können wir uns der Interpolationsformel

$$\Delta_\varphi = a + b \cos^2 \varphi$$

bedienen, wo a und b conſtante Coëfficienten ſind, welche durch die Beobachtungen beſtimmt werden müſſen, während $\Delta\varphi$ die der Breite φ zugehörige mittlere Oscillation bezeichnet. Ich habe die Werthe von a und b in verſchiedenen Meridianen beſtimmt, wage indeſſen wegen des Mangels einer größern Zahl von Beobachtungen noch nicht, die Reſultate als völlig naturgemäß anzugeben. Hier möge es genügen die Breite anzugeben, wo $\Delta = 0$ wird, d. h. wo die Oscillationen auf die angegebene Weiſe verſchwinden. Dieſes geſchieht an der Weſtküſte von Süd-Amerika in 62° 42′ S., an der Oſtküſte in 62° 34′ S. an der Weſtküſte von Europa in 69° 2′ N., im weſtlichen Teutſchland in 63° 48′ N. und im öſtlichen Teutſchland und Preußen in 61° 49′ N. Woſern die drei letzten Beſtimmungen durch künftige Meſſungen beſtätigt werden ſollten, ſo würde daraus folgen, daß im Innern Europa's die Oscillationen bei einerlei Breite kleiner ſind als in England, und ebenſo ſcheinen ſie in Hindoſtan bei einerlei Breite geringer zu ſein als in Süd-Amerika. Obgleich es nun wahrſcheinlich iſt, daß a und b nicht blos in verſchiedenen Meridianen, ſondern ſogar in verſchiedenen Stücken deſſelben Meridians ungleiche Werthe haben, — auf eine ähnliche Weiſe, als ich dieſes für die Vertheilung der Temperatur gezeigt habe —, ſo ſcheint es mir doch bei dem jetzigen Zuſtande unſerer Kenntniſſe am zweckmäßigſten, anzunehmen, daß ſie auf der ganzen Erde gleich ſeien. Dann geben bei Anwendung der Methode der kleinſten Quadrate die obigen Meſſungen die Gleichung

$$\Delta\varphi = -0{,}'''2762 + 1{,}2877 \cos^2\varphi.$$

Am Äquator beträgt dieſe Größe darnach 1,‴011 und am Pole — 0,‴276. Dieſe Gleichung weicht ſehr bedeutend von derjenigen ab, welche ich in meinem Lehrbuche der Meteorologie (II, 278) entwickelt habe. Dort fand ich nämlich

$$\Delta\varphi = -0{,}'''1491 + 1{,}'''0028 \cos^2\varphi$$

und erhielt demnach für den Äquator 0,‴854, für den Pol 0,‴149. Jedenfalls iſt aber die obige Gleichung weit genauer, denn nicht blos iſt ſie aus einer weit größern Zahl von Meſſungen hergeleitet, ſondern es iſt dabei auch auf

Digitized by Google

die Abhängigkeit des Phänomens von der mittlern Höhe des Barometers Rückſicht genommen. Da die Meſſungen in der Nähe des Äquators namentlich oft mehre tauſend Fuß über dem Meere angeſtellt ſind, ſo ſind die Oscillationen wegen dieſes Umſtandes zu klein, und dies muß nothwendig auf das Endreſultat einen großen Einfluß haben. Aus dieſem Grunde ſind auch die Abweichungen beider Formeln von einander in niedern Breiten bedeutend, während ſie die mittlern Reſultate geben, die nur wenig von einander abweichen.

In der folgenden Tafel habe ich die Breite mitgetheilt, in welcher die daneben ſtehenden mittlern Oscillationen ſtattfinden.

$\Delta\varphi$		φ
1,‴000	in	5° 26′
0, 900	—	17. 52
0, 800	—	23. 55
0, 700	—	29. 28
0, 600	—	34. 26
0, 500	—	39. 4
0, 400	—	43. 34
0, 300	—	48. 1
0, 200	—	52. 33
0, 100	—	57. 17
0	—	62. 25
— 0, 100	—	68. 17
— 0, 200	—	75. 55
— 0, 276	—	90

Bis zu einer Breite von 55 bis 60° iſt die Richtigkeit dieſer Größen ziemlich erwieſen, und ſpätere Beobachtungen werden ſie wahrſcheinlich nicht ſehr bedeutend abändern, bei weitem ſchwieriger iſt die Entſcheidung der Frage, ob gegen die Pole hin die Oscillationen nur langſam kleiner werden, oder ob wirklich eine Umkehrung ſtattfindet, d. h. daß das Barometer hier um vier Uhr Morgens und Abends höher ſteht, als um zehn Uhr Morgens und Abends. Daniell iſt, ſo viel mir bekannt, der erſte Phyſiker, welcher behauptete, daß die Oscillationen in höhern Breiten denen in niedern völlig entgegengeſetzt wären; ich zeigte jedoch bald nach dem Erſcheinen von Daniell's Arbeit, daß dieſe Behauptung durch die Beobachtungen in Chriſtiania eine geringe Unterſtützung fände. Späterhin iſt der Gegenſtand von Hällſtröm und mir unterſucht worden, und wenngleich die von uns entwickelten Gleichungen eine ſolche Umkehrung nachweiſen, ſo darf dabei doch nicht überſehen werden, daß dieſe Gleichungen nur empiriſche Interpolationsformeln ſind, welche man nur höchſtens innerhalb der Grenzen anwenden darf, wo die Beobachtungen liegen, durch deren Hilfe die Conſtanten der Gleichung beſtimmt wurden. Umfaſſende Meſſungen aus den nördlichen Gegenden von Skandinavien fehlen, um hierüber etwas zu entſcheiden. Daniell ſtützte ſich bei ſeiner Behauptung auf die Meſſungen, welche Parry auf Melville's Inſel anſtellte, welche um 0, 4, 8, 12, 16 und 20 Uhr gemacht wurden; entſcheidender ſcheinen die Beobachtungen zu ſein, welche derſelbe Reiſende vom November 1824 bis April 1825 in dem Hafen Bowen in 73° 14′ nördl. Br. und 88° 55′ weſtl. L. von Greenwich machte. Danach ergibt ſich zu verſchiedenen Stunden der folgende Barometerſtand in pariſer Linien:

3	Uhr	Morgens :	337,‴0172
4	—	—	7, 0644
9	—	—	7, 0239
10	—	—	6, 9638
3	Uhr	Abends	7, 0408
4	—	—	7, 0363
9	—	—	7, 0340
10	—	—	6, 9649

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Meſſungen in dieſer Breite nicht ſtündlich gemacht ſind, um ein Problem von ſolcher Wichtigkeit zu löſen, denn ſowie die Größen hier mitgetheilt ſind, ſo laſſen ſie vieles zu wünſchen übrig. Von vier Uhr Morgens ſinkt das Barometer bis zehn Uhr Morgens ziemlich regelmäßig, dann ſteigt es bis drei Uhr Abends, bewegt ſich alſo auf eine Art, welche der in unſern Breiten völlig entgegengeſetzt iſt. Nun aber deuten die Beobachtungen um drei und vier Uhr Abends darauf, daß nach vier Uhr ein Minimum ſtattfinde, während die um neun und zehn Uhr gefundenen Größen ein *Maximum* vor neun Uhr erwarten laſſen, ein Widerſpruch, der wahrſcheinlich nicht naturgemäß iſt. Wären die Meſſungen ſtündlich wiederholt, dann würde ſich hierüber etwas Genaueres ſagen laſſen. Das Mittel der beiden um zehn Uhr Morgens und Abends angeſtellten Meſſungen iſt 336,‴9645; das Mittel der beiden um vier Uhr Morgens und Abends gemachten iſt 337,0503, zur Zeit alſo, wo das Minimum in niedern Breiten ſtattfindet, ſteht das Barometer hier um 0,‴0858 höher, als zur Zeit, wo das Maximum ſich ereignet, was allerdings ſehr für Daniell's Behauptung ſpricht. Das Mittel der Meſſungen um drei und 15 Uhr iſt 337,‴0290, der um neun und 21 Uhr gleich 337,‴0289, alſo zu dieſen Stunden, denen Barometerſtände entſprechen, die noch wenig von den *täglichen* Extremen abweichen, ſind beide Werthe gleich. Um bei dieſer Beſchaffenheit der Beobachtungen ein Reſultat zu erlangen, welches einige Wahrſcheinlichkeit hat, habe ich aus den Meſſungen die Gleichung

$$B_n = 337,'''0182 + 0,00146 \sin (n \,.\, 15° + 289° \, 59') + 0,0886 \sin (n \,.\, 30° + 283° \, 54')$$

hergeleitet. Die mittels derſelben gefundenen Barometerſtände ſind:

um 4 Uhr	337,‴0793	um 10 Uhr	336,‴9582
um 16 Uhr	7, 0798	um 22 Uhr	6, 9453
Mittel	337, 0795	Mittel	336, 9517

Es iſt demnach die Differenz = — 0,‴1278, was eine völlige Umkehrung beweiſt. Die obige Gleichung gibt für dieſe Breite ſehr nahe $\Delta\varphi = -\,0,'''170$, und dieſe geringe Abweichung ſpricht ebenfalls für die Exiſtenz der Umkehrung.

Was die Urſache dieſer täglichen Oscillationen betrifft, ſo haben mehre Phyſiker und Aſtronomen ſie ebenſo wie Ebbe und Fluth des Meeres aus einer Anziehung unſerer Atmoſphäre durch Sonne und Mond hergeleitet, eine Erklärung, welche ſchon dadurch wenig wahrſcheinlich wird, daß die Wendeſtunden in der Nähe des Äquators

eine ſo geringe Abhängigkeit von der Culminationszeit des Mondes zeigen. Wahrſcheinlicher iſt es, daß dieſes Phänomen von der Wärme der Sonne abhängt, wie dieſes ſchon Bouguer vermuthete, und wie es auch Laplace für wahrſcheinlich hielt, der jedoch hinzufügt, eine vollſtändige Löſung des Problems ſei ſo ſchwierig, daß die Analyſis ſie noch nicht geben könne. Ohne eine nähere Berechnung des Phänomens zu geben, hat Ramond eine Erklärung mitgetheilt, welche mir die Hauptumſtände bei dieſem Vorgange zu umfaſſen ſcheint. Während ſich nämlich die Sonne in unſerm Meridiane befindet, erwärmt ſie den Theil der Erde, welcher zwiſchen den Punkten liegt, wo ſie in dieſem Moment auf- und untergeht. Wir wollen annehmen, dieſe Erwärmung zeige ſich vorzugsweiſe zwiſchen den Meridianen, in denen es eben 21 Uhr und 3 Uhr iſt, wenn die Sonne bei uns culminirt. Indem die Luft durch die Erwärmung ausgedehnt wird, erhält die Atmoſphäre in dem erwähnten Raume eine größere Höhe als in den benachbarten Gegenden; ein Theil von ihr fließt in der Höhe ab, und das Barometer ſinkt; letzteres ſteigt dagegen durch den Druck der hinzugekommenen Luftmaſſen in den Räumen, die zwiſchen den Meridianen von 3 Uhr und 9 Uhr einerſeits und zwiſchen denen von 3 Uhr und 21 Uhr andererſeits liegen; in dem einen dieſer Räume iſt die Luft noch von der Nacht her kalt, die Atmoſphäre hat eine geringere Höhe und es kann ein Theil zu- und abfließen; in dem zweiten erkaltet die Luft, nachdem die Zeit der größten täglichen Wärme vorbei iſt. So verbreitet ſich dieſe Bewegung nach und nach aus einer Gegend in die andere und wird dadurch dem Theile mitgetheilt, welcher von unſerm Meridian aus gerechnet, zwiſchen den Nachtkreiſen liegt. Auf dieſe Art laſſen ſich alſo die beiden Maxima und das Minimum während des Tages einfach daraus ableiten, daß die Luft aus der wärmern Gegend beiderſeits nach den kältern abfließt. Um das Minimum am Morgen daraus abzuleiten, dürfen wir nicht vergeſſen, daß alsdann öſtlich von uns das Minimum der Temperatur eintritt, daß alſo dahin ein Theil der über uns befindlichen Luftmaſſe abfließt.

Aus dieſer Anſicht folgt von ſelbſt, daß die Bewegungen des Barometers an höhern Punkten der Atmoſphäre von denen in der Tiefe abweichen müſſen. Dieſe Abweichung zeigt ſich beſonders am Nachmittage; die Depreſſion des Queckſilbers wird alsdann geringer, ja bei hinreichender Höhe verſchwindet dieſes Minimum ganz. Da nämlich die Atmoſphäre dann lebhaft erwärmt wird, ſo fließt allerdings ein Theil derſelben ab und das Barometer ſinkt daher, gleichzeitig aber wird der noch übrigbleibende Theil ſtark ausgedehnt, ein Theil der Luftmaſſe, welche vorher unter der untern Station lag, wird jetzt über dieſelbe gehoben, und ſo wird hier entweder die Depreſſion geringer als unten, oder das Barometer ſteigt ſogar.

Schwieriger iſt es die Abhängigkeit des Phänomens von der Breite nachzuweiſen. Ramond hat darüber nichts Näheres angegeben und ich habe den Gegenſtand auch nur kurz berührt. Ich glaube, daß wir dazu nicht blos mit Ramond Luftſtrömungen annehmen dürfen, deren Richtung ſenkrecht auf dem Meridiane ſteht, ſondern daß wir mit Daniell auch Strömungen in der Richtung des Meridians als wirkſam anſehen müſſen. Zur Zeit der größten Tageswärme bewegt ſich am Äquator die Luft zwar vorzugsweiſe nach Oſten und Weſten, ſie geht aber auch zugleich gegen die Pole; in mittlern Breiten würde die Depreſſion ebenſo groß ſein, als am Äquator, wofern letztere durch dieſe ankommenden Luftmaſſen nicht vermindert würde, was am Äquator weniger der Fall iſt, da hier die Wärme nach Norden und Süden kleiner wird. In ſehr hohen Breiten können dann dieſe ankommenden Maſſen das Phänomen ganz umkehren.

Ohne bei der Aufzählung anderer Hypotheſen zu verweilen, möge es genügen die von Dove [12]) mitzutheilen. Indem uns durch das Barometer der Druck der ganzen Atmoſphäre angegeben wird, meſſen wir zwei Größen, welche zugleich das Queckſilber heben, die trockene Luft und den Waſſerdampf; dieſe letztere Größe hängt von der Temperatur ab, welche ſich im Laufe des Tages und Jahres ändert und während die Luftmaſſen ſich von heißen Äquinoctialgegenden bewegen können, ohne daß ihr Aggregatzuſtand dadurch geändert wird, vermögen die Dämpfe keine bedeutende Erkältung zu ertragen, es erfolgen Niederſchläge ſelbſt im Laufe des Tages ziemlich regelmäßig, wie wir dieſes beim Reif und Thau ſehen. Wofern daher dieſe regelmäßigen Bewegungen des Barometers näher erforſcht werden ſollen, müſſen wir das Conſtante vom Veränderlichen, die trockene Luft von dem Waſſerdampfe ſcheiden. Schon im Jahre 1827, wo ich meine Barometerbeobachtungen anfing, richtete ich meine Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt, ich gab jedoch nach einigen Wochen die Beobachtungen mit dem Schwefelätherhygrometer auf, da ſich der Niederſchlag bei dieſem Inſtrumente am Abende ſchwer erkennen ließ und meine damalige ökonomiſche Lage mir nicht verſtattete ein gutes Pſychrometer anzuſchaffen. Wie wenig ich aber dieſen Umſtand aus den Augen verloren habe, glaube ich in meinem Lehrbuche der Meteorologie (II, 284) gezeigt zu haben, wo ich auf die Wichtigkeit dieſer Unterſcheidung aufmerkſam gemacht habe. Um die Zeit jedoch, wo ich dieſe Bemerkungen niederſchrieb, hatte Dove die Unterſuchung bereits durchgeführt. Er benutzte dazu die Beobachtungen des Barometers und des Daniell'ſchen Hygrometers, welche Neuber während eines Jahres zu Apenrade gemacht hatte und ſubtrahirt den Druck der Dampfatmoſphäre von dem Barometerſtande, um dadurch den Anſichten von Dalton zufolge den Druck der trockenen Luft zu erhalten. Auf dieſe Art ergibt ſich folgende Tafel für das mittlere Verhältniß während des Jahres:

Stunde.	Barometer.	Waſſerdampf	Trockene Luft.
7 Uhr Morgens	336,'''154	3,'''570	332,'''584
9	206	3, 828	2, 378
11	210	4, 042	2, 178
Mittags	202	4, 133	2, 069
1 Uhr Abends	158	4, 177	1, 981
3	106	4, 155	1, 951
5	122	3, 997	2, 125
7	176	3, 784	2, 392
9	195	3, 582	2, 613
11	237	3, 468	2, 769

12) Poggendorff's Annalen. XXII, 219.

Rechnen wir den Stundenwinkel von 7 Uhr Morgens an und bezeichnen den zugehörigen Druck der trocknen Luft mit p_x, ſo laſſen ſich die in der letzten Spalte enthaltenen Größen nach Dove durch die Gleichung

$$p_x = 332,'''4376 + 0,'''4220 \sin (x + 166^\circ\ 12') + 0,'''0713 \sin (2x + 38^\circ\ 44')$$

ausdrücken, und dieſe Größe wird am kleinſten um etwa zwei Uhr Abends, am größten etwa um ein Uhr Morgens. Wir haben alſo, wenn wir die trockene Luft berückſichtigen, im Laufe des Tages einen größten Werth, welcher bei der niedrigen Temperatur der Nacht eintritt und einen kleinſten etwa zur Zeit der größten Tageswärme; jener wird durch Luftmaſſen hervorgebracht, welche aus wärmern Gegenden zu unſern alsdann erkalteten Regionen kommen, dieſer dadurch, daß von unſrer alsdann erwärmten Gegend Luft nach den kältern Regionen abfließt. Was den Waſſerdampf betrifft, ſo iſt ſein Werth am Nachmittage, wegen der Verdunſtung am Tage, größer, als in der Nacht; früh am Morgen erreicht er ſein Minimum und am Nachmittage ſein Maximum; durch die gemeinſame Wirkung beider Umſtände wird erſt der Barometerſtand hervorgebracht, ſowie wir ihn beobachten.

So ſehr ſich auch die Beobachtungen Neuber's dieſer Anſicht anſchließen, ſo macht Dove doch ſchon auf den Umſtand aufmerkſam, daß bei der Änderung der Dampfatmoſphäre während des Tages locale Urſachen eine bedeutende Rolle ſpielen werden, indem es ſehr wohl möglich iſt, daß der aufſteigende Luftſtrom mehr Dampf am Tage in die Höhe führt, als durch die Verdunſtung gebildet wird, und ebenſo ſind ſeiner Meinung nach die Verhältniſſe in einem Continentalclima vielleicht von denen in einem Seeclima verſchieden. Bis jetzt fehlt es noch faſt ganz an genügenden Beobachtungen hierüber; alles was ich in einer von der Küſte entfernten Gegend hierüber kenne, ſind mehrjährige Beobachtungen von mir in Halle. Dieſe geben für den Druck der trocknen Luft folgende Größen:

Mittag	= 330,'''632	Mitternacht	= 330,'''756
1	577	13	752
2	526	14	738
3	497	15	721
4	483	16	707
5	491	17	701
6	515	18	706
7	556	19	708
8	608	20	706
9	672	21	703
10	718	22	709
11	742	23	680

Wir finden alſo auch hier täglich ein Maximum und ein Minimum, jedoch ſind die Werthe beider weit weniger von einander verſchieden, als dieſes in Appenrade der Fall iſt. Eine größere Reihe von Beobachtungen muß hierüber mehr entſcheiden. Wahrſcheinlich werden dieſe zeigen, daß beide Urſachen, die von mir vorher entwickelte und die von Dove nachgewieſene, gleichzeitig thätig ſind.

II. Ebbe und Fluth des Meeres heißt die von der Anziehung von Sonne und Mond bewirkte Änderung im Niveau des Waſſers. Da über dieſen Gegenſtand ſeit einigen Jahren in den Häfen Englands eine Reihe von Unterſuchungen angeſtellt werden, welche noch nicht vollendet ſind und durch welche wir bereits eine tiefere Einſicht in dieſes Phänomen erlangt haben, ſo verſpare ich die Bearbeitung des Gegenſtandes bis zu dem Artikel Fluth.
(*L. F. Kämtz.*)

EBBEHULT, Stora (Gross-Ebbehult), ein alter Edelſitz in der ſchwediſchen Provinz Småland, Län Calmar, Pfarrei Madeſjö, einſt Eigenthum des Pfarrers zu Madeſjö, Mag. Nils Braun, der es im J. 1705 kaufte, dann Biſchof in Calmar und endlich Erzbiſchof wurde; von ihm ſtammt das adelige Geſchlecht Braunerhjelm ab. Es beſteht hier eine Pottaſchenfabrik. (*v. Schubert.*)

EBBEKESTORP (Geſchichte der berufenen Schlacht von Ebbekeſtorp im J. 880). Die fuldaiſchen Jahrbücher erzählen zum J. 880 blos dieſes: In Sachſen ward mit den Nordmannen unglücklich gekämpft, denn die Nordmannen behielten die Oberhand und erſchlugen zwei Biſchöfe, Thiotrich [1]) und Markwart [2]) geheißen, und zwölf Grafen, nämlich Brun, Herzog und Bruder der Königin [3]), ferner Wicmann, drei Bardo, Thiother, Gerrich, Liutolf, Folkwart, Avan, Thiotrich und Liuthar, nebſt Allen, die ihnen folgten. Außerdem fällten ſie acht königliche Mannen [4]), genannt Aderam, Alfwini, Addaſta, zwei Aida, Dudo, Bodo, zwei Wal, Haulf, Hildiwart, Ruodtag, Hitti, Ratheri, Werinhart, Thiotrich und Ailwart, nebſt ihren Leuten [5]). Endlich wurden Unzählige [6]) in die Gefangenſchaft geführt [7]). So die fuldaiſchen Jahrbücher. Witichind von Corvey erzählt: Während Bruno das Herzogthum des ganzen Sachſenlandes verwaltete, führte er das Heer gegen die Dänen, ward von plötzlicher Überſchwemmung umgeben, hatte keine Stätte zu kämpfen und kam mit dem ganzen Heere um [8]). Dithmar von Merſeburg gibt an: Herzog Brun ward von dem Könige Ludwig auf die Heerfahrt gegen die Dänen geſendet und kam mit zwei Biſchöfen Thiadrich und Marquard und den übrigen Mannen [9]) den 2. Febr. durch des Fluſſes Überſchwemmung um. Ungewiß dabei bleibt, ob die plötzliche Überſchwemmung nach Wittichind, und die Überſchwemmung des Fluſſes, wie Dithmar hinzufügt, geſchichtliche oder aber ſagliche Überlieferung, oder gar eigener Zuſatz des Geſchichtſchreibers iſt, um die große Nie-

1) Nämlich Biſchof Dietrich von Minden. 2) Biſchof Marquard von Hildesheim. Dieſer Biſchof wird ſo von dem Annaliſta Saxo (S. 218 bezeichnet, und beide ſind aus den Chroniken ihrer Stifter bekannt. 3) Herzog Brun von Sachſen war Bruder der Königin Liutgard, der Gemahlin des Königs Ludwig des Jüngern. 4) Satellites regios; hier ſind höhere Vaſallen des Königs gemeint, die aber doch keine Grafen waren. 5) Cum suis *hominibus*. 6) Die fuldaiſchen Jahrbücher nennen ſie nicht, während ſie in Aufzählung der Gefallenen ſo genau ſind, woraus ſich ſchließen läßt, daß das Kloſter Fulda die Namen derſelben erhalten hatte, um für ſie zu beten. 7) Annalium Fuldensium Pars III. ap. *Pertz.* Mon. Germ. Hist. T. I. p. 393. 8) Et inundatione repentina circumfusus, non habens locum pugnandi. *Witichind.* Corb. Annal. Lib. I. ap. *Meibom.* Script. T. I. p. 634. 9) Cum caeteris militibus.

Digitized by Google

derlage zu erklären. Nach dem gleichzeitigen Geſchichtſchreiber kamen dagegen Brun und die übrigen Streiter in wirklicher Schlacht um. Bei den Unterſuchungen über dieſe Schlacht hat man die Überſchwemmung als geſchichtlich gewiß [10]) angenommen, während ſie höchſtens nur ſaglichen Werth haben kann. Wie billig haben nämlich die Geſchichtſchreiber gefragt, wo hatte jenes wichtige Ereigniß ſtatt, welches Sachſen ſeiner beſten Vertheidiger beraubte, und wodurch zunächſt die ſlawiſchen Völkerſchaften, die Daleminzen, Böhmen und Sorben und die übrigen, die rings um dieſe wohnten, veranlaßt wurden, ſich zu vereinigen und gegen die Thüringer loszubrechen [11]), und wodurch die Nordmannen den Sachſen immer verderblicher wurden. Eine Sage, wo jene berufene Schlacht ſtatthatte, bildete ſich erſt ſpät, denn noch der Verfaſſer der braunſchweiger Chronik bemerkt:

De stat unde der tit tzil
Nu neyn scrifft mek orkunde gaf [12]),

d. h. im Betreff der Stätte und des Zieles der Zeit gab mir nun keine Schrift Urkunde. Das braunſchweiger Bilderzeitbuch ſagt zum J. 875: Marquard, der fünfte Biſchof zu Hildesheim, ward in dieſem Jahre (875) gekoren, und regierte fünf Jahre und zog nach Hamburg; dort ward er todt geſchlagen, als Hamburg zerſtört ward, und iſt dort begraben. Da das Bilderzeitbuch den Tod des Biſchofs Markward von Hildesheim an die Zerſtörung Hamburgs knüpft, ſo ſcheint er dabei an die Slawen zu denken, wenigſtens trennen andere Zeitbücher jene Erſchlagung von den Dänen und ſchreiben ſie den Slawen zu. So erzählt das Zeitbuch der Biſchöfe von Verden. In der Zeit des Biſchofs Erlulf von Verden wüthete das Volk der Slawen von allen Seiten grauſam gegen die Chriſten, ging einſtmals mit einer unglaublichen Menge aus dem Gebiete von Stargard und Danszek, und verheerte das Gebiet der Chriſten um die Elbe elendiglich. Ihnen zog ein weit und breit verſammeltes Heer der Gläubigen mit ſtarker Macht entgegen. Die Heiden konnten ihren Angriff nicht ertragen, ſchloſſen Frieden und machten argliſtig Viele von dem Volke Chriſti, ſowol vom gemeinen Volke, als vom Klerus, unverſehens durch ver-

10) Vorzüglich legt Wedekind in ſeiner Abhandlung über Ebbekeſtorp in ſeinen Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des Mittelalters (1. Bd. S. 295—306) Gewicht auf die Angaben Wittichind's von der Überſchwemmung. 11) S. hierüber F. Wachter, Thür. Geſchichte. 1. Th. S. 121. Die fuldaiſchen Jahrbücher ſagen nämlich von den genannten Slawen: Audientes stragem Saxonum a Nordmannis factam, pariter conglobati, Thuringiam invadere nituntur et in Slavis circa Salam fluvium Thuringiis fidelibus praedas et incendia exercent. Aber Poppo, Graf und Herzog der ſorbiſchen Mark, zieht ihnen entgegen, und bringt ihnen eine ſchreckliche Niederlage bei. Daß die Thüringer dieſen herrlichen Sieg gewinnen konnten, läßt ſich hieraus ſchließen, daß ſie an jener unglücklichen Schlacht in Sachſen keinen Theil genommen hatten, und die zwölf Grafen, welche dort fielen, hauptſächlich ſächſiſche Grafen waren. 12) Braunſchweiger Reimchronik bei *Leibnitz.* Script. rer. Brunsv. p. 14. Sein Verfaſſer erzählt die Begebenheit auf dieſe Weiſe: Und ich es oft für wahr habe gehört, da es die däniſche Chronik berührt, was der Übermuth der Dänen vor Tugenden wohl behütet, ſo üppiglich gewachſen, daß ſie dahin nach Sachſen führten ein großes Heer, das Land ſie ſonder Wehr verheerten und ſonder Schonung, wie ſie oft gewohnt waren. Der Sohn des Herzogs von Sachſen, der hier zuvor genannte Brun, der ſammelte, woher er vermochte ein großes Heer. Damit er ihnen entgegenzog auf einen Streit, nach der Wahrheit, wie man ſagt, die Schrift von Braunſchweig, der Herr nun wollte wiederkehren nach dem Lande heim zu dem däniſchen Volk (wollte das Land der Dänen wieder heimſuchen). Das geſchah. Brun mit ihnen ſtritt und ſie (nämlich Brun und die Seinen) erſchlugen ihrer über die Maßen viel. Über die Stätte und das Ziel der Zeit gab mir nun keine Schrift Urkunde, alſo daß ich es nachſprechen möge. Der Brun freudenreich und ſieghaft und mit ihm ſeine werthe Geſellſchaft kehrten wieder nach dem Lande, Gott ein Waſſer ihnen dahin ſandte, eine alſo große Fluth, daß er und ſeiner Schar Hochmuth ein großer Theil allda erſtarb von des Waſſers Fluth und verdarb. Dieſes habe ich von mir ſelber nicht. Es hat mich die Schrift berichtet, in der ich las. Wenn der Verfaſſer oben ſagt:

Unde ek et ok vorwar han gehort,
Dar et de Densche Kronike rort.

muß es ſo zu verſtehen ſein, nicht daß es die däniſche Chronik berühre (d. h. erzähle), ſondern daß es die däniſche Geſchichte angehe, wenigſtens hat der Verfaſſer bei ſeiner Darſtellung auf eine däniſche Chronik ſicher nicht Rückſicht genommen, da, wie es bei ihm dargeſtellt iſt, der Sieg der Dänen in Unſieg verwandelt wird, und Brun und ſein Heer blos durch die Waſſerfluth umkommen. In der Historia Gentis Danorum, welche den König Erich dem Pommer fälſchlich zugeſchrieben wird, wird die Schlacht an den König Erik Barn geknüpft; es heißt nämlich von dieſem (P. 166 ap. *Lindenbrog.*, Script. rer. Sept. ed. *Fabricii* p. 266): So wie er das Dänenreich empfing, that er viel mehr übel als ſeine Väter in allen Reichen, denn er verwüſtete Sachſen, erſchlug den Herzog Brun und zwölf Grafen (in den fuldaiſchen Jahrbüchern wird Brun mit in die zwölf Grafen eingerechnet). Mehre Städte nebſt den Bürgern des Biſchofs mit der Heerde (der Gemeinde) wurden niedergemacht, die Kirchen nebſt den Gläubigen angezündet. Die Biſchöfe Theoderich und Norward (Markward) wurden niedergemetzelt. Der Verfaſſer der Historia Gentis Danorum ſcheint hier aus einem teutſchen Geſchichtswerke geſchöpft zu haben, ſowie auch das aus teutſchen Geſchichtswerken entnommen iſt, was in Nr. 1. der Rer. Dan. Script. (bei *Ludewig*, Reliq. Man. T. IX. p. 6) erzählt wird, nämlich Sachſen wurde von den Dänen und Nordmannen verheert, Herzog Bruno nebſt zwölf andern Grafen erſchlagen, die Biſchöfe Theoderich und Marwath (Markward) niedergemetzelt. Wenn der Verfaſſer hier Dänen und Nordmannen nennt, ſo nimmt er auf den nordiſchen Sprachgebrauch Rückſicht, nach welchem Nordmann blos die Norweger bedeutet (ſ. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 89. 2. Bd. S. 220 und an vielen andern Stellen). Bei den fränkiſchen Schriftſtellern werden unter Nordmannen auch die Dänen und die andern germaniſchen Bewohner der ſkandinaviſchen Halbinſel begriffen, ſowie auch Adam von Bremen (Hist. Eccl. Lib. I. c. XIII. p. 5): Nam Dani et caeteri qui trans Daniam sunt populi ab historicis Francorum omnes *Nordmanni vocantur.* Wenn daher die fuldaiſchen Jahrbücher überhaupt blos Nordmannen nennen, welche den Sachſen jene große Niederlage beibrachten, ſo iſt nicht, wie ſchon Witichind und Dithmar von Merſeburg thun, das Ereigniß nothwendig an die Dänen insbeſondere zu knüpfen, ſondern an ſkandinaviſche Seeräuber überhaupt. Auch iſt kein Gewicht darauf zu legen, daß der Verf. der Hist. Gent. Dan. die Begebenheit an Erik Barn knüpft, er wußte, was er hierüber aus teutſchen Schriftſtellern ſchöpfte, nicht beſſer anzubringen, wobei ſich jedoch eine bedeutende chronologiſche Schwierigkeit erhebt, denn nach Grammius (p. 126), nach Torfäus (Series Reg. Dan. p. 407) und dem ihnen folgenden Gebhardi (Fortſetzung der allgem. Welthiſtorie. 32. Th. S. 393) ſtarb Erik Barn (das Kind) drei Jahre nach Anſchar, welcher den 3. Febr. 865 verſchied. Nach der Zeitrechnung hingegen, welche Pontanus (Rer. Dan. Hist. Lib. IV. p. 109) befolgt, lebte Erik Barn im J. 880 noch.

ſchiedene Todesarten nieder. Erſchlagen ward auch der Biſchof Erlulf von Verden mit ſechs andern Biſchöfen, nämlich dem mindener, dem paderborner, dem osnabrücker, dem mimigavoeder (münſterſchen), dem utrechter, dem hamburger und drei Herzogen und 13 Grafen und vielen andern Gläubigen, und ſie führten einige gefangen hinweg. Die Körper Jener nahmen die Chriſten und begruben ſie in Ebbekeſtorp in vier Grabmälern, aus welchen man am 1. Auguſt wegen der Verdienſte der Märtyrer Blut fließen ſieht. Dieſes wird in Gefäße geſammelt, und leiſtet Heilung denjenigen Siechen, welche glauben, daß ihnen die Verdienſte der Märtyrer helfen [13]). So auch ſagt das hildesheimer Zeitbuch, daß Maekward, der fünfte Biſchof von Hildesheim, im dritten Jahre ſeiner Dedination von den Slawen erſchlagen woeden ſei [14]), und in einer ondern Chronik der Biſchöfe von Hildesheim und der Äbte des Kloſters des heil. Michael, nebſt Ergänzungen aus zwei Verzeichniſſen der Biſchöfe von Hildesheim, heißt es eeſtens: Marquard, der fünfte Biſchof, waed von den Slawen erſchlagen und in Ebbekeſtorp begraben, und zweitens ſind die Slawen mit den Nordmannen in Verbindung gebracht, indem es weiter unten heißt: Er ward niedergemetzelt zu Hamburg von den Slawen, Nordmannen und Dänen, welche in ganz Sachſen damals grauſam wütheten. Begraben iſt er im ebbekeſtoeper Kloſter [15]). Jenes große Trauerſpiel hat die Eeſindung einer ſöemlichen Legende veranlaßt und zwar in mehren Bearbeitungen, nämlich 1) zu **Legenda de Sanctis Martyribus interfectis in Hambugh et in Ebbekestorp reconditis**; heeausgegeben von Leibnitz in ſeinen **Scriptt. Rer Bruns. Tom. I. p. 184—191**, und 2) **Fragmentum ex Martyrum in Ebbekestorp quiescentium Passione**, auch von Leibnitz, aber aus einer andern Handſchrift mitgetheilt im 1. Theile ſeiner **Scriptt. Rer. Bruns. p. 191, 192.** Dieſe verworrenen und rein legendenartigen Erzählungen, welche im 14. Jahrh. verfaßt ſind, legen das von ihnen Vorgetragene in den Zeitraum des Kaiſers Ludwig des Frommen [16]) und ſeines gleichnamigen Sohnes und des Papſtes Benedict III. (855—858), da doch die Begebenheit vom J. 880 in den Zeitraum Königs Ludwig des Jüngern (876—882) und des Papſtes Johann VIII. (872—882) fällt. Der Inhalt von der unter Nr. 1 bezeichneten Legende iſt kürzlich dieſer: Sie kündigt mit ſchwülſtigen Lobeserhebungen an, die Geſchichte der Märtyrer, welche um die Elbe Chriſtum bekannten und von der Geauſamkeit der Heiden erſchlagen wurden, geben zu wollen, und geht dann zur Erzählung über. Nämlich zur Zeit des Kaiſers Ludwig, des Sohnes Karl's des Großen, während in Teutſchlands Grenzen die Kirche neulich entſpeoſſen iſt, erhob ſich eine ſchwere Verfolgung der Chriſten, insbeſondere jenſeit der Elbe, wo die heidniſchen Slawen die Landesbewohner waren. Zwei große und ſtarke Schlöſſer waren damals in Hamburg, welches vormals Buchbuei hieß, eins auf der Südſeite, wo jetzt die Kirche der heil. Maria erbaut iſt, und das andere um das Gewäſſer, welches Affalſtria (Alſter) genannt wird; auch waren mehre Städte, Dörſer und Feſten in der Umgegend, nämlich Louenborgk (Lauenburg), Ratzeborgk, Alt-Stargard und Stettin, und mehre andere Städte und Schlöſſer, welche unter ſich Hilfsbündniſſe zur Aufrechthaltung des Friedens und zur Bekämpfung der Völker geſchloſſen hatten, welche ſich gegen ſie erheben würden [17]). In jenen Tagen ereignete ſich folgendes ausgezeichnete Wunder in Hamburg. Ein heidniſcher Slawe, ein Herzog, Namens Baruth, war Herr der Schlöſſer in Hamburg. Seine Gemahlin, Herma, war eine wüthige Gegnerin des katholiſchen Glaubens; namentlich beſtritt ſie die unbefleckte Empfängniß Chriſti durch die Jungfrau Maria. Herma ſelbſt war Anfangs unfruchtbar, und trug dann das Empfangene zwei Jahre unter geoßen Schmerzen im Leibe. Endlich zerſprang ihr Leib, welches ihr den Tod brachte, und goß einen Sohn aus, ein Ungeheuer, welches die Gliedmaßen von gewiſſen Thieren hatte [18]). Das Ungeheuer ſprach aus, daß ſeine Seele in der Hölle ewig Pein leiden werde, läſterte aber nicht, wie ſeine Mutter, die chriſtliche Religion und die Jungſeau Maria, ſondern pries ſie und ſtarb. Baruth, der Herzog der Heiden, ward von unendlichem Schmerze über den Tod ſeiner Gemahlin ergriffen, glaubte jenes Wunder ſei durch die Zaubeekünſte der Chriſten bewirkt worden, und ließ ſie in ſeinem Gebiete ſchrecklich verfolgen und durch unerhörte Martern hinrichten und jede Spur des Chriſtenthums in der Umgegend der Elbe vernichten. Insbeſondere beſchreibt die Legende umſtändlich, wie 60 Presbyter mit vielen andern Chriſten in Hamburg gemartert wueden. Sie liegen in Hamburg begraben. Damals fielen eine Menge von dem Cheiſtenthume ab, andere retteten ſich durch Flucht und verkündeten, in verſchiedene Länder zerſtreut, was den übrigen geſchehen ſei. Einige

13) Chronicon Episcoporum Verdensium ap. *Leibnitz.* Script. Rer. Brunsv. T. II. p. 213. 14) Chronicon Hildisheimense ap. *Leibnitz.* T. I. p. 741. 15) Chronica Episcoporum Hildesheimensium, nec non Abbatum Monasterii Sancti Michaelis cum Supplementis ex binis catalogis Episcoporum Hildesh. ap. *eund.* T. II. p. 785, 786. In Betreff Hamburgs oder ſeiner Umgebung als Schauplatz jenes großen Trauerſpiels heißt es auch in den Fastis Corbeiens. (bei *Harenberg*, Mon. adh. ined. Fasc. I.): „880 Thiadricus et Marcwardus episcopi in proelio *citra Hamburgum* occisi sunt.“ Doch läßt ſich dieſe Angabe als Gewähr nicht wohl in Anſpruch nehmen, ſo lange es noch zweifelhaft iſt, ob Harenberg die Chronik interpolirt, oder vielleicht eine andere Handſchrift vor ſich gehabt hat, als diejenige, von welcher Scheidt eine Abſchrift genommen, welche ſich auf der königlichen Bibliothek zu Hanover befindet. Vergl. Wedekind S. 297. 16) Wedekind S. 297, des Kaiſers Ludwig des zweiten, aber die Legende ſagt: Tempore Lodavici imperatoris filii Karoli Magni, und läßt dann dunkel, welchen Kaiſer Ludwig ſie weiter unten meint, nämlich an welchen Kaiſer Ludwig ſich der Papſt Benedict wendet. Dem Zuſammenhange nach meint ſie den Kaiſer Ludwig den Frommen, aber Benedict ward erſt unter Kaiſer Ludwig II. Papſt. Das Bruchſtück unterſcheidet drei Zeiträume, erſt den unter Karl d. Gr., zweitens den unter Ludwig dem Frommen und drittens den unter ſeinem gleichnamigen Sohne. Sie nennt auch dieſen Kaiſer und Ludwig II. Aber in der Wirklichkeit war Ludwig des Frommen gleichnamiger Sohn oder Ludwig der Teutſche nicht Kaiſer.

17) Dem Dichter der Legende ſchwebte alſo hierbei die Hanſe vor. 18) S. die Beſchreibung des Ungeheuers in der Legende ſelbſt. c. III. p. 185.

Digitized by Google

amen nach Rom und erzählten dem Papſte Benedict die Blutzeugenſchaften und Verfolgungen der Chriſten und flehten ihn um Rache gegen die Urheber an. Der Papſt ſchrieb Klagebriefe an den Kaiſer Ludwig, dieſer ſendet Schreiben in die verſchiedenen Landſchaften, ruft die Herzoge, Barone, Grafen, Ritter und Mannen herbei und bringt das ſchönſte Heer zuſammen. Der Papſt kommt ſelbſt in Perſon von Rom zur Vertheidigung des chriſtlichen Glaubens. In der folgenden Nacht erſcheint ihm ein Engel, welcher ihm Beiſtand verheißt. Der Papſt läßt den Kaiſer in ſeinem Lande und führt perſönlich das Heer an, in welchem ſich ſieben Herzoge, 15 Grafen und eine Menge anderer Barone, Ritter und Mannen befinden. Es ſetzt über die Elbe und ſchlägt ſein Lager bei Hamburg auf. Die Heiden, über die Macht der Chriſten erſchrocken, und den Tod und Zerſtörung ihrer Götzentempel fürchtend, ſchreiben an den Papſt einen Brief, in welchem ſie ihre Sünden bekennen, das Chriſtenthum anzunehmen und ſich dem Papſte zu unterwerfen verſprechen. Benedict, von Mitleid bewegt, und in der Taubeneinfalt ſeiner Güte gibt ihnen Gehör. Es wird Friede gemacht. Die Chriſten gehen nach Hamburg, die Mädchen und Frauen der Heiden ihnen entgegen, und eine große Menge Heiden empfängt freudig den Papſt. Er tauft ſie ſogleich, und die Chriſten ſchaffen das Heidenthum ab und bauen die chriſtlichen Kirchen wieder. Aber unterdeſſen ſenden die falſchen Neuchriſten an ihre Genoſſen in Alt-Stargard und Stettin Briefe und laden ſie ein, zu Petri Kettenfeier mit ihnen über die unbewaffneten Chriſten herzufallen. Während zu dieſem Feſte der Papſt und die übrigen Chriſten in der Kirche der Meſſe obliegen, erſcheinen die Heiden vor den Thoren der Stadt Hamburg und wiſſen ſich durch Schmeichelworte Eingang zu verſchaffen. Ein Engel des Herrn erſcheint dem Papſte und meldet ihm: Siehe, der Herr ruft dich und all dein Volk zu den ewigen Kronen. Der Papſt wirft ſich nieder zum Gebete. Nachdem er dieſes vollendet, ſteht wieder ein Engel bei ihm und ſagt ihm, daß ſein Gebet erhört ſei. Einer von den Chriſten, der vor den Kirchthüren ſteht und die nach dem Blute der Chriſten dürſtenden Heiden erblickt, ſtürzt in die Kirche herein und warnt den Papſt. Alle Chriſten ſind von Schrecken und Schmerz ergriffen, aber der Papſt tröſtet ſie damit, daß heute der Tag ihres Heiles ſei, und gibt allen den Segen. Die falſchen Neuchriſten und die Heiden dringen in die Kirche ein und richten das ſchrecklichſte Blutbad an, indem ſie dabei die Chriſten auf das Fürchterlichſte martern. Zwiſchen der dritten Stunde und dem Untergange der Sonne ſind faſt alle Chriſten, die über die Elbe gekommen ſind, erſchlagen, mit Ausnahme weniger Gefangenen, welche die Heiden als Siegeszeichen mit in ihre Heimath nehmen wollen. Der Erſchlagenen waren aber beiderlei Geſchlechts gegen 6000. Zur Zeit des Leidens der heiligen Blutzeugen wird in der Luft eine engliſche Stimme gehört. Viele von den Heiden hören die Worte, wenden ſich zu Chriſto und empfangen zu derſelben Zeit die Märtyrerkrone. Die Straßen in Hamburg ſchwimmen vom Blute, die Heiden ſetzen mit ihren Pferden darüber, und das Blut geht ihren Roſſen bis an die Kniee. Die Kleider der Erſchlagenen, die Schilde der Blutzeugen und die Splitter der zerbrochenen Lanzen führt das reißend ſtrömende Blut in den gemeinſamen Strom, in die Elbe. Die Heiden nehmen einige edle gefangene Chriſten nebſt vielen abgeſchnittenen Köpfen als Siegeszeichen mit ſich nach Alt-Stargard, pflanzen die Häupter der Blutzeugen auf die Stadtmauern auf und werfen die Gefangenen in die ſcheußlichſten Gefängniſſe, um ſie dort verhungern zu laſſen. Aber der Engel des Herrn bedient ſie heimlich mit reichlicher Nahrung. Die Hamburger zerſtören die von den Chriſten erbauten Kirchen und bringen alle Chriſten um, deren ſie habhaft werden können. Zu Weihnachten ereignet ſich auf dem Schloſſe zu Alt-Stargard das Wunder, daß die Häupter der Märtyrer von himmliſchen Strahlen glänzen und ein Geſang der Engel des Herrn ſich hören läßt. Die Nachtwächter wecken die Herren des Schloſſes, und dieſe werden von dem himmliſchen Glanze erſchreckt. Da räth einer derſelben die Gefängniſſe zu öffnen. Die Gefangenen belehren die Heiden über die Wundererſcheinung und den Geſang der Engel, und fodern ſie auf, ſich zum Herrn zu kehren. Die Heiden aber halten die Chriſten, da ſie nicht vor Hunger geſtorben ſind, für Zauberer, und der Herzog läßt ſie wieder einſchließen, um zu ſehen, ob ſie wieder von den Engeln ernähret werden. Auf die Gebete der Heiligen hörend, ſendet der Herr die zehn Plagen Pharao's über das ganze Slawenland. Da hält der Landesherr von Alt-Stargard mit den Älteſten Rath, ſtellt vor, daß die Plagen von den Chriſten herrühren würden und beſchließt, daß ſie erſchlagen werden ſollen. In derſelben Nacht öffnet ein Engel des Herrn die Gefängniſſe und bietet ſich den Gefangenen als Beſchützer dar. Die Ketten und Banden fallen von ihnen. Sie ſteigen auf die Stadtmauern und nehmen die Häupter der Märtyrer und tragen ſie unter Anführung des Engels nach Hamburg. Als die Heiden in Hamburg dieſes gewahren, verlaſſen ſie den heidniſchen Götterdienſt gänzlich und nehmen das Chriſtenthum an. Nach einiger Zeit graben die aus der Gefangenſchaft befreiten Heiligen den dritten Theil der Reliquien der in Hamburg begrabenen Heiligen aus, beladen viele Wagen damit und wollen ſie nach Rom und andern Orten bringen, aus welchen die Märtyrer ſtammen. Sie kommen zu dem Dorfe Ebbekeſtorp, in welchem damals Mönche[19]) in weißem Gewande dem Herrn dienten. Die Führer der Reliquien wollen zum Dorfe hinausfahren, aber die, welche im Leben und im Tode geiſtig verbunden waren, ſollen nicht durch verſchiedene Länder zerſtreut werden. Auch ſollen die Männer der Liebe die Prärogative haben, die Heiligen im Lande des Leidens zu beſitzen. Deshalb ſpringen wunderbarer Weiſe Blutstropfen ſo gewaltig gegen die Räder der Wagen, daß dieſe feſtſtehen und ſie nicht Tauſende von Pferden von der Stelle gebracht haben würden. Da ſo die Reliquien der Heiligen nicht weiter geſchafft werden konnten, wurden ſie dort begraben und verehrt. Dieſes iſt kürzlich der Inhalt der

19) religioſi.

Legende von den zu Ebbekeſtorp begrabenen Blutzeugen. Betrachten wir ſie blos für ſich, ſo hat ſie nicht den mindeſten Zuſammenhang mit jener berufenen Schlacht der Sachſen gegen die Nordmannen; vergleichen wir ſie aber mit den übrigen Angaben, ſo läßt ſich ſchließen, daß wenigſtens zum Theil jene Schlacht die Veranlaſſung zur Legende gegeben hat. Doch iſt keineswegs gewiß, daß die Reliquien, welche in Ebbekeſtorp verehrt worden ſind, von den Männern ſtammen, welche in der Schlacht von den Nordmannen erſchlagen worden ſind. Es können ebenſo gut Männer ſein, welche wirklich von den heidniſchen Slawen des Lebens beraubt wurden, da die Slawen mehre große Chriſtenverfolgungen verübten. Daß ein Papſt Benedict in der Legende eine Rolle ſpielt, kommt aller Wahrſcheinlichkeit nach davon her, daß Kaiſer Otto der Große den abgeſetzten Papſt Benedict VIII. nach Hamburg bringen ließ. Dieſer ſtarb im J. 954 in Hamburg und fand hier ſein Grabmal. Das Fragmentum ex Martyrum in Ebbekestorp quiescentium Passione iſt lange nicht ſo wortreich, als die von uns eben betrachtete Legende, und viel weniger umſtändlich. Die Legende iſt ganz auf Erbauung berechnet, nicht nue im Betreff der eingeſchalteten Betrachtungen des Verfaſſers, ſondern auch durch Einwebung der Gebete und Geſpräche des Papſtes und der übrigen Märtyrer und der Geſänge der Engel. Das Bruchſtück dagegen will nur die Sache einfach erzählen. Iſt das Bruchſtück kein Auszug aus der Legende, ſo iſt die Legende offenbar ſpäter verfaßt und erweitert worden. Das Bruchſtück beginnt: Hinc est quod in Kronicis reperitur, Karolus primus, qui Magnus dictus est etc. Es bleibt dabei dunkel, ob der Verfaſſer nur das zunächſt folgende, oder die ganze Erzählung aus Chroniken geſchöpft hat. Wahrſcheinlich geht es nur auf das Nächſte. Karl der Große, wie das Bruchſtück erzählt, und wir kurz andeuten, bekehrt Sachſen, Thüringen, Weſtfalen [20]), Heſſen, Friesland, Slawenland (Slavoniam), Holſtein durch Lehrer und durch Gewalt zum katholiſchen Glauben. Nach Karl's Tode fehlt die gewaltige Hand, und die falſchen Chriſten, vorzüglich jenſeit der Elbe, verlaſſen den Chriſtenglauben wieder und richten ihre Götzenbilder, die ſie verworfen hatten, nämlich den Hammon [21]), den Swentebuck, Vitelubbe, Radegaſt, nebſt den übrigen, wieder auf. Dieſes geſchah nach dem Tode Karl's, zur Zeit Ludwig's I., der ein Sohn Karl's war. Mehre Jahre hindurch tadeln Prieſter aus Mönchsorden und aus Richtorden [22]) dieſe Abtrünnigkeit und ſchelten ſie aus allen Kräften, aber mit zu geringem Eefolge, weil dieſe Abtrünnigkeit den benachbarten Ländern und Gegenden verborgen bleibt, und der Kaiſer Ludwig I. in Italien, Francien, Gallien und den übrigen obern Gegenden um die Kirche ſtets beſorgt verharrt. Nach ſeinem Tode folgt ihm ſein Sohn [23]) Ludwig II. im Kaiſerthume. Zu deſſen Zeiten erſcheint die abtrünnige Bosheit der Slawen jenſeit der Elbe heller und fängt an, in den benachbarten Gegenden und Landſchaften weiter bekannt zu werden, weil ſie damals mehr die Zurechtweiſungen und den Unterricht der Prieſter Chriſti verachten, und beginnen ſie mit bewaffneten Händen anzufallen. Damals waren in jenen Gegenden mehre Städte, nämlich Levenborch (Lauenburg), Razeborch, Alt-Stargard, Stettin, nebſt den übrigen Städten, Schlöſſern und Dörfern. Ihre Einwohner verbinden ſich durch Bündniſſe zur Eintracht und gegenſeitigen Vertheidigung und kämpfen fremde Nationen, die ſich erheben, nieder. Unter dieſen Städten gehörte Hochburgh, jetzt Hamburg, zu den berühmteſten. Herr der beiden Schlöſſer, des einen auf der Südſeite diesſeit der Elbe, wo jetzt der Jungfrau Maria eine Kirche erbaut iſt, und des andern auf der Nordſeite um den Fluß, der Alſtria (Alſter) heißt, und der ganzen Stadt, war Haruch [24]). Seine Gemahlin hieß Herina. Sie waren beide aus edlem Blute, lebten jedoch nach Art der Heiden und waren durch irdiſche Macht erhaben. Hier tritt im Manuſcript eine Lücke ein, und die Erzählung beginnt dann wieder. Dem Kaiſer Ludwig, dem Sohne des Königs Karl's [25]), wird ein Bote vom chriſtlichen Volke geſandt. Ihm folgt der Kaiſer mit großer Ritterſchaft in das Gebiet der Heiden, und hat in ſeinem Gefolge den Papſt Benedict, ſieben Biſchöfe, nämlich Theoderich von Minden, Dudo von Paderborn, Anfrid von Utrecht, Reinbert von Hamburg, und Erlorf von Verden, ſieben Herzoge, 15 Grafen. Ihre Gewalt ertragen die Slawen nicht, ſchicken Boten des Friedens voraus und thun, nachdem ihnen Frieden

20) Dieſes, daß Weſtfalen nicht mit unter Sachſen begriffen, ſondern beſonders aufgeführt wird, deutet auf eine ſpäte Abfaſſung dieſer Stelle hin, wenn ſie auch aus Chroniken genommen iſt. 21) Den Ammon hat man nach Teutſchland gebracht, um den Namen Hamburg gelehrt zu erklären, welcher aber alt Hammaburg, alſo Burg der Häme (Fiſchernetze) bedeutet, weil die Feſtung urſprünglich zum Schutze der Fiſcherei und der Fiſcher angelegt war. 22) „Religiosi plures et seculares Presbyteri.“

23) So das Fragmentum [illegible] Martyrum in Ebbekestorp quiescentium Passione. p. 191. [illegible] 2[illegible] die andere Legende nennt ihn Baruch, nach Leibniz (Introd[illegible] Collectionem Scriptorum Historiae Brunsvicensi inservi[illegible] Num. X et XI) iſt jedoch Haruch, wie das Bruchſtück [illegible] richtiger. Dieſes Haruche oder Haruch ſei Haricus oder Ericus. Hierdurch werde beſtätigt, was ein anderer Erich aus den Fürſten von Pommern König von Dänemark geworden in ſeiner Historia gentis Danorum geſchrieben, König Erik Barn habe Sachſen verwüſtet, und den Herzog Brun und zwölf Grafen erſchlagen. Allerdings ſpielt ein Harich, Horic, Oricus, Gottfried's Sohn, oder richtiger mehrere Horiche, nämlich Harich der ältere und Horich der jüngere, in den fuldaiſchen und übrigen fränkiſchen Jahrbüchern und den Biographien jener Zeit, nämlich im 9. Jahrh., eine Rolle, und dieſer Name könnte allerdings vom Verfaſſer des Bruchſtücks benutzt worden ſein. Aber in dieſer legendenartigen Erzählung hat jener geſchichtliche Name alle geſchichtliche Bedeutung verloren, und blos rein ſagltchen Werth, und der Name Baruch in der andern Legende hat denſelben Werth als der Name Haruch, und als Legendenname noch größere Bedeutung, weil man bei Baruch an den berühmten Baruch von Bagdad, oder das Haupt der Ungläubigen, oder der Heidenſchaft, wie man die Moslemim im Mittelalter nannte, dachte. Über den Baruch, der auch in den teutſchen Gedichten des Mittelalters eine große Rolle ſpielt, ſ. d. Art. Parcival, da wo wir von Wolfram's von Eſchenbach Parcival und namentlich von Parcival's Vater, Gamuret, handeln, der in die Dienſte des Baruch's, d. h. des Khalifen von Bagdad, trat. 25) So wird hier der Kaiſer Ludwig bezeichnet, der nach des Kaiſers Ludwig's I. Tode auftritt. Vergl. die folg. Note dieſ. Art.

Digitized by Google

bewilligt worden, einen Anfall und bringen das Gotte geliebte Volk durch verſchiedene Todesarten um. Die Chriſten tragen die Leichname zuſammen und fahren ſie nach Ebbekeſtorp, ſie dort zu begraben. Die Heiden aber, die von Gott nichts wiſſen, führen einige als Gefangene hinweg und kerkern ſie ein und ſtecken viele Häupter der erſchlagenen Märtyrer auf Spieße und heften ſie als Siegeszeichen auf die Zinnen und auf die Mauern der Feſtungen Stargard und Danzeke. Hiermit ſchließt das Bruchſtück. Beide, die vollſtändige Legende und das Bruchſtück, wiſſen alſo von der Schlacht bei Ebbekeſtorp noch nichts, ſondern reden nur immer von Ebbekeſtorp als Begräbnißſtätte der Märtyrer. Hermann von Lerbeke, der um das J. 1404 ſchrieb, iſt, ſo viel man weiß, der erſte, der die Niederlage bei dem Kloſter Ebbekeſtorp geſchehen läßt. Bei ihm iſt ſie an die Hunnen geknüpft. Nämlich zur Zeit Ludwig's des Frommen verwüſtet die Grimmigkeit der Hunnen oder Heiden [26]) alle Länder der Chriſten in den Gegenden Sachſens und Weſtfalens. Biſchof Theoderich von Minden umgürtet ſich nebſt vielen katholiſchen Fürſten, nämlich den Biſchöfen Drogo von Osnabrück, Dudo von Paderborn, Anfred von Utrecht, Rambert von Hamburg, Ernulf von Verden, mit drei Herzogen, 13 Grafen und vielen andern Gläubigen mit dem Schwerte zur Vertheidigung des Glaubens und des Vaterlandes, ſchlägt eine Schlacht, fällt endlich und gelangt von Blut bekränzt gen Himmel. Dieſe Niederlage ereignete ſich zur Zeit, als Kaiſer Ludwig noch lebte, am heil. Abende des Feſtes der Reinigung Mariä bei dem Kloſter Ebbekeſtorp. Die Ungläubigen ſtecken zur Verhöhnung des katholiſchen Glaubens die Häupter einiger von den Genannten auf Pfähle. Aber am Oſterfeſte werden die Stimmen der Engel gehört, welche den Geſang Christus resurrexit ſingen. Als die Heiden vernehmen, daß Chriſtus vom Tode auferſtanden, kehren ſie ſich zu Gott. Theoderich mit den Seinen wird in das Kloſter Wunſtorpe gebracht und dort begraben. Anders hat es Hermann von Lerbeke im Kloſter der heil. Jungfrau zu Hamburg abgebildet [27]) gefunden, nämlich daß es im J. des Herrn 861 geſchehen am Tage der Kettenfeier Petri, und daß der Papſt Benedict V. [28]) mit zwei Cardinälen, ſieben Biſchöfen, ſieben Herzogen, 15 Grafen, 60 Prieſtern und 6000 Mann kam. Die ungläubigen Slawen konnten ihre Macht nicht ertragen, baten um Frieden, thaten, nachdem er ihnen bewilligt worden, einen Anfall und brachten das Gotte geliebte Volk durch verſchiedene Todesarten um. In der Mitternacht des Geburtsfeſtes Chriſti erleuchtet den Ort der Glanz eines Lichtes von Oben. Die Engel ſingen: Gloria in excelsis Deo. Doch bleibt die Ruheſtätte der Märtyrer viele Zeitläufe verborgen, bis Gott ſie durch ein Wunder zeigt. Nämlich am Feſte der Heiligen kommen Frauen zu Wagen dahin. Der Wagen kann nicht fort. Es wird nachgeſehen, was ihn hemmt. Der Raſen wird umgewandt, und friſches Blut ſpringt aus dem Boden. So erkennen die Frauen die dort verborgenen Körper der Märtyrer und beten ſie an. Die zweite Stätte ward durch Otterich, einen Bewohner des benachbarten Stadorp, gefunden, der bei gänzlicher Finſterniß zur Frühmette geht, und den heutigen Ort der Märtyrer von Licht umſtrahlt ſieht. Ein der Südſeite des Platzes der Märtyrer benachbartes Haus brennt mehre Male dadurch ab, daß der Blitz einſchlägt. Die Gläubigen ſehen öfters, daß die Stätte von himmliſchem Feuer erleuchtet iſt. Es wird daher bei Banne verboten, das Haus wieder aufzubauen. So wird die dritte Stätte entdeckt. Die heil. Märtyrer litten in der Stadt Hamburg den 1. Aug., zur Zeit, als Papſt Benedict auf dem apoſtoliſchen Stuhle und der ſo fromme Ludwig, der Sohn Karl's, auf dem Königsſtuhle [29]) ſaß. Öl floß im J. 1253 der Fleiſchwerdung des Herrn an dem Tage ihres Leidens aus den Gebeinen der heil. Märtyrer, und Hermann von Lerbeke bemerkt dabei: Aderamus et nos psaltantes in multa gratiarum actione. Er kann ſich damit nicht ſelbſt meinen, da er nicht um das J. 1259, ſondern um das J. 1404 ſcheieb, und hat es alſo aus einer ältern Schrift herübergenommen. Auch war der uſſenſer Abt mit den Seinigen als gläubiger Zeuge zugegen und nahm zu Gedächtniſſe von jenem heil. Öle für ſeine Kirche mit und zeigte es den Geiſtlichen und Laien zum Feſttage. Während jenes heil. Öl floß, zweifelten einige, daß es Öl ſei, und verſicherten, es ſei eher Thau. Aber am Tage des Leidens der Märtyrer geſchieht wieder ein Wunder, und am Mittage während der Sonnenhitze, wo es nicht glaublich iſt, daß Thau fällt, ſtrömt Öl aus den heil. Gebeinen. Einſt iſt am Tage des heil. Petrus heftiger Regen. Heil. Öl fließt aus den heil. Gebeinen. Alle ſtocken wegen der Überſchwemmung des herabfallenden Regens. Da taucht der mindere Bruder (der Franziskaner), Eckbald, eine Lampe in die Feuchtigkeit, brennt das Docht an, und es brennt, bis es ganz verzehrt wird, ſo weit es eingetaucht war. Auf gleiche Weiſe geſchah es auch bei dem Propſte Helmerich. Zur Zeit Manogold's, welcher Propſt der Chorherren in Ebbekeſtorp war, brennt die Kirche zu Minden ab. Sie wird wieder aufgebaut, brennt aber mehrmals wieder ab. Die Mindener bitten alſo durch eine Geſandtſchaft die Häupter der Kirche in Ebbekeſtorp, daß ſie großes Geld annehmen und ihnen den Körper ihres ſeligen Biſchofs Theoderich wiedergeben möchten. Aber alle ſchreien dagegen, weil einer unter ſo vielen Tauſenden nicht erkannt werden könne, und auch wenn er bekannt wäre, ſie doch keineswegs einen ſolchen Schatz fahren laſſen würden. Die Mindener ſehen daher kein anderes Mittel, als ihren abweſenden Patron zu ehren. Sie machen daher ein Münſter [30]) von Silber, ſtellen den Prieſter vor den Al-

26) *Hunnorum* saevitia seu *paganorum*. Hermann von Lerbeke (Chron. Ep. Mind. ap. *Leibnitz*. Script. Rer. Brunsv. T. II. p. 159) denkt alſo bei Hunnen vorzüglich an die ſagliche Bedeutung Hunen, Heunen, Rieſen, d. h. zaubermächtige Weſen oder in der Chriſtenheit heidniſche Weſen. Zunächſt jedoch denkt er dabei an die Ungern, welche im Mittelalter auch Hunnen genannt wurden. 27) Depictum, alſo war hier die Legende in einem Gemälde dargeſtellt. 28) Im J. 861 ſaß auf dem päpſtlichen Stuhle Nikolaus Magnus, Theodor's Sohn, Benedict III. war geſtorben und Benedict V. erhielt die dreifache Krone im J. 972.

29) Regnante. 30) V.rſteht ſich als verkleinertes Bild.

tar, während auf der Seite ein ſilberner Thurm und eine Sacriſtei ſteht. Hierdurch verleiht er ihnen Schirm, und die Plage des Brandes weicht von ihnen. Der Bau, der die Körper der Heiligen umgibt, iſt von Alter zuſammengefallen. Da erſcheint der Biſchof prächtig angethan einer Nonne und befiehlt ihr, daß ſie dem Volke den Zorn des Herrn verkünden laſſen ſolle, darüber, daß auf der Ruheſtätte unbehindert die Schweine wühlen. Einſt mäht ein Bauer dort Gras für ſein Vieh Er und ſeine Frau verlieren den Verſtand, und alles Vieh ſtirbt. Zur Zeit des Propſtes Gervaſius wird ein gichtbrüchiges Mädchen durch den Beiſtand der heil. Märtyrer geheilt. Eine Frau liegt acht Tage lang in Geburtswehen. Man zweifelt an ihrem Leben. Sie ſieht im Schlafe ein Geſicht, bei welchem die Ruheſtätte der Märtyeer und ein ehrwürdiger Greis die Rollen ſpielen. Er räth ihr, wenn ſie wieder geneſen wolle, ein Gelübde zur Beſchenkung der Kapelle zu thun. Sie thut es und geneſet von einem Sohne. Auch ein erkrankter Pfarrer erhält durch ein Gelübde ſeine Geſundheit wieder. Eine taube Nonne bekommt durch Gras von Geabhügeln der Heiligen das Gehör wieder. Eine Frau, die an den Augen leidet, ſchickt den Heiligen ſilberne Augen und wied geheilt. Ein Mann, der ſchon die letzte Ölung erhalten, wird dadurch wieder geſund und ſchon am dritten Tage zur Feldarbeit fähig, daß er die heil. Märtyrer an ihrer Ruheſtätte anfleht. So geſchehen noch viele andere Wunder durch Märtyrer, welche zu Ebbekeſtorp ruhen [31]). Dieſe Erzählungen von den Wundeen ſind aber deshalb merkwürdig, weil wir durch ſie die Örtlichkeit kennen lernen, wo die Gebeine jener vermeintlichen Märtyrer geruht haben ſollen. Sie ſind nicht etwa in der Kloſterkieche beigeſetzt, ſondern es ſind Grabhügel, auf welchen Gras wächſt, und auf welchen ſogar Gras gemäht wied. Dieſer Umſtand gibt uns, wie wir weiter unten ſehen werden, den Schlüſſel zu der Erklärung deſſen, wodurch man ſich veranlaßt gefunden hat, jene Legende an die Gegend von Ebbekeſtorp zu knüpfen, und wird uns lehren, daß Chriſten an heidniſchen Grabmälern gebetet haben, in der Meinung, daß dieſe Hügel die Gebeine von Märtyreen enthalten. Bekannt iſt, daß bei Umwandlung des Heidenthums manches heidniſche Heiligthum durch chriſtliche Weihe in ein chriſtliches umgewandelt waed. Hier iſt aber ein ganz beſonderer Fall. Hier werden in einer Zeit, in welcher die Kenntniß des Heidenthums ganz in den Hintergrund getreten iſt, heidniſche Grabhügel zu Gräbern von chriſtlichen Märtyrern aus Unkenntniß, daß es heidniſche Grabhügel ſind, geſtempelt und durch Gebete verehrt. Aber wer dieſe Märtyrer erſchlagen, hierüber war die Sage auch noch zu Hermann's von Lerbeke Zeit ſelbſt nicht einig, denn nach der einen Sage waeen die Märtyrer durch die Hunnen bei Ebbekeſtorp erſchlagen, nach der andern in Hambueg oder bei Hamburg durch die Slawen. Ebbekeſtorp, als Schauplatz jenes großen Trauerſpiels, haben aber auch die ſpätern und neuern Geſchichtſchreiber angenommen, welche jenes Ereigniß geſchichtlich darſtellen, und die Niederlage durch die Dänen vollführen laſſen. Doch verfehlen die meiſten Spätern, wenn ſie geſchichtlich ſein wollen, doch nicht, etwas von der Legende einzumiſchen. So ſagt Albert Keantz (Saxoniae Lib. III. c. 32, frankf. Ausg. ſeiner Weeke von 1621 S. 67): Reginbert, Graf von Ringelheim, ſächſiſcher Abkunft, griff die Dänen in Sachſen an, ſchlug ſie in einer großen Schlacht und ſchwächte ſie ſo, daß ſie nicht leicht zum gewohnten Ausfalle zurückkehrten. So rächte er den Tod Bruno's und Vieler aus dem Adel, welche, wie wir geſagt haben, die Dänen zur gänzlichen Aufreibung an dem Orte Ebbekeſtorp niederhieben, einem Orte, der jetzt Nonnen geweiht iſt, welche vielleicht noch nicht wiſſen, welche Heiligenreliquien ſie bei ſich begraben bewahren, die Reliquien ſo vieler Biſchöfe, Herzoge, Grafen und des Großadels [32]). Noch mehr miſcht er aus der Legende (Lib. II. c. 31. p. 51, 52) ein. Nach dem Tode Ludwig's, des ſo tapfeen Königs von Teutſchland, der die Nordmannen von Teutſchlands Küſten zurückteieb, fallen dieſe Feinde in Sachſen ein und verwüſten alles mitten im Lande. Herzog Bruno, der das Gerücht von dieſem Übel ſchon längſt gehört, ſammelt Alle, die ſich zu der Heerfahrt bereitwillig finden laſſen, zwölf Grafen [33]), alle benachbarte Biſchöfe von Verden, Minden und Hildesheim. Rembert, der bereits auf dem hamburger Stuhle ſaß, war damals im Gebiete der bremer Diöces, und half denen durch Gebete, denen er nicht durch fleiſchliche Waffen beiſtehen konnte. Ein ſo großer Zug des chriſtlichen Heeres warf ſich den abgöttiſchen Dänen und Nordmannen entgegen, an dem Orte, der Ebbekeſtorp heißt. Jeder focht tapfer. Die Chriſten waren feſt entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben, da ſie ſelig zu weeden hofften, wenn ſie in einer ſo frommen Sache der Religion erliegen würden, und glücklich, wenn ſie ſiegten. Doch wollten ſie lieber ſelig als glücklich werden. So zog ſich der haetnäckige Kampf in die Länge. Die ganze chriſtliche Heerſchar erlag für Cheiſtum, der Herzog ſelbſt nebſt dem Biſchof und allen chriſtlichen Streitern. Die Feinde entblößten die Körper, indem ſie die Kleider und Waffen nahmen. Die auf einen Haufen geworfenen Leichname konnte man nach einer Weile nicht unterſcheiden, da ſie lange lagen, ehe ſie Jemand zum Begräbniß verlangte. In einer Heerſchar fielen ſie, an einer Stätte wueden ſie begraben, ſodaß weder die Biſchöfe noch die Edeln unterſchieden wurden. Als die Mindener ihren Biſchof Dietrich in Anſpruch nah-

31) *Hermannus de Lerbeke*, Chron. Epp. Mind. p. 159—161.

32) Magnae nobilitatis. Albert Krantz ſpriche nämlich im Geiſte ſeiner Zeit, zu welcher man einen hohen und niedern Adel annahm. Zur Zeit Bruno's hingegen gab es nur einen Adel, nämlich den, der nachmals der hohe hieß. Doch kann Krantz unter magna nobilitas auch großer Adel, d. h. viele Adelige, verſtehen. 33) Duodecim (ut ajunt) comitibus, hoc est Saxonum primariis ex nobilitate viris (nam comitum nomen illa aetate in hac provincia incompertum), die zwölf Grafen behandelt er als Sage, da ſie doch geſchichtlich ſind. und leugnet auch das Geſchichtliche, daß es damals Grafen in Sachſen gegeben. Erbliche Grafengeſchlechter, wie zu ſeiner Zeit, gab es allerdings damals in Sachſen nicht, wol aber Gaugrafen, welche vom Könige eingeſetzt wurden.

Digitized by Google

men, konnten ſie ihn nicht erkennen. Dieſes widerfuhr, wie Albert Krantz glaubt, auch den Hildesheimern und den Verdenern. Dieſes war der Ausgang des glorreichen Herzogs Bruno und dieſes die Weihe der heiligen Reliquien in Ebbekeſtorp, welche [34]), wie man nach der ungelehrten Fabel ſagt, von Hamburg hierher gebracht ward, als dort, wie man träumt [35]), der Papſt erſchlagen worden. Zeugen der Sache, welche Krantz ſagt, ſind die Annalen der mindener, der hildesheimer und der hamburger Kirche, ſodaß, wie Krantz ausruft, die erröthen mögen, welche der gewöhnlichen Fabelei folgen. Was mit dem Papſte geworden, welcher nach Hamburg kam, will Krantz unter Otto I. [36]), zu deſſen Zeit es geſchehen, ſagen, und hat es auch bereits in der Metropolis geſagt, indem er die ganze Fabel verächtlich gemacht hat. Auch wird man in der Metropolis von den ſo häufigen Einfällen finden, welche die Chriſtenverfolger in die Stadt Hamburg gethan haben, und wovon die Reliquien vieler Märtyrer herrühren. Krantz ließ es ſich ungemein angelegen ſein, jene Legende von dem Märtyrerthume des Papſtes Benedict und vieler andern Biſchöfe und Edler, welches ſie in Hamburg erlitten haben ſollen, und von den Reliquien der Märtyrer in Ebbekeſtorp, einem Nonnenkloſter Benedictinerordens, zu widerlegen. Er richtete an dieſe Nonnen und fügte es ſeiner Metropolis bei, ein Schreiben: **Deo dicatis atque sacratis virginibus, sub regula divi Patris Benedicti militantibus in Ebbeckstorpe, Albertus Krantzius, inutilis theologus, Christum sponsum, qui est ipsa veritas, in veritate cognoscere, agnitum diligere et assequi dilectum** [37]). In ihr belegt er jene Legende nicht nur im Allgemeinen mit verächtlichen Ausdrücken, ſondern zeigt auch, wie unvereinbar die Einzelnheiten mit der Geſchichte ſeien. Die Veranlaſſung, die Widerlegung jener Legende an die Nonnen von Ebbekeſtorp zu richten, nimmt er daher, daß der Fabulant auch bis zu ihnen ſeine Poſſen [38]) gebracht habe. Da wir oben den Inhalt der Legende angegeben haben, ſo brauchen wir, da ſchon die Kenntniß des Inhalts hinreicht, ſie als reine Sage zu durchſchauen, und ſie ſich ſelbſt widerlegt, hier nicht anzugeben, was Krantz zur Widerlegung derſelben beibringt. Wir nennen ſie reine Sage in Beziehung auf die Zeiten, in welche ſie gelegt wird, denn manches Geſchichtliche iſt eingemiſcht, ſowie auch Krantz z. B. bemerkt: der **Fabulator**, wie er den Verfaſſer nennt, miſche dieſer ungereimten Fabelei die Erzählung von jenen 60 elendiglich gemarterten Prieſtern bei. Dieſes habe er aus einer andern Geſchichte geſtohlen, welche faſt 200 Jahre ſpäter bei dem Tode des Kaiſers Otto III. verübt worden, nicht in Hamburg, ſondern in Aldenburg, einer damals volkreichen Stadt der Wenden. Die Legende iſt auch für dieſe Entlehnung dankbar, denn, wie wir oben ſahen, beſchränkt ſie ſich nicht auf Hamburg als Schauplatz, ſondern nimmt auch Alt-Stargard dazu. Dieſes iſt kein anderes als Aldenburg, oder plattteutſch Oldenburg, das Städtchen in Wagrien. Vorzüglich beſchäftigt ſich Krantz mit dem Papſte Benedict und zeigt, wie auch in der Saxonia, was es eigentlich mit dieſem Papſte für eine Bewandtniß hatte. Vom geſchichtlichen Standpunkte aus erſcheint es allerdings ganz ungereimt, daß ein Papſt, der im 10 Jahrh. von einem chriſtlichen Kaiſer und auf deſſen Befehl von einem Erzbiſchofe nach Hamburg, als Strafort, gebracht wird, in das 9. Jahrh. verſetzt und hier, als von Heiden erſchlagen, dargeſtellt wird. Als Sinn der Sage iſt es aber ſchön, daß aus dem Kummer, vor dem der vom päpſtlichen Stuhle geſtoßene Benedict zu Hamburg in der Haft ſtirbt, ein leibliches Märtyrthum gemacht wird. Krantz betrachtet jedoch die Legende nur vom geſchichtlichen, nicht vom ſaglichen Standpunkte aus. Aus ſeiner Widerlegung bemerken wir noch, daß er darauf aufmerkſam macht, daß es zu jener Zeit nur das Kloſter Corvey gegeben und alſo den übrigen Dichtungen gleiche, wenn, wie der Fabulant erzählt, damals in Ebbekeſtorp **religiosi viri, candido servientes habitu Deo** gewohnt haben. Nachdem, wie Krantz ſich ausdrückt, er die mit ihrem eigenen Schwerte erſtochene Fabel in die Finſterniß geworfen, fodert er auf, der Wahrheit von den heil. Märtyrern in Ebbekeſtorp zu lauſchen, und läßt folgen: **Vera historia de sanctis martyribus in Ebbeckstorp.** In ihr läßt er nach einer Einleitung über Karl's des Großen Sachſenkriege und über ſeine Nachkommen, und über das Geſchlecht des Herzogs Bruno von Sachſen eine Erzählung folgen, deren Inhalt im Weſentlichen mit dem übereinſtimmt, was er in ſeiner Saxonia erzählt, und wir oben mitgetheilt haben. Nur läßt er vier Biſchöfe mehr Theil nehmen, nämlich den von Halberſtadt, den von Paderborn, den von Münſter und den von Osnabrück. Nur wird die Erzählung von Rembert's Siege über die Dänen in Friesland eingewebt. Auch iſt er im Übrigen umſtändlicher, theilt z. B. die Rede mit, welche Herzog Bruno vor der Schlacht von Ebbekeſtorp gehalten. Als Zeugen, daß dieſes die Niederlage der heil. Märtyrer in Ebbekeſtorp ſei, führt er die Annalen mehrer Kirchen der Umgegend an. Aber dieſe ſpätern Annalen können ja auch nicht als Geſchichtsquellen gelten. Auch läßt z. B. Hermann von Lerbeke in ſeiner Chronik der Biſchöfe von Verden Bruno'n und ſeine Gefährten nicht von den Dänen, ſondern von den Hunnen erſchlagen werden. So ſiegreich auch Krantz aus ſeinem Kampfe gegen die vermeintliche geſchichtliche Wahrheit jener Legende hervorgeht, ſo wenig iſt es ihm gelungen, dieſes als geſchichtliche Wahrheit zu begründen, daß jene Niederlage der Sachſen durch die Dänen bei Ebbekeſtorp ſtattgehabt habe. Rembert's, oder richtiger Rimbert's, Sieg über die Dänen, oder wenigſtens die Nordmannen überhaupt, iſt geſchichtlich, denn Adam von Bremen [39])

34) Quam, nämlich consecratio. 35) Iſt richtiger Ausſpruch Albert Krantzen's. 36) Krantz erzählt nämlich (Saxon. Lib. IV. c. 12. p. 86), wie die Römer den Gegenpapſt Benedict dem Kaiſer Otto I. überliefern und Leo'n wieder annehmen müſſen, wie der Kaiſer Benedicten dem Erzbiſchof Adaldag von Hamburg mit nach Teutſchland gibt, daß er ihn in ewiger Haft halten ſoll, und wie der Papſt kurz darauf vor Kummer in Hamburg ſtirbe. 37) Die Confutatio Legendae findet ſich am Ende der baſeler Ausgabe, und in der frankfurter Ausgabe auch am Ende und zwar hinter dem Regiſter und iſt unpaginirt. 38) Naenias.

39) Hist. Eccles. Lib. I. c. 35. ap. *Lindenbrog.* ed. *Fabricii* p. 11.

ſagt: Nicht unpaſſend ſcheint, weil wir von der Verfolgung geſprochen haben, welche damals weit und breit gegen die Kirchen aufbrauſte, das große Wunder zu berühren, welches durch die Verdienſte des heil. Rimbert den Frieſen gezeigt ward, welches der Verfaſſer ſeiner Thaten, ich weiß nicht warum, übergangen hat, aber der Abt Bono [40]) von Corvey, von den Vorfällen ſeiner Zeit ſchreibend, nicht veeſchwiegen hat, indem er ſagt: Als in neuern [41]) Zeiten ein ſchwerer Einbruch der Barbaren faſt im ganzen Reiche der Franken unmenſchlich wüthete, trug es ſich auch zu, daß ſie ſich zu einem Gaue Frieslands wälzten, welcher an entfeenten und dem großen Meere benachbarten Orten gelegen iſt, und den man Nordwide [42]) nennt. Sie begannen ihn zu Grunde zu richten; aber zu jener Zeit war dort der ehrwürdige Biſchof Rimbert. Durch deſſen Ermunterungen und Lehren geſtärkt und belehrt, griffen die Chriſten die Feinde an und ſtreckten von ihnen 10,377 nieder, und überdies fanden mehee, als ſie ſich durch Flucht Rettung ſuchten, beim Übergang über die Flüſſe, den Tod [43]). Die Angabe der großen Menge derer, welche umgekommen ſein ſollen, mag übertrieben ſein. Aber jene Niedeelage der Nordmannen in Friesland iſt wegen der Gleichzeitigkeit der Quelle nicht wohl zu bezweifeln. Dieſer Sieg iſt auch in Beziehung auf unſern Gegenſtand wichtig. Wie wir in Note 12 dieſ. Art. ſahen, kommt nach der braunſchweiger Reimchronik Herzog Bruno und ſein Heer erſt auf der Heimkehr durch Waſſerfluth um, nachdem er einen herrlichen Sieg über die Dänen erkämpft hat. So auch erzählen das Chronicon vetus ducum Brunsvicensium et Luneburgensium [44]), und Hermann Körner [45]): Die Dänen verwüſteten Alles grauſam in Frankreich und in den Weſtgegenden, und fielen hierauf in Teutſchland ein. Hier ſtellten ſich ihnen die Brüder Beuno und Tankward mit ſtarker Heerſchar entgegen, gewannen in der Schlacht einen herrlichen Sieg und ſchwächten ſie bis zur äußerſten Vernichtung. Aber als die Sieger heimkehrten, kamen ſie mit vielem Volke durch eine Überſchwemmung durch Regen [46]) um. Man braucht alſo nicht anzunehmen, daß jener große Sieg über die Dänen rein ſaglich, ſondern nur dieſes ſaglich ſei, daß der Sieg der von Rimbert angefeuerten Frieſen in ihrem Lande von dieſen und von Rimbert auf Herzog Bruno und die Sachſen von Späteen übergetragen worden ſei. Meekwürdig iſt, daß der Annaliſta Saxo [47]), der beide, den Wittikind von Corvey und den Dithmar von Merſeburg, vor ſich hatte, doch dieſen Weg einſchlägt. Er nimmt im Übrigen, was Wittikind hat, wöetlich auf, nur daß er Wittikind's Worte, Bruno'n betreffend: Duxit exercitum contra Danos et *inundatione repentina* circumfusus, non habens locum pugnandi etc. verwandelt in: Contra Danos duxit exercitum, *quorum inundatione* circumventus, non habens locum pugnandi etc. Aus Dithmar von Merſeburg nimmt er auch das missus a Lodovico Rege, und das, daß Bruno mit zwei Biſchöfen, Thiedrich und Theoderich, umgekommen, wobei er ſelbſt zu Marquardo, Hildisheimensi ſetzt, und entlehnt endlich aus Dithmae's Geſchichtswerke, daß es IV. Non. Febr. geſchehen ſei. Das fluminis inundatione des Dithmar von Merſeburg läßt er jedoch unberückſichtigt. Was bewog ihn hierzu? Warum nahm er dieſes nicht auf, und warum wandelte ee Wittikind's Worte um? Man findet angenommen, daß der Annaliſta Saxo das repentina inundatione ſich nicht zu reimen gewußt und auf ſeine Weiſe erklärt habe [48]). Aber z. B. dee Verfaſſer des Chron. Ursp. findet keinen Anſtoß daran, ſondern nimmt Wittikind's Worte und namentlich repentina inundatione buchſtäblich auf [49]). Was veranlaßte den Annaliſta zu dieſer Umänderung und den Verfaſſer des Chron. Ursp. zu keiner Änderung? Wir ſchließen, daß Letzterer von dieſer Niederlage eben nicht mehr wußte, als was ihm Wittikind beſagte, daß hingegen der Annaliſta Saxo noch eine andere Angabe kannte, nach welcher bei Bruno's Untergange die Waſſerfluth keine Rolle, ſondern nur die Menge Feinde dieſe ſpielte, und daß überhaupt die Sage von der Waſſerfluth keine allgemein gültige war. Letzteres wird durch Hroswith trefflich beſtätigt, wenn ſie ſingt:

Brun Dux Eccessam, promptus defendere sanctam
Incursu de saevorum satis Ungariorum
Proh dolor ex ipsis Domini pravis inimicis
Occiditur binis cum praesidibus venerandis
Omnibus atque viris propriae pariter legionis [50]).

So wenig Sicheres wußte man alſo ſchon zu Hroswith's Zeit von den nähern Umſtänden, unter welchen Bruno umgekommen, daß eine Sage den Unteegang an die Ungern knüpſte, welche doch zu Beuno's Zeit noch keine Einfälle in Teutſchland machten. Hermann von Lerbeke, oder ſeine Quelle, verſtand unter den Hunnen aller Wahrſcheinlichkeit nach auch die Ungern, die, ſowie auch die Avaeen, Hunnen genannt wurden. Die Sage, daß Brun von den Ungern erſchlagen worden ſei, wae aber nicht allgemein, denn ſelbſt Eberhard, der das lateiniſche Gedicht Hroswith's im J. 1216 in niederſächſiſcher Sprache bearbeitete, weicht von Hroswith's Eezählung ab und erzählt: In Bruno's Zeiten kriegten die Dänen ſehr gegen die Sachſen, heerfahrteten in ihr Land und ſtifteten darin Raub und Brand, und wollten eezwungenen Dienſt von ihnen haben. Der Herzog ſammelte ein ſehr ehrhaftiges Heer; damit folgte er an das Meer und vertrieb ſie gar aus dem Sachſenlande, aber als er wieder heimkehete, eehob ſich ein unermeßlicher Sturm auf der See, und Herzog Brun findet ſein Ende, oder mit des Dichters eigenen Worten:

So he aver met Vroyden herwedder wande,
Ymmetlik Storm wedderhof seck up der See,

40) Nach anderer Lesart Bonno. 41) Modernis temporibus. 42) Nordwide, nach anderer Lesart Nordwich. Norwide bedeutet Nordholz. 43) Dieſes, was Bono berichtet, ſetzt Albert von Stade (Chron. ap. *Schilter.* Script. p. 204) ins Jahr 876. 44) Bei Mader S. 2, bei *Leibnitz.* T. II. p. 14. 45) *Hermanni Corneri* Chronicon ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 514. 46) Das Chronicon Brunsvic. ſagt: Inundatione gravi imbrium, Hermann Körner: Inundatione quadam imbrium. Wahrſcheinlich verſtehen ſie einen Wolkenbruch darunter, doch wäre deutlicher effusione nubis, da auch ein blos länger anhaltender Regen eine Überſchwemmung veranlaſſen kann. 47) Bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 218.

48) So Wedekind S. 301. 49) S. *Conradi a Liechtenau*, Ursperg. Coen. Abb. Chron. (Strasburg 1609.) p. 144. 50) *Hroswith*, De Constructione Gandersheimensis Coenobii V. 865 e. s. ap. *Leuckfeld.* Antiq. Gandersh. p. 420.

Digitized by Google

> Dat eik nu reden schall, dat dait my twar we:
> De Herthoge Brun alldar sienen Ende nam [51]).

Man könnte dabei an eine Springfluth denken. Aber wahrſcheinlicher dachte ſich der Dichter, daß Brun die Dänen zu Schiffe verfolgt habe, denn die Worte: Ymmetlik Storm wedderhof seck up der See, ein unermeßlicher Sturm widerhob ſich auf der See, bedeutet doch nichts anderes, als dieſes: Als Bruno heimkehrte, erhob ſich gegen ihn ein widriger Wind, alſo ein Wind vom Lande her wehend. Zu einer durch Sturm erhöhten Springfluth oder einer Sturmfluth gehören aber an der Nordſeeküſte in der Gegend von Hamburg weſtnordweſtliche Stürme. Welche große Rolle aber eine Sturmfluth bei den neueſten Erklärungen jener Niederlage der Sachſen durch die Dänen ſpielt, werden wir zum Schluſſe berühren, nachdem wir die frühern Meinungen derer berührt haben, welche Ebbekeſtorp als Schauplatz jenes Trauerſpiels nicht aufgeben, und doch auch an der inundatione repentina Wittikind's feſthalten. Ebbekeſtorp iſt nämlich, wie es jetzt heißt, E b s t o r f (Ebsdorf), ein Flecken und ein vormals mit Benedictinernonnen beſetztes, jetzt Lutheriſches Jungfrauenkloſter am Schweinafluſſe, drei Meilen von Lüneburg im Herzogthume dieſes Namens an der großen lüneburger Heide, in der bienenreichſten Gegend. Nach jener Meinung darf alſo die inundatio repentina nur ſinnbildlich von einer Überſchwemmung der Feinde verſtanden werden, weil doch in der Heide von Ebstorf kaum ein Bach anzutreffen iſt. Zwar redet Dithmar's Chronik ausdrücklich von einer inundatione fluminis; allein dieſer Schriftſteller hat den Wittikind nicht verſtanden und deſſen tropiſchen Sinn wörtlich genommen. Eine Menge heidniſcher Todtenhügel um Ebstorf, mit Urnen gefüllt, beweiſt zugleich, daß die Sachſen nicht ungerächt gefallen [52]). So die künſtlichſte Auslegungsart. Wäre nur geſchichtlich, daß jene Niederlage bei Ebstorf ſtattgefunden, ſo könnte die inundatio repentina einigermaßen durch die Annahme erklärt werden, daß ſie durch einen Wolkenbruch veranlaßt worden, und dann könnte auch die inundatio fluminis Dithmar's beſtehen, denn der Schweinafluß mußte durch einen Wolkenbruch gefährlich angeſchwellt werden. Nur weiß man nicht recht, warum die Dänen bei einem Wolkenbruche im Vortheile geweſen ſein ſollen, da ſie unmöglich ihre obwol kleinen Raubſchiffe in die lüneburger Heide bei Ebstorf gebracht hatten. Sollte nicht jene Menge Grabhügel, die wir jetzt wieder als heidniſche kennen, Veranlaſſung zu der Sage gegeben haben, daß die Gebeine ſo vieler Märtyrer, welche nach der einen Sage dort erſchlagen, nach der andern von Hamburg dahin gebracht wurden, in jenen Hügeln begraben ſein? Hatte ſich die Sage einmal gebildet, ſo waren die Gräber ſicher, nicht durch ihre Urnen als heidniſch erkannt zu werden, denn man wagte die Hügel nicht zu öffnen und zu unterſuchen; ja! es wurde als heiligthumſchänderiſch angeſehen, wenn ein armer Bauer auf den Hügeln für ſein Vieh Gras mähte. Die zwiſchen Alt-Ebſtorf, einem Dorfe bei dem Flecken Ebſtorf, weſtlich von ihm gelegen, und zwiſchen dem Dorfe Wittenwater (Weißwaſſer) befindliche Ebene iſt mit vielen Begräbnißhügeln angefüllt. Sah man ſie, ſo mußte man an eine große Schlacht denken, und brachte dieſe ſehr natürlich mit einer Niederlage der Sachſen durch die Dänen oder auch der Ungern in Verbindung. Da man dieſe als Heiden kannte, mußten die in der Schlacht gegen Heiden Gefallenen Märtyrer ſein. Die andere Sage brachte hingegen dieſe Grabhügel mit den Märtyrern, die durch die Slawen in und bei Hamburg gefallen waren, in Verbindung, und nun mußten die Gebeine von Hamburg daher gefahren worden ſein. Diejenigen, welche die Schwierigkeiten erwogen, die bei Ebbekeſtorp als Schauplatz der Niederlage der Dänen durch die Sachſen entſtehen, und doch als geſchichtlich nahmen, daß die Schlacht bei einem Orte dieſes Namens vorgefallen, ſagten, daß die Dänen das ſächſiſche Heer unweit E p p e n d o r f [53]), eine Stunde nördlich von Hamburg, überfielen und den ſächſiſchen Herzog Brun mit zwei Biſchöfen und zwölf Grafen ermordeten. Dieſe blos muthmaßliche Beſtimmung des Ortes der Schlacht nahmen Andere geſchichtlich gewiß, Andere dagegen beſtritten ſie, und ſo findet man folgenden Ausſpruch: Die Schlacht gegen die Nordmannen im J. 880 war nicht bei Eppendorf — ſo und nicht Eppesdorf heißt der Ort — an der Alſter, ſondern bei Epsdorf im Hanöver'ſchen [54]). Während man ſo ſtreitet, und die, welche Ebbekeſtorp (Ebsdorf) in Anſpruch nehmen, nicht auf der Geſchichte, ſondern blos auf der ganz ſpätern, nicht allgemein gültigen Sage, fußen, und die, welche gegen die Sage, welche das Kloſter Ebbekeſtorp als Schauplatz jener Niederlage feiert, Ebbekeſtorp am Schweinafluſſe mit Eppendorf am Alſterfluſſe vertauſchen, dieſes blos auf Muthmaßung geſtützt thun, geben Andere, und mit Recht, da Ebbekeſtorp blos ſagliche und Eppendorf blos muthmaßliche Geltung haben, beide auf, halten aber dagegen an der Waſſerfluth, die doch auch blos ſagliche Geltung hat, feſt, und ſtellen auf, daß w a h r ſ c h e i n l i c h — in einem Grade, der allemal dem W a h r e n gleichgeſtellt werden dürfe, wenn es auf hiſtoriſche Beweiſe aus fernen Zeiten, zumal in Nebenverhältniſſen, ankomme — H a m b u r g als Ort dieſer Niederlage anzuſehen, und nehmen eine Sturmfluth zu Hilfe [55]). Dieſe muthmaßlichen Aufſtellungen hat man kurz

51) E v e r h a r d, Altniederſächſiſches Reimchroniken von der Anlegung des Stifts Gandersheim. aus dem Lateiniſchen überſetzt c. IX. bei *Leuckfeld* l. c. p. 367. 52) *Harenberg*, Hist. Eccles. Gandersh. p. 1213. *Sagittarius*, Orig. Brunsvic. p. 13. *J. G. ab Eckart*, Comment. de reb. Franciae Orient. T. II. p. 649.

53) So L u d w i g A l b. G e b h a r d i, Geſch. von Dänemark in der Fortſetzung der Allgemeinen Welthiſtorie. 32. Th. (Halle 1768.) S. 393, vertauſcht Ebſtorp mit Eppendorf. 54) So der Recenſent von Schmidt's von Lübeck hiſtoriſchen Studien (Altona 1827) in der leipziger lit. Zeit. 1828. Nov. St. 300. S. 2398, und fügt hinzu: „Wenigſtens hätte der Verf. ſeine abweichende Angabe beweiſen ſollen." Aber ſie läßt ſich eben nicht beweiſen, ſondern iſt blos Muthmaßung. 55) So W e d e k i n d a. a. O. S. 298, 299. Er nimmt als „wahr" und „erwieſen" an, das Waſſer des Stromes wäre ſo plötzlich angeſchwollen und ausgetreten, daß es dem ſächſiſchen Heere ſogar an Raum gebrochen, ſich zur Wehr in Ordnung zu ſtellen. Wir haben aber geſehen, daß das, was Wittichind von Corvey von der plötzlichen Überſchwemmung und Dithmar von Merſeburg von der Überſchwemmung

darauf zu folgendem Gemälde in einer Geſchichte des teutſchen Volkes benutzt. Nach ihr war ein Geſchwader von Nordmannen in die Elbe eingelaufen und hatte ſich bis Hamburg hinauf gewagt. Es war von ungewöhnlicher Stärke. Gegen daſſelbe hatten ſich Biſchöfe und Grafen in Sachſen mit ihren Mannen und den Vaſallen ſchnell verſammelt. Der Herzog des ſächſiſchen Heeres war der Graf Brun. Es kam zu einer Schlacht auf dem rechten Ufer des Stromeſ, wahrſcheinlich bei Hamburg, zwiſchen der Elbe und Alſter. Während dieſer Schlacht aber, oder als ſie nicht zu vermeiden war, trat plötzlich die Elbe, wie es wegen der Springfluthen bei Sturmwinden in dieſen Gegenden geſchehen mag, aus ihren Ufern und überſchwemmte das Land dergeſtalt, daß die Sachſen, die in dem Winkel des Fluſſes ſtanden, keinen Raum hatten, ihre Kraft zu entwickeln. Alſo ward es den Nordmannen oder Dänen leicht, ein ſchauderhaftes Gewürge anzurichten unter dieſen unglücklichen Männern, welche wie Wehrloſe ihren Schwertern gegenüber ſtanden. Das ganze Heer ging zu Grunde[56]). Unſ iſt in dieſem Schlachtgemälde nicht recht klar, welchen Vortheil die Nordmannen bei der Überſchwemmung hatten. War das Land nicht ſo hoch überſchwemmt, daß ſie mit ihren Schiffen darauf herumfahren und zu Schiffe kämpfen konnten, ſo waren ſie nicht im Vortheil, denn ſie mußten ja auch im Waſſer ſtehend kämpfen. Wie ungeheuer müßte aber die Fluth geweſen ſein, wenn ſie auf ihren Schiffen hätten auf dem überſchwemmten Lande herumfahren und die Schlacht ſchlagen ſollen. Man findet behauptet: Wenn auch nur eine mittlere Sturmfluth von den Nordmannen benutzt war, ſo erkläre es ſich immer leicht, wie die Sachſen in dem Winkel zwiſchen der Elbe und dem rechten Ufer der Alſter ſo plötzlich konnten eingeſchloſſen und wehrlos gemacht werden. Nach dieſer Annahme ſtürmt nämlich das Geſchwader von Seeräubern mit der Fluth in die Elbe und überraſcht das große ſächſiſche Heer[57]). Wie aber kommt die Heeresmacht der Sachſen dahin? Sie iſt alſo nicht gegen die Nordmannen ausgezogen, und blos zufällig ſtürmen ſie, eine Sturmfluth benutzend, die Elbe herauf. Gleichwol wird angenommen, daß durch die Nachricht, daß der Zug wider die Dänen gerichtet war, nun ſogleich der Schauplatz in das **transalbingiſche Sachſen** verlegt werde. Bleibt, wird gefragt, hier noch eine Wahl? Hamburg war, als Hauptſitz des Landes, als Feſte und Niederlage des Handels, das gewöhnliche Ziel nordmänniſcher Überfälle; hier iſt die Wirkung gefährlicher Elbfluthen bekannt. Nach dieſer Annahme alſo unternimmt das ſächſiſche Heer einen Zug gegen die Dänen, ſetzt über die Elbe und liegt im Winkel zwiſchen der Elbe und Alſter, als unerwartet nordmänniſche Seeräuber ſich durch eine Springfluth die Elbe heraufͤtreiben laſſen und das ſächſiſche Heer überfallen, welches wegen der Überſchwemmung keinen Raum zu kämpfen hat. Ja! wäre die repentina inundatio geſchichtlich ſicher, ſo ließe ſich keine beſſere Auskunft treffen. Die fuldaiſchen Jahrbücher wiſſen gar nichts von dieſer plötzlichen Überſchwemmung, und auch zu Wittikind's Zeit war es keine allgemein gültige Sage, da Hroswith nichts davon hat, und den Herzog Brun durch die Ungern erſchlagen läßt. Hamburg als Feſtung mußte dem ſächſiſchen Heere Schutz gewähren. Lag auch das große Heer vor der Feſtung, ſo hätte ſich doch ein Theil in dieſelbe retten können. Jenes Trauerſpiel ereignete ſich grade in einer Zeit, wo die Nordmannen häufige Einfälle machten und die Flüſſe weit herauffuhren. Es iſt daher gar nicht wahrſcheinlich, daß das große Heer über die Elbe gegangen war, um eine Heerfahrt nach Dänemark zu machen. Weit wahrſcheinlicher iſt, daß die Nordmannen ſich weit auf dem Strome der Weſer oder der Elbe heraufgewagt, und ſo die Sachſen Zeit hatten, ſich zu ſammeln, gegen die Nordmannen zogen, aber in der Schlacht unglücklich waren. Später mußte man ſich das Unglück nicht anders zu erklären, als daß man zu einer Waſſerfluth ſeine Zuflucht nahm. Da keine gleichzeitige Quelle Nachricht über den Gang der unglücklichen Schlacht gibt, müſſen wir uns mit der Allgemeinheit begnügen, in welcher ſich die fuldaiſchen Jahrbücher halten: In Saxonia cum Nordmannis infeliciter dimicatum est, nam Nordmanni superiores existentes etc Die Nordmannen waren bekanntlich auch gute Kriegshelden zu Hauſe und auf ihren Raubzügen. Durch die Örtlichkeit oder einen andern günſtigen Umſtand begünſtigt, können ſie recht gut das Heer der Sachſen vernichtet haben, wenn es ihnen, wie ſehr wahrſcheinlich iſt, auch an Zahl überlegen war. Es laſſen ſich dabei viele günſtige[58]) Umſtände denken, da die

des Fluſſes bemerken, keinen geſchichtlichen, ſondern nur ſaglichen Werth hat, und es auch ſelbſt nicht eine allgemein gültige Sage war.

56) So **Luden**, Geſchichte des teutſchen Volkes. 6. Bd. S. 172, indem er auf Wedekind's Muthmaßungen als auf Beweiſen fußt. S. 551. Doch beſtreitet er (S. 551, 552) Wedekinden deshalb, daß er mit Dithmar von Merſeburg den 2. Februar den Tag jenes Unglücks ſein läßt. Dithmar habe dieſen Tag darum wol angegeben, weil das Gedächtniß der Gefallenen an demſelben gefeiert ward, und weil er auch ſchon vorausſetzte, man würde den Tag des Verderbens gewählt haben. Aber es hätte wol auf den 2. Februar, der ohnehin ein Feſttag war, die Feier verlegt ſein können Ferner ſtelle Luden Wedekind's Darſtellung entgegen, daß es nicht glaublich ſei, daß die Nordmannen in dieſem harten Winter erſchienen ſein. S. die Entwickelung dieſer Einwürfe Luden's gegen Wedekind bei Erſterm ſelbſt (S. 551, 552). Zum Schluſſe bemerkt er: Wie aber, ſollten nicht vielleicht die Gebeine der gefallenen Märtyrer am 2. Febeuar des folgenden Jahres, am Feſte Purificationis St. Mariae, das in ſo großem Anſehen ſtand, nach Ebsſtorf (Ebbekeſtorp) gebracht und hier beigeſetzt ſein? Aber es gab ja zu jener Zeit kein Kloſter in Ebbekeſtorp. Warum hätte man ſie da nach dieſem Orte bringen ſollen? Auch waren die Gebeine nicht beigeſetzt, nämlich nicht in einer Kirche, ſondern man ſah im ſpätern Mittelalter die heidniſchen Grabhügel jener Gegend für Gräber von Chriſten an, und hieraus bildete ſich jene Legende, daß Gebeine der Märtyrer von Hamburg nach Ebbekeſtorp gebracht worden ſeien.

57) So **Wedekind** S. 299.

58) So ſtellt z. B. Schaten (Annalium Parderbornensium. P. I. Lib. III. p. 125) den Hergang auf folgende Weiſe mit einer Sicherheit dar, als wenn er Thatſachen vortrüge. Den 2. Februar ſchlugen im Flecken Ebbecksdorf im Herzogthume Lüneburg ſich die Nordmannen und Sachſen in einer heftigen Schlacht. Lange war der Kampf zweifelhaft, endlich wurden die Sachſen umringt und in überfrorene Sümpfe getrieben. Dieſe brachen durch die Bürde der Gewappneten ein. Die Krieger ſtaken im zerbrochenen Eiſe, waren von einander getrennt und vermochten weder herauszugehen, noch zu kämpfen, wie dieſes Widekind und Dithmar, unſere Geſchicht-

Digitized by Google

Schlachten mit den Nordmannen meiſtens in der Nähe der Flüſſe vorfielen, und ſo, als es zur Schlacht zwiſchen den Sachſen und Nordmannen kam, dieſe leicht ſich auf einem günſtigern Boden in günſtigerer Stellung fanden, vielleicht auf einer Anhöhe, welche von Sümpfen gedeckt ward, während die Sachſen unvorſichtig genug waren, ſich in eine ſumpfige Örtlichkeit zu wagen, um die Feinde, die geringer an Zahl waren, aber eine beſſere Stellung hatten, anzugreifen. (*Ferdinand Wachter.*)

EBBESEN (Niels [Nikolas]), ein jütländiſcher Edelmann, Beſitzer des Gutes Nörreriis unweit Randers in Jütland, lebte in der erſten Hälfte des 14. Jahrh., und erwarb ſich durch eine ausgezeichnet gewagte und patriotiſche That, die ihm glückte, den Namen „des Befreiers von Dänemark." Nach des Königs Chriſtopher II. im J. 1333 erfolgtem Tode war nämlich Dänemark während eines ſechsjährigen Zwiſchenreiches der Willkür und den Gewaltthätigkeiten der benachbarten Grafen und Herzoge ausgeſetzt, welche die beiden Söhne des Königs, Otto und Waldemar, genannt Atterdag, von der Thronfolge eigenmächtig zu verdrängen ſuchten. Von Allen, die ſich in die däniſchen Provinzen theilten, war Geert (Gerhard), Graf von Holſtein, mit dem Zunamen der Große, unſtreitig der einſichtsvollſte, tapferſte und mächtigſte. Dieſer hatte ſich nicht nur in den Beſitz von Nordjütland, Nordfriesland, Fyen und Taaſing geſetzt, ſondern hielt auch den älteſten der beiden Prinzen, Otto, welcher ſeinen Anſpruch auf die Regierung durch das Waffenglück entſcheiden laſſen wollte, nachdem derſelbe von ihm beſiegt worden war, zu Segeberg in Gefangenſchaft. Der jüngere, Waldemar Atterdag, ſeiner Jugend wegen nicht im Stande, gleich ſeinem Bruder die Waffen zu ergreifen, oder an deſſen Unternehmungen Theil zu nehmen, hielt ſich damals in Teutſchland am Hofe des Kaiſers Ludwig auf. Deſto unumſchränkter regierte Graf Geert in den ſeiner Gewalt unterworfenen däniſchen Provinzen. Er vertraute die Lehengüter und wichtigſten Bedienungen nur Ausländern an, ſuchte den Dänen die teutſche Sprache und das holſteiniſche Recht aufzuzwingen, plagte die Unterthanen mit unerträglichen Auflagen, die er ihnen durch die härteſten Mittel abpreßte, nannte ſich nicht mehr Vormund des Herzogs von Schleswig, Waldemar, was er doch eigentlich war, ſondern gab ſich ſelbſt die Benennung: Herzog von Jütland, und faßte zuletzt den Entſchluß, dem Herzoge, ſeinem Mündel, die Krone von Dänemark aufzuſetzen, unter der Bedingung, daß er, als König, Schleswig gegen Nordjütland ihm abtreten ſollte. Dieſes war gleichſam das Zeichen zum allgemeinen Aufſtande, ſowol von Seiten des Adels, als des Volkes, in Jütland. Abgaben und Dienſte wurden von Stund an nicht mehr geleiſtet; die Misvergnügten traten zuſammen und bewaffneten ſich; alle von dem Grafen beſetzten Schlöſſer und Städte wurden von ihnen belagert; der Graf Geert ſah ſich genöthigt, eine Armee, die ſchnell bis zu 10,000 Mann anwuchs, zu verſammeln, und dieſe, beſtehend faſt aus lauter Ausländern, beging in Jütland und den umliegenden Gegenden die ſchrecklichſten Ausſchweifungen. Jetzt erhob ſich Niels E., der ſchon vorhin von dem Grafen perſönlich beleidigt zu ſein glaubte; er entſchloß ſich, ſein Vaterland von einem Manne zu befreien, der ihm, mit Verwerfung der Thronerben von dem alten Königsſtamme, einen Fremden zum Regenten aufdringen wollte, und um dies Vorhaben auszuführen, die größten Tyranneien ausübte und nichts als Schrecken und Elend um ſich her verbreitete. Mit kaum 65 bewaffneten Männern, meiſt jütländiſchen Edelleuten, wagte ſich E. im J. 1340 nach Randers, wo ſich der Graf Geert, umgeben von einer 4000 Mann ſtarken Beſatzung, befand; er erreichte zur ſpäten Abendzeit deſſen Wohnung, überfiel ihn in ſeiner Schlafkammer und tödtete ihn, nach kurzem Wortwechſel, auf der Stelle. Mit lautem Siegesgeſchrei jagte hierauf E. mit ſeinen Begleitern durch die Straßen und verkündigte den betäubten Einwohnern ſelbſt die geſchehene That, und die allgemeine Beſtürzung, welche die ſchnell ſich verbreitende Nachricht von des angebeteten und für unüberwindlich gehaltenen Grafen Geert's Tode in der Stadt und unter dem ganzen Militair verurſachte, erleichterte dem Thäter und ſeinen Verſchwornen die Flucht, die ihnen denn auch, nachdem ſie die Brücke bei Randers zum Theil abgetragen hatten, völlig glückte. Durch dieſe kühne That — die freilich, je nachdem man ſie entweder aus dem Geſichtspunkte der ſtrengen Moral oder der bloßen Politik betrachtet und ſich in ihrer Beurtheilung entweder an ihre patriotiſche Abſicht, oder an die Art ihrer Ausführung hält, eine ſehr verſchiedene Auslegung leidet, die daher auch ſelbſt einem däniſchen Schriftſteller zu der wahren Bemerkung Anlaß gibt: „Wollen wir nicht das höchſt bedenkliche Axiom annehmen, daß eine gute Abſicht jedes Mittel zu deren Ausführung heiligt, gewiß, ſo wird es uns ſchwer, Niels E.'s Handlung mit der unwandelbaren Pflicht des mannhaften Ritters und des ehrlichen Menſchen zu vereinigen"*) — wurde die Hauptſchwierigkeit, um dem Prinzen Waldemar, für den ſich das ganze Volk immer lauter erklärte, den däniſchen Thron einzuräumen, aus dem Wege geräumt; und da dieſer die Regierung noch in demſelben Jahre wirklich antrat, ſo gebührt Niels E. allerdings der Ruhm, durch jene That, die ohnehin mit Rückſicht auf das Zeitalter, worin ſie vollbracht wurde, in einem einigermaßen mildern Lichte erſcheint, den Grund zur Vereinigung der zerſplitterten däniſchen Provinzen unter Ein Scepter und dadurch zur Wiederherſtellung des faſt aufgelöſten däniſchen Staates gelegt zu haben. — E. überlebte ſeine patriotiſche That nicht lange, indem er ſchon im J. 1342 in einem Gefechte zwiſchen einigen Jütländern und den Leuten des Grafen Henrich von Holſtein unweit Aalburg erſchlagen wurde; aber deſto

ſchreiber, überliefern. Als die Barbaren dieſes ſahen, ſtürzten ſie herzu und metzelten durch elendliche Niederlagen die einen nach den andern ungeſtraft nieder. So Schaten, indem er in das Gemälde der Phantaſie mit dem einbrechenden Eiſe ſehr kühn die Berufung auf Wittichind und Dithmar einwebt, da dieſe doch, wie wir oben ſahen, nur etwas ganz entfernt Ähnliches von dem berichten, was Schaten hat. Richtig bemerkt jedoch Schaten: Non alia funesta clades magis accepta a Saxonibus, ex quo Christi religionem susceperunt.

*) ſ. Kiöbenh. laerde Efterretninger, for Aar 1799. p. 517.

länger hat das Andenken an ſeinen Patriotiſmus ihn überlebt, indem ihm nicht nur unter den zu Jägerspriis auf Seeland durch Denkſteine verewigten Dänen, welche ſich ums Vaterland ausgezeichnete Verdienſte erworben haben, ein ſchönes Ehrendenkmal errichtet, ſondern auch noch neuerdings von einem ſehr beliebten däniſchen Dichter, dem Prof. Lavin Chriſtian Sander zu Kopenhagen, mittels eines auf der Nationalbühne oft aufgeführten Trauerſpiels: Danmarks Befrielse, eller Niels Ebbesen af Nörreriis, et Sörgespiel i fem Akter (Kiöbenhav. 1799), die Erinnerung an ſeine muthvolle That um ſo viel ſtärker belebt worden iſt, je bereitwilliger dieſem Theaterſtücke jeder Kenner neben einem hohen poetiſchen Werthe das lebendigſte patriotiſche Intereſſe zuerkennt*). (Außer Holberg 1. Th. S. 420 fg. und Munthe S. 135 fg. vgl. beſonders Wandall's Lebensbeſchreibung der durch Denkſteine zu Jägerspriis verewigten Dänen. 1. Bd. S. 257 fg.) (*v. Gehren.*)

EBBETORP, ein reizend gelegenes Gut, Kirchſpiels Dörby, in der ſchwediſchen Provinz Småland, Calvere Län, ¼ teutſche Meile von der Stadt Calmar, zuletzt im Beſitze des durch ſeine Reiſen in Schweden bekannten Kanzleiraths J. C. Ginnerhjell, der hier eine Gemäldeſammlung und eine kleine Bibliothek in ſchwediſcher Topographie und Ökonomie anlegte und im J. 1829 ſtarb. Bei Ebbetorp iſt eine bedeutende Pflanzung von Wallnußbäumen. (*v. Schubert.*)

EBBLINGHEM, Gemeindedorf im franzöſiſchen Departement des Nordens (Flandern), Canton und Bezirk Hazebrouck, liegt 2¾ L. von dieſem Orte entfernt, und hat eine Succurſalkirche und 761 Einwohner. (Nach Barbichon) (*Fischer.*)

EBBO, EBO, Erzbiſchof von Rheims, der Sohn eines Leibeigenen eines Stiftes[1]), hatte aber den großen Vortheil, der Milchbruder Ludwig's des Frommen zu ſein, ward mit ihm erzogen und genoß mit ihm Unterricht in den Wiſſenſchaften[2]), ſtand bei Kaiſer Ludwig dem Frommen in großem Anſehen, und wußte dieſes zu benutzen, ſich emporzuſchwingen. Nach dem Tode des Erzbiſchofs Wulfar's von Rheims ward an deſſen Stelle Gißlemar erwählt, verſtand aber kein einziges Wort aus dem Evangelium zu erklären, ja konnte kaum leſen[3]). Er ward abgewieſen und kam nicht zum Beſitze des Erzbisthums. Wie man vermuthet[4]), war nicht ſowol Gißlemar's Untüchtigkeit, als dieſes Urſache, daß E. das Erzbisthum Rheims verlangte. Dieſer galt bei dem Kaiſer ſehr viel, war ein aufſtrebender Mann und wußte nähere Kanäle zu ſeinem Zwecke. Er beſtieg alſo um das J. 817 den erzbiſchöflichen Stuhl von Rheims. Seine glänzendſte Rolle ſpielt er aber als Miſſionslegat im Norden. Der däniſche König Hariold (Harald) kam aus dem Nordmannenlande, wie Einhard ſich im Allgemeinen ausdrückt, oder genauer bezeichnet aus Jütland, zu Kaiſer Ludwig dem Frommen, und bat um Beiſtand gegen die Söhne Godofried's, die ihn aus dem Lande zu vertreiben drohten. Um ſeine Sache genauer zu unterſuchen, ſandte der Kaiſer die Grafen Theothar und Hruodmund zu Godofried's Söhnen. Die fränkiſche Geiſtlichkeit hatte dem Erzbiſchofe E. auf der Kirchenverſammlung zu Attigny im J. 822 aufgetragen, an der Bekehrung der Dänen zu arbeiten. Er empfing hierzu vom Papſte Paſchal die Einſegnung zu Rom und Verhaltungsbefehle. Wir wiſſen dieſes aus den Literis Paschalis Papae ad omnes Christianos Deo fideles, in welchen unter Anderm dieſes bemerkt wird. In den Nordgegenden gibt es noch gewiſſe Völker, welche Gott nicht kennen und nicht getauft ſind. Um die Wahrheit in jenen Gegenden verkünden zu laſſen, ſendet Paſchal den Erzbiſchof E. von Rheims dahin. Vor dem Körper und dem Bekenntniſſe des erſten der Apoſtel hat der Papſt ihm öffentliche Autorität gegeben, das Evangelium zu predigen. Er ſoll nach Vertreibung des teufliſchen Irrthums die Lehre der apoſtoliſchen Inſtitution bekräftigen, und wenn etwas Zweifelhaftes bei dieſem heiligen Amte vorkommen ſollte, ſich an die apoſtoliſche Kirche zu Rom wenden und aus der reinſten Quelle ſchöpfen. Als Collegen bei dieſer Legation der göttlichen Adminiſtration gibt der Papſt ihm den religioſen (den Mönch) Halitgar und macht ihn zum Miniſter (Diakonus), damit er leichter bei gelegener Zeit von dem ihm anvertrauten Geſchäfte dem Papſte Nachricht geben und den ihm aufgetragenen Dienſt nicht vernachläſſigen möge, denn er müſſe vor einem ſtrengen Richter Rechenſchaft geben. Der Papſt fodert dann weiter Alle auf, Ebbo'n und Halitgarn in allen erfoderlichen Fällen Beiſtand zu leiſten, und bekräftigt dieſes durch geiſtliche Betrachtungen. Dieſe Bulle beſtätigten in der Folge auch die Päpſte Eugenius und Gregor in Beziehung auf Anſkar und Simon, wie Gaußbert mit anderm Namen heißt[5]). E. behielt aber die Ehre, der erſte Miſſionslegat im Norden geweſen zu ſein, an welchen ſich ununterbrochen andere anreiheten. Die Erfolge der Bemühungen der frühern Heidenbekehrer, z. B. Willibrod's, beſchränkten ſich auf die Schwelle des Nordens. Mit den kaiſerl. Geſandten Theothar und Hruodmund lehrte E.

---

*) ſ. Höſt, Dänemarks Literargeſchichte unter Chriſtian VII. S. 26.

1) Ex originalium servorum stirpe, ſagt *Theganus*, Vita Hludovici Imp. Cap. 44 ap. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 599. Thegan belegt ihn wegen ſeines Verfahrens gegen ſeinen Wohlthäter, Ludwig den Frommen, mit den härteſten Ausdrücken, nennt ihn z. B. unum impudicum et crudelissimum, und Cap. 56 S. 602 gibt er ihm die Bezeichnung turpissimus rusticus; Letzteres iſt wol Anſpielung auf Ebbo's niedere Geburt. Karl der Kahle ſagt in ſeinem Briefe an den Papſt Nikolaus I., daß Ebbo der Sohn eines Leibeignen eines Stiftes war; ſ. Epistola Caroli Calvi ad Nicolaum Papam de Ebonis causa ap. *Sirmondi*, Concil. Gall. T. III. p. 359. 2) Von ihm ſingt *Ermoldus Nigellus*, Lib IV., ap. *Pertz*, T. II. p. 502:

Nam Hludowicus enim puerum nutrirat eundem,
Artibus ingenuis fecerat esse *catum*.

3) ſ. den in der erſten Anmerkung angeführten Brief Karl's des Kahlen, S. 359.

4) Menſel, Geſchichte von Frankreich in der Fortſetzung der Allgemeinen Weltgeſchichte, 26. Th. S. 80. 5) ſ. die kaiſerliche und die päpſtliche Beſtallung des Erzbiſchofs Ebbo zum däniſchen Heidenbekehrer bei Henſchen in den Actis SS. p. 400 et 404 und bei *Lindenbrog*, Scriptt. Rer. Sept. (Ausgabe von Fabricius) T. I. p. 186. Cf. *Grupen*, Orig. Germaniae. T. II. p. 69.

Digitized by Google

im J. 823 aus Dänemack zurück, und hatte im vergangenen Sommer viele Dänen, die ſich zum Chriſtenglauben wandten, getauft [6]). Vorzüglich hat aber E.'s Sendung berühmt gemacht, daß er den König Hariold (Harald) von Südjütland bewog, das Chriſtenthum anzunehmen, worauf auch dieſer König nebſt ſeiner Gemahlin und einer Menge Dänen die Taufe zu Mainz empfing, wobei der Kaiſer ſelbſt Pathenſtelle vertrat [7]). Als der Kaiſer Ludwig der Fromme im J. 831 Anſchar'n zum Erzbiſchofe durch den Biſchof und Erzkaplan der Pfalz Drogo'n weihen ließ, waren die beiſtehenden Erzbiſchöfe Ebbo von Rheims, Hetti von Trier und Otgar von Mainz. Bei den geoßen Beſchwerden und Drangſalen, welche Anſchar auf ſeinen Miſſionsreiſen im Norden zu erdulden hatte, ſtärkte und tröſtete ihn ſehr die Demuth und der Feuereifer des Erzbiſchofs E. von Rheims, der zuerſt dieſe Legation übernommen hatte. E. brannte von Eifer für Bekehrung der Heiden, und regte daher ſtets Anſchar'n an, das Chriſtenthum in jenen Gegenden zu verkünden, und ermahnte ihn, das Angefangene nicht unvollendet zu laſſen. Durch E.'s Ermahnungen und durch eigenen Eifer ward auch Anſchar beſtimmt, ſich durch kein Drangſal vom begonnenen Werke abbringen zu laſſen. Auch machte ſich E. dadurch verdient, daß ee den Dänen Ansfrid zum Dienſte des Herrn erzog. Dieſer Prieſter Ansfrid ward vom Biſchofe Gaußbert nach Schweden geſandt, kehete im J. 845 nach Teutſchland zurück, mit der Nacheicht, daß in Schweden die chriſtliche Lehre großen Wachsthums ſich erfreue. Biſchof Gaußbert war ein Beewandter E's. E, welcher voll Eifer brannte, die Heiden, namentlich die Dänen, welche er oft im kaiſerl. Palaſt geſehen, zu bekehren, hatte vom Kaiſer einen Det jenſeit der Elbe, welcher Welanao [8]) hieß, erhalten, damit er, ſo oft er in jene Gegend ginge, einen Aufenthaltsort hätte. Oft kam er nach Welanao, beſorgte viel, um in den Nordgegenden Seelen für das Chriſtenthum zu gewinnen, brachte ſehr viele zur Annahme deſſelben und beſtärkte ſie im katholiſchen Glauben. Nachdem Anſchar zum Biſchofe ordinirt war, ſchien es ihnen, als ſie ſich über die Sendung beriethen, nöthig, daß Anſchar Einen erhielte, dee ihm beiſtände und in dem fern gelegenen Schweden das Biſchofsamt verwaltete, da Anſchar nicht an beiden Orten ſein konnte. Mit Willen des Kaiſees wählte E. ſeinen Verwandten zu dieſem Werke, verlieh ihm die biſchöfliche Würde, ſandte ihn nach Schweden, ertheilte ihm reichlich Kirchengeräthe und Kirchenſchmuck, oder mit der eigenthümlichen Bezeichnung ministeria ecclesiastica, und die nöthigen Koſten, ſowol aus ſeiner eigenen, als auch aus der königl. Begabung, und ſtellte ihn als ſeine Stelle vertretenden Legaten in Schweden auf, da E. ſelbſt früher auf päpſtlichen Befehl dieſes Predigeramt übernommen hatte. Auf Andiehandgebung E.'s ertheilte der Kaiſer nachmals auch Gaußberten die Zelle, welche E. an dem Orte Welanao erbaut hatte, als Zufluchtsort und zu ſtetem Dienſte [9]). Was E.'s Stellvertreter Gaußbert in Schweden that und litt, ſ. in dem Artikel Gaussbert, Biſchof der Schweden. Der Umſtand, daß E. oftmals nach Welanao kam und Viele zum Chriſtenthume bekehrte, hat E.'n nicht blos geſchichtlich merkwürdig gemacht, ſondern man hat an ihn und ſeinen Namen auch eine Fülle von Muthmaßungen und Sagen geknüpft, welche früher als Geſchichte geglaubt wurden und zum Theil bei einem Theile der Alterthumsfreunde nach nicht allen Glauben verloren haben, weshalb

6) *Einhardi* Annales ad ann. 823 ap *Pertz*. T. I. p. 211. Auch der andere Einhard, nämlich der von Fulda (Annal. p. 367), bemerkt zum J. 822: „Ebbo, der Erzbiſchof von Rheims, verkündigte dem Volke der Nordmannen (Dänen) das Wort Gottes," und die Annal. Xantenses ap. *Pertz*. T. II. p. 225, bemerken zum J. 823: „Biſchof Ebbo gehet in die Gegenden der Dänen, zuſammen mit dem Biſchof Wilderich" (nämlich von Beemen). Pagi folgt dem Pavonius und ſetzt Ebbo's Sendung in das J. 823, und führt deshalb Einhard's (Eginhaet's Worte an, welcher zum J. 823, und zwar gegen den Schluß des Jahres, ſagt: „Cum quibus (Theothario et Hruodmundo) et Ebo Remorum archiepiscopus, qui consilio imperatoris et auctoritate Romani pontificis praedicandi gratia ad terminos Danorum accesserat, et aestate praeterita multos ex eis ad fidem venientes baptizaverat, regressus est." Muratori bemerkt zu *Ermoldus Nigellus*, Rer. Ital. Scriptt. T. III. p. 64, gegen Pagi, daß, weil Eginhard nur von der Rückkehr zum J. 823 redet, Ebbo's heilige Fahrt und das, was hier Ermold Nigellus erzähle, ſich auf das J. 822 beziehe, und deshalb die fuldaiſchen Jahrbücher nicht mit Pagi zu verbeſſern, ſondern zu erfaſſen ſein, welche zum J. 822 haben: „Ebo Remorum Episcopus genti Nordmannorum evangelizavit verbum Dei." Aber die Annales Xantenses ſagen zum J 823: „Ebo episcopus pergit partibus Danorum, una cum Wildericho episcopo," und pergit partibus heißt in ihrem Latein nicht anderes, als pergit in partes. Da auch nicht wahrſcheinlich iſt, Ebbo werde in dem für ihn zu rauhen Dänemark überwintert haben, da er während des Winters hätte nicht herumreiſen können, ſo ſind wol die abweichenden Angaben Einhard's und des andern Einhard's, nämlich des von Fulda, und der Jahrbücher von Xanten am beſten durch die Annahme auszugleichen, daß Ebbo ebenſo wol im J. 822, als auch wieder im J. 823 nach Dänemark reiſte. 7) Ermold Nigellus (Lib. III. p. 502) beſingt umſtändlich, wie Kaiſer Ludwig dem Erzbiſchofe Ebbo von Rheims aufträgt, die Dänen zum Chriſtenthume zu bekehren, wie er vom Kaiſer beſchenkt wied, zu Herold's (Harald's) Burg kommt und ihm das Chriſtenthum predigt, und Haeald verſpricht zum Kaiſer zu kommen und ſich taufen zu laſſen. Die wichtigſten Verſe, welche Ebbo's Verdienſte verewigen, ſind dieſe:

Ebo sacer dudum Nortmannica regna peragrans
Munia clara dabat nominis apta Dei.
Jam Herolde tuas praesul pervenerat arces,
Et tua de Christi dogmate corda replet.
Ille Dei monitis, regis quoque credere verbis
Coeperat, et populum praedicat ipse suum.

Nun folgt des Dänenkönigs Rede, in welcher er dem Erzbiſchofe Ebbo verſpricht, zum Kaiſer zu kommen und ſich taufen zu laſſen. Ebbo erhält vom Dänenkönige Geſchenke, wie ſie Dänemark bietet, und dann heißt es:

Ebo redit gaudens, lucris propheta futuris
Aestuat, et regi vota placenda refert.

Unter Rex iſt hier, ſowie oben bei regis verbis, der Kaiſer zu verſtehen. Über Ebbo's Verdienſte um die Bekehrung der Dänen handelt umſtändlich Langebek in den trefflichen Anmerkungen zu der Stelle des Ermold Nigellus in den Scriptt. Rer. Dan. T. I. p. 401. Not. 1. cf. p. 452. Not. 6; ſ. auch Geuß, Beitr. 1. Th. S. 35 fg.

8) Jetzt Münſterdorf, an dee Stur bei Itzehoe, hieß im J. 1304 noch Welna oder Welnao; ſ. Pertz zu *Rimbertus*, Vita Anskarii. Cap. IV. Mon. Ger. Hist. Scriptt. T. II. p. 81. Not. 31. 9) *Rimbertus*, Vita Anskarii l. c. p. 687. No. 15. p. 688. Nr. 34. Cap. 12—14. p. 698, 699. Cap. 33. p. 716. Cap. 34. p. 716. Chronicon Corbeiense bei Wedekind, Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des Mittelalters. 1. Bd. S. 382, 384

wir nicht unterlaſſen dürfen, uns von dem Felde der Geſchichte auf das ſchwankende Boot des Meeres der Muthmaßungen und Sagen zu begeben. Einige dithmarſiſche Schriftſteller gedenken der Anweſenheit E.'s in Dithmarſen [10]). Nach dieſen Angaben wäre E. ſchon im J. 814 zum Biſchofe Willerich gekommen und hätte ſich um den Zuſtand der Kirche in Dithmarſen hinlänglich erkundigt und darauf im J. 815 die Reiſe nach Dithmarſen angetreten. Allein hierüber haben die zuverläſſigen Quellen nichts, und noch mehr, dieſe Jahreszahlen ſtimmen mit den ältern Berichten nicht überein, und ſo fällt die Erzählung dem Reiche der Dichtung anheim. Dennoch will man mehre nähere Umſtände von E.'s Aufenthalt in Dithmarſen wiſſen. Nach dieſen Angaben hatte E. Anfangs ſein Quartier zu Mildendorp bei dem Einwohner Woldemanns Bojen Claes. Hier hält ſich E. zuerſt ganz ſtill, beginnt aber nachher wider den heidniſchen Gottesdienſt an eben den Orten, an welchen man demſelben am ſtärkſten ergeben iſt, zu predigen und Chriſtum und ſein Evangelium zu verkünden. Hierin findet er auch, ſo lange man ihn reden hören, großen Beifall, zumal da er mit außerordentlichen Gaben ausgerüſtet war. Aber ein ſonderbarer Umſtand reißt Alles auf einmal wieder ein, was er aufgebaut hat. Zwei Neubekehrte werden nämlich, eben als ſie den Wodanstag bei Windbergen, jenem Sitze des Götterdienſtes, vorüberreiſen, ſo von dem Donner gerührt, daß ſie auf der Stelle des Todes ſind. Dieſes ſieht man für ein von Wodan ſtatuirtes Beiſpiel an, und wie ſich der gemeine Mann leicht vom Aberglauben bethören läßt, ſo will auch E.'n hierauf kein Menſch mehr zuhören. Einer der dithmarſiſchen Geſchichtſchreiber [11]) findet es wahrſcheinlicher, daß E.'s Bekehrungsgeſchäft in Dithmarſen dadurch unterbrochen worden, weil E. ſich auf kaiſerl. Befehl aus Dithmarſen hinwegbegeben und zum Könige Harald habe reiſen müſſen, um einen Frieden oder ein Bündniß zwiſchen ihnen zu ſtiften. Aber es bleibt überhaupt ſehr zweifelhaft, ob E. je in Dithmarſen war [12]). Ferner hat man auch Ortsnamen als von ihm entſtanden angenommen, und nicht blos nach ihm ſollen Orte benannt, ſondern auch nach dem gleichzeitigen Biſchofe Drogo von Metz. Da ſich nämlich E. beſonders an den däniſchen Grenzen mit der Bekehrung der angrenzenden Dänen beſchäftigte, und Drogo mit E. zwar nicht in jenen Gegenden, aber doch zu gleicher Zeit ein fränkiſcher Biſchof war, ſo dürfte, wie man vermuthet, der nicht weit von Nordſtapel gelegene Ort Drage, ſowie Drogerſtorp bei Neumünſter, Dugelingen bei Münſterdorf und Drage unweit Schönfeld, von dem Biſchofe von Metz, Drogo, und zu ſeinem Andenken den Namen bekommen haben [13]). In Dithmarſen iſt, wie man vermuthet, allem Anſehen nach das Andenken des E. in dem Dorfe Epenhörden erhalten, auf welcher Wurth er gelehrt haben möchte, und wie die nach ihm in Holſtein und Stormarn benannten Örter in der Nachbarſchaft der damaligen Taufkirchen und der Cella Wellana (Welanao) liegen, ſo befindet ſich ebenfalls dieſes dithmarſiſche Dorf in der Nähe der derzeitigen hieſigen Taufkirche zu Meldorf, von welchem Orte es nur eine halbe Stunde entfernt iſt [14]). Wie man bemerkt findet [15]), ſcheinen verſchiedene Örter in Stormarn und Holſtein von ihm und ſeinem dortigen Aufenthalte noch gegenwärtig die Namen zu führen, wohin man Eppendorf bei Hamburg, Wippendorf bei Neumünſter und Jwenfleth in der kremper Marſch rechnet, ähnlich wie auch in Dithmarſen, ſowie im benachbarten Stapelholm es nicht an Stellen fehlt, deren Namen von dieſem berühmten Lehrer abzuleiten ſein möchten. Bei Nordſtapel in Stapelholm heißt ein Ort Epenhafen oder Epenhagen, und von ihm meinte man, daß daſelbſt die Treene einen Hafen gemacht hätte [16]). Zu Gunſten E.'s dagegen findet man gefragt: ſollte jene Benennung nicht von dem dort geweſenen Biſchofe E. entſprungen und die Stelle nicht ſowol ein Hafen als vielmehr ein Hagen oder Gehege geweſen ſein, zumal da Letzteres auch mit der gewöhnlichen Ausſprache am meiſten übereinkommt? Ein zum gottesdienſtlichen, auch gerichtlichen, Gebrauche abgeſonderter und eingezäunter Wald oder offener Platz ward ja bei den Teutſchen durchgehends ein Hag oder Hagen genannt [17]). So iſt man durch Muthmaßungen und, wie wir oben ſahen, auch durch Sagen bemüht, E.'n, der ſchon geſchichtlich merkwürdig genug iſt, noch mehr zu verherrlichen. Wir haben bisher E.'n von ſeiner Glanzſeite, in welcher er in den Geſchichtswerken erſcheint, nämlich als Miſſionslegaten, deſſen Bemühungen durch Erfolge gekrönt werden, betrachtet. Doch tadeln Einige an ihm, daß er ſeine Sendung nicht vollendet, ſondern ſie ſeinem Verwandten Gaußbert übertragen. So ſagt Adam von Bremen (Lib. I. Cap. 14. p. 6): In jenen Tagen wird geſchrieben, daß E. von Rheims, da er von Religionseifer für das Heil der Heiden brannte, nebſt Halitgar die Sendung zu den Heiden (legationem ad gentes) vom Papſte übernahm, welche nachmals unſer Anſchar unter dem Beiſtande der göttlichen Gnade glücklich vollführte, und Cap. 16. S. 6: „Siehe! was," wie wir leſen, „lange Zeit vor Willibrod und E. Andere gewollt und nicht gekonnt, hat jetzt, wie wir bewundern, unſer Anſchar ſowol gewollt, als auch vollbracht;" Cap. 18. S. 6: „Zum Beiſtand des Predigens ward Anſchar'n auch E., der Erzbiſchof von Rheims, gegeben. Dieſer entweder durch die Beſchwerde der Reiſe behindert, oder vielmehr durch die Beſchäftigung der Welt ergötzt, gab für ſich als Vicar ſeinen Neffen Gaudbert (oberteutſch Gaußbert), den ſie beide zum Biſchofe weihten, Simon nannten, und ihm der göttlichen Gnade empfohlen nach Schweden ſandten" [18]). Ähnlich drückt

10) Chron. Ms. nach Carſten's Dithmarſ. Kirchenhiſt. S. 98, und Helmann, Süderdithmarſ. Kirchenhiſt. S. 26. 11) Carſten a. a. O. 12) Vgl. den Art. Dithmarſen. 13) So nach Geuß. Beitr. 1. Th. S. 29 fg. und Bolten, Stapelholm. Beſchr. S. 246 und Dithmarſiſche Geſch. 1. Bd. S. 392.

14) Letzterer a. a. O. 15) v. Geuß, Beiträge, S. 29 fg., und nach dieſem Bolten, Dithm. Geſch. S. 391. 16) Bolten, Beſchreibung und Nachrichten von der im Herzogthume Schleswig belegenen Landſchaft Stapelholm, S. 215. 17) So Bolten zu Gunſten Ebbo's in ſeiner Dithmarſiſchen Geſchichte. 1. Bd. S. 391. 18) Wir haben hier oben blos die Stellen

ſich über E.'n auch Krantz (Metropolis, Lib. I. Cap. 27. p. 20) aus. Doch erkennt Adam von Bremen (Lib. I. Cap. 19. p. 7) an, daß Anſchar von E.'n die Körper der Heiligen zum Geſchenke erhalten, die er über die Elbe gebracht haben ſoll, und die er auch anderwärts in Sachſen vertheilte, nämlich von denen er den Körper des heil. Maternian in Heiligenſtadt, die des Xiſtus und Sinnicius nebſt andern in Hamburg und den des heil. Remigius in Bremen niederlegte. Adam von Bremen kennt die Vita Anskarii, in welcher mit ſolchem Ruhme von E.'s Bemühungen im Norden geſprochen wird; doch erniedrigt er E.'n, um Anſchar'n deſto mehr zu erheben. Doch bleibt E.'n auch im Vergleich mit dieſem noch Ruhm genug. Nun müſſen wir aber auch zur Betrachtung der wirklichen Schattenſeiten E.'s ſchreiten. Während Rimbert in ſeiner Vita Anskarii von E. dem Heidenbekehrer und zur Heidenbekehrung Anſpornenden mit den ehrendſten und rühmendſten Ausdrücken redet, weiß Thegan keine Ausdrücke hart genug zu finden, um mit ihnen gegen E.'n, den Verfolger ſeines Wohlthäters, des Kaiſers Ludwig des Jüngern, zu ſchmähen. Gegen E.'n hält er vor Allen die heftigſte Philippica[19]), weil er geſtattete, daß man ihn zum Haupte der den Kaiſer mishandelnden Partei wählte. E. hatte ſich nämlich an die Spitze der misvergnügten Geiſtlichkeit geſtellt. Man findet bemerkt[20]), daß es für uns unbegreiflich ſei, durch was für Wege E. zu dem verabſcheuungswürdigſten Undanke verleitet werden konnte. Vielleicht wirft hierauf die Partie von E.'s Leben, welche wir bereits betrachtet haben, Licht[21]).

Hier haben wir E.'n voll Feuereifer gegen das Heidenthum und zur Ausbreitung des Chriſtenthums erblickt. Unter dem ſchwachen Kaiſer Ludwig konnte es natürlich im fränkiſchen Reiche nicht an Misbräuchen fehlen. Viele, welche ſeines Vaters, Karl's des Großen, eiſerne Hand in Zaum und von unrechten Handlungen abgehalten hatte, mußten ſich unter der kraftloſen Regierung ſeines Sohnes zu entſchädigen ſuchen. Am kaiſerl. Hofe ſelbſt konnte es E.'n noch weniger gefallen, da hier die Kaiſerin Judith und ihr Günſtling Bernhard Alles galten und leiteten[22]). E. war, wie wir ihn bereits kennen gelernt haben, ein Eiferer. Hatte er nun in ſeiner Nähe ſo viel, was ihm Stoff zum Eifern gab, ſo mußten ſeine Blicke und ſein Eifer von der Verfolgung des Heidenthums, der er bisher oblag, ab- und zu dem hingewendet werden, was zunächſt ſeinen Eifer in Flammen ſetzte. Dieſes waren die Misbräuche am fränkiſchen Hofe und im fränkiſchen Reiche. Der Kaiſer hatte nicht Kraft genug, ſie abzuſtellen. So mußten natürlich die, welche die Abſtellung wünſchten, bewogen werden zu glauben, es ſei nur dann Heil zu finden, wenn der ſchwache Kaiſer vom Throne ſtiege und den Herrſcherſtab ſein älteſter Sohn Lothar führte, von dem man das Beſte hoffte, weil man ihn als Regenten noch nicht kannte. Dieſe Umſtände waren es, wie wir vermuthen, welche E.'n verleiteten, der eifrigſte Beförderer des Unglücks und der Beſchimpfung zu werden, welche ſein Wohlthäter, Kaiſer Ludwig der Fromme, zu erdulden hatte. Auf der Reichsverſammlung, welche Lothar ſeit dem 1. Oct. 833 zu Compiegne halten ließ, hielt E. eine weitläufige Rede, erhob die Würde, Gewalt und das Anſehen der Biſchöfe, und ſchilderte als Schattenſeite mit den ſchwärzeſten Farben die Unordnung, Sünde und die Laſter, die, wie er meinte[23]), unter Ludwig's Regierung überhand genommen haben ſollten. Dieſe Nachläſſigkeit müſſe, wie er behauptete, beſtraft werden, der Kaiſer die Regierung gänzlich niederlegen und die übrige Zeit ſeines Lebens in einem Kloſter Buße thun. Unter E.'s Anleitung quälte man den gefangenen Kaiſer nun auch ſo lange, bis er das Schwert aufgab und Kirchenbuße that[24]). Das Nähere hierüber gehört in den Artikel **Ludwig der Fromme**. Nur bemerken wir hier, daß E. zu dieſer ſchändlichen Behandlung die übrigen Biſchöfe am meiſten aufgereizt hatte. Nur der Erzbiſchof Agobard von Lyon kam an blindem Eifer und Unverſchämtheit E.'n faſt gleich. Ludwig von Baiern zerfiel mit ſeinem Bruder Lothar wegen der von

Adam's von Bremen, welche ſich auf ihn als Miſſionslegaten beziehen, betrachtet. Adam von Bremen kennt ihn aber auch als Aufruhrſtifter, denn er bemerkt Lib. I. Cap. 22: „Der Zwietrachtſtifter Ebbo, der ſowol zuvor gegen den Vater die Söhne bewaffnet hatte, als auch jetzt die Brüder durch innern Zwieſpalt (oder Aufſtand, intestina seditione) zuſammengehetzt hatte, wird vom Papſte Gregor abgeſetzt. Aber da Einige dieſes Schuld geben, Andere es beilegen, ſo wollen wir die Wahrheit auf ſich beruhen laſſen; beſonders da er von unſerm Vater Anſchar mit derſelben Hochſchätzung, die er vom Anfange bei ſich gehabt hat, bis zum Ende gehalten worden iſt." Lies in ſeiner Vita und im Capitul Rabani von dem zweideutigen Rufe Ebbo's, aber mit den Worten Adam's von Bremen ſelbſt: „Lege in *vita* ipsius et *in capitulo Rabani* de fama Ebonis ambigua." Die Vita ipsius iſt die Vita S. Anskarii. In ihr ſelbſt iſt nicht von Ebbo's zweideutigem Rufe die Rede; es wird zwar erzählt, daß er ſeinen Verwandten, Gausbert, als ſeinen Stellvertreter in den Norden geſandt habe, aber nichtsdeſtoweniger wird auch in der Folge in den ehrendſten Ausdrücken von Ebbo geredet, — da er zwar ſeine Sendung in den Norden leiblich nicht weiter fortſetzte, aber doch ſein Geiſt ſich noch damit beſchäftigte, da er Anſchar'n anregte, daß er bei den Drangſalen nicht den Muth verlieren möchte.

19) *Theganus*, Vita Hludowici Imp. Cap. 44 ap. *Pertz*. Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 399, 400. 20) So von Meuſel, Geſchichte von Frankreich in der Fortſetzung der allgemeinen Welthiſtorie, S. 110. 21) So ſagt Muratori, Geſchichte von Italien (Leipzig 1746). 4. Th. S. 631: „man verwies Ebbo'n in ein Kloſter." *Theganus*, Vita Hludowici, Cap. 56. p. 602, ſagt: „Et ideo suaserunt (Episcopi) eum (ei), ut se concrederet ministerium sacerdotale minime habere posse; quod et ita fecit, *et sic plane dimissus est;*" doch kann man Letzteres auch ſo verſtehen, nicht als wenn man ihm nun völlig freie Hand gelaſſen, wohin er ſich begeben wolle, ſondern in Beziehung auf ſein Verbrechen habe man ihn nun nicht weiter vor Gericht gezogen und keine Unterſuchung gegen ihn weiter eingeleitet.

22) Zur Zeit, als Ebbo offen als Haupt der Partei gegen denſelben auftrat, war der Kaiſer zwar ſchon genöthigt worden, Judithen und Bernharden vom Hofe zu entfernen; aber die Misbräuche, welche ihre Einmiſchung in die Regierung veranlaßt hatte, blieben natürlich in Ebbo's Andenken. 23) Im erſten Theile der Bertinianiſchen Jahrbücher zum J. 833 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. T. I. p. 427: „In quo conventu multa in domnum imperatorem *crimina confixerunt*, inter quos Ebo Remorum episcopus, *falsarum objectionum inventor* extiterat etc." 24) Acta depositionis Imperatoris Ludovici per Episcopos ap. *Baronium*, Annal. Eccles. T. IX. Ao. 833. No. 9 seq.

dieſem ſeinem Vater durch ungerechte Kirchenbuße zugefügten Schmach und darum, daß Lothar den Herrn über ſeine Brüder ſpielen wollte. Dieſes verdroß auch den zweiten Bruder Pipin von Aquitanien; daher zwangen ſie beide den Lothar, den kaiſerl. Vater wieder in Freiheit zu ſetzen. Dieſes geſchah kurz vor Oſtern im J. 834. E. begab ſich ſogleich auf die Flucht, ward aber ergriffen und vor den Kaiſer gebracht und auf deſſen Befehl in Haft gelegt[25]). Als Haupt der Partei[26]) ward E. natürlich vorzüglich in Anſpruch genommen. Dieſes geſchah auf der allgemeinen Reichsverſammlung zu Diedenhoſen oder Thionville zu Lichtmeſſe 835. Hier brachte der Kaiſer ſeine Klage wider gewiſſe Biſchöſe wegen ſeiner Abſetzung vor; aber ein Theil derſelben war nach Italien geflohen, andere waren vorgeladen worden, hatten aber keine Folge geleiſtet. Von denen, welche angegangen wurden, war E. allein da, und aus dem Grunde, weil er auf der Flucht ergriffen worden war. Als er aufgefodert ward, über ſein Betragen gegen den Kaiſer Rechenſchaft zu geben, ſchützte er vor, er werde allein angegangen, während alle andere, in deren Gegenwart es geſchehen, in Ruhe gelaſſen würden. Die übrigen Biſchöſe wandten ein, daß ſie gezwungen zugegen geweſen wären, und ihre Geſinnung unſchuldig dabei geweſen ſei. E. ward hierüber verdrießlich und verlor die Luſt, ſich länger durch ſolche Einwände ermüden zu laſſen und ſich ſelbſt nicht von der Anklage befreien zu können, und berieth ſich mit einigen Biſchöſen und legte auf ihren Rath eine Art Beichte ab[27]). Er beſtieg nämlich einen erhabenen Ort in der Kirche zu Thionville und bekannte vor Allen mit freier Stimme, daß der Kaiſer ungerechter Weiſe abgeſetzt worden ſei, und Alles, was gegen ihn verübt worden, ſei unrecht und gegen alle Billigkeit gegen ihn angeſponnen worden, und ſei, wie er verdiene und wie das Recht und die Würdigkeit erheiſche, wieder auf den Thron eingeſetzt worden[28]). Nach dieſer feierlichen Handlung in der Kirche zu Diedenhoſen, bei welcher E. zur Bildung des Gegenſtückes zu dem Gemälde der Buße des Kaiſers in der Medardskirche zu Soiſſons den Geſchichtſchreibern ſitzen muß, ging man in die Pfalz zu Diedenhoſen zurück, und hier mußte E. noch einmal die traurigſte Rolle ſpielen. Die Biſchöſe hatten nämlich nicht hart an ihm rütteln wollen, weil ſie fürchteten, daß er ihr Verräther werden möchte, und ihm geriethen, daß er ſich ſelbſt als des Erzbisthums für verluſtig erkläeen ſollte[29]). Er bekannte, wie die Berlin. Jahrbücher ſagen, in voller Synode im Palaſte ſein Capitalverbrechen. Wenn wir jedoch, was ſogleich geſchehen wird, ſeine Losſagungsſchrift betrachten, ſcheint uns das in plenaria synodo capitale crimen confessus der Annal. Bertinianorum, P. I. p. 420, nicht wahrſcheinlich. Vermuthlich hat er ſich auch bei dieſem mündlichen Bekenntniſſe blos in allgemeinen Ausdrücken von Vergehungen gehalten, wie er es in der Losſagungsſchrift thut. Er erklärte in der vollen Synode im Palaſte, daß er eines ſo großen Amtes, als des biſchöflichen, unwürdig ſei, beſtätigte dieſes durch ſeine eigene Schrift und entäußerte ſich mit Aller Einwilligung und Richterſpruch jenes Amtes[30]). Der merkwürdige Losſagungsbrief hat ſich erhalten; E. hat ihn nämlich in die Apologie, die er ſpäter verfaßte, eingewebt. Er beginnt: „Ego Ebo indignus episcopus recognoscens fragilitatem meam et pondera peccatorum meorum.“ Er bekennt in ihm, daß er ſeine Beichtiger (testes confessores), nämlich den Erzbiſchof Ajulf und die Biſchöfe Badarand und Modoin, ſich zu Richtern ſeiner Verbrechen (delictorum) beſtellt und ihnen reines Bekenntniß ſeiner Vergehungen (delictorum) abgelegt, indem er ein Bußmittel und das Heil ſeiner Seele darin geſucht, daß er vom biſchöflichen Amte und Dienſte (ab officio et ministerio pontificali), als deſſen unwürdig er ſich anerkannte, abging und ſich deſſen entäußerte für ſeine Verſchuldungen (pro reatibus meis), bei welchen er, wie er ihnen im Geheimen gebeichtet, geſündigt habe, nämlich auf dieſe Weiſe, daß ſie Zeugen zur Nachfolgung und zur Weihung und zur Setzung an ſeiner Statt einem Andern ſeien, der würdig vorſtehen und der Kirche nützen könne, der E. bisher unwürdig vorgeſtanden. Er ſchließt den Losſagungsbrief durch: „et ut inde nullam repetitionem, aut interpellationem auctoritate canonica facere valeam, manu propria subscribens firmavi.“ Man ſieht, man verfuhr ſehr glimpflich mit ihm. Er war des Hochverraths ſchuldig, und man ließ ihm ſo freie Hand, daß er in dem Losſagungsbriefe ſein Verbrechen nicht namhaft zu machen brauchte, und ſich nur im Allgemeinen halten durfte, und daß man auch nicht einmal in ihn drang, ſich des Ausdrucks crimen zu bedienen und blos von delictis und reatibus im Allgemeinen zu ſprechen ihm geſtattet ward, welche Ausdrücke auch eine mildere Deutung zulaſſen. Vorzüglich verfuhr man auch dadurch gelinde mit ihm, daß man die Weiſe, wie er beſtraft werden ſollte, nicht öffentlich vor der Reichsverſammlung verhandelte und ihn nicht öffentlicher Unterſuchung unterwarf; er ſelbſt ſagt im Losſagungsbriefe: „pro reatibus meis, in quibus me peccasse secrete ipsis confessus sum,“ und in der Apologie: „Quorumque (episcoporum) consilio adjutus, tres mihi, ut ex ipsis elegi secretissimos adjutores, Ajulphum videlicet Archiepiscopum, Badaraldum, Modoinumque Episcopos, cum quibus de Salvatoris nostri constitutione, peccatorumque remissione diligenter contuli e. c.“ Es ward ihm alſo geſtattet, ſeine Verbrechen heimlich zu beichten, und dann öffentlich durfte

25) *Theganus* Cap. 48. p. 601. 26) So heißt es z. B. im erſten Theile der Bertinianiſchen Jahrbücher zum J. 835, S. 429: „Ebo, Romorum pridem archiepiscopus, qui *ejusdem factionis velut signifer* fuerat. 27) *Anonymus*, Vita Hludowici. Cap. 54 ap. *Pertz* T. II. p. 640. 28) Annalium Bertinianorum Pars I. p. 429. 29) *Theganus* Cap. 56. p. 602: „et ibi (ad palatium Theodonis) Ebo turpissimus rusticus venit, quem ibi episcopi firmiter movere non ausi sunt, timentes ut eorum proditor existere debuisset. Et ideo suaserunt eum (ei), ut *se concrederet ministerium sacerdotale minime habere posse;*“ concredere se wird als Rechtsausdruck von einem gebraucht, der ſich dem Richter oder der Partei überläßt und nach deren willkürlichem Ausſpruche ſein Vergehen büßt.

30) Annalium Bertinianorum P. I. p. 429.

er ſich nur im Allgemeinen halten, brauchte öffentlich, was er verbrochen, nicht näher anzugeben. Was Thegan erzählt, nämlich daß die Biſchöfe ihm herausgeholfen, beſtätigt auch E. ſelbſt in der Apologie, in welcher er rühmt, daß er durch den Troſt ſeiner heil. Brüder erquickt und ihm der von Gott inſpirirte Spruch der Liebe der Mitleidenden erſchienen ſei. Dem Abgeſetzten gab man den Abt Fulko zum Nachfolger. Nach der Sage vertrocknet E.'n im Exil die rechte Hand, und die zwei Finger, mit welchen er geſchworen hat, werden verkrümmt, und er empfindet in ihnen ein ſo großes Reißen, daß er wie ein toller Hund ſtirbt [31]). So die ſpätere Sage. Doch hatte in der Wirklichkeit E. noch eine geſchichtliche Rolle zu ſpielen. Nach Ludwig des Frommen Tode kehrte E. aus dem Kloſter [32]), in das man ihn verwieſen, nach Frankreich zurück und erhob in der Champagne die Fahne des Aufſtandes für Kaiſer Lothar und gegen Karl den Kahlen. Lothar war hierfür dankbar und berief die Erzbiſchöfe Drogo, Otgar, Hetti, Amalwin und Andar und die Biſchöfe Joſeph, Adalulph, David, Roding, Giſelbert, Flotar, Badaran, Hagano, Hartgar, Ado, Samuel, Rambert, Haimin, Ratold und Amalrich und weltliche Reichsſtände nach Ingelheim, und ſetzte in dieſer Verſammlung E.'n in ſein voriges Amt ein und beſtätigte durch ein öffentliches Edict dieſe Wiedereinſetzung deſſelben in die biſchöfliche Würde von Rheims. E. nahm perſönlich und mit vieler Pracht von ſeinen Ämtern Beſitz, konnte ſich jedoch nicht darin behaupten. In einer Schutzſchrift, welche wir noch haben, ſucht er ſeine Abſetzung und den Losſagungsbrief, welchen er damals ausſtellte, als widerrechtlich und ungültig zu widerlegen und ſeine Wiedereinſetzung als rechtmäßig mit vielen Gründen zu vertheidigen. S. Apologeticum Ebonis, Remensis Archiepiscopi, sanctae sedis Apostolicae Legati, bei *D'Achery*, Spicileg. T. VII. p. 175 — 183, und hinter Adam von Bremen im Auctarium Diplomatum et Privilegiorum quorundam Lindenbrogio praeteritorum. L. XXX. Ebonis, Archiepiscopi Remensis, a Ludovico Pio Imp. in Exilium pulsi, a Lothario vero Imp. restituti Apologia cum ejusdem Ebonis ad gentes Septentrionales Legatione, ex Codico Msto. Bibliothecae Juliae primum edita a *Madero* in der Lindenbrog'ſchen Sammlung der Scriptt. Rer. Germ. Septentr. (Ausgabe von Fabricius) p. 182 sq. Aus dieſer Apologie, welche vorzüglich umfangreich durch die aus der heil. Schrift angeführten Stellen iſt, bemerken wir nur die Hauptpunkte. Erzbiſchof E. von Rheims wird, wie er erzählt, durch Bedrängniſſe gebeugt, aller ſeiner Habe beraubt und im Zorne durch die Haſt des Fürſten unterdrückt, und überdies durch Krankheit geſchwächt, zeigt ſich aber gottergeben und tröſtet ſich mit den Beiſpielen der Leiden, welche Perſonen der heil. Schrift erlitten haben. Voll von dieſen vielfältigen Beiſpielen der Väter wird er durch weltlichen Angriff vor dem Richterſtuhl in der Pfalz (ad tribunal palatinum) getrieben, und nicht zum Synodalconvent der Heiligen (ad synodalem sanctorum conventum), wohin es nicht erlaubt iſt, einen Biſchof gewaltſam zu ziehen (violenter trahi), ſondern vielmehr frei nach Vorſchrift der Kirchengeſetze zu berufen (canonice convocari). Es geſchieht jedoch, daß er mitten in der Menge der heil. Brüder ſteht, welche durch das lange Leiden des Winters mitgenommen ſind. Durch ihren liebevollen Troſt wird er erquickt. Sie fühlen Mitleid mit ihm, da, wenn ein Glied leidet, die übrigen Glieder mit empfinden. Durch ihren Rath unterſtützt, wählt er ſich aus ihnen drei ſo heimliche Helfer, den Erzbiſchof Ajulph und die Biſchöfe Badarald und Modoin, und beräth ſich mit ihnen über die Vergebung der Sünden. Der gegen ihn erzürnte Fürſt, oder der Tyrann, wie er ihn nennt, hat ihn aus dem Orte der Opferung vertrieben. E. will daher das Geſchenk vor dem Altar laſſen (d. h. hier das biſchöfliche Amt einſtweilen aufgeben) und die Beleidigung geduldig ertragen. Die Losſagungsſchrift gibt er aber nicht, ſich zu verdammen, ſowie er auch durch die Beichte nicht glaubt, ſich zu verurtheilen, ſondern er gibt die Losſagungsſchrift, um zu entkommen. Auch iſt kein Verbrechen der Verdammung in ihr angegeben. Daß er ſich unwürdigen Biſchof nennt, kann, wie er ſagt, nichts beweiſen, da er auch in andern Schriſten ſich immer durch indignus episcopus unterſchreibe. Bei dieſer Unterſchrift werde Niemand einen Lügner erkennen, da Niemand dort nützlicher vorgeſtanden. Doch hat er faſt ſieben Jahre hindurch, in welchem Zeitraume die Vergebung der Sünden in der heiligen Kirche zu geſchehen pflegt, im Zeitraume der Buße geſtanden und geduldig erwartet, und Niemanden daſelbſt an der Würde der Weihe behindert. Kein beſtimmtes Verbrechen wird in der Subscriptio gefunden, welches nach den Kirchengeſetzen Verdammung erheiſchte. Heller als das Licht leuchtet die kanoniſche Autorität, daß, ſowie ein Biſchof niemals ohne beſtimmtes Verbrechen abgeſetzt wird, ſo auch nicht durch freiwillige Loszählung, wie viel weniger durch gewaltſame, unter der Haft eines Andern nicht erlaubt iſt, daß ein Biſchof ohne die Gegenwart und Einwilligung der unterthanen Bürger abgeht. Hierauf bemerkt E.: „Praevalet ergo in omnibus his *Ecclesiastica repetitio* supra quascunque alias adinventiones aut libitas e. c.“ Nachdem alles dieſes entwickelt worden, ward die kanoniſche Reſtitution, welche in der Pfalz ſtattgehabt hatte, durch die Aufnahme der Provinzialen feierlich beſtätigt, oder mit E.'s eigenen Worten: „His itaque explicitis, canonicae restitutionis palatinis summis negotiis roborata, VIII. Idus Decembris extiti principali in Ecclesia et sancta sede Remensi.“ In Rheims, dem heiligen Sitze, und hier in der Hauptkirche verſammelten ſich den 6. Dec. alle Biſchöfe der Diöces und alle erlauchten Mitbürger (concives inclyti, d. h. hier weltliche Große). Die Biſchöfe ſtellten eine mit ihren Unterſchriften verſehene Erklärung (subscriptionem) aus, welche E. in ſeine Apologie einwebt. Der Inhalt dieſer von den Biſchöfen abgegebenen Erklärung

31) Uhſen, Leben der Kaiſer. S. 231. 32) *Flodoardus*, Histor. Rhem. Lib. II. Cap. 20. Concil. Paris. T. XXI. *Anastasius* (oder wer ſonſt der Verfaſſer iſt), De Vitis Roman. Pontif. CIV, Sergius II. ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. III. p. 229.

beſteht kürzlich in Folgendem: Unter der Herrſchaft der Franken iſt dieſe größte Kirche von Gallien durch verſchiedene Beunruhigungen und Zwiſtigkeiten der Fürſten in dieſen Zeiten erſchüttert und geplagt worden. Daher auch ſehr viele von den Biſchöſen durch Gewalt aus ihren Sitzen vertrieben, oder aus Furcht vor den verlaſſenen Heerden in verſchiedenen Gegenden im Exil ſind. Unter ihnen ward auch E., Erzbiſchof der rheimſer Kirche, geriſſen von ſeinem Sitze, durch den Unwillen der Fürſten gewaltſam ins Exil geführt. Von da wieder unter Haſt zurückgebracht, ging er mit Bewilligung der Biſchöfe vom biſchöflichen Dienſte (pontificali ministerio) ab, um der drohenden Gefahr zu entkommen und die Wüthigkeiten der Verfolger zu beſänftigen, um Zeit zu erkaufen, ſich für eine beſſere Zeit aufzuſparen. Er ging vom biſchöflichen Dienſte ab, indem die Vernunft nicht erlaubt, daß Irrthümer und Zwiſtigkeiten Opfer bringen, und ſagte mit dem Herrn: „Si offeres munus tuum ad altare, et recordatus fueris, quia frater tuus habet aliquid adversum te, relinque munus tuum etc.“ E. macht auch in ſeiner Apologie dieſen Spruch geltend, um zu beweiſen, wie recht er gethan, daß er bei dem Zorne des Fürſten ſein Amt verlaſſen habe. Nachdem aber Gott ſeiner Kirche ruhigere Zeiten zurückgab, gefiel es den Fürſten und den kirchlichen Lehrern (magistris Ecclesiasticis), daß der nämliche Biſchof zu ſeiner gebührenden Heerde zurückkehre und die Schafe, die er zu verlaſſen gezwungen war, wieder zu beſchirmen übernähme. Dieſen ſchuldigen kirchlichen Mahnungen gab der Biſchof Teuderich von Cambrai ſeine Zuſtimmung auf kanoniſche Weiſe, indem er ſich, ſowie er über Jenes Abgang Schmerz empfand, jetzt über ſeine Rückkehr freut, und unterſchrieb, dieſe Verfügungen der Herren und der Brüder bekräftigend, weil, wie er in der Kirchengeſchichte geleſen, ſich dergleichen oft zugetragen hat. So auch bekräftigen es der Biſchof Hrothad von Soiſſons, Hildemann von Beauvais, Lupus von Chatillon, Regenar von Amiens, Erpuvin von Senlis, Folko von Terouane, Immo von Nimegen. E. fährt nach der Einwebung der Erklärung der Suffraganbiſchöſe in der Apologie weiter fort, man urtheile daher mit Recht, daß Alles ungültig ſei, was nicht klarer auf die kanoniſche Autorität geſtützt ſei. Er ſtellt es dann wieder ſo dar, daß unter dem erzürnten Fürſten Verfolgung ſtattgehabt, unter ſeinem glorreichen Erben, dem Kaiſer Hlothar, aber ſei ſogleich E.'n die kirchliche Eintracht zurückgeſtellt worden, und er habe die erledigte Kirche nach faſt ſiebenjähriger Bußezeit nicht anmaßlich (praesumtive), ſondern indem die heiligen Orden ſo wieder erheiſchten, wieder übernommen, indem bei dem Fürſten ſehr viele Biſchöſe beiſaßen, durch deſſen Autorität er zurückberufen ſei. Ludwig den Frommen bezeichnet er nur immer durch den beleidigten oder erzürnten Fürſten, auch einmal durch den Tyrannen, und gibt ſo ſeine Vertreibung nicht ſeinen eigenen Vergehungen, namentlich nicht der Mishandlung des Fürſten durch ihn, deren er gar nicht gedenkt, ſondern der Zeit der Verfolgung Schuld, welche ihn und andere Geiſtliche getroffen, da doch dieſe Verfolgung darum ſie traf, daß ſie den Kaiſer ungerechter Weiſe zur Kirchenbuße gezwungen. Sowie E. ſchon in der Losſagungsſchrift ſich blos im Allgemeinen gehalten und das Verbrechen nicht angegeben hatte, welches er an dem Kaiſer, ſeinem Wohlthäter, begangen hatte, ſo übergeht er auch in der Schutzſchrift ganz, warum denn eigentlich der Fürſt auf ihn erzürnt geweſen. Dieſes war doch der wichtigſte Punkt. Aber eben hier fühlte E. ſeine ſchwache Seite. Auch die andern Biſchöſe waren ſich derſelben wohl bewußt, deshalb halfen ſie E.'n durch, und Thegan gibt zwar mit kurzen Worten, aber ganz richtig an, was eigentlich den hochverrätheriſchen E. gerettet hat, nämlich die Mitſchuld ſo vieler anderer Biſchöfe, die zu verhindern wußten, daß es zu einer richterlichen Unterſuchung ihrer Handlungsweiſe und des Verfahrens E.'s kam. Bei jener großen Verſammlung in der Kirche zu Rom, welche durch die Krönung Ludwig's, des Sohnes Lothar's, zum Könige von Italien im J. 844 veranlaßt ward, gingen, nachdem der Papſt Sergius II., der König (Lothar's Sohn) und alle anweſende Erzbiſchöfe und Biſchöfe dem Kaiſer Lothar Treue gelobt hatten, die Erzbiſchöfe Ebbo und Bartholomäus, welche für ihre Verbrechen ihrer Würde beraubt und von der Kirche vertrieben waren, mit dem Geſuche den Papſt an, daß er ſie wieder herſtellen und ihnen das Pallium ertheilen möchte. Aber der Papſt antwortete, daß ſie nicht würdig ſeien, die Communion mit dem Klerus zu empfangen, ſondern nur die Erlaubniß haben ſollten, mit dem Volke zu communiciren. Zum Unglück für E.'n lag Rheims in dem Königreiche Karl's des Kahlen. Ein je treuerer Anhänger Lothar's E. war, je mehr verdroß dieſes Karl den Kahlen, aber um ſo mehr war auch Lothar bemüht, E.'n das Erzbisthum wieder zu verſchaffen. Karl dagegen ließ durch die Verſammlung der weſtfränkiſchen Geiſtlichkeit, welche er zu Beauvais im J. 845 halten ließ, E.'s Abſetzung beſtätigen und an ſeine Stelle den Mönch Hinkmar aus der Abtei St. Denys zum Erzbiſchofe von Rheims ſetzen. Dieſe war ein eifriger und hitziger, aber nach den Begriffen ſeiner Zeit ſehr gelehrter Mann, beſaß auch gute Einſichten in weltliche Angelegenheiten, und Karl verſprach ſich deshalb von ſeinen Dienſten viel. Lothar ward aber über Hinkmar's Wahl ſehr erzürnt. Überdies hatte Giſelbert, ein Vaſall des Königs Karl, eine Tochter des Kaiſers Lothar im J. 846 geraubt, ſie nach Aquitanien gebracht und zum Weibe genommen. König Ludwig reiſte nach Weſten und hatte im März 846 mit Karl'n ein Thing. Auf ihm bezeugten beide öffentlich, daß es nicht ihr Wille geweſen, daß Giſelbert ſich mit der Tochter des Kaiſers Lothar verbinden ſollte, damit, wenn Lothar dieſes hörte, er deſto leichter zur Verſöhnung gebracht werden möchte. Ludwig hatte nach Oſtern eine Unterredung mit Lothar, und wollte ihn gegen Karl'n beſänftigen; aber ohne Erfolg. Lothar und Ludwig verfuhren im J. 847 ſehr freundſchaftlich mit einander, luden einander zu Gaſtmählern ein und beſchenkten ſich. Doch vermochte Ludwig nicht, wie er wollte, Lothar'n gegen Karl'n friedlich zu ſtimmen, indem Lothar ſich weigerte, wegen der Beleidigung, die er von Giſelbert, einem Vaſallen Karl's, durch Entführung ſeiner Toch-

Digitized by Google

ter erlitten [33]). An dieſer Unverſönlichkeit hatte, wie man vermuthet [34]), E. nicht wenig Schuld, denn dieſer mußte glauben, bei der Uneinigkeit der Brüder ſeinen Vortheil zu finden. Doch entbrannte die Flamme des Kriegs nicht, und E. ſah ſich auf die Hilfe beſchränkt, die er durch des Kaiſers Verwendung vom Papſte hoffen konnte. Daher brachte er Lothar'n ſo weit, daß er den Papſt Sergius II. bat, die Wahl des neuen Erzbiſchofs Hinkmar nicht eher zu billigen, als bis E.'s Sache noch einmal auf einer Kirchenverſammlung in Gegenwart und unter Aufſicht päpſtl. Legaten unterſucht worden wäre. Trier ward zum Verſammlungsorte der Biſchöfe beſtimmt, gehörte dem Kaiſer, und dieſer Umſtand war für E.'n vortheilhaft; aber die Legaten blieben aus, und das Concil hatte deshalb keinen Fortgang. Karl hielt dagegen ein Nationalconcil zu Paris und ließ E.'n dahin berufen; aber Paris gehörte Karl'n und E. wagte nicht dahin zu kommen und ſich in die Gewalt ſeiner Feinde zu begeben. Die Kirchenverſammlung nahm dieſes als ein Zeichen ſeines Ungehorſams und beſtätigte nochmals E.'s Abſetzung und Hinkmar'n als Erzbiſchof von Rheims. E.'n ward verboten, in der Diöces Rheims eine biſchöfliche Verrichtung zu thun. Zum Unglück für E.'n ſtarb im nämlichen Jahre (847) der Papſt Sergius II., und Hinkmar erlangte von ſeinem Nachfolger Leo IV., durch die Empfehlung des Königs Karl, daß er in dem Beſitze des Erzbisthums beſtätigt ward, und erhielt das Pallium und alle andern Vorrechte, die er wünſchen konnte [35]). Nach dem Richterſpruche der Synode im Kloſter des heil. Medard bei Soiſſons im April 853 ſetzte der Erzbiſchof Hinkmar von Rheims ſämmtliche Presbyter, Diakonen und Subdiakonen ſeines Erzſtiftes ab, welche E. nach ſeiner Abſetzung ordinirt hatte [36]). Doch die ihrer Ämter entſetzten Geiſtlichen beruhigten ſich nicht, und E.'s Name wird in der franzöſiſchen Kirchengeſchichte noch lange nachher gehört. Nämlich im J. 866 kam Karl der Kahle nach Soiſſons und ſaß der Synode bei, welche der Papſt Nikolaus zuſammengerufen hatte. Der König wollte Wulfalden wohl, welcher zu denen gehörte, die vor 14 Jahren auf dee Kirchenverſammlung zu Soiſſons abgeſetzt worden waren, weil ſie E. nach ſeiner Abſetzung ordinirt hatte. Auf Anempfehlung des Papſtes Nikolaus I. ward die Sache Wulfald's und ſeiner mit ihm abgeſetzten Collegen unterſucht, und der König und gewiſſe Andere bemühten ſich ſehr für Wulfald. Die Biſchöfe der fünf Provinzen, welche zu Soiſſons verſammelt waren, befanden ſich in großer Verlegenheit, und es drohte ein Schisma, denn ein Theil der Biſchöfe wollte ihre frühern Beſchlüſſe nicht für ungültig erklären; ſie beriefen ſich daher darauf, daß die regelrechte Entſcheidung über die genannten Abgeſetzten durch die Unterſchriften des Papſtes Benedict und des Papſtes Nikolaus bekräftigt war. Endlich fand man jedoch den Ausweg, daß die Abgeſetzten nach der Indulgenz des Concils von Nikäa im Betreff derjenigen, welche der verdammte Melitus ordinirt hatte, und nach der Tradition des afrikaniſchen Concils in ihre Grade wieder aufgenommen werden ſollten, wenn der Papſt die Sentenz, die er beſtätigt hatte, umändern wollte. Deshalb verſammelte der Erzbiſchof Egilo von Sens noch eine Synode im J. 866. Hier nahm man die eben angegebene Bedingung an, und Egilo ſchickte darüber brieflichen Bericht an den Papſt Nikolaus. Vorzüglich galt es die Froge: ob Wulfald Biſchof werden könne? Einem Theile der Biſchöfe ſchien dieſes erträglicher, als ein Aufſtand, der hierdurch veranlaßt werden würde. Bei ſo geſtalteter Sache ließ König Karl Wulfalden zum Erzbiſchofe von Bourges weihen. Im Mai des folgenden Jahres (867) brachte die Briefe des Papſtes, in welchen dieſer die Wiedereinſetzung Wulfald's und der Andern, welche E. nach ſeiner Abſetzung geweiht hatte, ausſprach, der Erzbiſchof von Sens zum Könige Karl. Dieſer aber bemühte ſich ſehr dafür, daß man die Abgeſetzten als ſolche anſehen ſollte, die wieder in ihre Grade eingeſetzt ſeien. In den Briefen des Papſtes war Hinkmar'n viel zur Laſt gelegt, von welchem Hinkmar behauptet, daß es nicht wahr ſei. Auf der Synode der Provinzen Rheims, Rouen, Tour, Sens, Bourdeaux und Bourges, welche zu Trois den 25. Oct. 867 zuſammenkam, begünſtigte ein Theil Wulfalden zu Gunſten des Königs Karl, und erhob ſich mächtig gegen Hinkmar, den unerbittlichen Verfolger jener Geiſtlichen, welche E. nach ſeiner Abſetzung ordinirt hatte. Auf der genannten Synode ward Wulfald für rechtmäßig geweiht anerkannt. Auch ward ein weitläufiger Bericht von dem Verlaufe der ganzen Sache im Betreff E.'s an den Papſt geſchickt [37]). So hatten ſich die Verhältniſſe geändert. König Karl hatte den von Lothar und der Kirchenverſammlung ſeiner Partei wieder eingeſetzten E. von einer andern Kirchenverſammlung als gültig abgeſetzt erklären laſſen, um Hinkmar, von dem er ſich viel verſprach, auf den erzbiſchöflichen Stuhl zu erheben. Jetzt kam Hinkmar bei demſelben König Karl und bei dem Papſt in großes Gedränge, weil er es den Kirchengeſetzen zuwider hielt, und dabei beharrte, daß die von E. nach ſeiner Abſetzung Ordinirten, die auf Hinkmar's Betrieb abgeſetzt worden waren, auf immer abgeſetzt bleiben ſollten, und auch noch, als Nikolaus ihre Wiedereinſetzung befohlen hatte. Freilich ſpielt Papſt Nikolaus mehr die Rolle eines billigen Mannes, als eines ſtrengen Richters, da er früher ſelbſt die Abſetzung jener von E. nach ſeiner Verdammung Ordinirten beſtätigte, aber ſpäter, weil es der König wünſchte, und auch, weil es an ſich billig war, die Wiedereinſetzung derſelben ausſprach. Hinkmar, in des Königs Ungnade wegen ſeiner Unbeugſamkeit gefallen, klagt ſehr, daß der König uneingedenk der Treue und der Anſtrengungen ge-

33) *Ruoduolfi* Fuldensis Annales ad ann. 846 ap. *Pertz.* Mon. Ger. Hist. Scriptt. T. I. p. 364 et ad ann. 847 p. 365. 34) So Meuſel a. a. O. 7. Buch. S. 139. 35) *Flodoard*, Histor. Rhemens. Lib. III. Cap. 1—2. 36) *Prudentius de Trois*, Annales ad ann. 853 ap. *Pertz.* Mon. Germ. Histor. Scriptt. T. I. p. 447.

37) *Harduini* Concil. T. V. p. 299 seq. und im Betreff des von uns zuletzt Erwähnten p. 679 seq. *Hinkmari* Remensis Annales ap. *Pertz.* T. I. p. 473—475. Auch kann Walch, Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Kirchenverſammlungen, S. 560 fg., und Fleury, Kirchengeſchichte. 50. Buch. §. 271 fg. 51. Buch. §. 295 fg. verglichen werden.

Digitized by Google

weſen, denen er ſich für deſſen Ehre und für das Reich mehre Jahre hindurch unterzogen. Aber E.'n kam es nicht mehr zu Gute, daß ſein gefährlichſter Gegner, Hinkmar, vom Könige befeindet, und namentlich bei dem Papſte verklagt ward. E. verlor ſelbſt auch die beiden Abteien, welche ihm der Kaiſer Lothar in Italien gegeben hatte. Die Angaben über ſeine weitern Schickſale ſind unſicher. Alberich zum J. 941, nachdem er erzählt, wie Lothar mit E. zu Worms zuſammengetroffen und Lothar ihm das Erzſtift Rheims, mit Bewilligung des Biſchofs Drogo von Metz, Otgar von Mainz, Hecci (Hetti) von Trier und anderer Erzbiſchöfe und 15 Biſchöfe, von denen einer Samuel war, wieder ertheilt, ſagt weiter: und ſo ſtand er ungefähr ein Jahr Rheims vor und machte Weihen[38]), wurde aber wieder durch die Synode Karl's ausgetrieben. Nachher verlor er auch Lothar's Gnade, kam zu Ludwig und ward mit einem Biſthume in Sachſen beſchenkt bis zum Tode[39]). Der Annaliſta Saxo ſagt zum J. 837: „Den Erzbiſchof E. von Rheims, ſeinen Degradirer, übergab er (Kaiſer Ludwig der Fromme) der Haft, obſchon man anderwärts findet, daß im J. 835 der Fleiſchwerdung des Herrn E. abgeſetzt und durch des Kaiſers Gnade nach Hildesheim relegirt ſei. Bei dieſer Verſchiedenheit wähle Jeder das, dem er folgen möge. Er ſtand aber der hildesheimer Kirche zwölf Jahre vor, und übte, wie er ſich ſchien, den biſchöflichen Orden aus"[40]). Weiter unten ſagt der Annaliſta Saxo zum J. 847: „Nachdem E., der zuerſt Erzbiſchof von Rheims, nachher Biſchof von Hildesheim, geſtorben war, ward Alfrid als vierter Biſchof ordinirt"[41]) u. ſ. w. So der Annaliſta Saxo, der um das J. 1139 ſchrieb, und wohlweislich zweifelhaft redet. So nicht der **Catalogus Episcoporum Hildenesheimensium sumtus de Chronicis Eggehardi Vragiensis Abbatis ad Egbertum Corbeiensem Abbatem**, welcher beſtimmt ſagt: „III. Ebo, Biſchof von Rheims, wird abgeſetzt und durch die Gnade des Kaiſers nach Hildesheim relegirt. Er ſaß zwölf Jahre"[42]). Gleiches beſagt auch das **Chronicon Episcoporum Hildesheimensium, ex Codice authentico ipsius Ecclesiae**, nur daß es hinzuſetzt, was auch beim Annaliſta Saxo ſich findet: „und übte, wie er ſich ſchien, den biſchöflichen Orden aus"[43]). Abweichende Angaben haben die **Chronica Episcoporum Hildensheimensium, nec non Abbatum Monasterii Sancti Michaelis cum Supplementis ex binis Catalogis Episcoporum Hild. Ex Mst.**: „Ebo, nach Andern Eppo, von Geburt ein Gallier, Erzbiſchof von Rheims, der erſte, der vom Kaiſer Ludwig dem Frommen und vom Papſte Paſchal geſandt, die Dänen zum chriſtlichen Glauben bekehrte. Als in deſſen Abweſenheit der Kaiſer hörte, daß er einer von den Rathgebern der Empörung geweſen, bei welcher der Kaiſer von ſeinem Sohne Lothar gefangen worden war, ſo ſtieß er ihn von der Höhe des Erzbiſthums herab. Er floh deshalb zu St. Anſchar, dem Erzbiſchofe. Da dieſer ſah, daß es ein an Tugend und Weisheit ausgezeichneter Mann war, ſo erbarmte er ſich ſeiner und machte ihn im J. 835 zum Erzbiſchofe von Hildesheim. Er ſtand daſelbſt zwölf Jahre mit Predigen, Lehren, Taufen und andern Dienſten der Frömmigkeit auf das Treueſte vor. Er ging endlich aus dieſem Leben im 847. Jahre des Herrn"[44]). Das, was *Jacobus Reutelius*, **Hillesheimia in Episcopis suis repraesentata**[45]) über E. hat, iſt eine Zuſammenſtellung aus den eigentlichen Quellen und den unzuverläſſigen Angaben in den Geſchichtswerken über die Biſchöfe von Hildesheim. Zu dem Todesjahre 847 bemerkt Reutelius richtig, daß in dieſem Jahre im Monate September E. mit Anſchar der berühmten Synode von Mainz beigewohnt. Die Väter ſchreiben nämlich in dem Briefe an den König Ludwig, es habe ſich verſammelt Raban, der Erzbiſchof der mainzer Kirche, mit Samuel[46]), Egorbald[47]), Baiurat[48]), Hebo (Ebbo), Gebrard[49]), Hemmo[50]), Waltgar[51]), Anſchar, Otgar[52]), Lanto[53]), Salamo[54]), Gebhard[55]) und den übrigen Biſchöfen, Äbten[56]) u. ſ. w. Hier tritt alſo E. auf der wichtigen Synode, welche zur Aufrechthaltung der Freiheit der Kirche gegen die Laien gehalten ward, noch als Biſchof auf, und zwar als Biſchof von Hildesheim, wenn die obigen Angaben begründet ſind. (*Ferdinand Wachter.*)

EBBO, EPPO, Biſchof von Worms; über ſeine frühere Geſchichte herrſcht große Dunkelheit. Nach Schan-

38) Ordines fecit. 39) Eo *Albericus*, Monachus trium Fontium, Chronicon, ap. *Leibnitz.*, Access. Histor. T. II. p. 177. Die letzte Quelle, auf welche er ſich kurz vorher beruft, iſt der Biſchof Otto, und nachdem er weiter unten die Stelle von Ebbo gegeben, fährt er fort: „Sequitur: Cum regnum Francorum etc." Man muß daher glauben, Alberich habe auch die Stelle über Ebbo aus dem Biſchofe Otto geſchöpft. Sehen wir aber das Chronicon des Biſchofs Otto von Freiſingen, Lib. V. Cap. 35, erſte Ausg. Bl. LXII. Col. 2, und bei *Urstisius*, Germaniae Historicorum T. I. p. 116 an, ſo finden wir, daß bei Alberich nur die Worte: „*Episcopus Otto:* Dum Lotharius reversus ab Italia regnare intentat mortuo patre, fratres ejus Karolus et Ludovicus graviter ferentes, quod regno paterno privari deberent, bellum fratri indicunt etc." aus Otto's von Freiſingen Geſchichtswerke geſchöpft ſind. Was nun im Betreff der Einſetzung und Wiederabſetzung des Erzbiſchofs Ebbo und ſeiner weitern Schickſale folgt, hiervon ſteht bei Otto von Freiſingen nichts, und nur erſt nach dem oben von uns erwähnten Sequitur ſind die Worte „Cum regnum Francorum etc." aus Otto von Freiſingen. Bei dieſem ſteht vorher igitur; da dieſes aber auf das von Alberich Eingeſchaltete nicht paßt, ſo ſteht dafür Sequitur, welches man, dem Zuſammenhange nach, als auf das obige Citat gehend nehmen muß, vielleicht aber Alberich in der Bedeutung von Igitur genommen hat und genommen wiſſen will. 40) Et episcopalem ordinem, ut sibi videbatur, exercuit. 41) *Annalista Saxo* ap. *Eccardum*, Corpus Historicum Medii Aevi. T. I. p. 191, 194.

42) Catalogus Episcoporum Hildenesheimensium ap. *Leibnitz.*, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. I. p. 772. 43) Chronicon Episcoporum Hildesheimensium ap. *Leibnitz.*, Scriptt. Rer. Brunsv. T. I. p. 743. 44) Chronica Episcoporum Hildesheimensium, nec non Abbatum Monasterii Sancti Michaelis, cum Supplementis ex binis Catalogis Episcoporum Hild. MSS. ap. *Leibnitz.* T. II. p. 785. 45) Bei *Paullini*, Syntagma. p. 74—75. 46) Biſchof von Worms. 47) von Würzburg. 48) von Paderborn. 49) von Kur. 50) Haymo von Halberſtadt. 51) von Verden. 52) von Aichſtädt. 53) von Augsburg. 54) von Conſtanz. 55) von Speier. 56) *Schaten*, Annalium Paderbornensium P. I. Lib. II. p. 91.

Digitized by Google

nat (Historia Episcopatus Wormatiensis, p. 348) war E. erſt unter dem Klerus zu Goßlar, hatte dieſem längſt Lebewohl geſagt, und lebte als Mönch in Lauresheim, als er im J. 1107 die erledigte Biſchofswürde von Worms erhielt. Nach Leukfeld (Antiquitates Goslarienses. Lib. I. p. 112) dagegen war er erſt Mönch von Lauresheim (Lorſch), wo er auch den gefundenen Körper des heil. Nazarius vorzeigte, dann Chorherr und Propſt zu Goßlar und endlich Biſchof von Worms. Außer Bruſchius (Cap. 7. No. 34) beſtätigt dieſes auch das Epigramm, welches Letzner (Op. Mss. de monast. Cap. 85) und Bruſchius aufbewahren:

Lorchonum consors prius, Ebbo, post tamen exors,
Goslariae sedes, acceptas liquit et aedes,
Wormatiam venit, populi quo scandala demit [1]),
Praesulis et partes sanctasque exercuit artes,
Vnde beatorum cesserunt regna polorum,
Ebboni patri dilecto credite fratri [2]).

Im Betreff der Schauſtellung des Leichnams des heil. Nazarius erzählt das Chronicon Laurishamense bei Freher, 1. Th. S. 82: „Der ehrwürdige Biſchof E. von Worms ward hierzu hierhergerufen, ſtand auf einem erhabenen Orte vor der Kirche des heil. Martin und zeigte Allen ehrerbietig das Haupt des heil. Märtyrs, wobei er Worte ſpricht, welche die Chronik mittheilt.“ Die Kirche von Lorſch war 1090 abgebrannt. Beim Wiederaufbauen ward vom Baumeiſter Otto ein marmornes Grabmal, und in ihm eine bleierne Kiſte, und in ihr die Reliquien des heil. Nazarius gefunden. Man könnte annehmen, die Auffindung und die Schauſtellung habe nicht ſogleich und erſt ſpäter ſtattgehabt, zur Zeit, als E. Biſchof von Worms geweſen. Aber dem iſt entgegen, daß die Chronik von Lauresheim die Schauſtellung in die Zeit des Abts Anſelm ſetzt. Es iſt alſo zu ſchließen, der Verfaſſer habe gewußt, daß E., der Biſchof von Worms, dieſer Schauſtellung vorgeſtanden, aber freilich zu einer Zeit, wo er es nicht war, habe ſich aber E.'n doch auch in Beziehung auf jene Zeit ſchon [3]) als Biſchof gedacht, und es ſo geſtellt, als wenn er herbeigerufen worden ſei, während er doch als Mönch von Lauresheim der Ausſtellung vorſtand. Schannat (S. 347) nimmt dagegen zwei Biſchöfe E. kurz nach einander an, nämlich einen aufgedrungenen zur Zeit des Biſchofs Adelbert und einen echten nach Adelbert's Tode. Nämlich nach des aufgedrungenen Thiatman's Tode, den einige Schriftſteller in das J. 1085 ſetzen, kommt nach Schannat E. vor, welcher die nach dem Brande der lauresheimer Hauptkirche in den Trümmern im J. 1090 wieder entdeckten Reliquien für die öffentliche Verehrung ausſtellt; derſelbe nimmt auch, als gegen das J. 1098 wider die Juden ein großes Ungewitter entſtanden, das arme Volk zu Worms im biſchöflichen Palaſt auf, und hält es füe menſchlich, daſſelbe vor den Verfolgern zu beſchirmen. Nachdem endlich E. geſtorben, gelangt Kuno an ſeine Stelle. Dieſer Kuno kommt urkundlich als Biſchof von Worms im J. 1101 vor; aber der Biſchof E., welcher im J. 1090 der Schauſtellung der Reliquien des heil. Nazarius vorgeſtanden haben ſoll, iſt blos aus der lauresheimer Chronik geſchöpft. Zudem, daß Schannat von dee Judenverfolgung und dem Schutze redet, welchen den Verfolgten der Biſchof E. von Worms in ſeinem Palaſte angedeihen laſſen, citirt der Geſchichtſchreiber des Bisthums Worms das Chronicon des Abts von Ursperg, aber dieſer erzählt von den Verfolgungen der Juden durch die Kreuzfahrer in den J. 1097 und 1099 (S. 174 und 178) nur im Allgemeinen, und gibt zu dem J. 1097 nur an, daß ſie in den Städten geſchehen, durch welche ſie gezogen, und zu dem J. 1099 bezeichnet er die Städte nur durch die Städte des Rheins, des Mains und der Donau, und zum J. 1098 (S. 174) berichtet er von der Unterſuchung, welche der Kaiſer zu Mainz wegen des Vermögens der erſchlagenen Juden anſtellt, und wie hierbei unter den Räubern vorzüglich die Verwandten des Erzbiſchofs von Mainz angeklagt waren. Die Judenverfolgung in Worms macht der Verfaſſer der Chronik von Ursperg nicht beſonders namhaft. Auch beruft ſich Schannat auf Dodechin; aber auch dieſer redet zum J. 1096 (S. 663) nue von der Judenverfolgung und der Nöthigung derſelben zum Empfange der Taufe im Allgemeinen, und zum J. 1097 berichtet er, wie Heinrich den Juden, welche im vorigen Jahre gezwungen getauft worden ſind, das Geſetz und die Bräuche des Judaiſirens bewilligt. Von der Judenverfolgung zu Worms und dee Beſchützung derſelben durch den Biſchof E. von Worms findet ſich auch bei Dodechin nichts. Berthold von Conſtanz (Chron. ap. *Ussermann.*, Monum. rer. Alemann. illust. T. II. p. 172) erzählt zum J. 1096: „Zu Worms eilten die Juden, um den verfolgenden Chriſten zu entfliehen, zum Biſchofe. Er verſprach ihnen nicht anders Rettung, als wenn ſie ſich taufen ließen. Sie baten um Friſt zu einer Unterredung, gingen alsbald in das Gemach des Biſchofs, und während die Unſrigen draußen warteten, was ſie antworten würden, brachten ſie auf Überredung des Teufels und ihrer eigenen Härtigkeit ſich ſelbſt um.“ Wie jener Biſchof von Worms geheißen, ſagt Berthold von Conſtanz nicht. Uſſermann bemerkt im Elenchus Onomasticus Personarum et locorum ad historiam Germaniae sacrae spectantium unter den Biſchöfen von Worms: Ebbo intrusus 138. Dieſe Zahl bezeichnet die Seite; aber hier finden wir zum J. 1088 von Berthold von Conſtanz nur dieſes bemerkt: „Zu dieſer Zeit (1088) ging ein Schüler des Häreſiarchen Guibert, nämlich der wormſer Pſeudobiſchof, der jenes Sitzes ſich von den Schismatikern nicht geweiht, ſondern entweiht bemächtigt, endlich in ſich, kehrte zur katholiſchen Kirche zurück, ließ das Bisthum fahren und begab ſich zur Buße in das Kloſter Hirſau.“ So Berthold von Conſtanz, und Uſſermann bemerkt in den Noten nur, wer von dieſen Dreien dieſem Sitze nach einander Aufgedrungenen in ſich gegangen, unterſuche *Calles*, Annal. ec-

1) Letzterer hat flevit. 2) Die beiden letzten Verſe fehlen bei Letzner. 3) Vgl. Leukfeld, welcher ſagt: „Ebbo monachus primum Laurishamensis, ubi et S. Nazarii corpus inventum ostendit, quamvis in Laurishamensi chronico a Frehero vulgato, ubi illa de S. Nazario referuntur, per πρόληψιν Wormatiensis Abbas videatur appellari.“

cles. T. V. p. 842. Cf. Gall. Christ. T. V. p. 671. Johann von Tritheim ſchweigt darüber. Nach jenen Unterſuchungen wäre alſo im J. 1088 E. jener aufgedrungene Biſchof, der das Bisthum wieder auf- und ſich zur Buße in das Kloſter Hirſau begibt, aber im J. 1190 oder kurz darauf wieder als Biſchof von Worms erſcheint, und als ſolcher nach Lauresheim gerufen wird, um die Schauſtellung der Reliquien des heil. Nazarius zu vollziehen. Aber wir ſahen oben, wie unſicher die Nachricht iſt, daß E. ſchon damals Biſchof von Worms geweſen. Auf dieſe unſichere Nachricht fußend, hat man dann einen Biſchof E. als intrusus angenommen und ihn vor Kuno, der im Jahre urkundlich [4]) als Biſchof erſcheint, und auch als intrusus, da Adelbert noch lebte, gilt, ſterben laſſen. Gab es vor Kuno einen E., der intrusus war, ſo braucht er ja nicht grade vor Kuno geſtorben zu ſein, und kann zurückgetreten und dann nach Adelbert's Tode ordentlich gewählt, und derſelbe E. ſein, von welchem wir am Anfange unſers Artikels gehandelt haben, und den wir als Biſchof von Worms in Folgendem betrachten.

Im J. 1107 beſtieg E. den durch Adelbert's Tod erledigten Biſchofsſtuhl von Worms. Die Weihe erhielt er vom Erzbiſchofe Bruno von Trier. E. wandte ſich nun ſogleich zur Ausführung der Werke der Frömmigkeit, und hiervon iſt dieſes beſonders bemerkenswerth, daß er den Bau der Domkirche, den ſeine Vorgänger nicht hatten vollenden können, innerhalb weniger Jahre, nämlich im J. 1110, vollends zu Ende führte. Die Gelegenheit der feierlichen Verſammlung, welche König Heinrich V. zu Worms angeſagt hatte, benutzte er zur Einweihung der Domkirche, bediente ſich hierbei der Mitwirkung der anweſenden Prälaten, und übertrug hierbei dem Erzbiſchofe Bruno von Trier die erſte Stelle bei Einweihung der Kirche. Zugegen waren außer dieſem der Erzbiſchof Friedrich und die Biſchöfe Burkhard von Münſter, Otto von Bamberg, Albewin von Merſeburg, Erlung von Würzburg und Bruno von Speier. Dieſe, ſowie der König Heinrich V. und ſein Kanzler, dienten zugleich als Zeugen bei folgender Gelegenheit. Der Biſchof Arnolf von Worms hatte aus Liebe zu ſeinem Herrn, dem Kaiſer Heinrich II., und ſeiner Gemahlin, der Königin Kunigunde, den Brüdern des heil. Paulus zu Worms eine Schenkung von einer Hufe Land, dem Neunten von den Feldfrüchten und den neunten Theil des Zehnten in Diemernſtein gemacht, unter der Bedingung, daß die Brüder den Jahrestag des Kaiſers und der Kaiſerin durch eine Todtenmeſſe feiern ſollten. Die Biſchöfe von Worms aber hatten jene Elemoſyna als Tafelgelder bezogen. Vergebens hatten die Brüder ſie in Anſpruch genommen. Vorzüglich waren die Pröpſte hieran Schuld. Jetzt ließ ſich der Propſt Hartwig von St. Paul zu Worms bewegen, rief die älteſten der Kleriker und Laien [5]) der Stadt Worms zuſammen, und beſtimmte, wie viel die Brüder von der oben genannten Elemoſyna und an welchen Tagen ſie es erhalten ſollten. Siehe das Nähere in der darüber ausgefertigten Urkunde [6]). Auf Verlangen des Erzbiſchofs Bruno von Trier machte der Propſt Richwin von St. Martin zu Worms den Chorherren von St. Martin eine Schenkung zur Verabreichung von weißem Brode. Siehe das Nähere in der den 12. Jun. 1110 ausgeſtellten Urkunde [7]). So ließ E. zur Verherrlichung der Feier der Einweihung der von ihm vollendeten Domkirche die Pröpſte von Worms wirken. In Rückerinnerung an dieſe Feier geſchah es wol auch, daß der Kaiſer den 9. Aug. 1111 zu Speier den Brüdern oder Chorherren von St. Peter zu Worms die Schenkung beſtätigte, die ſein Vater ihnen gemacht hatte [8]). Beunruhigt ward aber das Erzbisthum durch den Zwieſpalt zwiſchen dem Kaiſer und Papſt Paſchal, und der Kaiſer zeigte ſich gegen den Biſchof E. feindlich geſinnt, wie man [9]) aus Urkunden ſchließt, welche der Kaiſer zu Gunſten der Stadt Worms ertheilte. Sein Vater Heinrich IV. hatte die Bürgerſchaften der Städte begünſtigt, um in ihnen eine Stütze gegen die Macht der Biſchöfe zu haben. Sein Nachfolger und Sohn, Heinrich V., hatte alle Handlungen ſeines Vaters auf der nordhäuſer Synode und auf der mainzer Verſammlung öffentlich durch Wort und Schrift verdammt. Jetzt, im J. 1112, beſtätigte er die Bewilligungen, welche ſein Vater der Stadt Worms gemacht. So beſtätigte er wegen der Dienſte, welche die Gemeinde der Stadt Worms ihm geleiſtet, den 17. März 1112 zu Worms nicht nur ihre Gerechtſame und Freiheiten, welche ſeine Vorfahren ihr verliehen, im Allgemeinen, ſondern hebt dabei auch insbeſondere hervor, daß ſein Vater das Land der Allamanie (Allmende, Gemeinland) der Reichsherrſchaft unterworfen und hierüber will auch er, wie es ihm und ſeinen Getreuen zuträglich ſei, ordnen und verfügen. Bei Beſtätigung der Gerechtſame, der Freiheiten und des Raths nach dem Gewohnheitsrechte, welche er der Gemeinde zu Worms ertheilt, ſetzt er jedoch den 17. März noch hinzu: „unbeſchadet jedoch der Freiheit der wormſer Kirche, salva tamen libertate ecclesiae Wormatiensis" [10]). Daher nimmt man auch

4) ſ. z. B. den Urkundenauszug bei *Schaten*, Annal. Paderborn. P. I. Lib. I. p. 451 und die Urk. bei *Miraeus*, Diplom. Belg. und *Materne*, Scriptt. Vet. T. I. p. 589. 5) Unter ihnen auch Einer Namens Ebbo, denn ſowol die Geiſtlichen als Laien werden namentlich aufgeführt.

6) Notitia Canonicorum S. Pauli Wormatiae pro pia fundatione ab Arnulfo Episcopo quondam facta ap. *Schannat*. Codex Probationum Historiae Ep. Wormat. No. LXIX. p. 62, 63. 7) Notitia Richwini praepositi S. Martini pro donatione a se facta bei demſelben, No. LII. p. 64. 8) ſ. das Nähere in Henrici IV. Imp. Diploma, per quod donationem a Parente suo Ecclesiae Wormatiensi factam collaudat ac ratam habet, bei demſelben, No. LXXI., doch war die Beſtätigung dieſer Schenkung von 15 Hufen in „Bertholvesheim" und „Viortesheim" nur bedingungsweiſe, nämlich wenn ſie den Kelch von 9 Talenten (Mark) Gold der Kirche des heil. Petrus zu Worms zurückſtellten. 9) *Schannat*, Historia Episcopatus Wormatiensis, p. 343, 349. 10) Henrici V. privilegium, quo Wormatiae confirmat rem judiciariam, quod in tractu Alemanniae esset sita, quae Caesaris domanio et ditioni subjecta ap. *Ludewig*. Reliq. Manuscriptt. T. II. p. 182. No. VII. Unter dem Lande, wovon hier die Rede iſt, wird alſo Land verſtanden, welches im Landſtriche Schwaben liegt. Wir verſtehen jedoch in der Stelle der Urkunde: „Sane quia serenissimus dominus imperator *pater noster nostrae*

Digitized by Google

beide kurz darauf ertheilte Privilegien als dem Biſchofe vom Kaiſer zum Nachtheile gegeben an. In der Urkunde, welche den 17. Nov. 1112 zu Frankfurt ausgeſtellt iſt, erläßt der Kaiſer den wormſer Bürgern den Zoll, welchen ihnen ſein Vater erlaſſen, und ſchenkt ihnen auch den Zins, den ſie für die Wachen zu geben gewohnt waren, unbeſchadet jedoch der Bewachung der Stadt. Er macht dieſe Begünſtigung, damit die wormſer Bürger ihm dienen ſollen, wie ſie ſeinem Vater gedient haben; vorzüglich charakteriſtiſch ſind die Worte: „et ut omnes horum (civium Wormatiensium) *regibus* et *dominis* suis discant servare *fidelitatem*, nos eos omnibus cujuslibet urbis *civibus* digniores judicavimus et eis maximam *totius justitiae* dignitatem, quod apud praedecessores nostros et me habuerunt, in aeternum firmam concedimus.“ Er thut es mit Rathe und auf Verlangen des Erzbiſchofs Burkhard von Mainz, des Herzogs Friedrich, des Grafen Godfrid von Caloen, des Markgrafen Hermann und Gerhard's von Weſenberg [11]). Durch jene Bevorzugung der Bürgerſchaft von Worms wollte er unſtreitig den Biſchof E. ſeinen Unwillen darüber fühlen laſſen, daß er dem Papſte Paſchal anhing. Den 31. Nov. 1112 gab er zu Worms eine Urkunde, in welcher er ſagt: „Weil aus kaiſerl. Machtvollkommenheit und Würde meine Vorfahren, Könige oder Kaiſer, Städte und Völker, welche ſie mehr liebten, vor den übrigen mit beſonderer Ehre beſchenkten, wollen auch wir durch gleiche Machtvollkommenheit, daß allen Fürſten unſers Reichs kund ſei, was für Privilegium der Ehe wir den Bürgern der Stadt Worms gegeben haben." Er hat nämlich, um die jämmerlichen Klagen dieſes Volkes über die Quälereien, welche ſie im Betreff der Ehen erlitten, zu beſeitigen, mit Bewilligung ſeiner Fürſten, ſo entſchieden, daß ſie hinfort keine Gelegenheit zu klagen mehr haben ſollen. Er befiehlt nämlich dieſes: Woher auch immer der Mann ſei, welcher entweder ein Weib von ſeiner Genoſſenſchaft, oder aus einer andern Geſindeſchaft [12]) zu Worms genommen oder beweibt von anderswoher dahin gekommen, ſollen doch Alle eine und dieſelbe Gerechtſame ohne Unterſchied von jetzt für ewig haben, daß kein Voigt ihre Ehen durch Eintreibung des Eides auflöſen dürfe, und daß keine große oder kleine Perſon bei dem Tode des Mannes oder der Frau etwas von ihrer Verlaſſenſchaft eintreibe. Zu dieſem Behuſe verordnet der Kaiſer als Solches, das feſtſtehen ſoll, Folgendes: „Stirbt der Mann früher als die Frau, ſo ſoll die Frau und ihre Nachkommenſchaft, die ſie von ihrem Manne hat, ohne Widerſpruch behalten. Gleiches Geſetz ſoll auch im Betreff des Mannes gelten, wenn die Frau eher geſtorben. Sind aber beide ohne Nachkommenſchaft verſchieden, ſo ſollen die nächſten Erben das hinterlaſſene Vermögen haben, und deßhalb von keiner andern Perſon in Anſpruch genommen werden dürfen." Dieſe Verordnungen waren an ſich ſehr gerecht, aber die empfindlichſten Eingriffe in die Gerechtſame des Biſchofs. Eine dieſer Hauptgerechtſame war, daß keins aus der Geſindeſchaft ohne Einwilligung des Herrn heirathen durfte. Hier wird feſtgeſetzt, daß der Voigt, d. h. der erſte weltliche Beamte des Biſchofs, ſich nicht in die Verheirathungen einmiſchen ſolle. Man findet des Kaiſers Verfahren in der Geſchichte des Biſthums Worms bitter getadelt, und namentlich im Betreff der kaiſerl. Erbrechtsbeſtimmungen bemerkt, daß jener Geſetzgeber, der Biſchof Burkhard, vor 100 Jahren ſeinen Wormſern, die aber damals getreu geweſen, die Erbordnung auf klarere Weiſe vorgeſchrieben habe [13]). *Burchardi* Episcopi Leges et Statuta Familiae St. Petri praescripta enthalten allerdings deutliche und auch billige Beſtimmungen, ſo §. 1—11 bei *Schannat*, Codex Probationum, p. 40—45, aber dieſe betreffen nur die Fälle, wenn die Verheirathungen innerhalb der Geſindeſchaft des Biſchofs ſtattgehabt haben. Anders ſind die Verfügungen, wenn Verheirathungen aus einer Geſindeſchaft einer fremden Herrſchaft in die Geſindeſchaft des Biſchofs, oder aus der Geſindeſchaft des Biſchofs in die eines fremden Herrn vorgekommen waren. Namentlich beſtimmt §. 15. S. 46: „Wenn einer aus der Geſindeſchaft (ex familia, nämlich des Biſchofs) ein fremdes Weib genommen, iſt es recht, daß, wenn er ſtirbt, zwei Theile ſeiner Güter zu Handen des Biſchofes genommen werden." Die Kinder folgten nämlich der Mutter, und gehörten alſo, wenn dieſe einer fremden Geſindeſchaft angehörte, nicht dem Biſchofe von Worms, ſondern dem fremden Herrn. Durch Heinrich V. ward alſo hier eine dem Biſchofe von Worms ſehr nachtheilige Beſtimmung getroffen, da ſie nicht gegenſeitig, ſondern nur zur Bevorzugung der wormſer Geſindeſchaft, aus welcher ſich nach und nach die Bürgerſchaft in ſpäterm Sinne herausbildete, getroffen ward. Deßhalb thut auch der Kaiſer ſogleich am Eingange kund [14]), daß er die Bür-

ditioni deputavit terram *allamanie* plenius et commisit, intendimus in *ea disponere* et *ordinare*, quod nobis et *fidelibus* nostris videtur expediens et consultum.“ Unter der terra *allamanie* iſt aber nichts Anderes zu verſtehen, als das Land der Almende (Allgemeinheit, d. h. das Gemeindeland). Daß dieſes Land allamanie, mit dem Eigennamen des Landes Allamannia, ein und daſſelbe Wort iſt, kommt daher, daß die Allemannen ebendarum ſo genannt waren, weil ihr Land nicht in Privatgüter getheilt war, ſondern alles Almende war; ſ. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 24. Nach der Urkunde des Kaiſers zu ſchließen, hatte der Biſchof Ebbo ein größeres Recht über die wormſer Almende in Anſpruch genommen, als der Kaiſer und die Bürgerſchaft ihm zukommen laſſen wollten.

11) Henrici V. imperatoris privilegium, Wormatiae concessum, in teloniis et re judiciaria, cum formula de non revocando ann. 1112 ap. *Ludewig*. l. c. No. VI. p 180, 181. 12) De consortio suo sive de alia familia; die verſchiedenen Geſindeſchaften hatten nämlich verſchiedene Rechte.

13) *Schannat*, Historia Episcopatus Wormatiensis p. 349. 14) Henrici V. imperatoris lex de successionibus conjugum Wormatiae nomine des Hauptrechts et teloniorum de panno anno 1114 ap. *Ludewig*. l. c. No. VIII. p. 183, 184. Sie enthält nämlich außer dem von uns oben im Texte angegebenen Inhalte noch dieſes. Der Kaiſer läßt dieſes nach, daß von den Stadtbehörden kein Zoll auf Schiffe ſoll gelegt werden (ut nullus magistratibus urbis census super telonium statuatur). Damit aber dem Kaiſer nicht der davon ihm feſtgeſetzte Dienſt (d. h. hier Abgabe an den Kaiſer) verringert werde (ne servitium inde nobis constitutum vilescat), indem Niemand dieſes Amt aus Furcht vor Schaden anzunehmen wagt, übergibt er zur Ergänzung an dieſes

ger der Stadt Worms vor andern bevorzugen wolle. Dieſes geſchah aber auch zugleich zu des Biſchofs Nachtheil, denn heirathete ein Weib aus ſeiner Geſindeſchaft in die einer andern Herrſchaft, ſo galten dort noch die alten Beſtimmungen, während in Beziehung auf ſeine Geſindeſchaft die neuen des Kaiſers gelten ſollten. Ebbo ſtarb den 4. Oct. **1114**. Er wird als Mann gerühmt, der mit ungewöhnlicher Weisheit, Gelehrſamkeit und Tugend begabt war. Eine Abbildung von E.'s Siegel, welches ihn mit dem Biſchofsſtabe vorſtellt, und die Umſchrift hat: **Eppo . Dei . Gratia . Wormasiensis . Episcopus.**, hat Schannat (Taf. IV. Fig. 4) in den Kupfertafeln vor ſeiner Geſchichte des Bisthums Worms mitgetheilt [15]). (*Ferdinand Wachter.*)

EBBO, Biograph des Biſchofs Otto des Heiligen von Bamberg, des Bekehrers der Pommern, war Presbyter und Mönch des Kloſters St. Michael bei Bamberg. Von ihm bemerkt der Mönch des nämlichen Kloſters im **Prologus in vitam sanctissimi Ottonis, Babenbergensis ecclesiae episcopi et Pomeranorum gentis apostoli** [1]), E. habe keinem der Neuern nachgeſtanden, und Andreas würde gänzlich über den Gegenſtand geſchwiegen haben, wenn E. an ſein Werk die letzte Hand gelegt hätte. Doch hat Andreas ſeinem Werke E.'s Arbeit zu Grunde gelegt, außer bei dem, was dieſer übergangen hatte, und was die glaubwürdigen Männer Tiemo deſſelben Kloſters, Prior, und der Presbyter Siffrid in Weiſe des Dialogs redend ergänzt haben, oder mit Andreas' eigenen Worten: „**Accedit etiam, quod venerandae memoriae Ebbo, nostri coenobii presbyter et monachus, nulli modernorum secundus, idem negotium attentavit, cui si ipse manum extremam imposuisset, parvitas mea super hoc omnino digitum ori imposuisset. Attamen seriem historiae totius, verbis suis fidem accommodans, ipsius vestigiis inhaesi, absque his per eum obmissis, quae supplevere duo viri celeberrimi fide digni, Tiemo videlicet nostri coenobii prior, ac Sefridus presbyter per modum dialogi loquentes.**“ Andreas gibt dann weiter Nachricht, wer Tiemo war, nämlich von Otto erzogen, und konnte deshalb darüber Auskunft geben, was der Biſchof zu Hauſe gethan hatte. Der Presbyter Siffrid war ein Gefährte der Heidenbekehrung geweſen, und wußte daher, was Otto im Auslande unter den Slawen gethan. E. hatte ſein Werk nach dem geſchrieben, was er von dem Prieſter Udalrich gehört hatte, wie Andreas in ſeiner Zueignung bemerkt: „*Venerabili ac supplici in Christo patri Johanni, Seraphici ordinis, conventus Babebergensis Gardiano, proclamotori verbi Dei constantissimo, Frater Andreas humilis servitor fratrum coenobii S. Michaelis archangeli, ordinis S. Benedicti prope Babebergam, salutem et charitatem.* **Petitionibus vestris venerande pater, prout scientiae meae tenuitas permisit, parere studui. Petistis enim, ut sanctissimi patris nostri** *Ottonis*, **Babebergensis episcopi vitam, praecipuo quidem elegantique** „*stylo scriptam*“ [2]), **utpote** *Ebbonis*, **nostri coenobii monachi, sicut eam ex ore venerandi ac Deo dilecti sacerdotis** *Vdalrici* **audivit, nec non** *Sefredi* **atque** *Tiemonis*, **per modum Dialogi antiquitus editam, sed in locis quibusdam ita infirmo intellectui obscuram, ut difficile pateat, quo oratio tendat,. et in nonnullis locis a seipsis discrepantem: hanc ego sententia apertiori reserarem.**“ Weiter unten handelt dann Andreas von den Quellen und Geſchichtſchreibern: 1) von Siffrid; 2) von Thimon (Tiemo); 3) von Ebbo, wobei er wieder bemerkt: „**Ebbo vero presbyter et monachus coenobii nostri, vitam beati viri Ottonis episcopi, prout ex ore Vdalrici sacerdotis Sancti Aegidii edoctus fuerat, eleganti satis stylo descripsit;**“ 4) von Herbord, von welchem er ſagt: „**Herbordus autem scholasticus vitam praefati Ottonis in libello quodam dramatico carmine, vel etiam prosa, luculentissime persudavit.**“ Wenn er alſo oben von der Schwierigkeit des Verſtändniſſes und der Schwäche des Styls redet, ſo geht dieſes nicht auf E.'s und auch nicht auf Herbord's Werk, ſondern auf das Werk, in welchem Tiemo und Siffrid Otto's Lebensgeſchichte in Form eines Dialogs vortrugen. Andreas hatte alſo drei Geſchichtswerke vor ſich: 1) das Werk, in welchem Siffrid und Tiemo Otto's Geſchichte geſprächsweiſe darſtellten; 2) E.'s Arbeit in ſchöner Schreibart; 3) Herbord's dramatiſches Gedicht, welches theils in Verſen, theils in Proſa geſchrieben war. Wenn Andreas bemerkt, er habe geſchwiegen, wenn E. die letzte Hand an ſein Werk gelegt hätte, ſo heißt dieſes hier nicht, E. habe ſeine Arbeit nicht bis zu Ende gebracht, oder habe die letzte Feile erſt noch anlegen wollen, ſondern es heißt ſo viel, Andreas ſah E.'s Arbeit deshalb als unvollendet an, weil ſie nicht Alles enthielt, was man von Otto's Lebensgeſchichte wußte oder zu wiſſen glaubte. Andreas legte daher bei ſeinem Werke E.'s ſchöne Arbeit zum Grunde, fügte aber noch hinzu, was der ſchwerverſtändliche Dialog Siffrid's und Tiemo's enthielt. So iſt entſtanden: „**Vita S. Ottonis, Babebergensis episcopi ac Pomeraniae gentis Apostoli: quatuor libris, scripta ab Andrea Monasterii S. Michaelis prope Bambergam Abbate et primum**

Amt den auf ſchwarze und grobe wollene Tücher gelegten Zoll, deſſen Größe von jedem Tuche in einem halben Pfennig (dimidio denario) beſteht. Bekanntlich hatte damals ein Pfennig, und Münze überhaupt, weit mehr Werth, als jetzt, da ſie nicht häufig war.

15) So von *Heineccius*, Antiquit. Goslar. Lib. I. in ſeiner und Leukfeld's Sammlung, Scriptt. Rer. Germ. p. 112. Schannat (S. 349) tadelt dagegen die, welche Ebbo'n loben, und namentlich bemerkt er auch, daß Heineccius, der Ebbo'n erſt zu einem Laurestheimer Mönche und dann zum Propſte von Goslar macht, und ihn für eins mit dem Ebbo halte, der dem noch lebenden Adalbert entgegengeſetzt geweſen ſei, dieſes Alles durch lichtvollere Belege hätte zeigen ſollen, als durch das Epigramm, welches er und auch wir oben mitgetheilt haben.

1) Bei *Ludewig*, Scriptt. Rer. Episcopatus Bambergensis. p. 397.

2) stylo scriptam fehlt in der Handſchrift, iſt aber von Gretſer, weil es die Vollſtändigkeit des Sinnes und der Rede erfodert, ergänzt.

Digitized by Google

in lucem prolata et notationibus illustrata studio *Jacobi Gretseri*, Societatis Jesu Theologi." Valerius Jaſchius hat die Gretſer'ſchen Arbeiten über Otto den Heiligen mit vielen Zuſätzen aus Handſchriften vermehrt, auch auf ihre Fehler aufmerkſam gemacht und ſie verbeſſert und herausgegeben: „Andreae abbatis Bambergensis de vita S. Ottonis, Babenbergensis ecclesiae episcopi ac Pomeranorum gentis apostoli libri quatuor, nunc primum ex membranis, Benedicto sanctae Camminensis ecclesiae pontifici inscriptis editi, cum libris quatuor Andreae Gretseriani aliisque comitis cujusdam S. Ottonis, quem Sifridum esse putant, qui in compendium etiam redacti exhibentur, collati, a corruptelis vindicati, et appendice trium diplomatum MSCCC. ac quarundam observationum a *Valerio Jaschio Pomerano*, SS. Theol. Licentiato." Dieſen ſämmtlichen Apparat findet man vereint bei *Ludewig*, Scriptt. Rer. Bamberg., und zwar p. 392—534 das auf E.'s Arbeit fußende Werk von Andreas, dann p. 535—553 Additamenta, hierauf p. 553 — 559 *Jaschii* Appendix Diplomatum, ferner p. 559—597 Notationes Gretseri in Vitam S. Ottonis; weiter p. 597—633 Observationes Jaschianae, wichtiger p. 632—639 Historia Anonymi cum historia Andreae collata, endlich p. 742 — 785 Collatio historiae Andreae Gretseriani et Jaschiani. Ungeachtet bei dem Werke, welchem E.'s Arbeit zum Grunde liegt, immer auf den Titeln nur Andreas ſteht, ſo haben doch neuere Geſchichtſchreiber[5]) ſehr zweckmäßig E. citirt. Es findet ſich nämlich am Rande beigedruckt Ebbo, oder Timon, oder Sefredus, und zwar E. am meiſten und bei den wichtigſten Dingen, ſodaß der beſte Beſtandtheil der Vita S. Ottonis von Andreas Ebbo'n angehört. (*Ferdinand Wachter.*)

EBDEKSCHI-BUREHAN, ein Buddha, der nach der mythologiſchen Sage der Mongolen in dem Zeitalter des 40,000jährigen Lebens der Menſchen erſchien und in Enedkek, d. h. in Hinduſtan, den Glauben predigte. (*Richter.*)

Ebdereköi-Kalpa, ſ. unter Kalpa.

EBEDECZ, Obiez, Opiez, ſlaw. Običe, ein dem hochwürdigen graner Domcapitel gehöriges Dorf im kis-tapolcſányer Gerichtsſtuhle der barſer Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Donau Nieder-Ungerns, im Thale und am rechten Ufer des Zſitvabaches, am Fuße bewaldeter Gebirge gelegen, eine halbe Meile nordöſtlich von dem Hauptorte des Gerichtsſtuhles oder Bezirkes (Processus), mit 85 Häuſern, 616 ſlawiſchen Einwohnern, welche ſich ſämmtlich zur kathol. Kirche bekennen und nach Kis-Apáthi (kis-tapolcſányer Vicearchidiakonatsdiſtrict des graner Erzbisthums) eingepfarrt ſind, einem Sauerbrunnen, einer Glashütte, einem Steinbruche, in welchem weiße, recht brauchbare (?) Steine gebrochen werden, und einer ungefähr eine halbe Stunde vom Orte entfernten Papiermühle, welche neulich auch Papier und Pappe aus Stroh zum Dachdecken verfertigte. (*G. F. Schreiner.*)

5) S. z. B. in der Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 7. Th. S. 457.

EBEL (Johann Gottfried), ein durch hohen Adel der Seele, durch uneigennützige, aufopfernde, aber möglichſt geheimgehaltene Wirkſamkeit nicht weniger, als durch ſeltene Vereinigung vielſeitiger und dennoch gründlicher Kenntniſſe und durch großen Einfluß ſeiner Schriften merkwürdiger Mann. Er wurde den 6. Oct. 1764 zu Züllichau in der Neumark geboren. Bis ins 15. Jahr blieb er im älterlichen Hauſe. Als er neun Jahre alt war, ſtarb ſein Vater. Die Mutter, eine ſehr religiöſe und ernſte, dabei mit ausgezeichnet hellem Verſtande begabte und das Hausweſen gut verwaltende Frau, verehelichte ſich wieder mit einem Kaufmanne, Harlan aus Schwedt, der die Ebel'ſche Handlung fortſetzte, und bei der Erziehung der Kinder trefflich mitwirkte. Weniges iſt zwar aus dieſer frühern Jugendzeit E.'s bekannt, doch dient, was wir davon wiſſen, dazu, manche Züge ſeines ſpätern Lebens zu erklären. E. gedachte immer mit der größten Innigkeit ſeiner Jugendjahre im älterlichen Hauſe und der Kinderfreuden, die er dort genoß.

Wie die meiſten ausgezeichneten Menſchen, bei denen Kopf und Herz im ſchönen Gleichgewichte ſich zeigen, verdankte E. die Bildung und Entwickelung ſeiner Gefühle in früher Jugendzeit der Mutter, für welche er die innigſte Zärtlichkeit ſein ganzes Leben hindurch behielt. Auch des Lebens im großväterlichen Hauſe gedachte er mit vieler Anhänglichkeit. Der Anblick einer, nach damaliger Sitte wohlgeordneten Hausapotheke, die er dort wie ein Heiligthum betrachten lernte, machte immer großen Eindruck auf ihn, und es iſt leicht möglich, daß derſelbe zur Entwickelung ſeiner Neigung für den ärztlichen Beruf beitrug.

Von entſcheidendem Einfluſſe auf ſeine ganze Entwickelung war die Verſetzung auf das Gymnaſium zu Neu-Ruppin Michaelis 1780, oder Oſtern 1781. Das von Stuve und Lieberkühn neu eingerichtete Gymnaſium daſelbſt ſtand damals in höchſter Blüthe. Lieberkühn war ein gründlicher, taktfeſter Lehrer; Stuve neigte ſich mehr zum Philanthropinismus hin. Das Gymnaſium vereinigte die Gründlichkeit der ältern Schulen mit vielſeitigerer, für das Leben berechneter Ausbildung. Die Richtung von E.'s Studien wurde dadurch für ſein ganzes Leben beſtimmt. Aber auch für die Bildung ſeines Charakters war der Aufenthalt zu Neu-Ruppin entſcheidend. Stuve wirkte durch ſeine ſittliche Strenge auf die Charakterbildung, ſowie durch Abhärtung aller Art und Einfachheit der Lebensweiſe auf die Kräftigung des Körpers bei ſeinen Schülern außerordentlich ein. Sein eigenes Beiſpiel that hierbei das Meiſte. E. gedachte Stuve's immer mit der innigſten Dankbarkeit. Die Keime zu den edelſten Charakterzügen, die an Stuve bemerkbar waren, lagen auch in E.'s Seele, und dieſe Harmonie der Anlagen ſelbſt mußte dieſelben deſto ſchöner in dem Schüler entwickeln.

Trefflich vorbereitet bezog E. im Herbſte 1783 die Univerſität Frankfurt an der Oder, um ſich dem Studium der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen. Dort wurde er von zweien ſeiner Lehrer, die jedoch unter ſich feindſelig geſinnt waren, ſehr ausgezeichnet, von dem Anatomen

Digitized by Google

Meyer und dem berühmten Behrends [1]). Bald wendete ſich jedoch E. ganz dem Letztern zu. Wie ſehr aber auch Behrends E.'s Geiſt und Kenntniſſe ſchätzte, geht daraus hervor, daß er ihn ſpäter für Frankfurt zu gewinnen ſuchte. Zu Frankfurt ſchloß E. auch den treuen Freundſchaftsbund mit dem Freiherrn von Keverberg [2]), dem Baron Rhediger aus Schleſien [3]), Graf Redern [4]) und Ölsner [5]). Ein anderer Univerſitätsfreund, der Staatsminiſter Graf von Dohna, ließ E. im J. 1818 mit den Worten grüßen: „Mit großer Freude erinnere er ſich noch der intereſſanten Abendunterhaltungen zwiſchen E. und Rhediger, zu denen er bisweilen auch geladen worden, ſowie aller Verhältniſſe, in welchen er E. im J. 1786 auf eine ſchon damals ſo ausgezeichnete und hochwürdige Weiſe habe handeln und leben ſehen." Es iſt bekannt, welchen Eindruck Göthe's Götz von Berlichingen, Klopſtock's Bardengeſänge, und andere literariſche Erſcheinungen damals beſonders auf die Jugend machten; alles ſchien zu kräftigem Wirken aufzurufen. Noch kam bei E. der Enthuſiasmus hinzu, den der große Friedrich in ſeinem Volke erregt hatte, an deſſen Stelle aber ſo trübe Ausſichten traten, als dieſe Sonne im J. 1786 unterging.

Im Mai 1788 erhielt E. den Doctorgrad der Heilkunde. Seine Probeſchrift, „über das Verhältniß der Nerven zum Gehirne bei Menſchen und Thieren," enthält eigenthümliche Betrachtungen aus der vergleichenden Zergliederung des Nervenſyſtems; ſie iſt mit Abbildungen begleitet, und von bleibendem Werthe auch in ſubjectiver Hinſicht, als erſte Beurkundung jenes Beobachtungsgeiſtes und Scharfſinnes, die ihr Verfaſſer ſpäterhin glänzend entwickelt hat, und als Beweis, daß jene Richtung ſeiner Zeit, ſo lebhaft ſie auch in ihm hervortrat, ihn dennoch ſeiner nähern Beſtimmung nicht entfremdete. Gegen Ende des Mai 1788 verließ E. Frankfurt und reiſte mit Ölsner und einem andern Univerſitätsfreunde, Weiß, über Leipzig, Halle, Göttingen und Caſſel nach dem Bade Ems bei Coblenz. Von hier gingen die drei Freunde nach Wien, wo ſie den 27. Aug. 1788 ankamen. E. blieb dort bis zum Frühjahre 1790 mit großem Gewinne für ſeine mediciniſchen Kenntniſſe. Dann trat er die erſte Reiſe nach der Schweiz an, die für ſeine ganze Lebensrichtung ſo entſcheidend wurde. Unwiderſtehlich zog ihn mächtige Sehnſucht ſchon länger nach dem ſchönen Alpenlande hin. Ein dunkles Gefühl, dort eine Natur zu finden, die dem für das Liebliche, wie für das Große und Erhabene gleich empfänglichen Geiſte Genüſſe darbieten werde, die er bisher wol geahnet, aber nirgends gefunden hatte, lag tief in ſeiner Seele. Unbeſchreiblich war daher der Eindruck, den das erſte Erblicken des Bodenſee's und der Alpen auf ihn machte. Noch in ſpätern Jahren, kurze Zeit ſogar vor ſeinem Tode, ſchilderte er mit allem Feuer jugendlicher Begeiſterung ſeine Empfindungen bei dieſem erſten Anblicke, der ihm die Gewißheit endlicher Befriedigung ſeiner Sehnſucht gewährte. Unaufhaltſam eilte er durch das St. galliſche Land in die Berge Appenzells. Mit gleicher Begeiſterung forſchte er hier nach des Volkes Leben und Sitten, nach ſeinen Thaten und Schickſalen, wie er die mächtigen Eindrücke der herrlichen Natur in ſich aufnahm. Im Sommer 1790 kam E. zum erſten Male nach Zürich, nachdem er dem während eines kurzen Aufenthaltes zu Genf gefaßten Entſchluſſe, nach England zu gehen, entſagt hatte. Der vorherrſchende Ernſt, welcher zu der edlen Geſtalt trefflich paßte, aber im muntern Kreiſe der lebhafteſten Fröhlichkeit, beim Anblicke der ſchönen Natur, oder edler Thaten und Geſinnungen der feurigſten Begeiſterung wich, ſowie der rege Eifer für Wiſſenſchaft und Kunſt zeichnete ihn ſo aus, daß er bald zuvorkommend aufgenommen und überall geſucht wurde. Mit ſo vielen edlen Menſchen theilte er den Enthuſiasmus für die franzöſiſche Revolution. Jene Hoffnung allgemeiner Beglückung des Menſchengeſchlechts, jene Ideale der Herrſchaft reiner Vernunft, welche grade den beſſern Menſchen vorſchwebten, ſchienen ihm, während der erſten Jahre der großen Bewegung ſich der Wirklichkeit zu nähern. Nur reine Motive, nur ein erhabenes Ziel ſah er in dem beginnenden Kampfe gegen Verderben der Zeit; denn je edler der Menſch geſinnt iſt, deſto leichter leiht er ſeine Geſinnungen Andern. Daß unreine Leidenſchaften und die Rohheit der Maſſen bald für längere Zeit über die beſſere Bildung in Frankreich den Sieg davon tragen, und in der entfeſſelten Menge deſto rieſenhafter hervortreten würden, ahnete er nicht. Aber darin bewährte ſich ſeine edlere Natur, daß er, auch als Erfahrung ihn gelehrt hatte, das Wahre vom Falſchen genauer zu ſondern, den Glauben an das Beſſere, an die Würde und die Beſtimmung des Menſchen mit unwandelbarer Treue bewahrte, und mit Wort und That bis an ſein Lebensende ſchätzte. Nach zweijährigem Aufenthalte in Zürich, der aber in der guten Jahreszeit durch viele Wanderungen in den Gebirgen unterbrochen wurde, begann E. im Juli 1792 noch eine Fußreiſe durch den Aargau, die Cantone Solothurn, Bern und Freiburg, durchs Neuenburgiſche und nach Baſel. Einige Briefe, welche er in dieſer Zeit ſchrieb, beweiſen, daß er auf dieſen Wanderungen die Menſchen nicht weniger ſorgfältig beobachtete, als die Natur. Wenn er auch zuweilen einſeitigen Berichten mehr Glauben beimaß, als ſie verdienten, ſo zeigt ſich doch, daß er den wahren Zuſtand der Schweiz und die Gebrechen, die dem alten Gebäude den Sturz bereiteten, richtig erkannte. Seine Gewohnheit, ſich überall mit Menſchen jedes Standes in ein Geſpräch einzulaſſen, und ein ſeltenes Geſchick, jedem das abzufragen, worüber er am beſten Auskunft geben konnte, ließen ihn vieles entdecken, was ſelbſt den Einheimiſchen unbekannt blieb. Zugleich erkennt man aber auch die feurige Liebe, die er für die Schweiz gefaßt hatte, und die ſich damals ſchon in warnenden Rathſchlägen äußerte.

1) Der Geheimerath Behrends, welcher im J. 1827 als Profeſſor an der Univerſität zu Berlin ſtarb. 2) Unter Napoleon Präfect des Departement der Ober-Ems, nachher Staatsrath des Königs der Niederlande, Verf. des gründlichen hiſtoriſchen Werks: Du Royaume des Pays-Bas. 3) Im J. 1809 preuß. Staatsrath und Mitglied der Geſetzgebungscommiſſion, Verf. der Schrift: über Gutsbeſitzer. 4) Ließ ſich während der Revolution in Frankreich nieder. 5) Ölsner, Verf. des Muhamed, mit welchem Ebel bis zu deſſen Tode 1828 ununterbrochen correſpondirte.

Digitized by Google

Von Baſel ging E. in den letzten Tagen des September 1792 nach Frankfurt a. M., „um, wie er ſelbſt ſagt, zuzuſehn, ob er ſich dort fixiren könnr.“ Indeſſen gefiel er ſich in ſeinem Verhältniſſe zu Frankfurt nicht ganz. Er beſchäftigte ſich aber mit literariſchen Arbeiten, zunächſt mit ſeiner „Anleitung auf die nützlichſte und genußvollſte Art, die Schweiz zu bereiſen,“ die er bis zum März 1793 vollendete. Dieſes Werk, das dem doppelten Zwecke, welchen der Titel angibt, ſo ganz entſpricht, indem es den Genuß und die Belehrung, welche das Reiſen in der Schweiz gewährt, für Einheimiſche nicht weniger, als für Fremde ſo ſehr vermehrte, und dadurch auch den Zufluß von Reiſenden außerordentlich beförderte, machte zuerſt E.'s Namen auch in entferntern Kreiſen und allmälig, beſonders durch die neuern, erweiterten Ausgaben in ganz Europa und bis in Amerika unter allen Gebildeten bekannt. Nur bei ſolcher Vereinigung ſeltener und dennoch gründlicher Kenntniſſe, bei ſolcher ausgrzeichneter Beobachtungsgabe, verbunden mit dem beharrlichſten Fleiße, bei ſo umfaſſendem und ordnendem Blicke und bei ſo ſeltenem Talente für Schilderung der tief gefühlten Naturſchönheit, war es möglich, die Aufgabe, die ſich E. grſtellt hatte, ſo zu löſen. In ihm vereinigte ſich der Naturforſcher, der Arzt, der Politiker, der prüfende Statiſtiker, der philoſophiſche Menſchenbeobachter mit dem gefühlvollen, begeiſterten Freunde der Naturſchönheit. Darum eben waren ſeine Beobachtungen ſo tief und umfaſſend, ihre Reſultate ſo wichtig; darum wußte er aus Allem zu lernen, und überall Beziehungen zu erkennen, die nur vor vielſeitiger Bildung und überlegenem Talente ſich enthüllen. Was daher auch immer im Einzelnen von Andern nachgetragen, oder berichtigt worden iſt, ſo hat ihn noch Keinee in geiſtreicher und vielſeitiger Auffaſſung und Behandlung des reichen Stoffes erreicht. Dem anziehendrn Inhalte entſpricht auch völlig die Form, und der Einfluß, den das Werk gehabt hat, und fortwährend übt, läßt ſich nicht berechnen. Nicht blos zur Erhöhung des Reiſegenuſſes, nicht blos zur Verbreitung von Kenntniſſen hat es ungemein beigetragen; auch zur ſittlichen Veredlung Vieler hat es nach der Abſicht des Verfaſſers mitgewirkt. Tauſende von Fremden und Einheimiſchen wurden einzig durch daſſelbe veranlaßt, in der Schweiz zu wandern. Wer aber möchte es wagrn, alle die edlen Regungen, alle tief haftende, das Gemüth über gemeines Treiben erhebrnde, den wahren und religiöſrn Sinn belebende Eindrücke zu zählen, wrlche die Anſchauung dieſer hehern Alpennatur geweckt hat? Solche Gefühle, die in E.'s tiefem Gemüthe ſeit dem erſten Erblicken der Alpen immer lrbhafter geworden, auch bei Andern anzuregen, war das höchſte und oft glücklich erreichte Ziel ſeines Strebens. Gern und auf eigenthümliche Weiſe ſuchte er auch immer eine Übereinſtimmung und innere Verwandtſchaft zwiſchen den Geſetzen der unbelebtrn Natur und dem griſtigen Weſen der Menſchen auf. So erhielt ſein außerordentliches Gefühl für die Schönheit der Natur eine höhere, immer auf das Geiſtige gerichtete Brdeutung. Es war nicht eine vorübergehende, nur den Sinnen angehörige Erregung der Phantaſie; denn nie fehlte die Beziehung auf das Höhere, Sittliche. Aus dem harmoniſchen Zuſammenwirken eines tiefen Gemüths, eines forſchenden und zerlegenden Verſtandes und einer über die Beſchränktheit der Zeit hinausſtrebenden Vernunft ging jene Naturanſchauung hervor, durch welche der Gedanke zum Urquell alles Seins ſich erhebt. Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen E.'s Beſtrebungen, wie ſie ſich in ſeiner Anleitung kund geben, betrachtet werden. Für die Schweiz hat ſie außerdem mannichfaltig gewirkt. Wenn es ſich auch nicht leugnen läßt, daß der dadurch außerordentlich vermehrle Zufluß fremder Reiſenden mit Nachtheilen verbunden war, und auf die Einfalt der Sitten ſelbſt in höhern Alpenthälern nicht wohlthätig gewirkt hat, ſo treten dagegen wieder andere wichtige Vortheile hervor. Nicht blos der ökonomiſche Gewinn, welchen das Land daraus zieht, iſt zu berückſichtigen, ſondern ebenſo ſehr die dadurch geweckte Thätigkeit, die Berichtigung ſo vieler Begriffe und die Verbreitung mannichfaltiger, nützlicher Kenntniſſe. Weſentlich hat auch E., wie durch ſeine übrigen Beſtrebungrn, ſo durch ſeine Anlritung dazu beigetragen, jene öffrntliche Meinung in Europa hervorzubringen, durch welche die Schweiz zu einer allgemeinen Achtung erhoben wurde, die ihr in ſchwierigen Zeiten Schutz und Zutrauen erwarb. In unmittrlbarer Beziehung auf die Anleitung ſteht die „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz.“ Sie iſt, wie die erſte Ausgabe der Anleitung, eine Frucht ſeines erſten Aufenthaltes in der Schweiz und nachher fortgeſetzter Studien; ihre Ausarbeitung fällt aber in eine etwas ſpätere Zeit. In Form einer Reiſebeſchreibung gewährt das Wrrk ein genaues und treues Gemälde des phyſiſchen, bürgerlichen, politiſchen, moraliſchen und ökonomiſchen Zuſtandes einiger ſchweizeriſchen Gebirgsvölker, mit Beifügung grſchichtlicher Merkwürdigkeiten, wie es wieder nur aus ſo vielſeitiger Bildung und geiſtreicher Auffaſſung des Stoffs hervorgehen konnte. Sein erſter Plan war, alle Cantone der Schweiz vollſtändig in ſolchen Monographien darzuſtellen; dann beſchränkte er denſrlben auf die frchs demokratiſchen Cantone, weil damals die Verhältniſſe eine ſolche Schilderung der ariſtokratiſchen Cantone noch nicht geſtattet hätten. Allein auch von dem beſchränktern Plane hat er nur den kleinern Theil ausgeführt. Er begann mit Appenzell. Der zweite Band enthält die Schilderung des Cantons Glarus und der Gegenden des jetzigen Canlons St. Gallen. Dann hiellen ihn andere Beſchäftigungen von der Fortſetzung ab, zu großem Schaden für die Wiſſrnſchaft, die nicht leicht einen fleißigrrn und ſorgfältigern, niemals einen treuern, vielſeitigern und geiſtreichern Bearbeiter finden wird. Neben der Ausarbeitung der Anleitung und des erſten Bandes der Schilderung der Gebirgsvölker beſchäftigte E., während dieſes erſten Aufenthaltes zu Frankfurt, vorzüglich die Überſetzung der Schriften von Sieyes. Die ſcharfe Logik und die ſtrenge Conſequenz, ſowie die Ähnlichkeit der politiſchen Grundſätze von Sieyes mit den ſeinigen, ſprachrn E. ganz vorzüglich an. Noch mehr wurde er für denſelben eingenommen, als ihm Ölsner mittheilte, wie viel Sieyes zum Sturze von Robespierre beigetragen habe. Die Überſetzung enthält die vollſtän-

digſte Sammlung der Schriften von Sieyes. Sie erſchien im J. 1796 zu Leipzig ohne E.'s Namen. Die Einleitung iſt von Ölsner. Man lernt aber aus deeſelben E.'s damalige politiſche Anſichten genau kennen. Er unterhielt darüber mit Ölsner einen ſehr lebhaften Briefwechſel, und beide ſtimmten völlig überein. Dabei beobachtete er fortwährend mit geſpannter Aufmerkſamkeit den Gang dee Ereigniſſe in Frankreich, wo allmälig ſo vieles eintrat, was ſeine Erwartungen und Hoffnungen vernichtete. Beſonders erſchütteete ihn die Nachricht von der Verurtheilung der 21 Girondiſten, und ſeine Briefe aus dieſer Zeit ſind ſpeechende Beweiſe des hellen Blickes, womit er den Gang der Dinge von da an vorausſah.

Verſchiedene Plane zu einer feſten Niedeelaſſung, die E. unterdeſſen gemacht hatte, waren wieder aufgegeben worden; doch fing er im J. 1794 in Frankfurt an, ſich mit ärztlicher Praxis zu beſchäftigen, ohne indeſſen die politiſche Richtung aus dem Auge zu verlieren. Ölsner, dem es im Mai 1794 durch Liſt und Verwegenheit gelungen war, aus Frankeeich zu entrinnen, ging ein Jahr nachher nach Paris zurück. Er ſtand dort in bedeutenden Verbindungen und benutzte die Mittheilungen, die ihm E. machte. Indeſſen ſcheint dieſe Coereſpondenz nach Paris Verdacht erregt zu haben. E. glaubte ſich in Frankfurt nicht mehr ganz ſicher, und ging, theils um einen ruhigeen, vom Kriegsſchauplatze entferntern Aufenthaltsort zu finden, theils um den Gang der Dinge in dem damaligen Mittelpunkte zu beobachten, im September 1796 nach Paris. Hier lebte er bis zum Frühjahre 1801 unter dem Namen eines Angeſtellten bei der frankfurter Deputation. Ein noch vorhandenes Certificat vom 23. Thermidor des ſiebenten Jahres der Republik (Auguſt 1799) bezeugt, daß er vor der Municipalität von Longjumeau erklärt habe, er wolle ſich als franzöſiſcher Bürger in Frankreich fixieen. Noch im J. 1800 heißt er Attaché à la légation de Francfort. Wenn er auch dieſen Titel vielleicht mehr um größerer Sicherheit willen annahm, ſo zeigt doch ein von ihm verfaßtes Memoire über die Friedensunterhandlungen zu Paris für die Stadt Frankfurt, daß er bei denſelben nicht unthätig war. Dieſe Stellung und ſeine Veebindungen mit Ölsner brachten ihn mit vielen einflußreichen Männern zu Paris in Berührung und verſchafften ihm Gelegenheit, den Geiſt und die Zwecke der Machthaber aufs Genaueſte kennen zu lernen. Mit Sieyes war er ſchon vorher durch die Sammlung und Überſetzung ſeiner Werke bekannt geworden. So wurden ihm bald die geheimen Plane gegen die Schweiz völlig klar. Schon den 3. März 1797, alſo ſechs Monate, ehe der 18. Fructidor den Director Baethelemi, den aufrichtigen Freund der Schweizer, auf deſſen Schutz ſie feſt baueten, aus dem Directorium warf, ſchrieb er einen warnenden Brief an einen der erſten Magiſtrate der Schweiz, und eieth, einen außerordentlichen Geſandten nach Paris zu ſchicken, der bis zum allgemeinen Frieden dort bleiben ſollte. Je drohender dann die Gefahren wurden, deſto dringendere Warnungen, deſto kraftvollere Mahnungen ſandte er aus tief bewegter Bruſt an ſeine Freunde in der Schweiz, damit noch geſchehe, was allein die Unabhängigkeit des Vaterlandes bewahren konnte. Freiwillig ſollten die Regieeungen, wie auch Johannes von Müller mahnte, die Verfaſſungen ändern, und nicht das Gebot des fremden, plünderungsſüchtigen Eroberers erwarten; allen Vorrechten der Geburt ſollte entſagt, alle Unterthanenverhältniſſe aufgehoben, und die getrennten, ſich mistrauiſch,. ſogar feindlich gegenüberſtehenden Volksclaſſen duech das, nun gemeinſame, Inteeeſſe für die Rettung des Vaterlandes vereinigt werden. Das dadurch hergeſtellte Vertrauen zwiſchen den Regierungen und iheem Volke ſollte der Eidgenoſſenſchaft eine Achtung gebietende Stellung verſchaffen, und E. kannte die damaligen Machthaber in Paris zu genau, daß er überzeugt ſein konnte, ſolche Maßregeln würden ſie von ihren Anſchlägen zurückſchrecken. Allein eine ſolche Umwandlung, die nur mit Gewalt hätte durchgeſetzt werden können, überſtieg die Kräfte der kleinen Anzahl ſchweizeriſcher Magiſtrate, welche die Nothwendigkeit derſelben erkannte; die große Mehrheit konnte weder die Idee faſſen, noch hätte ihre Lage und ihr Charakter die Ausführung geſtattet. Seinen letzten Brief in dieſer Sache an Füßli (19. Dec. 1797) ſchloß E. mit den Worten: „Euer Heil iſt in euren Händen; weder hiee, noch in Raſtadt (bei dem damaligen Friedenseongreſſe) müßt ihr es ſuchen. Handelt ihr nicht als Männer, bewirkt ihr die politiſche Reform nicht kräftig und gänzlich, ſo ſeid ihr in einigen Monaten ſpäteſtens Sklaven von franzöſiſchen Proconſuls und elenden Commiſſarien. — Dies meine letzten Worte.“ Doch von Unwillen über die Unthätigkeit, womit man den Sturm erwartete, ergeiffen, rieth er nun ſogar ſeinen Freunden durch eine gewaltſame Revolution das morſche Gebäude raſch umzuſtuezen. So ſuchte er auch durch das äußerſte, gewagteſte Mittel Veeeinigung gegen den fremden Feind zu bewirken. Zwar hatten ſeine Anſteengungen keinen Erfolg; der kranke Körper konnte die Heilmittel nicht mehr erteagen, und ſeine Stunde hatte geſchlagen; aber die Beſtrebungen ſelbſt zeugen von E.'s inniger Liebe für die Schweiz, die bei keinem Intänder glühendee ſein konnte. Sein Briefwechſel war übrigens mit der höchſten Gefahr verbunden. Schon war ſeine Verhaftung vom Directorium beſchloſſen. Er wurde gewaent, und verbrannte ſchnell ſeine ganze Correſpondenz, aber am nämlichen Tage kam die Nachricht von der Einnahme Berns an, und nun wurde der am Morgen gefaßte Beſchluß gegen ihn nicht vollzogen.

Durch alle bisherige Erfahrungen, durch das Benehmen der Franzoſen in Teutſchland und der Schweiz, durch den Gang der Ereigniſſe in letzterm Lande und durch die Kenntniß auch des geheimern ſchändlichen Spiels, das unter der Directorialregierung zu Paris getrieben wurde, mußte in E.'s Anſichten, aber keineswegs in ſeinen Grundſätzen, manche wichtige Veränderung vorgehen. Die Beobachtung des bewegten Lebens in dem Mittelpunkte der damaligen Betreibungen war höchſt belehrend, und ſeine Urtheile erhalten in dieſer Zeit immer mehr das Gepräge tieferer Menſchenkenntniß und vollendeter Reife. Aber er verhehlt auch nicht, wie ſein Herz oft dadurch verwundet wird.

Digitized by Google

So vielfach und ſorgfältig aber auch E. ſich mit den politiſchen Verhältniſſen und der fortſchreitenden Entwickelung der franzöſiſchen Revolution beſchäftigte, ſo ließ er ſich dadurch ſeiner eigentlichen Beſtimmung nicht entfremden. Naturwiſſenſchaftliche, beſonders phyſiologiſche Forſchungen beſchäftigten ihn fortwährend, und als auch Sömmering nach Paris gekommen war, vereinigten ſich die beiden Freunde zu gemeinſchaftlicher Beſchäftigung mit der vergleichenden Anatomie, wozu ſie während längerer Zeit die Zergliederung einer großen Menge von Thieren vornahmen. Außerdem übte E. auch die Heilkunde praktiſch aus, wodurch er neben der Sammlung mannichfacher mediciniſcher Erfahrungen auch Gelegenheit zu Erwerbung von Bekanntſchaften fand, die den Schatz ſeiner Kenntniß des Menſchen bereicherten und für ſeine Beſtrebungen für die Schweiz höchſt wichtig waren. Auch „der zweite Theil ſeiner Schilderung der Gebirgsvölker“ wurde ganz in Paris ausgearbeitet. Da ſeine Verhältniſſe höchſt angenehm waren, ſo ſchien für ihn kein Grund vorhanden, Paris wieder zu verlaſſen, aber eine geheime Sehnſucht trieb ihn nach der Schweiz. Anfragen ſeiner Freunde in der Schweiz, ob ihm die Ertheilung des helvetiſchen Bürgerrechts willkommen wäre, kamen ihm entgegen. Durch das Decret vom 18. März 1801, welches ihm das helvetiſche Bürgerrecht ertheilte, gaben die geſetzgebenden Räthe der Republik einen ſie ſelbſt ehrenden Beweis dankbarer Anerkennung des Verdienſtes um das Vaterland.

Er verließ Paris im Mai 1801, blieb den Sommer über in der Schweiz, kehrte im Spätjahre wieder nach Paris zurück, reiſte aber im Frühjahre 1802 misgeſtimmt durch das, was er hier und in der Schweiz geſehen hatte, und niedergedrückt durch den Verluſt geliebter und geachteter Freunde, nach Frankfurt. Mit neuer Kraft ſehen wir ihn nun ſich wiſſenſchaftlicher und literariſcher Thätigkeit widmen; darin fand er reichen Erſatz für die vernichteten Jugendträume. Wiederholte Reiſen nach der Schweiz, in den J. 1803 und 1804, heilten ſein Gemüth gänzlich, und die Ergebniſſe ſeiner unabläſſigen Forſchungen, die nun beſonders auch die Geographie und Geologie umfaßten, gaben ſich in ſeinem Werke „über den Bau der Erde im Alpengebirge 1808“ und in der zweiten und dritten Ausgabe ſeiner Anleitung (1805 und 1809) kund. Jenes Werk, welches in einer Zeit erſchien, wo die Geognoſie neuen Entwickelungen entgegenging, hat grade durch den Widerſpruch, den es erregte, die Wiſſenſchaft ſelbſt gefördert, und da die Acten in dieſer Wiſſenſchaft noch lange nicht geſchloſſen ſind, ſo verdient Göthe's Äußerung über daſſelbe Erwähnung, „daß der große Geiſt Manches ahne, was erſt ſpätere Beobachtungen beweiſen.“

Vergeblich hatte Sieyes im Spätjahre 1802 verſucht, ihn durch Ölsner's Vermittelung zur Rückkehr nach Paris zu bewegen. Je ſchärfer er dort, im Mittelpunkte der Begebenheiten, die Dinge und Menſchen durchſchaut und zu würdigen gelernt hatte, deſto feſter ſtand ſein Entſchluß, ſich von thätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfernt zu halten. Dies aber hinderte ihn nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, wo er der Schweiz nützlich werden konnte. Auch eine Einladung des badiſchen Geſandten von Dalberg an E., wieder nach Paris zu kommen, im J. 1804, war vergeblich. Mehr kann es auffallen, daß E. verſchiedene Anträge zu Lehrſtühlen auf teutſchen Univerſitäten, die ihm zu dieſer Zeit gemacht wurden, ablehnte.

Im Frühjahre 1810 ging er nach Zürich, zwar nicht mit der beſtimmten Abſicht eines bleibenden Aufenthaltes in der Schweiz, aber doch mit dem Gedanken, daß ſich vielleicht eine Gelegenheit dazu darbieten könnte, zumal wenn er wieder als ausübender Arzt auftreten könnte. Er nahm dann die Einladung einer züricheriſchen Familie, welche er im J. 1801 in Pfäfers kennen gelernt hatte, an, bei ihr zu wohnen, und fand endlich nach langem Herumirren eine feſte Heimath. Die Richtung, welche nun ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen und Forſchungen nahmen, war zum Theil ſchon durch ſein Werk „über den Bau der Erde im Alpengebirge“ beſtimmt. Die Ideen, welche er dort über das Naturleben entwickelt hatte, führten ihn auf Forſchungen über den Erdmagnetismus und die Rhabdomantie. Der Entſchluß, ſich ernſtlich mit rhabdomantiſchen Verſuchen zu beſchäftigen, fällt in den erſten Winter ſeines Aufenthalts in Zürich. E. ging davon aus, daß Neues und Ungewohntes ebenſo wenig ungeprüft dürfe verworfen, als angenommen werden, und daß die Unerklärbarkeit einer Erſcheinung nicht zum Leugnen derſelben berechtige. Er forſchte ſorgfältig nach Perſonen, die rhabdomantiſche Kräfte beſitzen, und ſtellte mit großer Vorſicht Verſuche mit ihnen an; theils foderte er ſeine Freunde dazu auf, machte auch ſelbſt einige Reiſen zu dieſem Zwecke und ſammelte genaue Notizen über dieſe Verſuche. Je mehr er ſich aber dadurch von der Wirklichkeit dieſer beſondern Eigenſchaft überzeugte, deſto mehr dehnten ſich ſeine Forſchungen nun auf Alles aus, was in näherer, oder entfernterer Beziehung darauf ſteht. In ſeinem Nachlaſſe findet ſich ein reicher Schatz von Collectaneen, welche theils die Beobachtungen Anderer, theils die Ergebniſſe ſeiner eigenen Forſchungen enthalten über unterirdiſche Elektricität, über organiſche Elektrometrie und ihre Beziehungen zum thieriſchen Magnetismus, über die Beziehungen zwiſchen den Erſcheinungen der atmoſphäriſchen und unterirdiſchen Elektricität, über die Wirkung der Metalle bei äußerer Anwendung auf den thieriſchen Körper, ferner über Pendelverſuche, Polarität, Oxydirung u. ſ. w. Sie enthalten Vieles, was von Andern erſt ſpäter entdeckt worden iſt, und eine frühere Bekanntmachung wäre wünſchenswerth geweſen; allein je tiefer ſeine Forſchungen eindrangen, deſto weniger genügte ihm deren Ergebniß, und es entſtand daraus auch bei ihm jener Mangel an Zuverſicht zu den eigenen Leiſtungen, der oft grade den gewiſſenhafteſten und gründlichſten Forſcher von der Mittheilung ſeiner Entdeckungen zurückhält. Gegen Beſuchende machte er übrigens kein Geheimniß aus dem Entdeckten; nur auf dieſem Wege mag vielleicht das Eine oder Andere unter fremdem Namen bekannt geworden ſein. — Mit großer Vorſicht bezog er dann auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen auf die Heilkunde, und ſowie ihn die Wirkungen des animaliſchen Magnetismus beſchäftigten, ſo knüpften ſich auch an ſeine geognoſtiſchen

Digitized by Google

Forſchungen Beobachtungen über den Einfluß der mineraliſchen Beſchaffenheit einer Gegend auf das Phyſiſche ihrer Bewohner, und ſein Eifer für ſolche Forſchungen war wirklich unermüdlich. Ein Freund, der ihn einſt am Tage nach dem Winterſolſtitium beſuchte, fand ihn ganz erſchöpft, weil er zwei Nächte außer dem Bette durchwacht hatte, um die Oſcillationen ſeiner Inſtrumente während dieſer Periode Tag und Nacht genau zu beobachten. Auch ſeine Beharrlichkeit in ſolchen Forſchungen iſt um ſo rühmlicher, da er bei einer beſchränkten Ökonomie dieſelben doch ohne die geringſte fremde Geldunterſtützung fortſetzte.

Ein anderer Gegenſtand langer und beharrlich fortgeſetzter Forſchungen war die Natur und die Urſachen des Kretinismus. Das Schickſal dieſer Unglücklichen, die Herabwürdigung der menſchlichen Natur unter das Thier bewegte den menſchenfreundlichen Arzt und Naturforſcher auf das Innigſte. Schon im J. 1794 beſchäftigte er ſich mit dieſer Krankheit. Später, als die Franzoſen in Wallis waeen, ſuchte er durch einen Freund bei General Thurreau auszuwirken, daß dieſer einen Kretin am Tage nach ſeinem Begräbniſſe heimlich ausgraben und den Kopf gehörig präparirt ihm zuſchicken laſſe. Für Thurreau, dee ſich bekanntlich gegen die lebenden Walliſer jede Geauſamkeit eelaubte, wäee dies ein Leichtes geweſen; allein obgleich E. alle Unkoſten bezahlen wollte, konnte er nicht einmal einen Schädel, oder auch nur eine gute Zeichnung, geſchweige denn einen Kopf erhalten. Was damals leicht geweſen wäre, war nachher unmöglich, und das Mislingen ſeiner Bemühungen iſt um ſo mehr zu bedauern, da E.'s ausgezeichnete anatomiſche Kenntniſſe und die Unteeſuchung eines ſolchen Kopfes in Verbindung mit Sömmering zu wichtigen Reſultaten hätte führen können. — Die Nachforſchungen, die er immer fortſetzte, beſchränkten ſich auch nicht blos auf die Kretins in der Schweiz, ſondern überall, in Tyrol, Kärnthen, Steiermark, Würtemberg, dem Elſaſſe u. ſ. w., ſuchte er ſich zuverläſſige Angaben zu verſchaffen.

Ebenſo unermüdet und mit bedeutendem ökonomiſchen Aufwande ſammelte E. für eine vierte Ausgabe ſeiner Anleitung, die Schweiz zu bereiſen. Reiſen, Correſpondenzen, die er in allen Gegenden der Schweiz unterhielt, Zeichnungen, die er theils ſelbſt aufnahm, theils auf ſeine Koſten durch Andere anfertigen ließ, ſtatiſtiſche, hiſtoeiſche, geographiſche und naturwiſſenſchaftliche Forſchungen häuften das Material dazu ſo an, daß es ſchon durch ſeine Maſſe die Ausarbeitung eeſchwerte. Aber noch ſchwieriger wurde ſie dadurch, daß E. ſich entſchloſſen hatte, nicht blos eine mit Zuſätzen vermehrte neue Ausgabe erſcheinen zu laſſen, ſondern das ganze Week nach einem neuen Plane umzuarbeiten. Es ſollte gedrängter, auch für den zu Fuße Reiſenden bequemee und doch bei gleicher Vielſeitigkeit reichhaltiger werden. Die Hauptzüge des Planes dachte er ſich klar; im Einzelnen hatte er ihn, wenigſtens ſchriftlich, nie ausgearbeitet, und was er darüber ſeinen Freunden gelegentlich mittheilte, kann eher von dem Verſuche, einen ſolchen Plan auszuführen, abſchrecken, als zu dem Wagniſſe anſpornen. E. hätte ihn zu verwirklichen vermocht. Aber über dem Sammeln floſſen Jahre dahin; Jahre, in deren jedem wieder Veränderungen und Fortſchritte eintraten, durch die, was heute neu war, morgen ſchon wieder veraltete. Für einen Theil von Graubünden erſetzt E.'s Text zu Meyer's „Neuen Steaßen durch den Canton Graubünden" die unterbliebene neue Ausgabe der Anleitung [6]). Ganz in der Weiſe ſeiner Anleitung hat E. den 30 Anſichten, welche der vorzügliche Künſtler von höchſt günſtig gewählten Standpunkten auf dieſen Straßen gezeichnet hat, unter dem beſcheidenen Titel von Erkläeungen einen reichen Schatz von hiſtoriſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Nachrichten beigefügt. Kunſtgenuß und Belehrung ſind in dieſem Werke in hohem Grade vereinigt. Man findet auch Manches erläutert, was die Alpenpäſſe überhaupt betrifft, z. B. die Erſcheinungen und Gefahren der Alpenpäſſe im Winter und Frühjahre, und die Mittel zur Bahnbrechung auf denſelben. Zu E.'s wiſſenſchaftlicher Thätigkeit während ſeines Aufenthalts in Zürich gehöeen auch ſeine Leiſtungen für die naturfoeſchende Geſellſchaft, die theils in mehren Vorleſungen, theils in gehaltreichen, oft ſehr ausführlichen und beredten mündlichen Mittheilungen über mannichfaltige Gegenſtände der Naturwiſſenſchaft beſtanden, ſodaß ſein Beeluſt eine lange gefühlte Lücke verurſachte.

Über dieſer vielſeitigen und beharrlichen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit aber verlor E. auch den Gang der großen Weltbegebenheiten nie aus dem Auge. Seine mannichfaltigen Verbindungen ſetzten ihn in den Stand, tiefer in die Verhältniſſe zu blicken, das geheimere Spiel der wichtigſten europäiſchen Verhandlungen genauer zu verfolgen und die Urſachen und den Zuſammenhang mancher Erſcheinungen richtiger zu beurtheilen, als es in jener Zeit, von Napoleon's Feldzuge nach Rußland an bis zur Juliusrevolution, für Andere möglich war. Ganz beſonders war ſeine Aufmerkſamkeit auf alles gerichtet, was nähern oder entferntern Einfluß auf die Schweiz haben konnte, und ſo verſchwiegen er auch über Perſonen und Orte war, woher er ſeine Nachrichten hatte, ſo bereitwillig theilte er hingegen ſchweizeriſchen Magiſtraten mit, was für die Schweiz von Wichtigkeit ſein konnte, ſobald er ſich überzeugte, daß ſeine Mittheilungen und Winke willkommen ſeien und zu mehr als bloßee Befriedigung der Neugierde dienten. Wenn man weiß, wie E. mit Wilhelm v. Humboldt, dem Staatsminiſter v. Stein, Juſtus Gruner, Gneiſenau, Scharnhorſt, Niebuhr in Berührung ſtand, von noch Lebenden nennen wir Niemanden — ſo wird das Geſagte begreiflich. Aber gewiſſenhaft ſorgte E. durch Vernichtung der Beiefe dafür, daß nicht zufällig Verlegenheiten daraus entſtehen könnten. Die Schweiz wird ſelten wieder einen ſo warmen und raſtloſen Verfechter und Beförderer alles deſſen finden, was nur unter irgend einem Geſichtspunkte für ihr Wohl, ihre wahre Ehre,

6) Die neuen Straßen durch den Canton Graubünden. In 30 Blättern von Chur über den Splügen bis zum Comerſee und über den Bernhardino bis Bellinzona dargeſtellt und nach der Natur gezeichnet von J. J. Meyer. Begleitet mit einer Einleitung und mit Erklärungen von Dr. J. G. Ebel (Zürich 1825).

Digitized by Google

ihre friedliche und geachtete Fortdauer in Mitte der groſſen Staaten zuträglich ſein konnte. Bei ſeinem groſſen Verkehre mit allen, auch den höchſten Fremden, welche die Schweiz beſuchten, verſäumte er nie, dem Lande und ſeinen Einrichtungen Vortheile und Freunde zu verſchaffen, und nie wird ein Eingeborner in ſolchem Maße den Intereſſen der einzelnen Cantone und der Geſammtſchweiz wieder ſo, als E., nützen können. — Die Erniedrigung Teutſchlands unter Napoleon's Gewaltherrſchaft hatte ihn immer tief bekümmert; die Hoffnung aber, die er ſchon im J. 1798 auf daſſelbe geſetzt, war nie erloſchen. Als nun die Kunde von dem Brande von Moskau erſchallte, da weiſſagte er mit begeiſterter Zuverſicht die Erhebung Preuſſens und Teutſchlands gegen das fremde Joch und beförderte dieſelbe durch Briefe, ſpäter auch durch Aufſätze im rheiniſchen Merkur. Doch als nun die verbündeten Mächte auch die Schweiz zur Theilnahme am Kriege gegen Napoleon zu beſtimmen ſuchten, ſo ſandte er einen eiligſt abgefaßten Abriß des politiſchen Zuſtandes der Schweiz an den Staatskanzler von Hardenberg, und entwickelte darin und in mehren Briefen an einflußreiche Männer die Gründe für die Neutralität der Schweiz ſo überzeugend, daß jenem gefährlichen Verſuche entſagt wurde. In ähnlichem Sinne hat E. nachher auch fortwährend zum Beſten der Schweiz nach Außen gewirkt, aber auch immer ſich angelegen ſein laſſen, ſeine Anſtrengungen möglichſt zu verheimlichen. Seine Verbindungen in Preußen waren in dieſer Rückſicht beſonders wirkſam, und für dieſes ſein Geburtsland hatte er ſeit dem dort erfolgten Umſchwunge eine ebenſo innige Anhänglichkeit gefaßt, als er früher, in der Wöllner'ſchen Periode, mit Abneigung gegen daſſelbe erfüllt war.

Ebendieſelbe Aufmerkſamkeit richtete er auf alle innere Verhältniſſe der Schweiz. Sein großes Sinnen und Trachten ging ſtets dahin, Jeden für das Edlere, Beſſere und Nöthige zu begeiſtern, damit nur nach ſolchen Leiſtungen das wahre Verdienſt geſchätzt werde. Gemeinnützige, aufopfernde Thätigkeit überall zu erwecken und zu befördern, gehörte zu ſeinem Lieblingsplane. Auf die wahrſten und tüchtigſten Patrioten der Schweiz hat er während einer langen Reihe von Jahren im edelſten und beſten Sinne eingewirkt und nach Innen wie nach Außen manche Misgriffe verhütet. Die unzertrennlichen Mängel, die ſo kleinen Freiſtaaten ankleben, kannte er genau, und er fühlte ſie oft bitter; aber die weit größern Nachtheile, die aus einer unpaſſenden Centraliſation und aus einem, doch ſtets ins Kleinliche und Lächerliche fallenden Streben, politiſche Rollen zu ſpielen, entſpringen würden, beſtimmten ihn, jene weniger ſchädlichen Mängel und Eigenthümlichkeiten der Schweiz nur mit ſehr ſchonender und vorſichtiger Hand zu berühren. Aber Liebe und Einigung unter den vorzüglichſten Magiſtraten der verſchiedenen Cantone und ein ruhiges, verſtändiges Handbieten derſelben zur zeitgemäßen möglichen Verbeſſerung der innern Inſtitutionen war für ihn eine Lieblingsaufgabe, für die er überall Freunde zu werben bemüht war.

Nicht minder gemeinnützig und theilnehmend hat aber E. auch im Einzelnen gewirkt. Jedes aufſtrebende Talent fand bei ihm Rath und Unterſtützung. Ihm allein hat man es zu danken, daß das ausgezeichnete künſtleriſche Talent Imhof's von Bürglen im Canton Uri entdeckt wurde und Gelegenheit und Mittel zur Ausbildung fand. Ein geſchätztes, hölzernes Bild, das er zu Altorf ſah, ließ ihm in dem Verfertiger ein nicht gewöhnliches Talent ahnen. E. ſuchte ihn auf und fand einen Knaben armer Bauersleute, deſſen ohne Anleitung verfertigte Zeichnungen ſeine Vermuthungen zur Gewißheit brachten. Der Knabe folgte freudig ſeiner Einladung nach Zürich, erhielt dort durch E.'s Vermittelung Unterricht im Zeichnen, während er ihn ſelbſt über hiſtoriſche und mythologiſche Gegenſtände ſeiner Beſtimmung zum Künſtler gemäß unterrichtete. Dann gelang es ihm, die Mittel aufzubringen, welche dem Jünglinge möglich machten, zuerſt in Dannecker's Schule zu Stuttgart, dann bei Thorwaldſen zu Rom ſich zum ausgezeichneten Bildhauer auszubilden, der ſelbſtändig für den König von Baiern, für den Kronprinzen von Preußen, für den Freiherrn von Cotta Werke in Marmor ausgeführt hat, welche alle Kenner mit Bewunderung erfüllen. Die Büſte ſeines väterlichen Freundes beſonders zeigt, was ein ganz in ſeinem Gegenſtande lebendes Gemüth, dem eine kunſtgeübte Hand zu Gebote ſteht, auch über den harten Stein vermag. — Was E. noch für ſo manchen andern talentvollen Jüngling gethan, wie viele Nothleidende er unterſtützt hat, übergehen wir, um nur noch das ausgezeichnete Verdienſt zu erwähnen, das er ſich in dem Theuerungsjahre 1817 durch die Rettung von Hunderten erwarb, die dem Hungertode nahe waren. Seine Schilderungen von dem furchtbaren Elende, das beſonders in den Berggegenden herrſchte, hatten zur Folge, daß er im Mai 1817 aus dem nördlichen Teutſchland zur Anzeige erhielt, es liege eine Summe zu Unterſtützungen für die Schweiz bereit. E. übernahm die Verwendung und widmete ſich derſelben mit einer Sorgfalt, die durch die Aufmerkſamkeit auf alles Einzelne, durch den beſonders mit Ortsgeiſtlichen in Gemeinden, welche von der Hilfe ihrer Mitbürger weiter entfernt waren, angeknüpften Briefwechſel einen ungeheuern Zeitaufwand erfoderte. Die Hilfe, auf acht Cantone ausgedehnt, wurde vorzugsweiſe ſolchen Orten zugewendet, die wegen ihrer geographiſchen Lage von anderer menſchlichen Hilfe fern waren, und durch E.'s Verwendung in Teutſchland, durch ſeine einſichtsvolle Leitung des ganzen Unterſtützungsgeſchäfts wurde der furchtbare Hungertod von vielen 100 Menſchen abgewandt. Aber auch dieſes wohlthätige Wirken ſuchte E. ſo viel als möglich geheim zu halten. Selbſt einer ſeiner vertrautern Freunde erhielt erſt einige Jahre nachher auf einer Gebirgsreiſe zufällig Kenntniß davon.

Sein Streben, Andern nützlich zu werden, war aber immer zugleich darauf gerichtet, ſie in ſittlicher Beziehung höher zu heben. Von dem Adel ſeiner Geſinnungen, von ſeinen begeiſterten Worten für Wahrheit, für alles Edle und Schöne im Menſchenleben, in Kunſt und Natur, fühlte ſich der Zuhörer ergriffen. Mancher Reiſende, der nur Anleitung zur Einrichtung ſeiner Reiſe geſucht hatte, verließ ihn begeiſtert für treue Pflichterfüllung, für Tugend, Wahrheit und Recht. An ſeine Naturanſchauung

knüpften ſich immer verwandte Ideen, die der ſittlichen Welt angehören.

Noch könnte manches Einzelne erwähnt werden, das von E.'s gemeinnützigem Sinne zeugt, z. B. ſeine eifrigen Beſtrebungen, die Erbauung eines Hauſes auf der Spitze des Rigi zu Stande zu bringen, wodurch die Gefahren für die Geſundheit, die früher mit der Erſteigung des Gipfels vor Sonnenaufgang verbunden waren, abgewandt, und Tauſenden dieſer einzige Naturgenuß erſt möglich gemacht wurde. Reichlich hat er der Schweiz den Schutz und die freundliche Aufnahme gelohnt, und den thätigſten und tüchtigſten Vaterlandsfreunden kann und muß er in jeder Beziehung an die Seite geſtellt werden. Sein hoher Werth wurde aber auch von allen Claſſen anerkannt und feierlich erklärte dies im J. 1820 die Stadtgemeinde in Zürich. Nach der Auflöſung der helvetiſchen Republik waren die Cantonalbürgerrechte wieder an die Stelle der helvetiſchen getreten, und die Tagſatzung hatte im J. 1804 beſchloſſen, daß Jeder, der während der Einheitsverfaſſung das allgemeine helvetiſche Bürgerrecht erhalten habe, ein beſtimmtes Cantonbürgerrecht wählen ſollte. Nach E.'s Wunſche beſchloß dann die zürcheriſche Regierung im J. 1805, daß ihm das zürcheriſche Cantonbürgerrecht für alle Zeiten ſolle aufbehalten werden; denn zur wirklichen Ausübung war nach den Geſetzen die Erwerbung eines Gemeindebürgerrechts noch erfoderlich. Da erfreute ihn nun ſehr der Beweis dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte, welches ihm die verſammelte Bürgergemeinde von Zürich im J. 1820 durch das einſtimmig beſchloſſene Geſchenk ihres Stadtbürgerrechtes gab.

Den ärztlichen Beruf übte er nur noch in engern Freundſchaftsverhältniſſen, und auch hier nur größtentheils als conſultirender Arzt. Ebenſo fern von roher Empirik und ſteifem Feſthalten am Hergebrachten, wie von vorſchnellem Ergreifen jedes neu auftauchenden Syſtems, hat er ſich dabei immer als ſcharfſichtigen Beobachter bewieſen. Auf's Sorgfältigſte verfolgte er die Fortſchritte der Wiſſenſchaft; jeder neuen Entdeckung, ſowie der allgemeinen Richtung ſich freuend, welche dieſe, gleich andern Wiſſenſchaften, immer mehr erhält durch offneres Heraustreten aus dem Kreiſe unhaltbarer Handwerksgeheimniſſe. Für ſeine eigene Geſundheit war aber ſeine Lebensart, ob ſie gleich einfach und regelmäßig blieb, nicht zuträglich. Da er die Thätigkeit ſeines Geiſtes beſonders Abends ſpät am meiſten aufgeregt fühlte, und die Stille der Nacht ihn vor jeder Störung ſicherte, ſo hatte er ſich gewöhnt, ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz einen bedeutenden Theil der Nacht zu widmen. Was aber in jüngern Jahren ohne ſpürbaren Nachtheil geſchehen konnte, verurſachte ſpäter nicht geringen Aufwand von Kräften, zumal da der mit jedem Jahre ſich mehrende Zudrang von Reiſenden, die ihn alle ſehen wollten, ihn oft während des Tages ſehr ermüdete. Obgleich er aber ſelten mehr geſellſchaftliche Kreiſe beſuchte, und ſich auf den Familienkreis und einzelne gewählte Freunde beſchränkte, ſo blieb er doch meiſt allen fremden Reiſenden zugänglich. In dieſen ſpätern Jahren ward ihm dies zwar oft läſtig, allein doch auch mancher ſchöne Genuß dadurch zu Theil, denn, was er ſchon im J. 1792 in einem Briefe ſagt, gilt im gleichen Maße noch von ſeinem letzten Lebensjahre: „Der Umgang mit Verwandten der Seele und des Herzens iſt eines meiner erſten Lebensbedürfniſſe."-

E. war in ſeinem 46. Jahre für bleibend nach Zürich gekommen, damals noch ſehr kräftig und ſtark, und gegen Beſchwerden abgehärtet. Seine regelmäßige Lebensart und die ſcheinbar feſte Geſundheit ließen auf ein hohes Alter hoffen. Allein nach einiger Zeit zeigte ſich ein ſehr beſchwerliches und durch ſeine Hartnäckigkeit Beſorgniß erregendes Flechtenübel. Doch konnte daſſelbe weder ſeine Thätigkeit hemmen, noch ſeinen Frohſinn und Gleichmuth ſtören. Verſchiedene Badecuren vermochten nicht, das Übel gründlich zu heben, und als daſſelbe ſpäter, ungefähr vom J. 1827 an, ſich zu verlieren anfing, bildeten ſich Unterleibsbeſchwerden aus, zu denen ſich bei ſehr mäßigen Bewegungen Herzklopfen geſellte. Der Aufenthalt, den er im Sommer 1828 im Bade Blumenſtein bei Thun machte, gewährte wenig Erleichterung mehr. Ein abwechſelnder Zuſtand dauerte bis zum ungewöhnlich kalten Winter 1829 fort, der jene Herzzufälle ungemein vermehrte. Mit ſtandhafter Geduld ertrug E. die vielfachen Leiden. Im Frühjahre 1830 erkannte er ſelbſt die Zeichen beginnender Waſſeranſammlung in den Bruſtorganen, die dann bald jeder Hoffnung zu entſagen zwangen. Obgleich er ſich gegen Niemand in dieſem Sinne äußerte, ſo bemerkte man doch, wie genau und richtig er den Fortgang der Krankheit beobachtete. Während der letzten Tage ſchlummerte er oft. Den 7. Oct. 1830, Abends 5 Uhr, als er plötzlich aufwachte, ſagte er: „Ich fühle, daß jetzt eine wichtige Veränderung in mir vorgegangen und mein Ende nahe iſt; ich habe noch Anordnungen zu treffen, und dies muß ſogleich geſchehen." Dann dictirte er mit voller Gegenwart des Geiſtes ſeinen letzten Willen. Mit ruhiger Heiterkeit unterhielt er ſich noch am folgenden Tage mit ſeinen Freunden bis gegen Abend, und ſprach beſonders ſeine Überzeugung von der Gewißheit des Wiederfindens verwandter Seelen mit froher Begeiſterung aus. Dann entſchlummerte er ſanft, Abends, den 8. Oct. 1830. (*Escher.*)

EBELEBEN. Ein altes reiches und angeſehenes, ſeit der Mitte des 17. Jahrh. ausgeſtorbenes Adelsgeſchlecht in Sachſen und Thüringen, welches das jetzige ſchwarzburgiſche Schloß und Amt Ebeleben, die Schlöſſer Kammerſtein, Dammſtein, Wartenburg und Weſterburg, und die Rittergüter Ballhauſen, Colnbach, Götzen, Hedersleben und Markſüßra beſaß. In den ſächſiſchen und thüringiſchen Urkunden erſcheinen die Ritter von Ebeleben ſchon ſeit dem 12. Jahrh. in Zeugungsunterſchriften. In der letzten Hälfte des 13. Jahrh. ſtiftete Albert von Ebeleben ein Frauenkloſter zu Markſüßra, einem Marktflecken, unweit des Schloſſes Ebeleben (1287). Die Grafen von Gleichen verſprachen daher ſchon im J. 1272 die Kirche daſelbſt dem neu zu errichtenden Kloſter zu ſchenken. Die Söhne von Albert waren Ludolf der ältere und Ludolf der jüngere *), die eine anſehnliche Schenkung von Ge-

*) Im damaligen Zeitalter war es ſehr gewöhnlich, daß mehre

ſällen aus ihren Dörfern dem von ihrem Vater geſtifteten Kloſter bewerkſtelligten (1311). Ludolf der Jüngere kommt als Zeuge in dem Vergleiche zwiſchen dem Markgrafen Friedrich von Meißen mit Heinrich, Grafen von Schwarzburg, vor (1344). Einer ſeiner Söhne, Gottfried, war Propſt zu Capellendorf zwiſchen Weimar und Jena (1387). Die eigentliche Stammreihe fängt mit Hans an, welcher außer dem Schloſſe Ebeleben noch die Schlöſſer Dammſtein und Wartenburg beſaß; lebte am Ende des 14. Jahrh. und kann ein Bruder von Gottfried ſein. Sein Sohn wird wieder Hans II. genannt, der ſich mit Katharina von Holbach, aus dem Hauſe Kupnitz, verheirathet, welche ihm vier Kinder gebar, als zwei Töchter, Katharina an Wilhelm Loſer zu Görsdorf, und Margaretha an Heinrich von Bünau zu Elſterberg verheirathet, und zwei Söhne, Diedrich (ſ. w. unten) und Georg I. Dieſer beſaß das Schloß Dammſtein und war der Stifter dieſer Linie, die ſich ſpäter auch von Cammerſtein ſchrieb. Er war mit Barbara Pflugk a. d. H. Zſchocher vermählt und hinterließ eine Tochter, Magdalena, die Ehegattin von Hans Friedrich Gottesmann zu Neuhaus, und einen Sohn, Georg II., Ritter, welcher mit dem Herzoge Georg von Sachſen, kaiſerl. Statthalter von Frießland, nebſt mehren andern Rittern und großem Kriegsvolke im J. 1514 dahin zog, um die aufrühriſchen Frießländer zu bezähmen; bei der Eroberung des Dammes wurde er und viele andere ſtark verwundet. Von Margaretha v. Zangen, a. d. H. Poſeck, wurde ihm eine Tochter Barbara, die Frau von Melchior v. Sahlhauſen zu Wolſungen, und Georg III. geboren. Er beſaß das Schloß Cammerſtein, lebte mit Eliſabeth von und zu Konderitz in der Ehe, aus welcher Eliſabeth, mit Georg, Herrn von Weethern zu Feondorf vermählt, und Hans III. zu Colnbach entſproſſen waren. Mit deſſen Sohne Andreas, Domherrn zu Merſeburg, erloſch im J. 1650 dieſe Linie, indem ihm von ſeiner Frau Katharina von Droſchwitz, aus dem Hauſe Otterwiſch, nur eine Tochter Chriſtine geboren, die nachher die Gemahlin von ihrem Vetter Chriſtoph v. Droſchwitz zu Höckendorf wurde.

Die Linie zu Ebeleben und Wartenburg. Diedrich, der älteſte Sohn von Hans, war der Stifter dieſer Linie. Von Magdalena Schenk v. Tautenburg hinterließ er eine Tochter Anna, die Gemahlin von Heinrich v. Bünau, und zwei Söhne, Chriſtoph und Albert (Apel). Chriſtoph begleitete im J. 1476 den Kurfürſten Albrecht ins gelobte Land und wurde zum Ritter des heil. Grabes geſchlagen. Albert war in dem Bruderkriege auf Seiten des Herzogs Wilhelm von Sachſen, und wurde im J. 1451 bei der Eroberung des Schloſſes Dornburg an der Saale gefangen genommen. Er zog mit Herzog Wilhelm von Sachſen nach Paläſtina, da er ein Liebling deſſelben war und beſtändig um ihn ſein mußte. Seine Gemahlin Margaretha Löſer, a. d. H. Pretſch, gebar im zehn Kinder, ſieben Söhne und drei Töchter, als Anna, verheirathet an Balthaſar von und zu Sundthauſen, Margaretha an Martin Edler Liſt zu Radiß, nach deſſen Tode an Günther von Bünau zu Elſterberg, und Eliſabeth an Balthaſar von Zeſchnitz zu Schnaditz. Die Söhne waren 1) Andreas Kaspar zu Ebeleben, Amtshauptmann zu Zörbig und Bitterfeld, 2) Chriſtoph zu Cammeeſtein, ſächſiſcher Oberſt im Feldzuge vom J. 1536 bei Kaiſer Karl; darauf war er Rath bei dem Herzoge Moritz von Sachſen; desgleichen auch bei dem Herzoge Georg von Sachſen, bei dem er in großem Anſehen ſtand, denn es wurde nichts beſchloſſen, wo man nicht ſeine Meinung mit anhörte und gewöhnlich ſolche annahm, wie dieſes in den kriegeriſchen Begebenheiten zwiſchen den verbündeten Heſſen und Sachſen gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig der Fall war (1545). In dem Kriege der proteſtantiſchen Stände gegen Karl V. vertheidigte er das belagerte Leipzig (1547), und wurde nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, vom Kaiſer Karl mit mehren andern Räthen zu dem Landgrafen Philipp von Heſſen geſchickt, um denſelben laut der ſogenannten Capitulation zum Kaiſer zur perſönlichen Abbitte zu bringen. Da Chriſtoph vorzüglich dazu beigetragen hatte, daß Landgraf Philipp ſich dazu verſtand, indem jener Leib und Leben zum Pfande ſetzte, daß nichts Verfängliches darunter verborgen läge, ſo grämte ſich derſelbe, als das Verſprechen nicht gehalten wurde, ſo ſehr, daß er einige Wochen darauf (am 13. Jul.) ſtarb. 3) Nikolaus, erhielt das Schloß Ballhauſen und ſtarb ohne Nachkommenſchaft. 4) Otto, bekam Hedersleben, und turnirte mit Heinz von Ende, auf dem Turnier zu Dresden im J. 1512, welches zu Ehren des Beilagers Herzogs Heinrich von Sachſen mit Katharina von Mecklenburg gehalten wurde. 5), 6) und 7) Hans, Anton und Appel Albrecht, beſaßen gemeinſchaftlich das Schloß und Amt Ebeleben, welches ſie aber Schulden wegen an die Grafen von Schwarzburg-Sondershauſen verkauften. Appel, der noch die Schlöſſer Wartenburg und Weſterburg inne hatte, wurde vom Herzoge Moritz in dem teutſchen Kriege zum Ritter geſchlagen. Von ſeiner Frau Anna Pflugk a. d. H. Lampertswald, hinterließ er drei Töchter, Anna, Magdalena und Eliſabeth, welche die Ehefrauen von Hieronymus von Kollwitz, Kaspar v. Schönberg zu Purſchenſtein und Günther v. Bünau zu Tetſchen wurden, und zwei Söhne, Chriſtoph II. und Appel II. Chriſtoph kaufte von dem Herzoge Moritz von Sachſen das aufgehobene Kloſter Beutitz um 11,000 Fl., welches er im J. 1554 an die Grafen von Stollberg überließ. Appel II, kurſächſiſcher Landrath, heirathete im J. 1571 Agnes von Werthern, aus dem Hauſe Wiehe, mit der er eine Tochter Katharina und einen Sohn Johann Chriſtoph erzeugte. Die Tochter wurde die Gemahlin von Alexander Pflugk zu Strehla, und der Sohn Johann Chriſtoph, der ſich auf Univerſitäten in fremden Landen gebildet hatte, wurde zum Oberhofrichter in Dresden vom Kurfürſten Auguſt ernannt (1638). Er war Pfandinhaber des Amtes Mühlberg bei Gotha und des Ritterguts Witzleben, welches aber nach

Brüder einen und den nämlichen Vornamen führten, welches ſogar ſich ſo weit erſtreckte, daß endlich einen einzigen Vornamen alle männlichen Glieder führten, wie bei den Voigten von Weida alle Mitglieder Heinrich, oder bei dem alten Urgeſchlechte der jetzigen Grafen und Freiherren von Bünau alle Söhne Heinrich oder Rudolf heißen.

Digitized by Google

ſeinem Tode (1651), da er von Agnes von Dorſtadt ſich keiner Nachkommen zu erfreuen hatte, wieder zurückfiel, und er als der letzte das Geſchlecht ſeiner Ahnenreihe beſchloß.

Das Wappen: ein in die Quere getheiltes roth und ſilbernes Schild; auf dem Helme ein rother Fürſtenhut mit Hermelin aufgeſchlagen und mit zwei ſchräg auswärtsſtehenden Streitkolben beſteckt. Helmdecke roth und ſilbern. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

EBELING 1) Joh. Georg, geb. zu Lüneburg gegen das J. 1620, wurde im J. 1662 Muſikdirector an der Hauptkirche und Schulcollege an St. Nikolai zu Berlin, im J. 1668 Profeſſor der Muſik am Gymnaſium Carolinum zu Stettin, in welchem Amte er im J. 1676 ſtarb. Die meiſten ſeiner zahlreichen Werke ſind untergegangen. Außer einem Clavierconcerte wird öfter angeführt: Archaeologiae Orphicae, sive antiquitates musicae (Stettin 1657. 4.). Das Werk reicht nur bis zum J. der Welt 3920 und wird in *Fabricii* Biblioth. Graec. Lib. III. C. 10 ſehr unbedeutend genannt. Wichtiger ſind ſeine zwei Hefte von Paul Gerhard's geiſtlichen Andachten in 120 Liedern mit 4 Singſtimmen, 2 Violinen und Generalbaß (Berlin 1666 und 1667). Sie ſind auch einſtimmig mit Clavierbegleitung zu Berlin 1669 gedruckt worden. Aus dieſen Andachten ſind folgende beiden Melodien am bekannteſten geworden: Schwing dich auf zu deinem Gott (e e a gis a h c̄) etc. und noch mehr: Warum ſollt ich mich denn grämen (e g a g ē h a gis) etc. Stammius hat ihm zu Ehren drucken laſſen: Progr. funebr. in obit. *J. G. Ebelingii*, Gymnas. Carol. Prof. mus. (Stett. 1676).

2) Chriſtoph Daniel, geboren 1741 zu Garmiſſen bei Hildesheim, bezog im Jahre 1763 die Univerſität zu Göttingen, wo er bis 1767 hauptſächlich Theologie ſtudirte. Das Geſchichtliche dieſes Studiums hatte ihm nicht blos die weltliche Geſchichte, ſondern auch die alten Sprachen lieb gemacht, ſowie die ſchönen Wiſſenſchaften und die engliſche Sprache. Die Liebe zu der letzten wuchs immer mehr, da ihm eine zunehmende Schwerhörigkeit die Verwaltung eines theologiſchen Amtes bedenklich machte. Er nahm daher im J 1769 eine Lehrerſtelle an der vom Commercienrathe Wurm geſtifteten Handlungsakademie zu Hamburg an. Seine vielfachen Kenntniſſe, die er in mehren nützlichen Schriften für die Anſtalt, beſonders in geographiſchen über Amerika bewies, machten ihm bald einen Namen, deſſen Achtung noch ſehr durch ſeine Arbeiten in den ſchönen Wiſſenſchaften vermehrt wurde. Der Umgang mit Klopſtock machte ihn darin noch thätiger. Seine Recenſionen über muſikaliſche Werke, die in den hamburger Zeitungen mitgetheilt wurden, wurden ſehr geſchätzt. Früher ſchon hatte er in das hanöverſche Magazin einen Aufſatz über die Oper im J. 1767 einrücken laſſen, worauf eine kurze Geſchichte der Oper, als beſonderer Theil ſeiner Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt folgte. Noch mehr Aufſehen machte damals ſein Verſuch einer auserleſenen muſikaliſchen Bibliothek, der in den hamburger Unterhaltungen mitgetheilt und von Gerber in ſeinem alten Tonkünſtlerlexikon vielfach benutzt wurde. Gerber bedauerte es ſehr, daß durch ein unglückliches Stocken der hamburger Unterhaltungen dieſer Aufſatz nicht vollendet werden konnte. In demſelben Unterhaltungsblatte (im 8. Bande) hatte er auch eine teutſche Überſetzung des Essai sur l'union de la Poesie et de la Musique von Chaſtelaur geliefert, welche Hiller in dem 4. Bande ſeiner muſikaliſchen Nachrichten von Neuem abdrucken ließ. Als Aufſeher der hamburgiſchen Handelsakademie, an welcher er ſeit dem J. 1770 mit Büſch in Verbindung getreten war, mit welchem gemeinſchaftlich er auch die Handlungsbibliothek ſeit dem J. 1784 herausgab, verteutſchte Ebeling „Karl Burney's, der Muſik Doctors, Tagebuch einer muſikaliſchen Reiſe durch Frankreich und Italien, welche er unternommen hat, um zu einer allgemeinen Geſchichte der Muſik Materialien zu ſammeln. Aus dem Engliſchen." (Hamburg 1772). Der zweite Band im Jahre 1773, welcher die Reiſen durch Flandern, die Niederlande und am Rheine bis Wien enthält, trägt nicht ſeinen Namen, iſt alſo ſo wenig von ihm, als der dritte, welcher die Reiſen durch Böhmen, Sachſen, Brandenburg, Hamburg und Holland enthält, zu welchem ſich in der Vorrede ein anderer Überſetzer bekennt, da Ebeling die Verteutſchung anderer Geſchäfte und auch Krankheits halber nicht übernehmen konnte. Gegen das J. 1782 unternahm er mit Klopſtock eine Überſetzung des Meſſias von Händel, die auch glücklich vollendet wurde. Im J. 1784 wurde er zum Profeſſor der Geſchichte und der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Hamburg ernannt und erhielt ſpäter auch noch die Oberaufſicht über die Stadtbibliothek. Während dieſer ganzen Zeit machte er ſich ſehr verdient um die Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. Er beſorgte die Sammlung von Reiſebeſchreibungen, welche vom J. 1780—1790 zu Hamburg erſchien (10 Bände), und lieferte zu Büſching's großer Erdbeſchreibung den 13. Theil (2 Bände) die Erdbeſchreibung und Geſchichte von Amerika enthaltend. (Das Verzeichniß ſeiner übrigen Schriften findet man bei Meuſel). Seine vielfachen Arbeiten und Geſchäfte und die mit den Jahren immer zunehmende Schwerhörigkeit, die in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens zu völliger Taubheit geworden war, machten ihn zuletzt literariſch unthätig. Er ſtarb am 30. Jun. 1817.

(*G. W. Fink.*)

EBELL (Heinrich Karl), geb. zu Neu-Ruppin den 30. Dec. 1775, Sohn des dortigen Kämmerers, welcher im J. 1778 ſtarb. Die Witwe, eine Geborne von Günther, erzog ihn ſehr gut; mit Fleiß bereitete er ſich auf dem daſigen Gymnaſium zur Juriſprudenz vor, die er in Halle ſeit dem J. 1795 ſtudirte. Dabei hatte er ſchon als Schüler ſeine Freiſtunden mit ſo glücklichem Erfolge der Muſik gewidmet, daß er allerlei Compoſitionen verſuchen konnte, ſogar eine Symphonie, welche von ſeinen Freunden gerühmt wurde. Auch als Student blieb er der Tonkunſt treu, ob ſie ihm gleich nur Nebenſache war. Türk's Vorleſungen und praktiſche Muſikübungen wurden ſeinem Talente ſo zuträglich, als der Rath des ihn leitenden Mannes, zu ſeiner Vervollkommnung J. Seb.

Digitized by Google

Bach's, Händel's, Mozart's und Rolle's Werke, Kirnberger's Kunſt des reinen Satzes ꝛc. zu ſtudiren. Dabei vernachläſſigte er ſein Hauptfach keineswegs und kam ſchon im J. 1797 als Auſcultator nach Berlin. Hier machte er bald Reichardt's Bekanntſchaft, wodurch er zu mehrfachen Compoſitionen ermuntert wurde. Er ſchrieb hinter einander vier Opern: der Schutzgeiſt, in 4 Acten; Selico und Borissa, in vier Acten; le Deserteur und Melida; ein Oratorium „die Unſterblichkeit;" zwei Symphonien in Es und C; zwei Concerte für Waldhorn; mehre Partien für Blasinſtrumente; muſikaliſche Unterhaltungen am Claviere; Lieder mit Begleitung des Pianoforte und Thekla's Monolog aus Schiller's Tod Wallenſtein's, für eine Singſtimme und Pianoforte, der beſonders wohl aufgenommen wurde. — Dieſer Beifall brachte ihn dahin, ſich ganz der Tonkunſt zu widmen. Reichardt empfahl ihn an Tuſcheck's Stelle zum Muſikdirector des Theaters zu Breslau, mit welcher Empfehlung er zugleich eine neue Oper „der Bräutigamsſpiegel" überſendete, welche bei der Aufführung allgemeinen Beifall erhielt. Im Juni 1801 wurde er als Muſikdirector angeſtellt und wirkte zum Beſten der nothleidenden Theatercaſſe ebenſo ſehr, als für das Beſte der Kunſt. Hier componirte er mehre Cantaten, einen Chor zu den Huſſiten vor Naumburg, viele kleinere Geſangſtücke mit Begleitung des Pianoforte; ferner die Oper: „Das Feſt der Liebe;" das Singſpiel „die Gaben des Genius;" Muſik zum Trauerſpiele „Larnassa." So viel er auch in kurzer Zeit gewirkt hatte, konnte er doch den Mishelligkeiten mit der Theaterdirection nicht entgehen. Er nahm daher im J. 1803 ſeinen Abſchied und wurde 1804 als Secretair bei der Kriegs- und Domänenkammer in Breslau angeſtellt. Die Liebe zur Kunſt trieb ihn jedoch zum Vortheile der Stadt, eine muſikaliſche Geſellſchaft, aus gebildeten Männern beſtehend, zu errichten, in welcher Vorleſungen und Geſpräche über wiſſenſchaftliche Tonkunſt gehalten werden ſollten. Dieſer philomuſiſche Verein hielt am 30 Aug. 1804 ſeine erſte Verſammlung, die wöchentlich wiederholt wurde. Unter Andern hatte jeder Vortragende (es ging der Reihe nach) ſeinen Gegenſtand in der Sitzung acht Tage vorher anzugeben, damit jedes Mitglied im Voraus darüber nachdenken konnte. Zu den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft gehörten namentlich der Kapellmeiſter Schnabel, der Organiſt Friedr. Wilh. Berner und der Muſikdirector Förſter. Unter die wichtigſten Abhandlungen Ebell's gehören: 1) Freimüthige Bemerkungen über die Abt Vogler'ſche Terminologie in ſeinem Handbuche zur Harmonielehre und Generalbaß nach den Grundſätzen der mannheimer Tonſchule. — 2) Was könnte von Seiten des Staates für die Cultur der Tonkunſt gethan werden, und welche Mittel würden hierzu die wirkſamſten ſein? — 3) Freimüthige Bemerkungen über die Oper in Breslau. — Der Verein wirkte nicht wenig, allein der Krieg im J. 1806 löſte ihn auf. Ebell war bis dahin ohne Einnahme, ſein geringes Vermögen reichte nicht aus; ſeine Vorgeſetzten waren mit ſeinen Arbeiten ſehr zufrieden, aber unterſtützt wurde er nicht. Erſt im October 1807 wurde er wirklicher Secretair (früher nur ſupernumerairer) mit einem Gehalte von 295 Thlrn. Und dieſes Wenige machte ihn ſo glücklich, daß ſogleich wieder der Geiſt muſikaliſcher Schöpfung in ihm erwachte. „Das Feſt im Eichthale," Oper in 3 Acten, fand im J. 1807 in Breslau und 1812 in Dresden vielen Beifall; „der Nachtwächter," Singſpiel voll Humor, gefiel auch in Caſſel und Leipzig; „der Abſchied," ein pantomimiſches Pas de deux etc. Im J. 1809 vermählte er ſich mit Joſephine Renner, die ihm nach zehn Monaten ſtarb. Das brachte ihn zum Entſchluſſe, ſeine Dienſtverhältniſſe abermals aufzugeben, woran ihn ſeine Freunde verhinderten, da er zum expedirenden Secretair mit 500 Thlrn. Gehalt erhoben wurde. Von jetzt an wurde ihm das Glück günſtiger; man erkannte ſeine Vorzüge, er erhielt Belobungen und Geſchenke. Immer blieb die Tonkunſt ſeine Liebe und im J. 1810 arbeitete er eine früher componirte Oper in 3 Acten, „Anakreon in Jonien" gänzlich um. Eine Symphonie aus D moll wurde als originell und voller Leben geſchildert. Deßgleichen eine Cantate: „Preis der Tonkunſt" im J. 1811. In dieſem Jahre vermählte er ſich zum zweiten Male. Mit der leipziger allgemeinen muſikaliſchen Zeitung ſtand er als Correſpondent ſeit dem J. 1800 in Verbindung und ſeit 1812 ſchrieb er, von der Redaction aufgefodert, mehre Recenſionen für ſie. Im J. 1813 wurden zwei Hefte Quartetten von ihm bei Breitkopf und Härtel gedruckt, ſolid und klingend. Im J. 1814 trafen ihn ſchwere Unglücksfälle. Unter anderm brach er auf einer Spazierfahrt mit A. Romberg ein Bein beim Herausſpringen aus dem Wagen. An den Folgen noch leidend, ſetzte er eine zweichörige Meſſe, die er jedoch erſt im J. 1816 vollenden konnte. Sie wird als ein Meiſterwerk geſchildert, iſt auch ſein Schwanengeſang, ob er gleich noch eine Oper im Sinne trug, die jedoch nie vollendet wurde. Noch in demſelben Jahre ernannte ihn das Miniſterium zum Regierungsrath in Oppeln (damals neu organiſirt), wohin er auch alsbald abging und viel Berufsgeſchäfte fand, die bei fortgeſetzten körperlichen Leiden ihn nie wieder zur Thätigkeit in den Künſten kommen ließen. Geehrt als Geſchäftsmann, als Menſch und als Künſtler ſtarb er am 12. März 1824. Man vergl. die Tonkünſtler Schleſiens. Von Karl Julius Adolf Hoffmann (Breslau 1830), worin im Allgemeinen, nicht nur in der Beſchreibung dieſes Mannes, etwas zu ſtark zum Ruhme der Einheimiſchen aufgetragen wurde. (*G. W. Fink.*)

EBELTOFT, eine kleine Stadt im ſüdlichen Jütland, an einer gleichnamigen Bucht des Kattegat, nördlich von der Inſel Samſöe, mit etwa 600 Einwohnern. Wahrſcheinlich ſchon im 13. Jahrh. gegründet, erhielt ſie im J. 1310 von Erik Menved Stadtrecht. Sie erſtreckt ſich in einer langen Linie hart am Meeresufer, hat eine hübſche Kirche mit hohem Thurme, einen ſichern Hafen, eine gute Schiffbrücke, an welcher Schiffe anlegen, aus- und einladen können, eine Seiden-, Wollen- und Leinwanddruckerei, eine Färberei, eine Zollſtätte und eine Briefpoſt. In der Schule iſt die Methode des wechſelſeitigen Unterrichts eingeführt. Der Meeresbuſen gewährt ergiebigen Fiſchfang und dient den Schiffen in Stürmen zur Zufluchtsſtätte. Bei Ebeltoft iſt ein anſehnlicher Hü-

Digitized by Google

gel, Schanze genannt, mit Spuren von Wellen und freier Ausſicht über Stadt und Bucht. Schanze und Stadtwald dienen zu Spaziergängen.

Am Eingange des Buſens liegt gegen Weſten das Vorgebirge Helgenäs, berühmt durch zwei Seeſchlachten, die eine, in welcher Svend Tveſkiäg im J. 934 ſeinen Vater Haralld, und die andere, in welcher 1044 Magnus der Gute den Svend Eſtridſon überwand. Gegen Oſten erblickt man Molsnäs, und eine Meile ſüdöſtlich von da die kleine Inſel Hjelm mit Ruinen des alten, im J. 1290 befeſtigten Schloſſes Hjelm *). (*v. Schubert.*)

EBEN und BRUNN. Ein freiherrliches Geſchlecht, welches in Schleſien und Böhmen ſeit der Mitte des 16. Jahrh. zu den daſelbſt befindlichen edeln Geſchlechtern gerechnet wird, aber ſeinen Urſprung in Tyrol nahm, wo es das Schloß Pietra piana (Ebenſtein) unweit Trient beſaß. In den dortigen Urkunden erſcheinen ſchon in dem J. 1227 Cuno von Ebenſtein und 1286 Albero, Diederich und Bero v. E. Nach dem Verluſte des Schloſſes durch eine Fehde mit dem Lehnsherrn, dem Biſchofe von Trient, zog Georg v. E. im Anfange des 14. Jahrh. nach Schwaben, und erwarb ſich das Rittergut Brunn, unweit Memmingen, worauf er ſich, anſtatt Ebenſtein, Eben von Brunn nannte. Später diente er den Herzogen in Schleſien, wo er oder ſeine Nachkommen die Herrſchaften Königsbrück bei Schweidnitz, und die Rittergüter Schiekerwitz, Kattern, Brieſen, Guttmannsdorf und Nieder-Haberndorf ſich erwarben. Seine Nachkommen theilten ſich in mehre Linien, wovon die eine durch Karl Ferdinand und ſeinen Vetter Georg Gottfried v. E., von Kaiſer Leopold im J. 1677 in den Freiherrnſtand erhoben wurde. Dieſer Karl Ferdinand v. E., kaiſerl. Oberſtwachtmeiſter, war ein guter Parteianführer in den damaligen Kriegen, wo er auch vor dem Feinde bei Strasburg ſein Leben verlor. Georg Gottfried v. E. war ebenfalls kaiſerl. Major, darauf kaiſerl. Commiſſarius des Fürſtenthums Breslau, der die Herrſchaften Königsbrück und Cammerau erkaufte, und die durch ſeine einzige Tochter Eleonora an ihren Ehemann Gotthard Friedrich von Reibnitz zu Langenbelmsdorf und an deſſen Nachkommen kam. Von Karl Ferdinand's v. E. hinterlaſſenen Söhnen war Hans Adolf, Freih. v. E. und B., kaiſerl. Grenadierlieutenant, welcher Eisdorf bei Namslau beſaß und mit Eleonora Eliſabeth von Näſe einen Sohn Karl Auguſt im J. 1734 erzeugte, der als königl. preußiſcher Generallieutenant und Chef des ehemaligen Leibhuſaren-Regiments, und der Nachfolger Ziethen's, ſich einen Namen machte, und im J. 1792 an den Folgen einer bei der Einnahme von Frankfurt a. M. erhaltenen Wunde ſtarb. Einer ſeiner Söhne, Friedrich Freih. v. E. und B. (geb. 1773), den er von N. v. Möhring, der Tochter eines ehemaligen preußiſchen Generals, hinterließ, hat ſich in den jetzigen Zeiten ebenfalls bekannt gemacht. In ſeinem 14. Jahre fing er in königl. preußiſchem Dienſte in dem Regimente ſeines Vaters ſeine militairiſche Laufbahn an, wo er im J. 1787 den holländiſchen kurzen Feldzug mitmachte; aus dieſem Dienſte trat er in den von Öſterreich, und als auch hier Friede gemacht wurde, vertauſchte er denſelben im J. 1800 mit dem engliſchen, wo er bis zum J. 1813 als Oberſt in der anglo-portugieſiſchen Armee angeſtellt war. Politiſche Verhältniſſe gaben ihm ſeine Entlaſſung, und jetzt befindet er ſich als Brigadegeneral im Dienſte der Republik Columbia.

Das Wappen: ein in die Quer getheiltes ſchwarzes Schild, wo in der obern Hälfte ein unten abgekürzter Greif mit ausgebreiteten Flügeln und rother Zunge, in dem untern drei goldne Sturmpfähle. Auf dem gekrönten Helme der obgenannte Greif. Das freiherrliche Wappen: ein vierfach getheiltes Schild mit einem ſchwarzen Mittelſchilde, worin der goldne Greif mit einer ſilbernen Lilie in der rechten Klaue ſich befindet; im erſten ſilbernen Felde ein rothes Polſter mit vier Quaſten, worauf ein Lorbeerkranz liegt, im zweiten goldnen, ein einfach ſchwarz gekrönter Adler, im dritten rothen ein ſchwarzer geharniſchter Arm, in der Fauſt auf einem bloßen über ſich gewendeten Schwert einen aufgeſpießten Türkenkopf mit braunem Barte und rothem Bunde, und im vierten ein ſechs Mal in die Länge gold und ſchwarz getheilte Straßen, oder Balken. Auf dem Schilde zwei gekrönte Helme, rechts ein ſchwarz gekrönter Adler, links ein gekrönter goldner Greif, welcher den Türkenkopf am rothen Bunde hält. Die Helmdecken ſilbern und roth und ſchwarz und Gold. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

EBENACEAE. Eine dikotyledoniſche Pflanzenfamilie, welche Ventenat (Tabl. 443) zuerſt mit dieſem Namen belegte, während ſie Juſſieu zu den Guajacanae rechnete. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind, als Bäume oder Sträucher mit drehrunden Zweigen und einfachen, ungetheilten, oft ganzrandigen, lederartigen, kurz geſtielten, ohne beſtimmte Ordnung ſtehenden Blättern, in der heißen und im wärmern Theile der gemäßigten Zone (nur eine Art, Diospyros Lotus, im ſüdlichen Europa) einheimiſch. Die regelmäßigen, zwitterigen, oder polygamiſchen, oder diöciſchen Blüthen ſtehen geſtielt in den Blattachſeln. Der Kelch iſt frei, einblätterig, drei- bis ſechsſpaltig, ſtehenbleibend. Die Corolle unterhalb des Fruchtknotens eingefügt, einblätterig, faſt lederartig, außen meiſt feinbehaart, innen glatt, hinfällig, mit drei- bis ſechsſpaltigem Saume, deſſen Fetzen in der Knoſpe dachziegelförmig über einander liegen und nach Links gedreht ſind. Die Staubfäden, meiſt unter dem Fruchtknoten eingefügt, ſind mit den Corollenfetzen von gleicher Anzahl und mit dieſen abwechſelnd, oder doppelt oder viermal ſo viel; in den Zwitterblüthen einfach, in den polygamiſchen und diöciſchen meiſt doppelt, ſodaß beide Fetzen, von denen der innere oft kürzer iſt, Antheren tragen. Die Antheren ſind mit ihrer Baſis angeheftet, aufrecht, lanzettförmig, zuweilen bärtig, in zwei Fächern der Länge nach ſich öffnend: die Pollenkügelchen glatt. Der Fruchtknoten iſt ungeſtielt, frei, mehrfächerig: mit einem oder zwei von der Spitze eines jeden Faches herabhangenden Eierchen. Mehre Griffel, meiſt an der Baſis vereinigt, tragen zuweilen geſpaltene Narben. Die Steinfrucht iſt kugelig oder ellip-

*) Cf. *Tregder*, Handbog for Reisende i Danmark etc. (Kiöbenh. 1824). p. 81.

Digitized by Google

tiſch, durch Fehlſchlagen meiſt wenigſamig, zuweilen mit regelmäßig aufſpringender Rinde; die Samen ſind eckig, wahrſcheinlich mit einer häutigen Ausbreitung des Keimganges umgeben; der Eiweißkörper iſt von gleicher Geſtalt mit dem Samen, knorpelig, weiß; der gerade Embryo liegt in der Längsaxe, oder iſt ſchief nach dem Mittelpunkte zu gerichtet: das Würzelchen drehrund, oft lang; die Samenlappen blattartig, meiſt geadert ohne bemerkbares Federchen (ſ. *Gärtner* de fruct. t 179. f. 9). — Die nahe verwandten Styraceae unterſcheiden ſich vorzüglich durch die ſtets zwitterigen Blüthen, das Vorherrſchen der Zahlen 4 und 5 in den Blüthentheilen, die Verwachſung des Kelches mit dem Fruchtknoten, die Einfügung der Corolle in dem Kelchrachen, durch die Eierchen, welche an einem Mittelſäulchen befeſtigt ſind und durch die größere Entwickelung des Embryo auf Koſten des fleiſchigen Eiweißkörpers. Die ebenfalls nahe ſtehenden Sapoteae: durch ihr weiches Holz, durch ihren Milchſaft, durch das Vorherrſchen der Zahlen 4 und 8 in ihren Blüthentheilen, durch die Einfügung der Staubfäden auf der Corolle, durch die nußartigen Samen, durch das häufige Fehlen des Eiweißkörpers und durch den großen Embryo, deſſen Würzelchen kurz iſt. Endlich zeigen die Ebenaceen auch noch manche Übereinſtimmung mit den Oleaceen, Ilicinen und Chlänaceen. Mehre Glieder dieſer Familie zeichnen ſich aus durch ihr ſchweres, ſchwarzes, hartes Holz (Ebenholz), durch ihre eßbaren Früchte (Dattelpflaumen) und durch die adſtringirende Eigenſchaft ihrer Blätter und Rinde. — Die Familie der Ebenaceae umfaßt folgende Gattungen: Diospyros *L.* (Ebenus *Commerson*, Embryopteris *Gärtner*), Royenia *L.*, Maba *Forster* (Pisonia *Rottböll* nicht *Plumier*, Ferreola *Roxburgh*), wahrſcheinlich auch Pouteria *Aublet*, Labatia *Swartz*, Phelline *Labillardière* und Ebenoxylon *Loureiro*. (*A. Sprengel.*)

EBENAU, ein zum Landgerichte Thalgau gehöriges Dorf im Salzach-Kreiſe des Regierungsbezirkes ob der Ens, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 59, im tiefen Thale, an der Alm und der von Fuſchl nach Hallein führenden Gebirgsſtraße gelegen, mit 38 Häuſern, 428 Einwohnern, einem zum thalgauer Dekanat des Erzbisthums Salzburg gehörigen katholiſchen Vicariat; einer im J. 1703 neu erbauten katholiſchen Kirche und Schule, welche unter landesfürſtlichem Patronat ſtehen, einem Verwesamte, einem Salzwerke, einer Mauthmühle, einem Eiſenhammerwerke und der wichtigen k. k. Ärarialmeſſingfabrik. Dieſe wurde von dem Erzbiſchofe Paris Lodron, welcher im J. 1703 von den Herren von Gutrath ihre hier befindliche Rohrſchmiede kaufte, gegründet. Die Rohrſchmiede beſtand hier ſchon ſeit dem J. 1634. Dieſe Fabrik umfaßt einen Meſſingdrahtzug, eine Meſſinghütte, einen Kupferhammer, und wird auf Rechnung des k. k. Ärariums betrieben. Im J. 1834 erzeugte ſie 10 Centner Guß-, 228 Ctr. Tafelmeſſing, 156 Ctr. Meſſingdrähte und 45 Ctr. Zinkvitriol im Geldwerthe von 25,894 Fl. C. M. Der Betrieb dieſer montaniſtiſchen Fabrik war in dieſem Jahre mit einer reinen Einbuße von 6317 Fl. C. M. für das Ärar verbunden. Der Verſchleiß ihrer Erzeugniſſe belief ſich im J. 1834 im Geldwerthe auf 32,870 Fl. C. M., welche für 12 Ctr. Guß-, 269 Ctr. Tafelmeſſing, 220 Ctr. Meſſingdrähte und 51 Ctr Zinkvitriol gelöſet wurden. (*G. F. Schreiner.*)

EBENBÜRTIGKEIT. „Wer von gleichem Stande mit einem Andern iſt," — lehrt unter Andern Eichhorn mit Bezug auf das mittelalterliche Recht [1]) — „heißt deſſen Genoſſe, oder, weil der Stand in der Regel von der Geburt abhängt, demſelben ebenbürtig." Dieſer Begriff hat ſich bis in die neueſten Zeiten erhalten; namentlich heißt es in der teutſchen Bundesacte, daß den im J. 1806 und ſeitdem mittelbar gewordenen, ehemaligen Reichsſtänden das Recht der Ebenbürtigkeit mit dem hohen Adel, oder, wie ſich die officielle franzöſiſche Überſetzung ausdrückt: le droit de naissance égale avec les maisons souveraines, in dem bisher damit verbundenen Begriffe verbleiben ſolle [2]). — Auf die Ebenbürtigkeit hat der Teutſche ſeit jeher großes Gewicht gelegt, und von ihr die bedeutendſten Rechte abhängig ſein laſſen. Die verſchiedenen Geburtsſtände wurden daher ſchon ſeit den früheſten Zeiten ſcharf geſondert; und die Ebenbürtigkeit deshalb inſonderheit bei der Eingehung der Ehen ſtreng beobachtet. Letzteres war bereits zu Cäſar's und Tacitus' Zeiten der Fall, wie die Geſchichte der Lehre von der Misheirath bezeugt [3]). Wie weit man hierin ging, geht z. B. aus folgender Äußerung Rudof's v. Fulda hervor, die ſich bei Adam von Bremen in einem Excerpt findet: „Ut nulla pars in copulandis conjugiis *propriae sortis termino* transferat; sed nobilis nobilem ducat uxorem, liber liberam, libertus conjugatur libertae, et servus ancillae [4])." So verhielt es ſich auch zur Zeit der Rechtsbücher. Daher lehrt z. B. der Schwabenſpiegler: „Es iſt niemant ſemperfrei, wann des vater und muter ſemperfrei warent; — und iſt der vater ſemperfrei, und die muter mittelfrei, die Kind werdent auch mittelfreien [5])." Zugleich galt dies nicht blos von den Semperfreien, oder, wie wir jetzt ſagen, von dem hohen Adel, ſondern auch von den Mittelfreien, oder, nach unſerer gegenwärtigen Redeweiſe, vom niedern Adel; nach demſelben Spiegler hat daher nur derjenige das Recht der Mittelfreien, „der geboren iſt von ritterlicher Art [6])." — In der Gloſſe zum Sachſenſpiegel werden vier Arten der Ebenburt unterſchieden: „Die erſte kompt von dem ſchöppenamt; — die ander ebenburt kommet von dem dienſte, ſo auf dem gut iſt; — das dritte ſtück (iſt), daß der eigen nicht ebenbürtig iſt dem, der da frey iſt; — die vierdte ebenburt iſt die ritterliche würdigkeit [7])." — Noch jetzt laſſen ſich ſo viele Abſtufungen der Ebenbürtigkeit unterſcheiden, als es verſchiedene Geburtsſtände gibt. Doch wird heutiges Tages blos noch die Unterſcheidung des hohen Adels von den übrigen Geburtsſtänden für die Ebenbürtigkeit juriſtiſch von Bedeutung, da von den Wir-

1) Eichhorn, teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, §. 338. 2) Teutſche Bundesacte. Art. 14. 3) Vergl. den Art.: Disparagium. 4) *Adamus Bremensis.* Lib. I. Cap. 5. 6. 5) Schwabenſp. Art. 50. §. 1, 4. (Ausg. Senckenberg's). 6) Daſelbſt Art. 56. §. 4. 7) Gloſſe zum Schwabenſp. 3. Bd. Art. 83. Vergl. hierbei Eichhorn a. a. O. Not. b.

kungen, welche die Unebenbürtigkeit nach älterm Rechte erzeugte, nur die Mißheirath übriggeblieben, von einer Mißheirath aber nach dem gegenwärtigen Rechte nur noch beim hohen Adel die Rede iſt[8]). Die anderweitigen Wirkungen der Unebenbürtigkeit beſtanden zu Folge des mittelalterlichen Rechts in dem Mangel der Schöffenbarkeit, ſobald es ſich um eines Andern Leib, Ehre und Erbgut handelte, ſowie darin, daß man dem ſchlechter Gebornen den Kampf verweigern konnte. Über den letztern Punkt drückt ſich der Sachſenſpiegel ſo aus: „Jewelk man mach kampes weigeren deme, de wers (nederer, unedelere) geboren is, denne he. Die aver bat geboren is, den en kan die wers geborne nicht verlecgen (geveygern, verwerffen) mit der beteren gebord, of he en anſprict[9])." Nur der beſſer Geborne kann alſo hiernach den Kampf ſeinem Gegner, wegen deſſen geringerer Geburt, verweigern; der geringer Geborne hingegen nicht, wegen der beſſern Geburt des Andern. Was aber den zuerſt gedachten Satz betrifft, ſo äußert ſich daſſelbe Rechtsbuch darüber in Bezug auf die ſchöffenbar freien Leute folgender Geſtalt: „It ne mut aver uppe ſe neman ordel vindne, dat an ir lief, oder an ir ere, oder an ir erve ga, noch ordel ſchelden, he ne ſi yn evenburdich[10])." (*Dieck.*)

EBENE oder EBENE FLÄCHE [plana superficies[1]), *ἐπίπεδος ἐπιφάνεια*[2])], iſt nach Euklid's Erklärung (Elem. Lib. I. Defin. 7) eine ſolche Fläche, welche zwiſchen jeden zwei auf ihr befindlichen geraden Linien auf gleiche Art liegt [*ἥτις ἐξ ἴσου ταῖς ἐφ' ἑαυτῆς εὐθείαις κεῖται*]. Statt dieſer etwas dunkeln Definition haben, nach Ausſage des Proklus, ſchon einige alte Mathematiker aufgeſtellt: Die Ebene iſt eine Fläche, auf welche man in jedem ihrer Theile eine gerade Linie ſo legen kann, daß ſie ganz mit der Fläche zuſammenfällt [*ἣν πᾶσι τοῖς μέρεσιν εὐθεῖα ἐφαρμόζει*[3])]. Noch etwas klärer drücken Rob. Simſon und andere neuere Mathematiker dies ſo aus: Eben iſt eine Fläche, wenn ſie ſo beſchaffen iſt, daß, wenn zwei willkürlich in derſelben angenommene Punkte durch eine gerade Linie verbunden werden, dieſe Gerade ganz in die Fläche fällt. — Aus letztgedachter Definition läßt ſich leicht folgern, daß die Ebene auch diejenige Eigenſchaft haben müſſe, welche Euklid zu ihrer Erklärung anwendet. Zwar iſt jene wie dieſe Erklärung blos Nominaldefinition, da aus ihr die Möglichkeit des erklärten Dinges nicht unmittelbar hervorgeht; allein dies ſchadet hier ebenſo wenig, wie bei den meiſten andern Erklärungen Euklid's, wenn nur, wie beim Euklid immer geſchieht, hinterher die Möglichkeit des erklärten Dinges erwieſen wird. Hier wird dies, in Bezug auf die zweite von den vorſtehenden Definitionen, an welche wir uns, als an die klarere und fruchtbarere, halten wollen, durch den Zuſatz zu Lehrſatz 4 geleiſtet werden. Aus der von uns angenommenen Erklärung folgt offenbar ſogleich, daß eine gerade Linie, welche eine unbegrenzte Ebene treffen ſoll, ohne ganz in dieſer Ebene zu liegen, dieſelbe nur in einem einzigen Punkte treffen werde.

Es ſollen nun hier einige der wichtigſten Sätze über die Lage von Ebenen gegen gerade Linien und gegen einander zuſammengeſtellt werden, wobei wir die Beweiſe und Auflöſungen der in Euklid's Elementen (11. Bch.) erwieſenen und aufgelöſten Lehrſätze und Aufgaben weglaſſen wollen.

I. Erklärungen.

1) Eine gerade Linie iſt auf einer Ebene ſenkrecht, wenn ſie auf allen ſie treffenden und in gedachter Ebene liegenden Geraden ſenkrecht iſt.

2) Eine gerade Linie AB (Fig. 1), welche genugſam verlängert eine Ebene MN trifft, ohne in ihr zu liegen oder auf ihr ſenkrecht zu ſein, iſt gegen die Ebene MN geneigt. Der ſpitze Winkel ABC, welchen eine ſolche Linie AB mit einer durch die zwei Punkte B und G gezogenen Geraden macht, in deren einem ſie ſelbſt, in dem andern aber das von irgend einem ihrer Punkte F auf die Ebene MN gefällte Perpendikel FG die Ebene trifft, heißt der Neigungswinkel, oder die Neigung der Linie AB gegen die Ebene MN.

3) Eine Gerade A iſt gegen eine Ebene E ähnlich geneigt, wie eine Gerade A′ gegen eine Ebene E′, wenn der Neigungswinkel von A gegen E gleich iſt dem Neigungswinkel von A′ gegen E′.

4) Eine gerade Linie iſt einer Ebene parallel, wenn ſie niemals mit derſelben zuſammentrifft, ſo weit man auch die Linie verlängern und die Ebene erweitern mag.

5) Eine Ebene E iſt auf einer andern Ebene E′ ſenkrecht, wenn alle auf beider Ebenen gemeinſchaftlichem Durchſchnitte ſenkrecht in der einen Ebene E gezogenen Geraden auf der andern Ebene E′ ſenkrecht ſind.

6) Eine Ebene E, welche eine andere Ebene E′ trifft, ohne mit der Erweiterung von E′ ganz zuſammenzufallen und ohne ſenkrecht auf E′ zu ſein, iſt gegen die Ebene E′ geneigt. Derjenige ſpitze Winkel, welchen zwei Perpendikel einſchließen, die in einerlei Punkte des gemeinſchaftlichen Durchſchnittes der Ebenen E und E′, das eine in der einen, das andere in der andern Ebene errichtet werden, iſt dann der Neigungswinkel, oder die Neigung, der Ebenen E und E′ gegen einander.

7) Zwei gegen einander geneigte Ebenen bilden das, was viele Mathematiker einen Flächenwinkel nennen.

8) Zwei Ebenen E und E′ haben ähnliche Neigung gegen einander, wie zwei Ebenen F und F′, wenn der Neigungswinkel bei jenem Ebenenpaare gleich iſt dem bei dieſem.

9) Ebenen ſind parallel, wenn ſie nie zuſammentreffen, ſo viel man ſie auch erweitern mag.

10) Wenn mehr als zwei Ebenen durch einen Punkt

8) Vgl. den Art. Disparagium. 9) Sachſenſp. 1. Bch. Art. 63. §. 5. 10) Sachſenſp. 2. Bd. Art. 12. §. 2.

1) Statt plana superficies gebraucht man häufig Kürze halber das Neutrum planum, daher im Franzöſiſchen ſtatt surface plaine auch le plan. 2) Statt *ἐπίπεδος ἐπιφάνεια* ſteht oft auch das Neutrum *ἐπίπεδον*, welches Letztere jedoch von Platon und Ariſtoteles nicht ſelten für *ἐπιφάνεια*, alſo für Fläche überhaupt, gebraucht wird, während Euklid es nur für Ebene gebraucht. 3) Vgl. auch *Hero Alexandr.*, Defin. geom. IV.

geben, ſo entſteht eine Ecke oder ein körperlicher Winkel; ſ. d. Art. Ecke.

II. Lehrſätze und Aufgaben.

1) Durch drei gegebene Punkte A, B, C, die nicht in gerader Linie liegen, läßt ſich ſtets eine, aber nur eine, Ebene legen. Beweis. Man ziehe die Geraden AB, AC, BC und verbinde jeden Punkt der einen Geraden wieder mit jedem Punkte der beiden andern durch gerade Linien, ſo wird diejenige Fläche E, welche durch alle dieſe Linien, die man ins Unendliche verlängern kann, geht, eine Ebene ſein, zu Folge der zweiten vorher aufgeſtellten Erklärung der Ebene. Es iſt aber keine zweite Ebene E′ möglich, welche von E verſchieden wäre, und doch durch die Punkte A, B, C ginge; denn gäbe es eine ſolche zweite Ebene, ſo würde jeder Punkt derſelben nothwendig in einer von den vorher erwähnten unzähligen Geraden, und mithin auch in der Ebene E liegen, folglich fielen alle Punkte der E′ auf Punkte von E, und mithin müßte die ganze Ebene E′ mit der Ebene E zuſammenfallen.

Zuſatz 1. Jedes Dreieck liegt in einer Ebene.

Zuſatz 2. Jede zwei einander ſchneidende Gerade liegen in einer Ebene.

2) Schneiden zwei Ebenen einander, ſo iſt ihr gemeinſchaftlicher Durchſchnitt eine gerade Linie. Eukl., Elem. XI, 3.

3) Eine gerade Linie, welche auf zwei einander ſchneidenden Geraden in ihrem Durchſchnittspunkte ſenkrecht ſteht, iſt auf der durch dieſe Geraden gelegten Ebene ſenkrecht. Eukl. XI, 4.

4) Steht eine gerade Linie auf drei von einerlei Punkte ausgehenden Geraden ſenkrecht, ſo liegen dieſe drei Geraden in einerlei Ebene. Eukl. XI, 5.

Zuſatz. Dreht ſich ein rechter Winkel um einen ſeiner Schenkel, welcher unverrückt bleibt, ſo beſchreibt der andere Schenkel eine Ebene. — Dies kann als genetiſche Definition der Ebene angeſehen werden.

5) a) Zwei auf einerlei Ebene ſenkrechte Gerade ſind parallel. b) Umgekehrt: Iſt von zwei Parallellinien die eine auf eine Ebene ſenkrecht, ſo iſt auch die andere auf dieſelbe Ebene ſenkrecht. Eukl. XI, 6, 8.

6) Gerade Linien, welche einer und derſelben Geraden, mit der ſie nicht beide zugleich in einerlei Ebene liegen, parallel ſind, ſind einander parallel. Eukl. XI, 9.

7) Iſt von den Schenkeln eines Winkels ABC der eine AB parallel dem Schenkel DE, der andere BC parallel dem Schenkel EF eines andern Winkels DEF, und liegen AB und DE auf einerlei Seite, BC und EF auf einerlei Seite der die Scheitelpunkte verbindenden Geraden BE, ſo ſind die Winkel ABC und DEF einander gleich, mögen ſie beide in einerlei Ebene liegen oder nicht. Eukl. XI, 10.

8) Auf eine gegebene [unbegrenzte] Ebene von einem außerhalb derſelben gegebenen Punkte ein Perpendikel zu fällen. Auflöſung ſ. Eukl. XI, 11.

Zuſatz 1. Von einem Punkte A (Fig. 2), der außerhalb einer Ebene MN liegt, kann nur ein Perpendikel auf dieſe Ebene gefällt werden; denn ginge durch A mehr als eine auf MN ſenkrechte Gerade, etwa AF und AD, ſo würde, wenn man FD zöge, das Dreieck AFD bei F und D zugleich rechte Winkel haben, welches unmöglich iſt.

Zuſatz 2. Geht von einem Punkte A (Fig. 2) ein Perpendikel AF auf eine Ebene MN und zugleich von A ein Perpendikel AD auf eine Gerade BC in der Ebene MN, ſo iſt die Gerade FD ſenkrecht auf BC. Dies läßt ſich leicht mit Hilfe von Zuſatz 1 aus Eukl. XI, 11 apagogiſch deduciren.

Zuſatz 3. Geht von A (Fig. 2) ein Perpendikel AF auf eine Ebene MN und von F ein Perpendikel FD auf eine Gerade BC in der Ebene MN, ſo iſt die Gerade AD auch auf BC ſenkrecht. Auch dies läßt ſich mit Hilfe von Zuſatz 1 leicht apagogiſch aus Eukl. XI, 11 ableiten.

9) Gehen von einem Punkte A (Fig. 2) mehre gerade Linien nach einer Ebene MN, ſo iſt unter dieſen Linien das von A auf MN gefällte Perpendikel AF die kürzeſte; von den übrigen ſind ſolche, deren Treffpunkte in der Ebene MN gleich weit von dem Fußpunkte F des Perpendikels entfernt liegen, einander gleich; ſolche aber, deren Treffpunkte ungleich weit von F liegen, um ſo größer, je weiter ihr Treffpunkt von F entfernt iſt. Beweis. 1) AD treffe die Ebene in D. Man ziehe FD, ſo iſt $\triangle AFD$ bei F rechtwinkelig (Erklärung 1), woraus folgt $AD > AF$. 2) AG treffe die Ebene in G, und es ſei $FG = FD$, ſo iſt, da die $\triangle\triangle$ AFG und AFD beide bei F rechtwinkelig ſind (Erklärung 1) und die Seite AF gemein haben, $AG = AD$. 3) Iſt $FD > FG$, ſo iſt $\square FD > \square FG$, daher $\square FD + \square AF > \square FG + \square AF$, d. i. $\square AD > \square AG$, folglich $AD > AG$.

10) Auf einer gegebenen Ebene durch einen in derſelben gegebenen Punkt ein Perpendikel zu errichten. Auflöſung ſ. Eukl. XI, 12.

11) Auf einer Ebene können nicht zwei Perpendikel in einerlei Punkte errichtet werden. Eukl. XI, 13.

12) Wenn eine gerade Linie AB (Fig. 1) gegen eine Ebene MN geneigt iſt, und man conſtruirt den Neigungswinkel ABC auf die [in Erklärung 2] angegebene Art, ſo wird man als ſolchen ſtets denſelben Winkel erhalten, mag man das dabei erfoderliche Perpendikel auf MN fällen, aus welchem Punkte der AB man will. Beweis. Es ſeien DE, FG, HJ aus Punkten der AB auf die Ebene MN gefällte Perpendikel, ſo ſind dieſe Perpendikel (Satz 5) einander parallel; es liegt alſo gewiß DE mit FG in einerlei Ebene und FG mit HJ in einerlei Ebene, welche letztere aber von jener erſtern nicht verſchieden ſein kann, da die Geraden AB und FG ſowol in der einen als in der andern liegen, und (Satz 1) durch AFG nur eine einzige Ebene gehen kann. Alle von Punkten der AB auf die MN gefällten Perpendikel liegen alſo in einerlei Ebene HBJ, und können daher die Ebene MN nirgends anders treffen, als da, wo dieſe die Ebene HBJ ſchneidet, d. i. in der Geraden BC. Demnach ſind die Winkel DBE, FBG, HBJ einerlei.

Digitized by Google

Zuſatz. Die Ebene des Neigungswinkels HBJ einer Geraden AB gegen eine Ebene MN iſt ſenkrecht auf der Ebene MN (vgl. Erklärung 5).

13) Wenn eine gerade Linie AB (Fig. 3) gegen eine Ebene MN geneigt iſt und in der Ebene MN durch B mehre gerade Linien gezogen ſind, mit welchen alſo AB Winkel macht, ſo iſt 1) unter allen ſolchen Winkeln der Neigungswinkel von AB gegen MN der kleinſte, 2) deſſen Nebenwinkel aber der größeſte. 3) Von den übrigen ſolchen Winkeln iſt jeder um ſo größer, je ſtärker ſein in der Ebene MN liegender Schenkel von dem in MN liegenden Schenkel des Neigungswinkels divergirt. 4) Jedem ſolchen Winkel, der auf der einen Seite der Ebene des Neigungswinkels liegt, läßt ſich auf der andern Seite der Ebene des Neigungswinkels ein, aber nur ein, gleicher conſtruiren. 5) Iſt der in der Ebene MN liegende Schenkel eines ſolchen Winkels ſenkrecht auf dem in MN liegenden Schenkel des Neigungswinkels, ſo iſt er auch ſenkrecht auf AB. Beweis. Es ſei ABC der Neigungswinkel von der Geraden AB gegen die Ebene MN, ABD deſſen Nebenwinkel. Durch B ſeien in der Ebene MN die Geraden BE, BF, BH gezogen, unter denen BF und BH ſtärker von BC divergiren, als BE, nämlich Winkel $HBC >$ W. $FBC >$ W. EBC, ſo behaupten wir: 1) Es iſt $ABC < ABE$. Man fälle von irgend einem Punkte der AB, etwa von A, ein Perpendikel auf die Ebene MN, ſo muß daſſelbe (Satz 12) die Gerade BC treffen; dies geſchehe in G. Man mache $BE = BG$ und ziehe EA, ſo iſt (Satz 9) $AE > AG$. Da nun in den $\triangle\triangle$ ABE und ABG, $AB = AB$, $BE = BG$, $AE > AG$ iſt, ſo muß (Eukl. I, 25) Winkel $ABE >$ W. ABG ſein, d. i. $ABC < ABE$. Ebenſo beweiſt man, daß $ABC < ABF$, $ABC < ABH$ u. ſ. w. — 2) Es iſt $ABD > ABE$ und auch $> ABF$, auch $> ABH$ u. ſ. w; denn da $ABC + ABD = 2$ R., und wenn BJ die Verlängerung von BE iſt, auch $ABE + ABJ = 2$ R., ſo iſt $ABC + ABD = ABE + ABJ$. Da nun nach dem erſten Theile $ABC < ABJ$, ſo muß $ABD > ABE$ ſein. Ebenſo beweiſt man, daß $ABD > ABF$, $ABD > ABH$ u. ſ. w. — 3) Es iſt $ABE < ABJ < ABH$ u. ſ. w. Macht man nämlich $BF = BE = BG$ und zieht die Geraden GE, GF, ſo iſt, in den $\triangle\triangle$ GBE und GBF, $BE = BE$, $BG = BF$, Winkel $GBE <$ W. GBF, daher (Eukl. I, 24) $GE < GF$, folglich iſt $\square GE < \square GF$, alſo auch $\square GE + \square AG < \square GF + \square AG$. Nun iſt, in den $\triangle\triangle$ AGE und AGF, da ſie beide (Erklärung 1) bei G rechtwinkelig ſind, $\square AE = \square GE + \square AG$, $\square AF = \square GF + \square AG$, mithin $\square AE < \square AF$, folglich auch $AE < AF$. In den $\triangle\triangle$ ABE und ABF iſt alſo $AB = AB$, $BE = BF$, $AE < AF$, daher (Eukl. I, 26) $ABE < ABF$. Ebenſo beweiſt man, daß $ABF < ABH$ u. ſ. w. — 4) Um einen Winkel zu erhalten, den AB mit einer Geraden in der Ebene MN macht, der dem Winkel ABE gleich ſei, braucht man nur einen dem Winkel CBE gleichen Winkel CBK an CB in B auf der Ebene MN anzutragen, ſo iſt $ABK = ABE$; denn macht man $BK = BE$ und ziehet GK und AK, ſo iſt leicht zu beweiſen, daß $GK = GE$, woraus ſich ebenſo leicht folgern läßt, daß $AK = AE$, und daraus wieder, daß $ABK = ABE$ ſei. — Außer dieſem Winkel ABK kann aber kein zweiter Winkel, deſſen einer Schenkel AB und deſſen anderer Schenkel eine in der Ebene MN liegende Gerade iſt, dem Winkel ABE gleich ſein; denn ſchließt ſein in der Ebene MN liegender Schenkel mit CB einen größern oder kleinern Winkel ein, als $EBC = KBC$, ſo iſt er ſelbſt im erſten Falle größer, im zweiten kleiner als $ABE = ABK$, zu Folge des dritten Theils unſeres Lehrſatzes. — Ebenſo beweiſt man, daß ſich jedem der Winkel ABF, ABH u. ſ. w. ein, aber nur ein, gleicher auf der andern Seite der Ebene des Neigungswinkels ABC conſtruiren laſſe. — 5) Iſt FBL ſenkrecht auf CB, alſo $CBF = CBL$, ſo iſt auch $ABF = ABL$, alſo $= 1$ R. Dies folgt unmittelbar aus dem eben erwieſenen vierten Theile unſeres Satzes, ließe ſich aber auch aus dem Zuſatze zum 12. Satze leicht ableiten.

Anmerkung. Dieſer 13. Satz findet ſeine ſehr nützliche Anwendung in der Sphärik; vgl. d. Art. Kugel.

14) Sind zwei gerade Linien (Fig. 4) AB und CD parallel, ſo wird jede durch die eine von beiden gelegte Ebene entweder auch durch die andere gehen, oder dieſer andern parallel ſein (Erklärung 4). Beweis. Parallellinien ſind Gerade, die in einerlei Ebene liegen und nie zuſammentreffen, ſo weit man ſie auch verlängern mag. In dieſer Erklärung liegt ſchon, daß ſich durch jede zwei Parallellinien, alſo auch durch unſere AB und CD, eine ihnen beiden gemeinſchaftliche Ebene legen laſſe; dies ſei die Ebene ABDC. Legt man nun durch CD noch eine Ebene MN, ſo muß dieſe, wenn ſie nicht mit ABDC zuſammenfällt, die Ebene ABDC ſchneiden, und zwar iſt dann offenbar CD die gemeinſchaftliche Durchſchnittslinie der beiden Ebenen. Sollte nun AB genugſam verlängert irgendwo mit der genugſam erweiterten Ebene MN zuſammentreffen, ſo müßte dies, da AB beſtändig in der Ebene ABDC bleibt (ſ. unſere Erklärung der Ebene), in einem Punkte geſchehen, der den beiden Ebenen ABDC und MN gemeinſchaftlich wäre, mithin in einem Punkte der Linie CD; daher träfe dann AB mit CD zuſammen, und wäre alſo nicht parallel CD, gegen die Vorausſetzung.

Zuſatz. Hieraus erhellt leicht, daß ſich durch einen gegebenen Punkt C unzählige einer gegebenen geraden Linie AB parallele Ebenen und durch einen Punkt A unzählige einer gegebenen Ebene MN parallele gerade Linien legen laſſen.

15) Iſt (Fig. 4) eine Ebene MN einer geraden Linie AB parallel, ſo ſchneidet jede durch AB gelegte Ebene, welche die Ebene MN trifft, dieſe letztere unter einer der AB parallelen Geraden. Beweis. Es ſei ABDC eine durch AB gelegte Ebene, welche die Ebene MN ſchneide, ſo iſt der Durchſchnitt der beiden Ebenen MN und ABDC eine Gerade (Lehrſatz 2). Dies ſei CD. Es liegt nun die AB mit CD in einerlei Ebene ABDC, und kann, da CD zugleich beſtändig in der Ebene MN bleibt, nirgends mit CD zuſammentreffen, weil ſonſt AB auch die Ebene MN treffen müßte, alſo ihr nicht parallel wäre, gegen die Vorausſetzung. Demnach iſt AB parallel CD.

Digitized by Google

16) Ebenen, auf welchen einerlei gerade Linie ſenkrecht iſt, fallen entweder ganz zuſammen in eine Ebene, oder ſind parallel. Beweis. Sollten zwei Ebenen, auf denen beiden einerlei Gerade ſenkrecht iſt, weder zuſammenfallen, noch parallel ſein, ſo müßten ſie, genugſam erweitert, einander ſchneiden. Schnitten nun (Fig. 5) die Ebenen CD und EF einander, und wäre 1) die Gerade AB auf beiden Ebenen in einem Punkte B ihres gemeinſchaftlichen Durchſchnittes FM ſenkrecht, ſo würde, wenn man durch AB und durch einen beliebigen Punkt F, der nicht in der Ebene ABM liegt, eine Ebene legt, dieſe die beiden Ebenen CD und EF unter geraden Linien BG und BH ſchneiden, und es müßte AB auf dieſen geraden Linien (Erklärung 1) ſenkrecht, alſo ABG = 1 R. = ABH ſein, welches unmöglich iſt. 2) Ginge die auf den Ebenen CD und EF ſenkrechte Gerade JK nicht durch den Durchſchnitt der beiden Ebenen CD und EF, ſo könnte man doch durch einen beliebigen Punkt B dieſes Durchſchnittes eine andere Gerade AB der JK parallel ziehen, und dieſe würde dann (Satz 5, b) auf den beiden Ebenen CD und EF ſenkrecht ſein, mithin würde der erſte Fall wieder eintreten, deſſen Unmöglichkeit ſchon erwieſen iſt. — Es kann demnach einerlei gerade Linie nur dann auf zwei Ebenen zugleich ſenkrecht ſein, wenn dieſe Ebenen einander nicht ſchneiden, mithin nur, wenn ſie entweder in eine Ebene zuſammenfallen, oder wenn ſie parallel ſind. Vgl. Eukl. XI, 14, wo aber nur der zweite der beiden hier aufgeführten Fälle vorkommt.

17) Liegen zwei Winkel in verſchiedenen Ebenen, und ſind die Schenkel des einen den Schenkeln des andern parallel, ſo ſind auch die Ebenen der beiden Winkel parallel. Eukl. XI, 15.

Zuſatz. Hieraus folgt leicht, wie man durch einen gegebenen Punkt eine Ebene einer andern gegebenen Ebene parallel legen könne.

18) Werden zwei parallele Ebenen von einer dritten Ebene geſchnitten, ſo ſind die Durchſchnittslinien parallel. Eukl. XI, 16.

Zuſatz 1. Sind zwei Ebenen ABC und DEF (Fig. 6) einander parallel, ſo iſt jedes Perpendikel BG, das man aus irgend einem Punkte B der einen Ebene ABC auf die andere DEF fället, auch auf der Ebene ABC ſenkrecht. Denn legt man durch BG und C eine Ebene, ſo ſchneidet dieſe die Ebenen ABC und DEF unter Parallellinien BC und GJ; daher iſt GBC = 2 R. — BGJ = 1 R. Legt man ferner durch BG und A eine Ebene, ſo ſchneidet dieſe wieder die Ebenen ABC und DEF unter Parallellinien AB und GH; daher iſt GBA = 2 R. — BGH = 1 R. Daraus folgt (Satz 3), daß BG ſenkrecht auf der Ebene ABC ſei.

Zuſatz 2. Sind zwei Ebenen ABC und DEF parallel (Fig. 6), ſo trifft jedes Perpendikel BG, das man in irgend einem Punkte B der einen Ebene ABC auf dieſe Ebene errichtet, genugſam verlängert auch die andere Ebene DEF, und iſt auf derſelben ſenkrecht. Denn fället man von einem beliebigen Punkte A der Ebene ABC ein Perpendikel AK auf die Ebene DEF, ſo iſt dies (Zuſatz 1) auch auf der Ebene ABC ſenkrecht, und daher (Satz 5) parallel BG. Die durch AK und BG gehende Ebene trifft aber die Ebene DEF in K, ſchneidet alſo (Satz 2) dieſelbe in einer Geraden HK und die Ebene ABC in der mit HK parallelen Geraden AB (Satz 18). Da nun BG mit den beiden Parallellinien AB und KH in einerlei Ebene liegt und die eine derſelben AB in B trifft, ſo muß BG hinreichend verlängert auch die genugſam verlängerte HK treffen, welches, da HK und ihre Verlängerung ganz in der Ebene DEF liegt, nur dadurch geſchehen kann, daß BG die Ebene DEF trifft. Dies geſchehe in G, ſo kann BG als ein von G auf die Ebene ABC gefälltes Perpendikel angeſehen werden, und muß daher (Zuſatz 1) auch auf der Ebene DEF ſenkrecht ſein.

Zuſatz 3. Sind zwei Ebenen ABC und DEF parallel, und geht durch einen Punkt Q, der in keiner von beiden Ebenen liegt, eine Gerade, welche auf der einen von beiden Ebenen ABC ſenkrecht iſt, ſo iſt dieſe Gerade auch auf der andern Ebene DEF ſenkrecht. Dies folgt leicht aus Zuſatz 2.

Zuſatz 4. Sind zwei Ebenen P und P' einer dritten P'' parallel, ſo fallen ſie entweder zuſammen, oder ſind auch einander parallel. Denn legt man durch einen beliebigen Punkt Q eine gerade Linie ſenkrecht auf P, ſo iſt dieſelbe (Zuſatz 1—3) auch ſenkrecht auf P'', daher (Zuſatz 2) auch ſenkrecht auf P', folglich zugleich auf P und P' ſenkrecht, und deshalb iſt (Satz 16) die Ebene P entweder der Ebene P' parallel, oder fällt mit ihr zuſammen.

Zuſatz 5. Eine Ebene P, welche von zwei parallelen Ebenen P' und P'' die eine P' ſchneidet, ſchneidet genugſam erweitert auch die genugſam erweiterte P''; denn ſollte ſie dies nicht, ſo müßte ſie entweder parallel P'' ſein, oder mit P'' zuſammenfallen; dann wäre ſie aber (Zuſ. 4) auch der Ebene P' parallel, gegen die Vorausſetzung.

19) Iſt eine gerade Linie AN (Fig. 7) gegen die eine von zwei parallelen Ebenen JK, LM geneigt, ſo iſt ſie gegen die andere ähnlich geneigt. Beweis. AN treffe die Ebene JK in N. Man fälle von A ein Perpendikel auf die Ebene JK, ſo trifft daſſelbe (Satz 18, Zuſatz 3) genugſam verlängert auch die Ebene LM, und iſt auch auf dieſer ſenkrecht. Es treffe die Ebene JK in E und die Ebene LM in B. Erweitert man nun die, nach Satz 1, Zuſatz 2, durch NAB gehende Ebene, ſo ſchneidet dieſelbe die Ebene JK unter der Geraden NE und die Ebene LM unter einer mit NE parallelen Geraden BO. Da nun BO und AN beide in der Ebene NAB liegen, und da AN die mit BO parallele Gerade NE trifft, ſo muß AN genugſam verlängert auch BO treffen; dies geſchehe in D. Da nun BO ganz in der Ebene LM liegt, ſo muß auch der Punkt D in dieſer Ebene liegen; alſo trifft AN die Ebene LM. Nach Eukl. I, 29 ſind nun die Winkel ANE und ADE gleich; dieſe Winkel ſind aber (Erklärung 2) die Neigungen der Linie AN gegen die beiden Ebenen JK und LM; alſo iſt AN gegen beide Ebenen ähnlich geneigt.

Zuſatz. Iſt von zwei parallelen Ebenen die eine einer geraden Linie parallel, ſo muß auch die andere die-

Digitized by Google

ſer Geraden parallel ſein. Dies iſt durch Satz 19 leicht apagogiſch zu beweiſen.

20) Werden zwei gerade Linien von parallelen Ebenen geſchnitten, ſo ſind ihre Abſchnitte proportionirt. Eukl. XI, 17.

21) Werden durch zwei parallele gerade Linien AB und CD (Fig. 8) Ebenen gelegt, die einander ſchneiden, ſo iſt der Durchſchnitt jeder zwei ſolcher Ebenen ebenfalls parallel AB und CD. Beweis. Es ſei ABE eine durch AB aber nicht durch CD gelegte Ebene, ferner ſei CDF eine durch CD aber nicht durch AB gelegte Ebene, welche die Ebene ABE unter der Geraden EF ſchneide, ſo behaupten wir, daß EF parallel AB und CD ſei; denn AB iſt (Satz 14) der Ebene CDF parallel, daher muß (Satz 15) die durch AB gelegte Ebene ABE die Ebene CDF in einer der AB parallelen Geraden ſchneiden. EF iſt demnach parallel AB, und daher auch (Satz 6) parallel CD.

22) Iſt von zwei Parallellinien AB und CD (Fig. 9) die eine AB gegen eine Ebene MN in dem Punkte B geneigt, ſo iſt die andere CD gegen MN ähnlich geneigt. Beweis. Da AB und CD parallel ſind, ſo läßt ſich durch beide eine gemeinſchaftliche Ebene legen, und dieſe Ebene wird, da ſie durch den Punkt B geht, in welchen, nach der Vorausſetzung, AB die Ebene MN trifft, nothwendig MN ſchneiden unter einer Geraden BE. Da nun BE auch mit den Parallelen AB und CD in einer ihnen gemeinſchaftlichen Ebene liegt und die AB trifft, ſo muß ſie genugſam verlängert auch mit der genugſam verlängerten CD zuſammentreffen; dies geſchehe in F. Offenbar aber liegt F, wie alle Punkte der BE, in der Ebene MN; alſo trifft CD die Ebene MN in F. Man fälle nun aus einem beliebigen Punkte der AB, etwa aus A, ein Perpendikel AG auf die Ebene MN und aus einem beliebigen Punkte der CD, etwa aus C, ebenfalls ein Perpendikel CH auf dieſelbe Ebene, ſo iſt, wenn man BG und FH zieht, ABG der Neigungswinkel von AB, CFH der Neigungswinkel von CD gegen die Ebene MN. Nach der Vorausſetzung iſt AB parallel CD, und nach der Conſtruction (Satz 5) auch AG parallel CH, daher iſt (Satz 17) die Ebene ABG parallel der Ebene CFH, und deshalb auch (Satz 18) BG parallel FH, folglich (Satz 7) Winkel ABG = W. CFH, mithin AB und CD ähnlich geneigt gegen MN.

Zuſatz. Iſt von zwei Parallellinien AB und CD die eine CD einer Ebene P parallel, ſo iſt auch die andere AB entweder dieſer Ebene parallel, oder liegt ganz in dieſer Ebene (vgl. Satz 14); denn träfe AB die Ebene P in einem Punkte, ſo müßte, nach vorſtehendem Beweiſe, auch CD die Ebene P in einem Punkte treffen, wäre alſo nicht parallel P.

23) Iſt eine gerade Linie auf eine Ebene ſenkrecht, ſo ſind alle durch jene Linie gelegten Ebenen auch auf dieſe Ebene ſenkrecht. Eukl. XI, 18.

Zuſatz. Hieraus erhellt leicht, wie man durch zwei gegebene Punkte C und D (Fig. 9) eine Ebene ſenkrecht auf eine gegebene Ebene MN ſtellen könne. Iſt nur ein Punkt C gegeben, ſo laſſen ſich durch denſelben unzählige Ebenen ſenkrecht auf MN ſtellen.

24) Sind zwei Ebenen auf einander ſenkrecht, ſo trifft das aus einem willkürlichen Punkte der einen Ebene auf die andere gefällte Perpendikel der beiden Ebenen Durchſchnitt. Eukl. XI, 38.

25) Sind zwei einander ſchneidende Ebenen auf irgend einer Ebene perpendikulär, ſo iſt auch ihr gemeinſchaftlicher Durchſchnitt auf dieſer Ebene ſenkrecht. Eukl. XI, 19.

26) Sind zwei Ebenen AB und BC (Fig. 10) gegen einander geneigt, ſo iſt es einerlei, in welchem Punkte der Durchſchnittslinie BD beider Ebenen man die beiden Perpendikel errichtet, welche (Erklärung 6) den Neigungswinkel der Ebenen angeben. Beweis. Es ſeien in E die Perpendikel EF und EG, das eine in der Ebene AB, das andere in der Ebene BC, auf BD errichtet, ſo iſt (Erklärung 6) FEG der Neigungswinkel der Ebenen AB und BC. Es ſeien ferner in J die Perpendikel HJ und JK, das eine in der Ebene AB, das andere in der Ebene BC, auf BD errichtet, ſo iſt auch HJK der Neigungswinkel der beiden Ebenen. Allein da (Eukl. I, 28) FE parallel HJ und EG parallel JK ſein wird, ſo iſt (Satz 7) FEG = HJK.

27) Die Ebene des Neigungswinkels zweier gegen einander geneigter Ebenen AB und BC (Fig. 10) iſt ſenkrecht auf dieſe beiden Ebenen. Beweis. Es ſei FEG der Neigungswinkel der Ebenen AB und BC, ſo iſt (Erklärung 6) DE ſenkrecht auf FE und auf EG, daher auch (Satz 3) auf die Ebene FEG. Mithin müſſen (Satz 23) auch die Ebenen AB und BC auf die Ebene FEG ſenkrecht ſein.

28) Iſt von zwei parallelen Ebenen AB und CD (Fig. 11) die eine AB gegen eine dritte Ebene BE geneigt, ſo iſt die andere CD ähnlich gegen BE geneigt. Beweis. AB ſchneide die BE unter der Geraden BK, ſo muß (Satz 18, Zuſatz 5) auch CD die BE ſchneiden. Ihr Durchſchnitt mit BE ſei ED, ſo muß (Satz 18) ED parallel BK ſein. Errichtet man nun auf BK in irgend einem ihrer Punkte G die Perpendikel FG und GL, das eine in der Ebene AB, das andere in der Ebene BE, ſo iſt FGL der Neigungswinkel der Ebenen AB und BE gegen einander, und GL muß, da ſie auf KB ſenkrecht iſt und mit KB und ED in einerlei Ebene liegt, auch die der KB parallele ED treffen und auf ihr ſenkrecht ſein. Dies ſei ſie in H. Legt man nun durch FGH eine Ebene, ſo iſt dieſe (Satz 27) ſenkrecht auf der Ebene AB, und ſchneidet daher (Satz 18) die Ebene CD unter einer der FG parallelen Linie HJ. Da EH parallel KB, ſo iſt EH (Satz 5, b) ſenkrecht auf die Ebene FGL, folglich (Erklärung 1) ſenkrecht auf HJ. Da nun HL und HJ beide ſenkrecht auf ED ſind, die eine in der Ebene BE, die andere in der Ebene CD, ſo iſt JHL der Neigungswinkel dieſer letztgedachten Ebenen. Nach Eukl. I, 28 iſt JHL = FGL, mithin ſind die Neigungen von AB und CD gegen BE einander gleich.

Zuſatz. Ebenſo beweiſt man, daß, wenn von zwei

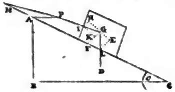
Digitized by Google

parallelen Ebenen die eine auf einer dritten Ebene ſenkrecht iſt, auch die andere es ſein müſſe.

Mehre die Lage von Ebenen betreffende Sätze ſ. in den Art. Ecke und Kugel. Die analytiſche Gleichung der Ebene und Folgerungen daraus ſ. in d. Art. Fläche; vgl. auch Oberfläche. (*Gartz.*)

EBENE, 1) phyſikaliſch. Die vorzüglichſten Eigenſchaften einer Ebene in mathematiſcher Hinſicht ſind im vorigen Artikel angegeben; bei vielen phyſikaliſchen Verſuchen müſſen die Ebenen ſo vollkommen als möglich ſein und ſich in ihren Eigenſchaften der mathematiſchen Ebene möglichſt nähern. Um zu prüfen, ob dieſes der Fall ſei, kann man im Falle, wo man es mit polirten Flächen zu thun hat, die Geſetze der Lichtreflexion benutzen, indem man das von verſchiedenen Punkten reflectirte Bild eines leuchtenden Punktes betrachtet, und unterſucht, ob dieſes nirgends verzerret wird, und entweder bei gleichförmiger Drehung der Platte oder bei langſamer Änderung in der Stellung des Auges ſeine Lage nicht plötzlich ändert. Sind die Flächen nicht polirt, ſo ſtellt man einen Theil durch eine Doſen- oder Röhrenlibelle, die man etwa in die Mitte ſtellt, horizontal, und unterſucht nun die Horizontalität an andern Stellen. Weicht die Libelle hier von ihrer normalen Stellung ab, ſo iſt dieſes ein Beweis, daß die Fläche gekrümmt ſei. Ein anderes Verfahren zu dieſer Prüfung hat Kater (Phil. Trans. 1830. P. II. p. 375) angegeben. Eine Klavierſaite wird an einem Bogen von etwa ſechs Fuß Länge ſtraff geſpannt, über die zu prüfende Fläche gelegt, und dabei nachgeſehen, ob ſie ſich auch überall genau anlegt. Selbſt wenn dabei die Krümmung ſo klein iſt, daß man den Abſtand zwiſchen Saite und Fläche mit dem Auge kaum bemerkt, ſo kann man doch die Beſchaffenheit und Ausdehnung der Unregelmäßigkeiten auf folgende Art finden. Während die Saite über die Fläche geſpannt iſt, tippt man mit dem Finger an einzelnen Stellen an die Saite; entſteht dabei ein Ton, ſo iſt die darunter liegende Fläche concav, und die Höhe und Tiefe des Tones läßt im Vergleich mit dem Tone der ganzen Saite auf die Ausdehnung der Concavität ſchließen, indem die Ränder der letztern die Stelle von Stegen vertreten.

2) In der Mechanik. Da ein jeder Körper vermöge der Schwere gegen den Mittelpunkt der Erde zu fallen ſucht, ſo ſetzt ihm eine Ebene, auf welcher er ſich befindet, einen Widerſtand entgegen, und ſein Streben zum Falle wird je nach der Neigung der Ebene gegen den Horizont ganz oder theilweiſe aufgehoben. Inſofern wir die Geſetze des Gleichgewichtes oder des Falles ſchwerer Körper betrachten, welche auf ſolchen Ebenen liegen, nennen wir letztere ſchiefe oder geneigte Ebenen. Iſt dann AC (Fig. 1) die gegen die Horizontalebene BC geneigte ſchiefe Ebene, ſo gibt der Winkel $ACB = \alpha$ die Neigung der ſchiefen Ebene an; fällen wir von einem Punkte A der ſchiefen Ebene ein Perpendikel AB auf die Horizontale, ſo heißt BC die Grundfläche, AB die Höhe und AC die Länge der ſchiefen Ebene. Wir können bei Betrachtung der mechaniſchen Geſetze, welche Körper auf der ſchiefen Ebene zeigen, die Geſetze des Gleichgewichtes und der Bewegung einzeln betrachten.



Es liege auf der ſchiefen Ebene ein ſchwerer Körper, deſſen Gewicht wir in ſeinem Schwerpunkte G angebracht denken wollen, ſo wird er von der Schwere nach der verticalen Richtung GD getrieben, kann ſich aber wegen des Widerſtandes der ſchiefen Ebene nicht nach dieſer Richtung bewegen. Um ſeine wirkliche Bewegung kennen zu lernen, können wir die ihn treibende Schwerkraft als aus zweien andern zuſammengeſetzt denken, deren Richtung wir parallel mit und ſenkrecht auf die ſchiefe Ebene annehmen müſſen. Bewegte ſich nämlich beim Hinabgleiten des Körpers ſein Schwerpunkt nicht parallel mit der ſchiefen Ebene, ſo würde ſein Abſtand von der letztern größer oder kleiner werden; Erſteres iſt nicht möglich, da dieſes eine Kraft vorausſetzte, welche den Körper nach Oben triebe, alſo der Schwere entgegenwirkte, was in den Bedingungen der Aufgabe nicht liegt; das zweite erfolgt deshalb nicht, weil die ſchiefe Ebene dem Eindringen des Körpers einen Widerſtand entgegenſetzt. Die zweite auf der ſchiefen Ebene ſenkrecht ſtehende Seitenkraft wird von dem Widerſtande der letztern ganz aufgehoben, und der Körper bewegt ſich alſo mit der Seitenkraft nach Unten, welche der ſchiefen Ebene parallel iſt und durch den Schwerpunkt hindurchgeht.

Soll der Körper am Hinabgleiten gehindert werden, ſo muß nach Oben eine Kraft wirken, deren Richtung durch den Schwerpunkt geht, und deren Intenſität im Falle des Gleichgewichtes mit der Wirkung der parallelen Kraft im Gleichgewichte ſteht. Es ſei L das Gewicht des Körpers = GL, ſo iſt GE die der ſchiefen Ebene parallele und GF die darauf ſenkrecht ſtehende Seitenkraft. Da das Dreieck GLE dem Dreiecke ACB ähnlich und $\angle GLE = ACB$ iſt, ſo wird $GE = GL : \sin GLE = L \sin \alpha$, und ſo groß muß auch die Kraft ſein, welche den Körper am Fallen zu hindern ſucht; die Kraft GF, welche vom Widerſtande der ſchiefen Ebene aufgehoben wird, iſt = 0. Auf den Punkt G wirke die Kraft K nach der Richtung GP der Schwere entgegen, und es kommt darauf an, ihre Intenſität zu beſtimmen. Der Winkel GMF, welchen die Richtung dieſer Kraft mit der ſchiefen Ebene macht, ſei $= \beta$. Zerlegen wir dieſe Kraft GF in zwei andere GH und HI, von denen erſtere der ſchiefen Ebene parallel iſt, letztere darauf ſenkrecht ſteht, ſo verſchwindet dieſe ebenfalls. Die wirkſame Kraft iſt mithin $GH = IG . \cos . IGH = K . \cos \beta$, und es iſt im Falle des Gleichgewichtes

$$K \cos \beta = L . \sin \alpha, \text{ d. h.}$$

$$K = L \frac{\sin \alpha}{\cos \beta}.$$

Digitized by Google

Die ſchiefe Ebene darf ſich unter Einwirkung dieſer Kräfte nicht biegen; ſie muß alſo im Stande ſein, den Druck derſelben auszuhalten. Dieſer Druck iſt gleich GL + GK. Nun iſt

$$GL = L\cos\alpha,$$
$$GK = K\sin\beta, \text{ mithin}$$
$$GL + GK = L\cos\alpha + K\sin\beta$$
$$= L(\cos\alpha + \sin\alpha\operatorname{tang}\beta)$$
$$= K(\sin\beta + \cos\beta\cos.\alpha).$$

Dieſe Ausdrücke enthalten die allgemeinſten Bedingungen für das Gleichgewicht von Kräften auf der ſchiefen Ebene. Gewöhnlich wirkt die Kraft entweder mit der ſchiefen Ebene parallel oder horizontal. Im erſtern Falle iſt $\beta = o$, mithin wird

$$K = L\sin\alpha,$$

d. h. die Kraft iſt gleich dem Product der Laſt mit dem sinus des Neigungswinkels. Gewöhnlich nimmt man hier für $\sin\alpha$ ſeinen Werth $\frac{AB}{AC}$, dann verhält ſich

$$K:L = AB:AC,$$

d. h. Kraft zur Laſt, wie die Höhe der ſchiefen Ebene zu ihrer Länge. Der Druck, welchen die ſchiefe Ebene in dieſem Falle erleidet, iſt $L\cos\alpha$.

Wirkt die Kraft horizontal, ſo wird $\alpha = \beta$, alſo

$$K = L\operatorname{tang}\alpha.$$

Setzen wir hier für $\operatorname{tang}\alpha$ ſeinen Werth $\frac{AB}{BC}$, ſo verhält ſich

$$K:L = AB:BC,$$

d. h. Kraft zur Laſt, wie die Höhe der ſchiefen Ebene zu ihrer Grundfläche. Der Druck, welchen die ſchiefe Ebene in dieſem Falle erleidet, iſt

$$L(\cos\alpha + \sin\alpha\operatorname{tang}\alpha)$$
$$= L\left(\cos\alpha + \sin\alpha\frac{\sin\alpha}{\cos\alpha}\right)$$
$$= L\left(\frac{\cos^2\alpha + \sin^2\alpha}{\cos\alpha}\right) = L\frac{1}{\cos\alpha}.$$

Unter den verſchiedenen Richtungen, welche die Kraft haben kann, iſt die vortheilhafteſte diejenige, wo ſie mit der ſchiefen Ebene parallel wird, denn von allen Werthen, welche die Kraft $K = L\frac{\sin\alpha}{\cos\beta}$, iſt der kleinſte $K = L\sin\alpha$. Wenn demnach Pferde eine Laſt auf einer ſchiefen Ebene aufwärts ziehen ſollen, ſo iſt es am vortheilhafteſten, die Stränge ſo am Wagen zu befeſtigen, daß ſie verlängert durch die Mittelpunkte der Axen gehen.

Die eben mitgetheilten Ausdrücke werden etwas abgeändert, wenn wir zugleich auf die Reibung des herabgleitenden Körpers an der ſchiefen Ebene Rückſicht nehmen. Soll die Laſt durch die Kraft nach Oben gezogen werden, ſo kann der Widerſtand der Reibung als ein neuer Theil der Laſt angeſehen werden, und wir müſſen die Kraft mithin vergrößern. Nun iſt der Widerſtand der Reibung proportional mit dem Drucke, alſo mit $L(\cos\alpha + \sin\alpha\operatorname{tang}\beta)$, während die Größe der Reibung, als ein aliquoter Theil der Laſt für dieſelben ſich gegenſeitig reibenden Körper conſtant iſt. Es bezeichne μ dieſen Reibungscoëfficienten, ſo iſt die Größe der Reibung

$$\mu L(\cos\alpha + \sin\alpha\operatorname{tang}\beta),$$

und da K um dieſe Größe vermehrt werden muß, ſo wird jetzt

$$K = L\left(\frac{\sin\alpha}{\cos\beta} + \mu\cos\alpha + \mu\sin\alpha\operatorname{tang}\beta\right).$$

Wirkt die Kraft parallel mit der ſchiefen Ebene, ſo iſt $\beta = 0$, alſo

$$K = L(\sin\alpha + \mu\cos\alpha).$$

Wirkt ſie horizontal, ſo iſt $\beta = \alpha$, alſo

$$K = L(\operatorname{tang}\alpha + \mu\cos\alpha + \mu\sin\alpha\operatorname{tang}\alpha).$$

Wäre die Ebene und Richtung der Kraft horizontal, alſo $\alpha = \beta = 0$, ſo wird

$$K = L\mu.$$

Die Kraft hat alſo in dieſem Falle blos die Laſt zu überwinden.

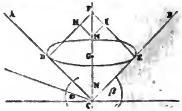
Soll die Kraft nur dazu dienen, die Laſt am Herabgleiten zu hindern, ohne ſie aufwärts zu ziehen, ſo iſt ſtets eine kleinere Kraft erforderlich, als die obigen Bedingungen angeben, weil die Reibung die Laſt am Herabgleiten hindert. Wenn der Neigungswinkel nach und nach kleiner wird, ſo tritt endlich ein Punkt ein, wo die Laſt in Folge der Reibung nicht mehr herabgleitet, alſo Gewicht des Körpers und Reibung im Gleichgewichte ſtehen. Es ſei v dieſer Winkel, ſo wird der Körper von der Kraft $L\sin v$ nach Unten getrieben; die dem Drucke proportionale Reibung iſt $\mu L\cos v$, alſo iſt

$$\mu L\cos v = L\sin v, \text{ oder}$$
$$\mu = \operatorname{tang} v.$$

Auf dieſe Art kann man den Reibungscoëfficienten μ beſtimmen, indem man den Werth von v nach und nach abändert und unterſucht, bei welchem Werthe der Körper am Herabgleiten gehindert wird.

Wir haben angenommen, daß die Richtung der Kraft im engern Sinne durch den Schwerpunkt gehe; iſt dieſes nicht der Fall, ſo wirken die beiden Kräfte nicht auf einen einzigen Punkt, und den allgemeinen Geſetzen der Mechanik zufolge kann nun kein Gleichgewicht ſtattfinden, vielmehr dreht ſich der Körper ſo lange, bis die Richtung der Kraft durch den Schwerpunkt geht.

Wenn ein Körper zwiſchen zwei gegen einander geneigten Ebenen liegt, ſo übt er auf jede derſelben einen Druck aus, deſſen Größe ſich leicht auf folgende Art beſtimmen läßt. Es ſeien AC und BC (Fig. 2) die beiden



Digitized by Google

Ebenen; erſtere bilde mit dem Horizonte den Winkel α, letztere den Winkel β, D und E ſeien die beiden Punkte, wo der Körper die Ebenen berührt. Errichten wir hier Perpendikel, ſo muß ihr Durchſchnittspunkt in der durch den Schwerpunkt gehenden Verticale liegen; denn wäre dieſes nicht der Fall, ſondern ſchnitte das Perpendikel EF dieſe Verticale in dem Punkte F, und ſtände die von hier nach D gezogene gerade Linie nicht ſenkrecht auf AC, ſo würde der nach der Richtung FD wirkende Druck des Körpers nicht ganz von dem Widerſtande der ſchiefen Ebene aufgehoben, und es würde kein Gleichgewicht vorhanden ſein. Sehen wir FM = L als das Gewicht des Körpers an, ſo geben die Seiten FH und FI des Parallelogrammes FIMH die beiden Drucke auf AC und BC an. Nun verhält ſich

$$FM : FI = \sin FIM : \sin FMI,$$

Nun iſt $IFM = 90^\circ - FME = \beta,$

$$FMI = DFM = \alpha,$$

$$FIM = 180 - (\alpha + \beta) = ACE,$$

mithin $FM : FI = \sin ACE : \sin \alpha.$

Ebenſo wird $FM : FH = \sin ACE : \sin \beta.$

Setzen wir $FI = P$, $FH = P_1$, ſo wird

$$P = L \, . \, \frac{\sin \alpha}{\sin ACE},$$

$$P_1 = L \, . \, \frac{\sin \beta}{ACE}, \text{ alſo}$$

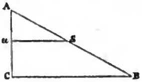
$$P : P_1 = \sin \alpha : \sin \beta,$$

d. h. die Drucke auf die Ebenen verhalten ſich umgekehrt, wie die sinus der Winkel, welche die Ebenen mit dem Horizonte bilden.

Werden die Körper auf der ſchiefen Ebene von keiner Kraft gehalten, ſo gleiten ſie in Folge der Schwerkraft nach Unten, und die Geſetze dieſer Bewegung laſſen ſich mit Leichtigkeit aus denen des freien Falles herleiten. Bezeichnet g die Beſchleunigung der Schwerkraft auf einen Punkt, t die Zeit, s den während derſelben durchlaufenen Raum und v die Endgeſchwindigkeit, ſo iſt (ſ. d. Art. Fall)

$$s = gt^2 \text{ und } v = 2\sqrt{gs}.$$

Liegt der Körper auf einer Ebene, welche mit dem Horizonte den Winkel α bildet, ſo verwandelt ſich g in $g \sin \alpha$, und wir erhallen daher für den in der Zeit t zurückgelegten Weg $s = gt^2 \sin \alpha$ und für die Endgeſchwindigkeit $v = 2\sqrt{gs \sin \alpha}$. Während alſo der Körper den Weg s in der Zeit $t = \sqrt{\frac{s}{g}}$ zurücklegte, ſo gebraucht er auf der ſchiefen Ebene dazu die Zeit $t = \sqrt{\frac{s}{g \sin \alpha}}$. Die Zeiten, welche der Körper gebraucht, um ſich durch einen Raum s beim freien Falle und auf der ſchiefen Ebene zu bewegen, verhalten ſich alſo wie $1 : \frac{1}{\sqrt{\sin \alpha}}$. Fällt aber ein Körper von dem oberſten Punkte A einer ſchiefen Ebene herab (Fig. 3)



und iſt er bis S gekommen, ſo hat er hier dieſelbe Geſchwindigkeit, welche er erlangt haben würde, wenn er beim freien Falle von A bis zu dem Punkte u gelangt wäre, welcher mit s in derſelben Horizontalebene liegt. Da der Körper auf der ſchiefen Ebene bei ſeiner Ankunft in S die Geſchwindigkeit $v = 2\sqrt{gs \sin \alpha}$ erlangt hat, ſo wird, wenn wir für $\sin \alpha$ ſeinen Werth Au ſetzen, $v = 2\sqrt{g \, . \, Au}$. Beim freien Falle durch den Raum Au hat der Körper die Endgeſchwindigkeit $2\sqrt{gs} = 2\sqrt{g \, . \, Au}$ erlangt, und dieſe iſt ebenſo groß, als die Geſchwindigkeit des Körpers bei ſeiner Ankunft auf der ſchiefen Ebene in S.

Die Geſetze der ſchiefen Ebene werden in vielen Fällen angewendet. Sollen Laſten in die Höhe gehoben werden, ſo wendet man dazu nicht ſelten die ſchiefe Ebene an, und die Geſetze unſerer Fuhrwerke und des Straßenbaues beruhen darauf. Soll eine Laſt auf einem horizontalen Boden fortgeſchafft werden, ſo hat die Kraft nur die Friction zu überwinden, welche bei unſerm Fuhrwerke bekanntlich größtentheils in die Axe der Räder verlegt wird; ſowie dagegen die Straße unter dem Winkel α geneigt iſt, ſo kommt zu dieſer Friction noch die Laſt $P \sin \alpha$, wenn P das Gewicht der Laſt bezeichnet; dieſe wird deſto bedeutender, je ſteiler die Straße anſteigt, weil dann $P \sin \alpha$ wächſt, und man muß deshalb bei der Anlage von Straßen ſteil anſteigende Strecken vermeiden. Wenn umgekehrt Laſten, z. B. Bauſteine, von einer Höhe herabgeſchafft werden ſollen, ſo läßt man ſie auf einer ſchiefen Ebene herabgleiten, weil dann wegen der Friction die Endgeſchwindigkeit viel kleiner iſt, als beim freien Falle, und die Steine nicht zerſchlagen werden. Fuhrwerke bewegen ſich hier weit leichter, als auf einer Horizontalebene, und bei einer gewiſſen Neigung würde der Wagen von ſelbſt mit beſchleunigter Geſchwindigkeit herabrollen, wofern nicht ein Hemmſchuh angelegt und dadurch die Reibung bedeutend vergrößert würde. Auf Eiſenbahnen, wo die Friction ohnehin weit geringer iſt, als auf gewöhnlichen Straßen, würde ein ſolches Herabgleiten noch leichter erfolgen, und man befeſtigt deshalb an ſo ſtark geneigten einen hölzernen beladenen Schlitten an dem hintern Wagen, welcher die ſchnelle Bewegung hindert, wie dieſes z. B. auf der Bahn von Darlington der Fall iſt, wo das mehre mit Kohlen beladene Wagen ziehende Pferd abgeſpannt und auf den Schlitten geſetzt wird; die ganze Laſt bewegt ſich nun von ſelbſt auf der ſchiefen Ebene herab. Die großartigſte Anlage dieſer Art iſt unſtreitig die Rutſchbahn, welche Rupp anlegte, um aus den Wäl-

Google

dern auf der Höhe des Pilatus in der Schweiz das Holz in die Tiefe zu fördern (Gilbert's Ann. LXII, 102).

3) *Geographiſch.* Weit ausgedehnte Strecken der Erdoberfläche, auf denen wir keine Erhöhungen antreffen, oder auf denen ſich dieſe nur wenig über das allgemeine Niveau erheben, ſodaß dieſe Erhebungen gegen die horizontalen Dimenſionen verſchwinden, nennen wir *Ebenen*, und ſie ſtehen alſo im Gegenſatze der Gebirge im engern Sinne, in denen die Erhebungen auf einem kleinen Raume ſehr bedeutend ſind und der Wechſel zwiſchen Höhe und Tiefe ſich auf einem kleinen Raume auf eine ſehr in die Augen fallende Weiſe zu erkennen gibt. Während wir im Gebirge einen immerwährenden Wechſel der Erſcheinungen finden, die Landſchaft ſich mit jedem Schritte des Wanderers auf eine neue Art geſtaltet, fehlt dieſer Wechſel in den Ebenen gänzlich, und das Auge wird hier um ſo mehr ermüdet, da außer der allgemeinen gleichförmigen Configuration des Bodens auch die Beſchaffenheit des letztern, ſowie die Vegetation, auf große Strecken denſelben Charakter behalten. Nur da, wo ſich iſolirte Hügel oder Hügelreihen auf dieſen Flächen erheben, oder wo die durchſtrömenden Gewäſſer tiefe Thaleinſchnitte gebildet haben, treffen wir wieder eine Mannichfaltigkeit, welche im kleinen Maßſtabe an die Natur des Gebirges erinnert.

Der Begriff einer Ebene fodert es keinesweges, daß ihr Boden vollkommen wagerecht ſei, und wenn dieſes auch öfter der Fall iſt, ſo finden wir doch auf den meiſten Ebenen der Erde eine ſanfte Abdachung nach einer Richtung, wie z. B. die große Ebene des nördlichen Teutſchlands ſich von dem Rande der nördlichen Meere allmälig gegen die Höhen erhebt, welche im mittlern Teutſchland liegen, und in denen wir die erſten anſtehenden Geſteine treffen. In Fällen dieſer Art wird in der Regel die allgemeine Abdachung des Landes durch den Lauf der Gewäſſer angegeben. Es kann auch ebenſo wol geſchehen, daß eine Ebene auf beiden Seiten von Gebirgsketten eingeſchloſſen iſt, ſie bildet dann gewiſſermaßen ein Thal von ſo großen Dimenſionen, daß man von der Mitte aus nicht die beiden am Rande liegenden Bergketten ſehen kann. Eine ſolche Ebene ſcheint ſich langſam von den Rändern aus gegen die Mitte zu ſenken. So iſt es wahrſcheinlich mit dem weſtlichen Theile der Sahara in Afrika, wo im Norden der Atlas und im Süden das Gebirgsland liegt, auf welchem der Niger und Senegal entſpringen; beſtimmter kennen wir dieſe Verhältniſſe auf der Gobi in Hochaſien auf dem Wege von Kiachta nach Peking und auf dem Plateau von Quito; im Kleinen finden wir dieſelben Erſcheinungen in der Ebene der Lombardei wiederholt.

Ebenſo wenig erfodert der Begriff der Ebene ein beſtimmtes Niveau über der Oberfläche des Meeres, vielmehr können ſie ſowol im Spiegel deſſelben, als in bedeutender Höhe darüber liegen. Nehmen wir auf dieſe abſolute Höhe Rückſicht, ſo können wir die Ebenen in Hoch- und Tiefebenen (Hoch- und Tiefländer) theilen, und erſtere wieder in Hochländer erſter und zweiter Claſſe unterſcheiden. Hochländer erſter Größe ſind ſolche, welche eine Höhe von mehr als 4—5000 Fuß haben; dahin gehören z. B. Tübet, die Mongolei, Habeſch, Quito, Mexico u. ſ. w. In Europa und Auſtralien fehlen Bildungen dieſer Art gänzlich. Hochländer der zweiten Claſſe haben eine Höhe von 500 bis 4000 Fuß, und Beiſpiele dieſer Art finden ſich häufiger auf der Erde, z. B. Dekan (2—3000 Fuß), Perſien (gegen 4000 Fuß), das ſpaniſche Hochland in den beiden Caſtilien (1830 Fuß), Baiern u. ſ. w. Die Tiefländer der Erde endlich ſind Räume, welche ſich nur wenige hundert Fuß über der Meeresfläche erheben, und deren obere Grenze wir in eine Höhe von etwa 500 Fuß verlegen können. Viele dieſer Strecken liegen theilweiſe ſelbſt unter dem Niveau des Meeres, und nur die Kunſt vermag, das Eindringen des letztern durch Dämme zu verhindern, wie dieſes z. B. in Holland und andern Marſchländern der Fall iſt. Die größten Niederungen dieſer Art finden wir im Norden von Aſien und Amerika, von denen jedoch temporär ein Theil mit Waſſer bedeckt iſt; in Teutſchland verbreitet ſich von den Dünenreihen des nordteutſchen Küſtenlandes weit gegen Süden bis zu dem Saume der Hügelketten, mit denen der zuſammenhängend bergige Theil unſers Vaterlandes beginnt, eine große Ebene; aber ſo groß dieſe auch ſchon an ſich iſt, ſo bildet ſie doch nur einen Theil der großen mitteleuropäiſchen Ebene, welche von den Küſten des ſchwarzen und des kaſpiſchen Meeres und von den weſtlichen Abhängen des Urals in nur ſelten und nicht erheblich geſtörter Gleichförmigkeit bis an die Ränder des ſkandinaviſchen Gebirges fortgeht und ſich noch weiter weſtlich bis an die Küſten des Kanales erſtreckt. Eine ähnliche weit geringere Ebene in Europa bilden die Landes zwiſchen Garonne und Adour im weſtlichen Frankreich.

Wenn wir uns von den Tiefländern zu den Hochebenen erheben, ſo finden wir meiſtens ſchnell anſteigende Gebirgsketten, zwiſchen denen nicht ſelten Ebenen liegen, von denen jede folgende höher iſt, als die vorhergehende, und welche wir *Stufenländer*, *Terraſſen* nennen. Ein ausgezeichnetes Beiſpiel dieſer Art liefern uns die Stufen am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Gebirge, von welchen die Hochländer häufig umgeben ſind, nennt Ritter zweckmäßig *Randgebirge*, wofern dieſe Gebirge nur ſo mit den Ebenen zuſammenhängen, daß zwiſchen dem Plateau und den Abfällen des Gebirges noch in bedeutender Höhe eine Continuität, ohne Tiefthäler, ſtattfindet. Es unterſcheiden ſich demnach die Randgebirge von den eigentlichen Gebirgsketten dadurch, daß letztere auf beiden Seiten Abfälle haben, die einerlei verticale Höhe haben, oder bei denen dieſer Unterſchied doch eine in Vergleich mit der Erhebung des Gebirges nur unbedeutende Größe beträgt, während die Randgebirge entweder nur nach der einen Seite abfallen, oder die Abhänge doch eine ſehr ungleiche Höhe haben. Das großartigſte Beiſpiel dieſer Art liefert uns der Himalaya; ſteil ſteigt er von Süden aus dem Tieflande auf und führt nach Norden zum Hochlande von Tübet; ebenſo führt das Randgebirge im Norden von Peking zu dem Hochlande der Gobi. Öfter beſtehen dieſe Randgebirge, wie zumal in Aſien, nicht aus einer Kette, ſondern aus

Digitized by Google

mehren zu einem Ganzen verbundenen Ketten, die unter einander parallel ſind, und dabei der Normaldirection des Plateau-Randes folgen, wie im Himalaya, dem Südrande Perſiens u. ſ. w. Meiſtens ſind dabei die innern Ketten höher, als die äußern, doch ſcheint dieſes nicht überall der Fall zu ſein (Ritter, Erdkunde II, 35).

Die Oberfläche der Ebenen weicht nicht blos in ihrem äußern Anſehen von den Gebirgen ab, ſondern unterſcheidet ſich von letztern dadurch, daß der Boden in der Regel nicht aus anſtehendem Geſteine beſteht. Bis zu bedeutender Tiefe beſteht der Boden aus lockerm Gerölle, groben Quarzgeſchieben, fein geriebenem Sande oder Thon und Lehm, und Alles trägt das Gepräge, daß dieſe Gegenden lange von Waſſer bedeckt waren, welches bei ſeiner Bewegung die Geſchiebe kugelförmig abrundete. Bei dieſem langen Verweilen des Meeres über dieſen Gegenden drang das Meerwaſſer bis zu bedeutender Tiefe, und die Spuren dieſer Wirkung laſſen ſich noch in den vielen Salzſeen und Salzquellen erkennen, welche wir beſonders in Aſien in großer Fülle antreffen. Hier und dort erheben ſich aus dieſen Ebenen Felsmaſſen, meiſtens von jüngerer Bildung, aber auch hier unterſcheiden ſie ſich von den eigentlichen Gebirgen dadurch, daß die Schichten meiſtens horizontal liegen. Da in Folge der Oberflächengeſtaltung die Gewäſſer nur einen langſamen Abfluß haben, ſo bilden dieſe bei Überſchwemmungen nicht ſelten große Becken, welche beim Abzuge der Gewäſſer ausgedehnte Sümpfe bilden.

Stimmen gleich alle Ebenen der Erde darin überein, daß ſie bei großer Längenausdehnung eine ſehr einförmige Oberflächengeſtaltung zeigen, ſo weichen ſie doch in ihrer äußern Phyſiognomie je nach der Beſchaffenheit des Bodens und des Klima's ſehr von einander ab, und von den fürchterlichſten Sandwüſten finden wir eine Reihe von Zwiſchenſtufen, bis zu weit ausgedehnten fruchtbaren Savennen. Einige Beiſpiele mögen das Geſagte beweiſen.

Beſteht der Boden der Ebenen vorzugsweiſe aus Sand und Quarzgeſchieben, und regnet es zugleich nicht über dieſen Ebenen, dann können in dem ohnehin armen Boden keine Pflanzen wachſen, und wir finden eigentliche Wüſten. Aſien und Afrika zeichnen ſich beſonders durch ſolche Wüſten aus, und die bekannteſte unter ihnen iſt die Sahara, deren Länge etwa 450, die Breite 300 Meilen beträgt, ſodaß wir ihr eine Oberfläche von etwa 50,000 □Meilen geben können. Ihr Boden beſteht aus nacktem Geſteine oder Rollkieſeln und Flugſand; letzterer wird von dem Winde in Geſtalt von Meereswellen fortgeführt, zu Dünen angehäuft und in Folge der vorherrſchenden Oſtwinde beſonders nach Weſten geführt; als feiner Nebel erfüllt er nicht ſelten die Luft, und Schiffe, welche in bedeutender Entfernung von der Küſte durch das atlantiſche Meer fuhren, wurden davon bedeckt. Daher finden wir im öſtlichen Theile vorzugsweiſe grobe Rollkieſel, im weſtlichen feinen Flugſand, und durch dieſe Bewegung des Sandes wird das Anſehen der Ebene unaufhörlich verändert. Dadurch werden die vom Atlas herkommenden Flüſſe genöthigt, ihren Lauf zu ändern, ja wol zum Stillſtande gebracht. So ergoß ſich der Drah, welcher ſich jetzt im Sande der Wüſte verliert, ehemals wahrſcheinlich ins Meer. Ebenſo iſt der Senegal genöthigt, ſeinen Lauf plötzlich zu ändern, wo er auf die Wüſte trifft. Vom Cap Mogadore bis zum weißen Vorgebirge (C. Blanco), alſo auf einer Strecke von wenigſtens 150 Meilen, iſt die Meeresküſte mit lockern Dünen bedeckt, deren Theile durch die Winde weit ins Meer getrieben werden und die Entſtehung einer weit ausgedehnten Sandbank veranlaſſen. Alle Reiſende, welche dieſe Wüſte durchzogen, Leo Africanus, Boncet, Bruce, Mungo Park, Denham, Clapperton, Lyon, Caillé u. ſ. w., entwerfen fürchterliche Schilderungen von dieſer Gegend. Nur durch gegrabene Brunnen kann man Waſſer erhalten, und wenn ſich dieſes im öſtlichen Theile auch noch leichter finden läßt, ſo muß man doch im weſtlichen bis zu bedeutender Tiefe hinabgehen, um es zu treffen. Nicht ſelten ſind Karavanen aus Durſt umgekommen. Daher fehlt jede Vegetation, und Thiere werden nur ſelten getroffen. Wo dagegen Waſſer zu Tage kommt, da finden wir bei der brennenden Sonne eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit, wie dieſes in den Oaſen und dem Nilthale der Fall iſt. Und ſowie hier die Wüſte verſchwindet, wenn Gewäſſer aus der Tiefe hervorkommen, ſo hat, nach den Erfahrungen von Denham und Clapperton, der wüſtenartige Charakter dieſer Ebene da ein Ende, wo tropiſche Regen herabfallen, wie ſie dieſes namentlich auf dem Wege von Fezzan nach Boran beobachteten.

In Gegenden, wo es häufig regnet, kann ſelbſt der Sandboden noch eine ziemlich reiche Vegetation aufweiſen, wie uns dieſes die Ebene des nördlichen Teutſchland zeigt, obgleich auch hier die Heideländer ſich durch Unfruchtbarkeit auszeichnen. Sowie wir uns aber auf dieſen Ebenen weiter nach Oſten bewegen, ſo finden wir mit der Entfernung vom Meere weniger Regen, und die Ebenen, welche mit thonerdehaltigen Maſſen bedeckt ſind, verwandeln ſich in eigentliche Steppen, die wir beſonders im ſüdlichen Rußland und jenſeit des Urals in der großen Ebene von Nordaſien finden. Man würde indeſſen ſehr irren, wollte man dieſen aſiatiſchen Steppen die Fruchtbarkeit abſprechen; denn im Frühlinge, wo der Boden von geſchmolzenem Schnee befruchtet iſt, finden wir hier einen ſchönen Grasteppich, und eine Menge ſchön blühender Zwiebelgewächſe ſchießt mit unglaublicher Schnelligkeit aus dem Boden. Sowie aber mit der Zunahme der Wärme der Boden austrocknet, ſo verdorren dieſe Gewächſe, tiefe Spalten zeigen ſich im Boden, und Chenopodieen und verwandte Pflanzen kommen ſparſam hervor (Leſſing in der Linnäa IX, 163).

Da wo der Boden größtentheils aus Thon beſteht und abwechſelnd zu beſtimmten Zeiten des Jahres von Waſſer befeuchtet wird, iſt das Anſehen zu verſchiedenen Jahreszeiten ſehr ungleich. Intereſſant ſind in dieſer Hinſicht beſonders die Ebenen von Süd-Amerika, welche ſich faſt ohne Unterbrechung von der Nordküſte des Landes bis zu den Regionen des ewigen Eiſes im Süden erſtrecken. Da wo am Orinocco in der Nähe des Aquators faſt ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch reiche Regen fallen, finden wir dichte Wälder, und die-

Digitized by Google

ſer Waldſaum trennt die Ebene in zwei phyſiſch völlig verſchiedene Theile, die Llanos im Norden und die Pampas im Süden. Während letztere in einer Region liegen, wo es das ganze Jahr von Zeit zu Zeit regnet, und weit ausgedehnte Grasfluren bilden, auf denen zahlreiche Heerden von verwilderten Pferden und Rindern weiden, zeigen erſtere je nach der Jahreszeit ein ſehr verſchiedenes Äußere. Sie erheben ſich nur wenig über die Oberfläche des Meeres. Nach den Meſſungen von Humboldt haben ſie bei Calabozo, Villa del Pao und bei der Mündung des Meta nur 40—50 Toiſen Höhe über dem Ocean; dabei iſt das Gefälle der Flüſſe ſo unbedeutend, daß, wenn der Orinocco ſteigt, ſeine Nebenflüſſe zuweilen zurückfließen, wie man dieſes beſonders am Rio Arauca bemerkt (*Humboldt*, Voyage VI, 46). Der Boden dieſer Ebenen iſt völlig horizontal, und durch dieſen Umſtand unterſcheiden ſie ſich von den Wüſten des innern Aſiens, namentlich Arabiens und Syriens; aber ungeachtet dieſer Horizontalität zeichnen ſie ſich durch zwei Arten von Erhöhungen aus. Die erſte Art, welche die Spanier bancos nennen, beſteht aus Schichten von Sandſtein oder Kalk, welche ſich 4—5 Fuß über die Ebene erheben, zuweilen eine Länge von 3—4 Stunden und eine vollkommene horizontale Oberfläche haben. Die zweite Art, Mesa der Spanier, welche ſich nur durch Nivellement oder den Lauf der Flüſſe erkennen läßt, beſteht aus converen Erhöhungen, welche ſich unmerklich um einige Toiſen erheben und dadurch die Waſſerſcheide bilden (daſ. S. 49). Die Oberfläche dieſer großen Ebene beträgt nach Humboldt's Schätzung etwa 10,000 □Meilen. In der trockenen Jahreszeit hat ſie ganz das Anſehen der Wüſte; die Pflanzen zerfallen zu Staub, der Boden iſt vielfach von Sprüngen durchzogen, das Krokodil und die großen Schlangen haben ſich in dem Schlamme der etwas feuchten Stellen vergraben; nur hier und dort finden ſich einzelne Palmen, und um dieſe verſammelt ſich eine Welt von kleinern Thieren. Treten dagegen die Überſchwemmungen in Folge der tropiſchen Regen ein, ſo iſt die Ebene 10—14 Fuß hoch mit Waſſer bedeckt, und nur wenige Fuß ragen die Wohnungen der Bewohner aus dieſem ungeheuern Binnenmeere hervor. Die Pferde und Rinder, welche während der vorhergehenden Monate von Hunger und Durſt gelitten hatten, können ſich nicht immer zu rechter Zeit auf die Erhöhungen retten; ſie ſchwimmen gleich Amphibien im Waſſer umher, um die aus letzterm hervorragenden Gräſer zu freſſen, und während ſie in der trockenen Jahreszeit von Inſekten und blutgierigen Fledermäuſen verfolgt werden, müſſen ſie jetzt mit Krokodilen und elektriſchen Fiſchen kämpfen; unzählige Raubvögel ſammeln ſich um die angehäuften Leichname dieſer Thiere. Wenn dann das Waſſer ſich zurückzieht, ſo iſt der Boden mit einem ſchönen wohlriechenden Graſe bedeckt, und froh weiden die von den Europäern dahin verpflanzten Thiere auf kurze Zeit auf ihren heimathlichen Grasfluren (daſ. S. 166). Ein ähnliches Beiſpiel zeigen die Karroowüſten im ſüdlichen Afrika, von denen uns Barrow und Lichtenſtein ſo treffliche Schilderungen geliefert haben. Über die Entſtehung dieſer Ebenen ſ. d. Art. Geologie. (*L. F. Kämtz.*)

EBENE del CASTELLI, die (la pianura de' Castelli), eine bei Caſtel vetturi im Kreiſe Spalato des Königreichs Dalmatien beginnende Fläche, von einer Länge von fünf und einer Breite von zwei Stunden, die auf der einen Seite vom Meere, auf der andern von ſchroffen Felſen, die längs der Seeküſte ſich nach Spalato hinziehen, und mit dem Moſſorgebirge vereinigen, begrenzt wird. Hier wachſen auf das Üppigſte Oliven, Feigen und Mandeln, der Wein geräth vorzüglich, und man hält dieſe Ebene für die ſchönſte und anmuthigſte Küſtengegend Dalmatiens; durch dieſe Fläche zieht ſich die Poſtſtraße von Trau nach Spalato. (*G. F. Schreiner.*)

EBENEZER, Stein, Denkmal der Hilfe, ein Denkſtein zwiſchen Mizpa und Sen (1 Sam. 7, 10—12), welchen Samuel nach einem über die Philiſter erfochtenen Siege errichtete. (*Schincke.*)

EBENFURTH, eine alte, kleine, offene Stadt, im V. U. W. W. Niederöſterreichs, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 4, am linken Ufer des Leithafluſſes nordöſtlich unterhalb Neuſtadt in flacher, wenig erfreulicher Umgebung, von Ungern nur durch den Fluß getrennt, über welchen jenſeit der Stadt eine gemauerte Brücke führt. Sie iſt der Hauptort einer den freiherrlich von Moſer'ſchen Erben gehörigen Herrſchaft gleiches Namens, hat 125 Häuſer, 985 teutſche Einwohner, ein ſchönes, in neuerm Styl erbautes herrſchaftliches Schloß, zu welchem ein ſchöner Garten und ein nicht unbedeutender Thiergarten, worin ſich eine Schießſtätte befindet, gehören, einer zum weigelsdorfer Dekanat des wiener Erzbisthums gehörigen katholiſchen Pfarre von 1709 Seelen, der altteutſchen Pfarrkirche St. Udalrich, in der in einer Kapelle ſchöne Frescogemälde von Maulbertſch ſich vorfinden, einer Schule, einer Baumwollgeſpinnſtmanufactur, einem Brauhauſe, mehren Tuchmachern und einer Tuchwalke. (*G. F. Schreiner.*)

EBENHAUSEN, ein Pfarrdorf im baieriſchen Landgerichte Euerdorf und Dekanat Geldersheim, mit 75 Häuſern, 350 Einwohnern, einem Schloſſe, gutem Getreide- und Obſtbaue und bedeutender Viehzucht. Der letzte Graf Berthold von Henneberg-Hartenberg verkaufte im J. 1353 die Burg und Stadt Ebenhauſen, mit allen dazu gehörigen Burglehen, Voigteien, Zenten, Gerichten, Wildbanne u. ſ. w., dem Fürſtbiſchofe von Würzburg um 4500 Pfund Heller. (*Eisenmann.*)

EBENHOLZ, ſ. Diospyros und Ebenaceae. Falſches oder Alpenebenholz nennt man das harte, grünlich-braungeaderte Holz des Bohnenbaums (Cytisus Laburnum *L.* und C. alpinus *Miller*); falſches Ebenholz heißt auch das nur in ſchwachen Stücken vorkommende ſchwarzgeaderte, ſchwere harte Holz von Ebenus cretica *L.* (Anthyllis *Lamarck*). Auf den Antillen heißt grünes oder gelbes Ebenholz das Holz mehrer Bignonien (z. B. B. Leucoxylon *L.*): vielleicht iſt dies daſſelbe, welches Joſ. Acoſta (*C. Bauhin.* Pin. p. 393) Ebanos nennt. (*A. Sprengel.*)

Digitized by Google

EBENISTEN, heißen unter den Tiſchlern oder Schreinern diejenigen Künſtler, welche Moſaik mit gefärbten Hölzern (Peinture en bois, Holzmalerei) verfertigen. Im 17. Jahrh. wurde dieſe Kunſt zuerſt in Frankreich ausgebildet, und man nannte ſolche Arbeit Marqueterie, die Künſtler aber nannte man Ebeniſten, von dem Ebenholze, deſſen ſie ſich hauptſächlich dabei bedienten. Vergl. den Art. Mosaik. *(H.)*

Ebenoxylon *Lour.*, ſ. Diospyros.

EBENSEE, 1) Diſtrictscommiſſariat im Salzkammergute des Landes ob der Ens, welches einen Theil des Traunkreiſes bildet, zum Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 59 gehört, mit einem Pfleger, welcher im Dorfe Lambath ſeinen Sitz hat, an der Spitze, 11 Dörfern, welche in drei Steuergemeinden getheilt ſind, 458 Häuſern, 3808 Einwohnern, einer Pfarre und einer Schule. 2) Ein zu dem Diſtrictscommiſſariat und Verwesamte, welches aber auch in dem gegenüberliegenden Dorfe Lambath ſeinen Sitz hat, gleiches Namens gehöriges Dorf, am ſüdlichen oder obern Ende des Gmundner- oder Traunſees, am rechten Ufer und Einfluſſe der Traun in den See, vom Orte Lambath nur durch den Fluß getrennt, in einem von hohen Gebirgen begrenzten, anmuthigen, 2½ Stunden langen Thale, welches auch den Namen Ebenſee führt, in einer mäßigen Fläche gelegen, 2 Stunden von Gmunden und 3½ Stunden von dem Badeorte Iſchl entfernt, nach Lambath eingepfarrt, mit 83 Häuſern und 641 teutſchen Einwohnern, welche ſich von den Arbeiten in den Salinen, am großen Holzrechen, der ſich an der Einmündung der Traun in den See befindet, und in den Waldungen nähren. Von hier kann man höchſt intereſſante Ausflüge zum Rinnbach-Strub, einem maleriſchen Waſſerfalle, an den durch eine freundliche mit Wieſen, Feldern und Waldungen beſtandene Ebene von Ebenſee getrennten anmuthigen Offenſee, an den rinnbacher Rechen, zu den Schiffswerften für den Salztransport, der höchſt intereſſanten Holzſchneidemühle und den Salzpfannen in Lambath, ſowie auch auf dem Traunſee machen. Die Zeit der erſten Anſiedelung in dieſem Gebirgsthale iſt unbekannt. Der Bezirk von Ebenſee gehörte in den älteſten Zeiten größtentheils unter die Herrſchaft Traunkirchen und kam auch mit Traunkirchen unter die weltliche und geiſtliche Jurisdiction der Jeſuiten in Paſſau, und fiel nach der im J. 1773 erfolgten Aufhebung der Jeſuiten in Traunkirchen an das allerhöchſte Ärarium (B. Pillwein, Geſchichte, Geographie, und Statiſtik des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens und des Herzogthums Salzburg [Linz 1828]. 2. Th. S. 346). *(G. F. Schreiner.)*

EBENTHAL, 1) eine dem Grafen Peter von Goes gehörige Bezirksherrſchaft im Königreiche Illyrien und zwar im klagenfurter Kreiſe Kärnthens. Der Bezirk dieſer Herrſchaft umfaßt die Herrſchaft Ebenthal, das Gut Eibelhof, die Propſtei Pfarr Gurnitz, die Pfarrgült Timenitz und die Kirchengülten Ebenthal, St. Andrä, Gurnitz, am Sandhof, Schrelz zu St. Peter, Timenitz und Unterzollberg zu St. Georgen; endlich die teutſche Ritterordenscommende Sandhof. Innerhalb deſſelben liegen auch die Pfarreien Gurnitz und Timenitz und die Expoſitur Ebenthal. Zu dieſem Bezirke gehören 28 Dörfer, 366 Häuſer und 2167 teutſche Einwohner. Der Viehſtand des ganzen Bezirkes beſteht aus 160 Pferden, 170 Ochſen, 600 Kühen und 150 Schafen. Außer der angegebenen Zahl der Einheimiſchen befinden ſich (1834) noch 239 Fremde im ganzen Bezirke. Im Bezirke Ebenthal befindet ſich auch zu Gurnitz eine Bleiweißfabrik, die aber gegenwärtig nicht betrieben wird. An der Spitze der Geſchäfte des Bezirkes ſteht ein Bezirkscommiſſar. 2) Ein Dorf deſſelben Bezirkes, Kreiſes und Landes, ¾ Stunde ſüdöſtlich von Klagenfurt, am Fuße des Predigtſtuhles, von deſſen Gipfel man eine herrliche Ausſicht genießt in ebener Gegend, an der Glan gelegen, mit einem hübſchen Schloſſe und Garten, deſſen Anlagen dem allgemeinen Beſuche geöffnet ſind, wohin von der Hauptſtadt eine ſchöne Allee von 100jährigen Eichen führt; einer zum tainacher Dekanat des Bisthums Gurk gehörigen katholiſchen Expoſitur von (1834) 694 Seelen, einer katholiſchen Kirche zu Mariahilf und angenehmer Umgebung, welche von Klagenfurt aus häufig beſucht wird; 40 Häuſern und 228 Einwohnern. 3) Eine zur Bezirksherrſchaft Gotſchee gehörige, nach Alslack eingepfarrte Gemeinde im neuſtädtler Kreiſe Krains. *(G. F. Schreiner.)*

EBENUS. Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Hedyſareen der natürlichen Familie der Leguminoſen, für welche ſchon Honorius Bellus (Epist. ad *Clus.* 4, *Clus.* hist. app. p. 309) und Proſper Alpin (Exotic. 2, 32. p. 278), ja wahrſcheinlich ſchon Theophraſt (ἐβένη ἑτέρα hist. pl. 4, 4, 6. ed. *Schneid.*) jenen Namen gebrauchten, den Lamarck unterdrückte, indem er die Gattung mit Anthyllis vereinigte, Candolle aber wiederherſtellte. Char. Der Kelch ſtehenbleibend, fünfſpaltig, zuletzt mit bauchiger Röhre: die linien-pfriemenförmigen Fetzen ſind mit der Corolle von gleicher Länge; die Segel der Schmetterlingscorolle ſehr klein; die Staubfäden zu einem Bündel zuſammengewachſen; die Hülſenfrucht iſt rundlich, ein- oder zweiſamig. Von Anthyllis unterſcheidet ſich Ebenus durch die längern Kelchfetzen, durch die ſehr kleinen Segel und durch den Habitus, welcher mehr dem von Onobrychis gleicht. Die drei bekannten Arten wachſen im Gebiete des Mittelmeeres und haben gefiederte, ſeidenhaarige Blätter, deren Endblättchen ungeſtielt iſt, mit dem Blatte nicht verwachſene Afterblättchen, lange, in den Blattachſeln ſtehende Blüthenſtiele, dichte Blüthenähren und röthliche Blumen. 1) E. cretica *L.* (Sp. pl., *Prosp. Alp.* l. c. cum ic., *Barrelier* ic. t. 377 et 913, Anthyllis cretica *Lam.* enc. I. p. 203, Bot. mag. t. 1092), ein auf Kreta einheimiſcher Strauch mit gedreiten, oder häufiger gefiederten, zweipaarigen Blättern, ablang-linienförmigen Blättchen, den Blättern gegenüberſtehenden, unter einander verwachſenen Afterblättchen und einförmig-cylinderiſchen Blüthenähren. Das Holz dieſes Strauches iſt ſchwarzgeadert und hart, kann aber, da es nur eine geringe Stärke erlangt, blos zu feinern Schnitzarbeiten benutzt werden (falſches Ebenholz). 2) E. pinnata *Desfontaines* (Mém.

Digitized by Google

de la soc. d'hist. nat. de Par. I. p. 21. t. 3, Fl. atlant. II. p. 152, Hedysarum sericeum *Vahl* symb. II. p. 83. t. 41, Anthyllis sericea *Willdenow* sp. pl. III. p. 1014), ein zweijähriges Kraut mit vier- bis fünfpaarigen Blättern, linienförmigen oder ablangen Blättchen, von einander getrennten, langzugeſpitzten Afterblättchen, weichhaarigem Stengel und eiförmigen Blüthenähren. Auf unbebauten Hügeln in der Berberei. 3) E. Sibthorpii *Candolle* (Légum. t. 53. Prodr. II. p. 351, E. pinnata *Sibthorp* et *Smith* prodr. fl. gr. II. p. 92. excl. syn., Onobrychis orientalis etc. *Tournefort* cor. 26), ebenfalls ein zweijähriges Kraut mit vier- bis fünfpaarigen Blättern, ablang-linienförmigen, flachlicht-ſtumpfen Blättchen, getrennten, langzugeſpitzten Afterblättchen, angedrückten, feinen Haaren des Stengels und kugeligen Ähren. Auf den Bergen Parnaß und Athos in Griechenland. — Ebenus der Alten und Commerſon's, ſ. Diospyros; Ebenus bei Rumphius, ſ. Ebenoxylon (unter Diospyros); Ebenus capensis *L.*, ſ. Lebeckia (cytisoides *Aiton*). (*A. Sprengel.*)

EBENZWEYER, EBENSWEYER, ein nettes Dörfchen und eine Steuergemeinde, auch Herrſchaft, des Diſtrictscommiſſariates Ort, im Traunkreiſe des Landes ob der Ens, am Gmundnerſee gelegen, durch eine freundliche Bucht, in welcher der See am breiteſten iſt, von Altmünſter, wohin es eingepfarrt iſt, getrennt, mit 24 Häuſern und 129 Einwohnern und einem hübſchen Schlößchen und Garten, das eine überaus reizende Ausſicht über den See gewährt. Das Schloß und die Herrſchaft beſaßen bis in die Zeiten der Kirchenreformation die Schachner von Ebenzweyer, von denen Dittmar von Schachner im J. 1292 zuerſt als Zeuge in einem Kaufbriefe des Herbart von Stain angeführt wird, Abraham Schachner, Ritter und zugleich lutheriſcher Prediger zu Altmünſter, das Schloß ums J. 1550 beſaß. Er predigte Anfangs in ſeiner Schloßkapelle zu Ebenzweyer; nachdem aber die katholiſche Geiſtlichkeit vertrieben worden war, lehrte er öffentlich in der Pfarrkirche zu Altmünſter. (*G. F. Schreiner.*)

EBER (Paul), einer der merkwürdigſten Theologen aus der jüngſten Periode der eigentlich ſogenannten Reformationszeit, war zu Kitzingen in Franken am 8. Nov. 1511 geboren. Sein Vater, ein zwar nicht gelehrter, aber verſtändiger Bürger, beſtimmte ihn zum Studiren, und brachte ihn in ſeinem 12. Jahre nach Ansbach auf die Schule; aber durch einen auf einer Reiſe nach dem väterlichen Hauſe erlittenen Unfall hatte er das Unglück, in ſeinem 14. Jahre bucklig zu werden. Indeſſen wurde im J. 1526 das berühmte Gymnaſium zu Nürnberg errichtet, auf welchem E. ſechs Jahre lang, vorzüglich unter der Leitung des Joachim Camerarius, mit ſo glücklichem Erfolge ſtudirte, daß der Rath und einige vornehme Familien zu Nürnberg ihn durch ihre Unterſtützung in den Stand ſetzten, ſeit dem J. 1532, ſeine Studien auf der Univerſität Wittenberg fortzuſetzen. Hier ſchloß er ſich vorzüglich an Melanchthon an, dem er ſowol in ſeinem wiſſenſchaftlichen Streben, als in ſeiner Geſinnung vorzüglich ähnlich wurde. Im J. 1536 wurde er Magiſter, und im folgenden Jahre Adjunct der philoſophiſchen Facultät. Auf Melanchthon's Empfehlung wurden viele junge Edelleute und andere Studirende ſeiner beſondern Aufſicht anvertraut, und E. bildete in ſeiner Privatſchule verſchiedene ausgezeichnete Männer, wodurch er auch im Auslande rühmlich bekannt wurde. Melanchthon liebte ihn vorzüglich, bediente ſich in allen ſeinen Geſchäften ſeines Beiſtandes, und vertraute ihm alles an, ſodaß E. von Andern deshalb im Scherze Repertorium Philippi genannt wurde; auch ſtiftete Melanchthon, um ihn deſto mehr an Wittenberg zu feſſeln, im J. 1541 E.'s Heirath mit einer leipziger Bürgerstochter, Helena Kuffner. Aber auch Luther zeichnete ihn aus, und ſetzte großes Vertrauen auf ihn, wie er denn nicht lange vor ſeinem Tode, als E., nebſt andern Freunden, bei ihm zu Tiſche geweſen war, beim Abſchiede ihm noch zurief: „Du heißeſt Paulus, darum ſuche auch, nach Pauli Beiſpiele, die Lehre, welche Paulus vorgetragen hat, immer ſtandhaft zu erhalten und zu beſchützen! — Seine erſte Beförderung fand E. zu Wittenberg im J. 1544 als Profeſſor der lateiniſchen Sprache, und lehrte nicht nur dieſe mit großem Beifalle, ſondern erſtreckte ſeine Vorleſungen auch über alle philoſophiſche Wiſſenſchaften, mit Einſchluß der Mathematik und Phyſik, die man damals noch als Theile der Philoſophie zu betrachten gewohnt war. Während der Belagerung und nach der Eroberung der Stadt Wittenberg durch K. Karl V., im J. 1547, als die meiſten Lehrer ſich entfernt hatten, blieb E., nebſt Bugenhagen und Cruciger, zurück. Nachdem die Ruhe und Ordnung wiederhergeſtellt war, ſetzte er nicht nur ſeine philoſophiſchen Vorleſungen eifrig und mit Ruhm fort, ſondern trat nun auch als Schriftſteller im geſchichtlichen und philologiſchen Fache auf, worin er ſich, wie es ſcheint, vorzüglich ſeinen ehemaligen Lehrer Camerarius zum Muſter nahm[1]. Unter ſeinen Schriften aus dieſer Periode hat vorzüglich das Calendarium historicum Beifall gefunden, worin er zuerſt die Idee ausgeführt hat, bei allen Tagen des Jahres die an denſelben vorgefallenen geſchichtlich merkwürdigen Begebenheiten zuſammenzuſtellen; ein Verfahren, welches zu manchen intereſſanten Bemerkungen und Combinationen Gelegenheit gibt, und daher in der Folge, bis auf die neueſte Zeit, mehrmals mit größerer Vollſtändigkeit nachgeahmt worden iſt. Außer dieſen ſeinen eigenen Schriften wurde auch der erſte Band der geſammelten

1) Seine hierher gehörigen Schriften ſind folgende: 1) Historia judaica a reditu ex Babylonico exilio usque ad ultimum excidium Hierosolymae (Wittenb. 1548. Ibid. 1560. Teutſch Nürnb. 1667. 4.). 2) Calendarium historicum (Wittenb. 1550, und viele folgende, zum Theil vermehrte, Auflagen; die ſpätern in 4.; teutſch Wittenb. 1582. 4.). 3) Vocabula rei numariae, ponderum et mensurarum graeca, lat., ebr., collecta ex Budaei, Camerarii et Phil. Melanthonis annot. a *P. Ebero* et *Casp. Peucero* (Witt. 1552) u. m. A. Bei der Ausgabe von 1556 finden ſich auch: Appellationes Quadrupedum, Insectorum, Piscium, frugum etc. 4) Jo. Moaingeri Genealogia h. e. brevis descriptio famil. Juliae usque ad Neronem, c. praef. *P. Eberi* (Witt. 1556). 5) De vita et scriptis C. Plinii (Witt. 1556). 6) Ratio studendi generalis; in *Henr. Strobandii* Institutionis literatae, sive de discendi atque docendi ratione. T. III. (Thorun. 1588. 4.)

Digitized by Google

Scriptorum publice propositorum a Professoribus in Academia Witebergensi (die Schriften vom J. 1540—1552 enthaltend) von ihm im J. 1553 herausgegeben, und mit einer Vorrede verſehen, in welcher er von dem Leben des Johann Marcellus, Erasmus Reinhold und Peter Suavenius Nachricht gibt. Ungeachtet E. damals noch kein theologiſches Lehramt, und überhaupt kein geiſtliches Amt bekleidete, wurde er doch im J. 1555 mit zu der ſächſiſchen allgemeinen Kirchenviſitation als Commiſſarius zugezogen. Wegen ſeiner friedfertigen Geſinnung kam er in den Verdacht einer Hinneigung zum Calvinismus; allein nicht nur er ſelbſt vertheidigte ſich dagegen, ſondern auch die ganze Univerſität gab ihm ein rühmliches Zeugniß, indem ſie ihn im J. 1557, nach Joh. Forſter's Tode, dem Kurfürſten zu der erledigten theologiſchen Profeſſur mit der Verſicherung empfahl, daß er gottesfürchtig, gelehrt und verſtändig ſei, und daß ſie keinen tüchtigern Mann zur theologiſchen Facultät zu finden wüßten. Er wurde hierauf auch aus der philoſophiſchen in die theologiſche Facultät verſetzt, und erhielt zugleich das Amt eines Propſtes an der Schloßkirche, das er aber im J. 1558, nach Bugenhagen's Tode, mit dem eines Generalſuperintendenten und Pfarrers an der Stadtkirche vertauſchte. Erſt im J. 1559 erhielt er auch die theologiſche Doctorwürde. Von dieſer Zeit an wandte ſich auch ſein Schriftſtellerfleiß ausſchließlich auf die Theologie [2]). Sein Hauptwerk war die in Auftrag des Kurfürſten Auguſt von Sachſen (im J. 1565 zu Wittenberg in 10 Th. 4.), von ihm und Major gemeinſchaftlich herausgegebene **Biblia germanico-latina**. In dieſer Bibel iſt der teutſche Text nach Luther's Überſetzung abgedruckt, und nach letzterer auch der zum Grunde gelegte lateiniſche Text der **Vulgata** abgeändert worden, welche Arbeit E. in Anſehung des alten, Major aber in Anſehung des neuen Teſtamentes übernahm; erſterer beſorgte auch die Correctur des ganzen Werkes, wiewol im Drucke, weil er ſehr eilfertig betrieben wurde, doch noch viele Fehler ſtehen blieben, die in der zweiten, im J. 1574 erſchienenen, übrigens unveränderten Auflage (welche, nach E.'s inzwiſchen erfolgtem Tode, Paul Crellius beſorgte) berichtigt wurden. E.'s Wirkſamkeit blieb indeſſen nicht auf Wittenberg beſchränkt. Im J. 1557 reiſte er mit Melanchthon zu dem Religionsgeſpräche nach Worms, das aber fruchtlos ablief; im J. 1564 wurde er auf einige Zeit nach Jena, in Angelegenheiten der dortigen Univerſität, berufen; und 1568 ging er, auf die Einladung des Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg, nach Ansbach, um die daſelbſt ausgebrochenen kirchlichen Streitigkeiten beizulegen, welches er auch mit ſo glücklichem Erfolge, zur Zufriedenheit des Markgrafen, bewirkte, daß ihn dieſer nicht nur anſehnlich beſchenkte, ſondern auch einem ſeiner Söhne einen lebenslänglichen Jahrgehalt ertheilte. Nicht ſo glücklich war er auf dem Religionsgeſpräche zu Altenburg, dem er gleich nach jener ansbachiſchen Reiſe beiwohnte, und das ſich bis in das folgende Jahr hinzog. Die Heftigkeit, mit welcher bei dieſem Geſpräche disputirt wurde, die unerfreuliche Wendung, und der erfolgloſe Ausgang deſſelben griffen ihn an Geiſt und Körper ſo an, daß er ſeinem Freunde Mencius ſagte: nur der Tod werde ihn den Beſchwerden und dem Verdruſſe dieſer Reiſe entheben. Dies geſchah auch; er verfiel nach ſeiner Rückkehr in eine ſchwere Krankheit, und ſtarb am 10. Dec. 1569. Zu bemerken iſt, daß er auch unter die teutſchen Kirchenliederdichter gehört, indem folgende Lieder von ihm bekannt, und in den ältern Geſangbüchern zu finden ſind: Ach wie ein kleinen Augenblick ꝛc. Helft mir Gott's Güte preiſen ꝛc. (ein Neujahrslied, das er nach der Befreiung Wittenbergs dichtete, und deſſen ſechs Verſe in ihren Anfangsbuchſtaben den Namen ſeiner Gattin Helena enthalten); Herr Gott dich loben alle wir ꝛc. (nach einem lateiniſchen Gedichte Melanchthon's: **Dicimus grates tibi etc.**); Herr Jeſu Chriſt, wahr'r Menſch und Gott ꝛc. In Chriſti Wunden ſchlaf ich ein ꝛc. O Herr ſei du mein Zuverſicht ꝛc. und: Wenn wir in höchſten Nöthen ſein ꝛc. Obgleich dieſe Lieder an manchen Härten der Sprache leiden, ſo herrſchte doch in ihnen ein ſehr tiefes und inniges Gefühl, und ihr Verfaſſer verdient deshalb unter den teutſchen Dichtern des 16. Jahrh. nächſt Luther eine der ehrenvollſten Stellen. (*H. A. Erhard.*)

EBER und EBERBILDER (teutſche und nordiſche Alterthumskunde), werden ſchon durch Tacitus eingeführt; er ſagt nämlich, daß die Aſtyer die Göttermutter verehren und als Abzeichen des Aberglaubens Eberbilder führen, und dieſes als Waffen und Schirm gegen Alles, den Verehrer der Göttin auch unter den Feinden ſicher mache, oder mit des Tacitus eigenen Worten: „**Matrem Deûm venerantur, insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omniumque tutela; securum Deae cultorem etiam inter hostes praestat.**“ So Tacitus (Germ. 45), welcher die Aſtyer unter die Germanen zählt, deshalb hat man dieſe Stelle auch auf die Teutſchen bezogen, und auch dieſes mit in Verbindung gebracht, daß Tacitus (Germ. 5) ſagt, daß die Germanen gewiſſe Bildniſſe und Zeichen (Fahnen) aus den Hainen nehmen und in die Schlacht tragen, oder, wie er ſich ſelbſt ausdrückt: „**effigiesque et signa quaedam, detracta lucis, in proelium ferunt.**“ Er knüpft dieſes unmittelbar an das an, daß die Germanen glaubten, Gott oder der Gott ſei bei den Schlachtſchlagenden gegenwärtig. In der **Historiarum Lib. IV. Cap.** ſagt

2) Außer der oben erwähnten Bibelausgabe gehören zu ſeinen theologiſchen Schriften: 1) Assertio, declaratio et confessio de sacratissima Coena Domini (Witt. 1565) u. m. A., auch teutſch. Es iſt dies ohne Zweifel dieſelbe Confeſſion, die Eber im J. 1561 zu Dresden eingereicht hatte, zugleich in der Abſicht, dadurch eine Vergleichung der ſtreitenden Parteien in Anſehung dieſes Gegenſtandes zu bewirken, was ihm aber nicht glückte. In Strobel's Beitr. z. Lit. 1. Bd. 2. St. S. 500 ſteht ein Judicium D. Jo. Aurifabri de confessione Eberi (d. Regiom. XVI. Jun. 1561), worin manche Ausſtellungen gegen dieſelbe, in Anſehung der Sache und des Ausdrucks, gemacht werden. 2) Katechismus-Predigten, 1562 nachgeſchrieben und in Druck gegeben durch Theoph. Feurelium (Nürnb. 1577). — Briefe, Bedenken u. dgl. von ihm ſind in verſchiedenen ältern und neuern literariſchen Sammlungen mitgetheilt worden; ſo ſteht z. B. im Literar. Muſeum, 2. Bd. 1. St. S. 147, ein Brief von ihm (d. Witeb. pridie Luciae 1561) an Hieron. Baumgartner in Nürnberg, der für die Geſchichte des Abendmahlsſtreites nicht unwichtig iſt.

Digitized by Google

Tacitus in Beziehung auf die Heerſcharen der Römer auf der einen und der Bataver und der mit ihnen verbundenen Germanen auf der andern Seite: „Von dieſer Seite die Feldzeichen der langgedienten Cohorten, von jener Seite die aus den Wäldern und Hainen genommenen Bildniſſe wilder Thiere, wie bei jedem Volke Brauch iſt in die Schlacht zu ziehen," oder mit des Geſchichtſchreibers eigenen Worten: „Hinc veteranarum cohortium signa, inde depromptae silvis lucisque ferarum imagines, ut cuique genti inire praelium mos est." Hieraus geht zwar hervor, daß auch die teutſchen Bildniſſe von Thieren, welche ſie in den Hainen aufbewahrten, als Feldzeichen mit in die Schlacht nahmen; aber die Eberbilder, muß man ſchließen, war etwas für die Aſtyer insbeſondere Eigenthümliches. Tacitus handelt nämlich im erſten Theile ſeiner Beſchreibung Germaniens und ſeiner Bewohner von dem, was allen Germanen gemeinſchaftlich war, und dann im zweiten Theile, was jedes Volk insbeſondere Eigenthümliches hatte, wie er ſelbſt Cap. 27 bemerkt: „Haec in commune de omnium Germanorum origine ac moribus accepimus. Nunc singularum gentium instituta ritusque quatenus differant, expediam." So handelt er dann auch Cap. 45 von dem, was die Aſtyer Eigenthümliches hatten, und zwar rückſichtlich unſeres Gegenſtandes die Führung der Eberbilder zur Verehrung der Göttermutter. Überdies bemerkt er, daß die Völkerſchaften der Aſtyer die Gebräuche und Beſchaffenheit (habitum) der Sueven haben, aber ihre Sprache ſich der britanniſchen nähere. Hieraus ſchon folgt, daß ſie keine Teutſchen waren; auch zeigt der Name und Wohnort der Aſtyer, daß ſie keine andern als die Eſthen ſind. Ferner trieben die Aſtyer, wie Tacitus bemerkt, den Ackerbau geduldiger, als die übrigen Germanen. Die Aſtyer werden alſo zwar von Tacitus unter die Germanen gezählt, ſind aber keine Teutſchen. Die Bemerkung, daß ſie ſich des Ackerbaues befleißigten, iſt merkwürdig, weil ſie uns den Schlüſſel gibt, warum ſie als Verehrer der Göttermutter Eberbilder trugen. Der Eber war ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, und die Göttermutter war ſicher keine andere, als die Erde. Während alſo die teutſchen Völkerſchaften die Reudingen, Avionen (Avien), Angeln, Varinen (Waren), Endoſen und Suardonen (Schwarzen) und die Nuithonen (Weißen), zwar auch die Mutter Erde verehrten, aber bei ihnen, wie daraus zu ſchließen, daß der Wagen der Göttin von Kühen gezogen ward, Kühe geheiligt waren, hatten die nicht-teutſchen Aſtyer der Göttermutter Eber gewidmet. Auch wurden in teutſchen Grabſtätten nie Eberbilder gefunden, dagegen deſto häufiger Eberzähne, und dieſe wol als Siegeszeichen des jagenden Mannes, der den Eber erlegt hatte. Auf Eberbilder findet man jedoch die simulacra de consparsa farina, die Bildniſſe aus Teig bezogen, welche den teutſchen Heiden oder Neubekehrten im Indiculus Paganiarum et Superstitionum Cap. XXV. De Simulacro de consparsa farina verboten werden. Hierzu findet man bemerkt: „Die Eberbilder waren unter dem Namen Julebak und Julegalt bekannt, und wurden von den Landleuten um Weihnachten herum lange Zeit auf den Tiſch geſetzt, endlich zerrieben und unter den Samen bei dem Säen gemiſcht, ein Theil unter das Futter der Ackerpferde" [1]). Man findet noch Waffel- und Eiſenkuchenformen, worauf Eberbilder ſtehen [2]). Aber das Merkwürdigſte, nämlich jener Gebrauch der Landleute, hatte nicht in Teutſchland, ſondern in Schweden ſtatt, wie wir im Artikel Opfer bei den Germanen ſehen. Wir vermutheten ſchon oben bei den Eberbildern der Eſthen, welche ſie zur Verehrung der Göttermutter trugen, daß ſie es thäten, weil der Eber Sinnbild der Fruchtbarkeit war. Im Betreff des Nordens muß dieſes als Thatſache gelten, da die ſchwediſchen Bauern den zu Weihnachten gebackenen Eber bis zur Saatzeit aufbewahren, dann einen Theil zerbröckeln und in das Gefäß oder den Korb thun, aus welchem der Same zur Saat ausgeſtreut wird. Wie bei den nicht-teutſchen Eſthen der Göttermutter die Eber geweiht waren, ſo auch hatte Freya im Norden heilige Eber [3]). Freya war urſprünglich mit Frigg, der Erde, ein Weſen, und als ſolches alſo auch Mutter der Götter und Menſchen. Freya'n dachte man ſich nach der einen Götterſage als auf einem Eber reitend, während ſie nach der andern mit Katzen oder auch Bären fährt, da Fess ſowol Katzen als Bären bedeutet. So nach der Skalda S. 119; aber in der Edda S. 28 und 66 werden Katzen unbezweifelt genannt. Aber auch die Bären können Sinnbilder der Fruchtbarkeit oder des Wachsthums ſein, da ſie ſo ganz klein zur Welt kommen und doch ſo groß werden. Die Freya ſcheint in den Tempeln des Nordens als auf einem Eber reitend oder fahrend abgebildet geweſen zu ſein, da ihr Eber kein von einer Sau geborner, ſondern ein von künſtleriſchen Zwergen verfertigter Eber iſt, alſo mehr ein künſtliches Eberbild, als ein wirklicher Eber, aber ein Eberbild, das ſich, vermöge der Zauberkraft, die ihm inwohnt, als ein wirklicher Eber bewegt. Im Hyndlu-Lioth (ſ. d. Art.) reitet Freya auf ihrem Verehrer Otlar, Innſtein's Sohne, den ſie in einen Eber verwandelt hat. Hyndla argwöhnt dieſen Betrug; aber Freya erwiedert,

1) So Rößig, Die Alterthümer der Teutſchen, S. 222, welcher in der Anmerkung S. 223 noch hinzufügt: „Hiervon ſcheint auch die Sitte, mit einem angeputzten wilden Schweinskopfe die Tafel zu zieren, herzukommen." 2) Derſelbe S. 222. 3) Finn-Magnuſen im Lexicon Mythologicum, p. 429, im Artikel Hildiswini, wie Freya's Eber heißt, verwendet auch die von uns oben mitgetheilte Stelle des Tacitus im Betreff der von den Eſthen verehrten Göttermutter und der zu ihrer Verehrung getragenen Eberbilder, und ſagt, hier ſei offenbar von Freya's Eber die Rede, wie dieſes auch der ſo gelehrte Malte Brun zu der Stelle des Tacitus angemerkt habe, nämlich: „C'était précisement l'animal consacré à Freya, la Vénus des Scandinaves, souvent confondue avec Frigga, la mère des dieux dans la même mythologie" (Geographie de *M. Brun* I, 234). Richtiger muß man ſagen, nicht, daß Freya und Frigg oft verwechſelt worden ſind, ſondern daß ſie urſprünglich ein Weſen waren, bis zwei aus einem gebildet wurden, und daß Freya urſprünglich Othin's Gemahlin, alſo die Mutter der Götter und Menſchen, war, wie wir im Artikel Odr, Odur in den Nachträgen zu O gezeigt haben. Die nicht-germaniſchen Eſthen verehrten natürlich die Göttermutter und ihren Eber nicht unter den Namen Freya und Hildiswini, ſondern nur dem Weſen nach unter eſthiſchen Benennungen.

Digitized by Google

daß Hyndla ſich darin täuſche, und ſagt, daß ſie ihren goldboeſtigen Eber Hildswini eeite. Sie ſingt Ste. 6. S. 318—319: „Die iſt es verhohlen (du weiſt es nicht), ich glaube, daß du träumſt, wenn du ſagſt, daß mein Mann (ſei) im Schlachtbegünſtigee [4]) (d. h. im Eber), da, wo dee Eber glüht (glänzt), Gullin-bursti (der goldborſtige), Hildisvini, den mir zwei kluge Zwerge machten, Dainn und Nabbi.“ Gullin-bursti (goldborſtigee) war auch die Benennung für einen Helm, der auf gewiſſe Weiſe geſtaltet war [5]). Auch Hildisvini von Hildur, Kampf, Schlacht, Göttin der Schlacht, und svin, Schwein, iſt Benennung für Helm. Beſonders berühmt war als Eigenname Hildi-gaulltr (Kampf-Eber) und Hildi-svin (Kampf-Schwein). So hieß nach dee Edda der Helm, welchen König Adils von der Leiche des gefallenen Königs Ali von Norwegen nahm, und unter den deei Koſtbaekeiten, welche König Heolf Keaki aus Schweden wählen ſollte, wenn er dem König Adils beiſtände, und die dann auch, als Hrolf's zwölf Berſerker dem ſchwediſchen König Adils den Sieg erringen halfen, dieſe für Hrolf Keaki auswählten und von Adils foderten, war der Helm Hildigölltr. Man [6]) nimmt gewöhnlich an, daß Ali's Helm ſowol Hildigölltr, als auch Hildisvin geheißen habe. Doch iſt dieſes in der Edda nicht ganz klar, und es kann unter Hildisvin auch ein anderer koſtbarer Helm in Schweden verſtanden werden. Sehe wahrſcheinlich iſt, daß man die Helme Kampf-Eber, Kampf-Schweine nannte, indem ihre Geſtalt Ähnlichkeit mit Eberhäuptern hatte [7]). Doch findet man auch Hildisvin durch Verres salutis erklärt, nämlich in Beziehung auf die Helme mit Eberbild als Amulet [8]). Mit Eberbildern waren die berühmteſten Helme geziert. So wird im Beowulfliede geſungen, S. 85:

Swin eal gylden
Eofer iren heard.

Schweine all-gülden
über harten Eiſen.

S. 98: Swin ofer helme.

Schweine über Helmen.

S. 110 wird von Beowulf und ſeinem Helme geſagt: „Umfangen (war) der Herr mit einem Schirme, den in den Vortagen (einſt) machte ein Waffenſchmied mit wunderbarer Kunſt, beſetzte (ihn) mit Schweinbilde (besette swin licum), daß ihn ſeitdem brennende (flammenſprühende) Schlachtklingen nicht zu beißen (zu verletzen) vermochten.“ Kurz zuvor wird von demſelben Helme geſagt: „Und der weiße Helm wehrte (beſchirmte) mit der Helmzier ihn, der die Meergründe mengen ſollte (nämlich mit Blute miſchen) [9]). Was gab nun aber dieſer Helmzier ihre ſo große Bedeutung? Glaubte man, daß es in der Feſtigkeit liege, mit welcher der Künſtler ſie gefertigt hatte, oder ſchrieb man dem Eberbilde eine geheimnißvolle Kraft zu? Dieſes müßte bejaht werden, wenn wir die Angaben des Plutaech, des Saxo Grammaticus, der Egils-Saga und der Islands-Landnámabók mit einander vergleichen. Plutarch erzählt von den Reitern der Kimbern, daß auf ihren Helmen aufgeſperrte Rachen füechterlicher Thiere abgebildet geweſen [10]). Was hatten dieſe aufgeſperrten Rachen füe einen Sinn? Waren ſie blos da, um durch den fürchterlichen Anblick die Feinde zu ſchrecken, oder verband man auch einen andern Gedanken zugleich damit? Hierauf antwortet die nordiſche Alterthumskunde. Nach der Sage bei Saxo Geammaticus geht Grep, um Erich den Beredten vom weitern Vorgehen abzuhalten, mit einer auserleſenen Schar von Zauberern an das Ufer, ſteckt den abgeſchnittenen Kopf eines den Göttern geopferten Pferdes auf eine Stange, und läßt ihn durch eingeſteckte Pfähle den Rachen aufſperren [11]). Nach Saxo Grammaticus hätte er es gethan, um Erich den Beeedten durch das furchtbare Schauſpiel zu erſchrecken; aber das Verfaheen hatte einen andern Sinn, wie aus der Egilsſaga und der Landnámabók erhellt. Die erſtere erzählt von Egil, Skalagrim's Sohne, welcher vom Könige Erich von Norwegen ungerecht behandelt woeden, und im Begriffe wae, nach Island abzuſegeln, Folgendes: „Er nahm in die Hand eine Haſelſtange und ging auf eine Felſenſpitze, welche in das Land hineinſah. Da nahm er ein Roßhaupt und ſetzte es auf die Stange, dann leiſtete er eine Vorrede [12]) (ſprach eine

---

4) í valsinni. 5) Finn-Magnuſen (S. 428) beſchreibt ihn ſo: „*Gullinbursti*, a quo etiam galeae certo modo cristatae sive rostratae idem nomen apud vetustatis heroes adeptae sunt. 6) Gudmund Magnuſen im Glossarium zum 1. Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 563. *Finn-Magnusen*, Lexicon Mythologicum, p. 458. 7) So ſagt Gudmund Magnuſen S. 563 in Beziehung auf Hildigaulltr und Hildisvin: „hanc galeam nomen *g. gaulltr* et *svin* adeptam esse a figura cristae, aut etiam nasalis tegminis, i. munimenti (*nef biargar*) rostri suilli in modum formati, vix est dubium. 8) Thorkelin ſagt in ſeinen Anmerkungen zum Beowulfliede, oder unter welchem Titel er es herausgegeben hat: „De Danorum Rebus Gestis Secul. III et IV Poëma Danicum dialecto Anglosaxonica (Havniae MDCCCXV).“ p. 243: „Crista galearum verre (Freio sacro) insignis 85, 98, 110. Amuleti instar a Veteribus conciliandi sibi divini praesidii ergo adhibita. Crista aurata 85. confr. Index Vocum ad Eddae Saemundinae Tom. I. in Voce *Hildisvin* i. e. Verres salutis.“

9)

Ac se hwita helm
Hafelan werede
Se, the mere grundas
Mengan skolde,

oder, wie Thorkelin es überträgt:

Candida galea
Cristâ defendit
Eum, qui mare profundum
Misceret.

Vergleiche S. 53, wo der Dichter einen andern Helm nennt: Helm of hafelan (Galeam cristâ valde minacem). 10) Plutarch im Marius, Cap. 25: „*οἱ δὲ ἱππεῖς μύριοι καὶ πεντακισχίλιοι τὸ πλῆθος ὄντες, ἐξήλασαν λαμπροί, κράνη μὲν εἰκασμένα θηρίων φοβερῶν χάσμασι καὶ προτομαῖς ἰδιομόρφοις ἔχοντες, ἃς ἐπαιρόμενα λόφοις πτερωτοῖς εἰς ὕψος, ἐφαίνοντο μείζους.*“ Ohne jedoch der aufgeſperrten Rachen der Thierbilder zu gedenken, erwähnt auch Diodor von Sicilien (V, 30) die Helme der Gallier mit Thierbildern: „*κράνη δὲ χαλκᾶ περιτίθενται, μεγάλας ἐξοχὰς ἐξ αὑτῶν ἔχοντα, καὶ παμμεγέθη φαντασίαν ἐπιφέροντα τοῖς χρωμένοις· τοῖς μὲν γὰρ πρόσκειται συμφυῆ κέρατα, τοῖς δὲ ὀρνέων ἢ τετραπόδων ζώων ἐκτετυπωμέναι προτομαί.*“ 11) *Saxo Grammaticus* ex edit. *Stephan.* p. 57. 12) Sidan veitti hon formála.

Formel) und ſprach ſo: „„„Hier ſetze ich eine Neidſtange (Verwünſchungsſtange) auf, und ich wende dieſen Neid (dieſe Verwünſchung) an die Hände [13]) dem Könige Erich und der Königin Gunhilld."" Er wandte das Roßhaupt auf das Land hinein (und ſagte): „„Ich wende dieſen Neid (dieſe Verwünſchung) auf die Landesſchutzgeiſter (landvaettir), welche dieſes Land bewohnen, ſodaß ſie alle fahren mögen wilde Wege (Irrwege), und keiner erhalte noch finde [14]) Sitz darin, bevor ſie getrieben haben aus dem Lande den König Erich und Gunhillden""" [15]). Hieraus geht auf das Schönſte hervor, daß das Roß- oder Thierhaupt überhaupt nicht blos durch ſeinen ſchrecklichen Anblick, ſondern vorzüglich durch die Verwünſchung wirken ſollte, durch die es zaubermächtig gemacht ward. Das gähnende, mit Zaubermacht mittels Verwünſchung ausgeſtattete Haupt ſollte die Schutzgeiſter vertreiben; daher war auch der Anfang dee heidniſchen isländiſchen Geſetze dieſer: „Man ſolle kein Schiff mit einem Haupte auf dem Meere haben, wenn man aber eins habe, da ſolle man das Haupt abnehmen, ehe man in das Angeſicht des Landes käme, und an das Land nicht ſegeln mit gähnendem Haupte oder offenem Rachen, damit ſo die Landesſchutzgeiſter (landvaettir) nicht erſchreckt würden" [16]). Gähnende oder mit aufgeſperrtem Rachen verſehene Häupter kommen beſonders an Kriegsſchiffen vor. So ſingt Thorbiörn Hornkloſi im Liede von der Schlacht in Hafursfiörd:

Die Kiele kamen von Oſten,
Kampfs überluſtig
Mit gähnenden Häuptern,
Und gegrabenen Zierden [17]).

In der früheſten Zeit, als man noch keine Helme hatte, läßt ſich ſchließen, wurden ſtatt derſelben von den in die Schlacht Ziehenden Schädel von Thieren auf das Haupt befeſtigt und die aufgeſperrten Rachen derſelben gegen den Feind gekehrt. Vielleicht hatte dieſes auch bei den Eſthen ſtatt, und die Stelle des Tacitus iſt ſo zu verſtehen. Die Eſthen wohnten nämlich ſo entfernt vom Schauplatze, wo die Römer in Perſon auftraten, daß dieſe, welche die Eberſchädel, welche die Eſthen als Helme trugen, leicht in als Amulete getragene Eberbilder verwandeln konnten. Dieſe Eberſchädel als Helme paſſen ganz zu dem übrigen Zuſtande, als in welchem ſich befindend die Eſthen Tacitus beſchreibt. Sie brauchten nämlich gegen die Feinde ſelten Eiſen, häufig Prügel. Sie hatten alſo ſchweelich ſchon mit Eberbildern gezierte eiſerne oder metallene Helme, welche ſpäter die nordiſchen Könige trugen. Es läßt ſich ſchließen, daß dee Gebrauch, mit Eberſchädeln das Haupt zu ſchützen, die Vorbilder zu den künſtlich aus Metall verfertigten Helmen mit Eberbildern gegeben habe. Die Annahme, daß die Eſthen blos kleine Eberbilder als Amulete, und nicht Eberſchädel ſtatt der Helme in der Schlacht gegen die Feinde getragen, iſt nicht wahrſcheinlich. Gingen ſie ohne das Haupt zu ſchirmen in den Kampf, ſo hätten ſie bald den Glauben verlieren müſſen, daß ſie die kleinen als Amulete getragenen Eberbilder vor Verwundung und Tod ſchützten. Wichtig iſt die Bemerkung des Tacitus von dem Glauben der Eſthen, dem zufolge ſie glaubten, daß der Verehrer der Göttin auch unter den Feinden ſicher ſei, wenn er Eberbilder trüge. Wir verſtehen darunter hauptſächlich ſtatt der Helme getragene Eberſchädel, und zwar Schädel von ſolchen Ebern, welche der Göttermutter geopfert worden waren, und deren Schädel als für zaubermächtig galten, beſonders wenn man ſie bei neuen Opfern wieder mit Opferblute beſtrich. Wenigſtens war im germaniſchen Norden die Beſtreichung der Götterbilder und ihrer Geſtelle und der Tempelwände und das Beſprützen der Opferbringenden mit Opferblute die Hauptſache [18]). Es läßt ſich ſchließen, daß Freya als auf einem Eberbilde reitend dargeſtellt war. Dieſes Eberbild ward alſo auch mit Opferblute beſtrichen. Ein mit Freya ganz nahe verwandtes Weſen war Freyr. Er herrſchte über Regen und Sonnenſchein, und ihn mußte man aneuſen um fruchtbare Zeit und Frieden. Sowie Freya und Frigg urſprünglich ein Weſen waren, ſo läßt ſich ſchließen, daß auch Freyr, oder nach der däniſchen Form Frö mit Freya und Frigg urſprünglich ein Weſen bildete, welches bei dieſer Völkerſchaft weiblich, bei jener männlich war. Wenigſtens hieß bei den Schweden der Gott der Geſchlechtsluſt Frikko; er ertheilte den Menſchen die Wolluſt. Sein Bildniß hatte einen ungeheuern Priapus, und man opferte ihm, wenn man ſich verheirathete [19]). Auch im Betreff der Geſchlechtsluſt mußte der Eber, wenn er bei der langedauernden Handlung ſeiner Begattung beobachtet ward, als das beſte Sinnbild gelten. Dieſem Frikko, wie er bei den Schweden, dieſem Frö, wie er bei den Dänen, dieſem Freyr, wie er bei den Nordmannen (Norwegern) hieß, war alſo als dem Gotte der Geſchlechtsluſt und der Fruchtbarkeit der Menſchen, Thiere und dee Erde und Gewäſſer [20]) der Eber als Sinnbild der Geſchlechtsluſt und der Fruchtbarkeit auf die natürlichſte Weiſe heilig. Daher ſpielt der Eber des Gottes Freyr ſowol in der Götterſage, als im Götterdienſte eine große Rolle. Nach der Snorra-Edda [21]) fuhr zum Brande der Leiche Baldur's Freyr im Wagen, und halte vorgeſpannt den Eber, der Gullinburſti (Goldborſtiger) heißt, oder Slidrugtanni [22]). Dieſe Namen

13) gegen. 14) In der Urſchrift eine Formel in Stabreim: ok engi *hendi* ne *hitti* sitt inni. 15) Egils-Saga Cap. 60. Kopenhagener Ausg. von 1809. 16) Islands Landnámabók P. IV. Cap. VII. p. 299. 17) ſ. die Erläuterungen zu dieſer Stelle bei F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 100.

18) ſ. denſelben 1. Bd. S. 48. 2. Bd. S. 39 und die Artikel Opfer bei den Germanen und Ottar. 19) *Adamus Bremensis*, Historia Ecclesiastica, Cap. 233 ap. *Lindenbrog.* Scriptt. ed. *Fabricii*, p. 61—62. 20) Zu dem ár (dem an nährenden Erzeugniſſen reichen Jahre oder der fruchtbaren Zeit), um welches man dem Freyr opferte, gehörte auch, daß das Meer und die Küſten reich an Fiſchen waren; ſ. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 27—28, 33 und 48. 2. Bd. S. 39, 106—108, 154, 191 und 195. 21) Ausgabe von Raſk S. 66. 22) Die Bedeutung des Namens Slidrugtanni iſt nicht hinlänglich klar. Er ſcheint nach Finn-Magnuſen (Lex. Myth. p. 408) zu bedeuten entweder a) einen, der durch eine Scheide bedeckte, d. h. verborgene Zähne hat, oder auch b) einen, der abgeſtumpfte oder ſtumpfe Zähne hat, d. h. nicht ſcharf beißt. Vgl.

Digitized by Google

des Ebers kommen auch in der Skalda S. 104 vor, und hinzugefügt wird aus der berühmten Husdrapa[23]), welches Ulfr Uggaſon, ein heidniſcher Skalde Islands, ſang, folgende Halbſtrophe:

Ridr á baurg til borgar
Raudfrœdr sonar Odins
Freyr ok fólkum stýrir
Fyrst ok gulli byrstum.

Es reitet zuerſt auf dem goldborſtigen
Eber zur Burg[24]) des Sohnes Odin's
Der kampfverſtändige Freyr
Und ſteuert[25]) die Schlachtſcharen[26]).

Dieſer Eber Frey's ward durch Zaubermacht in Bewegung geſetzt, und war kein natürlicher Eber, denn den Eber mit goldenen Borſten verfertigte, nach der Skalda S. 131, der Zwerg Sindri für ſeinen Bruder, den Zwerg Brok, der dadurch, ſowie durch den auch von ſeinem Bruder verfertigten Goldring Draupnir und den Hammer Miölnir die Wette gegen Loki gewann. Brok gab Frey'n den Eber, und fügte hinzu: er könne davon fahren Tag in der Luft und auf dem Meer ſtärker, als irgend ein Pferd, und niemals ſeien die Finſterniſſe der Nacht und der Myrkheimar (Schwarzwelten, der Welten der Finſterniß) ſo dicht, daß es nicht von ſeinen Borſten hell genug ſei. Daraus, daß nach der Götterſage Frey's Eber künſtlich verfertigt wird, läßt ſich ſchließen, daß in den Tempeln, wo Bildſäulen von Freyr ſtanden, auch ſich ein künſtlich gefertigter Eber mit vergoldeten[27]) Borſten fand. Man beſtrich dieſen mit Opferblute, und glaubte, daß er dadurch, ſowie auch das mit Opferblute beſtrichene Bild des Gottes ſelbſt, Leben erhalten, und dieſes auf dem Eber durch Luft und See reite. Neben dieſem künſtlichen Eber hatte Freyr, ſowie auch Freya, noch Eber von wirklichem Fleiſch und Blut, welche ihnen geheiligt waren. Am Jola-Abend (Abend der Winterſonnenwenden) pflegten die Männer Gelübde zu thun. Der Heerdseber[28]) (sónar-gaultr) ward hereingebracht. Auf ihn legten die Männer ihre Hände und thaten Gelübde bei Bragr's (des Vorzüglichſten) Vollhorne (at bragar-fulli[29]). Dieſes findet ſich in der ungebundenen Rede zur

das Wort Slidhbeitr im Gloſſar zum zweiten Theile der großen Ausgabe der Edda Sämundar, oder c) einen, der Zähne hat, welche mit einem Bleche (vermuthlich mit Goldbleche) überzogen ſind.

23) ſ. den Art. Húsdrápa, lies jedoch S. 166. Col. 1. Z. 6 für „Inneamond" Stirnenmond. 24) d. h. zum Scheiterhaufen. 25) führt an. 26) fólkum stýrir, den Völkern ſteuert; fólk bedeutet aber ſehr häufig Schlachtvolk, Schlachtreihe; hier verſteht man die himmliſchen Heerſcharen unter den fólkum, welche Freyr anführt, als er zu Baldur's Leichenbrande reitet. Hier reitet alſo Freyr auf dem Eber bei dieſer Gelegenheit, oben nach der Edda S. 66, fährt er im Wagen und hat den goldborſtigen Eber vorgeſpannt. Doch kann auch hier von den Skalden ridha, reiten, vom Fahren im Wagen, welches eigentlich durch auka ausgedrückt zu werden pflegt, gebraucht ſein, da ridha jede ſchnelle Bewegung bedeutet, welchen Sinn auch reid, 1) reiten, 2) rheda, leichter Wagen, Kaleſche, 3) Blitz, hat. 27) Nach *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 403. 28) ſ. die Begründung dieſer Auslegung bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 103—104 und zu Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 1 und im Art. Opfer bei den Germanen. Hierzu bemerken wir noch, daß auch Grimm (Teutſche Rechtsalterthümer, S. 900) der gewöhnlichen Auslegungsart folgt, und sónargöltr durch aper piacularis erklärt, weil er den Göttern zum Sühnopfer gebracht worden ſei. Auch in ſeiner teutſchen Mythologie (S. 87) ſagt Grimm: „Im Norden war der dem Freyr gebrachte Sühneber, sónargöltr, ein feierliches Opfer, und bis auf jüngere Zeiten hat Schweden den Gebrauch forterhalten, alle Julabende Brod oder Kuchen in Ebergeſtalt zu verbacken." Dem Worte nach bedeutet sónargöltr allerdings Sühn-Eber, aber wahrſcheinlich verband man dieſen Begriff damit nicht, ſondern den Begriff von Son, Heerde, und Son bedeutet dann abgeleitet auch Sühne, weil beim Todeſchlagen eine Son, d. h. eine gewiſſe Anzahl Stück Vieh, zur Sühne gegeben ward, wie wir in den oben erwähnten Schriften entwickelt haben.

29) Die ungebundene Rede zum Liede von Helgi Haddingia-Skati bei F. Wachter 1. Bds. 2. Abth. S. 103. Über die andere Form Bragafull ſ. denſ., Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 39, 40, 102. Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer, 2. Hälfte. S. 900 bemerkt: „at bragarfulli (beim feierlichen Becher von bragr, mos, gestus, nicht von Bragi, dem Gott)." Allerdings ſteht hier in der Proſa zum Helgilied „at bragarfulli," aber in der Heimskringla findet ſich bragafull, und zugleich geht aus dem Zuſammenhange der Stelle bei F. Wachter, 2. Bd. S. 47, 48, hervor, daß von des Gottes, nicht von einem feierlichen Vollhorne überhaupt die Rede war; denn die übrigen Vollhorne, welche den Göttern and den Blutsfreunden gebracht wurden, waren ja auch feierliche. Das bragarfull in der ungebundenen Rede zum Helgiliede und im Liede ſelbſt, welches gebracht ward, indem man die Hand auf das Heerdebers (sónargaultr) Rückenborſten legte, kann entweder als aus Bragafull aus Misverſtändniß anzunehmen ſein, oder auch der Gott Bragi könnte hier nicht in der gewöhnlichen Form Bragi, ſondern in der Form Bragr gedacht ſein. Finn-Magnuſen bemerkt im Gloſſarium zum zweiten Theile der großen Ausgabe der Edda: „*Bragarfull* n. Bragil (poeseos Dei) poculum. H. I. Per conjecturas vero non absimiles duabus aliis modis exponi potest, nempe: A) praestantissimum l. sacrum (convivii) poculum a *Bragr*, m. princeps excellens quidcunque. B) Poculum amplum cerevisia plenum, cum considerentur haecce variorum populorum vocabula *Vet. Gall.* Brace l. Brake *Recent. Gall.* Braie *Camb. Brit.* Brag. *Hibern.* Braich. Unde *Gall.* brasser, *Isl.* brugga, *Dan.* brygge, *Germ.* brauen, *Angl.* brew, cerevisiam coquere. Cfr. Gr. βρύω, scateo, fundo germino, pullulo. *Camb. Brit.* Bragod l. Bragawd *Angl.* Bragget *C. Tsherk*, Braga *Coss.* Brug et Bagani Gr. *Βρῦτον*. Adde *AS.* Brig, Briu, liquamen, jusculum, *broven*, coctus, concoctus." Die letztere Ableitung hat gegen ſich, daß eben das Bier das gewöhnlichſte Getränk war, und alſo das bragarfull nichts Ausgezeichnetes geweſen wäre. Nehmen wir die Form Bragafull als ſpäter als bragarfull entſtanden, und auch nicht die Form Bragr für Bragi an, ſo dürfte die erſte Ableitung Finn-Magnuſen's die beſte ſein. Es wäre demnach das Bragarfull das vorzüglichſte Vollhorn geweſen, wenn man dieſes zu Ehren keiner beſondern Gottheit trank. So ward von dem, welcher die Erbſchaft ſeines Vaters durch den Erbtrunk antrat, das Bragarfull oder Bragafull getrunken. Bei Bragr, wenn wir es nicht für eine andere Form für Bragi nehmen, denken wir ſelbſt nicht an das vorzüglichſte Vollhorn, ſondern an den vorzüglichſten der Götter. So kommt in der För Skirnis Str. 33 vor:

Reithr er ther Othinn,
Reither er ther Asa-Bragr,
Thic scal Freyr fiast.

Erzürnt iſt dir Othin,
Erzürnt iſt dir Aſa-Bragr,
Dich ſoll Freyr verabſcheuen.

Unter dem Asa-Bragr, dem vorzüglichſten der Aſen (Götter) verſteht man hier am wahrſcheinlichſten Thor (ſo z. B. *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 285). Nach der Grimnismal Str. 45. S. 60 iſt Odin der höchſte der Aſen (er äzter — —

Digitized by Google

Helga-Quida Haddingia-Skata, hat Beziehung auf die unverbrüchlichen Gelübde überhaupt, welche man that, indem man die Hand auf den Sónar-gaultr legte, und dient zur Einleitung des Gelübdes, welches Hedin auf Swawa, Eylimi's Tochter, ſeines Bruders Geliebte, that. Die Hervarar-Saga Cap. 14. p. 124 erzählt von Gelübden, welche auf den Heerdeber (sónar gaultr) zum Behufe der Übung unverbrüchlicher Rechtspflege gethan wurden. König Heidrekr gab Landesgeſetze, wie zu ſeiner Zeit die berühmteſten Könige. Er ordnete zwölf der weiſeſten Männer zur richterlichen Entſcheidung aller Rechtsſachen von Wichtigkeit in ſeinem Reiche ab. König Heidrekr ließ ernähren einen Eber (gölt[30]); er war ſo groß, wie ein Haupteber[31]). Das war Sittengewohnheit[32]), zu nehmen einen Eber (gölt), und man ſollte ihn nähren und geben Freya'n zur Verbeſſerung des Ganges der Fruchtbarkeit (til árbótar); am Anfange des Monates, der Februar[33]) heißt, da ſollte man Opfer (blót) haben zur Glücklichkeit (til farsaeltar). König Heidrekr weihte[34]) Frey'n einen ſo großen Eber, als er ihn, ihm zu geben, ſich verſchaffen konnte. Sie nannten (hielten) ihn ſo heilig, daß über ſeinen Borſten alle große Rechtsſachen richterlich entſchieden werden ſollten[35]), und ſollte man den Eber opfern zum Herdopfer (at sónarblóti[36]). Am Jola-Abend ſollte (man) führen den Heerdeber (sónar gölt) hinein in die Halle, legen die Menſchen dann die Hände über ſeine Borſten und binden Verheißungen[37]) (thun Gelübde). Der König legte ſeine Hand dem Eber auf das Haupt, aber die andere (Hand) auf die Borſten, und gelobte, Niemand ſolle ſich gegen ihn ſo vergehen, daß er nicht, wenn er ſich ſeiner Gewalt überlaſſe, gerechten Richterſpruch ſeiner zwölf Weiſen erhalten ſollte. Hier ſind alſo drei Hauptpunkte bei der Eberverehrung zu unterſcheiden. Erſtens ward der Heerdeber durch Blutopfer der Freya oder dem Frey geweiht. Zweitens der geweihte Eber ward reichlich genährt, und diente während dieſer Zeit als ein Heiligthum, auf welches man die Hände legte, wenn man Gelübde that. Drittens ward der geweihte Eber, der zuvor durch Blutopfer der Göttin oder der Gottheit geweiht war, auf einem andern Opferfeſte der Gottheit, der er geweiht war, zum Opfer geſchlachtet und mit ſeinem Blute ein neuer Eber zu einem geheiligten eingeweiht. Auch in Teutſchland gab es geheiligte Schweine. Nämlich bei den ſaliſchen Franken ward der Diebſtahl eines gelobten oder geheiligten Schweines (majalis sacrivus, qui dicitur votivus) mit 700, eines nicht geheiligten nur mit 600 Denarien (Pfennigen) geſtraft. Die chriſtlichen Prieſter verfehlten nicht, das ihnen Vortheilhafte des heidniſchen Gebrauchs beizubehalten, und auf das Vieh, welches den Kirchen und Klöſtern angehörte, den Namen gelobtes oder geweihtes Vieh (pecora votiva) und die höhere Strafe bei deſſen Diebſtahl zu übertragen[38]). Da das geweihte nicht viel höher als das ungeweihte ſtand, ſo findet man geſchloſſen, daß es ſolcher zu heiligem Gebrauche erſehener Thiere im Heidenthume eine Menge gegeben haben müſſe, ſodaß das einzelne in keinem hohen Werthe ſein konnte. Wie man vermuthet, wurden ſie gleich nach der Geburt ausgeſucht, gezeichnet und bis zur Opferzeit mit dem übrigen erzogen[39]). Vielleicht aber iſt daraus, daß ſie kein bedeutend höheres Wehrgeld, als die ungeheiligten hatten, nicht auf die zu große Menge der Geweihten zu ſchließen, ſondern ſie bedurften keines bedeutend höhern Wehrgeldes, weil ihr Diebſtahl nicht ſehr zu beſorgen war, da der Dieb den Zorn der Gottheit fürchtete, der der Eber geweiht war. Nach der Ähnlichkeit des nordiſchen Gebrauchs zu ſchließen, wurden die geheiligten Eber nicht ſogleich nach der Geburt ausgeſucht, ſondern man wählte die größten und ſchönſten aus den bereits erwachſenen, weihte ſie bei dem einen Opferfeſte durch Blutopfer ein, und ihre Heiligkeit währte bis zum andern Opferfeſte, wo der geheiligte Eber ſelbſt zum Schlachtopfer dienen mußte. Nicht blos aus dem ſaliſchen Geſetz, auch aus der altteutſchen Sprache hat man auf die Häufigkeit der Eberopfer geſchloſſen. In fränkiſchen und alamanniſchen Urkunden erſcheint nämlich oft der Ausdruck friscing, meiſt für porcellus, doch auch für agnus, einige Male mit der nähern Beſtimmung porcinus und agninus; das Wort

Odinn Asa). Es herrſchte nämlich verſchiedener Glaube; nach dem einen war Thor, nach dem andern Odin der höchſte der Aſen; ſ. unſere Recenſion der teutſchen Mythologie von Grimm in der Allgem. Lit. Zeit. Auguſt 1836. Nr. 145 fg. Um bei feierlichen Handlungen, wie bei Erbſchaftsangelegenheiten, keinen Streit zu erregen, bei welchem Gotte man ſchwören ſollte, ſchwor man bei dem Vollhorne des Vorzüglichſten, und Jeder konnte nach Belieben dabei an Odin oder Thor denken; at bragarfulli heißt demnach beim Vollhorne des Vorzüglichſten, und legte man bei dieſem Schwure die Hand auf Frey's Eber, ſo dachte man natürlich bei Bragr an keinen andern Gott, ſondern an Frey ſelbſt.

30) Mit dem Zeichen des Nominativs göltr. 31) öldüngr, ölldüngr, wörtlich Ältinger, bedeutet 1) Älteſter, Presbyter; 2) Held, heros, magnus; 3) ein alter Ochſe, bos adultus; 4) hier ein alter ausgewachſener Eber, welcher zu den erſten und vorzüglichſten gehört, ſodaß man die Stelle: „hann var svá mikill sem öldüngr," richtig überſetzt findet durch: „is tantae fuit staturae, quantae sunt verres maximi et primarii." 32) sidvenja von sidr, welches insbeſondere auch Religionsgebrauch bedeutet. 33) í upphafi mánadar thess, er *februarius* heitir; daß hier dieſer Ausdruck gebraucht wird, iſt nicht ganz günſtig für die Hervarar-Saga als Quelle; es zeigt, daß ihrem Verfaſſer die heidniſchen Benennungen der Monate und der Opferfeſte nicht mehr ganz geläufig waren. 34) Heidrekr Kóngr blótadi Frey thann gölt; da hier hann gölt, nämlich der Accuſativ, ſteht, ſo heißt dieſes ſo viel als: König Heidrekr weihte Frey'n (für Frey) durch Blutopfer einen Eber; weiter unten heißt es dann, indem der Ablativ gebraucht wird: ok skyldi theim gelti blóta at sónarblóti, und ſollte (man) (mit) dem Eber opfern zum Heerdopfer. Bei einem Opferfeſte war alſo der Eber durch Blutopfer dem Frey geweiht, auf dem andern Opferfeſte ward dann dieſer durch Blutopfer dem Frey geweihte Eber demſelben ſelbſt zum Opfer gebracht. 35) at yfir hans burst skyldi doema öll stór mál. 36) Wie König Dag ein sónarblót bringt, die Götter zu befragen, wohin ſein Sperling, der ihm viele Zeitungen aus verſchiedenen Ländern gebracht, und den er jetzt vermißt, hingekommen iſt; ſ. bei F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 52, 53.

37) strengja heit. 38) Lex Salica. Tit. II. §. 18, 19 ap. *Eckhart*. p. 18. Lex Sal. recentior. Tit. II. §. 14, 15 ap. *Schilter*. Thes. II. p. 58. *Gregorius Turonensis*, De Miracul. Lib. II. Cap. 3. 39) So nach Grimm, Teutſche Mythologie, S. 31.

Digitized by Google

ſelbſt mag urſprünglich ausſagen **recens natus** [(friſch geboren [40])]; heute lebt es nur im Sinne von **porcellus** (Friſchling) fort. Wie wäre, findet man weiter gefragt, erklärbar, daß dieſes altteutſche **friscing** gradezu bei einigen Schriftſtellern das lateiniſche **hostia, victima, holocaustum** überſetzt [41]), als aus der Erinnerung des Heidenthums? Das jüdiſche Paſcha kann es nicht veranlaßt haben, ſchon weil der Begriff von **porcellus** vorherrſchte. So nach der Anſicht des tiefſten Forſchers der teutſchen Sprache [42]). Gleichwol liegen dieſe Schriftſteller dem Heidenthume zu fern, als daß ſie als vollgültige Beweiſe gelten könnten. Auch war ja, wie aus Urkunden erhellt, die Benennung **friscingus agninus, friscingus ovinus** ebenſo geläufig, als die Benennung **friscingus porcinus.** Zum Überfluſſe kommt auch ſelbſt **Ostarfriscing** (Oſterfriſchling, d. h. Oſterlamm) vor. Jene Schriftſteller konnten das lateiniſche **hostia, victima, holocaustum** ohne Übelſtand durch **friscing** übertragen, weil ſie es eben im bibliſchen Sinne thaten, nach welchem man bei **hostia, victima, holocaustum** nicht an einen Schweinfriſchling, ſondern vor allen an ein Lamm dachte. Ferner wurden ja nach der Ähnlichkeit des Gebrauches im Norden zu ſchlirßen, auch in Teutſchland keine Friſchlinge, wenigſtens nicht gewöhnlich geopfert, ſondern man ſuchte die größten, ſchönſten Eber und andere Opferthiere aus, heiligte ſie und nährte ſie nun noch tüchtig bis zum Opferfeſte, für welches ſie ſelbſt als Schlachtopfer beſtimmt waren. Im Norden galt der Eber für die edelſte Speiſe, und mußte daher auch als den Göttern beliebtes Opfer gelten. Da man die Sage von der himmliſchen Lebensweiſe nach Art der irdiſchen geſtaltete, ſo mußten ſich auch die Einheriar in Walhöll von dem Fleiſche eines Ebers nähren, ſowie im Grimnismal geſungen wird: „Andhrimnir läßt in Eldhrimnir Sährimnir ſieden das beſte der Fleiſche“ [43]). Aber das wiſſen Wenige, wie viel der Einheriar ſich davon nähren. Geri'n und Freli'n ſättigt der kampfgezähmte (kampfgewohnte), der ruhmreiche **Heria-fautor** (Vater der Heerer, der Helden), aber von Wein allein der waffenbegabte Odin immer lebt [44]). Niemals kommen, wie die jüngere Edda erzählt, ſo viele nach Walhöll, daß ſie nicht Fleiſch genug von dem Eber bekommen, der Sährimnir heißt; er wird jeden Tag gekocht und iſt am Abend wieder ganz. Der Brater (Koch) heißt Andhrimnir und der Keſſel Eldhrimnir. Das Eſſen, das auf Odin's Tiſch kommt, gibt er ſeinen beiden Wölfen, die Geri und Freli heißen. Er ſelbſt bedarf keiner Speiſe, da Wein ihm ſowol zum Trunke als zur Speiſe dient. Den himmliſchen Eber dachten ſich die Nordmannen ſicher von anderer und feinerer Natur, als den irdiſchen, doch galt er als eine noch zu grobe Speiſe für Odin. Daß man in der Sage vom Eber Sährimnir, welchen die Einheriar ſpeiſen, einen natur-wiſſenſchaftlichen Gedanken ſinnbildlich darſtellen wollte, geht daraus hervor, daß die Wörter Andhrimnir, Eldhrimnir und Sährimnir ſämmtlich zuſammengeſetzt ſind von **hrim,** Ruß, Reif, Dunſt, und das eine von **Andi,** Hauch, Geiſt, das andere von **Eld,** Feuer, das dritte von **Saer,** See, herkommt; wir erhalten alſo Luft, Feuer und Waſſer, und der Luftreifiger oder Luftdunſter läßt im Feuerreifiger oder Feuerdunſter den Waſſerreifiger oder Waſſerdunſter ſieden. Hierdurch erhalten wir zugleich den Grund, warum Odin's Wein den Gegenſatz zu dem Eber macht. Für den oberſten Gott der Dichtkunſt waren die Beſtandtheile des Ebers zu wäſſerig; er trank daher als einzige Nahrung den geiſtigen Wein. Auf die Frage Ganglir's, was Odin der großen Verſammlung der Einheriar für Nahrung geben könne, bejaht Har, daß eine große Menge in Walhöll, und beantwortet jene Frage dadurch, daß er ſagt: Übrigens kommen niemals ſo viele nach Walhöll, daß ſie nicht Fleiſch genug von dem Eber bekommen, der Sährimnir heißt; er wird jeden Tag gekocht, und iſt am Abend ganz. Übrigens ſind ohne Zweifel nur Wenige ſo klug, daß ſie die Frage, die du machteſt, richtig beantworten können. Daß dieſe Bemerkung unmittelbar an die Erzählung geknüpft wird, daß der Eber jeden Abend wieder ganz ſei, läßt mit Sicherheit auf eine geheimnißvolle Lehre ſchließen. Nichts ſpielt aber im nordiſchen Glauben eine größere Rolle, als die Zauberkunſt, durch welche man auch die Götter ſelbſt mächtig glaubte. Der Eber wird alſo durch den gewaltigſten aller Zauberer, durch die Zauberkunſt Odin's, jeden Abend wieder ganz. Wenn man ſo auch unter dem himmliſchen Eber ſich einen Eber von anderer feinerer Beſchaffenheit als die irdiſchen dachte, ſo hatte man doch deshalb den Eber als Speiſe für die Einheriar gewählt, weil der Eber im Norden für die edelſte Speiſe galt [45]), ſowie auch in Teutſchland noch jetzt den meiſten Mitgliedern der niedern und ungebildeten Stände der Genuß des Schweinefleiſches, beſonders des gebratenen, als der beſte gilt. Daher ſind berühmt aus dem altteutſchen Volksliede vom Himmel die Zeilen:

> **Fetle Swainla waen wer broeta,**
> **Jounge Hibnla waen wer soeta.**

Nicht minder aus dem isländiſchen Liede von des Himmels Überfluß aus dem 17. Jahrh. die folgenden Zeilen:

> Klára vin, feiti, mergr med
> Mun thar til rétta veitt.
>
> Klarer Wein, Fett, Mark mit
> Wird dort zum Gerichte gerricht.

Bonifacius fragte den Papſt Zacharias, ob die Teutſchen

---

40) So Grimm mit den Citaten: *Du Cange* sub voce. *Eccard.*, Franc. Orient. II, 677. Dorow's Denkm. I, 2, 55. *Lacomblet* I, 327, wozu wir noch hinzufügen die Allgem. Encykl. d. W. u. K. I. Sect. 25. Bd. S. 241, wo aus Urkunden nicht nur über die friscingos porcinos, ſondern auch über die friscingos ovinos Nachricht mitgetheilt iſt. 41) *Notker* Cap. 18. Ps. 15, 4. 26, 6. 33, 1. 39, 8. 41, 10. 43, 12. 22. 50, 21. 115, 17; osterfirscing. Ps. 20, 3. lamp unkawemit kakepan erdu friscing. Hymn. 7, 10. 42) Grimm, Teutſche Mythologie. S. 31. 43) fleska best iſt buchſtäblich der Fleiſche beſtes, aber der Bedeutung nach der Specke beſter, da flesk im Altnordiſchen die beſondere Bedeutung von Speck hat. 44) Grimnis-mál Str. 18—19, große Ausgabe der Edda Sämundar. 1. Th. S. 48.

45) Darüber, wie der Genuß des Speckes noch jetzt im Norden bei dem Volke hochgeſchätzt wird, ſ. *Finn-Magnusen*, Den äldere Edda; oversat og forklaret. T. I. p. 238.

rohen Speck eſſen dürften? Zacharias ertheilte ihm hierüber dieſen Beſcheid: Auch haſt du gefragt, nach wie langer Zeit der Speck gegeſſen werden darf. Die Väter haben hierüber nichts angeordnet. Auf dein Verlangen aber ertheilen wir dir den Rath, daß er nicht gegeſſen werden müſſe, bevor er geräuchert oder gekocht worden. Beliebt es aber, ihn ungekocht zu eſſen, ſo wird er nach dem Oſterfeſte zu eſſen ſein [46]). So der Rath, den der Papſt Zacharias dem Bonifacius, dem Lehrer der Teutſchen, brieflich ertheilt. Mit der Liebe der alten Teutſchen zum Speckeſſen vergleiche man, was Galenus von den Athleten erzählt, daß ſie nämlich den Speck den übrigen Speiſen vorgezogen, als die nährendſte Speiſe und als ſolche, welche die Körperkraft am meiſten ſtärke. Die alten Römer nannten den Eber animal propter convivia natum; die Reichen ließen einen ganzen Eber auf den Tiſch, als die Hauptſache der Mahlzeit (caput coenae), ſetzen [47]). Eberjagden ſpielen in den Mythen der Griechen eine große Rolle. Nicht anders und noch mehr mußte bei den jagdliebenden Teutſchen der Eber beliebter Gegenſtand der Jagd ſein, wegen der mit dieſer Jagd verbundenen Gefahr und wegen des beliebten Gerichtes, des Eberhauptes. Daher die Sage, wie Geiſter der Helden zur Nachtzeit Eber jagen [48]). (*Ferd. Wachter.*)

EBERACH, EBRACUM, weiland hochberühmte Ciſtercienſerabtei in Franken, an der von Würzburg nach Bamberg führenden Straße, von beiden Städten gleichweit, ſieben, von Brichſenſtadt drei Stunden entfernt. Auf des Steigerwaldes weſtlichem Rande gelegen, behauptet ſie gleichwol in dieſer Lage den Charakter eines Ciſtercienſerſtiftes: „Bernardus valles amabat.“ Eberach ſteht in einem romantiſchen, heimlichen Thale, unweit der Quelle der Mittel-Ebrach, doch auf einer mit Umſicht gewählten Stelle, ſodaß man hier nicht, wie in andern Klöſtern des nämlichen Ordens, von Feuchtigkeit und böſen Dünſten zu leiden hat. „Das Kloſter mit ſeinen vielen Neben- und Wirthſchaftsgebäuden, Mauern und Thürmen gleicht in der Entfernung, wenn man von den Anhöhen in das Thal herunterfährt, in welchem es liegt, einem artigen Städtchen, und die Abteigebäude mit ihren ſchönen Luſt- und Nutzgärten mancher fürſtl. Reſidenz.“ Die erſte Stiftung wird einem Rittergeſchlechte von Ebrau zugeſchrieben, das auf dieſer Stelle ſeinen Stammſitz hatte, und das man nicht, wie doch mehrmals geſchehen, mit denen von Ebraha verwechſeln darf. Letztere hatten ihre Güter in Baiern, an der Sempt und dem Inn, und ihnen gehören Gerold und Wezilo von Ebraha an, die um das J. 1090 in *Oefele*, Script. rer. boia. T. II. p. 23, 25, 45, vorkommen. Die Ebrau auf dem Steigerwalde waren der Grafen von Höchſtait, der Walkenburg'ſchen Goswine Lehenleute, ſcheinen aber auch frühzeitig in Dienſtverhältniſſe zu den Hohenſtaufen getreten zu ſein. Als dieſes Kaiſerhauſes Miniſterialen begleiteten die Brüder Berno und Eberwin von Eberau den Biſchof Embriko von Würzburg auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Conſtantinopel, und heißt es von ihnen in Konrad's III. Schreiben an den Kaiſer Manuel: „Missimus vobis utrasque manus nostras, Bernonem scilicet, virum religiosum et sapientem, et Richwinum, valda nobilem et nobis carum.“ Bereits im J. 1119 ſollen dieſe Brüder den Wunſch geäußert haben, ihr Stammhaus in ein Kloſter zu verwandeln, und daſſelbe mit Mönchen aus Ciſterz zu beſetzen; es vergingen indeſſen Jahre, bevor der neue, von allen Seiten in Anſpruch genommene Orden ihrem Wunſche willfahren konnte. Von Morimond, der vierten Tochter von Ciſterz aus, wurden zwölf Brüder, der ſelige Adam an ihrer Spitze, entſendet, und im J. des Herrn 1127, unter Papſt Honorius II., in dem zweiten Regierungsjahre K. Lothar's, übergeben Berno und Richwin, unter ihrer Schweſter Berthilde oder Bertrade Zuſtimmung, den Fremdlingen das Schloß Eberau, um daſſelbe in ein Kloſter zu verwandeln und eine Congregation zu gründen, welche Tag und Nacht Gott dem Herrn diene. Der Zuſatz, daß dieſes geſchehen möge „destructa servitio daemonum,“ ſcheint anzudeuten, daß die bisherige Wirthſchaft in Eberau nicht allzuerbaulich, daß hier in der That „latrocinlorum spelunca,“ geweſen ſei. Berno ließ ſich das Haar ſcheren, und wurde als Conversus in die Kloſtergemeinde aufgenommen. Sein Name kommt zum letzten Male in einer Urkunde des J. 1143 vor; die Aufſchrift neben der Sacriſtei: „Ven. Berno I. Conversus Fundator ebrac.“ war beſtimmt, ſein Andenken auf die ſpäte Nachwelt zu bringen. Richwin begleitete den K. Konrad III. auf ſeinem Kreuzzuge, und ſtarb nach der Heimkehr in Eberach. Er muß einen Sohn hinterlaſſen haben, von welchem der mit dem Vater wegen eines Guts in Birkenrod errichtete Vertrag angefochten wurde, daher Abt Adam ſich genöthigt ſah, dieſen Anſpruch mit drei Mark Silber abzukaufen. Auch Berthilde oder Bertrade ſtarb zu Eberach; das Jahr ihres Todes iſt unbekannt. Die drei Geſchwiſter ruhen in dem Presbyterium der St. Michaelskirche unter einem großen Steine; von ihnen rühmen die in der Kirche aufgehängten Tafeln (Überſetzung aus der älteſten Zeit):

Berno ein Bruder Richwin was
Mit ihm erſter Stiffter zu Ebrach ſaß;
Gut und Haab Er ſich um Gott erwag,
In geiſtlichen Leben verzehrt Er ſein Tag.

Richwin ein Ritter ſtreng zu Ebrach geſeſſen,
Sich ewigen Lohn zu erobern fleißig vermeſſen,
Ein ſchwarzen Greiffin er geführet hat,
Dies Kloſter als ein Stiffter wohl begabt.

Berthildis aus dem Geſchlecht deren von Ebrau
Ihren Erbtheil auch gab zu des Kloſters Bau,
Verhofft dadurch zu erlangen das ewige Leben,
Welches ihr Gott der Allmächtig wohl geben.

Verſchiedene Umſtände der obigen Erzählung werden jedoch durch das Liber Pietanciarum, Ms. und durch die von P. Weigand zum erſten Male vollſtändig mitgetheilte Stiftungsurkunde (vel quasi) widerlegt. In jenem heißt es: „eo tempore Ven. Adam. Abbas Ebracensis et fratres sui in orientalem Franciam venientes, vagis sedibus incerti, tandem in loco Ebra consederunt;“

46) ſ. die Stelle der Urſchrift bei F. Wachter, Thüringiſche Geſch. 3. Th. S. 259. 47) *Plinius*, H. N. VIII, 5. 48) *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 283.

daß es demnach ſcheinen will, als ſei Adam auf gutes Glück nach Franken gekommen. Die Stiftungsurkunde wurde von Biſchof Embriko von Würzburg, nonas Octobris 1126 ausgefertigt, und erzählt er darin, er habe angeſehen die Verdienſte, welche Abt Adam und des Kloſters Stifter Berno, durch Begründung eines ſo anſehnlichen Inſtituts ſich erworben, und trage Verlangen, Antheil zu nehmen an dem Gebete jener frommen Männer. Darum habe er die Güter Wüſtviel bei Sulzheim, und die Novalien und Waidſtriche zu Obernau von der Gemeinde Geroldshofen eingetauſcht, dem Grafen Goswin ſtatt des Lehens, welches der beſagte Frat. Berno und deſſen leiblicher Bruder Richwin von ihm zu empfangen gehabt, ein anderes Lehen, Maßfeld, in meinunger Mark, tauſchweiſe übertragen, und noch ein zweites Lehen, Morsbach, von ſeinem Dienſtmanne, Theoderich von Rinbach, eingelöſt. Dieſe Güter in Wüſtviel und Obernau, und die beiden Lehen übergebe er nun „ ipsa die, qua nos monasterium illud in Ebera consecravimus, ad altare Bmae Virginis et matris Domini, in cujus honorem eadem ecclesia consecrata est, justa et recta dote ad usus fratrum ibidem Deo servientium.“ Im J. 1126 beſtand alſo hier bereits ein vollſtändiges Kloſter, und die Kirche wurde nicht erſt, wie es allgemein heißt, nonas Oct. 1134 geweihet. Ebenſo wenig können die Ritter von Eberau als die alleinigen Stifter des Kloſters betrachtet werden, den Grund und Boden für die zu errichtenden Gebäude gaben ſie, vielleicht auch einige Güter, allein die fernere Aufnahme des Inſtituts iſt lediglich das Werk des Abtes Adam und der Gläubigen, welche durch ſeine fromme und umſichtige Führung für die neue Schöpfung gewonnen waren, und an deren Spitze Konrad, der Domcuſtos zu Bamberg, ſteht. Konrad, eine Wallfahrt nach dem h. Lande beabſichtend, wollte vor ſeinem Abgange noch der frommen Brüder in Eberach Meinung über ein ſolches Werk vernehmen: „accepto a religiosis viris consilio, paupertati eorum compatiens, omnem expensam ad iter praeparatam, XXX videlicet talenta, ad jacienda monasterii fundamenta erogavit.“ Später gab derſelbe noch zehn Talente, „ut in fundo ecclesiae agros ex silva novarent,“ und als die Brüder, „exstructo eorum dormitorio, prae inopia rerum lumen sufficienter ibi habere non possent, ipse solita circa eos usus benignitate, V talenta dedit, ut agros facerent, ex quibus praefatae domui ab anno in annum lumen provideretur. Der Abt Adam, dem Eberach demnach ſo Vieles verdankt, war in Cöln von ehrbaren und, wie man glaubt, wohlhabenden Ältern geboren. Wie er aber, um Gottes willen, die Welt und ihre Freuden verachtete, nahm er zu Ciſterz das Ordenskleid, er verlebte geraume Zeit an St. Bernhard's Seite, und wurde demnächſt nach Morimond verſetzt. Ein vielleicht allzuraſcher Eifer, das Evangelium in ferne Länder zu tragen, verleitete ihn, das einſame Morimond in Geſellſchaft Arnold's, ſeines Abtes, zu verlaſſen; das misbilligte St. Bernhard, und in zwei Schreiben, Epist. 5 und 7, ſuchte er den ſtrauchelnden Bruder zurechtzuweiſen. Adam hörte auf die warnende Stimme, und kehrte nach Morimond zurück, um ſolches nicht mehr zu verlaſſen, bis ein wahrhaftiger Beruf ihn nach dem Steigerwalde führte. Unter ſeiner Pflege entwickelte ſich in Eberach ein geiſtiges Leben voll hehrer Weihe, und es war gewiß kein leeres Compliment, wenn Biſchof Embriko an Adam, an den Säemann ſo guter Saat, ſchrieb: „Orationibus vestris, quibus in multis jam laboribus et angustiis erecti et liberati sumus, nunc quoque sustentari et juvari desiderantes cupimus et optamus, et a fratribus atque sororibus vestris per singula monasteria in id ipsum per vos juvari desideramus.“ Männer von erlauchter Geburt trachteten Mitglieder der ausgezeichneten Gemeinde zu werden, die ſich um Adam verſammelte; dem Beiſpiele eines Berno von Eberau, eines Hildebrand von Morsburg, folgte Graf Rapalho von Abenberg, den wir als Adam's Nachfolger erblicken werden, und auch Hermann von Stahleck und Höchſtatt, der gewaltige und gewaltthätige Pfalzgraf vom Rhein, ſuchte in Eberach Zuflucht gegen die Vorwürfe ſeines Gewiſſens. Er ſtarb daſelbſt im J. 1156. Wie dieſe ihre Ruhe und ihren Ruhm fanden in Adam's Schule, ſo fanden die Kloſterſtifter der Nähe und Ferne ihren Ruhm, wenn ſie ihre neuen Anlagen mit Adam's Schülern beſetzen konnten. Ein ſolcher war Gerlach, der erſte Abt des im J. 1129 geſtifteten Kloſters Rein, in der Steiermark; Adam wurde im J. 1132 nach Langheim, Rapatho, der Graf von Abenberg, ums J. 1132 nach Heilsbronn — „O! Fons Salutis, nunc vero cisterna dissipata.“ — Siegfried wurde im J. 1146 nach Aldersbach, in Baiern, Heinrich, Bruno genannt, im J. 1156 nach Bildhauſen als Abt verſchickt, und jedem war eine Anzahl von Geiſtlichen zur Einrichtung dieſer neu entſtandenen Klöſter beigegeben. So erhielt auch Nepomuk, in Böhmen, ſeinen erſten Abt und ſeine erſten Mönche aus Eberach, im J. 1146 — 1153. Adam's wirthſchaftliche Einrichtung war nicht minder muſterhaft, als ſeine geiſtige Führung. Viele Güter wurden ihm geſchenkt, viele andere wurden von ihm erkauft. Auf dieſen Gütern, die häufig einer Wildniß zu vergleichen, legte er Höfe, curias, an. „Prima curiarum,“ ſo heißt es in Lib. Pitanc. p. 42, „quas in supradictis praediis construxerat Adamus, vocatur Stockheim, secunda Alezheim, tertia in civitate Wirzburg, quarta dicitur Husen, quinta Herusdorf, sexta Sulzheim. Nam circa prima tempora ordinationis suae construxerat curiam juxta ambitum claustri et septa monasterii.“ Vorzüglich reichlich floſſen die Gaben der Gläubigen, als Adam von dem heil. Bernhard den Auftrag empfing, ſtatt ſeiner in den Gauen des ſüdöſtlichen Teutſchlands das Kreuz zu predigen. Auf dem Reichstage zu Regensburg, Feb. 1147, trat Adam, „honeste eruditus,“ nach dem Hochamte auf die Kanzel, um St. Bernhard's Brief an das teutſche Volk zu verleſen, dann in einer bündigen Rede die Gemüther vollends zu erſchüttern. Biſchöfe, Fürſten und Edle, auch Mörder und Räuber ohne Zahl, nahmen das Kreuz, und wer etwas zu verſchenken hatte, der beſchenkte den ſalbungsreichen Prediger. Unter dieſen frommen Gebern ſteht, wie billig,

oben an Kaiſer Konrad III. Seine Schenkungen, noch werthvoller durch verſchiedene hinzugefügte Privilegien, ſind ſo bedeutend, daß er es verdient hat, gleich ſeiner Gemahlin Gertrudis und ſeinem Sohne Friedrich, den Stiftern von Eberach zugezählt zu werden, wie dieſes insbeſondere eine alte Inſchrift der Kloſterkirche gethan hat [1]). Nicht zufrieden mit den unmittelbar dargebrachten Geſchenken, verlieh der Kaiſer im J. 1149 dem Hochſtifte Würzburg Güter in Zubelrode u. ſ. w. unter dem Bedinge, daß dafür die Höfe in Sulzheim und Trutbach an Eberach überlaſſen würden. Während Konrad's Römerfahrt und Kreuzzug lebte die Kaiſerin Gertrudis in frommer Einſamkeit zu Eberach. An des gottſeligen Abtes Seite fertigte ſie mit eigner Hand koſtbare Kirchengewänder, ſie ermunterte ihn zu baulichen Unternehmungen, unterſtützte ihn dabei durch reichliche Geſchenke, gab und ſorgte viel. Darum fand ſie auch in Eberach ihre Ruheſtätte, gleichwie ihr Sohn, der Herzog Friedrich von Rothenburg, durch deſſen Freigebigkeit das Kloſter ſowol den anſtoßenden Wald, als auch das Gut und die Pfarrei Schwabach erhalten hat. Nach dem Tode Konrad's III. gingen der Erzbiſchof Hillin von Trier und der Biſchof Eberhard von Bamberg nach Rom, um die Wahl Friedrich's I. zu melden; dieſer Geſandtſchaft ſchloß ſich der Abt von Eberach an, und wie er ſchon früher von Papſt Cöleſtin, zugleich mit dem Abte von Hirſau, aufgeſtellt geweſen, um die Unterſuchung gegen den der Simonie beſchuldigten Abt Folknand von Lorſch zu führen, ſo fand er auch jetzt bei Eugen III. günſtige Aufnahme, und es war vermuthlich die Folge der vortheilhaften Meinung, die Eugen von ihm gewonnen, daß er noch im J. 1152, ſammt dem Biſchofe von Bamberg, beauftragt wurde, die Reformation des Kloſters Heidenheim vorzunehmen. Von Adam's Geſchäftskenntniß zeugen nicht minder die verſchiedenen päpſtlichen und kaiſerl. Privilegien, die er ſeinem Kloſter zu verſchaffen wußte; insbeſondere beſtätigte Eugen III. d. d. Segni X. kalend. Nov. 1156, demſelben alle ſeine Beſitzungen, namentlich die Curien Stockheim, Alizheim, Sulzheim, Herrnsdorf, Hauſen, Waldſchwind und den Hof zu Würzburg, und in der bereits angeführten Urkunde K. Konrad's III. vom J. 1149, wird es männiglichen, hohen oder niedern Standes Perſonen unterſagt, ſich in Eberach einer Voigtei oder voigteilicher Gerechtſame anzumaßen, es habe ſie denn der gemeinſame Wille der Brüder dazu berufen, es ſoll ſich auch kein Biſchof beigehen laſſen, ohne der Brüder Zuſtimmen dieſe Voigtei zu Lehen zu reichen. Der Abt Adam ſtarb nach dem Hausnekrolog am 23. Nov., wahrſcheinlich des J. 1163; in dem Menologio Cisterciensi wird ſein Andenken den 25. Febr. gefeiert. Sein Nachfolger wurde jener Rapatho, Graf von Abenberg, den wir als den erſten Abt des neuen Kloſters Heilsbronn kennen lernten. Nach Eberach verſetzt, ließ er ſich im J. 1164 vom Biſchofe Heinrich von Würzburg drei Waldmanſen, zu dem Hofe Boſolzheim bei Nordheim, gehörig, und zwei Theile an dem Zehnten in Truttbach ſchenken, gleichwie er im J. 1170 von dem Biſchofe Herold von Würzburg um 70 Mark den Weingarten Durrebach und einige andere Güter erkaufte. Er reſignirte ſpäter, lebte aber noch im J. 1180. 3) Konrad I. erhielt im J. 1178 von Papſt Alexander III. ein neues Privilegium, worin unter den Gütern die Grangien Herrnsdorf, Waldſchwind, Hirſchberg, Stockheim, Sulzheim, Alizheim, Brunſtatt, Weyer, Hauſen genannt ſind, wurde von Arnold von Rothenburg mit dem Gute Elgersheim beſchenkt, und übte auch das Münzrecht, von deſſen Urſprunge jedoch die Kloſtergeſchichte ſchweigt. Ein Denar von ihm zeigt im A. einen Abt mit Buch und Stab, ſitzend, dann den Namen Conra. R. ebere. Ein Kreuz in der Mitte eines Cirkels. Konrad ſcheint ebenfalls abgedankt zu haben. 4) Burkard I. erwirkte im J. 1182 von Papſt Lucius III. die Beſtätigung der frühern Privilegien, und ſchickte 1185 auf Bitten des Abtes Ortwein von Rein, zwölf ſeiner Mönche, den Prieſter Heinrich an der Spitze, nach Wilhering, in Öſterreich ob der Ens, und wurde hierdurch das Kloſter Wilhering eine Tochter von Eberach, nachdem es bisher in dem gleichen Verhältniſſe zu Rein geſtanden hatte. Burkard lebte noch im J. 1187, und ſtarb, dem Nekrolog zufolge, XVII. kal. Junii, den 16. Mai. 5) Hermann I. erwirkte bei Kaiſer Heinrich VI. die Rückgabe des Gutes in Schwabach, deſſen ſich K. Friedrich I. als Erbe des Herzogs von Rothenburg bemächtigt hatte. „De hac itaque re ab abbate et fratribus suis conventi. et saepius a fidelibus nostris admoniti. tandem resipuimus. et pro remedio animae nostrae … jus, quod prius habuerant fratres Ebrae. in parochia praedicta, eis reddidimus … verum idem praedium Swaba cum praedicta parochia in nostra imperiali defensione accipimus,“ ſo ſagt Heinrich VI. in der zu Worms, den 16. Jul. 1193 gegebenen Urkunde. Im f. J. den 2. Jan. 1194, erhielt Hermann von dem nämlichen Kaiſer eine Urkunde über die Güter Waldſchwind, Volburg u. ſ. w., zu deren Rückgabe an das Kloſter der Biſchof Heinrich von Würzburg ſich verſtehen müſſen, und in dem J. 1200, pridie nonas Junii, den 4. Jun., begann er den Bau der prachtvollen Kirche, die bis auf den heutigen Tag des Kloſters Zierde geblieben iſt. Er ſtarb den 21. Mai, XII. kalend. Junii. 6) Meingoth erſcheint in Urkunden vom J. 1204—1212, ſoll jedoch erſt den 24. Mai 1215 geſtorben ſein. Nach dem Nekrolog ſtarb er den 24. Aug. IX. kalend. Sept. 7) Eberhard, bisher Abt zu Wilhering, wurde im J. 1215 erwählt, und erkaufte 1219 von dem Biſchofe Otto von Würzburg einen Hof in Sunderhofen. 8) Engelbert errichtete um das J. 1230 bei dem Kloſter ein Hoſpital für Pilger und Kranke, und übergab daſſelbe der Aufſicht eines Conventuals, der ſpäter in Urkunden als Magister hospitalis vorkommt. Im J. 1235 erhielt Engelbert von Graf Friedrich von Caſtel das Voigteirecht in Kaltenhauſen; er erkaufte auch fünf Manſen in Spiesheim, und ſoll vor ſeinem Ende abgedankt haben. 9) Albard, fand ſich durch die fortwährenden Neckereien der Nachbarn ver-

1) Fundatores hujus monasterii ebracensis. Conrad. rex Romanorum. Gerdrudis regina. Fridericus. Berno Riewinus. Berthradis.

anlaſst, ſich von dem Biſchofe Hermann von Würzburg einen Schutzbrief für ſein Kloſter ertheilen zu laſſen. Es wird darin die Zehntfreiheit aller Grangien, Curien und Höfe, ſelbſt für den Fall einer Veräußerung, anerkannt, im Übrigen aber nichts weiter, als eine kirchliche Advocatie in dem Styl der päpſtlichen Schutzbriefe angeordnet. Es ſagt der Biſchof: „Nos ob amorem et reverentiam dilecti nobis in Christo Alhardi abbatis et conventus in Ebra locum ipsum cum omnibus pertinentiis sub B. V. M. et b. Martyris Kiliani et Sociorum et nostra protectione suscepisse. …“ Gleichwol ſcheint dieſe Verhandlung den Grund zu der nachher lange beſtrittenen würzburgiſchen Landeshoheitsadvocatie gelegt zu haben. Im November 1240 erhielt Alhard auch einen Schutzbrief von dem römiſchen Könige Konrad IV., worin es ausdrücklich heißt, daß Eberach, wie der Ciſtercienſerorden überhaupt, keinem Advocaten unterworfen ſei. In demſelben J. 1240 ließ ſich Alhard von Konrad von Zabelſtein den Weinzehnten von dem Beierberge, unterhalb der Burg Zabelſtein, ſchenken. Er lebte noch im J. 1243, das Jahr ſeiner Reſignation oder ſeines Abſterbens iſt unbekannt. 10) Heinrich I. erſcheint in Urkunden vom J. 1244—1251, und reſignirte vermuthlich zu Anfange des J. 1252. 11) Berthold erhielt im J. 1254 von Biſchof Iring von Würzburg einen Schutzbrief für die Grangia Brunſtatt, erkaufte im n. J. die Weinberge in Stammheim, wurde im J. 1260 von dem Biſchofe Berthold von Bamberg mit dem Zehnten in Kotmannsdorf beſchenkt, und ſoll im J. 1262 verſtorben ſein. 12) Nikolaus I. Ihm ſchenkte Eberhard von Schaumberg, Propſt zu St. Stephan in Bamberg, ſeine Güter in Schalkfeld, während er ſelbſt Mönch in Eberach wurde. Im J. 1269 — es war das nämliche Jahr, in welchem Abt Nikolaus den Gebeinen der Kaiſerin Gertrudis eine feſte Stelle anwies — ſchenkte Eberhard von Thünefeld das Dorf Haag, ſammt Zehnten und Voigtei. Abt Nikolaus reſignirte im J. 1271. 13) Berenger, empfing in ſeinem Antrittsjahre, im J. 1271, als Geſchenk Heinrich's von Scherenberg, ein großes Gut in Damsdorf, und 1272 eine ähnliche von Sibert dem Alten von Windheim dargebrachte Schenkung mehrer Güter. Im J. 1273 erließ der nämliche Sibert, auf des Abtes Bitten, ſein Recht auf Birkenrod, ſowie die Abgabe zweier Schafe, die jährlich wegen des Amtes Herrnsdorf entrichtet werden mußte. Im J. 1274 ſchenkte Heinrich von Zabelſtein den nicht weit von Schwappach und Geroldshofen entlegenen St. Gangolphsberg, mit Kirche, Ländereien und Wald. Im J. 1275 erkaufte Berenger von dem Propſte Engelbert von Heidenfeld zwölf Manſen in Unter-Spiesheim, und von dem Biſchofe Berthold von Würzburg, um 90 Mark Silber, das Schloß Spiesheim. Im J. 1276 ſtiftete Eberhard Fuchs zu Scheinfeld, zu ſeinem Begräbniſſe, die Muttergotteskapelle an dem Kloſterthore, wozu er das Schloß Schmalfeld, Hofſtetten und einen Hof in Großen-Langheim widmete. Die Annahme dieſes Vermächtniſſes ſcheint des Abtes Berenger letzte Handlung geweſen zu ſein; er reſignirte in demſelben J. 1276 und ſtarb nach dem Zeugniſſe des Nekrologs, den 20. Aug. 14) Winrich, einer der ausgezeichnetſten Äbte, die je einem Kloſter vorgeſtanden, würde ſeinen Anſpruch auf Unſterblichkeit ſchon allein in der Vollführung des Kirchenbaues begründen können. In ſeinem neunten Amtsjahre wurde die Kirche durch den würzburgiſchen Biſchof, Berthold von Sternberg, zu Ehren Gottes des Allmächtigen, der Allerſeligſten Jungfrau und Gottesgebärerin Maria, des h. Apoſtels und Evangeliſten Johannes, und des h. Biſchofs und Bekenners Nikolaus geweihet (9. Sept. 1285). Als er das Werk beendigte, woran 85 Jahre lang gearbeitet worden, fühlte Winrich die Nothwendigkeit einer alle Zweige des klöſterlichen Haushalts berührenden Reform. Seine erſte Sorge war, die übergroße Anzahl der Converſen, meiſt Künſtler und Bauverſtändige, die zu dem Kirchenbaue nöthig geweſen, zu vermindern, den für das Prieſterthum geeigneten Geiſtlichen die zu ihrer Ausbildung erfoderlichen Mittel zu verſchaffen, und bei der Aufnahme neuer Zöglinge auf ihre Anlage hierzu vorzüglich Rückſicht zu nehmen. Es wurde im Kloſter ſelbſt ein Lehrer, hier Lector genannt, angeſtellt, und zu Würburg ſtiftete Winrich für ſeine und ſeines Ordens Geiſtliche ein Collegium studiorum, welchem er einen Profeß aus Eberach, den nachmaligen Abt Heinrich von Schönthal, als Professor theologiae vorſetzte. Durch dieſe Einrichtung gewann das Kloſter eine Menge brauchbarer Zöglinge, und bald wurde daſſelbe als die bewährte Pflanzſchule gelehrter und tüchtiger Männer berühmt; Determinatores und Magistri artium, Baccalaurei und Doctores Ss. Theologiae, und ſelbſt Professores Theologiae auf Univerſitäten, wo ſie mit Beifall lehrten, finden ſich ſeitdem in dem Convent. Reinold wurde im J. 1280 als Abt nach Rein berufen; der Diakon Siegfried Kalb war ein ſo ausgezeichneter Schreibkünſtler, daß man glaubte, er habe ſeine künſtleriſche Fertigkeit nur durch Gebet und durch die Fürbitte der h. Katharina erlangen können. Nicht minder finden ſich unter den hieſigen Conventualen die Sprößlinge der angeſehenſten Geſchlechter Frankenlands. Berthold, der Abt von S. Burkard in Würzburg, gab im J. 1287 ſeine Abtei auf, um in Eberach Capitular zu werden; ein Berthold von Waldhauſen wird im J. 1294 als Prior genannt. Auch fremde Geiſtliche, aus Waldſaſſen, Sedlecz, Lilienfeld, wanderten nach Eberach, um nach der daſelbſt eingeführten Ordnung Gott zu dienen. Die Kloſterökonomie erhielt eine durchaus veränderte Richtung. Aus den Conventsgliedern wurde ein Camerarius aufgeſtellt, um unter der Leitung des Abtes die Wirthſchaft im Allgemeinen zu beſorgen. Einem jeden Kloſteramte wurde ein beſtimmtes Einkommen angewieſen. Zu Ende des Jahres mußten die Inhaber dem Abte und den Senioren Rechnung ſtellen. Des Convents Einkommen und Unterhalt beſorgte ein Cellerarius, für die Pflege der Kranken war ein Infirmarius, und für die Werkſtätten der Laienbrüder ein Magister operis ernannt. Die Güter, welche dem Kloſter zu eigener Benutzung vorbehalten, wurden den Höfen oder Curiis zugetheilt, und von Leibeigenen und Colonen bebaut. Den Höfen aber waren Converse als Magistri, zu Beaufſichtigung und Leitung

der Wirthſchaft vorgeſetzt. Die übrigen Güter wurden als Erblehen gegen beſtimmte Abgaben an die Erblehenleute hingegeben. Ein ſo allgemeiner Umſchwung konnte die häuslichen Angelegenheiten nicht unberührt laſſen; Winrich fand es rathſam, die Koſt, welche bisher, nach der Ordenseegel, in einer dicken (franzöſiſchen) Suppe und einer Portion Gemüſe, ohne Wein, beſtanden hatte, zu verbeſſern. Darum übernahm er die Stiftung Selphar's, eines Bürgers von Würzbueg, welcher für den Conventstiſch 14 Eimer Wein, Käſe und Eier, und drei Mal im Jahre ein Fiſcheſſen vermacht hatte. Auch überließ er dem Kellner Friedrich verſchiedene Einkünfte, wogegen dieſer den halben Weinzehnten in Weyer für das Bedürfniß des Conventtiſches abtrat; endlich genehmigte er die Stiftung der Brüder Konrad, Rüdiger und Wolfram Teufel von Würzburg, laut welcher dem Convent täglich eine Pitantia [2]) gereicht werden ſollte. Die reichen, von Winrich gemachten Erwerbungen ließen ihn den durch ſolche Zugeſtändniſſe bedeutend erhöhten Aufwand der Haushaltung weniger drückend finden. Im Laufe ſeiner 14jährigen Regierung kaufte er Güter im Geſammtbetrage von 1341 Mark Silber; von dem Grafen Heinrich von Caſtel insbeſondere um 150 Pf. Heller deſſen Güter in Herlheim (1276), von dem Biſchofe Berthold von Wüezburg im J. 1281 andere Güter in Herlheim, in mansis, judiciis, praeter centam, decimis, thelonio, pratis, pascuis et sylvam Hurnau, um 800 Pf. Heller, von Ulrich von Schlüſſelberg und Herdegen von Geündlach um 1161 Pf. Heller den Ort Mönchſontheim (1283), von Theoderich Fuchs von Stockheim deſſen Antheil an Mainſtockheim (1284), von Albert Propſt um 130 Pf. Heller, deſſen Hof auf den Fiſchbach in Nürnberg (1286), von den Geafen von Caſtel Güter in Trunſtatt und Biſchwind um 122 Pf. Heller (1287). Ludwig von Windsheim, ein Edelmann der Nachbarſchaft, der unbeweibt und ohne Erben war, ließ ſich in die Kloſtergemeinde aufnehmen; bei ſeinem Eintritte übeegab er ihe ſein Schloß Burg-Windheim, mit den ſehe beteächtlichen Zubehörungen und Gerechtſamen. Koneab Fuchs zu Rödelſee vermachte im J. 1280 verſchiedene Güter. Heinrich Mutlo von Stollberg und ſeine Hausfrau Irmtrudis ſchenkten im J. 1282 ihre Güter und Zehnten in Breitbach, Wolfsbach, Kotſch. Neben ſo wohlgelegenen und bedeutenden Erwerbungen wird die Veräußerung des entfernten Schwabach weniger merklich; der vielen, mit deſſen Beſitze verbundenen Schwierigkeiten überdeüſſig, verkaufte Winrich das Gut am 20. Aug. 1281 um 750 Pf. Heller an den König Rudolf; die Pfarrei, den Zehnten und das Kloſterhaus behielt er ſich vor. Nachtheiliger, als dieſe Veräußerung, wurde durch ihre Folgen die nähere Verbindung mit dem Hochſtifte Würzburg, herbeigeführt vornehmlich durch die 18jährige Fehde, welche die Biſchöfe mit den benachbarten Grafen und Landherren zu führen hatten. Mit welcher Klugheit auch Winrich zwiſchen den ſtreitenden Parteien die richtige Mitte zu behaupten ſtrebte, ſo war doch, ſeiner ganzen Stellung nach, eine Annäherung zu dem geiſtlichen Fürſten unvermeidlich; angedeutet wird ſie durch das Darlehen von 150 Malter Weizen, mit welchem der Abt im J. 1281 dem Biſchofe zu Hilfe kam, wofür dieſer dem Kloſter die Landleute oder das Schutzgeld von den in eberach'ſchen Dienſt übergegangenen würzburgſchen Hörigen überließ. Sein thätiges und erbauliches Leben beſchloß Abt Winrich den 9. April 1290. 15) Hermann II. hatte, obgleich Conventual von Eberach, ſeit dem J. 1284 die äbtliche Wüede in Langheim bekleidet. Die kirchlichen und ökonomiſchen Einrichtungen ſeines Vorgängers wurden durch ihn mit feſtem Ernſte gehandhabt, und wo es nöthig, weiter ausgebildet. Am Himmelfahrtstage 1290 erkaufte er von Konrad Fuchs Güter in Hüttenheim, gleichwie er in demſelben Jahre von Abt Eberhard von Ellwangen die Hofmark Katzwang mit der Pfarrei und dem Patronatrechte um 470 Pf. Heller erkaufte, und bei Biſchof Mangold von Würzbueg die Einverleibung dieſer Pfarrei in das Kloſter durchſetzte. Überhaupt bezeichnete er von da an ein jedes ſeiner Regieeungsjahre durch iegend eine Erwerbung von Wichtigkeit. Dagegen wurde das Collegium studiorum in Würzburg ein Opfer der Fehde zwiſchen Biſchof und Stadt; die Anſtalt mußte im J. 1295 aufgelöſt werden. Deſto eifriger wurde dafür die Kloſterſchule gehandhabt. Hermann ſtarb den 4. Nov. 1306. 16) Friedrich, Landgeaf von Leuchtenberg, nachdem er früher das Kloſter Langheim als Abt regiert, wurde in dergleichen Eigenſchaft nach Eberach berufen. In den hieſigen Urkunden erſcheint er im J. 1308 — 1328, im letztern Jahee wurde er von Papſt Johann XXII. zum Biſchofe von Eichſtädt ernannt. Im J. 1317 erkaufte er von dem Geafen Hermann von Caſtel um 180 Pf. Heller das Dorf Fütterſee, und der daſige Zehent wurde ihm im J. 1319 von den Rittern Konrad Zöllner und Hermann Zweiſler abgetreten. Mit dem Biſchofe, als Kloſtervoigt, hatte er wegen des Kloſters eigenen Leuten manche Streitigkeiten, in Anſehung derer Kaiſer Ludwig im J. 1324 eine Entſcheidung gab. 17) Albert von Anſeld, aus einem fränkiſchen Rittergeſchlechte, hatte 14 Jahee dem Convent als Prior vorgeſtanden, und daher hineichende Gelegenheit gehabt, von den klöſterlichen Angelegenheiten ſich die genaueſte Kenntniß zu erwerben. Alle ſeine Handlungen geben Zeugniß, daß er dieſe Kenntniß wirklich beſaß und zum Nutzen ſeiner Kirche zu gebrauchen wußte, und ſcheint auch Papſt Johann XXII. dieſes anzuerkennen, indem er den Abt von Eberach mit der Einſammlung des halben Zehntens, der von allen Ciſteecienſerklöſtern Alemanniens zu entrichten, beauftragte. Im J. 1331 übernahm Albert die Güter des Beguinenvereins, der bishee in Burgwindheim beſtanden hatte, und im J. 1332 erkaufte er um 164 Pf. Heller das Eigenthum der Beguinen zu Birkach. Im J. 1335 trat ihm Engelhard von Ebersberg das Patronatrecht der Pfarrei Erlenbach, bei Schwäbiſch-Hall ab (ſie wurde im J. 1352

2) Pitancia, nicht Pietancia oder Pictancia, iſt weder von Pietas, noch von Pieta herzuleiten, ſondern nur eine halbfranzöſiſche Abkürzung des Wortes Competentia (in eines Franzoſen Munde Competancia), die Competenz oder Portion eines Mönchs. Konrad Teufel ſtarb als Convers im J 1348, und wurde, ſammt ſeiner Mutter, hier begraben. Daher das Sprüchwort: „Zu Eberach iſt der Teufel und ſeine Mutter begraben."

von Papſt Clemens VI. dem Kloſter einverleibt, damit es die hergebrachte Gaſtfreiheit fortſetzen könne), und im J. 1339 ſah er ſich genöthigt, auf dem Reichstage zu Nürnberg gegen den Biſchof Otto von Würzburg Klage zu führen. Der Biſchof wollte nämlich den bisher der Abtei verliehenen Schutz in ein landesherrliches Schutzrecht verwandeln. Des Kaiſers Ausſpruch beſtätigte die Unmittelbarkeit der Abtei, konnte jedoch nicht verhindern, daß der mächtige Nachbar ſpäterhin auf anderm Wege ſeine Zwecke erreichte. Albert ſtarb den 10. Aug. 1344. 18) Heinrich II. regierte fünf Jahre, bezeichnete jedes derſelben durch irgend eine Erwerbung, und ſtarb den 8. Mai 1349. Unter ihm ſchrieb der Capitular Peter von Kottenheim ſein **Liber Pitanciarum.** 19) Otto, „**vir magnus, potens opere et sermone,**“ wird von K. Karl IV. in einer Urkunde vom J. 1352 „**Capellanus et Consiliarius dilectus**“ genannt, und empfing am 11. Dec. 1380 von Papſt Urban VI. das auch auf ſeine Nachfolger ausgedehnte Recht, ſich der biſchöflichen Inſignien, nicht nur in der Kloſterkirche, ſondern auch in allen andern Kirchen, wenn nur kein Biſchof oder Legat zugegen, zu bedienen. Von Kaiſer Karl IV., von dem Biſchofe Ludwig von Bamberg, von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg (dieſer ſtiftete im J. 1377 eine Jahrmeſſe in der Allerheiligenkapelle), von denen von Winkel, Seckendorf und Thüneſeld, empfing er mancherlei Gnaden und Wohlthaten, deren das Kloſter um ſo mehr bedürftig, da ſich bei der von dem Abte Thomas von Morimond im J. 1354 angeſtellten Viſitation eine Schuldenlaſt von 7275 Pf. Heller ergeben hatte. Dieſe Schuldenlaſt mag ſich durch des Biſchofs Albert von Würzburg gewaltthätiges Verfahren nicht wenig vermehrt haben; gleich ſeinem Vorgänger Otto bedrückte er das Kloſter mit Anlagen, Frohnden und Einlagerungen, daß der Abt, in ſeiner äußerſten Armuth, genöthigt wurde, Hilfe bei Papſt Gregor XI. zu ſuchen. Dieſer erließ, **XV. kal. Feb.** 1373 einen Schutzbrief, der ein getreues Bild von dem traurigen Zuſtande von Eberach entwirft: „**Nonnulli Episcopi herbipolenses praefatis abbati et conventui diversas tallias et exactiones de facto imposuerunt, ipsosque abbatem et conventum diversis vicibus ad solvendum eis magnas pecuniarum summas usque ad quantitatem XX. millium florenorum auri vel circiter indebite compulerunt, et tam per ipsos quam etiam per ipsorum officiales praefatos ab. et conv. ad recipiendum in dicto monasterio, vel in grangiis aut possessionibus, vasallis aut colonis... magnas multitudines gentium, armatorum, et per aliquot dies ad providendum dictis gentibus de victualibus constrixerunt. Et insuper, cum a clero dioecesis aliquod subsidium peterent, praefatos abbatem et conventum per laicalem potentiam de facto compelli fecerunt ad contribuendum. ... et alias tantis eos gravaminibus afflixerunt, ut monasterium ipsum ad magnam inopiam sit redactum.**“ Im J. 1381 erkaufte der Abt Otto von Biſchof Gerhard von Würzburg um 12,000 Fl. die Centgerechtigkeit über die Kloſterdörfer. Im J. 1363 vermachte ein Pfründner des Kloſters, Heinrich Sudrach, dem von Abt Engelbert gegründeten Hoſpitale 309 Pf. Heller. Otto ſtarb den 9. Jun. 1385, daß ihn demnach der gelehrte Conventual **Conradus de Ebraco** nicht gar lange überlebte. Konrad hatte viele Jahre, und mit Ruhe, an der Hochſchule zu Wien Theologie vorgetragen, und ſtarb den 9. Dec. 1387. 20) Peter I. erlebte ſehr unruhige Zeiten, indem die Städte des Hochſtiftes Würzburg dem Biſchofe Gerhard von Schwarzburg den Gehorſam verſagten, und dadurch langwierige Fehden veranlaßten. Gleich ſehr gemißhandelt von dem Biſchofe und von den Rebellen, ließ ſich Peter von K. Wenceslaus einen neuen Schutzherrn geben; ein böhmiſcher Freiherr, der auch in Franken reich begütert (ihm gehörte z. B. das benachbarte Prichſenſtadt), Borziwoy von Swinarz, ſollte ſtatt des Biſchofs, des Kloſters Schutzherr werden, d. d. Nürnberg, Montag nach Franziscus 1397. Schon früher, Freitag nach Reminiſcere 1387, hatte Wenceslaus ſich gegen die Anſprüche erklärt, welche der Voigt zu Schweinfurt auf des Kloſters Güter und Leute zu Weyer und Gochsheim erheben wollte. Peter ſtarb den 24. Febr. 1404; **venerabilis et pius abbas** heißt er in der Grabſchrift. Den gelehrten Capitular Iringus hatte er mit einer Penſion von 42 Fl. entlaſſen, damit er des Biſchofs Johann von Würzburg, und nachmals Anton's von Rotenhan in Bamberg Weihbiſchof, auch **Archiepiscopus Anaversensis in part.** werde. 21) Heinrich III. Heppe, aus Volkach. Schwer laſtete auf ihm der Druck einer armſeligen Zeit und nimmer endender Fehden; es kam ſo weit mit dem reichen Kloſter, daß in **vigilia S. Jacobi** 1411 33 Mönche entlaſſen werden mußten, um in andern Klöſtern den Unterhalt zu ſuchen, den das eigene Haus nicht mehr bieten konnte, allein Heinrich ließ ſich durch das Schickſal nicht beugen. Mit Kühnheit und Einſicht vertheidigte er ſeines Kloſters Rechte und Beſitzungen, und ſchon nach drei Jahren ſah er ſich in den Stand geſetzt, die entlaſſenen Brüder zurückzurufen. In Wahrheit rühmt darum Bruſchius von ihm, „**ut merito secundus salutari debeat hujus abbatiae fundator.**“ Auch um die Studien machte Heinrich ſich verdient; unter ſeinem Schutze blühte die Kloſterſchule, wie zu irgend einer frühern Zeit, und er veranſtaltete ein merkwürdiges **Chartularium**, unter dem Titel: „**Anno Domini millesimo quadringentesimo septimo, ordinante et jubente Venerabili in Christo Patre ac Domino, Dnō Heinrico, Abbate monasterii Ebracensis, conscriptus et completus est liber iste, et praesens volumen, continens omnia privilegia, gratias et indulta Summorum Pontificum, Imperatorum, Cardinalium, Archiepiscoporum, Episcoporum etc.**“ Er ſtarb den 19. Nov. 1426. 22) Bartholomäus Fröwein von Nürnberg, „**S. Theologiae Doctor et Professor eximius, Disputator omnium sui saeculi acerrimus,**“ war von Abt Peter nach Wien geſendet worden, um Philoſophie und Theologie zu hören. Der Biſchof von Würzburg, Johann von Egloffſtein, ſtellte ihn bei ſeiner im J. 1410 neu eröffneten Univerſität als Lehrer der Theologie an, „**publiceque legit sententias pro doctoratu.**“ Als Abt Heinrich III. auf des Kaiſers Ruf das Conci-

lium in Conſtanz beſuchte, mußte Bartholomäus ihn dahin begleiten. Er war einer der zehn Doctoren, welche der Kirchenrath zu Unterſuchung der Lehre des Johann Huß ernannte, begleitete nach geſchloſſenem Concilium den Biſchof von Worms, Johann von Fleckenſtein, auf einer Pilgerfahrt nach dem heil. Lande, und wurde nach ſeiner Zurückkunft mit der Abtswürde bekleidet. Er lebte in großer Abgeſchiedenheit, einzig dem Gebete und der Wiſſenſchaft, brachte im J. 1429 dem Biſchofe Johann von Würzburg 2600 Fl. als freiwillige Gabe dar, und ſtarb den 25. Jul. 1430. Sein Commentarius in Ecclesiasten hat ſich neuerlich unter den Handſchriften der Univerſitätsbibliothek zu Würzburg wiedergefunden. 23) Hermann III. von Kottenheim, ein Edelmann, war, zugleich mit Albert Kirchenlohr, von dem Abte Bartholomäus an das Concilium zu Baſel geſchickt worden, und widmete verſchiedene Jahre dem Dienſte dieſer Verſammlung. Unter andern wurde er mit dem Abte Johann von Maulbronn (urſprünglich Capitular in Eberach) an den Rath zu Nürnberg geſendet, um den nach Baſel berufenen Böhmen ſicheres Geleite zu erwirken. Die Thätigkeit und das Geſchick, ſo Hermann in ſeinen verſchiedenen Sendungen entwickelte, verſchafften ihm den Beinamen „des gelehrten Abtes," und die Gunſt der verſammelten Väter, die um ſeinetwillen das Kloſter von den nach Rom zu entrichtenden Beſtätigungsgebühren (740 Fl.) für immer befreieten. Von K. Sigismund erhielt er fünf verſchiedene Schutzbriefe, in dem einen, d. d. Ulm, 2. Aug. 1434, wird es dem Kloſter freigegeben, „quemcunque, aut quoscunque, quos voluerint, eligendi protectorem aut protectores." Von den Ständen Frankenlands wurde er herangezogen, um die zwiſchen Johann von Brunn, dem Biſchofe zu Würzburg, und ſeinem Domcapitel ſchwebende Uneinigkeit tilgen zu helfen, weshalb er den gemeinſam entworfenen Rundvertrag unterſchrieb. In Baſel hatte er ſich an Thätigkeit und Zerſtreuung gewöhnt, das ſtille, einförmige Leben in Eberach wollte ihm daher wenig zuſagen; er legte im J. 1437 ſeine Würde nieder, um einige Jahre hindurch in dem Kloſterhofe zu Nürnberg die ihm ausgeſetzte Penſion zu verzehren, dann ſeine Tage in Heilsbronn zu beſchließen (1447). 24) Heinrich IV. Wild, „vir optimae conscientiae, prudens sicut serpens, et columba simplex," regierte ungemein löblich, daß K. Friedrich IV. bei Gelegenheit eines Beſuchs in Eberach (1442), ihm und ſeinen Einrichtungen die größte Hochachtung bezeigen mußte. Von ſeinen vielen Erwerbungen iſt der große und kleine, der Frucht- und Weinzehnte in Mainſtockheim und Burgbrunn die wichtigſte; ſie koſtete 6000 Pf. fränk., heutzutage ſchreibt die Brevis notitia, würde ſie nicht für 30,000 Pf. zu haben ſein. Trotz aller Einreden des Capitels reſignirte Heinrich im J. 1447; er ſtarb 1454. 25) Heinrich V. Blumentroſt, von Burgwindheim, „vir foemosus, praelaticus, procerae staturae homo, doctus, eloquens, rhetor comptus, S. Theologiae Baccalaureus formatus," machte das Kloſter zu einer fruchtbaren Pflanzſchule frommer und gelehrter Männer, welche in der Folge dem Orden und der Kirche die erſprießlichſten Dienſte leiſteten. Er war der erſte, welcher die von dem Ordenscapitel vom J. 1422 angeordnete, ſeitdem mehrentheils den Äbten von Eberach verbliebene Stelle eines Generalvicarius der Provinz Franken und Baiern bekleidete. Ein unglücklicher Fall beendigte am 16. Jan. 1455 ſein verdienſtliches Leben. 26) Burkard Schul, „vulta formosus, formosior vero animo," und darum geehrt und geliebt von ſeinen Brüdern, bereicherte beſonders den Kirchenornat. Viele ſeiner Capitularen wurden ihm (zum Theil auch erſt nach ſeinem Tode) abgefodert, um ihrer Leitung fremde Abteien, namentlich Rein, Aldersbach, Heiligkreuz in Öſterreich, St. Gotthard, Pilis und Pásztó in Ungern, anzuvertrauen. Unter ihm nahm die Wallfahrt zum heil. Fronleichnam in Burgwindheim ihren Anfang, veranlaßt durch ein wunderbares Ereigniß bei der Fronleichnamsproceſſion, welches von mehren anweſenden Rittern, von Georg von Thüngen, Heinrich, Chriſtoph und Johann Fuchs, Wiguleus Wolfskehl, Anton von Seckendorf beſcheinigt iſt (1465). Der Abt Burkard ſtarb den 13. Dec. 1474. 27) Johann I., Kaufmann aus Würzburg, hatte 18 Jahre lang zu Wien Theologie gelehrt, war auch des nachmaligen Kaiſers Maximilian Beichtvater. Verſtändig, auch liebreich gegen ſeine Untergebenen, war er ſtreng gegen ſich ſelbſt. Er mied allen Prunk, und konnte daher, wiewol er viel baute und viel auf die Verherrlichung des Gottesdienſtes verwendete, einen Schatz in baarem Gelde hinterlaſſen, wie er bei keinem ſeiner Vorgänger gefunden worden. Er ſtarb den 3. April 1489. 28) Nikolaus II. Angeli, aus Königsberg, „homo magnae staturae extraordinariae, artium Philosophiae doctus Magister et Professor," erkaufte im J. 1494 das Haus ad S. Jacobum in der Vorſtadt zu Heidelberg, um ſeinen künftig dahin „ad Studia" zu ſchickenden Geiſtlichen ein Unterkommen zu verſchaffen; die beſtändigen Kriege mit den Ungern machten nämlich den Beſuch der Univerſität zu Wien allzubeſchwerlich. Aber auch des Abtes Regierung zu Hauſe war nicht ganz friedlich, er entſagte ihr darum, nachdem er ſie nur ſechs Jahre geführt, verlebte 14 weitere Jahre in dem Krankenhauſe, und ſtarb den 20. Nov. 1509. 29) Vitus Bendt, aus Iphofen, erwählt im J. 1495, hatte früher der Pfarrei Burgebrach vorgeſtanden; „vixit in virtutibus, mortuus in pietate." Er bereicherte die Sacriſtei mit vielen ſilbernen Bildern, Kelchen und andern Zierrathen, im Werthe von mehren tauſend Gulden, unternahm, um ärztliche Hilfe zu ſuchen, eine Reiſe nach Bamberg, und ſtarb daſelbſt, unter den Händen der Ärzte, den 30. Oct. 1503. 30) Johann II. Leitersbach, von Burgwindheim, „vir procerus statura, fortitudine et animi dotibus multo major," ſah die Abtei in ihrem höchſten Glanze. Die Zahl der Religioſen betrug 75, ein Prior, Subprior, Cuſtos und Cantor unterhielten im Convent den Gottesdienſt und die geſetzliche Ordnung, der Camerarius hatte die wirthſchaftlichen Angelegenheiten, der Notarius die Gerechtſame und die Kanzlei, unter der Leitung des Abtes zu beſorgen. Der Cellerarius war zu Anſchaffung der Bedürfniſſe des Kloſters, der Burſarius lediglich zu dem Ende aufgeſtellt, daß er ſich mit der Geldeinnahme, die durch die Ordensſatzungen

Digitized by Google

dem Abte unterſagt, befaſſe. Der **Magister operis** leitete die Arbeiten der Handwerker und Taglöhner, der **Magister hospitum** hatte die Gäſte und Reiſenden, der Infirmarius die Kranken zu beſorgen. Männer, wie der treffliche Prior Nibling, wie der Ökonom Reismann, ſtanden dem Abte zur Seite. Aber „**nisi Dominus custodierit civitatem, frustra vigilat, qui custodit eam;**“ die erſte Schickſalsmahnung äußerte ſich in zwei Feuersbrünſten, im J. 1518, wovon die eine die Dienerwohnung, den ſogenannten Kammerhof, die andere den Wohn- und Schlafſaal der Geiſtlichen im Conventbaue verzehrete. Um die nämliche Zeit begann der bekannte Rechtsſtreit mit Würzburg, welcher die vollſtändige Unterjochung des Kloſters zum Zwecke hatte, jedoch erſt mit dem Untergange beider Stifter ſeine vollkommene Endſchaft erreichte. Bis zum J. 1497 war die Unmittelbarkeit des Kloſtees und deſſen unmiltelbarer Beeband mit Kaiſer und Rrich unbeſtritten, daher es auch in den ältern Reichsmatrikeln zwiſchen Schwarzach und Berchtesgaden mit einem Anſchlage von drei Mann zu Fuß, oder 117 Fl., erſcheint. Auf dem Reichstage zu Worms, im J. 1497, wußte es der Biſchof Laurentius von Bibra durchzuſetzen, daß das Kloſter von der neuen Matrikel ausgeſchloſſen blieb; hierdurch wollte er ſich den Weg bereiten, um die Reichsſteuer von Eberach, als einem ſeiner Landeshoheit unterworfenen Kloſter, ſelbſt zu erheben, und dabei kam ihm der bisher von Reichs wegen geübte Schutz, der jetzt als ein ſeit undenklichen Zeiten von dem Hochſtifte Würzbueg erworbenee Erbſchutz gelten ſollte, trefflich zu ſtatten. Seine Beamten erlaubten ſich alle mögliche Eingriffe in die Gerichtsbarkeit der Abtei. Die Unterthanen wurden mit Gewalt vor die würzburgiſchen Gerichte gezogen, in den Kloſterhöfen Pfändungen an Vieh und Naturalien vorgenommen, die Geiſtlichen ſogar mit Schlägen mishandelt, verſchiedene Viehtriſten und Jagdbezirke dem Kloſter ſtreitig gemacht, während man zugleich Lager, Atzung und Frohnden für die würzburgiſche Schäferei erzwang. Des von Bibra Nachfolger, Konrad von Thüngen, betrieb den Rechtskampf mit noch größerm Ernſte. Kaum hatte der Abt am 5. Mai 1521 die kaiſerl. Beſtätigung der klöſterlichen Rechte und Freiheiten erlangt, als der Biſchof dagegen vorbrachte, es hätte ſein Hochſtift den Schutz über Eberach ſeit undenklichen Zeiten hergebracht, und die Übertragung dieſes Schutzes an einen andern Fürſten würde Uneinigkeit und Fehde veranlaſſen, mithin dem Kloſter ſelbſt nachtheilig werden. Seine Vorſtellung wirkte, und bereits am 22. Mai 1521 erhielt er eine kaiſerl. Verfügung, wodurch der Schutz über Eberach für immer dem Hochſtifte einverleibt wurde, doch ſollte das Kloſter nicht beſchweret, ſondern gehalten werden, wie von Alters Herkommen. Stark durch dieſe Urkunde, wie auch durch das gleichlautende päpſtliche Breve vom 13. März 1523, ließ Biſchof Konrad 30 Dörfer des Kloſters mit ſtarkem Feldgeſchoſſe, Karrenbüchſen und vielen Reiſigen gewaltig und mit gewaffneter Hand einnehmen und zur Huldigung zwingen. Beſonders geſchah dieſes dem Amtshofe zu Herrnsdorf, wo die fürſtliche Commiſſion gegen drei Wochen hauſte, alle Vorräthe aufzehrte, und die Fiſchwäſſer den Nachbarn von Schlüſſelfeld Preis gab, und es war verhältnißmäßig nur eine geringe Beläſtigung zu nennen, daß das Kloſter und ſeine Ortſchaften jährlich zwölf Wochen lang mit einer großen Anzahl Jäger und Hunde belegt wurden, auch ihnen Lager, Atzung, Frohnden und Dienſte leiſten mußten, deren letztere öfters 20—30 Wagen erfoderten. Der Abt klagte bei dem Reichsregimente zu Nürnberg, erwirkte eine Vorladung an den Biſchof auf den 21. Dec. 1521, und führte die gerichtliche Verhandlung bis zur Quadruplik fort, als ein neues Ungewitter das Gotteshaus mit Vernichtung bedrohte. Nicht die **stara brauda**, wie in den windiſchen Ländern, ſondern ein neuer Schwindelgeiſt rief die Bauern, wie in Franken, ſo in Schwaben und in dem Odenwalde, zu den Waffen. Eine Rotte dieſer Empörer, denen ſich auch eberachiſche Unterthanen beigeſellten, ſammelte ſich in dem ſchlüſſelfelder Grund, eine andere hatte ihr Lager bei Geroldshofen. Von zwei Seiten her bedroht, war der Abt der Meinung, den Convent nach Würzburg, in den daſigen Kloſterhof, zu verlegen, der Convent aber zog es vor, in Schweinfurt, wo das Kloſter gleichfalls einen Hof beſaß, Sicherheit zu ſuchen. Die Kloſterpforten hatten ſich aber kaum aufgethan, um den Vertriebenen Auslaß zu verſtatten, als ſechs der Capitularen ſich von dem Convent trennten, um ſich in dem eberacher Hofe zu Schwabach niederzulaſſen. Es war dieſes zum Theil die Folge einer ſeit dem Ende des 15. Jahrh. aufgekommenen Neuerung. Seitdem waren bei den wirthſchaftlichen Ämtern außerhalb des Kloſters, ſtatt der Converſen Geiſtliche angeſtellt worden, die hierdurch Gelegenheit fanden, ſich mit den Lehrſätzen eines Wiklef oder Huß bekannt zu machen, und dann, wenn ſie nach dem Hauſe zurückkehrten, in der klöſterlichen Verfaſſung nunmehr Langweile und Ekel empfanden. Unzufriedenheit und Unruhe ſchlichen ſich in ihrem Gefolge ein, und die klöſterliche Zucht gerieth in Verfall. Dieſe unter den Mönchen waltende Gährung hatte den friedliebenden Abt Nikolaus II. veranlaßt, ſeiner Würde zu entſagen; jetzt, in der leidenſchaftlich bewegten Zeit, konnte es kein Geheimniß mehr bleiben, daß die neue Lehre ſelbſt in Eberach Anhänger gefunden habe. In dem brandenburgiſchen Schwabach waren die Abtrünnigen willkommen. Einer, Johann Kraft, übernahm in der Reſidenzſtadt Ansbach die Lutheriſche Pfarrerſtelle. Von den andern berichtet der Abt in einem Schreiben an den Biſchof von Würzburg, daß ſie in weltlicher Kleidung verdächtige Orte beſuchten, an Faſttagen Fleiſch ſpeiſten, „uns, unſerm Orden und Jedermann zum Ärgerniſſe.“ Als das ihnen von dem Abte bewilligte Reiſegeld verzehrt war, zogen ſie des Kloſters Einkünfte aus Katzwang und Schwabach an ſich, um ſie der Stadt Nürnberg gegen eine Leibrente zu Kauf zu bieten. Als ihnen das nicht glückte, verklagten ſie den Abt beim Kammergerichte; er ſollte ihnen den Unterhalt reichen. Johann's eigene Lage war aber kläglich genug. Für ſeine Perſon wollte er ſich nach Nürnberg begeben. In dem Eglofſteiniſchen Mühlhauſen wurde er aber, trotz ſeiner Verkleidung, erkannt, feſtgenommen, und von den bäueriſchen Rebellen nach Herrnsdorf zurückgeführt. Er ward

Digitized by Google

ein Zeuge der ſchrecklichen, durch die Nachbarn aus Schlüſſelfeld angerichteten Verwüſtung, er ſah die Plünderung des Kloſters, er ſah, wie die Kirche ſelbſt, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt worden, ein Raub der Frevler werden mußte, wie das Kirchengeräthe geſtohlen, das Heiligthum geſchändet, der mit Blei gedeckte Kirchthum durch Feuer verheert wurde; von Augenzeugen mußte er hören, wie ſich dieſe Ereigniſſe auf allen Kloſtergütern, zu Sulzheim, Weyer und Schweinfurt, in Spiesheim, Herlheim, Alitzheim, Stockheim, erneuerten. „O Ebraeum, ubi nunc tuus advocatus, ubi protector tibi a Caesare datus! Eheu, non erat qui me agnosceret.“ Endlich gelang es dennoch dem Abte, ſeinen Hütern zu entrinnen und nach Nürnberg zu gelangen, von dannen er ſpäter, als der Aufruhr kaum unterdrückt, nach Eberach zurückkehrte. Mitten in dem Greuel der Verwüſtung, von einer Hütte aus, die er ſich vor der Kloſterpforte errichten laſſen, begann er das große Werk der Wiederherſtellung. Langſam rückte er damit vorwärts, denn es war ein Schade von wenigſtens 200,000 Goldgulden zu heilen, und von vielen Seiten ſtellten Widerſacher ſich ihm entgegen. Mit den eigenen Kloſtergeiſtlichen, mit den Unterthanen, mit den benachbarten Rittern, mit dem Markgrafen von Ansbach, welcher ſich der Ämter Katzwang und Mainſtockheim bemächtigte, war unabläſſig zu kämpfen. Der Markgraf ließ ſich durch den kitzinger Vertrag vom J. 1527 zur Zurückgabe der Ämter bewegen, die Ritterſchaft, nachdem ſie auf einer zur Ausgleichung der Kriegsſchäden ausgeſchriebenen Tagſatzung den Antrag geſtellt, daß die Klöſter in Pflanzſchulen für junge Edelleute umgeſchaffen werden ſollten, wurde durch des Abtes triſtige Gegenrede auf andere Gedanken gebracht, die zerſtreuten Conventsglieder wurden nach und nach, theils durch Überredung, theils durch die von dem Biſchofe angeordneten Zwangsmittel wieder vereinigt, aber das Misverſtändniß zwiſchen Biſchof und Abt beſtand. Jener erhielt von dem heil. Stuhle den Auftrag zur Viſitation aller Klöſter ſeiner Diöceſe, welches Ordens ſie auch ſein mögten, und ſeine Commiſſarien beendigten für Eberach dieſes Geſchäft mit der Abſetzung des Abtes (1529). Johann hätte der Mittel viele gehabt, den Streich abzuwehren; die Sicherheit und den Frieden des Hauſes über alle andere Rückſichten ſtellend, zog er es vor, durch freiwillige Abdankung den Zorn des Biſchofs zu entwaffnen (10. Febr. 1529). Sein Ende erfolgte den 3. Aug. 1533. Johann Nibling, den er 24 Jahre als Prior unter ſich gehabt, war ſeit dem J. 1526, Nikolaus Reismann, der Amtmann zu Nürnberg, ſeit dem J. 1523 verſtorben. Reismann's handſchriftliche Arbeit „Sportella“ beſchreibt alle Güter und Beſitzungen der Abtei von den älteſten Zeiten her, und in dem beigefügten Calendarium ſind die Gutthäter des Kloſters und ihre Stiftungen verzeichnet. Nibling ſchrieb eine Chronik in vier Bänden, deren letzten unvollendeten, Andreas Denſer bis zum J. 1538 fortſetzte. Nibling erzählt darin alle merkwürdige Begebenheiten des Kloſters aus ſeiner Zeit, theilt auch viele der von ihm verfaßten Briefe und Capitelreden mit. Die Briefe ſind meiſt an Geiſtliche gerichtet, welche den alten Glauben verlaſſen hatten oder bezweifelten, und ſollen ſich ſehr wirkſam bewieſen haben. Auch werden ſie wegen der Eleganz des lateiniſchen Styls und des Gedankenſchwunges geprieſen. Von dem Abte Leiterbach ſelbſt iſt ein teutſches Gedicht in Reimen vorhanden, worin er die Ereigniſſe und Schreckniſſe des Bauernkriegs, auch manche andere Begebenheit ſeiner Zeit, verewigt. Schließlich dürfen wir nicht vergeſſen, daß während ſeiner Regierung in Eberach von Konrad Celtes die Handſchrift des Ligurinus vorgefunden wurde, die dieſer gleich darauf zu Augsburg, im J. 1507, zum erſten Male abdrucken ließ. Ob es aber grade Celtes geweſen, der den Fund machte, oder ob ee nur veröffentlicht, was man ihm in der Bibliothek vorgezeigt, das mag unerörtert bleiben. 31) Johann III. Lupi, von Zeil, erw. den 10. Febr. 1529, war bemühet, durch eine von den Umſtänden gebotene Nachgiebigkeit ſich den Schutz des Biſchofs zu ſichern, und erlangte wenigſtens, daß die ſeit dem Bauernkriege occupirten Kloſterdörfer zurückgegeben wurden. Im Innern ſorgte und wirkte er für die Wiederaufnahme des Kloſters, ſo viel es die Erſchöpfung aller Hilfsquellen zuließ. Im J. 1539 gab er eine neue Gerichtsordnung für die von der Abtei abhängenden Gerichtsſtellen. Unter ſeinen 35 Conventualen zählte er verſchiedene Männer von Bedeutung, wie Johann Diederich, der nach Seißenſtein, Philipp Häberlin, der nach Heilsbronn, Erasmus, der nach Wilhering als Abt berufen wurde; letzterer trat zwar nach Verlauf von vier Monaten wieder aus, um zu heirathen. Der Abt Johann III., von deſſen Kenntniſſen ein Commentarius in Lib. 4. sententiarum Lombardi und eine Summa Raimundi metrice compilata zeugen, ſtarb den 25. Sept. 1540. 32) Konrad II. Hartmann, aus Schweinfurt, erw. den 21. Oct. 1540, ließ es ſeine erſte Sorge ſein, die klöſterliche Zucht zu handhaben, dem Gottesdienſte ſeine Feierlichkeit, dem Tempel ſeine Zierde wiederzugeben. In Kurzem waren die verfallenen Gebäude aus dem Schutte erhoben, die meiſtens verſiegten Einkünfte wieder in Gang gebracht; in alle Zweige der klöſterlichen Verwaltung kehrte eine wohlthätige Ordnung zurück, und zu Hauſe ſicher, konnte der Abt mit Nachdruck den Anſprüchen der Nachbarn begegnen. Die Stadt Schweinfurt, welche gegen den Vertrag vom J. 1431 die Aus- und Einfuhr der in ihren Mauern aufgeſpeicherten Kloſterfrüchte und Weine durch einen Aufſchlag erſchwerte, wurde durch das kaiſerl. Mandat vom J. 1543 zurechtgewieſen, der Markgraf von Ansbach, der die Kloſterunterthanen ſeiner Landeshoheit zu unterwerfen ſtrebte, traf auf ſolchen Widerſtand, daß der Vergleich vom J. 1557 möglich wurde; der Biſchof von Würzburg, Melchior Zobel von Giebelſtatt, war freilich ein Gegner, der nicht ſo leicht abzufinden war. Während die eberachiſchen Ortſchaften mit Kriegsvolk beſetzt, Atzung, Frohnden, Dienſte erpreßt, auch dem Kloſter ſelbſt binnen zwei Jahren 21,000 Fl. abgenöthigt wurden, unternahm der Abt im J. 1544 eine Reiſe nach Prag, um dem römiſchen Könige vorzuſtellen, wie ſein Kloſter, ehemals zum Reiche gehörig, auf die trügeriſchen Angaben der Würzburger hin, davon getrennt und unterjocht worden ſei, mit dieſer Vorſtellung aber die Bitte zu verbinden,

Digitized by Google

daß Eberach dem Reiche wiedergegeben und alles gegen ſeine Reichsunmittelbarkeit Vorgenommene aus königl. Machtvollkommenheit für ungültig erklärt werden möge. In dieſem Sinne ſprach ſich auch die von dem Könige am 10. Jan. 1544 gegebene, am 21. April n. J. von dem Kaiſer beſtätigte Urkunde aus; gleichwol wurde der Abt genöthigt, wegen erneuerter Anfechtungen ſeine Klage vor den Kaiſer zu bringen. Er erwirkte das Dehortatorium vom 25. Mai 1545, gegen welches der Biſchof ſogleich die Berufung an das Kammergericht zu Speier ergriff, und der hierdurch erwachſene Proceß wurde mit ſolcher Heftigkeit betrieben, daß die Replik des würzburgiſchen Anwalts unverholen äußerte, der Erbſchutz müſſe dem Hochſtifte bleiben, und ſollte auch von Eberach kein Stein auf dem andern verbleiben. In dieſem Kampfe ſtarb Abt Konrad den 9. Aug. 1550; **hujus coenobii restaurator magnificus**, heißt er auf dem ihm von den dankbaren Nachkommen errichteten Denkmale. 33) Johann IV. Piſtor, ſetzte den Rechtsſtreit mit Würzburz fort, was den Biſchof Melchior veranlaßte, ſich von Papſt Julius ein Breve ertheilen zu laſſen, um die Viſitation aller, auch der befreiten, Klöſter vornehmen zu können. Am 9. Febr. 1556 traf der Biſchof mit 70 Pferden und 40 Hakenſchützen in Eberach ein, der Abt war nach Nürnberg entflohen. Es wurde darum das Kloſter militairiſch beſetzt, und ſodann eine Commiſſion von geiſtlichen Räthen angeordnet, um den Zuſtand des Convents zu unterſuchen. Ein den Gerechtſamen des Ordens ſo nachtheiliges Verfahren traf auf lebhaften Widerſtand, nur dann fügten ſich unter Seufzen und Weinen die Capitularen, als der erſte Commiſſair aufſtand, um den ihnen angedrohten Kirchenbann auszuſprechen. Nun wurden die Unterſuchungsfragen dem Convent vorgelegt: einige rohe Ausdrücke waren das einzige Gebrechen, zu deſſen Ermittlung ſie führten; zum Beſchluſſe wurde gegen den nicht erſcheinenden Abt der Kirchenbann verkündigt. Dieſem folgte ein biſchöfliches Decret, wodurch Johann ſeiner Würde entſetzt wurde, und zwar aus folgenden Gründen: 1) weil er mit zerhauenen Hoſen und gekolbten Haaren einherginge, 2) weil er kurfürſtliche Paläſte baue, und in die Kirche regnen laſſe, 3) weil er mit zehn Pferden geritten ſei, und einen Junker gerechtfertigt habe, 4) weil er dem Convent keine Rechnung ſtelle, 5) weil er an verdächtigen Orten haushalte, und ſeine Conventualen ohne Tonſur ausgehen laſſe, 6) weil er Güter verkauft habe, und die weltlichen Ämter ſelbſt verſehe. Hiergegen legte der entſetzte Abt Berufung nach Rom ein, und da es nicht ſchwer war, das Unrichtige und Übertriebene der Beſchuldigung nachzuweiſen, erhielt er ein Indult, welches den Kirchenbann löſte und den Abt in ſeiner Würde beſtätigte. Endlich wurde auch, unter Vermittelung des Cardinalbiſchofs von Augsburg, mit Würzburg im J. 1557 ein Vergleich abgeſchloſſen, wonach dieſem der Erbſchutz unter Bedingniſſen verblieb. Dieſer Vertrag war aber kaum unterzeichnet, als neue Anſtände wegen des Kloſters centbarer Gerichtsbarkeit über ſeine Unterthanen gemacht wurden, welche zu dem weitern Vertrage vom J. 1561 führten. Bis zu dieſem Vertrage hatte die Abtei ihre eigene Civil- und Centgerichtsbarkeit. Für jene beſtanden die fünf Dorfgerichte zu Herlheim, Burgwindheim, Schwappach, Rödelſee und Katzwang. In Eberach war ein Obergericht, für die Berufungen von jenen Dorfgerichten, dann das Altherrengericht, welches aus dem Abte, den von ihm hierzu berufenen Capitularen und einem Syndicus beſtand, und bei welchem nicht nur die Appellationen der Unterthanen, ſondern überhaupt alle wichtige Angelegenheiten des Kloſters erwogen und entſchieden wurden. Die centliche Gerichtsbarkeit ließ die Abtei durch ihre Bärtlinge verſehen, welche rechtskundige, und im Auffangen, Bewahren und Hinrichten der Übelthäter erfahrne Laienbrüder waren. Johann und der auf 21 Mitglieder reducirte Convent hatten ſich der theuer erkauften Ruhe kaum gefreuet, als jener zur ewigen Ruhe berufen wurde (7. Jan. 1562). 34) Paul Zeller, von Heidenfeld, der bisherige Prior, ſaß nur 17 Monate, und ſtarb den 29. Jun. 1563. 35) Leonhard Roſen, von Wilandsheim, ſuchte den Convent durch Annahme von Novizen (32 in 28 Jahren) zu verſtärken, ließ mehre derſelben in Würzburg ſtudiren, und verſchaffte andern Gelegenheit, ſich für die Seelſorge vorzubereiten. Er übernahm es, die Curatie von Theinheim durch ſeine Geiſtlichen verſehen zu laſſen, er ordnete auch die **Curatie ad Portam** (in der Kapelle der Ritter Fuchs) an, welcher er nicht nur die Kloſterdienerſchaft zur Seelſorge, ſondern auch charitative die nächſten Ortſchaften der weitläufigen Pfarrei Oberſchwarzach anwies. Auch bei den Pfarreien Erlebach und Burgebrach wurden Capitularen angeſtellt, wie ſchon ſeit langer Zeit zu Burgwindheim und für die Propſtei auf dem Gangolphsberge geſchehen war. Um den durch die Unbilden der Zeit gar ſehr geſtörten Verband der einzelnen Klöſter wieder herzuſtellen, mußte Leonhard, auf des Generals Boucherat Geheiß, das Generalvicariat aller fränkiſchen Klöſter, und zugleich, für ſich und ſeine Nachfolger, das Paternitätsrecht über Bronnbach, deſſen Mater, Maulbronn, eingegangen war, übernehmen. Leonhard's Bemühungen um den Wiederaufbau ſeines Kloſters, um die Tilgung der vielen Schulden, wurden ſehr unangenehm unterbrochen durch den Brand vom J. 1585, der die Bibliothek verzehrte, und noch mehr geſtört durch neue Streitigkeiten mit dem Hochſtifte. In den Verträgen vom J. 1435 und 1461 hatten die Ritterſchaft und die gefreiten Prälaten verſprochen, von ihren Unterthanen die würzburgiſche Landſteuer zu erheben, wofür ihnen ein Drittel dieſer Steuer überlaſſen ſein ſollte. Seit Kurzem wollten aber die würzburgiſchen Räthe die Reichs- und die Landſteuer in eine einzige Abgabe zuſammenziehen, wodurch für Eberach das Drittel an der Landſteuer verloren gehen mußte. Solcher Neuerung widerſetzte ſich daher Abt Leonhard, aber während des zehnjährigen Rechtsſtreites, den er darum vor dem Kammergerichte führte, war er für ſeine Perſon jeden Augenblick den roheſten Gewaltthätigkeiten ausgeſetzt, und gezwungen ſich bald in Hermsdorf, bald in Bamberg oder Nürnberg zu verbergen. Nichtsdeſtoweniger vollführte er den beabſichtigten Neubau (1585), und es gelang ihm auch, die letzte Zeit ſeines Lebens in Ruhe hinzubringen, indem er dem Coadjutor,

Digitized by Google

den er ſich erbeten, die Leitung der Geſchäfte überließ. Er ſtarb den 6. Oct. 1591. 36) Hieronymus Holein, der bisherige Coadjutor, erw. den 10. März 1591, war zu Großen-Langheim geboren. Der Biſchof von Würzburg, der große Julius, liebte und achtete ihn, und es wurde ihm daher nicht allzuſchwer, durch den Vertrag vom J. 1594 die bisherigen Streitigkeiten auszugleichen. Er legte nun Hand an die Herſtellung des Convent- und Bibliothekbaues, und beide erſtanden ſchöner und bequemer aus ihren Trümmern; die Bibliothek ſelbſt bereicherte ſich durch die ihr aus Schwarzach und aus andern Klöſtern freundſchaftlich mitgetheilten Doubletten. Die Kirche, noch immer durch die Spuren der Verwüſtung entſtellt, wurde gereinigt und durch einen neuen Hochaltar verſchönert. Nach dem Wunſche und Beiſpiele des Biſchofs Julius ſuchte Hieronymus der hier und da eingeſchlichenen Reformation entgegen zu arbeiten, vornehmlich durch Beförderung der Andacht unter dem Landvolke; Zeugen ſeiner frommen Thätigkeit für dieſen Zweck ſind verſchiedene Neubauten, wie die Wallfahrtskapelle außer Burgwindheim, die Rochuskapelle bei Greſingen, die Mauritiuskapelle bei Weyer. Wiſſenſchaft wurde emſig betrieben und gefördert; zwei Capitularen ſtudirten in dem Collegio germanico zu Rom, andere in Ingolſtadt; für die jungen Geiſtlichen im Kloſter war Jakob Mühlich als Lector, für die Jugend in und um Eberach Valentin Kirchner als Lehrmeiſter aufgeſtellt. Im J. 1602 wurde Hieronymus in dem Amte eines Generalvicars beſtätigt, bei welcher Gelegenheit ſeiner Verdienſte in dem Generalcapitel ehrenvolle Erwähnung geſchah. Die Schulden des Kloſters wurden durch ihn getilgt. Er ſtarb den 25. Nov. 1615; omnium virtutum speculum, incomparabilis Praelatus wird er in der Grabſchrift genannt, und der Biſchof von Würzburg und Bamberg, Gottfried von Aſchhauſen, der den Seligen im Leben werth gehalten und geehrt hatte, wie keinen, unterließ niemals, wenn er nach Eberach kam, was nicht ſelten, an dem Grabe des Gerechten ein andächtiges Gebet zu verrichten. Eine Münze, die Hieronymus am Tage ſeiner Weihe ausgeben ließ, wird in Köhler's Münzbeluſtigungen, 8. Th. J. 1736, beſchrieben; ſie iſt in Gold und Silber gleich ſelten. 37) Kaspar Brack, von Geroldshofen, ſtarb den 2. Mai 1618. 38) Johann V. Dreſſel, von Holfeld, der bisherige Prior, hielt ſtreng auf Ordnung und auf die von ſeinem Vorfahrer Hieronymus herrührenden Einrichtungen, ſuchte ſie auch als Generalvicar den übrigen Klöſtern der Provinz mitzutheilen. Er erbaute die Höfe zu Mainſtockheim und Rödelſee, den St. Bernhardsaltar in der Abteikirche, und die Kirche in Büchelberg; auch ließ er das verfallene Schloß in Koppenwind, das er von denen von Rotenhahn erkaufte, wiederherſtellen (1628). Als kaiſerl. Commiſſarius ſollte er an des Biſchofs von Bamberg Seite das Reſtitutionsedict zur Vollſtreckung bringen helfen, und Grimau, Öhringen, Schefftersheim und die Pfarrkirche in Schweinfurt waren reſtituirt, als die Schweden über Königshofen in Franken einbrachen. Für die Sicherheit ſeines Kloſters hatte der Abt ſchon vorläufig geſorgt. Das Archiv und der Kirchenſchatz wurden nach Würzburg geflüchtet, und 30 der Conventualen in fremde Klöſter verſchickt; die meiſten ſuchten ſich in Öſterreich, Böhmen oder Ungern, durch Aushilfe bei der Seelſorge, durchzubringen. Der Abt, der Prior, Chriſtoph Krämer, nebſt einigen wenigen Capitularen, blieben im Kloſter, gleichwie die Pfarrer auf ihren Poſten. In dem erſten Augenblicke der Invaſion begab ſich ein Ereigniß, das als das Omen einer ſchlimmen Zukunft gelten konnte. Der Amtmann in Würzburg, Michael Scherer, indem er den Empfang des ſeiner Hut anvertrauten Schatzes beſcheinigte, beſchrieb die Stelle, an welcher er ihn vergraben, der Brief aber wurde von dem Boten, der ihn beſorgen ſollte, verloren, von einem Schweden gefunden, und ſeinem Oberſten eingehändigt. Dieſer hatte ſich in den eberachiſchen Hof zu Würzburg einquartiert, und Niemand wird bezweifeln, daß er des Briefes Sinn zu deuten wußte. Der Schatz wurde gehoben, und gingen hiermit unter andern die ſilbernen Statuen der Apoſtel und der Kloſterpatrone, auch ſehr viele Kelche, verloren. Bei der Vertheilung der ſchwediſchen Winterquartiere wurde das Kloſtergebiet dem Oberſten Dietrich Truchſeß von Wetzhauſen und ſeinen drei Regimentern angewieſen. Der Oberſte wollte aber lieber Geld, als Quartiere, foderte 30,000, und ließ ſich mit 20,000 Thlrn. abkaufen, die terminweiſe entrichtet werden ſollten. Schon für den zweiten Termin mußte der Abt eine Verlängerung ſuchen. Er eilte nach Schweinfurt zu dem Oberſten, und wurde, weil ſeine Botſchaft nicht eben willkommen, einige Wochen daſelbſt in anſtändiger Haft gehalten. Dem Oberſten leuchtete aber ein, daß auf dieſe Weiſe am wenigſten Geld zu erlangen war, und er gab daher ſelbſt den Rath, daß der Abt nach Hauſe gehe, um die Mittel zu ſeiner Befriedigung beizutreiben. Bei hellem Tage, Angeſichts der ganzen Bevölkerung, verließ der Abt die Stadt, ihn begleitete der Bürgermeiſter, D. Laji, der die Verwaltung des Kloſterhofes führte. Noch hatten ſie das Kloſtergut Weyer, wo ſie zu übernachten geſonnen, nicht erreicht, als ſie von Reitern ereilt und nach Schweinfurt zurückgeführt wurden; dort nämlich hatte man das Gerücht verbreitet, der Abt und der Doctor wollten die Stadt den Kaiſerlichen, die eben Haßfurt wieder eingenommen hatten, überliefern. So abgeſchmackt die Beſchuldigung, ſo ſchämte ſich doch der Magiſtrat, dem nach dem benachbarten Kloſteramte Weyer gelüſtete, nicht im mindeſten, ſich ihrer vor dem Könige von Schweden zu bedienen. „Schlagt euerm Bürgermeiſter den Kopf ab, den Abt aber nehmt fleißig zu Verhör, und handelt demnächſt mit ihm nach euerm Gefallen!“ verſetzte Guſtav Adolf. Die Unterſuchung ging vor ſich, und Abt und Bürgermeiſter mußten freigeſprochen werden, den Hof Weyer gedachten die Herren von Schweinfurt aber nicht aufzugeben. Beweglich ſtellten ſie dem Könige vor, was ſie Alles von den Kaiſerlichen erlitten, zum Erſatze möge er ihnen den Kloſterhof in der Stadt, das Amt Weyer und die eberachiſchen Unterthanen in Euerheim, Grettſtatt, Gochsheim und Sennfeld geben. „Facilis erat regis consensus, utpote qui per donationem hujusmodi de suo nihil deperderet.“ Der Gefangenſchaft entlaſſen, meinte der

Digitized by Google

Abt ſich in Würzburg zu erholen, da traf ihn neue Unglücksbotſchaft. Ein Kloſterknecht, der zwar ſeit geraumer Zeit entlaſſen, Namens Bäuerlein, und ein Förſter von Gnetzgau hatten der Kaiſerlichen Fortſchritte in dem Bambergiſchen benutzt, um ſich unter den gemishandelten Bauern Anhänger zu werben, und führten eine Rotte Freibeuter gegen die Schweden. Ihre Hauptwerbung hatten ſie auf dem Steigerwalde, um Eberach; in dem Kloſter ſelbſt fanden ſie nicht den mindeſten Vorſchub, aber es gelang ihnen, die für die klöſterlichen Beſitzungen in Braitbach und Seyendorf gegebenen Salvaguardien aufzuheben. Das berichtete der uns ſchon bekannte Oberſt Truchſeß von Wetzhauſen alsbald an die ſchwediſche Regierung in Würzburg, und dieſe ließ das Kloſter in Beſchlag nehmen, übergab ſodann die Verwaltung einem andern fränkiſchen Ritter, dem von Künsberg. Während der ernſtlich gefährdete Abt von Würzburg nach Coblenz und weiter nach Cöln flüchtete (eigentlich hatte er nach Himmerod gehen wollen), nahm die feindliche Verwaltung ihren Anfang, und mit ihr ſchien des Elendes höchſter Grad einzutreten. Die in Eberach zurückgebliebenen Geiſtlichen geriethen in die bitterſte Armuth, ertrugen mit Geduld alle Mishandlungen, und trotzten jeder Gefahr, wenn ſie zur Aushilfe aufgefodert wurden. Der Burſarius, Johann Meiſter, wurde auf einem Spaziergange von ſchwediſchen Soldaten angefallen und tödtlich verwundet, daß er am ſiebenten Tage den Geiſt aufgab. Nikolaus Hofmann, früher Pfarrer in Schönbrunn und Burgebrach, ſtarb eines qualvollen Todes, in Folge der von den Feinden erlittenen Mishandlung. Johann Herdegen, Pfarrer in Burgwindheim, wurde in einem daſelbſt erregten Auflaufe ermordet. Georg Brückner, Pfarrer in Burgebrach, flüchtete nach dem neuerdings von den Kaiſerlichen beſetzten Schweinfurt, wurde von dem Oberſten, der den Kloſterhof inne hatte, gezwungen, ſeine wahnſinnige Frau zu bedienen, und grämte ſich über ſolche Zumuthung bis zum Tode, der ihn auch bald erlöſte. Nach und nach wurden beinahe alle Pfarren des Stiftsgebietes von ihren Pfarrern verlaſſen, da einige geflüchtet, andere vertrieben oder im Elende verſtorben waren. Die Ortſchaften Füttersee und Birkach, nachdem ſie geraume Zeit des Gottesdienſtes entbehret, ließen ſich einen Lutheriſchen Prediger von Haslach kommen: ihrem Beiſpiele folgten die Nachbarn von Mönchſontheim. Andere Ortſchaften, wie Schönbrunn, Ampferbach, Burgebrach, Schlüſſelau, wurden dem katholiſchen Glauben erhalten durch die ſtandhafte Ausdauer des Adam Bertelmann, eines hieſigen Capitularen, der aller Orten, wo die Gefahr am größten ſchien, die pfarrlichen Verrichtungen, oft zwar „unter Forcht und Zittern,“ übernahm. Nicht ſo ſtandhaft erwies ſich zuletzt der kleine, in dem Kloſter zurückgebliebene Convent; durch die überſtandenen Plagen ermüdet, durch die Durchzüge erſchöpft, durch eine drückende Verwaltung in die äußerſte Noth verſetzt, verzweifelte er an der Möglichkeit ſeiner fernern Exiſtenz, und es begann eine Unterhandlung mit dem von Künsberg, um ihm, unter Vorbehalt lebenslänglicher Verpflegung der Conventsglieder, das Kloſter förmlich zu übergeben. Dem Vertrage fehlte nur noch die Unterſchrift, als der Abt, in Folge des Sieges von Nördlingen, aus Cöln eintraf, die Schwachen, die nach Erduldung und Überwindung ſo vieler Drangſale am Ende verzagen wollten, ſtrafte, und die Unterhandlung abbrach (1635). Johann verließ ſeitdem das Kloſter nicht mehr, verlebte, in Geſellſchaft weniger Brüder, unter den ſchmerzlichſten Entbehrungen, zwei kummervolle Jahre, und ſtarb den 5. April 1637. Das Tagebuch, das er während ſeiner Gefangenſchaft und Verbannung geführt, iſt für die Geſchichte jener ſchrecklichen Zeit nicht ohne Wichtigkeit. 39) Johann VI. Pfiſter, aus Würzburg, war in allen widrigen Fällen ſeines Vorgängers Rathgeber und Gefährte geweſen, und hatte ſich dadurch ſeltene Geſchäftskenntniß erworben. „Sed non erat hic tempus multa faciendi, sed patiendi.“ Er ſtarb den 19. Sept. 1641. 40) Heinrich VI. Pfortner, aus Untee-Spiesheim, hatte vom J. 1633 an, ganzer vier Jahre in Clairvaux das Gaſtrecht genoſſen, ſodann das Subpriorat und die Pfarrerſtelle in Burgwindheim bekleidet. Als Abt ſtrebte er, die Regel von Ciſterz in ihrer ganzen Strenge durch Wort und Beiſpiel zu handhaben; die Grundlage hierzu, die Armuth, fand er in den Zeiten. Sie war ſo groß in Eberach, daß der Convent nicht einmal eine Kutte entbehren konnte, um damit nach Ordensbrauch, des frommen Abtes Leiche im Sarge zu bekleiden. Sein Ende erfolgte quinto non. Oct. den 3. Oct. 1646. 41) Peter II. Scherenberger, aus Bruckenau, erw. den 21. Oct. 1646, war Feldkaplan bei dem kaiſerlich-ligiſtiſchen Regimente Hatzfeld, ſodann Pfarrer in Böhmen, und zuletzt Burſarius geweſen. Bei dem Antritte ſeiner Würde fand er nur ſechs Geiſtliche vor, er nahm aber nach und nach 28 Zöglinge an, für deren Ausbildung er eine theologiſch-philoſophiſche Schule begründete. Aus andern Klöſtern wurden geprüfte Männer zur Aushilfe berufen, die zum Theil in Eberach einen bleibenden Wohnſitz fanden. Die verödeten, durch den Frieden indeſſen ſämmtlich dem Kloſter zurückgegebenen Güter wurden angebaut, die verlornen Gefälle aufgeſucht und flüſſig gemacht, die durch den Krieg beſchädigten oder verfallenen Gebäude wieder in Stand geſetzt, die Schulden, 80,000 Fl. theilweiſe bezahlt, die Verwaltungsämter mit tauglichen Dienern beſetzt. Vorzüglich ward die Kirche des Abtes Augenwerk, und ſie erhielt durch ihn Zierde und Anſehen wieder. Der Hochaltar wurde neu errichtet, ſowie er noch jetzt zu ſehen iſt. Die Chorſtühle wurden in das Unterhaus der Kirche, die Grabſteine der Kaiſerin Gertrud und des Herzogs Friedrich hinter den Hochaltar verſetzt. Des Abtes thätige Sorgfalt beſchränkte ſich nicht auf ſein Kloſter allein, ſondern auch um den ganzen Orden erwarb er ſich Verdienſte, namentlich durch ſeine Theilnahme an der Zuſammenkunft der teutſchen Congregation in Rotweil, im J. 1654, wo Peter als erſter Definitor wirkte; die daſelbſt entworfenen Satzungen waren bis auf die neuſte Zeit in Übung und ſegenvollem Andenken. Peter ſtarb zu Koppenwind, den 1. Jun. 1658. 42) Alberich Degen, von Zeil, fromm, gelehrt, beſcheiden, verdiente es, in allen ſeinen, das geiſtliche und zeitlige Wohl ſeines Kloſters betreffenden, Unternehmungen glücklich zu ſein. Unter ihm blühten Disci-

plin und Wiſſenſchaft; würdige Männer wurden in der Schule gezogen, ſodaß die Kloſterämter im theologiſchen, juridiſchen und wirthſchaftlichen Fache durchaus zweckmäßig beſetzt werden konnten. Für das juridiſche Fach war eine Kanzlei aufgeſtellt, unter eines Capitularen Leitung; ihm waren ein Syndicus und ein Secretair beigeordnet, nebſt den auf den Ämtern angeſtellten geiſtlichen Juſtizbeamten: einzig die Ämter Weyer und Nürnberg wurden durch Weltliche verſehen. Für die Pfarreien Burgebrach und Burgwindheim war ein Pfarrer und Kaplan, zu Theinheim ein Curatus, ein zweiter ad Portam, für die Wirthſchaft war ein Burſarius, für die Keller und Speicher ein Aufſeher beſtellt; Einrichtungen, die biß zur Auflöſung der Abtei beibehalten wurden. Nach den Bedürfniſſen von Schule und Zeit wurde die Bibliothek bedeutend vermehrt. Bereits im J. 1658 war der Abt als Generalvicar der Provinz Franken beſtätigt worden; im J. 1664 folgte er dem Abte von Salmansweil als Provicarius der oberteutſchen Congregation. Da durch die Errichtung der Congregalionen und Generalvicariate die Rechte der unmittelbaren Väter auf ihre Filialklöſter in Rückſicht des Wahlpräſidiums und der Viſitation beeinträchtigt wurden, entſtand zwiſchen dieſen und jenen ein lebhafter Streit; Alberich wußte ihn dergeſtalt zu lenken, daß ihm in dem Capitel zu Salmansweil, jedoch mit Ausſchluß aller übrigen unmittelbaren Väter, die Ausübung ſeiner Gerechtſame auf die Filialklöſter geſtattet wurde. Zu Verherrlichung des Tempels und Gottesdienſtes ſparte er keine Koſten; auf die Anſchaffung ſilberner Bilder, Leuchter, ſilberner und goldener Kelche und anderer Kirchengeräthſchaften verwendete er 17,000 Fl. Er verſchönerte die Kloſtergebäude, gleichwie er die Höfe in Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Sulzheim und Iphofen theils ausbeſſern, theils neu aufführen ließ. Die noch vorhandene Schuldenlaſt von 60,000 Fl. wurde gänzlich getilgt, bei den Unterthanen, zu ihrer Unterſtützung, ein Capital von 20,000 Fl. angelegt, außerdem Manches durch Kauf erworben, namentlich die Zehnten zu Höreth, Seusling und Schmerb, das Schloß und Dorf Unter-Schwappach, die Ortſchaften Stiebarlimbach und Abensfeld, die Antheile an Weſtheim, Tütingsfeld, u. ſ. w. Überhaupt hat Alberich für mehr denn 100,000 Fl. Güter erkauft. „Ecce sic benedicetur homo, qui timet Dominum.“ Er ſtarb den 24. Nov. 1686. Sein Chronicon Ebracense hat Joſeph Agricola fortgeſetzt, obgleich dieſer noch vor dem Abte, im J. 1680, verſtorben iſt. Agricola, geb. zu Saargemünd, war Subprior in Bildhauſen, als er von dem Abte Peter nach Eberach berufen wurde. Seine Forlſetzung von Alberich's Chronik nannte er Auctarium; er hat aber auch ein ſelbſtſtändiges Chronicon Ebracense, in zwei Bänden, geſchrieben. 43) Ludwig Ludovici, von Ober-Schwarzach, wurde am 1. Dec. 1686 gewählt, ungeachtet des Widerſpruchs der biſchöflichen Commiſſarien, welche gegen alles Herkommen einen andern Tag zur Wahl beſtimmlen, der Wahl beizuwohnen, die Inventur der Abtei, des Speichers und Kellers vorzunehmen, und den neuen Abt zu inſtalliren begehrlen. Nach einigen mehr oder minder ſtürmiſchen Verhandlungen unterzeichneten Abt und Convent einen Revers, worin der Biſchof wegen der eigenmächtigen Wahl um Nachſicht und Gnade gebeten, und hiermit einſtweilen Ruhe und Frieden hergeſtellt wurde. Indeſſen hatte ſich der Abt bereits einen neuen Feind erweckt. Als Ordensvorſtand wohnte er der Abtswahl in Langheim bei, und er ertheilte bei dieſer Gelegenheit einigen Clerikern die vier niedern Weihen. Das betrachtete das Ordinariat in Bamberg als einen Eingriff in ſeine Rechle, der Abt wurde zu Rom belangt, und gegen ihn die Suspensio ab officio bewirkt. Ludwig producirte aber das päpſtliche Privilegium, welches ihm geſtattete, die Weihen auch in den von ſeinem Kloſter abſtammenden Filialklöſtern in fremden Diöceſen zu ertheilen, und Suspenſion und Streit wurden aufgehoben. Wichtiger und folgenreicher waren die Zwiſtigkeiten um das Drittel der Landesſteuern, welches zeither ohne Widerſpruch zurückgehalten worden, ſowie um den Begriff dieſer Landesſteuer. Seit dem Kriege vom J. 1673 wurde in dem Würzburgiſchen eine Befeſtigungs- und Allianzſteuer erhoben, die ſtets als Landesſteuer betrachtet worden; jetzt erklärte der Biſchof, Johann Gottfried von Gutlenberg, ſie für eine Reichsſteuer, und er verlangte, daß das Kloſter ſie künftig ohne allen Abzug entrichle, und zugleich das ſeit dem J. 1673 zurückbehaltene Drittel nachliefere. Gegründet auf den neueſten Beſitz und auf die Verträge, verweigerte man in Eberach beides, und wie gewöhnlich replicirten die würzburgiſchen Räthe mit der Execution. Alle Gelreideböden der Kloſterhöfe wurden inventirt und in Beſchluß genommen, auch aus dem Kloſterhofe zu Würzburg 23 Fuder des köſtlichſten Weins, in der Taxe von 10,487 Thlrn., abgeführt. Das Kloſter ergriff den Rechtsweg vor dem Reichshofrath, der koſtſpielige und mit vieler Heftigkeit geführte Proceß erreichte jedoch erſt unter dem folgenden Abte ſeine Endſchaft. Bei dieſen vielfältigen Anfechtungen von Außen verwendele Abt Ludwig gleichwol viele Sorge auf den innern Zuſtand der Abtei. Er hielt ſtreng auf Ordnung und Zucht, beförderte die Studien, ließ zu Hauſe Philoſophie, Theologie, Geſchichle und Geographie vortragen, ſchickte verſchiedene Geiſtliche auf fremde Hochſchulen, vermehrte die Bibliothek, und brachte es dahin, daß Eberach in der Folge auch andere Klöſter mit Lehrern und Profeſſoren verſehen konnte. Den Kirchenſchatz bereicherle er durch manchen Ankauf. Unter ſeinen Baulen ſteht der herrliche, im J. 1688 begonnene Conventbau oben an; den Nachfolgern blieb deſſen Vollendung überlaſſen. Für Baulen und Kirchengeräthe hat Ludwig, nach eigner Rechnung, 100,000 Fl. ausgegeben. Der Tod ereilte ihn (24. Mai 1696), während er in Nürnberg Berathung hielt über den Rechtsſtreit mit Würzburg. 44) Candidus Pfiſter, von Sulzfeld, erw. den 30. Mai 1696, kaufte noch in dem n. J. die Lehen und Lehenleute in Frankenwindheim, und im J. 1700 um 9000 Fl. den Hof Klebheim, beendigte auch durch Vergleich vom J. 1701 den hartnäckigen Streit wegen des Steuerdrittels. Auf dieſes Drittel mußte das Kloſter, in Rückſicht ſeiner Unterthanen, für immer verzichten, die Kloſterſteuer, oder das Subsidium charitativum, wurde auf eine Summe von 500 Fl., welche

in keinem Falle zu erhöhen, feſtgeſetzt; endlich wurde dem Kloſter eine Entſchädigung von 33,000 Fl. nebſt Zinſen von 1696 ab, bewilligt. Candidus reſignirte aus Altersſchwäche den 11. Dec. 1702, und lebte bis zum 1. März 1704. 45) Paul Baumann, aus Würzburg, erw. den 11. Dec. 1702, vollendete den Conventbau, auch die Höfe in Würzburg und Waldſchwind, baute von Grund aus die Höfe in Weyer und Rödelſee, ſchaffte die zwei großen meſſingnen Leuchter für den Hochaltar, und eine große ſilberne Lampe von zwölf Armen an, reſignirte den 26. Aug. 1714, und ſtarb den 1. April 1725. Seine Abdankung überlebte nur um kurze Zeit der berühmte Georg Neubaur, deſſen Philosophia radicalis eclectica im J. 1713 zu Antwerpen im Drucke erſchien (unter dem erborgten Namen M. Philagrii le Roy), der aber noch mehre Werke in der Handſchrift hinterlaſſen hat. Neubaur, nachdem er mit ſeinen Obern ſtets in Zwiſt gelebt, ſogar die ohne ihre Erlaubniß herausgegebene Philosophia eclectica mit eigenen Händen verbrennen müſſen, ſtarb im J. 1715. 46) Wilhelm I. Selner, von Geroldshofen, erw. den 30. Aug. 1714, hat ſeinen Kunſtſinn, wie ſeine Haushaltungsgabe, durch den prächtigen Abteibau, durch die ſtattlichen Gebäude auf den Höfen zu Burgwindheim, Sulzheim und Schwappach beurkundet. Den baufälligen Thurm an der Kirche zu Eberach ließ er neu aufrichten, und für den Hochaltar ein großes, ganz von Silber gegoſſenes Kreuz verfertigen. Den eberachiſchen Gemeinden zu Ober-Schwappach, Sulzheim, Weyer und Mönchſtockheim ſtreckte er unverzinsliche Capitalien vor, um ihre theils verfallenen, theils zu ſehr beengten Kirchen von Neuem zu erbauen. In dem Kloſter hielt er ſtreng auf Ordnung, er verbeſſerte den Chorgeſang, und brachte durch neue Aufnahmen den Convent auf 50 Geiſtliche und ſechs Converſen. In dem Kloſterhofe zu Würzburg errichtete er ein Collegium studiorum, in welches auch Geiſtliche aus andern fränkiſchen Häuſern aufgenommen wurden. Dem Generalcapitel vom J. 1738 wohnte er perſönlich bei, und da ein Rundſchreiben des Generals die Äbte aufgefodert hatte, dieſem Capitel eine kurze Geſchichte ihrer Klöſter vorzulegen, ſchrieb Wilhelm die bekannte Brevis notitia monasterii B. M. V. Ebracensis Sacri ordinis Cisterciensis in Franconia. Ex probatis Authoribus, tum impressis, tum scriptis, ex originalibus diplomatibus, antiquis documentis et scripturis desumpta, et in hunc ordinem redacta. A quodam ejusdem loci et Ordinis religioso. Anno MDCCXXXVIII (ohne Druckort) S. 183. Das Werk war kaum im Drucke erſchienen, als es von dem biſchöflichen Ordinariat „unter dem Trommelſchlag öffentlich verruffen und zerriſſen,“ auch der eberachiſche Amtmann, als deſſen Verbreiter, aus der Stadt Würzburg verwieſen wurde. Gegen dieſes Verfahren erhob der Abt Beſchwerde zu Rom, die Congregatio Episcoporum et Regularium erkannte die Incompetenz des Ordinariats, und geſtattete, daß eine neue Auflage der Notitia in Rom ſelbſt veranſtaltet wurde [3]). Nach einer gedeihlichen Regierung von 27 Jahren entſchlief Abt Wilhelm den 24. April 1741. 47) Hieronymus II. Held, von Geroldshofen, wurde den 16. Mai 1741 erwählt. Profeſſor der Theologie in Eberach, wurde er nach Würzburg als Amtmann und Praeses Collegii studiorum verſetzt, dann, nach ſeiner Verweiſung von dannen, nach Rom geſchickt, um den Proceß wegen der Notitia zu betreiben. In der Erhaltung klöſterlicher Zucht ungewöhnlich ſtreng, war er in wiſſenſchaftlicher Hinſicht mehr der Meinung des Armand de Rancé, als jener Mabillon's geneigt. Durch Vergleich vom J. 1752 trat er die Pfarrei Burgwindheim gegen Einverleibung der Pfarrei Herlheim an das Hochſtift ab, womit demnach der langwierige Streit wegen des Patronats zu Burgwindheim geſchlichtet wurde. Generalvicarius der teutſchen Congregation ſeit dem J. 1746, fand Hieronymus keine Gelegenheit dieſes Amt zu üben, denn die Verſammlungen mußten, theils wegen des ſiebenjährigen Krieges, theils wegen der zwiſchen dem Ordensgenerale und den vier erſten Vätern (Clairvaux, Pontigni, la Ferté-ſur-Grône, Morimond) waltenden Streitigkeiten unterbleiben. Jener Krieg koſtete der Abtei 200,000 Fl., ungerechnet ein dem Hochſtifte Würzburg geliehenes Capital von 30,000 Fl., welches erlaſſen werden mußte. Im J. 1768 beſuchte Hieronymus das Generalcapitel in Ciſterz, im J. 1770 beging er ſein Profeſſionsjubiläum ſehr feierlich, und am 20. Oct. 1773 erfolgte ſein Ableben. 48) Wilhelm II. Roßhirt, von Neuſtadt an der Saale, erw. den 13. Dec. 1773, behandelte ſeine Geiſtlichen als Brüder, erhielt unter ihnen Ordnung und Ruhe, und war ſo glücklich, auch das Kloſter Langheim zu beruhigen, wo ſich zwiſchen Abt und Convent Mishelligkeiten entſponnen hatten. Gleich nach dem Antritte ſeiner Würde ſorgte Wilhelm für eine Nachzucht von tüchtigen und gelehrten Geiſtlichen; verſchiedene mußten in Würzburg Theologie und Jurisprudenz ſtudiren, verſahen in der Folge die Lehrſtühle und andere Ämter in Eberach, und wurden bei ihrem Streben um die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe freigebig von dem Abte unterſtützt. Im J. 1773 begann das Werk der Verſchönerung an der Kloſterkirche, womit man erſt im J. 1792 zu Ende kam; im Ganzen wurden darauf 170,000 Fl. verwendet — 100,000 Fl. fränk. hatte der Vorfahr zu dieſem Zwecke hinterlaſſen. „Zum größten Bedauern,“ ſo ſchreibt Bundſchuh, „aller Alterthumsforſcher und Kunſtkenner hat man dieſe Kirche ihres majeſtätiſchen Alterthums entladen und mit Vergoldungen und buntſcheckigem Gypſe überzogen.“ Wilhelm II ſtarb den 25. Jan. 1791. 49) Eugen Montag, geb. zu Eberach, den 5. März 1741, wurde zum Abte erwählt den 21. Febr. 1791. Ausgerüſtet mit den herrlichſten Gaben, gebildet durch tiefe hiſtoriſche Studien, hatte er genau den Geiſt ſeiner Zeit aufgefaßt, und er that, was in ſeinen Kräften, um ihn zu bekämpfen. So iſt der unerbittliche Gang des Schickſals. Wenn die Stunde gekommen iſt für große

3) Romae, typis *Bernabo*, 1739. 4. p. 220. Dieſe Auflage iſt der erſten ganz gleichlautend, und der Unterſchied in der Seitenzahl nur durch den ſplendidern Druck veranlaßt. Als Widerlegung von Seiten des Hochſtiftes erſchien des *N. A. Seitz* Analysis libri, cui titulus: Brevis notitia (Würzb. 1740. 4.), ſie konnte aber nicht viel Glück machen.

Umwälzungen, dann trifft ſie allerwärts auf Schwachheit und Unfähigkeit; nur einzelne Männer erheben ſich, Felſen gleich, die aufrecht ſtehen in dem Andrange der wilden Fluth, um in einer mehr oder minder untergeordneten Stellung, Zeugniß zu geben gegen die Zeit, und verweichlichten Geſchlechtern zur Beſchämung, freilich nicht zur Belehrung, zu verkündigen, was ein ernſter und verſtändiger Wille vermag. Während alle Gewalten beinahe die Kunſt verlernt hatten, zu befehlen, herrſchte Eugen, einem Könige gleich, herrlich, gewaltig und gerecht, und der Schwindelgeiſt, wenn er ſich ja in Eberach äußerte, wurde alsbald gebannt. Spurlos beinahe würden die Revolutionskriege vorübergegangen ſein, denn bei dem franzöſiſchen Einfalle, im J. 1796, wurde das Kloſter auf preußiſche Vermittelung ſchonend behandelt, und der Feldzug vom J. 1800, wo an den Thoren gefochten, das Innere geplündert wurde, ließ ſich bei einem ſo geordneten Haushalte bald verſchmerzen. Aber viel Schlimmeres war dem J. 1803 vorbehalten; ein Federzug vernichtete die herrliche Stiftung die, entſtanden durch die gemeinſchaftlichen Werke ſo vieler frommen Stifter oder Bewahrer, Jahrhunderte hindurch Hunderttauſenden von Gläubigen Unterricht und Beiſpiel, leibliche und geiſtige Nahrung, Troſt und Fürbitte dargeboten hatte. Am 2. Mai 1803 wurde den Conventsgliedern, nach dem Abendeſſen die Auflöſung ihres Inſtituts und ihre Entlaſſung aus demſelben durch den vormaligen Syndicus angekündigt. Schon am 5. Mai ging das Wort in Erfüllung, und in freilich ſehr ungleicher Stimmung ſuchten, außer dem Abte, 47 Prieſter, 4 Fratres clerici und 10 Laienbrüder anderes Obdach, andere Unterkunft. Neben 50 Fl. zu Anſchaffung weltlicher Kleidung, erhielt jeder Prieſter, der über zehn Jahr Profeß geweſen, 600, ein jüngerer Prieſter 500, ein Frater clericus 400, ein Laienbruder von 300—350 Fl. Penſion. Die weltlichen Beamten, ſowie einzelne befähigte oder begünſtigte Geiſtliche, erhielten Anſtellungen, und auch die niedere Dienerſchaft blieb nicht unbedacht. Dem Abte wurde die von der Reichsdeputation beſtimmte höchſte Penſion zu 8000 Fl., mit einer vollſtändigen Einrichtung und lebenslänglicher freier Wohnung auf dem Hofe zu Schwappach. Er ſtarb daſelbſt den 5. März 1811; ſeine Grabſtätte erhielt er in der Abteikirche, nachdem er dieſes ſchon früher von König Maximilian Joſeph als Gnade erbeten hatte. Die Grabſchrift wurde von dem vormaligen Kanzleidirector, dem P. Wigand Weigand angegeben; wir können uns deren Mittheilung nicht verſagen.

> Eligit hic sua busta tegi en!
> Eugenius Abbas,
> Sponsae ut defunctus proximus esse queat,
> A qua sejungi viventem fata volebant.
> Ast qui divulsit, copulat aeque suos.
> Natus in Ebrau die 5. Martii 1741.
> Electus Abbas 21. Febru. 1791,
> Denatus 5ta Martii 1811,
> 49nus et ultimus.

Ein Monument anderer Art hat ſich Eugen als Schriftſteller geſetzt und ſind die bekannteſten ſeiner Werke: 1) *Bargildi Franconis* disquisitio de ducatu et judicio provinciali Episcopatus Wirceburgensis, in ordine ad valorem argumenti praesumptae ex situ Superioritatis territorialis. (1778, 4.) 148 S. — 2) Frage: Ob der Abtei Ebrach in Franken das Prädicat Reichsunmittelbar rechtmäßig gebühre? und ob dieſelbe als Herrſchaft ihrer Unterthanen die Regel der Reichsfreiheit gegen die hochfürſtl. würzburgiſchen Anſprüche einer vollkommenen Landeshoheit zu behaupten befugt ſei? Erläutert aus der Geſchichte, Privilegien, Verträgen, und hauptſächlich aus dem Grunde der noch unverrückt beſtehenden Kaiſerlichen und Reichsunmittelbaren Principaladvocatie auf dieſe Abtei, und derſelben Unterthanen, in Gegenſatz der ſo betitelten Causa herbipolensis und anderer würzburgiſchen gedruckten Streitſchriften. Mit Beilagen Nr. I—LXXII. 1786. fol. Die Veranlaſſung zu dieſer Schrift wurde ein eberacher Conventual, Chriſtian Baumann, der während ſeines Aufenthaltes in Kaiſersheim ein Werk, landwirthſchaftlichen Inhalts, herausgab, und ſich auf dem Titel ein Mitglied der unmittelbaren Reichsabtei Eberach nannte. Das nahm die Regierung in Würzburg ſo übel, daß ſie das unſchuldige Buch in vim Protestationis durch einen Ausrufer auf öffentlicher Straße zerreißen ließ, wogegen Eberach ſeine Unmittelbarkeit durch Eugen's treffliche Ausführung verfechten ließ. — 3) De Milite nobili et ingenuo Saec. XI. et XIII. una cum vindiciis Marquardi de Grumbach dynastae. Norimbergae, 1794. — 4) Geſchichte der teutſchen Staatsbürgerlichen Freiheit oder der Rechte des gemeinen Freien, des Adels und der Kirchen Teutſchlands (Bamberg und Würzburg, 1812—1814). 2 Bde. Das letzte und ausgezeichnetſte von Eugen's Werken, voll tiefer, eigenthümlicher Blicke in das Weſen germaniſcher Inſtitutionen, zugleich auch der treue Spiegel echten Herrſcherſinnes. Unter Eugen's Capitularen verdienen beſondere Erwähnung Bernardin Bauer und Wigand Weigand. Jener ſchrieb Theologia universa Cisterciensis dogmatica, historica, critica, genio puriori accommodata. (Wirceburgi, 1786—1792). 4 Bde. Von P. Wigand Weigand's Fleiße und Einſicht zeugt ſeine Geſchichte der fränkiſchen Ciſtercienſerabtei Ebrach. (Landshut, 1834). Auf wenigen (142) Seiten erzählt der würdige Greis in fruchtbarer Kürze die wichtigſten Begebenheiten ſeines Kloſters, in einer Art und Weiſe, wie dieſes nur dem vormaligen Kanzleidirector möglich ſein konnte, und es will uns daher etwas wie Hochmuth anwandeln, bei der Betrachtung, daß neben einer ſo gediegenen Arbeit auch die unſrige noch geleſen zu werden verdient.

Töchter von Eberach, das ſelbſt eine Tochter von Morimond, waren Rein, Wilhering, Aldersbach, Langheim, Bildhauſen, Bronnbach, Heilsbronn und Citheren, dann die Frauenklöſter Birkenfeld bei Neuſtadt an der Aiſch, Himmelspforten bei Würzburg, und Schönau an der Saale, zwiſchen Hamelburg und Gemünd. Heilsbronn, Birkenfeld und Schönau waren in der Reformation untergegangen, und auch Citheren hatte das gleiche Schickſal gehabt. Dieſes Kloſter, in dem fernen Holland gelegen, wurde durch einen Beſchluß des Generalcapitels unter die Paternität von Eberach geſtellt; gewiß ein un-

Digitized by Google

zweideutiges Kennzeichen der Meinung, welche der ganze Orden von der Regelmäßigkeit des fränkiſchen Kloſters hegte. Im J. 1394 wurde der Convent durch Arnold von Egmont, den Herren von Yſelſtein, von Eitheren nach dem benachbarten Städtchen Yſelſtein übergetragen. Hier beſtand Onzen lieve Vrouw-Berg (der Abtei eigentlicher Name) nicht ohne Glanz, und gab ſogar dem Priorat von St. Marien have zu Warmond den Urſprung, ſpäter aber war U. L. Frauenberg zu einem Priorat herabgeſunken. Seit der Aufhebung von Birkenfeld (1540), und von Schönau (1525) war Himmelpforten das einzige von Eberach abhängende Frauenkloſter, und es iſt daher der Vorwurf ergötzlich, daß Eugen Montag, gleichwie er den ſogenannten Mönchsgeiſt in Langheim, Bildhauſen, Bronnbach, Schönthal, ſo viel möglich durch Aufrechterhaltung alter Ordensthorheiten zu erhalten geſucht, ſo auch einen noch wirkſamen Einfluß auf die Ciſtercienſernonnen zu Schönau, Birkenfeld und Himmelspforten geübt habe. — Das Stiftsgebiet beſtand aus acht Ämtern, über welche die Abtei die Gerichtsbarkeit hergebracht hatte, die Gefälle aber an Gülten, Zinſen und Zehnten durch eigends dazu aufgeſtellte Geiſtliche beſorgen ließ. Zu dem Amte Eberach gehörten 17, zu Burgwindheim 12, zu Sulzheim 11, zu Schwappach 4, zu Mainſtockheim 5, zu Nürnberg 2, zu Weyer 1, zu Würzburg und Elgersheim 2 Ortſchaften. Nebſt dieſen beſaß das Kloſter noch einige Höfe, welche einzig der Landwirthſchaft oder der Erhebung von Gefällen gewidmet waren, wie namentlich die Höfe in Bamberg (wozu acht Dörfer zins- und zehntbar waren) Schweinfurt, Schwabach, Rödelſee, Iphofen, Waldſchwind, Winkel und Koppenwind (mit etwa 4000 Morgen Wald). Waldſchwind, Winkel und Koppenwind waren ſogenannte Grangien, eine vierte, Klebheim, hatte im J. 1796 verkauft werden müſſen. Die übrigen Grangien, Hauſen, Gieshübel, Bergheid, Rödelſee, Sudrach waren ſchon ſeit längerer Zeit zerſchlagen und gegen Zins ausgethan. Das Amt Burgwindheim hatte vor der Erbauung des herrlichen Jagdſchloſſes ſeinen Sitz in Herrnsdorf gehabt. Das Amt Würzburg baute 17 Morgen der köſtlichſten Weinberge am Stein, hatte auch in einem ausgedehnten Bezirke den Weinzehnten zu erheben. Nach einem 20jährigen Durchſchnitte rentirte das Kloſter, im Moment der Auflöſung, bei einer milden und gaſtfreien Wirthſchaft, 95,000 Fl. fränk., gegen 125,000 Fl. rhein. Der Waldſtand, à 25,000 Morgen, mochte jährlich 81,000 Fl. abwerfen. Die Bibliothek, ungerechnet die Bücher in den Zimmern des Abtes und des Conventualen, zählte 2031 Werke, und wurde, gleichwie das Archiv, der Kirchenſchatz, Silberwerk, vom Februar 1803 an, nach Würzburg gebracht. Aus einzelnen Gebäuden, Äckern, Wieſen, Vieh, Geräthſchaften wurden in einer lange andauernden, zu Eberach ſelbſt abgehaltenen Verſteigerung 742,000 Fl. erlöſet. In der Abtei wurde ein Landgericht, ein Rentamt, eine Oberförſterei und eine Förſterei errichtet, und der Ort verwandelte ſich in eine Gemeinde, welche im J. 1819 aus 31 Haushaltungen beſtand. Dieſer Gemeinde wurde die prächtige Kloſterkirche zu pfarrlicher Benutzung angewieſen, bei derſelben auch eine reichlich dotirte Pfarrei geſtiftet. Eines der ſchönſten Denkmale gothiſcher Baukunſt iſt dieſe vormalige Stiftskirche durchaus von ſorgfältig behauenen und zuſammengefügten Quaderſteinen aufgeführt, 294 Fuß lang, im Transſept 261, übrigens 81 Fuß breit, 90 Fuß hoch.

Das Mittelſchiff iſt durch 21 ganze und 2 Halbpfeiler von den Nebenſchiffen getrennt, und wird durch einen Pfeiler am Chorende geſchloſſen, als um welches die Abſeiten fortſetzen und hiermit zwölf Kapellen umgeben ſind. Das Transſept beſteht aus einem Schiffe mit zwei ähnlichen Kapellen in jedem Kreuzesarme. Von der Außenſeite her erſcheinen dieſe Kapellen als ein zweites niedriges Nebenſchiff. Erleuchtet wird die Kirche durch mehr denn 50 Fenſter, und ſind beſonders die vier Fenſter an den Hauptecken ſehenswerth. Das Fenſter in dem Portal dürfte, bei 40 Fuß Höhe und ſo viel Breite, in der künſtlichen Ausführung kaum ſeines Gleichen in Teutſchland finden. Der Altäre ſind 26; an der Evangelienſeite des Hochaltars wurden die Herzen der Biſchöfe von Würzburg beigeſetzt, ein Gebrauch, von dem zuerſt in Anſehung des Biſchofs Julius abgegangen wurde [4]). Die Orgel, vom J. 1760—1762, mit einem Koſtenaufwande von 15,000 Fl. erbaut, rühmt der Abbé Vogler als ein Meiſterwerk. Sie hat 36 Regiſter und ein doppeltes Klavier. Von den Gemälden ſind die vorzüglichſten nach München gewandert. An den nördlichen Arm des Kreuzes ſtößt eine beſondere kleine Kirche, die St. Michaelskapelle, die ebenfalls in Form eines lateiniſchen Kreuzes gebaut. Ihre ungemein reichen Verzierungen gehören nicht ſowol dem gothiſchen, als dem Übergangsſtyle an, was auch von der Hauptkirche gelten mag. *(v. Stramberg.)*

EBERAU, EBERAUN, ungriſch Monyórókerék, ein Marktflecken im körmonder Gerichtsſtuhle der eiſenburger Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Donau Nieder-Ungerns, am rechten Ufer des Pinkaflüßchens und an einem Nebenbache deſſelben, in hügeliger Gegend, mit 71 Häuſern, 475 teutſchen Einwohnern, welche ſich vom Feldbaue nähren und mit Ausnahme von zwei Reformirten ſämmtlich zur katholiſchen Kirche ſich bekennen, einer katholiſchen Filialkirche und einem mit Wall, Mauern und Baſtionen umgebenen alten Schloſſe, welches das Stammſchloß der gräflich Erdödy'ſchen Familie iſt. In demſelben wurden öfters die Comitatsverſammlungen gehalten. Die Gegend iſt ſchön, reich an ſtämmigen Eichenwäldern, hat Wein und Tabakbau. Der Ort gehört noch immer einem Zweige der Erdödy'ſchen Familie. Von dieſem Orte führt ein Theil des benachbarten Gebirges den Namen der eberauner Berge. *(G. F. Schreiner.)*

EBERBACH. Landwärts von dem großen und ſchönen Hattenheim, unweit des Neuhofs, dem der anſtoßende Steinberg eine welthiſtoriſche Bedeutung gibt, unweit der Quelle eines Bächleins, das bei Erbach in den Rhein mündet, ſteht die vormalige Ciſtercienſerabtei U. L. F. in Eberbach, ſchon ziemlich ſich erhebend über den vordern Rheingau, aber doch hinter einem vorſprin-

---

4) *J. Gropp*, Monumenta sepulcralia ecclesiae Ebracensis (Würzb. 1730. 4.).

genden Hügel dergeſtalt verborgen, daß Niemand ihr die Grundeigenſchaft eines Ciſtercienſerſtiftes abſprechen wird. Wie Ciſterz, wie Salmansweil, wie Eberach, hat auch dieſe Abtei ſich in einen tiefen Grund geflüchtet, der einſam und ſchwermüthig, doch keineswegs reizlos, hin und wieder einen Blick auf die reizendſte der Landſchaften verſtattet. In dem Walde Hobe oberhalb Erbach (damals Eberbach genannt) war zu den Zeiten des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz ein Kloſter regulirter Chorherren entſtanden; die Bodenfläche dazu hatte die Nachbarſchaft, einen halben Manſus Wieſen der Erzbiſchof geſchenkt; dazu wurde durch Tauſch von Wolfram, dem erzbiſchöflichen Dienſtmanne, eine Mühle und ein Weinberg, und durch Kauf von Konrad, einem andern Dienſtmanne, ein halber Manſus in Eberbach erworben. Die Chorherren waren aber träg, und ließen den Gottesdienſt allgemach wieder eingehen, daß der Erzbiſchof ſich gemüßigt ſah, ihr Kloſter, und was Hermann, Wolbo, Walther von Eltwil dazu geſchenkt hatten, den Benedictinern vom Biſchofsberg zu übergeben, im J. 1131. Er muß aber bald anderer Meinung geworden ſein, denn wie der **Oculus Memoriae s. Testamentum**, das im 12. Jahrh. zuſammengetragene Chartularium von Eberbach erzählt, löſte er mit 50 Pf. Silber ſein Geſchenk von den Benedictinern wieder ein, um daſſelbe noch in dem n. J. 1131 eigenthumsweiſe an einen **Conventum Monachorum**, den ihm auf ſein inſtändiges Bitten der h. Bernhard von Clairvaux aus zugeſendet, zu verleihen. Dieſe Colonie, der ein Schüler St. Bernhard's, der fromme Ruthard, vorgeſetzt, ſollte zu ihrem beſſern Fortkommen, auch noch die Grangia Leheim beſitzen, es ſcheint jedoch nicht, daß ſie vor dem J. 1135 ihr Kloſter bezogen habe, denn in dem Orden behaupteten alle Äbte, deren Stiftung aus dem J. 1134 herrührt, vor jenem von Eberbach den Rang, gleichwie zu Ciſterz und Clairvaux **idus februarii** 1135 als der Stiftungstag von Eberbach galt. Kaum war die Stiftung vollzogen, als Ruthard und ſeine Gefährten freudig Hand anlegten, um in Anwendung zu bringen, was vordem bei der Gründung von Clairvaux geſchehen, und hiermit in die Grundgeſetze des Inſtituts von Ciſterz übergegangen war. Genau wurde die häusliche Einrichtung nach jener der Mutterklöſter gemodelt, und ein Wohngebäude nach dem nämlichen Plane errichtet, es entſtanden Werkſtätte, in welchen die Converſen je nach den Bedürfniſſen des Kloſters die rohen Stoffe bearbeiteten, es wurden Waſſerleitungen geführt und Waldungen gerodet, und während in dieſer Weiſe Eberbach ſich zu einer Muſterſchule für die umliegende Landſchaft ausbildete, war die klöſterliche Gemeinde zugleich eine Schule echter Religioſität und der reinſten Sittlichkeit, der Sitz eines gemeinnützigen literariſchen Treibens. Der Abt Ruthard, nachdem er ſo viel Gutes hervorgerufen und 32 Jahre lang treulich gepflegt, ſtarb, nach Jongelin, den 14. Aug. 1163, nach Bodmann aber bereits im J. 1157. Sein Nachfolger, Eberhard, ebenfalls des h. Bernhard Schüler und deſſen Reiſegefährte, während jener große Prediger Teutſchland durchzog, um das Kreuz zu peedigen. Eberhard hat mehre Schriften hinterlaſſen, einen Brief an die cölniſche Cleriſei, ein Buch von St. Bernhard's Wunderwerken, einen Brief an die h. Hildegard; auch von ſeinem Prior, dem klugen und tugendſamen Mefried (1165—1168), beſitzen wir ein Sendſchreiben an die h. Hildegard, ſowie die darauf gegebene Antwort. Im J. 1163, oder, nach römiſchem Style, den 6. Febr. 1162 erhielt Eberhard von Papſt Alexander III. einen Beſtätigungs- und Schutzbrief, der beſonders merkwürdig durch die Aufzählung des außerordentlichen Reichthums in Grundgütern, den Eberbach in dem Zeitraume von 28 Jahren zuſammengebracht hatte. Das Kloſter beſaß nämlich 1) die **Grangia Hargarden**, auf der Stelle des heutigen Dorfes Hallgarten. Dieſe Grangia wurde, nachdem Eberbach einen großen Theil des Steinbergs erworben und denſelben zu roden begonnen hatte, nach der Stelle verſetzt (vor 1173), die ſeitdem der Neuhof heißt. 2) **Duo cellaria sita super ripam Rheni, Treysen et Richardeshusen.** Der Draiſerhof, bei Eltvil, wurde um das J. 1141 auf einem von dem Erzbiſchofe Markolf geſchenkten Grunde angelegt und zu einem klöſterlichen Weinlager beſtimmt. Nach der Säculariſation verſchenkte das herzoglich naſſauiſche Haus ihn an den verdienten Miniſter von Gagern, der ihn ſodann verkaufte. Reichertshauſen, dicht bei Hattenheim, war der Witwe des erſten Herzogs von Naſſau zum Witwenſitze gegeben, wurde nach ihrem Tode verkauft und von dem Grafen von Schönborn erſtanden. 3) **Grangia de Lehem**, Leheim, in dem Kreiſe Groß-Gerau des Großherzogthums Heſſen. Aus der Grangia iſt der Hainerhof erwachſen, deſſen 797 Morgen Ackerland das Kloſter mit zehn Pflügen baute. 4) **Grangia de Haselach**; in dem heutigen Dorfe Haßloch, bei Rüſſelsheim. Sie gab damals 100 Malter Frucht, wurde aber im J. 1331 an die Herren von Falkenſtein vertauſcht. 5) **Grangia de Birkehe**, der ſehr bedeutende Birkerhof bei Oberolm. Er entſtand aus den 20 Manſen Waldfelder, die Birken genannt, ſo im J. 1144 von Erzbiſchof Heinrich I. geſchenkt worden. 6) **Grangia de Berge**, vielleicht jenes Hunraberg, welches ſpäterhin mit einem andern, von einer Edelfrau, Bertha, im J. 1145 geſchenkten Gute, unter dem gemeinſchaftlichen Namen Sandhof vorkommt. Der Sandhof iſt auf dem linken Rheinufer, unweit Heidesheim, Eltvil gegenüber, gelegen. 7) **Grangia de Walesheym**, der Hof Heidenfahrt, dicht am Rheine, bei Heidesheim: er wurde vordem Walsheim genannt. 8) **Grangia de Hetdenesheym** oder Heidesheim. 9) **Grangia de Nenteres**, ſoll der Lendershof, bei Schloß Faizberg ſein, welchen das Kloſter im J. 1134 von der Stadt Bingen an ſich brachte, und in der Folge an den Erzbiſchof Dietrich von Erbach überließ. 10) **Grangia de Walehem**, der Wahlheimerhof, bei Hahnheim und Dienheim. Dazu mag wol auch der ſehr bedeutende Hof in Dienheim ſelbſt, welchem ſpäter die Clauſe zu St. Nikolaus einverleibt worden, gehört haben. 11) **Grangia de Gebenbrunnen**, der Hof Gebaborn. Das Kloſter trat ihn im J. 1578 an den Landgrafen Georg I. von Heſſen ab, gegen Erlaß der Atzungsgerechtigkeit, welche der Landgraf auf dieſem, wie auch auf dem Hainer- und Riedhauſerhofe hergebracht hatte. 12) **Domus et cella-**

Digitized by Google

rium Coloniae situm. Von ſeinem Anbeginne war das Kloſter auf den Weinbau angewieſen. Die erſten Erwerbungen beſtanden entweder in Weinbergen, oder in öden Feld- und Waldſtrichen, deren Lage und Boden zum Weinbaue einladen mußte. Dadurch wurde dieſer Bau gleich Anfangs des Kloſters wichtigſter Nahrungszweig, und von ſelbſt ergab ſich die Nothwendigkeit, den darin gewonnenen Überfluß zu verſilbern. Dies geſchah, mit Bewilligung der Ordensobern, durch Vermittelung cölniſcher Kaufleute. Nachdem man eine Zeit lang mit dieſen gehandelt, ſuchte das Kloſter den zeither von den Zwiſchenhändlern bezogenen Gewinn ſich zuzueignen. Dieſes konnte jedoch mit Vortheil nur in Cöln geſchehen. Dahin wurden die Weine auf eigene Rechnung und in eigenen Schiffen geführt, und dort in dem Wohn- und Lagerhauſe, domus et cellarium, für den Verkauf aufbewahrt. Des Kloſters Weinhandel gelangte zu ſolchem Rufe, daß demſelben von allen Seiten Begünſtigung zu Theil wurde, daß Kaiſer und Fürſten wetteifernd Befreiung von allen Rheinzöllen ertheilten, wie dieſes namentlich von Kaiſer Friedrich II. im J. 1213, von dem Grafen Diether von Katzenellenbogen im J. 1219, von dem Pfalzgrafen Otto im J. 1247, von den Grafen Diether und Eberhard von Katzenellenbogen im J. 1252, von den Herren von Falkenſtein im J. 1261, von denen von Schönberg, bei Oberweſel, im J. 1266 geſchah, und die Stadt Cöln ſchenkte ſogar dem Kloſter, zu beſſerm Betriebe ſeines Geſchäftes, das St. Servatiusthor (Freitag vor Dreikönigen 1291). — Des Abtes Eberhard Nachfolger, der Burgunder Gerhard, erwarb im J. 1173 kaufweiſe, um 70 Mark, von Demuth, des Ritters Heinrich von Geiſenheim Witwe, den Waldgrund, auf dem ſpäter der Mapperhof, an der rheingauer Landwehr und an dem Gebück entſtand (er wurde im J. 1649 an die von Greifenklau verkauft); Gerhard war es auch, der im J. 1174 aus den Händen Konrad's von Münzenberg den Ort Arnsburg übernahm, daſelbſt eine Colonie von Ciſtercienſern einführte, und ihr einen Profeſſen von Eberbach, den ehrwürdigen Ruthard, als erſten Abt vorſetzte (darum iſt Arnsburg bis an ſein Ende eine Tochter von Eberbach geweſen). Der Abt Arnold, ein Profeß aus Clairvaux, ließ im J. 1186 die eberbacher Kloſterkirche einweihen; die heilige Handlung wurde von Erzbiſchof Konrad I., in Beiſein der Biſchöfe Konrad von Worms, Heinrich von Straßburg und Hermann von Münſter, unter großen Feierlichkeiten vollzogen. Zu Arnold's Zeiten begann auch das Inſtitut von Ciſterz, das ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu Eberbach offenbarte, Eingang zu finden bei dem weiblichen Geſchlechte. Zuerſt entſtand das Kloſter Aulhauſen oder Marienhauſen, im Rheingau, bald darauf gründete der fromme Jüngling Eberhard, nachdem er ſelbſt als Subdiakon in den Orden aufgenommen worden, in der Nähe von Simmern das Kloſter Kumb, welches ſeine erſten Bewohnerinnen aus Aulhauſen erhielt. Der Abt Theobald, von Henriquez den Heiligen des Ordens zugezählt, und von Caesarius, lib. 6. dial. c. 4 als vir mirae abstinentiae ac disciplinae, sacrarum legum strenuus observator gefeiert, ſcheint der Begründer des klöſterlichen Hoſpitals geworden zu ſein. Er widmete dazu das von den regulirten Chorherren errichtete, von den erſten Ankömmlingen aus Clairvaux eine Zeit lang bewohnte Gebäude, und nahm von dieſem Hoſpitale der im J. 1173 von der Gemeinde Erbach geſchenkte Waldhügel den Namen Spitalberg an, den er bis in jüngere Zeiten getragen hat. Unter dieſem Abte Theobald lebten in Eberbach mehre ausgezeichnete Männer, wie der Prior Enfridus, von dem hernach, die Mönche Theoderich (Caesarius lib. 9. c. 54, Henriquez ad 12. aprilis) und Werner (Caesarius, lib. 7. c. 55, Henriquez ad 16. julii), der Converſus Ananias (Caesar. lib. 10. c. 5, Henriquez ad 18. Nov.). Theobald ſoll nach Jongelin am 24. Nov. 1213 verſtorben ſein, nach Bodmann bis zum J. 1221 regiert haben: eine Urkunde von ihm, vom J. 1219, liefert Bär II. 277. Nach Bodmann's keinem erheblichen Zweifel unterworfener Rechnung blieben demnach für Theobald's Nachfolger Konrad I. nur wenige Monate übrig, da auf dieſen, ebenfalls noch im J. 1221 Eckenbert, von dem Jongelin nichts weiß, gefolgt iſt. Jongelin, der den 18. Sept. 1226 als den Todestag des Abtes Konrad bezeichnet, läßt denſelben die Entſtehung der meiſten Frauenklöſter, die nach und nach unter die Paternität von Eberbach geriethen, erleben. Deren waren überhaupt 17, nämlich Altenmünſter, Weiße Frauen und St. Agnes, zu Mainz, Dalheim (Vallis sacra), bei Mainz, Gottesthal, Aulhauſen und Tiefenthal, im Rheingau, Nonnen- oder Marienmünſter, bei Worms, Marienkron, bei Oppenheim, Roſenthal, bei Kirchheim-Boland, S. Johann zu Alzei, Sion, in dem Oberamte Kürburg, Kumb, bei Simmern, St. Katharinenthal, in der Nähe von Creuznach, Weydas oder Marienborn, bei Alzei, Engelthal zu Ober-Ingelheim und Deynbach. Sion und Deynbach wurden von Eberbach bald wieder emancipirt, viele andere von dieſen Klöſtern erloſchen in der Reformation oder gingen durch ihre Folgen unter, aber Weiße Frauen, Dalheim, Gottesthal, Aulhauſen, Tiefenthal und Marienmünſter blieben bis auf die neueſte Zeit in ihren Verhältniſſen zu dem Pater Abbas. Es iſt übrigens höchſt wahrſcheinlich, daß der Abt Konrad I. eine Perſon mit jenem Konrad, der als Profeß von Clairvaux nach Eberbach kam, und die merkwürdige Handſchrift, Exordium magnum Cisterciense, hinterließ. Der Abt Eckenbert, deſſen Regierungszeit Bodmann auf die J. 1221 — 1224 beſchränkt, ſtellte an St. Margarethentag im J. 1226 die merkwürdige Urkunde aus, wonach das Markrecht des Kloſters von den Rheingauern in einem allgemeinen Haingerichte anerkannt worden; ſchon vorher, im J. 1225, hatte Erzbiſchof Sifried II. ihm dieſes Markrecht beſtätigt, aus Dankbarkeit für die „dilecta nobis filia Eberbacensis ecclesia, que vitulos labiorum suorum incessanter pro salute nostra Domino immolat." Der Abt Raymund, erwählt vielleicht noch im Laufe des J. 1226, erhielt durch Schenkung des Erzbiſchofs Sifried III. vom J. 1230 und 1241 das Eigenthum der neulich im Rheine bei dem Draiſerhofe und bei Reichertshauſen entſtandenen Auen, und erwarb tauſchweiſe von dem Ritter Berthold Glime eine ähnliche, bei Walluf gelegene Aue

(1240); die Aue bei Budenheim hatte das Kloſter ſich bereits im J. 1184 von Erzbiſchof Konrad I. ſchenken laſſen. Um die Bepflanzung und Urbarmachung dieſer Auen, um ihre Vertheidigung gegen Fluthen und Eisgang, erwarb ſich das Kloſter ganz beſonderes Verdienſt. Wenn viele ſolcher in alten Nachrichten aufgeführten Rheininſeln, großentheils durch die Nachläſſigkeit der Beſitzer, vorlängſt verſchwunden ſind, dergeſtalt, daß ihre Lage nicht mehr zu ermitteln, haben ſich hingegen alle Rheinauen, welche das Kloſter ſich anzueignen wußte, bis auf unſere Zeiten, ohne Ausnahme, glücklich erhalten. Durch des Erzbiſchofs Siſried III. Urkunde vom 18. Jan. 1231 wurden die Güter des klöſterlichen Hoſpitals, nämlich ein mäßiger Hof und 12 Morgen Weinberge in Winkel, von allen Abgaben befreiet, und dem nämlichen Hoſpitale ſchenkten im April 1241 die Witwe Kariſſima und ihre Schweſter Glismud ihr Haus in Boppard, ſammt allem dem, ſo Kariſſima dazu erworben hatte. Der Abt Raymund, der vielleicht eine Perſon mit dem eberbacher Mönche Raymund, der gegen das J. 1249 von dem Leben und den Wunderwerken der h. Eliſabeth ſchrieb, fand eine mächtige Stütze an dem frommen und gelehrten Prior Enfridus (Henriquez ad 26. Oct), fälſchlich auch Mefridus genannt. Enfridus ſtarb den 16. März 1246. Raymund's Nachfolger, Walther, ſaß nur fünf Jahre, erwarb aber gleich bei dem Antritte ſeiner Würde, im J. 1249, um den Kaufpreiß von 300 Mark Pfennige, der Abtei Ilbenſtatt Hof Riedhauſen, bei Dornheim, der 932 Morgen Land haltend und 10 Pflüge beſchäftigend, ſtets eine der wichtigſten eberbachiſchen Beſitzungen geblieben iſt. Walther muß reſignirt haben, denn in einer Urkunde vom J. 1263 erſcheint er als quondam Abbas unter den Zeugen Die letzte Urkunde, die er als wirklicher Abt ausfertigte, mag die vom 18. März 1254 ſein, wodurch Eberwin, des edlen Mannes Eberhard von Echzell Sohn, in das Kloſterhoſpital aufgenommen wurde, um darin zu haben „stipendium, quale uni de nostris fratribus solet ministrari,“ wogegen der Vater 11 Morgen Weinberge und einige Zinſen in Steinheim[1]), dann 5 Morgen Weinberge in Mumenheim dem Kloſter übertrug. Den 16. Aug. 1274 ſchenkte Rüdger von Öſtrich ſeine Güter zu Öſtrich und Olm, mit dem Bedinge: „ut annue in festo S. Potentianae conventui consolationem faciat, et refectionem solennem in pane triticeo, vino franconico et piscibus copiose; quicquid vero superfuerit de redditibus dict. bonorum ad usum pauperum in hospitali decumbentium convertat; quodsi non observaverit, solvet pro qualibet subtractione ecclesie S. Victoris VI. marcas; negligentem autem deferet Plebanus in Oesterrich ad Decanum et Capitulum S. Victoris“ Der Abt Ricolphus, der dieſe Stiftung annahm, erwarb auch im J. 1277, durch Kauf von denen von Kronberg und Wolfskehl, den wichtigen Bensheimerhof, bei Leeheim, deſſen 1303 Morgen das Kloſter mit 13 Pflügen bearbeiten ließ. Dem nämlichen Ricolphus ſchenkte Heinrich von Heppenheſt, ein Burgmann zu Kaub, im Februar 1258 die Hälfte des durch ſeinen vorzüglichen Wein ſattſam berühmten Gräfenbergs zu Kidrich, wozu die andere Hälfte des Berges von ebendieſem Heinrich von Heppenheſt, durch Tauſch gegen verſchiedene Weinberge zu Kaub im J. 1263 erworben wurde. Gleichzeitig mit Ricolph lebte in Eberbach der Prior Gebeno, von dem, außer einer Lebensgeſchichte des h. Ulrich's, des Biſchofs von Augsburg, auch ein Speculum futurorum temporum seu pentachordum, ein Commentar zu den Revelationen der h. Hildegard, in der Handſchrift vorhanden. Des Ricolphus Nachfolger, Johann I. wurde im J. 1290 vom Papſte Nikolaus IV. zum Conſervator der ſämmtlichen Privilegien, Freiheiten und Indulgenzen der damals überaus mächtigen Stadt Mainz beſtellt, dagegen gerieth neun Jahre ſpäter das Kloſter durch harte Zeiten und jüdiſchen Wucher in ſo arge Noth, daß der Kaiſer um Hilfe angerufen werden mußte, worauf dieſer, am 10. Dec. 1299, allen in dem römiſchen Reiche wohnhaften Juden unterſagte, von ihrem dem Kloſter gemachten Anlehen Geſuch zu nehmen. Indeſſen war die Verlegenheit nur vorübergehend, in Sparſamkeit, Nachgiebigkeit, Klugheit und häuslicher Ordnung fand die Gemeinde jetzt, wie in allen ſpätern Fällen der Art, die ſicherſten Mittel, die Wunde auszuheilen. Der Beweis für ihr freudiges Wiederaufblühen findet ſich in dem Andrange von Aſpiranten, die fortwährend in das Kloſter aufgenommen zu werden begehrten. Ihre Bitte um Aufnahme war ſo zudringlich, daß man auf Wege denken mußte, ohne eigenen Schaden ihnen zu willfahren. Man fand ſie in der Aufnahme von Pfründnern (praebendariis); der Abt Heinrich von Ciſterz erlaubte in dem Generalcapitel vom J. 1314, daß Eberbach dergleichen aufnehme, unter der Bedingniß, „Si qui devotione ducti pro aliquibus praebendis apud vos instaurandis redditus ad hoc sufficientes perpetuo vestro monasterio deputare decreverint — quot per hujusmodi redditus sine grauamine et dampno monasterii vestri sustentari et nutriri poterunt ultra numerum, vobis et monasterio vestro per vestrum visitatorem — taxatum vel taxandum.“ Nach Jongelin hätte damals, im J. 1309 —1329, Abt Peter das Kloſter regiert, in der Urkunde vom 1. Oct. 1311, worin die Beguine Eliſabeth von Idſtein, aus Kidrich, dem Kloſter verſchiedene Güter in Heimbach und Appenheim, dann was ſie in der Nähe der Kloſterhöfe Steinheim, Draiſen und Kiderich beſeſſen, ſammt 150 Mark cölniſcher Pfennige ſchenkt, wird hingegen Wilhelm als Abt genannt. Nach Jongelin wäre dieſer Wilhelm erſt im J. 1329 zur Regierung gekommen (ſollte Peter etwa abgedankt, und bis zum 11. Sept. 1329 gelebt haben?); wie Wilhelm ſelbſt in einer alten Handſchrift Doctor der Theologie genannt iſt, ſo ſcheint er auch verſchiedene gelehrte Männer um ſich gehabt zu haben. Ein ſolcher war zumal, unter den Senioren, Giſelbert, der im J. 1330 als Magiſter und Lehrer der Decrete, 1333 aber als jurium Doctor vorkommt. Durch Gelehrſamkeit leuchtete auch Wilhelm's vierter Nachfolger,

1) Das eingegangene Dörfchen zwiſchen Eltvil und Nieder-Walluf, von dem der Steinheimerhof, eine eberbachſche Beſitzung, das einzige Überbleibſel.

Jacobus de Altavilla (Eltvil), „gymnasii quondam Parisiensis decus et S. Theologiae Doctor insignis,“ ſchreibt Tritthemius. Von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nennt man Quaestiones varias Parisiis disputatas, sermones ad fratres, epistolas ad diversos, und einen ausführlichen Commentar in quatuor lib. Sententiarum, der noch um die Mitte des 17. Jahrh. in der Abtei des Dunes, in Flandern, aufbewahrt wurde. Im J. 1411, den 6. Nov., wurde ein Profeß von Eberbach, Gerhard Coci, von Papſt Johannes XXIII. zum Biſchofe von Chriſopolis geweiht. Im J. 1500, unter dem Abte Martin Reifflinck von Boppard, wurde das große Weinfaß, von 74 Fuder Gehalt, welches Abt Johann Bode, von Boppard, anfertigen laſſen, vermuthlich um ein Seitenſtück zu St. Bernhard's Faß in Clairvaux (vergl. unſ. Art. Clairvaux) zu haben, vollkommen zu Stande gebracht, und zum erſten Male am 1. Dec. gefüllt. „Hoc magnum vas ebiberunt Rinckavienses aö 1525 in tumultu rusticorum, ita ut jacuit per annos 19 vacuatum, et per D. rev. Andream Abbat. Confluent. renovatum est aö 1543; continet quartam partem mensurae praedictae. Hoc magnum vas nihil emolumenti monasterio attulit, immo plus damni, magnum nomen et vacuam bursam. Qui se exaltat, humiliabitur, et qui se humiliat, exaltabitur.“ Martin's Nachfolger, Nikolaus IV., erlebte den Aufſtand der Rheingauer, im J. 1525, der das Kloſter an den Rand des Verderbens brachte, und insbeſondere auch das Hoſpital vernichtete. Noch ſchrecklicher war das J. 1631, wo das Kloſter von den Schweden auf das Grauſamſte geplündert, und die reiche Bibliothek beinahe gänzlich zerſtört wurde. Während der Kanzler Oxenſtierna in dem geleerten Bibliothekſaal tafelte, und von dort aus die reichen Fluren überſchaute, die künftig einen Theil der Dotation des ſchwediſch-römiſch-teutſchen Reichserzkanzlers ausmachen ſollten, war der Abt Leonhard Klinckhart nach Cöln entflohen, wo er auch am 29. Nov. 1632 entſchlief und in dem Kloſter Mariengarten ſeine Ruheſtätte fand. Da auch die ſämmtlichen Capitularen ſich in verſchiedene Klöſter zerſtreut hatten, ſo verging geraume Zeit, bevor in der Perſon des Nikolaus Weinbach ein neuer Abt gewählt werden konnte. „Eberbach war,“ ſo ſchreibt Bodmann, „der Stammſitz der Humanität und des Wohlwollens gegen den Fremdling, wie gegen den Einheimiſchen; ſeine Gaſtfreundſchaft, ihm durch das Ordensinſtitut und mehre dazu eigends beſtimmte Stiftungen zum Geſetze gemacht — ſein altes, vormals in ſeinen Mauern befindliches Hoſpital und die in der Folge an deſſen Stelle getretenen reichlichen Ausſpendungen an Rheingau's Kinder der Armuth, verpflichten auch von dieſer Seite die Nachkommen, ihm den Tribut eines dank- und ehrenvollen Andenkens zu zollen. So ging demnach Eberbach mit dem Glanze der unumwölkten Sonne an einem ſchönen Sommerabende unter, und hinterließ eine ſanfte Abendröthe, welche das Gefühl von Anmuth, Dankbarkeit und Hochachtung noch lange in dem Herzen manches Biedermannes erhalten wird.“ Bei der im J. 1803 erfolgten Aufhebung der Abtei waren, außer dem Prälaten, Leonhard Müller, wenn wir nicht irren, 27 Capitularen vorhanden, darunter der gelehrte Hermann Bär. Zu unſerm Erſtaunen hat er keinen Artikel in der Encyklopädie; gleichwol werden ſeine Beiträge zur mainzer Geſchichte der mittlern Zeiten. 1. Stück. Diplomatiſcher Verſuch einer Genealogie Chriſtian's II. Erzbiſchofs zu Mainz. S. 141. 2. Stück. Natürliche Beſchaffenheit und Cultur des Rheingaus in mittlern Zeiten. Von P. Hermann Bär, des Kloſters Eberbach Prieſter und Burſirer. Mit Urkunden. S. 318. Mainz, im J. 1789 und 1790 — ſtets eine reiche Quelle von Belehrung bleiben, wenn ſo mancher Zuſammenſtoppler von einer großartigen, allgemeinen Geſchichte, ſo berühmt er auch heute noch ſein mag, längſt ſchon verſunken iſt in die wohl verdiente Vergeſſenheit. Die Abhandlung über den Rheingau insbeſondere hat ſich Bodmann in ſeinem großen Werke trefflich zu Nutzen gemacht. Der P. Bär ſtarb, wenn wir nicht irren, im J. 1815. Der Abtei jährliches Einkommen wurde zu 40,000 Fl. berechnet, eine ſehr geringe Summe, wenn man den gewaltigen Güterbeſitz, und beſonders den Werth des ſteinberger Weins betrachtet. Allein der ſteinberger Wein war zu Anfange dieſes Jahrhunderts noch nicht als der erſte unter allen rheingauer Weinen gewürdigt worden, mithin an Preiſe, wie die der letzten Jahre, nicht zu denken. Das beſte Stück von dem Jahrgange 1831 wurde, als der Wein noch kein volles Jahr alt, in der von der herzoglichen Hofkammer abgehaltenen Verſteigerung mit 2705 Fl. bezahlt. Dergleichen Stücke hatte das Kloſter in manchen Jahren 40, und darüber gewonnen: der ganze Weinberg, à 100 Morgen, iſt von einer ſoliden Mauer umfaßt. In der erſten Hälfte des 12. Jahrh. lag derſelbe größtentheils noch wüſt, und waren kaum 15 Morgen gerodet, aber ein über die Zehntfreiheit des Steinbergs entſtandener Rechtsſtreit, welcher im J. 1217 zu Gunſten des Kloſters entſchieden wurde, beweiſt, daß damals der Berg ſchon größtentheils mit Reben bepflanzt geweſen. Dieſe Pflanzung war der Mönche von Eberbach Werk, die vorher den ganzen, unter verſchiedene Beſitzer vertheilten Bezirk durch Kauf, Tauſch und Schenkung erwerben mußten. Gegenwärtig ſind die Kloſtergebäude zu Eberbach ſammt den zwei Mühlen zu einer Corrections- und Irrenanſtalt benutzt, die, trefflich geleitet, in Anſehung der ganzen Einrichtung kaum ihres Gleichen in Teutſchland haben möchte. Das Chor der prachtvollen Kirche dient der Anſtalt als Hauskapelle. Durch das Schiff führte geraume Zeit ein Fahrweg, und frevelhafte Hände hatten viele der in ſeinem Innern aufgeſtellten Grabmäler beſchädigt. Unzählige Grabſtätten mit Denkſteinen bezeichnet, geben nicht undeutlich zu erkennen, wie lieb dieſe Kirche den angeſehenſten Perſonen aus jedem Stande, Geſchlechte und Alter geworden war. Unter andern ſchlafen hier drei Erzbiſchöfe von Mainz, Gerlach von Naſſau (geſt. 1371), Johann von Luxemburg (geſt. 1373) und Adolf II. von Naſſau (geſt. 1475); an Gerlach's Grabe waren die zwei mächtigen Blaſenſteine angebracht, die ſeines Todes Veranlaſſung geworden. Auch die Grafen von Katzenellenbogen hatten hier ihr Erbbegräbniß. Außer dieſer im byzantiniſchen Styl erbauten

Hauptkirche iſt noch die alte, wahrſcheinlich aus der Zeit der erſten Stiftung, im J. 1135, herrührende Kirche, mit drei Schiffen unter einem Dache und ſehr ſchlanken Säulen, bemerkenswerth; nur die Gewölbe ſcheinen ſpäter aufgeſetzt. Das alte Dormitorium iſt leider mit vielen Wänden durchbaut. Der Capitelſaal, gegenwärtig ein Holzbehälter, möchte wol dem 15. Jahrh. angehören. Das neuere Dormitorium, etwa zwiſchen dem J. 1300 und 1400 erbaut, im Lichten 232 Fuß lang, 42 Fuß tief, fällt auf durch die ſehr eigenthümliche, vielleicht einzige Anordnung der Pfeilerreihe; niedrige, ſtarke, runde Säulen mit mannichfaltigen Knäufen tragen hohe, 20 Fuß weit geſpannte Spitzbogengewölbe, jede der zehn Säulen iſt um etwas höher, wie die vor ihr ſtehende, die erſte hat nämlich 5 Fuß 3 Zoll, die letzte 6 Fuß 5 Zoll Höhe. Steht man nun bei dieſer, ſo vermehrt ſich die perſpectiviſche, ſcheinbare Verkürzung der übrigen, und der ganze Raum erſcheint hierdurch größer; ſtellt man ſich dagegen an das andere Ende, ſo erſcheinen alle Säulen von gleicher Höhe. Unter dieſem Dormitorium befindet ſich ein ebenſo zierlicher Keller, in welchem die herzoglich naſſauiſche Domainenverwaltung einen Theil ihrer unvergleichlichen Weine aufbewahrt.

Verzeichniß der Äbte[2]).

1) Ruthard 1131 — 1157. 2) Eberhard 1158 — 1170. 3) Gerhard 1171 — 1176. 4) Arnold I. 1177 — 1190. 5) Mefried 1191 — 1197. 6) Albero 1197 — 1206. 7) Theobald 1206 — 1221. 8) Konrad I. 1221. 9) Eckenbert 1221 — 1226. 10) Raymund 1226, ſtarb den 27. Oct. 1249. 11) Walther 1249 — 1254. 12) Richolfus, erw. 1254, ſtarb den 7. Jan. 1282. 13) Johann I., ſtarb den 14. Sept. 1309. 14) Peter ſoll 20 Jahre regiert und am 11. Sept. 1329 das Zeitliche geſegnet haben. Allein er erſcheint in Urkunden bereits am 1. Oct. 1311 als Abt. 15) Wilhelm, und dieſer ſtarb den 3. Jun. 1346. 16) Nikolaus I., ſtarb den 23. April 1354. 17) Heinrich, erw. 1354, ſtarb 1369. 18) Konrad II., ſtarb den 15. Nov. 1371. 19) Jacob von Eltwil, regierte 22 Jahre, und ſtarb 1393. 20) Nikolaus II. von Boppard, ſtarb den 3. Nov. 1407. 21) Arnold II. von Heimbach, ſtarb den 31. März 1436. 22) Nikolaus III., ſtarb den 10. März 1442. 23) Thilmann, ſtarb den 7. Jul. 1456. 24) Richwin von Horchheim, ſtarb den 19. Nov. 1471. 25) Johann II. von Genßheim (Geiſenheim oder Gernsheim?) ſtarb den 20. Oct. 1475. 26) Johann III. Bode, von Boppard, ſtarb den 12. Dec. 1485. 27) Johann IV. Edelknecht, von Rüdesheim, ſtarb den 5. Oct. 1499. 28) Martin Reiffinck, von Boppard, ſtarb den 4. Oct. 1506. 29) Nikolaus IV., ſtarb den 1. Jun. 1527. 30) Laurentius, von Dornheim, ſtarb den 15. Jan. 1535, in der Abtei Knechtsſteden, woſelbſt er auch beerdigt worden. 31) Wendelin, von Boppard, ſtarb den 19. Oct. 1535. 32) Karl Pfeffer, von Mainz, ſtarb den 1. Jan. 1539. 33) Johann V., von Boppard, ſtarb den 21. Aug. 1541. 34) Andreas Boppard, von Coblenz, ſtarb den 14. Sept. 1553. 35) Pallas (Palladius?), von Speyer, ſtarb den 22. Sept. 1554. 36) Daniel von Bingen, reſignirt 1565 und lebt in ſtiller Ruhe auf dem Kloſterhofe zu Geiſenheim, bis zum 15. Febr. 1571. 37) Johann VI. Monreal, ſtarb den 2. März 1571. 38) Philipp Sommer, von Kidrich, ſtarb den 29. Mai 1600 auf dem Draiſerhofe. 39) Valentin Molitor, von Rauenthal, ſtarb den 16. Febr. 1618. 40) Leonhard Klinckhart, von Rüdesheim, ſtarb den 29. Nov. 1632, zu Cöln. 41) Johann Nikolaus Weinbach, von Lahnſtein, erw. den 18. April 1633. (*v. Stramberg.*)

EBERBACH, 1) Gemeindedorf im franzöſiſchen Departement des Niederrheins (Elſaß), Canton Selz, Bezirk Weißenburg, wird auch Neudorf genannt, liegt fünf Lieus von Hüningen entfernt, und hat eine Succurſalkirche und mit dem dazu gehörigen Eberhofe 613 kathol. Einwohner. 2) Gemeindedorf in demſelben Departement und Bezirk, Canton Wörth ſur Sauer, hat 267 kathol. Einwohner, welche ein Filial von Forſtheim bilden. Die einzige hier befindliche Lutheriſche Familie iſt an die Kirche in Morsbrunn gewieſen. 3) Kleiner Fluß im Departement des Niederrheins, welcher in einem ausgetrockneten Weiher bei Fröſchweiler (Canton Wörth ſur Sauer, Bezirk Weißenburg) entſpringt, öſtlich durch den hagenauer Forſt und bei Sufflenheim vorbeigeht, hier den Brumbach aufnimmt und ſich ein Wenig gegen Norden mit dem Sauerbach vereinigt. (Nach Aufſchlager und Barbichon.) (*Fischer.*)

EBERBACH. Eine Familie, die in Erfurt über ein Jahrhundert lang in bedeutendem Anſehen ſtand, und aus welcher einige, auch in der gelehrten Welt zu ihrer Zeit geachtete Männer hervorgingen. Der erſte, deſſen Name bekannt geworden iſt, war Georg E. Er war in Rotenburg an der Tauber um die Mitte des 15. Jahrh. geboren, ſtudirte ſeit 1471 zu Erfurt und erlangte 1483 daſelbſt die Magiſterwürde. Die mediciniſchen Studien, denen er ſich vorzugsweiſe gewidmet hatte, bildete er in Italien weiter aus, ſcheint ſich aber daſelbſt auch mit der claſſiſchen Literatur näher bekannt gemacht zu haben. Nachdem er in Italien die Würde eines Doctors der Medicin angenommen hatte, lebte er einige Zeit in ſeiner Vaterſtadt als praktiſcher Arzt (wenigſtens ſind ſeine beiden, nachher zu erwähnenden Söhne in Rotenburg geboren), lehrte

2) Nach Jongelin, mit den von Bodmann in Anſehung der erſten neun Äbte angegebenen Verbeſſerungen. Bodmann's Klage, „die Reihe der Äbte ſteht in Gallia christiana, T. V., iſt aber durchaus unrichtig," iſt von Jongelin zu verſtehen. Einem Bodmann konnte es nicht einfallen, aus der Gallia christiana die Geſchichte eines teutſchen Kloſters zu geben. Der Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen hat das wol gethan in Anſehung der cölniſchen Erzbiſchöfe, und es macht ſich ſehr ſchön, wenn wir bei ihm ſtatt eines Dietrich von Heinsberg den Grafen Dietrich von Bergen, anſtatt des Grafen Engelbert von Berg den Grafen Engelbert von Mons genannt finden (wer möchte hierin den h. Engelbert erkennen?). Gleichwol läßt auch Bodmann an wunderlichen Citaten und Beilagen es nicht fehlen. Ein herrliches Citat haben wir ihm in dem Artikel Boos nachgewieſen; nicht übel iſt auch die Beſtätigungsurkunde für Eberbach, die er S. 181 aus der Urſchrift mittheilt. Sie ſoll dem J. 1131 oder 1132 angehören, und iſt von Alexander Episcopus, servus servorum Dei, ausgeſtellt; Alexander II. ſtarb aber im J. 1073 und Alexander III. wurde im J. 1159 erwählt.

Digitized by Google

aber in der Folge nach Erfurt zurück, und wurde hier am 19. Dec. 1489 in die mediciniſche Facultät aufgenommen, deren Dekanat er mehrmals führte, ſowie er auch 1497 zum Rector der Univerſität erwählt wurde, in welcher Eigenſchaft er ſeine beiden Söhne, Heinrich und Peter, ſelbſt immatrikulirte. Ungeachtet er, ſo viel bekannt, nicht als Schriftſteller aufgetreten iſt, erwarb er ſich doch für ſeine Zeit als Arzt und als Lehrer bedeutende Verdienſte; beſonders gehörte er zu den Ärzten, welche das Studium der alten Literatur nicht nur im Allgemeinen beförderten, ſondern auch insbeſondere auf die Regeneration der Heilkunde anwandten. Seine freundſchaftliche Verbindung mit gleichzeitigen angeſehenen Gelehrten, z. B. Mucianus und Trithemius (in deſſen Briefwechſel er vorkommt), und die noch unter ſeinem Einfluſſe gediehene, wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner beiden, ſogleich mit mehren zu erwähnenden, Söhne ſind ebenfalls Beweiſe, daß er einen wiſſenſchaftlich bedeutenden Standpunkt unter ſeinen Zeitgenoſſen einnahm. Er ſtarb am 21. Jun. 1508.

Seine beiden Söhne waren, wie ſchon geſagt, zu Rotenburg, mithin zwiſchen 1483 und 1489, geboren, und ſcheinen an Alter nicht weit aus einander geſtanden zu haben. Beide wurden, wie gedacht, unter ihres Vaters Rectorat (1497) als akademiſche Bürger eingeſchrieben, ſcheinen aber nicht viel ſpäter ihre akademiſchen Studien wirklich begonnen zu haben, indem ſie 1502, ebenfalls gleichzeitig, die erſte akademiſche Würde, nämlich das Baccalaureat in der Philoſophie, erhielten. Der ältere Bruder, Heinrich E., wurde hierauf 1505, gleichzeitig mit Luther, Magiſter; zu ſeinem Hauptſtudium wählte er, nach ſeines Vaters Beiſpiele, die Arzneikunde. Um ſowol in dieſer, als in den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften ſich weiter auszubilden, beſuchte er Italien; die Doctorwürde aber erhielt er auf der Univerſität Wien, und wurde nach ſeiner Rückkehr, zu Erfurt am 25. Jun. 1512, in die mediciniſche Facultät aufgenommen, auch noch in demſelben Jahre zum Rector der Univerſität erwählt. Die mediciniſche Facultät war damals ſehr ſchwach beſetzt, und E. führte daher, ſeit dem J. 1513 erfolgten Tode ſeines damals noch einzigen Collegen Nikolaus Föchſer, das Dekanat ſieben Jahre lang allein. Im J. 1520 nahm er, um das Collegium der Facultät wieder herzuſtellen, den in Baſel promovirten D. Hieronymus Stahelin zum Mitgliede derſelben auf; weil man ihn aber hierbei einer Überſchreitung ſeiner Rechte, und einer Verletzung der Anſprüche gewiſſer älterer Doctoren beſchuldigte, ſo entſtand darüber ein weitläufiger Streit, in Folge deſſen E. ſelbſt, im J. 1521, ſeiner Stelle bei der Univerſität entſagte; doch ſcheint er ſich in der Folge wieder mit derſelben ausgeſöhnt zu haben, denn es finden ſich nicht nur Spuren, daß er ſpäter noch Vorleſungen gehalten hat, ſondern er bekleidete auch in den J. 1528 und 1529 wieder das Rectorat, während deſſen er unter andern ſeine drei Söhne, Georg, Johann und Heinrich, immatrikulirte [1]). Er ſtand auch, wahrſcheinlich von Haus aus, in Dienſten des Grafen Wilhelm von Henneberg, der ihm den Titel eines Rathes gab, und ſich ſeiner, im J. 1533, zu gewiſſen Unterhandlungen mit der Stadt Erfurt bediente. Er gehörte zu ſeiner Zeit unter die Beförderer der Wiſſenſchaften und unter die Freunde der Gelehrten; insbeſondere nennt ihn Eoban Heſſe (der ihm das dritte Buch ſeiner Silvarum zugeeignet hat) ſeinen älteſten Freund, und rühmt viele Wohlthaten von ihm genoſſen zu haben. Als Schriftſteller iſt er nicht bekannt. Sein Tod erfolgte im J. 1534.

Der jüngere Bruder, Peter E. (in ſeinen und ſeiner Freunde Briefe gewöhnlich Petrejus Aperbacchus genannt), hat durch ſeine enge Verbindung mit mehren der berühmteſten und thätigſten Gelehrten ſeiner Zeit, einen beſonders ausgezeichneten Namen in der Literaturgeſchichte erlangt. Er wurde im J. 1508 zu Erfurt Magiſter, und 1512 ebendaſelbſt Baccalaureus der Rechte, doch findet ſich in ſeinem fernern Leben keine Spur, daß er das letztere Studium weiter fortgeſetzt hätte, vielmehr widmete er ſich ganz und ausſchließlich den humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, doch ſo, daß er mehr für den geiſtigen Genuß, als für eigene Production lebte, wie denn auch ſeine ſchwächliche Geſundheit ihn von angeſtrengten Beſchäftigungen zurückhielt; ſeine geiſtigen Eigenſchaften wiſſen dagegen ſeine Freunde nicht genug zu rühmen. Mit Eoban Heſſe und Johann Crotus war er, von ſeinen Studienjahren an, durch die engſte Freundſchaft verbunden, und durch ſie wurde er wieder mit Ulrich von Hutten bekannt, der ihn ungemein hochſchätzte, und nachdrücklich, wiewol vergebens, aufforderte, das Vaterland nicht der Früchte ſeiner Studien zu berauben. Er hatte, nach dem Beiſpiele der meiſten bedeutendern Gelehrten ſeiner Zeit, auch eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Italien und insbeſondere nach Rom gemacht, aber nicht allein die literariſchen Schätze, ſondern zugleich das religiöſe und ſittliche Verderben jenes Landes kennen gelernt. An dem Reuchliniſchen Kampfe nahm er lebhaften Antheil für Reuchlin gegen die cölner Theologen; auch ſcheint er als Lehrer in Erfurt nicht unthätig geweſen zu ſein. In den J. 1515—1521 hatte ſich dort ein ſeltener Kreis gleichgeſinnter, durch Freundſchaft wie durch wiſſenſchaftliches Streben verbundener Gelehrten gebildet, in deren geſellſchaftlicher Verbindung Eoban Heſſe als der Erſte betrachtet, und mit dem Namen eines Königs beehrt wurde; dieſer aber erklärte, mit allgemeinem Beifalle, Peter E. für den Nächſten nach ſich, und gab ihm den Titel eines Feldherrn (Dux). In den folgenden Jahren, als der gelehrte Kampfplatz mehr auf das Gebiet der Theologie verlegt wurde, und die ſchönen Wiſſenſchaften aus dem Vordergrunde der gelehrten Welt, den ſie bisher faſt allein eingenommen hatten, etwas zurückgedrängt wurden, ſcheint ſich E. von dem Schauplatze der Öffentlichkeit ganz zurückgezogen zu haben; wir finden nur ſelten ſeiner gedacht, und die Ge-

1) Sein erſtgeborner Sohn, Cosmas (wahrſcheinlich nach dem bekannten Schutzheiligen der Ärzte) genannt, war bald nach der Geburt wieder geſtorben. Eoban Heſſe ſchrieb ihm deshalb ein Trauergedicht, das im Lib. III. Silvarum die dritte Stelle einnimmt. (Opp. *Eob. Hessi* Farrag. I. p. 228.)

Digitized by Google

ſchichte ſeiner letzten Lebensjahre liegt ganz im Dunkel. Nach Eoban Heſſen's Abgange von Erfurt (1526) ſcheint auch er dieſe Stadt für einige Zeit verlaſſen zu haben; denn Eoban ſchreibt aus Nürnberg, im November 1526, an Euricius Cordus, er habe gehört, E. ſei in die Dienſte des Biſchofs von Würzburg getreten[2]). Im J. 1531 lebte er wieder in Erfurt, aber mit ſehr leidender Geſundheit[3]), und ſtarb wahrſcheinlich zu Anfange des J. 1532, da Eoban Heſſe in der vorhin ſchon gedachten, im März 1532 geſchriebenen Zueignung des Lib. III. Silv. an Heinr. E., ſeines Todes als eines ganz vor Kurzem eingetretenen Ereigniſſes erwähnt. — Was von ſeinen Schriften unter ſeinem Namen bekannt geworden iſt, beſteht in Briefen und kleinern Gedichten, die ſich in den Briefſammlungen Reuchlin's, Eoban Heſſen's, Mucian's, und bei andern Schriften ſeiner Freunde und Zeitgenoſſen finden, deren Nachweiſung im Einzelnen aber hier zu weitläufig ſein würde. Sehr wahrſcheinlich iſt es indeſſen, daß er an den berühmten Epistolis obscurorum virorum, wenigſtens an dem erſten Theile derſelben, bedeutenden Antheil hat[4]). Ausgemachter iſt ſein Antheil an den bekannten Spottgedichten gegen Eduard Lee, welche durch deſſen Angriffe auf Erasmus hervorgerufen wurden, da er ſich dazu ſelbſt bekannt hat[5]).

Peter E. hatte ſich nie verheirathet. Unter den von Heinrich E. hinterlaſſenen Söhnen iſt beſonders Heinrich E. der Jüngere bekannt. Er wird ebenfalls als ein gelehrter Mann und großer Freund der Wiſſenſchaften gerühmt, wiewol er ſich nicht dem eigentlichen Gelehrtenſtande, ſondern dem Geſchäftsleben widmete. Er wurde zu Erfurt in den Stadtrath aufgenommen, und bekleidete in den J. 1561 und 1564 die höchſte Stelle eines Oberſtrathsmeiſters, in welcher er ſich um die im J. 1561 zu Stande gekommene Stiftung des evangeliſchen Gymnaſiums vorzüglich verdient machte. Er ſtarb am 22. Jan. 1567. Wie man aus ſeinem Beiſpiele ſieht, wurde alſo die in Erfurt nun mehr völlig eingebürgerte E'ſche Familie zu den dortigen rathsfähigen, oder ſogenannten Patriziergeſchlechtern gerechnet; die ſpäter lebenden Mitglieder derſelben ſchrieben ſich von E.; ob dies aber nur in Folge ihres Patrizierſtandes, oder einer wirklichen Adelsverleihung geſchehen iſt, läßt ſich nicht nachweiſen. Mit Georg von E., geb. im J. 1572, der ſeine frühern Jahre in auswärtigen Kriegsdienſten zugebracht hatte, und als Amtmann des damaligen erfurtiſchen Amtes Schloß-Vippach am 18. Febr. 1621 ſtarb, ging, da ſeine Söhne in früher Kindheit geſtorben waren, der männliche Stamm dieſes Geſchlechtes zu Ende. *(H. A. Erhard.)*

2) Dux noster, quemadmodum ajunt, episcopo Herbipolensi servit. — Norimb. XVI. kal. Decemb. 1526. In *Camerarii* Libell. nov. Epistol. fol. C, 4. 3) Nach einem Briefe Eob. Heſſen's an Joh. von Gröningen, bei *Camerarii* Narrat. de Eob. Hesso, fol. Q. 8. 4) Die Gründe, welche mich beſtimmen, ihm dieſen Antheil zuzuſprechen, habe ich in der Geſch. d. Wiederaufbl. wiſſenſchaftl. Bildung, 2. Bd. S. 403 angegeben. 5) In Eduardum Leum quorundam e sodalitate Erphordiensi Erasmici nominis studiosorum Epigrammata (Erphord. 1520. 4.). Auch Eoban Heſſe hatte daran Antheil.

Eberesche, ſ. **Pyrus (Sorbus)**.

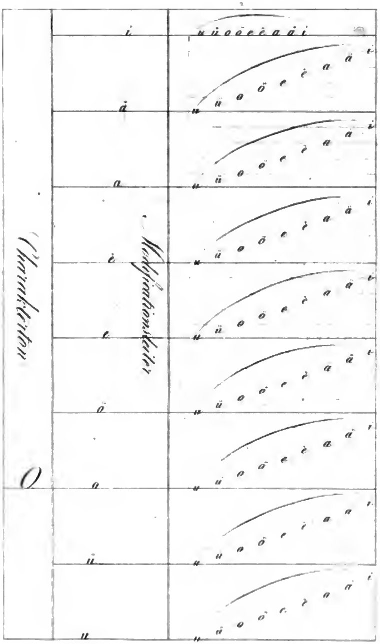
EBERGASSING, eine dem Freiherrn von Schloiſznigg gehörige Allodialherrſchaft im V. U. W. W. Niederöſterrichs, im Werbbezirke des Linieninfanterie-Regiments Nr. 49, in angenehmer, offener, ſanft geſchwungener Gegend mit dem Dorfe gleiches Namens. Dieſer Hauptort der Herrſchaft liegt am linken Ufer der Fiſcha, am Fuße kahler Ackerhügel, in waſſerreicher Umgebung, ſüdöſtlich von Himberg, und hat 59 Häuſer, 890 teutſche Einwohner, welche aus der Gegend viel Getreide, Stroh, Kartoffeln, Obſt, Kraut und Wein nach der Hauptſtadt führen, ein ſchönes herrſchaftliches Schloß mit einer ſehenswerthen altteutſchen Kapelle; eine zum Dekanat von Fiſchamend und zum wiener Erzbisthume gehörige katholiſche Localie von 815 Seelen, eine Pfarr- und Schloßkirche und eine Schule, welche unter landesfürſtlichem Patronat ſtehen; einen ſchönen Garten, ein Treibhaus und einen der ſchönſten Faſanengärten Niederöſterreichs, eine bedeutende Papierfabrik, die unter dem Namen der franzensthaler Papierfabrik bekannt iſt, und eine bedeutende Baumwollgarnmanufactur. Der Ort war urſprünglich ein Beſitzthum des alt öſterreichiſchen Rittergeſchlechts von Ebergaſſing, welches das Unter-Truchſeßamt in Niederöſterreich bekleidete, und ſchon vor einigen hundert Jahren erloſch. *(G. F. Schreiner.)*

Ende des neunundzwanzigſten Theiles der erſten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

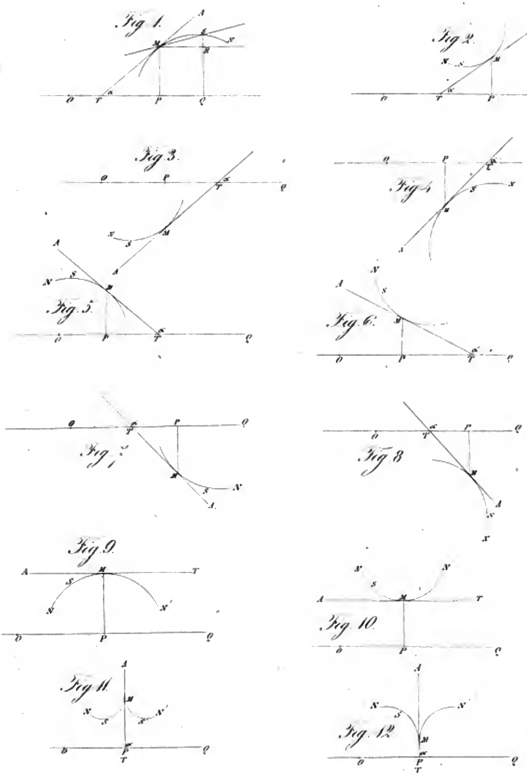
Zum Artikel Declamation



Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Artikel Differentialrechnung.



Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Artikel Ebene.

Fig. 1.

Fig. 2.

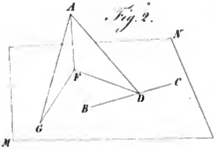


Fig. 3.

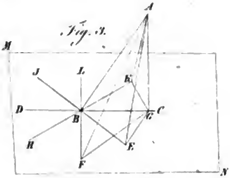


Fig. 4.

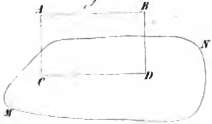


Fig. 5.

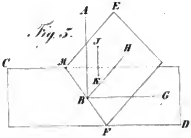


Fig. 6.

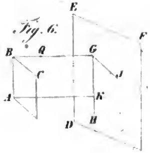


Fig. 7.

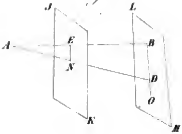


Fig. 8.

Fig. 9.

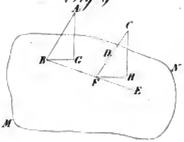


Fig. 10.

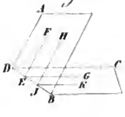
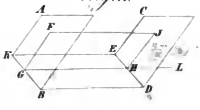


Fig. 11.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google